1905. 3191

J. Lyser's

Lieder

eines

wandernden Malers.

J. Lyser's

Lieder

eines

wandernden Malers.

Mit Compositionen

von

Becker, Dorn, Friederike Hesse, Krug,
Poley, Rastrelli und Clara Wieck.

Leipzig,
Gustav Schaarschmidt.
1834.

Der

Frau Director

Biedermann

widmet die nachfolgenden Blätter als ein freundliches
Andenken in inniger Verehrung

J. Lyſer.

Ein Lied, aus froher, freier Bruſt geſungen,
Iſt durch das ſchöne Böhmenland erklungen.
Und freundlich ward der Sänger aufgenommen
Viel treue Herzen hießen ihn willkommen.

Was mir in tiefſter Seele freudig glühte,
Ich ſah's erkannt vom edelſten Gemüthe:
Der Freiheit und der Jugend heit'res Leben.
Der Freiheit und der Jugend kräftig' Streben.

Die Blumen, die ich in den ſchönſten Stunden,
Im ſchönen Böhmenlande hab' gefunden;
Zum Kranze wand ich ſie, ihn Dir zu weihen!
Mag Gruß um Gruß den fernen Freund erfreuen.

Inhalt.

I. Der Ausflug.

		Seite
1.	Frühlings Erwachen (Prolog).	9
2.	Frühlings Mahnung.	10
3.	Hinaus!	11
4.	Freiheit.	12
5.	Die Nacht auf den Bergen.	13
6.	Der Morgen auf den Bergen.	14
7.	Reisegefährten.	
	1. Lied des wandernden Bassisten.	15
	2. Lied der wandernden Handwerksburschen. . .	17
	3. Die Prager Musikanten.	19
8.	Nächtliche Wasserfahrt.	21
9.	Neptun.	22
10.	Die Sitzung.	24
11.	Schloß Dur.	26
12.	Das schöne Brunnen-Mädchen zu Bilin.	28
13.	Mariaschein.	29
14.	Die Serenade.	31
15.	Auf dem Berzen.	33

Seite

16. Dem Fürſten Ferd. von Lobkowitz. 36
17. An Weber. 37
18. Das Dorfkirchlein. 39
19. Czernoſek. 40
20. Der Milleſchauer oder der Donnersberg bei Teplitz.
    1. Willkommen! 41
    2. Abſchied vom Berge. 42
21. Böſes Wetter. 44
22. Im Park zu Teplitz. 46
23. Im Capuziner-Kloſter. 47
24. Seume's Grab. 49
25. Auf dem Schlachtfelde bei Culm. 52
26. Jäger-Lied. 53

II. Intermezzo.

1. Malerluſt. 57
2. Rath und Lehre. 58
3. Lieder aus dem Bila-Grunde.
    1. Gruß! 59
    2. Die Schweizermühle. 60
    3. Das Schwedenloch. 61
    4. Die Herculesſäule. 62
    5. Die Felſen-Bilder. 62
    6. Das Fremdenbuch in der Sennhütte. 63
    7. Abſchied vom Bila-Grunde. 65
4. Morgengruß. 66
5. Was mir fehlet. 68

Seite

6. Fanny. 69
7. Zweifel. 71
8. Kälte über Alles. 73
9. Ich denke Dein! 74
10. Serenade. 75
11. Was nicht ſchadet. 76
12. Barcarole. 77
13. Im Volkston. 78
14. Blumenorakel. 79
15. Barcarole. 80
16. Lyda's Traum. 81
17. Ständchen. 82
18. Serenade. 84
19. Nachtgeſang. 86
20. Gondoliera. 87
21. Wiegenlied. 88
22. Am Bach. 89
23. In Sophiens Stammbuch. 90
24. Abſchied. 91

III. Die Heimkehr.

1. Walzer. 95
2. Wohin. 96
3. An Joſeph Wolfram. 97
4. Der letzte Blick bei Rollendorf. 98
5. Hellendorf. 99
6. Das Sträußchen. 100

		Seite
7.	Bergmanns-Gruß.	101
8.	Pirna.	102
9.	Glöckchen im Thal.	103
10.	Wiedersehn!	104
11.	Ei! Ei!	105
12.	Abschied vom Vaterhause.	106
13.	Neue Wanderschaft.	108
	Epilog.	110

I.

Der Ausflug.

I.

Frühlings Erwachen *).

Prolog.

„Was für ein Klingen ſo leis' und fein?" —
Schneeglöckchen läuten den Frühling ein!
Schau', wie der Himmel ſo rein und hell;
Bald nah't er ſelber, der liebe Geſell.

Befreit vom Eiſe ſind Bach und See,
Das junge Gras ſproßt in die Höh',
Und Veilchen würzen die milde Luft,
Mit ihrem ſüßen, balſamiſchen Duft.

Es wirbelt die Lerche im Aetherblau;
Es ſummen die Bienchen auf blumiger Au';
Es klingt auf den Matten des Hirten Schallmei;
Es flattern und wandeln die Wolken ſo frei.

Du ſeufzeſt? — wie? — „Nein ich athme nur!
„Athmet doch neu die ganze Natur!
„Und klingt es auch halb wie Seufzen, Freund:
„Es iſt wohl ſo ernſtlich nicht gemeint."

*) Componirt von N. Petey.

II.

Frühlings Mahnung.

Mit Blütenzweigen an's Fenſterlein
Der Frühling pochet hell!
Und lacht, und nickt und ruft herein:
„Heraus du junger Geſell! —
„Heraus! Heraus Poetelein!
„'Siſt wieder Wanderzeit!
„Was ſitzt du im trüben Kämmerlein;
„Die Welt iſt licht und weit,"

„Und wieder wach, und wieder jung:
„Ich küßt' ſie, jung und wach.
„Hinaus! hinaus, mit keckem Sprung
„Und thu's dem Frühling nach."
Und ich ſpringe auf, mit friſchem Muth:
Hinaus! Hinaus! Hinaus!
Poeten bekommt das Wandern gut;
Ade! lieb' Vaterhaus.

III.

Hinaus!

Hinaus! hinaus du junges Blut!
Schau' Morgenroth und Abendgluth,
Sie laden dich mit Zauberſchein
Zum Wandern, Wandern, Wandern! ein.

Die ſtolzen Tannen rauſchen: „Komm!“
Die Blumenglöckchen läuten fromm!
Die Bächlein murmeln traut und leis'
Manch' ſüße alte Märchenweis'.

Und Lebensluſt wohin ich ſeh'!
Im grünen Wald die Hirſch' und Reh'!
Die Heerden auf der bunten Au'!
Die Vögelein im Aetherblau.

Die Wolken, roth im Abendſchein,
Da zieh'n ſie hin! — ich hinterdrein!
Durch Gründe, über Alpenſchnee!
Und wie ich wand're flieht mein Weh. —

IV.

Freiheit.

Hinaus! hinaus in's frische Leben!
Da wird das Herz so froh so leicht.
Ist mir daheim die Wang' gebleicht;
Hinaus! das soll mir Farbe geben.

Prangt Wies' und Feld im bunten Kleide,
Verklärt des Abends Zauberschein
Den klaren See, den Buchenhain;
Verkläre mich der Freiheit Freude.

Frei bin ich! frei!! — Ihr finstern Mauern,
Ade! ihr liegt nun hinter mir!
Natur! Natur! Dir leb' ich — Dir!
Durchbebt von süßen Wonneschauern.

V.

Die Nacht auf den Bergen.

Eingehüllt in nächtlich Dämmern,
Schlummert unter mir das Thal.
Auf den Bergen, ſelig träumend,
Wandle ich im Mondesſtrahl.

Mondesſtrahlen gießen Kühle,
Mir in's wilde heiße Herz.
Um mich tönen Geiſterweiſen,
Und es flieht von mir der Schmerz.

Geiſterweiſen, Geiſterworte!
Ernſt und milde, tief und hehr.
Und der Waldbach d'runten flüſtert:
„Traure Erdenſohn nicht mehr!
„Wiegſt dich bald auf Mondesſtrahlen
„Mit den Geiſtern im Verein!“

Bei des Baches Schlummerliedchen,
Muß es ſüß zu ſterben ſein.

VI.

Der Morgen auf den Bergen.

Gebt mir Flügel! o gebt mir Flügel! —
Hätt' ich Flügel, wie flög' ich dann:
Ueber die Ströme, über die Meere,
Durch die Thäler über die Berge,
Tief in den Gründen und himmelan,

Flöge zur Heimath, — wo meine Lieben
Oft wohl des unſtätten Wand'rers gedacht;
Ach! und dahin, wo mein Liebchen wohnet,
Flög' ich leiſe, leiſe, bei Nacht.

Küßte die ſüße Schläferin, — ließ ihr
Sinnig ein Alpenröslein zurück.
Und ſie erwacht, und find't es, und flüſtert:
„Das kommt von Ihm!" mit leuchtendem Blick.

VII.

Reisegefährten.

1.

Lied des wandernden Baſſiſten.

O Geſang! — du Himmelsgabe!
Wohl mir, wohl! daß ich dich habe!
Freunde! ſagt: was ſchöner iſt?
Fröhlich, wenn auch ohne Geld!
Streif' ich durch die weite Welt,
Als Baſſiſt!
„Als Baſſiſt?"
Als Baſſiſt.

Ueberall — treff ich Verwandte!
Und bald werden wir Bekannte.
Dann beginnt ein froher Chor.
Jenen jungen zarten Mann,
Ich ſogleich ſchon lieb gewann! —
Den Tenor!
„Den Tenor?"
Den Tenor.

Jene Frau, ich muß geſtehen,
Iſt gar lieblich anzuſehen!
Dennoch ließ ſie mich erſt kalt.
Doch bei ihrem erſten Ton,
Lag ich ihr zu Füßen ſchon —
Doña Alt!
„Doña Alt?“ —
Doña Alt.

Aber — jene blonde Kleine,
Iſt die Einzige, die Eine,
Der mein Herz ergeben iſt! —
Holdes Jüngferchen Discant!
O! wie ſelig, daß Dich fand,
Dein Baſſiſt! —
„Mein Baſſiſt?“
Dein Baſſiſt.

2.

Lied der wandernden Handwerksburſchen*).

Der Handwerks-Burſch —
Muß wandern!
Widewitt! widewitt! Bum! bum.
Von einem Ort —
Zum andern!
Widewitt! widewitt! Bum! bum.
Mit Hammer, Hobel, Leiſten, Scheer',
Geht's ohne Wandern nimmermehr!
Und wer nicht wandert — Humm! —
Der bleibt ſein Lebtag dumm.
Dumm! Dumm! —
Bum, bum, bum, bum, bum, bum, bum, bum, bum.

Wir haben uns —
Beſonnen!
Widewitt! widewitt! Bum! bum!
Die Wanderſchaft —
Begonnen!
Widewitt! widewitt! Bum! bum.

*) Von Heinrich Dorn trefflich in Muſik geſetzt. Siehe: Dorn's vierſtimmige Geſänge, Leipzig 1833 bei Kiſtner.

Und als der bitt're Abſchied kam,
Das Mädel ſich's zu Herzen nahm!
Doch tröſten wir ſie — Humm!
„Drei Jahr', ſie ſind bald um."
Humm! Humm! —
Bum, bum, bum, bum, bum, bum, bum, bum, bum!

„Drei Jahr nur laß —
Mich wandern!
Widewitt! widewitt! Bum! bum!
Von einem Ort —
Zum andern!
Widewitt! widewitt! Bum! bum!
Und hab' ich dann das Meiſterrecht,
Und biſt Du mir dann nicht zu ſchlecht,
So mach' ich Hochzeit — Humm!
Du weißt es wohl: Warum? —
Humm! humm! —
Bum, bum, bum, bum, bum, bum, bum, bum, bum.

3.

Die Prager Muſikanten.

Die Prager Muſikanten,
Die ſind in allen Landen,
Bekannt und gern geſehn.
Und ſchau'n ſie auch nit zierlich,
Und redens nit manierlich,
Aufs Fiedeln,
Aufs Blaſen,
Sich Alle wohl verſtehn.

Wie Burſch' und Mädel ſpringen,
Wenn Horn und Fiedel klingen,
Im raſchen luſt'gen Tanz!
Die alten Zecher ſehen
Die Becher vor ſich ſtehen
Beim Fiedeln,
Beim Blaſen,
In doppelt ſchönem Glanz.

Und iſt genug geſungen,
Und iſt genug geſprungen,
Von Allen allzumal.
So tönt, Ihn fromm zu loben,

Den Freudengeber droben,
Wohl leiſe
Und innig
Ein herziger Choral.

Dann zieh'n wir wieder weiter —
Stets wacker und ſtets heiter
Mit uns St. Nepomuck.
Bis wir mit vollen Taſchen,
Bis wir mit leeren Flaſchen,
Mit Fiedeln,
Mit Blaſen,
Steh'n auf der Prager Bruck'.

VIII.

Nächtliche Waſſerfahrt.

(Bei Nacht.)

! welche Luſt, im ſchwankenden Kahn
uf ſpiegelnder Fluth dahin zu gleiten. —
Zu beiden Seiten
Thürmen ſich Felſen himmelan.
'ond und Sterne, mit freundlichem Schein,
lick und Kuß in die Wellen hinein!
d es locket ihr zaub'riſcher Glanz,
r' und Elfen zum luftigen Tanz.

! welche Luſt, ein Liebchen im Arm,
o Seele um Seele einzutauſchen!
Und koſend lauſchen:
Was ſie uns flüſtert liebewarm.
hmieg' o Liebchen! Dich innig an mich!
ker, heißer umſchlinge ich Dich! —
d, eh' die Wonne entſchwinden mir muß,
mich vergeben im glühenden Kuß.

IX.

Neptun *).

„Neptunus" wird dies Haus genannt,
Und Neptun hieß, wie allbekannt,
Der alte, böſe, Waſſer-Gott;
Doch dieſer Neptun, der iſt flott!

Der haßt das Waſſer, liebt den Wein,
Drum kehr' ich alle Tage ein!
Und trinke wie ein guter Chriſt,
Der weder Türk' noch Heide iſt.

Den beſten Wein, ich trink' ihn hier!
Das ſchönſte Kind credenzt ihn mir:
Die kleine, liebe Kellnerin,
Mit ihrem lieben loſen Sinn.

Mit Roſen ſchmückt ſie mir mein Glas,
Und tändelt ohne Unterlaß,
Und ſchwatzt und koſ't mit frohem Muth,
„Dieweil ihr lieber Gaſt ſo gut."

*) Gaſthaus in Teplitz.

Dein lieber Gaſt! der bleib' ich Dir!
Bleib' Du nur meine Schenkin mir!
Und wahre mir mein ſchönes Glas,
Und wahre mir das edle Naß,

Das edle Naß von Czernoſek!
Dieweil ich wandre meinen Weg;
Ums Jahr, da kehr' ich wieder ein,
Dein lieber luſt'ger Gaſt zu ſein.

Zum Abſchied noch ein Glas geſchwind!
Und einen Kuß mein ſüßes Kind!
Und einen noch, auf Wiederſehen!
Und einen noch! — „Nun laß mich gehen!“

X.

Die Sitzung *).

Kleine ſchöne Kellnerin!
Komm und ſetz' Dich zu mir hin.
Laß mich ſeh'n Dein hold Geſicht,
Doch Du ſieh ins Aug' mir nicht.

Strahlen Deiner Aeuglein Stern'
Mir ſo hell, wohl hab' ichs gern!
Doch dann iſt's — ich ſag' es frei:
Mit dem Malen iſt's vorbei.

Schauſt Du mich ſo ſchelmiſch an,
Iſt es ſchnell um mich gethan.
Hab', wie jedes Mädchen weiß,
Ja kein Herz von Stein und Eis.

Nein fürwahr, Du ſchönes Kind,
S'iſt zum Lieben leicht geſinnt.
Soll ich malen drum in Ruh;
Thu' die Aeuglein lieber zu.

*) Componirt von N. Petry.

Bravo ſo! Nun ſitze ſtill,
Und wenn etwa neigen will,
Sich zur ſüßen Bruſt Dein Haupt,
Sey's zu richten mir erlaubt.

Hab' ich Dich dann treu gemalt,
Wird mir ehrlich auch gezahlt:
Spendeſt mir, wie jede muß,
Kühlen Wein und einen Kuß.

XI.

Schloß Dux *).

Seid mir gegrüßt, ihr freundlich hellen Zinnen!
Du ſchönes Schloß! — Du edler Herr! dadrinnen.
Beim Guten und Schönen muß man weilen!
Drum will ich nicht ſo raſch vorüber eilen.

Es grüßen mich die alten Wappenſchilder!
Es ſeh'n mich an die ernſten Ahnenbilder!
Und alte Zeiten, alte Helden tauchen,
Lebendig auf vor des Beſchauers Augen.

Auch ſelt'ne Ding' aus nah und fernen Landen,
Zuſammen ſich in dieſem Hauſe fanden,
Die mag, wer will, nach Herzensluſt beſchauen
Und an vergeldten Schriften ſich erbauen.

Mich treibt es in den ſchönen Frühlingsgarten,
— (Man ſieht's, wie liebend ihn der Herr mag warten!) —
Das iſt ein Blühen, iſt ein Glühen, Prangen!
Von Gottes friſcher freier Luft umfangen.

---

*) Fürſtlich Waldſteiniſche Herrſchaft in Böhmen.

Da wandelt ernſt und milde in den Gängen
Ein Mann! — der Garten tönt in froben Klängen!
Er iſt's, den alle Guten kennen müſſen!
Wohlauf! den edlen Fürſten zu begrüßen.

XII.

Das ſchöne Brunnen-Mädchen zu Bilin.

Sauerbrunnen ſoll ich trinken!
Schnödes Waſſer — welche Pein.
Und damit es gehe, miſcht Sie
Wein und Zucker mir hinein.

Kleine, ach! es will nicht munden!
Gib mir lieber einen Kuß;
Daß ich hurtig mag geſunden,
Ohne Waſſer und Verdruß.

XIII.

Mariaſchein.

1.

Ei! wie wogt es auf den Gaſſen!
Welch' ein fröhliches Geſchrei!
Lauter ſchöngeputzte Leute,
Drängen ſich an mir vorbei.

Von den Hüten junger Burſchen
Flattern luſtig bunte Bänder!
Weiß gekleidet ſind die Mädchen,
Blumen ſchmücken die Gewänder.

Blumenkränze in den Locken,
Blumenkränze in den Händen,
Eilen Große, eilen Kleine,
Sie der Königin zu ſpenden.

Jener Kön'gin hehr und milde,
Keine iſt ſo hehr und rein,
Als die gnadenreiche, heil'ge
Jungfrau von Mariaſchein.

2.

In der Capelle.

Die Feier-Glocken klingen,
Und Engelsſtimmen ſingen:
„Gegrüßt ſei'ſt Du Marie.“ —
Und Weihrauch-Düfte wallen,
Durch die geweihten Hallen,
Und alles ſinkt auf's Knie.

Und Alle blicken ſinnig,
Und Alle beten innig:
„Maria ſei gegrüßt!
„Es ſtrahlt Dein Bild, Du Reine!
„Verklärt im heil'gen Scheine,
„Vom Himmelslicht geküßt.“

XIV.

Die Serenade.

Mit den Prager Muſikanten
Wandert' ich durch's ſchöne Land!
Fort, durch Städte und durch Städtchen:
Und viel ſchöne Frau'n und Mädchen
In dem ſchönen Land' ich fand.

Doch die Schönſte aller Schönen,
Hab' ich endlich hier gefunden.
Unſre Augen, unſre Lippen,
O! wie ſind ſie feſt verbunden.

Süßes Spiel mit Wort und Blicken,
Die kein Lauſcher weiß zu deuten!
Welche Wonne, welch' Entzücken
Wird die Schönſte mir bereiten?

Mit den Prager Muſikanten
Zieh' ich Abends durch die Gaſſe,
Vor dem Hauſe meiner Schönen,
Und ſie lauſcht den ſüßen Tönen,
Die ich ſchmeichelnd werben laſſe.

Endlich klingt das helle Fenſter,
Und ich ſchwinge mich hinein!
Weiche Arme mich umſchlingen!
Und die Töne draußen ſingen
Uns in ſüßen Taumel ein.

XV.

Auf dem Berſen. *)

Hoch auf der Kuppe des Felſens ſtand ich im Abendglühn,
Tief unter mir zogen die Nebel,
Und Dämmrung umhüllte das Thal.

Still und feierlich alles umher!
Vom Kirchthurm herauf nur
Tönte leiſe
Der Abendglocken harmoniſch Geläut.

Ich ſchau'te hinauf — ich ſchau'te hinab,
Und es wallte mein Herz
In Andacht und Liebe.

Ja, ich liebe! ich liebe!
Ich liebe Dich, prangende Erde!

Ich liebe! ich liebe!
Ich liebe Dich, glühendes Abendroth!
Ich liebe! ich liebe Dich,
Tiefblauer Himmel!

*) Ein hoher Felſen bei Tilin, der in ſeiner Form lebhaft an den Montſerat erinnert. Die Ausſicht von ſeiner Spitze, beſonders bei Sonnenuntergange, iſt entzückend.

Und euch ihr ewigen Sterne,
Die ihr herabſchau't ſo lächelnd und mild,
Euch lieb' ich wie meine Sele.

„Und was ſonſt noch?“ tönt's neben mir
Mit Nachtigallenlaut.

Ich wende mich, und vor mir
Steht Sie! —
Und ſchaut mich an,
Mit Augen
Wovor die ewigen Sterne erlöſchen! —
Mit einem Lächeln,
Wie es weiter die Erde nicht hat: —

„Und was ſonſt noch, unſtätter Wandrer! —
„Was ſonſt noch
„Liebſt Du?“

Ich ſage kein Wort! — im Anſchau'n nur
Bin ich verloren — doch ach!
Wie pocht mein Herz!! —

Sie ſieht mich!
Sie hört es, das Schlagen des Herzens!
Und mich umſchlingend
Feſt und innig,

Preßt ihre Lippen ſie
Auf die meinen, und flüſtert:
„Du liebſt mich! Du liebſt mich!“

Und einmal noch aufflammt
In Weſten das Abendroth.

XVI.

Dem Fürſten Ferd. von Lobkowitz.

Wer Dir ſich nah't, der muß es wohl empfinden,
Wie adelig und groß des Fürſten Walten,
Der weiſe ſtrebt, das Schöne zu geſtalten,
Und mit dem Guten innig zu verbinden.

Was Du, zum Wohl ſo Vieler, ließeſt gründen,
Es wird ſich feſt und ſegensreich erhalten!
Das Aechte, Wahre trotzet den Gewalten,
Muß alles ſonſt im Zeitenſturme ſchwinden.

O möge lange noch die blühn'den Auen,
Die Du verſchönt, Dein theures Auge ſchauen,
Dein edles Fürſten-Auge rein und licht!...

Und wird dies Wort Dich freundlich einſt begrüßen,
So magſt Du Fürſt! — ſo mag die Welt es wiſſen:
Daß es ein fremder freier Wand'rer ſpricht.

XVII.

An Weber.

(Den Schöpfer der Anlage auf der Kuppe des Donnerberges.)

Hab' Dank, Du ſchlichter braver Mann!
Du haſt ein gutes Werk gethan:
Wo alles ſonſt nur öd' und graus,
Da bau'teſt Du ein gaſtlich Haus.

Ein gaſtlich Haus von Holz und Moos —
Und in dem Gärtchen blüht die Roſ'!
Und unter Haus und Gärtchen hin
Die goldnen Abendwolken ziehn.

Wie glüht und prangt des Berges Haupt!
Wer's nimmer ſah, es nimmer glaubt!
Und wer es ſieht, der weiß es kaum.
Iſt's Wahrheit? iſt's ein holder Traum?

Lang' bin ich auf dem Berg verweilt,
Von Fels zu Fels ſind wir geeilt!
Du theilteſt mit mir Salz und Brod, [1])
Und ſtießeſt an: „es lebe Gott!“ [2]).

„1) Du theilteſt mit mir Salz und Brod!“ In Böhmen herrſcht auf dem Lande durchgehends die Sitte: dem Ankommenden ungefordert Salz und Brodt zu reichen.

2) „Es lebe Gott!“ einen Toaſt, ſehr gewöhnlich in Böhmen. Le-

Leb' wohl, Du braver ſchlichter Mann!
Nimm froh mein ſchlichtes Liedlein an!
Bis an Dein ſpätes, ſel'ges End'
Das Glück ſich nimmer von Dir wend'.

ſonders beim Glaſe im Freien, wenn ein Paar ſich befreundet. Ueberhaupt findet ſich in Böhmen wenig oder nichts von jenem finſtern Catholicismus, wie ich ihn oft am ſchönen Rheinſtrom, leider! fand. Die Religion und ihr Cultus haben einen durchaus heitern Charakter, und mit Vergnügen werde ich mich der Bekanntſchaften, die ich zu Brüx Oſeg ꝛc. machte, erinnern.

XVIII.

Das Dorfkirchlein.

Friedhof ſtill, und Kirchlein hell,
Unter Ulm und Weiden! —
Wenn ich einmal ſchlafen will,
Sollet ihr das Bettlein kühl
Mir daſelbſt bereiten.

Hab' das Plätzchen ſchon gewählt,
Bei dem Ritterſteine,
Wo, von Abendgluth beſtrahlt
Kirch' und Friedhof ich gemalt
Einſam und alleine.

Will dafür ein frommes Bild
Auch dem Kirchlein malen,
Und die Maid, die's Herz mir füllt,
Soll, ſo lieb ſie iſt und mild,
D'rauf als Heil'ge ſtrahlen.

XIX.

Czernoſek.

Dieſes Dörfchen lob' ich mir! —
Welch ein edler Wein reift hier!
Duftig, feurig, rein, wie Gold,
Solchem Weine bin ich hold.

Matt und müde kehrt' ich ein,
Und ich trank von dieſem Wein.
Und mit neubelebter Kraft,
Seh' ich fort die Wanderſchaft.

Aber eh ich ſcheid' von hier,
Schreib ich an die Wirthshaus-Thür,
Daß es Jeder leſen kann,
Dankbarlichſt mein „Est! Est!“ an.

Jeder, der ſich d'rauf verſteht,
Sicher nicht vorüber geht,
Sondern trinkt erſt einen Becher
Von dem ächten Czernoſeker.

XX.

Der Milleſchauer oder Donnersberg bei Teplitz.

1.

Willkommen!

Euch grüßt des Donnerberges Höh':
„Willkommen! Willkommen!"
Werft ab der Erde Sorg' und Weh!
„Willkommen! Willkommen!"
Hier weh'n die Lüfte friſch und frei,
Hier wird das Alte jung und neu:
„Willkommen! Willkommen."

Du fremdes, ſchöne blonde Kind!
„Willkommen! Willkommen!"
Du greiſer Alter brav geſinnt,
„Willkommen! Willkommen!"
Du Mann voll Kraft und Lebensluſt,
Ein treues Weib an treuer Bruſt,
„Willkommen! Willkommen!"

Und wer alleine kommt daher,
„Willkommen! Willkommen!"
Ob Heimath ihm das Land, ob Meer;
„Willkommen! Willkommen!"

Geſegnet ſey euch jeder Schritt!
Bringt nur ein reines Herze mit!
„Willkommen! Willkommen!“

2.

Abſchied vom Berge.

Leb' wohl du Berg ſo groß und ſchön!
Hab' dich in aller Pracht geſeh'n.
Kein guter Menſch wohl kommt herauf,
Dem nicht das Herz hier ginge auf.

Du ragſt ſo kühn, du ſchau'ſt ſo klar,
Wer weiß, wie viele tauſend Jahr,
Der kleinen Menſchen Treiben an;
Haſt wohl nicht immer Freude d'ran.

Denn hüllt auch dich oft Nebel ein,
Bald flieht er vor der Sonne Schein.
Doch in den Thälern laſtet er,
Ach, allzu dauernd und zu ſchwer!

Wann wird er aus dem Thal verbannt?
Wann wird es licht und frei im Land?
Das Volk ſo brav! das Land ſo ſchön!
Soll's nie die reine Sonne ſehn.

O donn're d'rein du Donnersberg!
Zerſchmett're jeden neid'ſchen Zwerg!
Dem Nacht und Nebel Wonne iſt,
Dieweil er Zwerg, — du Rieſe, biſt.

XXI.

Böſes Wetter.

1.

An dem Donnersberge hängen
Dichte ſchwarze Wolkenmaſſen,
Und ſie wälzen und ſie drängen,
Und ſie ſuchen ſich zu faſſen.

Plötzlich fährt der Sturm dazwiſchen,
Und hernieder ſtürzt der Regen,
Heißa! wie die Blitze ziſchen,
Unter Donners lauten Schlägen —

Mitten auf dem Wege wandr' ich!
Mir vorüber rollen Wagen.
Roß und Reiter, beide ängſtlich! —
Wettend mit der Wind'sbraut jagen.

Lauter tönt des Donners Krachen,
Schaurig brüllt's das Echo wieder,
Doch ich wand're fort mit Lachen,
Singend meine Wanderlieder.

2.

Naß, wie'n junger Kater, bin ich
In dem Gaſthof angekommen,
Und des Wirth's verliebte Tochter
Hat mich in Empfang genommen.

Schürrte an ein großes Feuer,
Daß ich trock'ne meine Kleider.
Doch ich leerte eine Flaſche,
Und dann ging ich hurtig weiter.

Lieber trag' ich naſſe Kleider,
Wär's auch noch einmal ſo kalt,
Eh' daß ich mit Dir charmire
Zärtlich Kind, dieweil Du — alt.

XXII.

Im Park zu Teplitz.

Das Gewitter iſt vorbei!
Und im warmen Maienregen
Spendete der Herr auf's neu'
Seiner Erde ſeinen Seegen.

Alſo ſchließt des Tages Lauf,
Und die Nacht ſenkt ihre Flügel,
Freundlich kommt der Mond herauf,
Schaut ſich in des Sees Spiegel.

Ueber, um mich, neben mir
Süßes Flüſtern, Elfen-Reigen!
Und ich liege ſelig hier
Unter alten grünen Eichen.

XXIII.

Im Capuziner Kloſter.

(Brür.)

Zu den frommen Capuzinern
Lenkt' ich endlich meine Schritte!
Und fürwahr, ich kann euch ſagen:
Mir gefiel's in ihrer Mitte.

Wurde freundlich aufgenommen,
Und für ein klein bischen Malen
Thäten ſie mit guter Pflege,
Geiſtig, leiblich mich bezahlen.

O! ſie gaben mir den Glauben:
Daß noch Wahrheit exiſtiret!
Wahrer Wein! — und daß bei'm Faſten
Keiner an Gewicht verlieret.

Und ſie gaben mir den Glauben:
Daß bei Beten und Caſteien
Sich ein wack'rer Capuziner
Mag des Lebens doch erfreuen.

Und ſie gaben mir den Glauben:
An ein Daſein ſel'ger Geiſter!
O! ich faßte deine Lehren,
Braver Bruder Keller-Meiſter.

Doch, ſie ließen mich auch wiſſen:
Daß ſie keine Heuchel-Diener!
Und d'rum lob' ich, und beſing' ich,
Meine wackern Capuziner.

XXIV.

Seumes Grab*).

Fort, aus der heitern Geſellſchaft
Hatt' ich mich geſchlichen,
Denn ſeltſame Wehmuth
Zuckte mir plötzlich durch's Herz.
Worüber? —
Was weiß ich's! — alte Gedanken
Von Heimath und Glück, ſie tauchen
Wohl oftmals ohn' unſern Willen
Hervor aus den Gräbern,
Wo ſie ſchlummern ſollten,
Wie Alles, was dem blühenden Leben
Feindlich und höhnend entgegentritt.

Ich ging durch die Gärten und Wieſen!
Purpurroth
Brannte der weſtliche Horizont!
Kühlende Lüftchen
Ließen erklingen die Wipfel der Bäume;
Die Büſche und Gräſer
Stimmten mit ein, ſie ſangen
Ihr Abendlied!
Und vom Friedhof her
Summte das Todtenglöckchen dazu.

*) Auf dem Friedhofe bei Teplitz.

Hin zog mich's zum Friedhof!
Da ſtand ich bei der Capelle — vor mir
Erhob ſich ein Eichbaum — ſeine Zweige
Liebend ausbreitend über einen
Einfachen Grabſtein.

Und auf dem Grabſtein las ich den Namen:

„Seume."

Eines Mannes Grab hab' ich geſeh'n!
Und heilige Erde
Nehm' ich mit von dem Grabe,
Und ein Eichenblatt,
Das vor mir niederfiel.

Theure Zeichen einer würdigen Stunde!
Ich will euch tragen mit mir,
So lang' ich wand're.

Und ſo oft ich euch anblicke, will ich mir ſagen:
„Eines Mannes Grab hab' ich geſeh'n!"
Und will ſtreben:
Selber ein Mann zu ſein, ſo lang' ich wand're.

Schmücke mein einſames Grab auch nimmmer ein Denkſtein,
Breite kein Baum ſeine grünenden Zweige
Je d'rüber aus — Was ſchadt' es!

Das herrlichſte Denkmal des Mannes bleibt immer
Zu leben in der Erinnerung würdiger Männer.
Und mehr als alle prunkenden Monumente
Sagt das Manneswort:
„Er war ein Mann.“

XXV.

Auf dem Schlachtfelde bei Culm.

Hier iſt das Feld! hier floß das Blut
Der Deutſchen für das höchſte Gut.
Froh, ihre Freiheit zu erringen,
Dem Tode ſie entgegen gingen.

Hier brach ſich des Erob'rers Macht!
Recht ſiegte in gerechter Schlacht!
Und jubelnd klang die frohe Kunde:
„Deutſchland wird frei!“ von Mund zu Munde.

Sieh, jene Monumente ſtehn,
Im Thale dort, und auf den Höh'n!
Von deutſcher Liebe ſie Dir ſagen
Für Land und Fürſt in blut'gen Tagen.

Hoch auf der Säule ſieh' den Aar,
D'runten den Leu'n — ſie zeugen wahr,
Wie Deutſche löwenmüthig rangen,
Daß ſie zum Licht der Freiheit drangen.

„Ich ſeh' die Monumente ſteh'n
Wohl in dem Thal und auf den Höh'n.
Das Feld hat reiche Saat empfangen!
Wie aber iſt ſie aufgegangen?!“ —

XXVI.

Jäger-Lied.

Meinem Freunde dem Förſter Stolz zu Koſtenblat gewidmet.

Glück auf! Glück auf! du grüne Waldesnacht!
Glück auf! Glück auf! mit hellen Waldhorn-Klängen.
Wie hebt ſich froh und frei die Bruſt!
Was gleicht der kecken Weidmannsluſt? —
Wer ſchau't, wie wir, der Erde ſchönſte Pracht?
Wem lacht ſie ſo, wie uns, auf allen Gängen?

Tarrah! Tarrah! die Büchſe von der Wand!
Hinaus zum Wald! es winkt uns reiche Beute.
Dem Wilde hilft nicht Flucht und Liſt!
Der Weidmann Fürſt des Waldes iſt.
Scharf iſt ſein Blick und ſicher ſeine Hand!
Und kühn und liſtig ſeine treue Meute.

Joho! Joho! Glück auf! kaum flieht die Nacht,
Kaum flammt im Oſt des Frühroth's erſtes Gluhen,
Tönt Hörnerruf ſchon durch den Wald!
Der Fänger blitzt! die Büchſe knallt!
Joho! Hoho! und immer auf Jagd!
Hier, und daheim, wo ſchöne Röslein blühen.

II.

Intermezzo.

I.

Malerluſt.

Zu ſingen und zu malen
Iſt meines Lebens Luſt!
Die Töne und die Farben
Sind eins in meiner Bruſt.
Und ſollt' ich Eines laſſen,
Ging's mit dem Andern nicht!
Es findet ſich zum Bilde
Mir immer das Gedicht.

Der Blumen ſüßes Leben,
Des Maienhimmels Pracht,
Der Mädchen Roſenwangen,
Der Liebe Wonnenacht;
Und Himmelsluſt und Wehe
Im Buſen mir erglüh'n! —
D'rum: was ich nicht kann malen,
Das mag im Liede blüh'n.

II.

Rath und Lehre.

Wißt ihr, was das Leben uns verſüßt? —
Wenn man fleißig trinkt und ſingt und küßt!
Wehrt ſich auch das Liebchen — mögt mir's glauben:
Läßt ſie ſich doch gern ein Küßchen rauben.
D'rum: wenn euch ein ſchönes Mädchen grüßt,
Sei es, Brüder! ſchnell von euch geküßt.

Amor, Bachus gehen Hand in Hand! —
Ehret würdig dieſes ſchöne Band!
Nimmer winke euch umſonſt der Becher!
Froher Muth belohnt den wackern Zecher.
Und ob nimmer ſonſt auf dieſem Rund,
Freiheit glänzt uns auf des Bechers Grund,

Wenn das Auge flammt, die Wange glüht,
O, dann ſingt ein frohes, lautes Lied!
Herrlich iſt's, wenn helle Gläſer klingen!
Schöner noch, ein ſchönes Kind umſchlingen!
Doch zu krönen unſ're höchſte Luſt,
Tönt ein Lied aus freier, voller Bruſt.

III.

Lieder aus dem Bila-Grunde.

1.

Gruß!

Gegrüßt ſei mir mit Herz und Mund,
Mit Herz und Mund, du Wunder-Grund!
Mit deinen kühnen Felſenhöh'n,
So drohend ſtolz und doch ſo ſchön!
Mit deiner Echo Widerhall,
Und deiner Bila wildem Fall.

Gruß deiner Höhlen Schauernacht!
Und deines Blumenteppichs Pracht,
Und deinem ſüßen Mondenlicht,
Das durch die Felſenſpalten bricht.
Was flüſtert dort im Erlenhain?
Es wird die Elfen-Weiſe ſein!

Es wird die Elfen-Weiſe ſein!
Sie tanzen ihren Ringelreig'n,
Um eine junge Elfen-Braut,
Die wird mit ihrem Schatz getraut!
Da währ't die Luſt die ganze Nacht,
Bis daß der junge Tag erwacht.

Bis daß der junge Tag erwacht,
Dann wird das Pärchen heimgebracht,
Ein Lilienkelch das Brautbett iſt,
Vom erſten Frührothſtrahl geküßt,
Und ſchau! die bleiche Lilie glüh't,
Wie eine junge Roſenblüth'.

Und wo das Feſt geweſen iſt,
Und wo das Bräutchen ward geküßt,
Im Erlenhain, im Bila-Grund,
Singt eine Nachtigall zur Stund';
Daß ſelbſt die Felſen es verſtehn,
Und liebeträumend niederſehn.

2.

Die Schweizermühle.

Und wenn Du, mein Wand'rer, gewandert biſt
Durch Moor, über loſes Geſtein,
Durch Höhlen und Sträucher 'ne gute Friſt,
So kehr' in die Mühle ein.

Und ſage dem braven Müllersmann,
Dem Geisler: „ich ließ' ihn grüßen!
„Und er ſolle ſich Deiner nehmen an,
„Und die Wanderſchaft Dir verſüßen.“

Dann bringt er, gib Acht! Dir ein gutes Glas Wein,
Und Schinken und blaue Forellen,
Und Käſe und Brod und Butter dazu,
Und was Du magſt immer beſtellen.

Und Er und die Müll'rin erzählen Dir
Von mir, und mich lobet ihr Mund! —
Und rufſt Du „Lyſer!“ heult freudig ſogar
In der Hundehütte der Hund.

3.

Das Schwedenloch.

Hinab nur in den tiefen Schacht,
Nur immer unverzagt!
Nur immer friſch gewagt!
Der Wunder viel birgt dieſe Nacht.

Zu lange währt die Reiſe nicht,
Bald geht es wieder herauf!
Und Du rufſt freudig: „Glück auf!
„Du freie Luft, du Tageslicht!“

4.

Die Herculesſäule.

Starr ragen die Herculesſäulen da,
Und dünken ſich faſt dem Himmel nah,
Und können doch nimmer den Himmel erreichen —
Sie haben auf Erden viel ihres Gleichen.

Ich bin ſo klein nur! — doch hab' ich ein Herz!
D'rinn wohnt ein großer, gewaltiger Schmerz,
Der reißt mich empor, mit dem Aar um die Wette,
Wohl über die höchſte Alpenkette.

Der Schmerz, gilt dem deutſchen Vaterland,
Iſt vielen deutſchen Männern bekannt!
Und lebt vielleicht noch manch' Herze fliegen,
Wenn längſt dieſe Säulen in Trümmer liegen.

5.

Die Felſen-Bilder.

Auch Paſtoren kannſt Du ſehen
Dort als Felſenbilder ſtehen!
Nonnen, Gänſe und daneben
Teufelsfratzen nach dem Leben.

Burgestrümmer fehlen nicht!
Und wie unſer Führer ſpricht,
Liegt dort gar die Kaiſerkrone,
Aber, leider Gottes! — ohne
'S große mächt'ge Kaiſerhaupt,
Das der Satan hat geraubt.

Wolken ſich zuſammenballen!
Schwere Regentropfen fallen! —
Laß die Felſenbilder ſtehn,
Und uns heim zur Mühle gehn.

6.

Das Fremdenbuch in der Sennhütte.

„Du biſt traurig Freund?" Ach nein! —
'S fiel mir nur ſo manches ein. —
Gib das Fremdenbuch, daß ich
Wieder d'ran erheit're mich.

Tolles Zeug ſteht hier zu leſen!
Mädchen, die einſt jung geweſen,
Klagen um den Ungetreuen,
„Und die kurze Zeit des Maien."

„Muſikuſſen“ ohne Geld,
Scheinet trüb' die ganze Welt!
Und ein Dresd'ner Ladendiener
Declamirt als Jacobiner.

Pedagogiſten klagen ſehr:
„Ganz abſcheul'ger Weg, auf Ehr'!“
Und ein Schulmann iſt gerührt
„Daß er Gottes Größe ſpürt.“

Eine Frau bemerkt naiv:
Daß ſie mit dem Mann hier ſchlief,
„Doch im Schlafgemach war Zug!“
Baſta! — ſchließe zu das Buch.

7.

Abſchied vom Bilagrunde.

Ade! Ade!
Bis ich dich wiederſeh'. —
Auf die Berge, auf die Berge,
Auf die Berge will ich ſteigen!
Aus dem tiefen Dämmergrunde,
Aus dem träumeriſchen Schweigen,
In die laute, lichte Höh'!
Ade! Ade!

Ade! Ade!
Bis ich dich wiederſeh'! —
Auf die Berge, auf die Berge,
Wo die wilden Bäche rauſchen,
Wo die freien Lüfte wehen,
Will ich freien Klängen lauſchen,
Frei ſelbſt, ſingen auf der Höh'! —
Ade! — Ade.

IV.

Morgen-Gruß.

Nach Shakspeare.

Horch! — Horch! — Die Lerch' am Himmelsthor! —
Und Phöbus neu erwacht,
Tränkt seine Roſſ' am Blumenflor,
Mit kühlem Thau der Nacht.
Der Ringelblume Knospe ſchließt
Die gold'nen Aeuglein auf!
Bei allem, was da reizend iſt,
Du ſüßes Kind, wach' auf!
Wach auf'! — wach' auf.

Komm! komm! — der Frühling iſt erwacht!
Das Brünnlein rauſchet ſchnell.
Und neu in duft'ger Blütenpracht,
Strahlt Alles rings ſo hell.
Der Kukuk ruft, das Bienlein ſchwärmt,
Und alles freuet ſich!
Wird Dir das Herzchen nie erwärmt,
Du ſpröde Maid! für mich? —
Für mich? — o ſprich!

Sprich! — ſprich! — o ſag's im ſüßen Ton,
Wie ihn die Liebe kennt:
Verrieth es Dir mein Auge ſchon,
Was meine Seele nennt? —
Das Herzchen pocht, und höher glüht
Der Wange Roſenſchein!
O komm doch! eh' der Lenz entflieht,
Komm holdes Kind! ſei mein!
Ich Dein! — Du mein!

V.

Was mir fehlet.

Weißt Du Kleine, was mir fehlet,
Warum ich ſo traurig bin?
Ach! das böſe, böſe Wörtchen
Kommt mir gar nicht aus dem Sinn.

Jenes Wörtchen, das Du ſpracheſt,
Als um Liebe ich gefleht:
„Ich bin Braut ſchon, und mein Herzchen
„Euch nicht mehr zu Dienſten ſteht.

O, ſei Braut, und werde Weibchen!
Nicht beneid' ich Deinen Mann,
Wenn ich Dich als Dichter lieben,
Küſſen und beſingen kann.

VI.

Fanny.

Fanny! du haſt mir es angethan,
Daß ich nichts mehr denken und dichten kann,
Als immer nur Fanny! Fanny!
Fanny! ruf' ich, wenn ich aufſteh',
Fanny! wenn ich zu Bette geh',
Fanny! Fanny! Fanny!

Mal' ich was, wird dein Geſicht daraus,
Du ſchau'ſt zu jedem Fenſter heraus!
Ueberall nur Fanny! Fanny!
Die Bächlein murmeln den Namen Dein,
Die Vög'lein fallen im Tutti ein:
Fanny! Fanny! Fanny!

Geh' ich in die Kirche hinein,
Und läuten die Glocken noch ſo rein,
Ich höre nur: Fanny! Fanny!
Und predigt der alte Paſtor noch ſo fromm,
Mir iſt's immer als rief er: „Komm!
„O komm! zu Fanny! Fanny!“

Ich lüg' nicht! es iſt wahrhaftig wahr:
Der alte betrunkene Nachtwächter ſogar
Schrei't: „Fanny! Fanny! Fanny!“
Und „Fanny!“ ruf' ich, und ſchlafe ein,
Und träume: denkſt Du denn immer mein?
O Fanny! — Fanny! Fanny!

VII.

Zweifel.

Du glaubſt nicht, daß ich Dich liebe,
Weil heiter ſtets mein Geſicht!
Und weil mein Mund nur tolle
Und luſtige Dinge ſpricht.

Und freilich: wenn And're lieben,
So werden ſie ſentimental.
Und reden „von Mond und Sternen"
Und „Fernen" und ihrer „Qual."

Was ſollen mir Mond und Sterne,
Wenn mir Dein Auge lacht?
Was Fernen, wenn Deine Nähe
Meine Lieb' ſtets neu entfacht?

Soll ich meine Qualen ſchelten?
Sie ſind ja mein ganzes Glück!
Und wahrlich! für alle Welten
Gäb' ich ſie nicht zurück.

Ich liebe Dich! — laß mich ſchwatzen
Zu Dir ohne Falſch und Arg!
Laß mich die lachende Miene
Mitnehmen in den Sarg.

VIII.

Kälte über Alles.

Ich zitterte, als ich Dich wiederſah'!
Du — ſah'ſt mich gar nicht an!
Und als Du „Adieu" ſagteſt, ſtand ich Dir nah';
Du ſah'ſt mich gar nicht an! —

Zur Erde ſenkteſt Du nieder den Blick,
Und gingſt kalt an mir vorbei!
Und ſchauteſt — und ſchauteſt nicht einmal zurück!
Das brach mir das Herz entzwei.

IX.

Ich denke Dein!

Taucht Morgenroth herauf,
Denke ich Dein!
Endet der Sonne Lauf,
Denke ich Dein!
Was mir das Herz erfüllt,
Mädchen, Dein süßes Bild,
Lächelt mir engelmild
Frieden hinein.

Frieden! ob nimmermehr
Wirst Du auch mein!
Wie es mich treibt umher,
Denk' ich doch Dein.
Weiß es, wie gut Du bist!
O! wenn nach kurzer Frist
Grabesnacht mich umschließt,
Denke dann mein.

X.

Serenade.

Katzennatur!

(A. v. Chamiſſo.)

Mädchen jung und ſchlank und fein!
Möchte immer bei Dir ſeyn,
Grüßen Dich als liebe Braut,
Kind! vor Einem nur mir graut! — :
„Katzennatur! Katzennatur!“
Schlafe, mein Mädchen! ſchlafe Du nur.

Für den Mann, zum Zeitvertreib,
Schuf einſt Gott, der Herr, das Weib.
Aber ſchon im Paradies
Eva mauſend gleich bewies:
„Katzennatur! Katzennatur!“
Schlafe mein Mädchen, ſchlafe Du nur.

Dennoch lieb' ich Schätzchen Dich! —
Kratzeſt Du als Kätzchen mich;
Schmeichelſt Du nur hinterdrein,
Werden wir aus Zwei bald Ein!
„Katzennatur! Katzennatur!“
Liebe mein Kätzchen! Dein Käterchen nur.

XI.

Was nicht ſchadet.

Mädchen zu küſſen — das ſchadet ja nicht!
Macht mir ein Mädchen ein freundlich Geſicht,
Wär' ich ein Narr
Ganz und gar,
Bör' ich ihr ſchnell nicht ein Küßchen dar.

Trinken, ihr Lieben — das ſchadet auch nicht!
Wahrheit am erſten der Trinker ſtets ſpricht.
Schenkt mir d'rum fein
Fleißig ein!
Daß ich ein wahrhafter Freund kann ſein.

Luſtig ihr Brüder und thut mir es nach!
Küſſet und trinket! Freund Luther ſchon ſprach:
„Weiber und Wein
„Müſſen ſein!
„Sollen wir wahrhaft bei'm Lied' uns freu'n!"

XII.

Barcarole.

Auf Schiffer! löſe deinen Kahn!
Die Wellen beginnen den Tanz.
Sieh', bei des Mondes Glanz,
Eine und Eine ſich nah'n.
„Schifferin, ſetze Dich zu mir,
„Schau' nach dem loſen Spiel!
„Klein iſt der Kahn, doch ich ſchwöre Dir:
„Zwei ſind nicht zu viel."

„Und wo ſich Well' und Welle nah'n,
„Da werden ſie hurtig vereint, —
„Ei Schifferin mir ſcheint:
„Das iſt ſehr weiſe gethan! —
„Nun dann, ſo ſetze Dich zu mir!
„Schau' nach dem loſen Spiel.
„Auch in dem Kämmerchen — glaube mir! —
„Zwei ſind nicht zu viel."

XIII.

Im Volkston.

Schwing' Dich auf, Frau Nachtigall!
Grüß' mir mein Liebchen zehntausendmal!
Sag' ihr: „In seinem Kämmerlein,
„Da sitzt der Bursch' und denket Dein.

„Und weil er immer an Dich 'nur denkt,
„Und sein'n Sinn auf gar nichts Anders lenkt,
„So schmeckt ihm nicht Wein und Braten mehr;
„Sein Herz ist voll, sein Seckel leer."

Und sing' ihr, Nachtigall! ein Lied,
Was sich schickt für ein verliebtes Gemüth!
Und merk' Dir, was sie für Augen macht,
Und ob sie gerührt wird — oder lacht.

XIV.

Blumenorakel.

Ich habe die Sternblume befragt;
„Sie liebt Dich! — ſie liebt Dich!“ — hat ſie geſagt.
Mir aber ſagte zu ſelbiger Stund',
„Ich liebe Dich nicht!“ — Dein Roſenmund.

Eins von Beiden, mein Liebchen, lügt.
Ich frag' noch ein Drittes, das nimmer trügt:
Ich ſchau' Dir in's Auge rein und klar;
O Wonne! das Blumenorakel ſprach wahr! —

XV.

Barcarole. *)

Liebe Kleine! ſchlage ein!
Laß uns ferner nicht mehr ſchmollen;
Ei, wer will ſo jung nur grollen?
Werde mein — ich bin ſchon Dein.
Komm! — mein Kahn ſoll uns tragen
Ueber blaue Meeresfluth!
Darfſt vor Stürmen, Kind! nicht zagen:
Madonna! Madonna! —
Meint's mit dem Schiffer gut.

In dem Kahne ſchnell und leicht
Will ich, Liebchen! ſanft Dich wiegen.
Mag'ſt Dich innig an mich ſchmiegen,
Bis mein Hüttchen wir erreicht.
Wohl nur klein — muß ich ſagen,
Es dort am Uferabhang ruht.
Dennoch ſollſt Du nimmer klagen!
Madonna! — Madonna!
Meint's mit Verliebten gut.

*) Componirt von Ritter J. Naſtrelli.

XVI.

Lyda's Traum.

Leiſe flüſtert's in den Zweigen,
Leiſe tönt die Silberquelle,
Milde ſtrahlet Mondeshelle,
Alles athmet Lieb' und Luſt.

Lyda ſchlummert! — welche Träume
Röthen höher ihre Wangen? —
Welch ein Sehnen, welch' Verlangen
Füllt die jugendliche Bruſt?

Leiſer flüſtert, Blüth und Blätter!
Leiſer töne, Silberwelle!
Milder ſtrahle, Mondeshelle!
Daß die Holde nicht erwacht.

Leiſe, leiſe will ich lauſchen!
Jeden Seufzer will ich haſchen!
Ob des Herzgeliebten Namen
Lyda's Traum mir neckend ſagt.

XVII.

Ständchen*).

Wenn Abend kommt und aus dem Hain
Tönt Nachtigallen-Lied;
Dann Liebchen! o dann denke mein,
Der liebend für Dich glüht.
Und ſchweift Dein klarer Himmelsblick
Zur Laub', dem Bächlein nah;
Dann kehr' er nicht ſobald zurück,
Denn, Liebchen! ich bin da.

O! ſtrahlten Deiner Aeuglein Stern'
Erhörung mir zurück!
Wo gäb' es dann wohl, nah' und fern',
Für mich ein größer Glück?
Ein Druck von Deiner Schwanenhand,
Und ach! ein Küßchen ſüß!
Da iſt mein liebſter Wunſch genannt,
Mein Erdenparadies.

Noch andre Wünſche leben wohl
Im treuen Herzen mir!
Ob ich ſie alle nennen ſoll?

*) Componirt von Becker.

Es gilt ja jeder Dir! —
Doch nein! Du zürnteſt ſicherlich,
Und hell ſtrahlt Mondesſchein!
Ade, mein Mädchen! denk' an mich!
Und ſchlumm're lächelnd ein.

XVIII.

Serenade*).

Still ruht alles lange ſchon,
Von des Schlafes Arm umfangen,
Mir nur iſt die Ruh' entflohn',
Und im Herzen glüht Verlangen,
Und ſehnend hier
Seufz' ich nach Dir;
Nach Dir, ſo treu und innigli,
D'rum, holdes Mädchen! zeige Dich

Auf das helle Fenſterlein!
Linde Abend-Lüftchen wehen.
Laß, beſtrahlt vom Sternenſchein,
Mich Dein liebes Antlitz ſehen.
Erſchein' — erſchein'!
Ach Liebchen mein! —
Und Wort und Lächeln thu' mir's kund:
Daß Du getreu der Liebe Bund.

Und nun ſchlumm're lächelnd ein,
Sanft gewiegt von ſüßen Träumen.
Strahlt auf's neu' der Sternlein Schein,
Wird Dein Trauter nimmer ſäumen.

*) Componirt von Fräulein Heſſe.

Ade! — Ade! —
Lieb' Maid, ich geh'
Bald mir nach wonnevoller Nacht,
In Deinem Arm der Tag erwacht. —

XIX.

Nachtgeſang *).

Schlummert! es ſpendet dem Müden die Nacht
Ruh' nach den Müh'n, die der Tag hat gebracht.
Schlaft ſanft! ſchlaft ſanft! der Engel Schaaren
Schweben hernieder euch treu zu bewahren.

Schlummert, wen Freude zum Liebling erwählt,
Wird ſelbſt im Traume dem Glücke vermählt.
Schlaft ſanft! ſchlaft ſanft! der Engel Schaaren
Schweben hernieder das Glück euch zu wahren.

Wenn euch der Jammer die Seele zerriß,
Hoffet, es nahet der Retter gewiß!
Schlaft ſanft! ſchlaft ſanft! der Engel Lieder
Tönen den Frieden in's Herze euch wieder.

Und wenn die Zeit dieſes Lebens verrann,
Und wenn die Engel des Todes ſich nah'n;
Schlaft ſanft! ſchlaft ſanft. — Bald ſtrahlt die Sonne
Allen euch wieder zur ewigen Wonne.

---

*) Componirt von Becker.

XX.

Gondoliera*).

Der Tag verbracht!
Es kommt die Nacht
Am Himmelsdom gezogen.
Und angefacht,
Der Sterne Pracht,
Strahlt wieder in den Wogen.

Und ſtill und hehr,
Wie Himmel und Meer,
Wird's wieder mir im Herzen.
Wohl litt ich ſehr!
Wohl trug ich ſchwer!
Doch Nacht ſtillt alle Schmerzen.

*) Componirt von Dorn

XXI.

Wiegenlied*)

(Für mein Herz.)

Schlaf ein mein Herz! es iſt Schlafenzeit.
Was willſt du noch länger wachen?
Biſt müde geworden vom langen Leid!
Und ach! bis zum Grabe da iſt es noch weit!
Schlaf ein! — es iſt Schlafenzeit!
Und träume viel herrliche Sachen.

Und ruh'ſt du dann ſo beſeligt mild,
Und träumſt dich, an ihrem Herzen,
Von allem, was Wolluſt gewähret, erfüllt —
Erwache dann nimmer! — entflieht dir dies Bild:
O weh! — dann erfaßt dich's wild!
Und du brichſt und verblueteſt in Schmerzen.

---

*) Componirt von N. Peter.

XXII.

Am Bach.

Ich ſaß am Bach und lauſchte, was er ſang,
Das klang — das klang
So wundervoll von Frühlingsluſt und Liebe,
Und ringsum wurden alle Blumen wach,
Und alle ſummten leiſ' und innig nach
Das hohe Lied von Frühlingsluſt und Liebe.

Und über mir entglomm in duft'ger Fern'
Der Abendſtern,
Und goß in's Aug' mir ſeine milden Strahlen.
Da ſprang die Rinde, die mein Herz umſchloß!
Die lang' zurückgehalt'ne Thräne floß!
Und aus der Bruſt entwichen meine Qualen.

Und Nachtigallen in dem Lindenhain:
Es iſt ja Dein,
Was Du geliebt! und nimmer wird Dir's ſchwinden.
Im Baches-Lied', im Nachtigallenchor,
Im Abendſterne und im Blumenflor
Wirſt Liebchens Gruß und Bild Du wiederfinden.

XXIII.

In Sophiens Stammbuch.

Wonach ich nimmer ſelbſt gewagt zu ſtreben,
Das haſt Du Mädchen freundlich mir gegeben:
Auf dieſem Blättchen darf ich's frei bekennen,
Darf wohlgemuth Sophiens Freund mich nennen.

So ſey es denn! und magſt Du es doch wiſſen:
Wie mir des Lebens Tage ferner fließen,
Was mir das Schickſal rauben mag und ſchenken,
So lang' ich denke, werd' ich Dein gedenken.

Und kommt die Zeit, und muß ich einmal ſterben.
Es ſey! bedacht ſchon hab' ich meine Erben:
Die Seele Gott, der Welt des Malers Walten,
Und Du — Du ſollſt mein letztes Lied erhalten.

XXIV.

Abſchied.

Leb' wohl, leb' wohl! Du ſchöne Maid!
Du haſt mir gemacht viel Herzeleid!
Das nehm' ich jetzt all' mit mir.
Und wand're hinaus in die weite Welt,
Nichts kluges im Kopf, und im Seckel kein Geld;
Doch im Herzen das Bildniß von Dir.

Das trag' ich immer mit mir fort,
Von Lande zu Lande, von Ort zu Ort,
Dein Bildniß und meinen Schmerz! —
Und ſinge von Lieb' und von Liebesglück,
Und denk' an die Zeit Deiner Küſſe zurück;
Und im Singen verblutet mein Herz.

III.

Die Heimkehr.

1.

Walzer *).

(Der Comteſſe Cäcilie von M.....)

Horch! — welch' ein ſüßes harmoniſches Klingen:
Flüſtern erhebt ſich zum jubelnden Laut! —
Laß mich Dich, reizendes Mädchen, umſchlingen,
Wie ein Geliebter die liebende Braut.
Laß mit den wogenden Tönen uns ſchweben,
Die uns wie Stimmen der Liebe umweh'n!
So uns, der ſeligſten Täuſchung ergeben,
Glücklich es wähnen, was nie kann geſchehn.

Trio.

Auge in Auge, mit glühenden Wangen,
Bebende Seufzer verlangender Luſt!
Ach, ſind die Stunden der Freude vergangen,
Füllet nur trauernde Sehnſucht die Bruſt.
Nimmer erblüht, was einmal verblüht,
Nie wird die roſige Jugend uns neu!
D'rum, eh' das Feuer der Herzen verglüht,
Liebe um Liebe! noch lächelt der Mai.

(Walzer da Capo).

*) Componirt von Clara Wieck.

II.

Wohin?

Wohin ſo eilig, mein Wandersmann?
Zur Heimath! —
Ei ſage, was dir hier fehlen kann?
Die Heimath! —
Das Plätzchen, wo ich gelebt als Kind,
D'rum lauf ich über die Berge geſchwind,
Nach der Heimath.

Zu lange ſchon lauf' ich durch die Welt,
Ohn' Heimath!
Was nützet, frag' ich, mir Gut und Geld,
Ohn' Heimath?
Ein eig'ner Heerd, der iſt Goldes werth!
Ich wünſche, daß ihn mir Gott beſcheert,
In der Heimath.

Ein liebes Weibchen, ein herziges Kind,
In der Heimath!
Die Aeltern, die Freunde, das frohe Geſind',
In der Heimath!
Herr Gott! wer hätt' es doch je gedacht,
Daß ſo viele Freude dem Menſchen lacht,
In der Heimath!

III.

An Joſeph Wolfram.

(Beim Scheiden.)

Wackrer Meiſter! Lebe wohl!
Und im Zauberreich der Töne
Finde ferner noch das Schöne,
Was der Meiſter finden ſoll.

Schon manch' herzig', innig' Lied
Haſt Du freundlich uns gegeben,
Wie's im Lieben und im Leben
Wohl in Aller Herzen glüht.

Friſch und munter d'rum fortan
Laß die Sangesweiſe klingen!
Selig, ſelig! wer da ſingen,
Wer da ſingend wandern kann.

Selig will auch ich jetzt ſeyn!
Ich will ſingen! ich will wandern.
Dir, mein Wolfram! wie den Andern:
„Lebe wohl! — und denke mein.“

IV.

Der letzte Blick bei Rollendorf.

(Abſchied von Böhmen.)

Noch einmal — einmal ſchau' ich zurück!
Und alles Schöne mit einem Blick
Mein wonnetrunk'nes Auge erfaßt! —
Dann ſtürm' ich in's Thal mit wilder Haſt.

Denn ſcheiden muß ich vom ſchönen Land,
Wo ich der Freuden ſo viele fand,
Wo manchen, edlen begabten Mann
Der ſchlichte Maler zum Freund ſich gewann.

Ich wand're fort, laſſ alles zurück!
Bald iſt's nur noch Traum, das genoſſene Glück.

V.

Hellendorf.

Hier iſt die Grenze! das Wirthshaus iſt gut!
Der Wirth ſteht davor und zieht ſeinen Hut.
Und in der Stube die Gäſte ſchrei'n,
Und zwei Harfeniſtinnen klimpern d'rein.

Verflucht Geſchnarr! — doch nur immer zu:
Schnarrt mir mein armes Herz zur Ruh!
Und Ihr Herr Wirth! — doch da kommt er ſchon
Und bringt mir den Wein. — Brav, mein Patron!

Wie viele Flaſchen? ich weiß es nicht!
Endlich ſpring' ich auf mit glüh'ndem Geſicht,
Und ſchwanke zurück in's Böhmenland!
Da faßt mich des Wirthes ſorgſame Hand:

„Mein Herr! nach Sachſen lautet ihr Paß!"
Ich ſtutze — mein Aug' iſt trüb' und naß!
Iſt trüb' und naß vor Wehmuth ſchier:
„O Sachſen! — o Leipzig! — wie nüchtern wird mir!"

VI.

Das Sträußchen.

(Der letzten Liebe.)

Noch einmal gib die Laute mir!
Ich ſing' ein Abſchiedsliedchen dir
Um einen — einen Kuß.
Hin iſt mein Frohſinn, hin mein Scherz!
Mein Aug' iſt trüb' und ſchwer mein Herz,
Weil ich dich laſſen muß.

Warum ich muß? Was kümmert's dich!
Du denkſt gewiß nicht mehr an mich,
Bin ich zum Thor hinaus.
Nur Eins noch! daß ich Etwas hab'
Von dir — ſchlag' mir die Bitt' nicht ab: —
Gib mir den Blumenſtrauß.

Den Blumenſtrauß von deiner Bruſt,
Du gibſt ihn mir? — o Himmelsluſt!
Du ſchau'ſt mich innig an?! —
Ein Narr, wer noch an's wandern denkt!
Den Himmel haſt du mir geſchenkt!
Ich bleib', und werd' dein Mann.

VII.

Bergmanns-Gruß.

(Der Knappſchaft zu Freiberg.)

Glück auf! Glück auf! Du braver Bergmann Du!
Ein frommer Sinn und Mannesmuth dazu;
So will's des Knappen Erdenlauf.
Glück auf! —

Glück auf! Glück auf! tief in dem tiefſten Schacht!
Im treuen Herzen wird es nimmer Nacht! —
Zum Lichte ſchwingt ſich's ſtets hinauf.
Glück auf! —

Glück auf! auch droben, auf der ſchönen Welt!
Haſt Knappe drunten Alles wohl beſtellt,
Winkt Lieb' und Freude Dir: „Herauf!"
Glück auf!

Glück auf! Glück auf! bei Weib und Kindes Kuß;
Glück auf! Glück auf! bei jedes Braven Gruß;
Ein Braver ſang dies Liedchen drauf
Glück auf!

VIII.

Pirna.

In dieſem kleinen Städtchen,
Da blieb ich gar zu gern!
Dieweil mir nicht mehr ſtrahlet,
Mein holder Liebesſtern.

Ich mußte weiter wandern,
Mein Liebchen blieb im Bad', —
Wo ſie noch eine Menge
Anbeter — leider! — hat.

Daran muß ich gedenken!
Das macht viel Kummer mir. —
Weil ich nicht kann zurücke,
So mögt' ich bleiben hier.

Mir bangt für meine Weisheit! —
Sie war wohl nimmer groß! —
Mein einz'ger Troſt im Unglück,
War' hier: das Narrenſchloß.

IX.

Glöckchen im Thal.

Hörſt du das Glöckchen im Thal? —
Siehſt du das Hüttchen am Bach,
Glühend im Abendrothſtrahl?

Glöckchen zur Heimkehr uns ladet,
An Hüttchens Fenſter ſchon lauſchet
Liebchen des Eilenden Nah'n.

X.

Wiederſehn!

Dort taucht ein Thurm am Horizont herauf!
Ich kenn' ihn.
Beflügelt Schritte euren raſchen Lauf,
Tragt mich hin!
Hin zu dem Dörfchen ſo traut und ſo ſtill!
Dort harren meiner der Lieben gar viel.

Gegrüßt ſey mir! du grüner Buchenhayn,
Gegrüßet!
Auch du mein Bächlein, das den duft'gen Rain
Noch küſſet.
Berge und Thäler und Wälder zumal!
Seid mir gegrüßet! Ich kenn' euch noch all'.

Dort ſteht ein kleines weinumblühtes Haus.
Ich kenn' es!
Es ſieht ſo traulich und ſo heimlich aus.
Ich nenn' es!
Vaterhaus! — heißa! der Sohn kehrt zurück!
Wehmuth und Wonne im glänzenden Blick.

XI.

Ei! Ei!

Ei! wie mogt' ich mich in ſolchen Träumen wiegen
Von dem Glücke, das ich wieder würde finden
In der Heimath? — Ei! wie kann das Herz uns trügen.

Vater, Mutter, ſind geſtorben ſchon ſeit Jahren.
Fremde Menſchen ſind in's Vaterhaus gezogen;
Und die Freunde, wie ich ſelbſt, davon gefahren.

Und mein Liebchen — nun wer hieß ſo lang' mich wandern?
Junge Mädchen ſind ein wenig ungeduldig!
Weil's zu lang' ihr währte, nahm ſie einen Andern.

XII.

Abſchied vom Vaterhauſe.

Ade! du Häuschen ſtill und traut,
Wo ich zuerſt das Licht geſchaut!
Ade! ich geh' von hier.
Was mir die Welt auch immer giebt,
Was mich erfreut, was mich betrübt,
Stets theuer bleibſt du mir.

In deinem kleinen, ſtillen Raum
Ward mir der Kindheit Morgentraum
An treuer Mutter Bruſt.
Und was der wilde Knabe trieb,
Das Vaterhaus, das blieb ihm lieb.
Deß war er ſich bewußt.

Der Liebe launiſch keckes Spiel,
Wie ich es ſpielt', als ich verfiel
Des kleinen Gottes Macht;
Mit Oh! und Ach! und Luſt und Weh —
Das ganze Liebes: A B C —
Hier ward's geweint, gelacht.

Der Kindheit Traum zerronnen iſt,
Und Knaben Luſt, nach kurzer Friſt! —
Des Jünglings Lieb' — iſt todt. —
Dem Manne graut's im öden Haus!
Fort! in die weite Welt hinaus!
Ade! — Behüt' dich Gott.

XIII.

Neue Wanderſchaft!

Waldvögelein.

Ei, junges Blut!
Nur friſchen Muth!
Ein friſcher Muth
Macht alles gut.
Die Welt iſt weit,
Die Welt iſt licht!
D'rum vor der Zeit
Griesgrämle nicht!

Waldbäume, Quellen, Blumen, Vögel, Winde.

Tutti.

Den Wanderſtab nimm friſch zur Hand!
Und luſtig fort von Land zu Land.

Quelle.

Komm! trink' Vergeſſenheit aus mir!

Die vier Winde.

Die Sorgen all' verwehen wir!

Eichbaum.

Ich ſchenk' dir einen neuen Stab!

Roſenbuſch.

Ich: Roſen für der Eltern Grab.

Die andern Blumen.

Wir ſchmücken dir auch Hut und Bruſt!

Vögel.

Wir ſingen neue Lebensluſt!

Tutti.

Den Wanderſtab nimm friſch zur Hand!
Und luſtig fort von Land zu Land.

Waldhörner.

Hinaus! hinaus! von Land zu Land!
Wer keine eig'ne Heimath fand,
Der iſt zu Hauſe überall,
Wir grüßen ihn mit Jubelſchall.

Tutti.

Mit Licht und Duft ſo lang' er wallt,
Und liegt er einſt im Grabe kalt,
So ſchmücken wir es allzumal,
Die Seelenmeſſ' lieſ't Nachtigall.

Epilog.

Und alſo end' ich meinen Sang,
Halb trübe und halb froh.
Es war mein ganzes Leben lang
Mir grad' im Herzen ſo.

Es wird auch wohl, ſo lange ich
Noch lebe, alſo ſeyn:
Daß ſich mein Singen wunderlich
Verwebt mit Luſt und Pein.

Ach bald verklingt das frohſte Lied!
Trüb' ſchaut der hellſte Blick!
Die Liebe flieht, das Leben flieht!
Und Keines kehrt zurück.

Wie ſchöne Blumen ſchnell verblüh'n,
Verblüh'n die Freuden auch,
Die Wangen, die noch heute glüh'n,
Bleicht Morgen Todeshauch.

Ei! wand're denn, was wandern will!
Ich gräme mich nicht mehr!
Und wand're ſelbſt bei Sang und Spiel,
Und Wein und Kuß umher.

Und will dabei, ſo lang' es währt,
Ein frommer Maler ſeyn.
Und wenn der Senſenmann mich ſtört —
Je nun — ſo ſchlag' ich ein. —

Ich lebe doch für Jedermann
In meinen Bildern fort!
Und rede Manchen freundlich an,
Und ſag' ich auch kein Wort.

Fahr' hin mein Leben! hin mein Lied!
Ich will es lächelnd ſehn. —
Doch was des Malers Bruſt durchglüht,
Gewiß! das wird beſtehn.

Verbeſſerung.

S. 3. 3. v. o. fehlt das Wort: „beim“ nach „und“.

1906. 106 11

Novellen

von

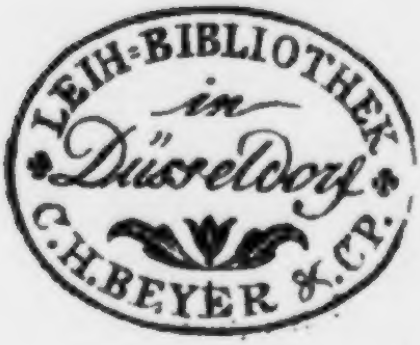
J. Lyser.

Leipzig,

Otto Wigand's Verlags Expedition.

1834.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi


LEIH-BIBLIOTHEK
in
Düsseldorf
C.H.BEYER & CP.

Die Freunde.

Irrthum, laß los der Augen Band!
Und merkt euch, wie der Teufel spaße.

Mephistopheles.

I.

An einem schönen Maiabend saßen Rosalie und Eveline am Fenster, emsig arbeitend an dem zierlichen Tambourett-Bilde, womit Rosalie ihren Gatten an seinem nächstens einfallenden Geburtstage erfreuen wollte.

Aber von Zeit zu Zeit ruhte die Arbeit, und die schönen Frauen schauten hinaus in die reiche duftige Landschaft, welche eben die sinkende Sonne mit ihren letzten Strahlen verklärte.

Aus dem schon dunkeln Thale tönte die Abendglocke, von den Alpen herab aber der Kuhreigen und das Jodeln der heimkehrenden Flurschützen; dazu rauschten die Tannen und braußten die Waldwasser ihre alte tausendjährige Weise; — überall reges Leben, freudige Lebenslust.

»Wie schön ist es hier!« sprach Eveline, als nun im Abendrothe die Spitzen der fernen Gletscher erglühten, »wie schön ist es hier und wie glücklich mußt Du,

liebe Roſalinde, Dich hier an der Seite meines Bruders fühlen!«

Roſaliens Wangen überflog eine leichte Röthe, und ſie verſetzte: »Ei — wohl fühl' ich mich hier glücklich; aber wenn Dir das nicht entgeht, warum denn vermeidest Du es fort und fort, Dich gegen Heinrich zu erklären, und ein ähnliches Glück Dir zu bereiten?«

»O mein Gott, wie magſt Du glauben, daß ich dieſen Menſchen jemals lieben könnte!« —

»Hm! er iſt jung, hübſch!« —

»Roſalie! Du verletzeſt mich. —

»Nicht doch, Liebchen! zudem iſt Heinrich Adolphs vertrauteſter Freund.«

»Leider! und ich begreife nicht, wie mein Bruder ihm ſeine Freundſchaft ſchenken konnte.«

»Warum denn nicht?« —

»Wie? geſteht er nicht ſelbſt ſeine innere Zerriſſenheit ein?«

Roſalie lachte laut auf und rief luſtig: »Nun, da haben wir es! dacht' ich mir's doch, daß Du nichts Vernünftiges wider ihn einzuwenden hätteſt! oder wäre es möglich, könnteſt Du das alles für baaren Ernſt nehmen, was Freund Heinrich ſo ſelbſtgefällig

zur Schau trägt — wovon er mit ſo vieler Salbung zu ſprechen weiß? Zerriſſenheit — wie ſie es zu nennen belieben — iſt ſeit Lord Byron unter unſern jungen Herren Mode geworden. Sie glauben dadurch, uns gegenüber, um ſo intereſſanter zu erſcheinen —auch Adolph litt als Liebhaber an dieſer Narrheit, aber im Eheſtande gab ſich das, — und auch bei Heinrich wird ſich das geben. — Glaube mir! . .

»Ich erſtaune!« verſetzte Eveline. »Ich erſtaune über den Irrthum, worin Du befangen biſt! Für alles Mögliche könnte ich den Freund Adolphs halten, nur nicht für einen Thoren und eitlen Gecken.«

»Nun, dann biſt Du ihm nicht gram!«

Faſt unmuthig wandte ſich Eveline ab, Roſalie folgte ihr und ſprach gutmüthig: »Nimm meinen Scherz nicht für mehr, als er iſt — aber ich wünſchte Dich von einem Vorurtheil zu befreien, und wünſch' es noch, und wiederhol' es Dir: Heinrich iſt ein gutmüthiger Schwärmer, und eine etwas ſtarke Doſis Eitelkeit ſein ſchlimmſter Fehler; aber ſage ſelbſt, was iſt ihm geſchehen, daß er mit ſich und der Welt hätte zerfallen können? Er iſt reich — wie geſagt — hübſch — geſund, lebte bis vor Kurzem in ſeiner Aeltern Hauſe in den glücklichſten Verhältniſſen — kam

dann hieher, wo er seitdem nicht wieder von uns ging — nun? wo wäre hier Veranlassung zum Unglück? Daß keine unglückliche Liebe im Spiel ist, versichre ich Dir, denn schon ehe Du kamst, gebehrdete er sich so, und Du, die er liebt, um deren Hand er wirbt, lässest ihn zwar ein wenig über die Gebühr schmachten, hast ihm aber noch keineswegs die Hoffnung geraubt, Dein spröbes Herz endlich zu erweichen. — Doch still! ich höre Pferdegetrappel! unsere Ritter kehren zurück!« Somit faßte sie die sich Sträubende bei der Hand, und zog sie lachend mit sich fort, die Ankommenden zu begrüßen.

II.

Auf der Schloßtreppe begegnete ihnen Jules, der Secretair des Grafen Adolph. Er verneigte sich ehrerbietig; Rosalie dankte freundlich, und bat ihn: den Pater Benedictus auf diesen Abend zum Grafen zu laden. — Jules eilte zurück, den Auftrag zu bestellen.

»Warum erwiderst Du Jules Gruß nicht?« fragte lächelnd Rosalie, »hälst Du ihn auch etwa für einen Zerrissenen?« —

»Ach nein!« verſetzte Eveline erröthend, »Jules ſcheint ein guter Menſch, ſein Auge blickt ſo offen und freundlich in die Welt hinein — auch iſt er noch ſo jung.« —

— »Amor bleibt ewig ein Kind!« ſprach Roſalie — »und Jules — —

— »Nun, Jules?« —

»Iſt ein Schalk! — — Guten Abend Adolph.«

Herzlich umarmte Adolph ſeine Frau, welche dieſe Begrüßung lächelnd und unbefangen hinnahm. — Heinrich näherte ſich Evelinen und drückte einen brennenden Kuß auf ihre Hand! — beklommen duldete ſie es. —

Während ſich die Geſellſchaft in den offenen Gartenſaal begiebt, wo die Abendtafel ihrer harrt, will der Erzähler den Verſuch machen, ſeinen Leſern ſo gut es geht, die Portraits der beiden Paare zu entwerfen. —

Um bei den Damen, wie es recht und billig, anzufangen: ſo war Roſalie, Adolphs Gattin, ein ſchönes Weib, von 20 bis 22 Jahren, nicht allzu groß, aber voll Ebenmaaß und üppig geformt. Ein ſchmachtendes blaues Auge, ein dunkelroſiger Mund, reiches blondes Lockenhaar, ein blühender Teint, ein zartes Händchen und die zierlichſten Füßchen, das

alles ſchien geſchaffen, um ſich ohne Weiteres drin zu verlieben, und ſo mögen wir's dem glücklichen Gatten denn auch nicht verübeln, wenn er, obgleich ſchon fünf Jahre verheirathet, noch immer zum Sterben in ſeine Frau verliebt iſt.

Eveline war nicht minder ſchön und dennoch hatte ſie wenig mit Roſalien gemein. Sie war etwas größer und ſchlanker, ihr Haar kaſtanienbraun und ihr Teint dunkler — aber welche Anmuth und Züchtigkeit herrſchte in allen ihren Bewegungen! und wie leuchtete das große lichtbraune Auge in ruhiger Pracht, und lächelte der etwas aufgeworfene, noch von keinem Glücklichen berührte Mund. —

In Roſalien mußte man ſich verlieben, da half nichts! vor Evelinen aber hätte man niederderſinken und anbeten mögen. Wie alt ſie war? — o mein Himmel! kann ein Mädchen, wie ich es beſchrieben, älter ſeyn, als ſechszehn, höchſtens ſiebzehn Jahre . . ? —

Adolph war ein hübſcher kräftiger Dreißiger mit einem gutmüthigen Geſichte, deſſen friſche Farbe durch das ſchlichte hellblonde Haar nur noch erhöht wurde, daneben Graf und reich.

Wir kommen jetzt zu Heinrich, dem Helden der Geschichte, wie es scheint! und da gesteht der Erzähler: daß er ein wenig in Verlegenheit geräth, wie er seiner Leserin ein getreues Bild entwerfen soll (Männer werden ihn bald verstehen). — Es gelte den Versuch! Heinrich zählte (vor allen Dingen!) 26 bis 28 Jahre, er war hoch emporgeschossen und wohlgebaut; doch lag in seiner Haltung etwas Unsicheres, Schwankendes. Die Züge seines Gesichts waren regelmäßig, doch weder in ihnen, noch in den graubraunen Augen ein bestimmter Character ausgedrückt. Hände und Füße waren mehr groß, denn klein, und letztere keineswegs das, was Byron aristokratisch geformt nannte. Seine Gesichtsfarbe war blaß, wie sich das bei einem gebildeten jungen Manne — vorzüglich aber bei dem Helden einer Novelle — von selbst versteht; übrigens kleidete er sich kostbar und stets nach der neuesten Mode, und sein von Natur schlichtes dunkelbraunes Haar umwallte in sorgfältig und geschmackvoll frisirten Locken das Haupt und roch sehr schön nach ächtem Rosenöl, sowie er denn auch seinem Stiefelputzer für seine, mit kleinen goldnen Sporen gezierten Stiefel, nur wohlriechende Glanzwichse zu gebrauchen erlaubte.

Angelangt in dem Gartensaale erzählten die Herren den Damen von ihrer Jagd; — sie hatten nichts getroffen, und mußten deshalb von der muthwilligen Rosalie manchen Spott erdulden. — Adolph nahm ihn wie immer gutmüthig hin, und lachte mit über Rosaliens drollige Bemerkungen. Heinrich war jedoch nicht so ganz damit zufrieden, besonders da er sich oft als einen gewaltigen Nimrod gerühmt hatte. — Er wandte sich daher wieder ausschließlich zu Evelinen, und suchte, so sehr sie ihm auswich, das Gespräch auf seine Liebe und ihre Hartherzigkeit zu bringen.

»Sie verkennen mich, theuere Eveline!« klagte er. — »Wähnen Sie nicht: daß irgend eine geheime Schuld mein Gemüth entzweite! — Nur die ewig rege, aber ach! noch nie gestillte Sehnsucht nach einem gleichgestimmten Herzen, welches im Stande wäre, das meinige zu begreifen und seine Gefühle zu erwidern — nur dies raubte mir den Frohsinn und die Heiterkeit der Jugend, und läßt mir alles Andere todt und trübe erscheinen. — O Eveline! dürfte ich hoffen, Ihr Herz zu rühren, Ihre Hand zu gewinnen und an Ihrer Seite in stiller Häuslichkeit ein sorgenloses Leben dahin zu leben! — Doch muß es sein — so werde ich

Ihnen beweiſen, wie rein meine Liebe iſt — ich entſage, aber mein Herz wird verbluten.«

»Um Gotteswillen! hören Sie auf!« flehte die Bedrängte, — »ich verkenne ja nicht Ihr Herz, und habe ja noch nicht — ſie ſtockte und ſchloß dann, erröthend und das ſchöne Auge ſenkend: — »Ihnen alle Hoffnung geraubt.«

»O Wonne!« jauchzte Heinrich laut auf, und ſtürzte zu ihren Füßen, »o Wonne! o Glück.«

»Mein Gott! was haſt Du,« rief faſt erſchreckt Adolph, welcher mit Roſalien herbeieilte.

»Jetzt oder nie,« fuhr Heinrich noch immer kniend fort! »jetzt oder nie, göttliche Eveline! muß es ſich entſcheiden! — O Adolph! — o theuere Gräfin! helfen Sie mir Evelinens Herz erweichen! Sie hat mir geſtanden: daß ſie mich nicht verkennt und mir nicht alle Hoffnung raubt; — o Engel! vollenden Sie! machen Sie mich ganz zum glücklichſten der Erdenſöhne — jetzt! jetzt — in dieſer feierlichen Stunde, im Angeſichte des geſtirnten Himmels, umgeben von den großartigſten Naturſchönheiten, ſprechen Sie — o ſprechen Sie es aus, das Wort, höhern Sphären entſtammend, das beglückende Ja! —

»Sage Ja! Schweſter!« bat gutmüthig Adolph — »Du ſiehſt wie er Dich liebt!« —

Und Eveline zu dem Knienden ſich neigend, hauchte in Nachtigallen Tönen: »Heinrich! ich bin die Ihre — Ja!« —

Stürmiſch ſchloß der Glückliche ſie in ſeine Arme, fiel dann ſeinen Freund Adolph um den Hals, und küßte Roſalien dankbar die Hand.

»Nun? wer hatte Recht?« flüſterte Roſalie lächelnd der jungen Braut zu.

»O ſtille!« bat dieſe, und bebte leiſe zuſammen, denn eben öffnete ſich die Thüre und Jules mit den jovialen Pater trat ein.

»Bravo!« rief Adolph ihm entgegen »Sie kommen eben recht! in dieſem Augenblick giebts eine Verlobung. Heda Jules! Champagner herauf! Heinrich und Eveline ſollen leben!« —

Blitzſchnell ſprang Jules aus den Saal, und der Pater ſtattete ſeinen Glückwunſch ab.

Die Bedienten trugen das Eſſen auf, man ſetzte ſich zu Tiſche, und gleich darauf kehrte Jules mit einigen Kellnern zurück, Champagner und Gläſer tragend. »Oeffne, Jules!« jubelte Adolph. —

Jules öffnete die hermetiſch verſchloſſenen Flaſchen

ließ die Korke an die Decke knallen und füllte die Gläſer, welche er alsdann herumgab. — Als er Evelinen ihr Glas reichte, trafen beide Blicke zuſammen. Eveline zitterte heftig, Jules lächelte unbefangen und ging weiter.

»Jules! wie ſind Sie ſo bleich geworden!« flüſterte Roſalie ihm zu —

»Va!« — lachte Jules, ſtürzte ſein Glas Champagner hinunter und ſetzte ſich neben den Pater.

Bald wirkte der Wein. Adolph und der Pater lachten fortwährend über die Anekdoten und Schwänke welche Jules zum Beſten gab. Heinrich wurde immer ſeliger und Roſalie ſprach zur jungen Braut:

»Zur Strafe für Deine heutige Verſtellung, laß ich Morgen alle Nachbarn aus der Umgegend zu einem Verlobungs-Feſte einladen.«

»Mit Ball und Feuerwerk!« rief Jules! — »ich übernehme die Commiſſion.«

»Ich halte Sie beim Wort!« und die Braut mag ſich für ihre Bereitwilligkeit bedanken. « —

Eveline blickte ſcheu nach Jules. Dieſer entgegnete »nein das wäre zu viel Lohn für geringe Mühe.«

»Der Frohſinn!« rief Roſalie, erhob ihr Glas und Alle ſtießen an.

III.

Mitternacht war vorüber, als die Gesellschaft sich trennte. Jules begleitete den Pater hinab ins Kloster, und kehrte dann zurück durch die dämmernde Landschaft. —

Im Schloße — in seinem Zimmer angelangt, öffnete er den Flügel und begann zu fantasiren. Die Sterne schimmerten durch die offene Balconthüre, und der Hollunder vom Nachtthau erfrischt, sandte seinen süßen Duft ins Gemach.

Stürmisch und leidenschaftlich hatte Jules das Spiel begonnen — nach und nach verhallte der Sturm, die Leidenschaft schwieg — aber leise klagende Töne erhoben sich, und er begann das himmlische: »Senza Eurydice!« des unsterblichen Gluck, mit einem Ausdruck dem nichts zu vergleichen.

Da öffnete sich ein Fenster im andern Theile des Schlosses — Es war Evelinens Fenster — und sie — sie selbst erschien, und lehnte sich hinaus — das schöne Haupt in die Hand stützend, und den Zaubertönen lauschend. —

Jules fuhr fort — immer ausdrucksvoller, immer hinreißender ward sein Vortrag — es schien, als

wolle er dahin ſchmelzen in troſtloſer Klage unerfüllten Sehnens. — Endlich war ſeine Kraft erſchöpft, der letzte Ton verhauchte leiſe im Flüſtern des Nachtwindes.

»Jules! Jules!« bebte es da wie ein Seufzer durch die Luft. Er ſprang auf — an den Balcon — ſchnell entfloh Eveline ins Gemach, und ſchloß das Fenſter. Jules taumelte zurück ins Zimmer.

»Ei! Herr Secretair!« flüſterte es da hinter ihm, was kommt Ihnen an, daß Sie ſo ſpät noch phantaſiren? rechnen Sie denn ſo ſehr auf die Macht des Verlobungs-Weines? Die Braut zum mindeſten wacht noch, und hat gelauſcht, wie ich hier von dem Winkel aus wohl bemerkte — und auch Ihnen ſcheint es nicht entgangen zu ſein.

Jules hatte ſchon bei den erſten Worten ſich raſch gewendet und die, in einem Mantel verhüllte Geſtalt, welche an der unbemerkt geöffneten Thüre ſtand, ſanft umfaßt — jetzt zog er ſie näher zum Balcon, der Mantel fiel, und er hielt — Roſalien in ſeinen Armen.

»So kommſt Du — kommſt Du doch!« rief er mit halber Stimme, und drückte ſie inniger an ſich. —

»Ich hätte freilich nicht kommen ſollen« verſetzte Roſalie »Du Treuloſer!«

»Ei!« lächelte Jules, die schönste Treulose neben sich auf dem Sopha ziehend — »Ei, Eveline ist schön! und wie ich das Schöne liebe, weißt Du!« — er küßte sie und seine Küsse glühend erwidernd flüsterte Rosalie: — »Ja Du liebst das Schöne, weil Du selbst so schön bist, mein Amor! — o diese Eveline! wie haß' ich sie! — so glühend wie ich Dich liebe!« — »Sie liebt Dich Jules! sie kann es nicht verbergen — bemerktest Du ihr Zittern, ihr Erbleichen, so oft sie Dein Auge traf, so oft der Ton Deiner Stimme ihr Ohr berührte? Sie liebt Dich! vielleicht so glühend verzehrend wie ich Dich liebe! — sie hält Dich für rein schuldlos — »Er ist noch so jung! waren heute ihre Worte — ha! und sie giebt sich dem Affen, dem Heinrich hin. — Oh! hätte ich Dich gekannt, eh' Adolph um mich warb — ich wäre gestorben, ehe ich eines Andern als Dein ganz Dein! geworden wäre. — Und sie! — sie kennt Dich! sie liebt Dich — und giebt dem Halbmenschen den fadesten Narren sich hin. — räche Dich Jules! räche mich! bei unserer Liebe: verderbe diese Elende!«

»Rosalie! Rosalie!« flüsterte Jules, »mein süßes Leben! warum die Sache so tragisch nehmen? — nun ja! ich will mich rächen — Eveline ist mir gewiß, und

der langweilige zerriſſene und wieder zuſammengeflickte Patron gleichfalls! Du ſelbſt forderſt mich auf mich zu rächen? — O Roſalie! dies zeigt mir, daß Du weißt, wie unwandelbar meine Liebe zu Dir iſt! — zeigt mir, wie Du mich liebſt — ſo liebt kein Weib mehr auf Erden! aber darum, hinweg von uns mit allen was nicht Liebe! nur lieben wollen wir! lieben! — und immer wieder lieben und flammte die ganze Hölle um uns. — Roſalie!« — —

»Jules!« jauchzte ſie, und riß ihn in ihre Umarmung.

IV.

»Nun Wildfang! wie haſt Du dieſe Nacht geſchlafen?« rief am andern Morgen der Pater dem jungen Jules entgegen, der — wie er der Gräfin Roſalie verſprochen, ausgeritten war, die Einladungen zum Verlobungsfeſte zu beſorgen, und die Erſte ſeinem Freunde zukommen ließ.

»Wie ein Gott!« verſetzte Jules und ſtrich die dunkeln, glänzenden Locken aus dem Geſichte. »Wie ein Gott, Pater! und wunderſchön habe ich geträumt.«

»Freut mich!« von mir kann ich ein Gleiches nicht ſagen, Du hatteſt mich zu reichlich bedacht — ſo daß ich noch jetzt einigen Kopfſchmerz verſpüre. Uebrigens hörte ich Dich noch bis nach Mitternacht phantaſiren.« —

»Die Nacht war ſo ſchön.«

»Ja — für den der noch ſo poetiſch fühlen kann wie Du.«

»Und warum könnt Ihr das nicht?«

»Ach die Jahre!«

»Das Herz ſollte ewig jung bleiben.«

»Wenn es nicht mit Fett überwüchſe! Was ſollte nicht?! — aber die Corpulenz iſt der Tod der Poeſie! das Fett erſtickt den Geiſt — Selig ſind die Magern.«

»So gebraucht eine Hungerkur!«

»Den Teufel auch! übrigens mein geehrter Windhund! wär' es damit für mich zu ſpät! Du aber darfſt nicht ſpotten! vielleicht gehſt Du dereinſt auch noch einher mit einem Kirchenbüchlein.

»Nimmer!«

»Hm! — wie alt biſt Du?« —

»Neunzehn Jahre!«

»Das ſag' ich, das iſt das poetiſche Alter!

Heilige Jungfrau als ich 19 Jahre alt war, wie fromm war ich damals! ja lache nur! daß Du kein Heiliger mehr biſt, weiß ich wohl, aber dafür würdeſt Du auch mit Extrapoſt in den lichten Höllenrachen fahren, wenn Du (was Dein Schutzpatron bei Gott verhüten wolle!) ſo früh in Deinen Sünden dahin ſtürbeſt.«

»Bis dahin habt Ihr meine Einladung, Pater, zum Verlobungsfeſte, und ſomit lebt wohl!«

»Nein nein! bleib noch« rief der Pater ihn aufhaltend; und mit ungewöhnlicher Rührung ihn betrachtend fuhr er fort: — »Es wäre ſchrecklich ſag' ich, wenn Du ſo jung ſterben ſollteſt, und ſo ſchön! — ja Menſch! Du biſt göttlich ſchön, und die Weiber haben Recht, wenn ſie Dich den Amor nennen! aber Jules! in Deinem Auge liegt ein Etwas, das nicht auf den Himmel ſchließen läßt — Jules! mir bangt vor Dir!«

»Poſſen! — gehabt Euch wohl.«

»Bleib ſag' ich! ſiehſt Du nicht, daß ein Gewitter heraufzieht? noch wenige Minuten und es bricht los! — Da ſetz' Dich hin, und bei einer Flaſche Lacrimä erzähle mir Deine Geſchichte und wie Du zum Grafen kamſt, Du haſt mir's ſchon oft ver-

ſprechen und immer verſchoben.« Somit drückte er ſeinen jungen Freund in einen Seſſel, holte eine Flaſche und zwei Gläſer herbei, ſchenkte ein, und „bibamus!“ rufend, ſtieß er mit Jules an, welcher alsdann das Wort nahm.

»So ſey es denn! ich will Euch erzählen, ſo viel ich von mir weiß; — 's iſt wenig und viel, wie man's nimmt.

Mein Vaterland iſt Spanien, mein Geburtsort Sevilla, und ich ſtamme aus einem edeln Hauſe. Aus meiner früh'ſten Kindheit erinnere ich mich, daß ich in einem ſchönen Palaſte in reich verzierten Zimmern wohnte, und daß eine ſchöne Dame in ſchwarzer Kleidung mich herzte und küßte, und dabei ſehr heftig weinte, worüber ich ebenfalls zu weinen anfing, bis ſie mir verſprach, nicht mehr zu weinen, und dann mit mir ſpielte. Die Dame war meine Mutter, deren Gatte kurz nach meiner Geburt plötzlich geſtorben war. Dies Letzere habe ich aus den Geſprächen meiner Wärterinnen behalten. —

Eines Morgens weckte mich das Geſchrei und Wehklagen derſelben, ich ſah, wie ſie die Hände rangen und mich anblickten, und dabei immer ausriefen: »O du armes, du armes Kind!«

Mir wurde Angſt! ich ſprang aus meinem Bettchen und ſchrie nach meiner Mutter. Eins der Weiber führte mich in ihr Zimmer — da lag die Mutter auf dem Bette — ich riß mich los und eilte hin zu ihr! aber die Mutter war kalt und bewegte ſich nicht, und hörte nicht auf mein ängſtliches Rufen. — »Sie iſt todt, armer Knabe!« ſprach die Wärterin, und Du — Du mußt jetzt zum Onkel ziehen! O, wer weiß was der Böſewicht auch mit Dir beginnt.« Bald kam ein langer finſterer Mann, der mich mit ſich fortnahm in einen andern Palaſt, wo mehrere Knaben, etwas größer wie ich, mit mir ſpielten. Der finſtere Mann war mein Onkel und die Knaben ſeine Söhne.

Wie lange ich bei dem Onkel im Hauſe blieb, weiß ich nicht mehr; wahrſcheinlich nicht allzulange, denn ich war ungefähr erſt vier Jahre alt, als er mich einſt früh Morgens (noch war alles dunkel) weckte, mich in einen Wagen trug und mit mir davon fuhr. — Ich ſchlief bald wieder ein, und als ich endlich erwachte, ſchien die Sonne und wir befanden uns auf offenem Felde, ringsumher lagen Dörfer und Wälder. — Ich wollte den Onkel fra-

gen, was das alles ſey; — aber er antwortete nicht, und ſah noch finſterer aus als gewöhnlich.

Endlich erreichten wir ein kleines Städtchen in einem Thale und kehrten dort in einem Hauſe ein. Ein noch junger freundlicher Mann empfing den Onkel, der Onkel redete Einiges mit ihm in einer fremden Sprache, warf eine volle Geldbörſe auf den Tiſch und entfernte ſich; ich wollte mit ihm gehen, er aber gebot mir zornig da zu bleiben, ſetzte ſich wieder in den Wagen und fuhr raſch davon.

»Armes Teufelchen!« rief der junge Mann, mich in die kleine dunkle Stube zurückführend — »Du mußt bei mir bleiben! aber ſey nur ruhig, ich will Dich lieb haben, wenn Du gut lernſt, und Dir zu eſſen geben — und wirklich gab er mir ſogleich Confect und ſüßen Wein, und ich ſchmauſ'te wacker d'rauf los. Bald kamen mehrere junge Männer und Frauen, alle liebkoſeten mich und verſprachen mir viele ſchöne Dinge zu zeigen — ich vergaß all' mein Leid unter den freundlichen Leuten und lachte und ſchwatzte mit einem poſſirlichen kleinen gelbraunen Manne um die Wette. — Am andern Morgen aber mußte ich anfangen zu lernen, und da gab

es Thränen und Seufzer die Hülle und Fülle. Mein Unterricht begann damit, daß der kleine luſtige Mann mich zwiſchen ſeine Knie nahm und alle meine Glieder dermaßen drehte und renkte, daß ich laut aufkreiſchte; ein paar derbe Ohrfeigen, die er mir ertheilte, ließen mich vor Schreck verſtummen, und nun ſuchte er mir ſehr ruhig begreiflich zu machen »worauf es ankäme und was ich thun müſſe, wenn ich zu eſſen und keine Prügel haben wolle.« Daß ich's kurz mache: mittelſt ſchmaler Koſt und Prügel ward ich binnen wenigen Wochen ein kleiner niedlicher Seiltänzer und Equilibriſt, über deſſen Künſte die ſchönen Damen in allen Städten, wo wir unſere Vorſtellungen zeigten, in Entzücken geriethen. Aber je weiter ich kam, um ſo mehr mußte ich erdulden, um ſo halsbrechendere Stücke mußte ich lernen, und wirklich ſtürzte ich hin und wieder dermaßen zu Boden, daß ich ordentlich ganz erfreut war, wenn ich aus meiner Betäubung erwachend fand, daß ich den Hals noch nicht gebrochen.

Unſere Geſellſchaft verließ Spanien, bereiſete Italien, Frankreich, und kam endlich nach Deutſchland. — Das Spaniſche hatte ich faſt verlernt, denn meine Lehrer und Lehrerinnen waren Franzoſen und Italiener; ich lernte von ihnen beide Sprachen. Auch

meinen früher geführten Namen vergaß ich, denn ich wurde jetzt Jules genannt — und durfte durchaus nichts von dem erwähnen, was mir aus meiner frühern Kindheit in der Erinnerung geblieben war. Der Mann, welchem mein Onkel mich übergeben, galt wo wir hinkamen für meinen Vater, und ich mußte ihn so nennen.

Je weiter wir nach dem Norden Deutschlands kamen, je weniger verdienten wir mit unsern Kunststücken, so daß nach und nach die meisten sich von meinem Vater trennten, und er endlich nur mich übrig behielt. Mit mir bereisete er nun die größern und kleinern Städte. — Da ich ihm wenig oder nichts kostete und immer beim Einsammeln reichliche Geschenke erhielt, so erreichte er bald wieder einen gewissen Grad von Wohlhabenheit und konnte wieder einen Bedienten und Wagen und Pferde halten.

Ich mochte so ungefähr das siebente Jahr erreicht haben, als er in dem Städtchen * * auf den Gedanken gerieth, ein bis dahin in Deutschland noch wenig bekanntes Stück zu produciren, nemlich auf einem von einer Thurmspitze gespannten Seile hinauf und herab zu laufen. In Italien und Frankreich hatte er dies

Stück ſchon öfter gezeigt, und immer großen Beifall und viel Geld damit erworben.

Der Tag kam heran, das ganze Städtchen war auf dem Kirchhofe verſammelt, drollig genug ſah es aus, wie die geputzten Frauen und Mädchen auf den Leichenſteinen ſitzend, ſich ſpreizten und ihre kleinſtädtiſchen Cicisbeo's, wie glückliche Molkendiebe ſie umſchwärmten.

Da erklangen Trompeten und Pauken, und mein Meiſter trat ſeinen kühnen Lauf an. Glücklich erreichte er die ſchwindelnde Höhe, wandte ſich und begann unter dem Jubel der Zuſchauer den Rückweg — aber auf halben Wege angelangt, riß das Seil, der Meiſter ſtürzte herab, und lag den nächſten Augenblick darauf zerſchmettert zwiſchen den Leichenſteinen und der erſchreckten Menge. —

Am nächſten Tage wurde er ſtill beerdigt, dafür nahm der Herr Bürgermeiſter ſeine Pferde und Wagen in Anſpruch! — Was er an baarem Gelde nachgelaſſen, hatte der Wirth des Gaſthofes ſchon in Beſchlag genommen und der Bediente bezeugte ihm: daß es nur eine geringe Summe geweſen, welche nicht einmal den Betrag der Rechnung gedeckt habe. — Von des Meiſters Nachlaß war ſomit nur ich noch übrig

auf welchen aber Niemand Anſpruch machte, im Gegentheil erklärte mir der Wirth, daß ich nun gehen könne wohin ich wolle, führte mich auch ſelber aus dem Hauſe und empfahl mir dringend: ja nicht wieder zu kommen, wenn ich nicht eine Tracht Prügel haben wolle. — Damit war mir denn allerdings nicht gedient, und ich lief, ſo ſchnell ich konnte um ihn aus dem Geſichte zu kommen.

In dem Städtchen war eben auch eine Schauſpielertruppe und bei dieſer Truppe ein Muſikdirector der meinen Meiſter oft beſucht und immer ein großes Wohlgefallen an mir bewieſen hatte. Auch ich mochte ihn gut leiden, da er italieniſch mit mir ſprechen konnte. Zu dieſem Muſikdirector lief ich nun und bat ihn ſich meiner anzunehmen, und mir zu rathen was ich beginnen ſolle.

Der Muſikdirector hatte eben Probe gehalten, und ſaß nun ganz erſchöpft und blaß vor Aerger in einem Großvaterſtuhl.

Er hörte mich an, fluchte was weniges über die Verwegenheit meines Meiſters, die ihm einen frühen Tod bereitet hatte und meinte dann: vorerſt könne ich bei ihm bleiben, er wolle ſehen, was er aus mir bilde. — Schon am andern Tag begann er mich

zu unterrichten — erſt das A B C wovon ich noch nichts wußte, dann Notenſchrift und Singen — Clavierſpielen — Buchſtabiren — Leſen u. ſ. w.

Der Muſikdirector war ein Genie, und hatte eine treffliche Bildung genoſſen, dabei beſaß er ein edles Herz — aber auch eben ſo arge Launen und Eigenheiten, und vor allen liebte er Wein und Weiber über die Maßen und ein unſtättes Umherwandern, ſo daß er nach und nach vom Hof-Capellmeiſter zum Muſikdirector einer mittelmäßigen wandernden Truppe herabgekommen war.

Mein heller Kopf und mein lebhafter Geiſt ließen mich ſeinen Unterricht leicht faſſen, und bald war ich im Clavierſpiel ſo geübt, daß ich mit meinem neuen Beſchützer ein Doppelconzert vortragen konnte. Man ſchrie über den Wunderknaben, und der Director des Theaters drang in meinen Lehrer, ein öffentliches Conzert zu geben, dieſer aber ſchlug es rund ab. »Ich will keinen Miracel-Jungen aus dem Jules machen,« ſagte er, — »ſondern einen Künſtler;« — alle Vorſtellungen und Bitten waren vergebens, er erlaubte nicht einmal, daß ich in einer größern Provinzialſtadt, wohin wir bald darauf reiſeten, auftreten durfte. Der deutſchen Sprache

war ich jetzt ebenfalls mächtig, und übte sie fleißig mit dem Musikdirector. —

Für einen jungen Menschen von Kopf und Herz giebt es wohl keine lehrreichere, aber zugleich auch keine gefährlichere Schule, als wenn er unter Schauspielern lebt. — Versteht mich wohl! nicht als Schauspieler (denn diese selbst werden von der Kunst, und sind sie noch so mittelmäßige Subjecte mit fortgerissen, und haben keinen freien Willen) sondern als Beobachter. — O! da lernt man das Leben (im Grunde doch nur eine närrische Komödie!) kennen, und die Menschen — und ihre großen und kleinen Leidenschaften — und sie belachen und nützen! — ich hab es gelernt Pater, und werde es nimmer verlernen. Genuß allein ist Leben! Genuß allein ist uns gewiß.

Unter fleißigem Lernen, alles dessen, was mein Musikdirector mich lehren konnte, kam die Zeit heran, wo der Knabe zum Jüngling reifte. — Ihr sagtet erst: daß ich schön sei; — eine vornehme Dame fand dasselbe und ließ es mich merken. Die Dame war auch schön und das glühende Blut des Spaniers behielt sein Recht auch im Norden. Ich fiel — in ein paar weiche Arme, die mich liebend

umſchlangen, und mein Freund! ich habe es nie bereut.

Der Muſikdirector erkrankte; ich pflegte ihn treulich! er dankte mirs, und ſtarb.

Er hinterließ nichts, und ich hatte nie etwas gehabt — zum Theater wollt' ich nicht — und von meiner Donna wollt ich nur Liebe empfangen. Da ſah es denn mit dem Gelde windig aus. — Mein Clavierſpiel half mir! — ich ertheilte Unterricht, und bald war kein vornehmes Haus in der Stadt, wo ich nicht freien Zutritt gehabt hätte, bis ein tragiſch-komiſcher Vorfall mich vertrieb.

Die Gattin des Präſidenten, eine dicke weitläuftige Dame begann mich ebenfalls mit günſtigen Augen anzuſehen. Leider hatte ich nur Augen für ihre hübſche 15jährige Tochter.

Unbegreiflicher Weiſe merkte die Alte nichts davon, ſondern hielt meine Zurückhaltung für jugendliche Blödigkeit — ſie erklärte ſich alſo ohne Scheu, erſuchte mich um eine nächtliche Unterredung, und gab mir ohne weiteres zu dieſen Behuf den Schlüſſel zu einem Garten-Pavillon.

Ich nahm den Schlüſſel, verſprach in der andern Nacht mich einzuſtellen, und empfahl mich,

um der kleinen Lina ihre Clavierſtunde zu geben. Leiſe flüſternd beſchwur ich ſie: mir dieſen Abend eine Zuſammenkunft in den Garten-Pavillon zu ſchenken, und zeigte ihr den Gartenſchlüſſel — nahm auch gar keinen Anſtand ihr zu ſagen woher ich ihn habe — daß ich ihn aber natürlich nur für unſere Zuſammenkünfte gebrauchen, und der Mutter ſagen würde: ich hätte ihn verloren.

Die kleine lüſterne Lina widerſtand meinen Bitten nicht, und ſagte mir die Zuſammenkunft zu. — Wir ſpielten einige Variationen und die Stunde war für heute zu Ende. In Erwartung einer ſchöneren begab ich mich nach meiner Behauſung, ſuchte nach ächt ſpaniſcher Art, Mantel, Maske und Dolch zuſammen, und harrte der Nacht. —

Sie kam. — Ich band die Maske vor, warf den Mantel um, ſteckte den Dolch zu mir, ſchlich durch die dunklen Straßen, und ſchlüpfte unbemerkt in den Garten des Präſidenten, ein leiſes Huſten unter Lina's Fenſter gab das Zeichen. Sie kam herab warf ſich an meine Bruſt — ich öffnete den Pavillon trug meine ſchöne Beute hinein, und verſchloß die Thüre ſorgfältig wieder.

In ſüßen Liebesrauſch hielten wir uns umſchlun-

gen. O Pater! Göthes Mephistopheles hat recht: »'s ist eine der größten Himmelsgaben, so ein lieb Ding im Arme zu haben.« — Leider wurde unsere Wonne gar bald gestört, denn von Außen arbeitete es am Schlüsselloch, die Thüre wurde geöffnet — und kaum hatten Lina und ich so viel Zeit, um uns hinter den Sopha zu flüchten, als die Präsidentin eintrat geführt von Gardelieutenant Herrn von R** — auch sie schlossen die Thüre wieder ab, und nahten dem Sopha hinter welchem Lina und ich uns verborgen hatten. —

Aber auch sie wurden bald gestört, denn nochmals ward die Thüre geöffnet, und mit Laternen und Waffen versehen traten der Präsident, so wie sämmtliche Bedienten und Gartenaufseher ein. Die Präsidentin entschloß sich kurz und fiel in Ohnmacht. Der Lieutenant wollte sich hinter den Sopha verbergen und prallte 3 Schritte zurück, als er mich und die ebenfalls ohnmächtige Lina erblickte, — das ungeheuerste Erstaunen malte sich auf den Gesichtern des Präsidenten und seiner Begleiter! — Gartendiebe hatten sie vermuthet, und fanden den Herrn Gardelieutenant, den Maestro di Musica mit der Frau Präsidentin und dem jungen Fräulein zusammen.

Es kam zu Erklärungen. — Der Gardelieutenant ſtotterte verlegen Einiges, was wie Entſchuldigung klingen ſollte — ſo daß ich lachen mußte, aber darüber gerieth der Präſident in Wuth und befahl ohne Rückſicht auf ſeine eigne Ehre, ſich unſerer zu bemächtigen.

Der Gardelieutenant mochte es für gerathen halten der erſten Wuth des beleidigten Gatten keinen Widerſtand entgegen zu ſetzen. — Er ließ ſich daher in Gottesnamen umzingeln. Nicht ſo ich, denn ich wußte wohl, daß mich der beleidigte Vater, wär' ich einmal in ſeiner Gewalt, nicht ſo leichten Kaufs würde los kommen laſſen. — Einen Hahnrei lacht man aus! einen unglücklichen Vater bemitleidet man, und verflucht dem Verführer. — Dies wohl bedenkend hatte ich raſch meinen Mantel umgeworfen, drückte den Hut ins Geſicht, und den mir zunächſt Stehenden mit der geballten Fauſt vor den Bauch ſtoßend, daß er zu Boden ſtürzte, riß ich den Dolch hervor, und ihn blitzſchnell um mich ſchwingend, ſprang ich aus dem Pavillon und entkam glücklich. —

Am andern Morgen holt' ich mir in aller Frühe meinen Paß, ſagte meiner erſten Geliebten Adel und verließ die Stadt. Als gegen 9 Uhr die Ge-

richtsdiener kamen mich festzunehmen, fanden sie das Nest leer, und den Vogel ausgeflogen; der Präsident mochte aber nach reiflicher Ueberlegung nicht für rathsam erachtet haben, mich verfolgen zu lassen. — Ich reisete jetzt als Clavierspieler und fand vielen Beifall, doch wenig Verdienst — so kam ich nach B**, der glänzenden Königsstadt, wo ich eines Tags ganz unvermuthet meinen Genossen des nächtlichen Abentheuers, den Gardelieutenant auf der Straße traf — wir erkannten uns sogleich — lachten herzlich über die tolle Geschichte, und er unternahm es mich in einen ästhetischen Circel einzuführen, wo ich mich hören lassen sollte, um auf diese Weise zuerst die Aufmerksamkeit der eleganten Welt zu erregen. — Er hielt Wort, und stellte mich am bestimmten Tage jener gemüthlichen Gesellschaft vor, wo Graf Adolph den Enthusiasten, Heinrich aber die Rolle des Zerrissenen schönen Geistes übernommen hatte. Beide fanden Wohlgefallen an mir, und da es mir nicht gelang in der kunstsinnigen Residenz ein Conzert zu Stande zu bringen, Adolph aber gerade einen Secretair suchte, so nahm ich diesen Posten an, und ging mit ihm auf sein Gut. — »Somit lieber Pater! ist meine Geschichte zu Ende,« schloß Jules — »und nun lebt wohl! das Gewitter ist vorüber

und der Himmel iſt heiter. Bei meiner Zurückkunft ſprech' ich wieder ein.« Er reichte ihm die Hand, führte ſeinen Rappen aus dem Stall, ſchwang ſich auf und trabte davon, ſeine Einladungen zu beſtellen.

V.

Wir laſſen den jungen Sünder traben, und wenden unſern Blick wieder nach dem Schloſſe.

An dem Fenſter wo geſtern Roſalie und Eveline ſaßen, ſaßen dieſen Morgen Eveline und ihr Bräutigam. — Heinrich erzählte ihr ſehr ausführlich von ſeinen Knabenjahren, und dem gemüthlichen Leben im Schoße ſeiner Familie. Wie, nachdem er die Maſern gehabt, ſein Vater ihm ein Geneſungs-Feſt gegeben, und wie er, ein damals zwölfjähriger Knabe, ſein erſtes Gedicht darauf verfertigt. — Bei dieſer Gelegenheit declamirte er ihr das beſagte Gedicht vor, und fügte hinzu: daß er ſeit dieſer Zeit in ſeinen Mußeſtunde ſich meiſtens mit Dichtkunſt beſchäftigt habe, und daß er viele große Dichter Deutſchlands z. B. Willibald Alexis, Gubitz, Müchler, Th. Hell perſönlich kenne und ſchätze, und von ihnen wieder geſchätzt werde.

Die junge Braut hörte etwas zerſtreut zu, und blickte dann und wann wie träumend hinaus in die dämmernde Ferne, — plötzlich drängte ein tiefer Seufzer ſich aus ihrer Bruſt, und mit der Hand ihre Augen bedeckend ſchien ſie gänzlich vergeſſen zu haben, daß ſie ihrem Bräutigam gegenüber ſitze. Heinrich als er ihren Seufzer hörte, ſeufzte ebenfalls, und fragte dann ſchmachtend: »Worüber ſeufzt meine Eveline?«

Eveline ſchrak zuſammen, zog raſch die Hand von den Augen und verſetzte verlegen lächelnd: »Ach — die Landſchaft iſt ſo ſchön.«

»Ja!« ſtimmte Heinrich ein, »die Natur iſt hier ſehr pitoresk, und ich finde hier die Dioramen der Gebrüder Gropius in Berlin verwirklicht. — O! dieſe reine Bläue des Himmels! — dieſes Grün der Bäume! — dieſe Mannigfaltigkeit der Blumen und Sträuche! dieſes Waſſer! und dieſes duftende Verſchmelzen der Tinten in einander. — Ich zeichne auch Landſchaften mit dem Bleiſtift und ſchwarzer Kreide, und werde Ihnen nächſtens einige meiner Arbeiten zeigen. — Ja! es iſt ein hoher Genuß, die großartigen Naturſcenen in ihrer tiefſten Eigenthümlichkeit aufzufaſſen und wiederzugeben und es zeugt von hoher Gemüthlichkeit des Herzens! denn Künſte veredeln das Herz und bilden

den Geiſt, und ohne die veredelnden Künſte gäbe es keine Gemüthlichkeit! und der Menſch würde — (eine abſolute Folge der Urſache, wie der unſterbliche Hegel ſagt! —) verwildern und unter das Thier herabſinken.

»Mein Gott! wovon ſprecht Ihr denn da?« fragte der hinzutretende Adolph. —

Eveline wußt' es nicht — Heinrich aber erzählte es ausführlich dem Freunde.

»Schön, ſehr ſchön!« ſprach Adolph beifällig, »Du hatteſt Recht, lieber Heinrich! aber ich muß Dich bitten das Geſpräch für jetzt zu unterbrechen, denn meine Frau hat mir wegen des Feſtes ſo viele Aufträge gegeben, daß ich ohne Deine Mitwirkung nicht fertig werden kann — komm alſo, und hilf mir etwas Hübſches ausſinnen unſern Gäſten und Deiner Verlobung würdig.«

»Zwar ſchmerzt es mich,« lispelte Heinrich, — »zwar ſchmerzt es mich, von Ihnen angebetete Braut, wenn auch nur auf Stunden, mich entfernen zu müſſen, doch gilt es die Verherrlichung eines der ſchönſten Tage unſers Lebens, und ſo ſcheide ich denn auf baldiges Wiederſehen.« Er wollte ihr einen Kuß auf ihre Lippen drücken, erröthend drehte Eveline das Haupt weg — und er mußte ſich für diesmal mit einem Hand-

kuß begnügen. — Seufzend ging er mit Adolph — und seufzend blickte sie ihm nach.

Rosalie eilte geschäftig durch den Saal — Eveline rief sie an, aber lächelnd versetzte Jene: »Ich habe jetzt keine Zeit! träume indeß ungestört von Deinem Geliebten, Du glückliche Braut!« und entfernte sich wieder.

»Von dem Geliebten?« wiederholte Eveline leise. — Der Saal ward ihr zu enge — sie ging hinab in den Garten.

* * *

Jules war zurückgekehrt und begab sich ebenfalls in den Garten, um nach den Verrichtungen zur Illumination zu sehen. Da hörte er einen heftigen Wortwechsel, und bemerkte mit Ergötzen, daß Heinrichs Kammerdiener und Adolphs alter Gärtner, welcher Letztere bedeutend stotterte, sich wüthend herumstritten. Er barg sich in die Gebüsche und lauschte.

»Ich bin ein Preuße!« schrie der Kammerdiener. »Und zwar aus Hinterpommern, und habe fünf Jahre in Berlin condistungirt, folglich kann ich auf Cavaliers-Parole d'honneur versichern: daß ich weiß was zu einem guten Geschmack harmonirt. Was ist das

für eine ſimboliſche Satiſe, einen Opferaltar auf einen Kreuzweg zu plankziren!!« —

»Es — es iſt ein — Ver — loobung's aal — tar!!« kreiſchte der Gärtner, kirſchbraun im Geſicht vor Zorn.

»Um ſo anzüglicher mein Guter!« repliceirte der Kammerdiener. « — Wenn der Verlobungs-Altar auf einem Kreuzwege ſteht, ſo giebt das eine ungeheure allegoriſche Ironie und man kann daraus zuſammen argumentiren, als ob im künftigen Eheſtande nichts als Kreuz und Elend ſich entwickeln werde. — Glauben Sie mir, ich bin ein Preuße aus Hinterpommern und fünf Jahre in Berlin condiſtungirt. — «

»Mei — net — weegen in Je — je ru — u ſa leem! — ich — ich bi — bin gee — ehleerter Gä — rrt — ner, und wel — ß mi — mich oh — ohne ei — einen fre — mden Geelb — ſchna — ſchna — bel zu — der — de — derangiren mein — n Herr P — preuße, au — s Hin — hin — ter = Po — po pom — mern — und Ber — ber — berlin!«

»Daß iſt zu viel für ein Preußenherz!« ſchrie der Kammerdiener erboßt, und machte Anſtalt aufs en Gärtner loszugehen. Jules ſprang hervor, und verwies den Streitenden ihr unziemliches Betragen. »Du

thuſt was Dir Graf Heinrich befiehlt,« wandte er ſich zum Gärtner, — »und Er, Herr Kammerdiener gleichfalls! und Keiner ſoll den Andern hindern. Marſch! an eure Arbeit.«

»Sehr — wohl Herr Secretär,« ſtotterte der Gärtner und entfernte ſich.

Jean, der Kammerdiener aber blieb zurück und ſprach ſchüchtern: »Der Herr Secretairius ſind doch nicht ungehalten auf meine Wenigkeit? —«

»Allerdings!« verſetzte Jules, eine ernſte Miene erzwingend, »Iſt es Deiner würdig, Dich mit einem dummen Gärtner herum zu zanken? Du, der gebildete Kammerdiener eines liebenswürdigen Cavalliers? Du dem ich mein Vertrauen ſchenkte, für den ich mich bei der hübſchen Liſette ſo eifrigſt verwende? —«

»O — o!« — bat der Kammerdiener; »beſter Herr Jules! ſein Sie wieder gut — es ſoll auf Ehre nicht wieder geſchehen, und ſagen Sie mir: was darf ich hoffen von der kleinen ſpröden Liſette?«

»Hoffe nur!« gab Jules, ihm lächelnd auf die Achſeln klopfend, zur Antwort. »Hoffe nur getroſt guter Freund, ich denke ich habe die kleine Liſette ſo weit gebracht, daß ſie Dich bald nicht mehr fliehen, ſondern

ſich Dir ſelbſt an den Hals werfen wird — verſteht ſich als Deine Frau.« —

»Was denken Sie von mir Herr Jules!« rief der verliebte Kammerdiener. »Glauben Sie ich hätte einen ſo falſchen Katharrakter, daß ich ein unbeſchuldigtes Geſchöpf täuſchen könnte, oder — Gott ſteh mir bei! — gar verführen? — Nur dieſes nicht! —«

»Deſto beſſer, Jean! ich ſchätze Dich deshalb um ſo höher.«

»O ich bitte! — Das iſt nur Chriſtenpflicht.«—

»Du biſt ein Muſter eines tugendſamen Kammerdieners! — aber geh jetzt an die Arbeit, damit auch Dein Herr Urſache hat Dich zu beloben.« —

»Ich empfehle mich Ihnen!« rief Johann und ſprang vergnügt davon.

»Armer Narr!« lachte Jules in ſich hinein, — »aber ſeine Liſette will ich ihm geben.« —

Er wandelte unter den duftenden Laubgängen dahin — plötzlich ſah er vor ſich etwas weißes liegen, er bückte ſich und hob es auf — es war ein zierlich geſticktes Taſchentuch, der Name Eveline war in der einen Ecke geſtickt. — Das Tuch war feucht wie

von Thränen. Lächelnd drückte er es an ſeine Augen, und barg es dann auf dem Herzen.

Die Sonne brannte glühender — und Jules der in ſeiner augenblicklichen Stimmung nicht gern mit Jemanden zuſammentreffen wollte, ſuchte eine einſame Grotte auf, welche ganz am Ende des Parkes lag. —

Ein leichter Schrei tönte ihm entgegen, als er eintrat, und Eveline ſtand vor ihm in der traulichen Dämmerung. — Kaum vermochte er es, im erſten Augenblick nicht vor ihr hinzuſtürzen und ſie an ſeine Bruſt zu reißen. Doch ſchnell gefaßt, trat er aus der Grotte zurück, und ſprach mit allem Wohllaut ſeiner Stimme: »Verzeihung Fräulein! wenn ich Sie ſtörte, oder gar erſchreckte! — ich konnte Sie nicht hier vermuthen und hing meinen Träumen nach.«

Eveline war ebenfalls aus der Grotte getreten und — und fragte erröthend: »Ihren Träumen?« — —

»Wer träumte nicht? — doch ja! wem der Traum des höchſten Glücks zur Wirklichkeit ward, und« —

»Und?«

»Und die Todten nicht.«

»Jules!« rief Eveline erſchreckt — »was fehlt Ihnen? Sie möchten doch nicht ſterben?« —

»Warum nicht.«

»Sie haſſen das Leben?«

»O nein! ich liebe es wie ich alles Schöne liebe. — Aber — (der Schalk ſchlug die Augen nieder und erröthete wahrhaftig) »wer liebt mich?« —

Da ſtand die arme Eveline keines Wortes mächtig. Der rührende und doch ſo männlich feſte Ton des ſchönen Jünglings drang unwiderſtehlich in ihr Herz — Thränen flimmerten in ihrem Auge — ſie war in dieſem Augenblick himmliſch ſchön.

Jules ſchielte zu ihr empor, und als er ihre Rührung bemerkte, jauchzte er im innerſten Herzen: »Unſinn Du ſiegſt!«

»Sie haben,« begann endlich Eveline mit zitternder Stimme, »Sie haben geſtern Nacht noch ſo ſchön auf dem Flügel fantaſirt. — Ich hörte Ihnen lange zu.«

Jules erhob den Blick und ſchaute ſie an, ſo groß und klar, daß es ihr deuchte ſie ſähe in den geöffneten Himmel; hingeriſſen fuhr ſie fort:

»Nicht wahr Jules, Sie ſind gut?«

Jules zog die Hand von dem Herzen und reichte ihr langſam das gefundene Tuch. »Dies fand ich!« ſprach er milde. —

Erglühend ſtreckte Eveline die Hand aus, als ſie die ſeinige berührte, dröhnte ein electriſcher Pulsſchlag durch alle ihre Nerven. Sie ließ ihm das Tuch, und entfloh den Gang hinauf.

»Bravo!« lachte Jules — »aber Zeit wars, daß ſie ging, denn da ſeh' ich Liſetten kommen, wohlan! ich will den Freiwerber für meinen Preußen aus Hinterpommern machen. He, Liſettchen! auf ein Wort!« rief er der Vorübereilenden zu — Liſette kehrte um, er zog ſie in die Grotte.

VI.

Am Nachmittage ſaß Heinrich ebenfalls am Eingange der Grotte und las in Heines »Buch der Lieder.« Jean ſtand vor ihm in geduldiger Erwartung, wann es ſeinem Herrn gefallen würde, aufzublicken.

Endlich klappte Heinrich das Buch zu, gähnte und flüſterte: »Göttlich, himmliſch! ja nur ein zerriſſenes Gemüth vermag ein ähnliches ganz zu verſtehen, und mit ſich innig zu vereinigen. — Was willſt Du Jean?«

»Vorerſt eine gütige Verzeihung,« antwortete Jean

vergnügt), wenn ich in Ihrer Lachtira eine Eruption verurſacht habe, aber ich habe ein preſſirtes Anliegen an Sie.«

»So ſprich nur.«

»Ew. Gnaden wiſſen, daß ich ein geborner Preuße aus Hinterpommern bin, der fünf Jahre in Berlin —

»Das weiß ich!« fiel Heinrich ihm ungeduldig ins Wort, »Du haſt mir das ſchon tauſendmal geſagt.«

»Sehr wohl Ew. Gnaden! Es war auch nur von wegen der ſtyliſtiſchen Einleitungsrede.«

»Komm zur Sache!« —

»Ew. Gnaden lernten mich kennen, als Sie grade in der Critis der Zeriſſenheit darnieder lagen, und meine gemüthliche Guthmüthigkeit, und mein kindliches Gemüth harmonirte ſo mit Ihrer Gemüthsſtimmung, daß Sie mich als Ihren Velit dö Schamper in Ihre Dienſte nahmen, weil ich auch gute Zeugniſſe hatte, da ich fünf Jahre in Berlin conjiſtungirt war.«

»Du haſt mir treu gedient Jean! dies Zeugniß kann ich Dir nicht verſagen.« —

»Das wollt' ich eben ſagen, Ew. Gnaden! und in dieſem Betracht und weil Ew. Gnaden doch ſelber Anſtalt machen mit dem gnädigen Freilein, ſo wollt ich

Sie um eine gütige Berückſichtigung von wegen meiner Wenigkeit verſuchen, indem der Herr Jules mir ſchon das breitliche Ja-Wort verſprochen hat, wenn Ew. Gnaden in unſere eheliche Verbindung ein Einſehen haben, und Ihre Erlaubniß nicht mehr verſagen.«

»Was Teufel?« fragte Heinrich ſehr erſtaunt, »Du willſt den Jules heirathen, und er hat Dir ſein bräutliches Ja-Wort gegeben?«

Jean lächelte, und verſetzte: »Ew. Gnaden belieben mit Ihrem gehorſamen Diener zu ſcherzen — Wie könnten Sie glauben, daß ich einen jungen Menſchen von Ihrem Geſchlechte heirathen würde. — Nein! Liſettchen, das Kammermädchen der Frau Gräfin meine ich.« —

»Ja ſo! das iſt ein Anderes! aber was hat Herr Jules dabei zu ſchaffen?«

»Je nun, er hat ſie präparirt daß ſie mir das Jawort giebt, weil ich ſelber zu blöde war, wegen der Schüchternheit meiner Gemüthlichkeit.«

»Das iſt eine eigne Manier, Jean, um ein junges Mädchen zu werben; die Dir leicht Kopfweh machen könnte.«

»Im geringſten nicht Ew. Gnaden! ich vertraue der weiblichen Tugend, zudem iſt Herr Jules noch

ein halbes Kind, und, wie ich wohl ſagen kann, mein Freund in geiſtiger Hinſicht, und Ew. Gnaden mögen Ihr eigenes Herz viſitiren, ob es Ihnen möglich wäre einen Freind zu täuſchen, wenn auch die Gattin noch ſo in Sie geſchoſſen wäre.«

»Was ſagſt Du?« fragte Jules raſch aufſtehend »wenn die Gattin mich liebte?«

»Nehmlich die Frau Gräfin! Ew. Gnaden! oder wäre Ihren ſcharfen, geiſtigen Blicken dasjenige entgangen, was Ihr getreuer Diener ſchon längſt aus der Gräfin eigenen Reden argrimentirte?

»Daß ſie mich liebt?«

»Was ſonſt Ew. Gnaden? ich kann ihr gar nicht genug von Ihnen erzählen, wenn ſie mich irgendwo trifft, ſo iſt ihre erſte Redensart: »Wo iſt ſein Herr? wie befindet er ſich? — wie iſt er geſtimmt? und wenn ich dann antworte: wie Ew. Gnaden mir befohlen: »So, ſo! — gnädige Frau! körperlich befindet er ſich wohl, aber ſeine innere Zerriſſenheit macht mir bange um ihn. — Ew. Gnaden können nicht glauben, was die gnädige Frau dann für ſchwärmeriſche Augen machen und wie ſie ſeufzen thun — freilich wenn Ew. Gnaden ſelber zugegen ſind, und der Herr

Graf, ſo läßt ſie ſich als eine rottinirte Dame von Stande nichts merken.«

»Engel!« flüſterte Heinrich für ſich — »Himmliſches Weſen! auch ich bete Dich an! — aber o Himmel! meine Pflicht! mein Freund! — o Eveline! — o Kampf! — o Qual!«

»Ew. Gnaden können ſich gratuliren,« fuhr Jean fort, »wenn das gnädige Fräulein, Ihre Zukünftige ſich ſo für Sie aufzehrt, wie ich das von der Frau Gräfin weiß; — aber wie geſagt, deshalb wollte ich Ew. Gnaden bitten mir zu erlauben, daß ich Liſettchen heirathe, und auch bei der gnädigen Frau Gräfin um ihre Einwilligung anzuhalten.«

»Geh nur!« rief Heinrich heftig aufgeregt — »mein Erlaubniß haſt Du, und Roſalie ſoll Dir die Ihrige nicht verſagen.«

»Tauſend Dank! gnädigſter Herr,« ſprach Jean ſeelenvergnügt — »Meine gute Hoffnung auf Ihr empfindſames Herz hat mich nicht getäuſcht — und die glühendſte Dankbarkeit in meinem Gemüthe wird nie erkalten, denn ich bin zwar nur ein Kammerdiener, aber ich habe ein innerliches Rechtsgefühl für Weisheit und Tugend, weil ich ein geborner Preuße aus

Hinterpommern bin, und fünf Jahre in Berlin meine Cariere gemacht habe.«

Somit ging Jean voller Freuden, ſeine Liſette aufzuſuchen.

In Heinrichs Buſen und Kopf ſtürmte es aber gewaltig! — Er war feſt von ſeiner ungeheuren Liebenswürdigkeit überzeugt, und hatte oft ſeinem Adolph erzählt, wie man ihn in Dresden nur »den ſchönen Baron« genannt habe, was Wunder, daß er eben ſo feſt glaubte, Roſalie liebe ihn.

Allerdings war es alles richtig was Jean in ſeiner Gutmüthigkeit ihm von der Gräfin erzählt hatte. — Die liſtige Roſalie durchſchaute den Tropf von Bedienten, wie den Tropf von Herrn, und ſo hatte ſie ſchnell ihren Plan entworfen. Denn Heinrich, als Adolphs Freund konnte ihr mit der Zeit ein böſer Beobachter werden; Evelinen aber haßte ſie, weil ſie es wohl fühlte, wie tief ſie unter dem reinen Mädchen ſtand — Eiferſucht war nicht mit dabei im Spiele, denn ſie hatte den jugendlichen Frevler Jules zu wohl begriffen, um mehr von ihm zu verlangen als glühende Liebesluſt — und mußte ſie ſichs doch bekennen, daß ſie nur deßhalb ſich ihm, und nur ihm ergeben hatte, weil kein Anderer ihm glich, an Schöne des Körpers

und Kühnheit des Geiſtes. — Eveline konnte ſchon einen Vergleich mit ihr aushalten — wie hätte ſie Jules zürnen können, wenn er ſie auch geliebt hätte — und er liebte ſie nicht einmal! denn an unüberwindliche Tugend glaubte er nicht, und ihre kleinen Schwächen, beſonders aber ihre ſentimentale Schwärmerei verſpottete er, der nur in Genüſſen ſchwärmte. Heinrich aber war ein löſchpapierner Menſch, ohne die Kraft etwas großartig Böſes zu vollbringen; aber auch ohne die Kraft zu widerſtehn, wo ſich eine Verlockung zeigte. — Nachher jammerte er wohl und bereu'te ſeine Fehltritte; aber jeder neue Reiz riß ihn wieder mit ſich fort — kurz, er glich völlig jenen Helden, wie wir ſie ſo häufig im Leben und in den Novellen der Tagesſchriftſteller antreffen, die nicht einmal in ihrer Erbärmlichkeit conſequent bleiben — ſicher der höchſte Grad von Erbärmlichkeit! —

Jetzt marterte er ſich ab, ſtellte ſich das Bild des Freundes — der geliebten Braut (zärtlich um treue Liebe flehend) lebhaft vor — faſelte viel von Pflicht und Gewiſſen — und malte ſich dennoch zu gleicher Zeit mit erhitzter Fantaſie den Augenblick aus, wo Roſalie das himmliſch üppige Weib von ſeinen Armen umſchlungen nur ſchwach widerſtreben

und endlich ſich ihm ergeben würde — ihm ſchwindelte — ſein Gewiſſen mahnte und er entſchloß ſich — den Zufall walten zu laſſen.

Aber der Zufall war dem Trieb zum Böſen nicht ſchnell genug zur Hand, und ſo begann der Freund Heinrich jede Gelegenheit aufzuſuchen, Roſalien allein zu treffen, es gelang ihm jedoch ſelten, denn Roſalie vermied ihn heimlich — traf er aber mit ihr zuſammen, ſo war er zu feige ſich ihr anders als Evelinens Bräutigam, wenn auch ein bischen »zerriſſen« zu nahen.

Roſalie lächelte höhniſch über den Feigling und gedachte an Jules — mit Schreck und Wonne.

Einen unbewacht entflohenen Blick hatte er belauſcht, und wagte alles — alles! Raſend war das Wagniß — aber er ſiegte, und unauflöslich war Roſalie an ihn gekettet.

Ein Glück, daß die Zubereitungen zum Feſte dem Bräutigam ſo viele Zeit raubten! die ſchöne Braut möchte ſonſt bald ſeine Veränderung gewahrt haben, und er die ihrige.

Jules unterließ nicht, bis lange nach Mitternacht allabendlich zu fantaſiren, aber er vermied es ſorgfältig mit Evelinen allein zuſammen zu treffen.

»Betäubt muß ſie ſein von allen auf ſie eindringenden Begebenheiten — da glückt mir durch Ueberraſchung deſto ſicherer der Sieg,« ſo ſprach er, und Roſalie gab ihm Recht.

»Höre Jules!« ſprach am Morgen des Verlobungsfeſtes der Pacer Benedictus — »Höre Jules, Du ſcheinſt mir auf einem gefährlichen Wege zu wandeln.«

»Wie ſo Pater?«

»Geſtern beichtete mir Liſette, die Kammerfrau Roſaliens und nunmehrige Braut des Kammerdieners Jean.«

Jules lachte laut auf, und rief: »Immerhin! Beichtgeheimniſſe dürft Ihr nicht veröffentlichen, Pater.«

»Und werd' es nicht Jules! um ſo weniger als Du verloren wäreſt wenn ich es thäte.« —

»Verloren? — mein guter Pater, ich trotze der Hölle wie dem Himmel.«

»Aber doch nicht dem Orden?«

Jules ſtutzte, und fragte ſichtlich betroffen:

»Was wollt Ihr damit ſagen?«

Benedictus lächelte und verſetzte: »Freilich haſt

Du mir in Deiner Erzählung verſchwiegen, daß Du den Pater Ignatius in der Reſidenz kennen lernteſt, daß er es war, der »den zerriſſnen Heinrich,« zuerſt auf Dich aufmerkſam machte. Du ſiehſt aber jetzt, daß ich ein Eingeweihter bin, daß mir nichts unbekannt, und Freund! daß Du Werkzeug der Kirche biſt.«

Jules lachte noch lauter denn vorher. »Allerliebſt! ein Werkzeug der Kirche! — aber wißt Ihr wohl Pater, daß ich gar nicht Luſt habe ein Werkzeug zu ſein.«

»Und Dein Eid? Jules!«

»Mit Vorbehalt geleiſtet! Ich habe Eure Lehren wohl begriffen! — wie? ſoll ich dem Teufel und ſeinen Agenten allein Wort halten? —

»Knabe!« rief Benedictus mit flammenden Blick, doch ſchnell ſich faſſend, fuhr er in milderem Tone fort: — »Man hielt Dir Wort, Jules.«

»Das iſt wahr!« entgegnete Jules, »und ein Schuft — (das heißt ein kleiner« fügte er ſpöttiſch ein) »will ich nicht werden, aber eben weil ich nur das Große will, will ich auch kein blindes Werkzeug ſein! Ich will ſelbſt handeln.«

»Thu das!« verſetzte gutmüthig der Pater; »nur handle ſo, daß der Zweck erreicht wird, welchen wir Dir vorzeichneten! alles Uebrige mache wie Du willſt — hiezu aber iſt Vorſicht nöthig. Wie? wenn nun vor der Zeit, durch das einfältige Kammermädchen alles entdeckt wäre? — Du kannſt in den Armen der Gräfin ſchwelgen, Eveline iſt Dir gewiß — ſind zwei der ſchönſten Weiber Dir nicht genug?

»Nein Pater! Abwechſelung iſt die Würze des Lebens.« — Benedictus ſchüttelte den Kopf, und fuhr fort. »Ein fürchterlicher Eid bindet Liſettens Zunge über alles — was zwiſchen Euch vorgegangen iſt, nur unter dieſer Bedingung ertheilte ich ihr Vergebung ihrer Sünde.

»Im höchſten Nothfall,« warf Jules hin, »hätte ein Dolchſtoß ihr den Mund verſchloſſen.«

Benedictus ſchauderte unwillkührlich zuſammen und ſprach ernſt: »Hüte Dich Jules, daß nicht Dich unvermuthet ein Dolchſtoß trifft.«

»Wie war das?« rief Jules, ſprang zurück und riß eine Piſtole aus dem Buſen.

»Ruhig!« verſetzte Benedictus. »Wie ich Dich liebe weißt Du, obgleich ſich Entſetzen in meine Liebe zu Dir miſcht, und der Orden erwartet Großes von

Dir — doch weißt Du auch, welches Loos den Abtrünnigen und Unvorſichtigen trifft, und wir ſind von geheimen Emiſſairen umgeben.«

»Gut,« verſetzte Jules mit verhaltner Wuth, »ich werde mich in Acht nehmen und handeln. Daß Euer Plan hier ohne mich ſcheitert, wißt ihr — ein Wort von mir zu Adolph, und zerſtört iſt das künſtliche Gewebe. — Doch das hieße mir ſelber einen ſchlechten Dienſt erweiſen, Einer von Beiden muß fallen durch die Hand des Andern! und es ſoll ſo kommen, mein Wort darauf! — doch nur ſchützen ſollt Ihr mich im Nothfall, nimmer beherrſchen.

»Trotzkopf!« lächelte Benedictus — »Es ſei wie Du ſagteſt — laß mich nur machen, aber ſag' es keinem Andern denn mir.«

Jules ſtand einen Augenblick finſter nachſinnend da, plötzlich aber erheiterte ſich ſein Geſicht und ſcherzend ſprach er: — »Fürwahr, faſt möcht' ich wünſchen auch euch nichts davon geſagt zu haben. Ich war ein Thor mit meiner Heftigkeit. — Was? Eure kleinlichen Abſichten ſollten mich im Genuſſe hindern? mir die frohe Laune trüben? — was wollt' ich Thor mit meiner Freiheit! — was iſt Knechtſchaft, was iſt Freiheit? was das Leben? Alles rauſcht

vorüber! — rauſche es denn! glücklich wer den Augenblick erhaſcht und im ſchönſten den Tod findet — Friede Pater! dieſen Abend wollen wir ihn mit Champagner bekräftigen!« — er ſprang davon.

Benedictus aber ging heftig bewegt in ſeiner Zelle auf und ab. »Der Unſelige!« murmelte er vor ſich hin — — »er iſt nicht zu retten und nimmer, nimmer iſt er dem Orden zu erſetzen. Aber wo ihn faſſen? wie ihn ketten? ſein Feuergeiſt überfliegt alle Schranken der Erde. Wohl hat er recht erbärmlich, kleinlich iſt unſer Treiben, ſind unſere Zwecke! und Verbrechen auf Verbrechen häufen wir — nicht für Genuß wie er, der ſtolze Frevler — ſondern für einen Wahn! — Betrogne Betrüger ſind wir mit all unſrer Schlangenklugheit! am Quell ewig dürſtend gleich dem Tantalus. — Gibt es eine Weisheit außer der Tugend — er hat ſie! aber ſie iſt ſein Verderben dort und hier.«

VII.

In Verbrechen das Haus des Grafen Adolph zu verſenken, um dann das Bekehrungswerk

zu vollbringen, und die reichen Beſitzungen dem Orden zu gewinnen; das war die Abſicht der frommen Väter der Geſellſchaft Jeſu.

Die Freunde Adolph und Heinrich ſollten entzweit werden bis zum Zweikampf auf Tod und Leben. Einer mußte fallen, fielen Beide, um ſo beſſer! Die Frauen mußten verführt werden, dann war es leicht, um ihr Gewiſſen zu beſchwichtigen, das Kloſter ihnen als Ort zu zeigen, wo allein Vergebung der Sünden zu erlangen — das Calcul war richtig! denn Niemand iſt mehr für religiöſe Schwärmerei empfänglich als ein gefallnes Weib, dem die gräßlichen Folgen ihrer Schuld nahe vor Augen gerückt werden.

Wie ſchuldig Roſalie war, wiſſen wir, doch dachte ſie nicht an die Möglichkeit eines blutigen Zwiſtes zwiſchen Adolph und Heinrich. Nimmer ſollte Adolph die Thorheit und den Verrath ſeines Freundes erfahren. — Nimmer wollte ſie dem eiteln Gecken ſich ergeben, nur beſchäftigen ihn und ſeine Aufmerkſamkeit von Jules ablenken. Eveline mußte ihre Mitſchuldige werden, und dann glaubte ſie in thörigter Verblendung würde ſie ungeſtört und ungefährdet in dem ſchändlichſten Verhältniſſe leben können. Daß

Eveline unglücklich werden — ja, daß ſie vielleicht ihre Schmach nicht lange überleben würde, das wußte ſie recht gut; aber vor dieſer Folge ſchauderte ihr Herz nicht zurück, im Gegentheil rechnete ſie darauf, ſo wie ſie überzeugt war, daß Eveline ihre Schande nicht verrathen würde.

Der Abend brach herein, von Nah und Fern waren die geladenen Gäſte erſchienen, alles wirbelte und kreiſte luſtig durcheinander, und im frohen Jubel blieb die peinliche Stimmung des Brautpaares von Allen unbemerkt, außer von Roſalien, Jules und dem Pater.

»Komm her Jean!« rief Jules dem Kammerdiener leiſe zu, »Dein Herr, ſcheint's, hat einen Anfall ſeines alten Uebels, das darf heute nicht ſein! Du ſtellſt Dich hinter ſeinen Platz und füllſt ihm das Glas — und den andern Bedienten ſagſt Du, daß ſie's den übrigen Gäſten eben ſo machen. Nach der Tafel beginnt ſogleich der Ball! keine Pauſe darf eintreten! die beiden Orcheſter müſſen fortwährend zum Abwechſeln bereit ſein — die Muſik lärme ſo toll ſie kann! — und ihr ſpringt dazwiſchen und kredenzt den durſtigen und den erhitzten Tänzern! Verdammt biſt Du, wenn nicht bis Mitternacht bach-

antiſche Wuth den ganzen Saal erfaßt hat! die Dienerſchaft ſelbſt mag taumeln — denn heut ſoll es hoch hergehn! Ich verlaſſe mich auf Dich.« —

»Ohne Sorge, Herr Secretairius!« jauchzte Jean, »ich weiß, was ich Ihnen zu danken habe, und habe nicht umſonſt fünf Jahre in Berlin conjiſtungirt.«

Jules ſtürmte in den Saal und ſetzte ſich neben dem Pater. Seine Blicke ſuchten Evelinen und fanden ſie, auch ſie blickte verſtohlen nach ihm, und ſah, wie er gewaltſam ſtrebte heiter zu ſcheinen und dennoch eine tiefe Melancholie ſein Auge umflorte. —

Ach! er liebt Dich — er liebt Dich« klagte leiſe ihr Herz — »Der ſchöne Jüngling liebt Dich! und Du Undankbare willſt ihn morden! willſt einem Andern Dich dahingeben.«

Arme Mädchen! daß eure eigne Eitelkeit euer Herz bethört! — wohl gefährlicher iſt Euch dieſer Feind als der geübteſte Verführer — O, fürwahr, Ihr habt keinen ſchlimmern! — arme Mädchen! —

Geht es aber den Männern beſſer? Da ſaß der melancholiſche Heinrich, und konnte nicht heiter werden und nippte nur was Weniges von dem perlenden Weine.

»Er muß trinken!« flüſterte Jules der Gräfin

im Vorüberhuſchen zu — und dieſe dem Bräutigam mit ſchmachtendem V[illegible] ihr eigenes Glas darbietend und dafür das ſeine nehmend rief mit Nachtigallentönen: »Liebe und Hoffnung!«

Ach! wie glühend ſtieß nun der Arme an und ſtürzte ſein Glas hinunter, welches alsbald von dem dienſtfertigen Johann aufs neue gefüllt wurde; auch Eveline mußte anſtoßen.

»Champagner!« befahl Adolph — er wurde gebracht und jetzt klang ein Toaſt nach dem andern, und Trompeten und Paukendonner begleiteten jeden ausgebrachten. — Die Wirkung blieb nicht aus — Scherz und Witz flammten auf — und Heinrich vergaß ſich am Ende ſo ſehr, daß er zärtlich gegen ſeine Braut wurde — die Arme! die widerſtreitendſten Gefühle beſtürmten ſie!«

Da flogen Flügelthüren auf, aus dem Tanzſaal drang Tageshelle von tauſend Wachskerzen erzeugt, und entzückende Töne durchbraußten die Räume, vollends alle Sinne in den ſüßendſten Taumel wiegend.

»Zum Tanz!« jauchzte Adolph, der alle Kräfte anſtrengte um als angenehmer Wirth zu erſcheinen.

»Zum Tanz!« jubelten die Gäſte und drängten

ſich lachend und ſcherzend in den Saal — der Bräutigam und die Braut mußten den Tanz eröffnen.

»Jules!« raunte der Pater dem eben wieder Eintretenden zu, »Jules! wie gehts?«

»Trefflich, mein Pater!« lachte Jules — »o dieſe Nacht! gliche ihr meine letzte!«

»Frevler! wenn es Deine letzte würde?« —

»Wohl Pater! nur nicht bevor ich alles genoſſen was ſie mir zu bieten vermag — ha! ſeht wie ſie tanzen! fürwahr, meine Anſtalten waren trefflich, daß müßt Ihr mir zugeben, ſogar die Schurken von Bedienten ſind betrunken! Ich glaube wir beiden ſind die einzigen Nüchtern — Huſſah! wie die Damen ſpringen! bei allen Teufeln der Hölle! wäre Eveline nicht ſo göttlich ſchön, ich wartete nicht, ſondern holte mir auf der Stelle dieſe kleine üppige Blondine zum Tanz — oder dieſe ſchalkhafte Brünette — oder dieſe ſtolze Juno mit den ſchwarzen Haaren und den ſchwarzen Feueraugen — Pater! rührt Euch ſo viel Schönheit nicht?«

»Memento mori! Jules.«

»Gerne Pater! wenn ich einmal Zeit habe!« er eilte in den Tanzſaal.

Dort an einen Pfeiler gelehnt, war aber keine

Spur ſeiner Ausgelaſſenheit mehr an ihm zu bemerken, ſeine melancholiſchen, düſter glühenden Blicke verfolgten Evelinen, ſo oft ſie in raſchem Walzer vorüberſchwebte; Eveline ſah ihn und nur ihn! und ihr Herz wollte zerſpringen. — Sie trat aus dem Tanze und flehte Roſalien: »Bitte, Roſalie! entſchuldige mich! ich fühle mich nicht ganz wohl und bedarf der Ruhe.«

Nichts konnte Roſalien erwünſchter kommen, denn eben hatte es Mitternacht geſchlagen, ſie benachrichtigte nur ihren Gatten und den Bräutigam davon, und führte Evelinen aus dem Saal.

»Gute Nacht! Jules,« rief ſie im Vorübergehen dem an der Säule Harrenden mit bedeutendem Blick zu.

Bald kehrte ſie zurück, und Jules verließ den Saal um ſich in ſein Zimmer zu begeben.

Der Pater trat an ein Fenſter, von welchem aus man den Park überſehen konnte. Nach einiger Zeit verließ er ſeinen Poſten und mit den Worten: »Ja das iſt der einzige Ausweg!« näherte er ſich dem Bräutigam, und bat ihn um ein kurzes Geſpräch auf ſeiner Stube; Heinrich von Wein und Luſt erhitzt folgte ungern.

Jules, in ſeinem Zimmer angelangt, öffnete zuerſt die Balconthüre, und als er in Evelinens Zim-

mer noch Licht gewahrte, ſetzte er ſich an den Flügel und begann zu fantaſiren. Da erſchien Eveline am Fenſter und lauſchte den bald rührend-klagenden, bald leidenſchaftlichen Tönen, die mit der luſtigen Tanzmuſik, welche fernher aus dem Hauptgebäude ſcholl, einen grellen Contraſt bildeten. —

Jules ſchielte unter dem Spiel fortwährend zu ihr hinüber. Jetzt, als er leiſe hinſterbend endete, gewahrte ſein ſcharfes Auge deutlich, wie Eveline das ſchöne Haupt auf die Balcon-Brüſtung ſinken ließ und das Schnupftuch an die Augen preßte. Raſch ſprang er auf, ſteckte den Dolch zu ſich, warf Mantel und Hut um, und ſchlich leiſe durch den Garten zu dem Flügel, in welchem Evelinens Gemach befindlich war. — Glücklich erreichte er die Zimmerthüre, öffnete ſie leiſe und unbemerkt, ſchob den Riegel vor und nahete dem Balkon.

»Jules! Jules!« hauchte Eveline leiſe ſchluchzend — er warf Mantel und Hut ab, und ſank mit dem leiſen Ausruf »Eveline!« zu ihren Füßen.

Mit einem Schreckensſchrei ſprang Eveline auf und ins Zimmer — Jules folgte ihr, ergriff ihre Hand und rief nochmals ihren Namen.

»Unglücklicher!« ſtammelte ſie — »welche Kühnheit, was wollen Sie?«

»Sterben!« verſetzte Jules ſanft aber feſt, »ſterben Eveline zu Ihren Füßen, und ſterbend Sie ſegnen und Sie anflehen, — nur einen Moment des Andenkens laß mir werden, wenn Du glücklich biſt — ach ich liebte Dich ſo ſehr!«

»Jules!« bat das Mädchen — »um Gotteswillen faſſen Sie ſich, verlaſſen Sie mich! o um aller Heiligen willen!«

»Haſt Du denn um mein Geheimniß gewußt, Eveline?« fragte Jules mit allem Wohllaut ſeiner Stimme »haſt Du? — und weißt Du jetzt was mich bewegt? antworte mir Mädchen!«

»Ich habe — ich weiß!« weinte Eveline.

Raſch ergriff Jules ihre Hand, und ſie ſtürmiſch an ſeine glühenden Lippen preſſend, rief er: »und Du wähnſt Mädchen, ich würde dieſes Zimmer lebend wieder verlaſſen? — o dann weißt Du nicht was Liebe iſt! Ich habe Ihren ſchönen Traum geträumt, ich bin erwacht, ſchrecklich war mein Erwachen! — Du das Weib eines Andern! er ſeelig an dieſer Bruſt, an dieſen Lippen — und ich lebend? — Ein Sclave zu Deinen Füßen, nur dann und wann durch einen

Strahl Deines Himmelauges erquickt — nicht vertauſcht hätte ich ein ſolches Loos mit einem König — doch ſelbſt das darf mir nicht werden, Du wirſt das Weib eines Andern.«

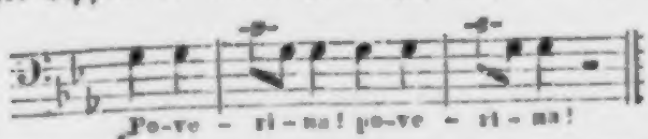
»O ſchone mein!« flehte Eveline auf den Sopha ſinkend, »ich bin ja ohnehin ſchon ſo elend.«

Pauken und Trompeten ſchallten aus dem Tanzſaal und die Muſik braußte darein.

»Hörſt Du den Hochzeitsjubel?« fragte Jules düſter »Du das Weib eines Andern, und ich leben? Nein! (er ſtürzte vor ihr nieder) »hier zu Deinen Füßen will ich verbluten! lebe glücklich!« — er riß den Dolch hervor, und ſchwang ihn, als wolle er ſich durchbohren.

»Halt ein!« rief Eveline und fiel ihm in die Arme »Tödte erſt mich! ich liebe Dich ja! Jules! Jules! tödte mich! ach! ich liebe Dich ja!« —

Sie rang mit ihm, ihm den Dolch zu entwinden, ſie preßte ihn in Todesangſt an ihre Bruſt — ihre Lippen brannten fieberiſch auf den ſeinen —



Entſetzlich war ihr Erwachen! wie ein Wahnſinniger riß ſie ſich aus den Armen des Verführers —

umſonſt ſuchte er ſie zu beruhigen — ſie ſtieß ihn zurück und flehte: »Verlaſſe mich — ach! Du magſt ein Verführer ſein oder nicht! ich theile Deine Schuld! »wohlan ich gehe!« ſprach er — »ſchweige!« er wollte ſich entfernen, aber da kam Verzweiflung auf's neue über ſie —

»Du biſt ein Heuchler!« rief ſie, »jetzt erkenne ich Dich! Heuchler! Verräther! ich laſſe Dich nicht!« ſie wollte ihn halten.

»Alle Wetter« rief Jules, »das käme mir ungelegen!« ſtieß ſie in den Sopha zurück, und entſprang. —

Als er ins Freie trat, ſtürzten zwei bewaffnete Männer auf ihn zu. »Nun? hatte ich Recht?« ſprach der Eine — und Jules erkannte die Stimme des Pater Benedictus. »Verführer« ſchrie der Andre auf ihn eindringend — (es war Heinrich) — »Empfange Deinen Lohn!«

»Zu viel Güte!« lachte Jules, unterlief ihn geſchickt, und ſtieß ihm den Dolch ins Herz. — Aber in demſelben Moment fühlte er ſich hinterücks durchbohrt und der Pater ſprach dumpf: »Dein Ende iſt da! bereue!« —

»Nein! Verräther!« rief Jules, ſank zu Boden und verſchied; der Pater entfloh.

Das Geſchrei hatte mehrere Gäſte herbeigelockt, mit Entſetzen ſahen ſie was geſchehen, als Eveline aus dem Hauſe ſtürzte und Jules Leiche zu ihren Füßen erblickte, ſtand ſie regungslos da, all ihr Haß war geſchwunden, und mächtiger denn je ſchlug ihr Herz für ihn.

Roſalie empfing die Schreckensbotſchaft in ihrem Zimmer, ſie lächelte. — Am andern Morgen fand man ſie todt auf ihrem Bette; ſie hatte Gift genommen.

Eveline welkte ſchnell dem Grabe zu, ſchon der Frühherbſt fand ſie nicht mehr unter den Lebenden. Adolph durch das furchtbare Unglück an Geiſt und Körper gebeugt, trat nach Jahresfriſt in den Orden der Benedictiner; ſeine Güter fielen dem Kloſter anheim.

Guiletta

oder

Das ſchöne Haupt.

„Ernſt ſind die Räthſel des Lebens, doch gelingt es uns manchmal ſie zu löſen. Wer aber löſet die Räthſel des Todtenreichs?

Einleitung.

Das Haus des Banquiers C** in L. ist der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Fremden, welche die dortige Messe zu besuchen pflegen, da Jeder gewiß ist, die freundlichste Aufnahme, und in den wöchentlichen Abendgesellschaften die angenehmste Unterhaltung: geistreiche Männer, schöne Frauen und Mädchen und vortreffliche Weine vorzufinden.

Ein junger, eben erst aus Paris zurückgekehrter Kaufmann überbrachte Herrn C** während der letzten Messe mehrere Empfehlungsbriefe, und erhielt noch für denselben Abend eine Einladung.

Als er zur bestimmten Stunde in den prachtvoll decorirten und beleuchteten Gesellschaftssaal trat, war schon der größte Theil der Geladenen versammelt. Die Dame das Hauses empfing ihn mit der ihr eignen Anmuth, nannte ihn den Versammelten als Gast, und ohne weitere Vorstellungs-Ceremonien fand er sich alsbald ins Gespräch gezogen, das ungezwungen die interessantesten Erscheinungen des Tages berührte.

Die intereſſanteſte von allen war ohnſtreitig die große dramatiſche Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient, welche den Tag vorher als Desdemona ihren Gaſtrollen-Cyclus in L** beendigt hatte.

Dem jungen Kaufmann war das Glück günſtig geweſen. Er hatte ſie in Paris geſehen, und wußte daher von dem Eindruck zu reden, welche ihre großartigen Darſtellungen in einer ihrer würdigen Umgebung hervorbringen.

Die ſchöne Hausfrau lächelte und meinte: daß in L** freilich keine Malibron und Paſta, kein Rubini und Lablache der wundervollen Künſtlerin zur Folie gedient hätten.

Da einmal die Rede auf Paris gekommen war, ſo begnügte man ſich nicht, es mit der italieniſchen Oper wieder zu verlaſſen. Man fragte den jungen Kaufmann nach Dingen, die er wußte und nicht wußte: nach den Boulevards — der Börſe — Caffé des nouveautés — père la chaise — der Deputirten-Kammer — dem Bären-Graben ꝛc. ꝛc. — Vor allen aber nach den Herrn der neuen romantiſchen Schule: Victor Hugo, Herrn von Balzac, Alexander Dumas und Eugène Sue. Beſonders wollten mehrere junge Damen wiſſen, wie Victor Hugo

ausſähe. »Und ſeine Frau?« rief ein hübſches Fräulein — »Er ſoll ja verheirathet ſein, und an ſeinem Hochzeitstage die furchtbaren »letzten Tage eines Verdammten« geſchrieben haben.« — Alle lachten, und der Hausherr behauptete, daß der Geſchmack an dem Düſtern und Gräßlichen, (welches die romantiſche Schule in ſo reichlichem Maße ſich angeeignet), unter den Schönen L***'s mindeſtens eben ſo groß, als unter den ſchönen Pariſerinnen ſei, und daß Victor Hugo ihnen eben keinen größeren Gefallen erzeigen könnte, als wenn er die Geſchichte jener beiden, kürzlich zu Lyon hingerichteten Schauſpieler, auf ſeine Weiſe bearbeiten wollte.

»Eine gewöhnliche Othello-Geſchichte!« ſprach ein unbemerkt hinzugetretner junger Mann, »da wüßt ich einen beſſern und grauſigern Vorwurf für jenen Herrn.«

Die ganze Geſellſchaft war in Bewegung gerathen — die Männer erhoben ſich, die Damen flüſterten untereinander.

Der Hausherr aber und ſeine Gattin hießen den Eingetretenen freundlich willkommen, und nannten ihn dem jungen Kaufmann als den berühmten Arzt und geiſtvollen Schriftſteller Adelbert.

Eine artige Blondine hatte ſich ihm genaht — »Wenn dem ſo iſt,« ſprach ſie ſchmeichelnd, — »ſo müſſen Sie uns die Geſchichte zum Beſten geben! Sie haben ohnedieß ſchon zu lange gefeiert, in keiner Zeitſchrift finde ich mehr etwas von Ihnen; ich mag ſuchen ſo viel ich will, alſo bitte! erzählen Sie! —

Alle ſtimmten dieſem Wunſche bei, und der Doctor, ſich verneigend, verſetzte: »Gerne erfülle ich Ihr Verlangen! — ja ich geſtehe es, daß ich mir ſelbſt einen Dienſt erzeige, wenn ich mich ausſpreche. — Mächtig hat mich die letzte Darſtellung unſerer gefeierten Landsmännin ergriffen, und lange ruhende — wie ich meinte, erſtorbene Erinnerungen in mir erweckt, denn daß Sie es nur wiſſen, mich ſelbſt berührte das entſetzliche Begebniß, welches ich Ihnen mitzutheilen denke auf mittelbare Weiſe.

Man ſetzte ſich in einen Halbkreis um den Arzt, begierig lauſchend, und er begann:

Von frühſter Zeit an hatte ich eine beſondere Vorliebe für das Studium der Anatomie. Kein anatomiſches Theater in irgend einer Stadt wo ich mich befand blieb von mir unbeſucht, und unter den Anatomen ſelbſt galt ich für einen tüchtigen Arbeiter.

Es mögen jetzt zehn Jahre her ſein, daß ich in

*** ſtudirte; der Profector des daſigen Theaters war einer der erſten ſeines Fachs. Mit Leib und Seele ſeiner Kunſt ergeben, dankt ihm die mediciniſche Welt viele wichtige Entdeckungen, und allgemein wurde ſein vor kurzem in hohem Alter erfolgter Tod im In- und Auslande beklagt.

Da er alles mit Leidenſchaft ergriff und auffaßte, was auf die Wiſſenſchaft Bezug hatte — ſo war ich, nicht minder leidenſchaftlich und wißbegierig, ganz ſein Mann — (wie er mich nannte, obgleich ich dazumal erſt achtzehn Jahr zählte). Er gebrauchte mich bei den wichtigſten Arbeiten, und gab mir über die ſeltnen Präparate, meiſtens von ihm ſelbſt herrührend, mit unermüdlicher Geduld alle gewünſchten Erklärungen.

Wie jedem großen Anatomiker war auch ihm das Studium der Pſychologie und Phiſiognomik von hoher Wichtigkeit, und kein, nur einigermaßen merkwürdiger Cadaver wurde ſecirt, ohne vorher eine ſorgfältige Zeichnung von ſeinem Geſichte gefertigt zu haben. Er beſoldete zu dieſem Behuf aus ſeiner Taſche einen jungen Künſtler, welchen wir jetzt als einen den geiſtreichſten Characterzeichner bewundern.«

Aber noch mehr! mit ungeheuern Aufopferungen hatte er durch mehr als vierzig Jahre eine, in ihrer

Art einzige Sammlung von Köpfen hingerichteter Personen und merkwürdiger Selbstmörder angelegt. Seiner Kunst war es gelungen, dieselben in Spiritus dergestalt wohl zu erhalten, daß sich nach 30 und mehr Jahren noch nicht die geringste Veränderung in den Gesichtszügen darstellte, so daß es schien, als sein die Personen erst eben gestorben.

Uebrigens hielt es schwer zu dieser Sammlung Zutritt zu erhalten, sintemalen der Herr Prosector zu Zeiten ein wunderlicher Kauz waren, und dann mürrisch und finster, und manchmal sogar entsetzlich grob sich gebehrdeten, besonders wenn sie merkten, daß es nur um ein gewöhnliches dumpf-neugieriges Angaffen sich handele.

So mußte selbst ich lange vergebens harren, eh' mir der Eintritt ins Allerheiligste gestattet wurde. Endlich jedoch hielt er mich für würdig; und als ich einstmals eines vor zehn Jahren hingerichteten Friseurs erwähnte, dessen Kopf sich in der Sammlung befand, und ihn fragte: ob an jenem Kopfe ein schmerzlicher Ausdruck, oder wohl gar eine Verzerrung der Züge bemerklich sei; erwiderte er: »Ihr könnt ihn selbst sehen,« und winkte mir, ihm zu folgen.

Wir gingen durch den Saal wo die gewöhnlichen Präparate aufgestellt waren, am Ende desselben schloß er eine Thüre auf, welche in ein kleines hochgewölbtes Zimmer führte. Rings an den Wänden standen blecherne Kasten mit Glasdeckeln versehen — hierin waren die Köpfe aufbewahrt.

Der Prosector holte zuerst den Kopf des Friseurs hervor und gab ihn mir in die Hände; es war ein tüchtiger schwerer Kopf, wohlgebildet, dem Anscheine nach von einem 30jährigen Manne. Die Farbe bräunlich, die Züge ruhig und ohne allen Ausdruck von Schmerz oder gar Verzerrung.

So ging es fort von Kasten zu Kasten, von Kopf zu Kopf, und unter den Selbstmördern gab es einige gräuliche Fratzen.

Wir waren an den letzten Kasten gekommen! er war nicht wie die übrigen mit einem Glasdeckel versehen, wohl aber außer mit dem Blechdeckel noch mit einem künstlichen Vorlegeschloß.«

»Und hier?« fragte ich« — Der Prosector blickte bald auf mich, bald auf den Kasten und schien unschlüssig, ob er ihn öffnen solle oder nicht. — Endlich jedoch zog er aus dem Busen einen kleinen Schlüssel und schloß auf. Ich trat näher.

»Gemach! rief er mir zu, indem er die Hand auf den Deckel legte. — »Vorerſt müßt Ihr mir verſprechen, daß Ihr, ſo lange ich lebe Niemandem etwas von dieſem Kaſten, noch was er enthält, verrathet. Teufel! es könnte mir theuer zu ſtehn kommen! — Sterb' ich einmal, ſo mögt Ihr in Gottes Namen davon reden, und ich will Euch zu dieſem Behuf ſogar die Geſchichte des Kopfes zum Beſten geben, daß Ihr ſie aufputzen könnt nach Herzens Luſt, obwohl mir bedünken will, es ſei dieſes gar nicht nöthig, maßen beſagte Geſchichte an und für ſich ſchon wunderſam genug iſt Nun? verſprecht Ihr zu ſchweigen?«

Natürlich verſprach ich es.

Raſch öffnete jetzt der Profector den Kaſten, griff hinein und zog an langen blonden Locken ein Haupt hervor — ein Haupt, bei deſſen Anblick mir faſt die Sinne ſchwanden.«

Der Erzähler hielt inne, faſt als bereue er die Erzählung begonnen zu haben, und ſcheue ſich fortzufahren.

»Nun,« rief nach einer Pauſe die ſchöne Wirthin, »nun Doctor! ſo fahren Sie doch fort. War denn das Haupt ſo entſetzlich grauſig?«

Mit der flachen Hand ſich über die Stirn fahrend,

versetzte der Doctor seltsam lächelnd: »Grausig? — o Madame! es war das Haupt eines engelschönen Mädchens von kaum 20 Jahren.« —

»O Himmel!« erscholl es aus aller Damen Munde, und selbst die Männer blickten betroffen auf den Erzähler. Dieser fuhr fort:

Umsonst ringe ich nach Worten, Ihnen den Liebreiz zu schildern der aus allen Zügen mir entgegen strahlte! Die Form des Gesichts war das lieblichste Oval, und wenn auch die Linien rein und bestimmt gezogen waren, so verschwammen doch alle wieder in unendlicher Sanftheit und jugendlicher Fülle. Die feingewölbte Stirne war von blendender Weiße, welche durch das im Vergleich mit dem Haupthaar auffallende Dunkel der zartgeschwungenen Augenbraunen nur noch erhöht wurde. Die Augen selbst waren sanft geschlossen und von langen, ebenfalls dunkeln Wimpern beschattet. Von dem wollüstig geformten halbgeöffneten Mund aber hatte selbst der furchtbare Tod einen sanften Rosenhauch nicht verwischen können, — kurz, man hätte wähnen mögen eine süße Schläferin zu sehen, wenn nicht einige Zoll weiter herab die zerrissenen Hautlappen des wundervoll geformten Halses es nur zu

deutlich verkündet: »Dies Haupt fiel auf dem Schaffott!.«

Ich weiß es nicht, wie ich das Haupt in meine Hände bekam, wie lange ich es hielt, und anblickte mit unſäglicher Luſt und unſäglichem Grauſen. — als ich meiner wieder bewußt wurde, und auch den Profector ſah, erſchrak ich, denn in dem Auge des ſonſt nicht eben empfindſamen Mannes flimmerte eine Thräne.

Ohne ein Wort zu reden nahm er mir ſanft das ſchöne Haupt wieder ab, hüllte es in die blonden Locken und verſchloß es ſorgfältig in den Kaſten. Dann zog er mich aus dem Zimmer, drückte mir die Hand, und deutete mir an, in ſeiner Studirſtube ihn zu erwarten — halb Sinnlos taumelte ich dahin. Bald folgte er mir, und theilte mir wie er verſprochen die Geſchichte der unglücklichen Guiletta mit. — Jedes Wort prägte ſich tief in mein Gedächtniß, und Sie werden ſie ganz ſo hören, wie er ſie mir erzählte.

Guiletta's Geſchichte.

Ihr wißt — (begann der Proſector) — Ihr wißt ſo gut wie ich und jeder ächte Anatomiker, daß, wenn wir auch den Tod nicht fürchten, und täglich und ſtündlich mit ſeinen Opfern genaue Bekanntſchaft machen, wir ihn dennoch für eine gewaltig ernſte Sache halten, und mit nichten ſo leichtfertig darüber denken, wie manche Leute zu glauben ſcheinen.

Ernſt ſind die Räthſel des Lebens, doch gelingt es uns manchmal ſie zu löſen. Wer löſet aber die Räthſel des Todtenreichs?

Der Laie ſieht die entſelte Hülle, — im Sarge — auf dem Marmortiſche — meinetl alben auch auf dem Rade und am Galgen; nnd iſt er ein ſogenannter ſtarker Geiſt, oder ein rüder Burſch, der ſein Winterſemeſter durchmetzelt, ſo ſperrt er wohl ſein großes Heldenmaul auf und ſpricht: »Das iſt das Ende vom Liede! Es iſt alles eitel.«

Ich meine aber, ſo wenig als wir wiſſen wo der Anfang iſt, ſo wenig wiſſen wir wo das Ende.

Mit dem Eintritt des sichtbaren Todes sicher nicht, so wenig als das Leben erst mit der Bildung des Fötus beginnt. Still und langsam arbeiten die Naturkräfte, und Bildung und Auflösung gränzen nicht so nahe aneinander, daß wir, mit unsern stumpfen Sinnen, sie beobachten könnten. Was wissen wir denn? —Mit aller Mühe, mit jahrelangem beharrlichsten Fleiße erlangen wir keine Gewißheit. Haben wir oft nach langem unsäglichen Forschen mit Hülfe des Messers und des Microskops eine Entdeckung gemacht, und schicken uns nun an, sie in unser System zu passen, — so kommt eine neue Entdeckung und wirft alle unsere alten Systeme über den Haufen.

Dieses Verhältniß des Lebens zum Tode, des Geistes zum Körper, könnte einen verrückt machen, wenn man so recht darüber nachdenken wollte. Welche heillose Ironie offenbart sich aber nun in den Verhältnissen des Lebens, der menschlichen Gesellschaft, wo bald hier bald dort Einer sich anmaßt, mit täppischen Fäusten hineinzugreifen in jenes unbekannte Reich, zu zerstören, zu urtheilen und — verurtheilen! — Verwirrung ohne Ende.

Wundersam nannte ich Guilettas tragisches Ge-

ſchick! hört, und urtheilt dann, ob ich Recht habe.

Es war in den achtziger Jahren, und ich dazumal ein junger angehender Profector als es ſich begab, daß ganz ** (die Reſidenz- und Univerſitätsſtadt wo ich lebte,) voll war von einem gewiſſen Grafen Alfred. In allen Cirkeln der vornehmen Welt war er das Tagesgeſpräch — Hofmänner, Künſtler, Gelehrte — alle wußten von ihm zu erzählen; ob Wahrheit, ob Lüge, gleichviel! genug: ſie erzählten einander.

Freilich war Alfred eine außerordentliche Erſcheinung! ich rede nicht davon, daß er der damaligen Mode zum Trotz ſein eignes ſchönes Caſtanienbraunes Haar, wie es der liebe Gott erſchaffen, in natürlichen Locken um Haupt und Schultern flattern ließ, daß er den verrückten Kleiderſchnitt damaliger Zeit verſpottend, ſich, obgleich koſtbar, doch einfach und natürlich kleidete — und desgleichen mehr, obſchon das Publikum vorzüglich dieſerhalb das Maul aufriß. Aber es ſchien als ſei er von der Vorſehung beſtimmt geweſen dereinſt eine ausgezeichnete Rolle zu ſpielen. Von der Natur verſchwenderiſch ausgeſtattet an Geiſt und Körper, war er, als der jüngſte Sohn einer angeſehenen öſtreichiſchen Familie, für

den geistlichen Stand bestimmt. — Er entfloh mit einer geringen Summe, ging nach Italien und lebte längere Zeit unter fremdem Namen in Rom, wo unter den Künstlern seine geistreichen Entwürfe und Scizzen, so wie sein meisterhaftes Violinenspiel allgemeine Aufmerksamkeit erregten.

Mehrere schöne Züge von Hochherzigkeit und Großmuth waren von ihm bekannt, dennoch war etwas in seinem Wesen, was alle Menschen von einem nähern Umgang mit ihm zurückschreckte. Jeder der den Versuch machte ihm näher zu treten, mied ihn alsbald wieder; und er mied alle.

Glaubt aber nur ja nicht, daß er deshalb wie ein Murrkopf und Sonderling einhergegangen wäre, oder gar wie einer unserer heutigen vielbelobten »Zerrissenen« oder »Entsagenden« — schwarz gekleidet, blassen Angesichts, gewaltigen Hohn und Menschenverachtung zur Schau tragend, ohne vielleicht von der Welt in seinem Leben mehr gesehen zu haben als Berlin und Kieritz, und einen Sauerbrunnen oder ein Mineralbad. Im Gegentheil! mocht' er im Innern unsere Menschlein mit ihrem Treiben vom Herzen verachten — so scheu'te er doch nur ein näheres inniges Verhältniß mit ihnen, sonst führte er das

luſtigſte Leben, wie es nur immer ein Lebemann zu führen vermag, und liebte Geſelligkeit, Wein, Weiber und Geſang über die Maßen.

Lange hatte ſeine Familie vergebens nach ihm geforſcht — da ſtarben ſeine ältern Brüder kurz nach einander und jetzt, der einzige Stammhalter ſeines Hauſes, meldete er ſich ſelbſt — verſöhnte ſich mit ſeiner Familie, und war, als ſein Vater ebenfalls bald darauf ſtarb, Herr eines großen Vermögens.

Er kehrte aus Italien zurück, reiſete in Deutſchland herum und kam ſo nach ** wo er mehrere alte Bekannte aus Italien — und unter dieſen den Fürſten ſelbſt fand, der ihn freundlich einlud, einige Zeit in der Reſidenz zu verbringen.

Sein Ruf, der ihm von Rom aus vorangegangen war, fand in ** bald volle Beſtättigung, ſowohl im Guten als im Böſen, und bald hatte er eben ſo viele Feinde als Bekannte, vorzüglich unter den Ehemännern, Liebhabern und ſorglichen Vätern. — Und wohl nicht ganz ohne Urſache! denn ein zweiter Don Juan wußte er die Herzen der Weiber zu feſſeln, daß ſie nicht von ihm laſſen konnten, und in raſender Liebesluſt ihr eignes Verderben ſelbſt vollendeten.

Viel böſe Händel hatte er deshalb ſchon gehabt; da er aber ſeinen Feinden mit unerſchütterlicher Ruhe entgegen getreten, und Einige arg zugerichtet heimgeſchickt, allen aber eine ſo kecke Todesverachtung gezeigt hatte, daß man oft auf den Gedanken gerieth: es ſei ihm vielleicht eben recht, in einem Duell auf eine geſchwinde Art expedirt zu werden, ſo hütete man ſich weislich, die Sache ferner bis ſo weit zu treiben, vorzüglich, als er für einen Günſtling des Fürſten galt, und in Deutſchland kein Geſetz exiſtirt, wonach ein Verführer zu beſtrafen, wenn die hübſche Frau oder das hübſche Mädchen mit dem Verführer einverſtanden iſt. Plötzlich jedoch erſchien Alfred ganz umgewandelt. Er brach alle frivolen Verhältniſſe ab; ſtellte ſeine wilden Orgien ein, und wurde zutraulicher gegen ſeine näheren Bekannten.

Lange blieb dieſe Veränderung dem Publikum ein Räthſel, bis einer ſeiner genauern Bekannten, welchen er ſelbſt in guten Stunden ſeinen Freund nannte — ein junger Arzt (er iſt jetzt alt, und erzählt Euch dies!) darüber Aufſchluß gab.

Alfred liebte.

Ein junges unſchuldiges Mädchen hatte ſein Herz gewonnen — Schauſpielerin beim Hoftheater, war

ſie keine ausgezeichnete Schönheit, aber eine äußerſt liebliche Erſcheinung! und hätte ſie Mancher im Vergleich mit andern Mädchen für unbedeutend erklären mögen, wie ſie es denn hinſichtlich ihrer Kunſt wirklich war. — Alfred liebte ſie, mit aller Gluth und aller Reinheit der erſten wahren Liebe — und mit Recht. Denn auch Aemilie — (ſo hieß ſie) — hatte er früher verſucht zu verführen. Lange entging dem Mädchen ſeine Abſicht, und kindlich vertrauend gab ſie ſich ihm hin — als er aber ſich erklärte und die glänzendſten Anerbietungen ihr machte, da ſtürzte ſie weinend in ſeine Arme und rief verzweifelnd: — »Ach! und lieben Sie mich denn gar nicht? —«

Das war ein Blitzſtrahl in die Nacht ſeiner Sele! Sie liebte ihn und er hatte ſie verderben wollen! — Erſchüttert ſchloß er ſie in ſeine Arme und flehte: »Vergieb mir! — ich liebe Dich! — vergieb mir, und werde mein Weib! ich will Deiner würdig werden.«

Und er hielt Wort! Schon nach wenigen Wochen machte er ſeine Verlobung mit Aemilien bekannt, lebte fortan nur ihr, belauſchte jeden ihrer Wünſche um ihn zu erfüllen und harr'te mit Ungeduld des Tages der ſie auf ewig mit ihm verbinden ſollte.

Aber es kam anders! Aemilie begann zu krän-

kein, und an ihrem ſechzehnten Geburtstage — es ſollte der Tag ihrer Vereinigung ſein! ſtarb ſie in Alfreds Armen — ſein Name war ihr letztes Wort.

Alfreds Zuſtand war ſchrecklich! Er verfluchte ſich — ſein früheres Leben! — aber er fluchte auch dem Himmel, deſſen Rache — wie er meinte, ihn ſo entſetzlich ereilt, und in ſeinem Grimme ein ſchuldloſes Weſen mit vernichtet hatte.

Natürlich waren alle Troſtgründe ſeiner Bekannten vergebens! Er ſtieß ſie zurück, und neue Verſuche reizten ihn zur Wuth. Nur der Arzt, der erſte Vertraute ſeiner Liebe, der ihn nicht mit leidigen Troſtesworten marterte, behielt noch einigen Einfluß auf ihn.

Zwar legte ſich endlich der erſte Sturm der Empfindungen, aber eine tiefe Melancholie blieb zurück, und ſchien nie mehr von ihm weichen zu wollen. Er verbrachte die Nächte auf dem Friedhofe, wo »ſeine Braut« ruhte — Ihr Grab wurde ein Blumengarten, ihr Bild fand ſich in allen ſeinen Entwürfen, und von ihrer Liebe und ihrem Tode, dichtete er mit aller Begeiſterung und allem Weh eines Liebenden, dem ſein Liebſtes entriſſen wurde — — auf ewig!

Als der Herbſt kam, und ſeine Stürme die Blumen von Aemiliens Grab verwehten, ſchien auch Alfreds Ende heran zu nahen. Er verfiel in ein hitziges Fieber und nur zu bald gaben ihn die Aerzte verloren, beſonders da er ſich hartnäckig weigerte ihren Vorſchriften Folge zu leiſten.

Einer nur — eben ſein Freund — hielt bei ihm aus — wachte Tag und Nacht an ſeinem Lager, und hatte endlich den Triumph, als die Criſis herbei kam, ſelbige glücklich zu leiten. Der Anfang des Winters begrüßte den körperlich Geneſenen.

Ob auch ſein Geiſt geneſen? — wer mag das ergründen! kannſt Du Dir ſelbſt doch oft nicht mit Beſtimmtheit ſagen, ob Du es ehrlich meinſt oder heuchelſt. Alfred erſchien wie in der letzten Periode vor ſeiner Krankheit: in tiefe Melancholie verſenkt, aber dann und wann blitzte doch ein Funke wiedererwachter Lebensluſt hindurch, wie man ſie wohl an jedem von ſchwerer Krankheit körperlich Geneſenen, wahrnimmt, ſo, daß er die Menſchen nicht mehr eigenſinnig floh, wenn ſie auch nicht vermochten ihn aufzuheitern.

Dieſe mildere Stimmung gewann ihm die Theil-

nahme Vieler, welche ihn früher vermieden hatten, und dieſe Theilnahme ſchien ihm wohl zu thun.

Nur gegen das ſchöne Geſchlecht ſchien er völlig gleichgültig geworden, und er vermied es wo er konnte. Aber um ſo mehr nur bemühten ſich jetzt die Schönen (ſo ſind einmal die Weiber!) ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Sie nahten ihm mit ſanfter Theilnahme, und wer es weiß wie gut ſich die Weiber aufs Tröſten verſtehen — (werdet nur nicht roth junger Freund! es ſchadet nichts daß Ihr es auch ſchon wißt.) Der mag Alfreds Stärke bewundern — denn er widerſtand.

Seit Aemiliens Tode hatte er das Theater nicht wieder beſucht — auch jetzt beſuchte er es nicht, obwohl ſeine Bekannten täglich in ihn drangen: doch nur einmal hinzugehen, wenn die berühmte Sängerin Guiletta wieder aufträte.

Guiletta war von deutſchen Aeltern in Italien geboren, und vereinte in ihrem Geſange Italiens Gluth und Kunſtfertigkeit mit deutſchem Ausdruck und deutſcher Sele. Obwohl erſt achtzehn Jahre alt, war doch auch ihr Spiel ſchon faſt ſo vollkommen wie ihr Geſang — kam noch hinzu: daß ſie für eins der wahrhaft ſchönſten Mädchen gelten

konnte, ſo mögt Ihr Euch den Enthuſiasmus denken, welchen ſie bei alt und jung ohne Unterſchied des Geſchlechts erregte, zumal ſie nur in der italieniſchen Oper auftrat; (ein in jener Zeit nicht unwichtiger Umſtand, denn dazumal hatten die deutſchen Schauſpieler in Deutſchland noch mit manchem Vorurtheil zu kämpfen.)

Unter den Männern war die Zahl ihrer Anbeter Legion! und man wollte wiſſen daß Sr. Durchlaucht der regierende Fürſt den Reigen in höchſt eigner Perſon eröffnet, indeß wie alle ſeine Mitbewerber und Nachfolger, mit langer Naſe hätten abziehen müſſen, denn Signora Guiletta war ſo ſtolz als ſchön, und ſo tugendhaft als ſtolz.

Dies Alles hatte man Alfred erzählt, um ſeine Neugierde zu reizen; allein er achtete nicht darauf, und der Winter war faſt vergangen, ohne daß er die ſchöne Sängerin geſehen, vielweniger gehört hatte.

Da las man eines Tages an allen Straßenecken auf dem Comödienzettel: «Don Giovanni, osia: il dissoluto punito. Drama giocoso in duo atti, posta in Musica da W. A. Mozart.« und als Extra-Bemerkung. »Donna Anna — Signora Guiletta.« Wo lebt wohl ein Menſch der das unſterb-

liche Werk des großen Mozart einmal hörte, und der nicht, so oft sich ihm Gelegenheit böte, es wieder mit immer neuem Entzücken hörte? — Faßt doch diese Oper der Opern alles in sich was nur immer ein menschliches Herz zu bewegen vermag — Schmerz und Lust, Hohn und Glauben, Haß und Liebe, — Klage — Spott — Verzweiflung, Wuth, Seligkeit, Verdammniß! Wie kreis't es durch einander und reißt uns allgewaltig — unwiderstehlich mit sich fort!

Auch auf Alfred hatte von jeher diese Musik ihr Recht geltend gemacht, und es bedurfte für diesmal der Aufforderungen seiner Freunde nicht um das Theater zu besuchen — aber er betrat es mit einer seltsamen Empfindung, als ahne er die Folgen.

Guiletta bot an jenem Abend alle Kräfte auf, um hinter der Aufgabe des Meister Wolfgang nicht zurück zu bleiben, und so gelang es ihr dieselbe auf eine Art zu lösen, wovon man vorher noch nie eine Ahnung gehabt hatte. Das Entzücken des Publikums kannte keine Grenzen, und nach der Vorstellung — (NB! der Don Giovanni wurde dazumal noch vollständig gegeben) tönte wie ein langverhaltner Schrei der Ruf »Donna Anna! Guiletta!« aus aller Munde.

Alfred aber ſtürmte, ohne ſich um ſeine Gefährten zu bekümmern, aus der Loge — dem Eingange der Bühne zu — und als ſie vorüber kam, traf ſein glühender Blick ihr Auge — und ihr Herz.

Was ſoll ich viele Worte machen, um Euch zu erzählen: wie Guiletta und Alfred ferner ſich fanden? — Genug: ſie fanden ſich, und bald ſchritt Alfred öffentlich daher die ſchöne Guiletta am Arm — beneidet von allen Männern — ſtolz wie ein Sieger.

Das menſchliche Herz iſt ein unbeſtändiges Ding! das iſt eine Wahrheit wie jeder Weiſe und jeder Tropf ſie an ſeinem eignen Herzen bewährt finden kann. — Wer hätt' es vor einigen Monaten glauben mögen, daß Alfred je wieder ein Weib lieben könne? — und dennoch liebte er Guiletten, und glühender denn früher Aemilien. Freilich nicht reiner — denn ſein altes Loſungswort: »Siegl« hatte an Guiletten ſich bewährt — und daß er dies wußte — das war die ſchwache Stelle welche der Satan benutzte, ihn und das liebe unſelige Mädchen, daß ſich ihm ergeben, zu verderben.

Der todten Aemilie hatte er die Treue gebrochen; dieſer Gedanke ſchreckte ihn auf, aus den ſüßeſten Träumen in Guilettens Armen. Er wollte ihn hinweg-

ſcherzen — ſpotten, es gelang nicht! ſondern je=mehr er ſtrebte, den giftigen Pfeil aus ſeinem Her=zen zu reißen, um deſto tiefer nur drang er hinein.

Da warf er ſich die Frage auf »ob Aemilie, wenn er früher geſtorben, ihm, dem Todten wohl immerdar treu geblieben wäre?« — das half! in dieſer nicht zu beantwortenden Frage glaubte er eine Entſchuldigung für ſeine Treuloſigkeit zu finden — Er fand ſie! aber zugleich auch den Argwohn gegen Guiletten, und Eiferſucht. Wenn Ihr ehrlich ſein wollt, ſo müßt ihr bekennen, daß Eiferſucht nie ohne eine Beimiſchung vom Komiſchen abläuft; und daß dieſe Komik um ſo greller hervortritt, je vernünf=tiger der Eifernde früher war. Ich habe einmal recht ſehr lachen müſſen, als ich eine meiſterhafte Darſtellung jener Scene in Schillers Kabale und Liebe mit anſah, wo der Major von Walther auf den Hofmarſchall von Kalb loswüthet, und der »Mann des Jammers« dem herrlichen Jünglinge gegenüber vergebens ſich abmüht, ſeine Unſchuld zu betheuern, woran jeder Andere ohne Schwur glau=ben würde. — Ich ſage: ich habe lachen müſſen über den Apollogleichen Major, der dieſes Hochadliche Kalb für ſeinen beglückten Nebenbuhler halten konnte.

— aber ein unheimliches Grauſen erfaßte mich in ſelbigem Moment, und mit dem König Lear mußte ich unwillkührlich beten. »Nur nicht wahnſinnig laßt mich werden, Ihr Götter.«

Alfred war faſt noch ſchlimmer daran als der Major von Walther, denn er kannte ſeinen Nebenbuhler nicht. Ihn kennen zu lernen, das war ſein Mühen — natürlich immer vergeblich! denn Guiletta war ihm treu, und blieb ſich gleich, weshalb er denn ihr ſeinen innern Kampf auch ſorgfältig verbarg, denn nicht betrüben wollte er ſie — wenn auch nur auf einen Moment, ohne ſeiner Sache gewiß zu ſeyn — eine Zartheit die eben ſo ſehr für ſeine Liebe zu Guilletten, als von einer krankhaften Faſſung zeigte; ein geſundes Gemüth vermag einen ſolchen Zuſtand nicht zu ertragen.

Doch für immer konnte ein ſolch heilloſer Zuſtand auch bei einem Menſchen wie Alfred nicht währen, und bald kam auch die Criſis herbei. Furchtbar mußte ſie geweſen ſein, je weniger ſie äußerlich ſich kund gab! ihre Folgen wurden bald Allen ſichtbar.

Alfred wurde luſtig — luſtiger denn je vorher! Merken konnt es wohl Jeder auf den erſten Blick,

daß nur viele Verluſte, oder wenn Ihr wollt, ein großer Verluſt dieſe Luſtigkeit hatte erzeugen können — aber auch Alfred ſelbſt ſchien ſich deſſen bewußt, und laut aufzujauchzen im höhnenden Jubel gegen Himmel und Hölle — und gegen ſeine eigenen früheren Träume von Glück.

Seine wilden Orgien begannen auf's neue — ſeine Liebſchaften vermehrten ſich von Tage zu Tage — und dennoch vernachläßigte er Guiletten nicht; im Gegentheil! ſeine Liebe zu ihr wurde immer leidenſchaftlicher — ängſtlich verfolgte er jeden ihrer Blicke — lauſchte jedem ihrer Worte, und es war: als ſei er nur deshalb ihr untreu, um ihre Treue ſich zu bewahren.

Ihr möget lächeln über dieſe ſeltſame Manier, doch beruht ſie auf einer tiefen Kenntniß des weiblichen Herzens. Nur Vernachläßigung von Seiten des Mannes giebt einem liebenden Weibe ſich inſoweit ſich zurück, daß ſie aus Rache einem Andern ihre Gunſt zuwenden kann. Untreue des Geliebten allein iſt ihr nur ein Sporn, ihn ganz ſich wieder zu gewinnen, und je glühender ſie ihre Nebenbuhlerin haßt, um ſo glühender wird ihre Liebe zu dem geliebten Treuloſen. Auch bei Guiletten

war dies der Fall! Je frivoler Alfred wurde, um so heftiger wurde ihre Liebe. —

Aber verrechnet hatte er sich dennoch, denn ihre Leidenschaft nahm einen düstern Charakter an; und dürfte wohl kaum noch die Frage zu stellen sein: ob nicht eine krankhafte Uebertreizung aller Geisteskräfte seine damalige Stimmung erzeugte, so war es gewiß daß Guiletta nur noch einen Schritt bis zum Wahnsinn hatte. — So verlebte dieses seltsame Paar den Winter, — selig gepriesen und beneidet von allen Minderbegabten, aber gewiß von allen Mehrbegabten am unglücklichsten.

Der Frühling kam — der Frühling mit all seinen Wundern und Wonnen, wie unzählich gute und schlechte Poeten sie besungen haben. In jede Brust kehrte neues Leben und neue Lust. Alfred und Guiletta behielten ihre alte Lust und ihre alte Qual.

Aber mit den tausend Knospen die aufbrachen und den tausend Blumen welche duftend hervorsprühten, entfalteten auch neue Qualen sich in ihrer Brust, und wieder schien eine Crisis nicht mehr ferne. So hetzen das Schicksal und unser eignes Herz uns arme Erdenmenschen von Crisis zu Crisis, daß man wohl sagen könnte das Leben sei nichts, als eine große

Krankheit. — Ob da ein ſchnelles, wenn auch gewaltſames Ende nicht oft wünſchenswerth iſt?

Es war ein ſchöner Morgen — kein Wölkchen war am reinen Azur des Himmels, die Sonne ſtrahlte freundlich und warm, und die Erde duftete und ſchauerte, es ſchien als könne man ihr Herzpochen belauſchen, und wie es wirke und ſchaffe in ewig-junger Liebe.

Auch in Alfreds und Guilettas Herzen war einmal wieder ein freundlicher Sonnenblick gefallen, und traulich ſchwatzend und koſend ergingen ſie ſich im Freien. — Ohne es zu bemerken kamen ſie an die Pforten des Gartenähnlichen Friedhofs, traten ein, und wandelten zwiſchen den Gräberreihen dahin.

War es Zufall — war es höhere Schickung? was weiß ich? eh nicht Einer aufſteht und uns ſagt, was Zufall, was Schickung iſt, werden wir darüber nie ins Klare kommen, aber bemerken muß ich, daß an dieſem Tage grade ein Jahr ſeit Aemiliens Tode verfloſſen, daß es die nemliche Stunde war in der ſie verſchied, als Alfred und Guiletta den Friedhof betraten.

»Wie lieblich!« rief plötzlich Guiletta, und bückte ſich zu einem, ganz mit duftenden Blumen

überwobenen Grabe, »Wie lieblich!« wiederholte ſie, und bückte ſich noch tiefer, um die, ebenfalls von Blumen ganz verdeckte Inſchrift auf der Marmorplatte, welche auf dem Grabe lag, zu leſen. »Wer mag hier ruhen?« Aber ſchnell fuhr ſie wieder zurück, denn aus den Blumen leuchtete ihr ein verwittertes Papier entgegen, und deutlich hatte ſie die von Alfreds Hand geſchriebenen Worte:

»Und auch im Tode Dein!«

darauf erkannt.

»Deine Handſchrift!« rief ſie — las noch einmal laut die Worte und fragte dann heftig: »Wer ruht hier?«

Alfred war todtenbleich geworden, aber ſchnell ſich faſſend lachte er in wilder Laune: »Eine todte Geliebte von mir!« und mit ſeinem Stock-Degen das Papier tief ins Erdreich bohrend, fügte er mit Hohn hinzu: »Sieh, ſo vermodern die ſchönſten Blumen, und verwittern die heiligſten Liebesſchwüre! Wer weiß wie bald auch wir. —«

»Halt ein!« fiel Guiletta mit gebrochner Stimme ihm ins Wort, und ein todtkalter Blick ihres Auges traf ihn.

»Nein! nein!« rief er, heftig bewegt ſie in

ſeine Arme ſchließend, und ungemeßne Liebe leuchtete aus allen ſeinen Zügen. »Nein, nein! meine Guiletta! — nimmer ſo! aber fort! fort von hier!« wie vom Entſetzen erfaßt zog er ſie mit ſich fort.

Als am andern Morgen der Fürſt von ſeiner Spazierfahrt zurückkehrte, bemerkte er vor dem Hôtel der Sängerin Guiletta eine große Volksmenge; Gerichtsdiener und Wachen eilten hin und wider, und eben trat der Polizeidirector aus dem Hauſe.

»Was giebt es da?« rief ihm der Fürſt zu.

»Ein ſchauderhaftes Verbrechen!« verſetzte der Commiſſair: »dieſen Morgen fand man in der Wohnung der Sängerin Guiletta den Grafen Alfred todt. — Sie hat ihn vergiftet.« Der Fürſt erbleichte, und befahl dem Kutſcher raſch vorüber zu fahren.

Guiletta's Kammerfrau hatte ausgeſagt: wie Alfred und ihre Gebieterin am Abend vorher nach Hauſe gekommen wären. Alfred ſei ſehr heiter geweſen, Guiletta dagegen ſichtlich niedergeſchlagen und düſter, doch habe ſie ſich Mühe gegeben freundlich und heiter zu ſcheinen. Gegen neun Uhr hätten ſie ſich wie gewöhnlich zum Abendeſſen geſetzt, und die Kammerfrau ſich entfernt. Am andern Morgen, als um zehn Uhr Guiletta noch nicht nach ihr ge-

klingelt, habe eine große Angſt, und die Ahnung des Entſetzlichen ſie ergriffen. Sie habe es gewagt, erſt ins Vorzimmer und dann ins Cabinett zu gehen — hier habe Alfred gelegen, halb auf dem Sopha, halb auf dem Boden, kalt und todt, neben ihm mit den Armen ihn krampfhaft umſchlungen haltend, die ohnmächtige Guiletta.

Erſt nach langem vergeblichen Verſuchen ſei es ihr — der Kammerfrau gelungen, ſie wieder ins Leben zurückzurufen — Guiletta habe wie eine Wahnſinnige um ſich geſchaut, als ihr Blick aber auf den Leichnam gefallen, habe ſie ſich mit dem lauten Schrei: »Ich! ich bin Deine Mörderin! wieder über ihn hergeworfen, ihn umſchlungen, und ſei aufs neue ohnmächtig zuſammengeſtürzt.«

Guiletta wurde vernommen; und *ſie geſtand ſogleich das Verbrechen.* »Eiferſucht ſei die Veranlaſſung geweſen! —« Sie erzählte ruhig und ausführlich, wie der Vorſatz in ihrem Innern gereift, ſie lange darüber *nachgedacht* und die Ausführung beſchloſſen. Sie habe den Grafen Alfred früher geliebt — daher ihre augenblickliche Schwäche, nachdem die That geſchehen — aber ſie bereue ſie nicht, im Gegentheil! wäre es möglich daß Alfred wieder

auflebe, ſo würde ſie — (hier ſchauderte ſie ſichtbar zuſammen) die That noch einmal begehen, denn er ſei ein Ungeheuer geweſen.«

Ich ſtelle Euch anheim was Ihr von einem ſolchen Bekenntniſſe halten wollt. Die hochwohlweiſen Richter zu ** nahmen es für ein Bekenntniß in aller Form des Rechts; und der Arzt, auf welchen Guiletta's Advokat ſich berief, war ſo galant zu verſichern: »daß Signora Guiletta bei vollkommnem Verſtande ſei, ja! daß nicht einmal eine beſondere Gemüthsbewegung an ihr zu bemerken, ſie mithin vollkommen Zurechnungsfähig.« Zieht kein ſchiefes Maul, mein Freund! giebt es doch noch heut zu Tage unter den Aerzten ſolche gute Leute, die nicht weiter ſehen als eben ihre Naſe reicht.

Die Geſetze jener Zeit und jenes Ländchens wurden noch ganz nach mittelalterlich-barbariſcher Art ausgelegt und gehandhabt. Der Buchſtabe des Geſetzes ſprach Tod — und Guilettas Todesurtheil wurde dem Fürſten vorgelegt.

Man erzählte ſich, Sr: Durchlaucht ſollten, gerührt von der Jugend und Schönheit der Sängerin, derſelben Begnadigung angeboten haben — indeß Höchſt-Sie geruhten, das Urtheil zu unterzeichnen,

und drei Tage nachher, in früher Morgenstunde fiel Guilettas Haupt.

Der Körper fiel der Anatomie anheim, der Prosector ließ ihn aber still beerdigen, nur das Haupt behielt er. Bald darauf nahm er seinen Abschied und verließ * *. Niemand wußte wohin er sich wandte.

* * *

An einem stürmischen Februarabend des Jahres 1793, wälzte sich ein Trupp wüthender Sansculotten die Straße St. Honoré herauf, in ihrer Mitte einen Fremden von stattlichem Aussehen daher schleifend.

Vor einem düstern alterthümlichen Gebäude hielten sie an, und gewaltig an die Thüre donnernd, schrien sie: »Heraus Bürger Le petit! öffne die Thüre! wir bringen Dir einen neuen Kunden.«

Da öffnete sich ein Fenster im ersten Stockwerk, und eine seltsame Figur, eine Lampe in der Hand, ward sichtbar. — Es war ein Mann, dem Anscheine nach hoch in den Fünfzigen, mit einem gelbbraunen Gesichte, ein großes schwarzes Pflaster bedeckte das linke Auge, und ein weiter großgeblümter Schlafrock

ſchlotterte wie ein Talar um die hagern Glieder; auf dem Haupte aber trug er eine Fuchsrothe zerzauſte Perücke, und auf dieſe hatte er eine hohe weiße Nachtmütze geſtülpt, woran eine ungeheure dreifarbige Cocarde prangte. — Es war der Doctor Le petit.

»Einen Kunden?« rief er mit krächzender Stimme. — »Einen Kunden? iſt er ſchon um einen Kopf gekürzt?«

»Noch nicht!« verſetzte lachend ein junger Burſche. »Du mußt ihm dieſe Nacht Quartier geben, die Guillotine hat heute ſtarken Zuſpruch, da kann die Reihe erſt morgen an unſern Mann kommen, wenn er bis dahin nicht abfährt mit Extrapoſt, denn der Schreck iſt ihm verdammt in die Glieder gefahren. Wir bringen ihn deshalb zu Dir, daß Du ihn ein bischen curirſt. — Wir wollen Dir morgen dafür den Braten noch warm vom Meſſer wegbringen.«

»So kommt herein ihr braven Jungen!« krächzte Le petit und verſchwand vom Fenſter. Bald darauf öffnete er die Hausthüre, und einige von den Sansculotten führten den Gefangenen, welcher mehr todt als lebendig war, über die finſtere Hausflur eine Treppe hinan. — »O Gott!« ſeufzte er unterwegs.

»Was Teufel!« rief Le petit und ſtand ſtille, »das iſt ja ein Deutſcher!«

»Freilich!« entgegnete der junge Sansculott, »und ein Edelmann dazu! wir erwiſchten den Vogel in einem Ariſtokraten-Neſte, wo ſie ſich eben beriethen, wie ſie die Republik an den fremden Schergen verrathen könnten.«

»Die Peſt auf den Dummkopf!« brummte der Doctor und ſchloß ſeine Stube auf. »Nun! nur herein! alle mit einander!«

Aber der junge Burſche ſprach: »Nicht ſo Bürger! Wir kennen Dich, und überlaſſen Dir den Gefangenen. Dein Kopf bürgt uns für den ſeinigen. Wir haben dieſen Abend noch viel Arbeit; Morgen mit dem Früheſten holen wir ihn ab, wenn Du ihn bis dahin nicht zu Tode gequackſalbert haſt. Kommt Kameraden!« — er ſchüttelte dem Doctor die Hand — winkte ſeinen Kameraden, und alle entfernten ſich lärmend, wie ſie gekommen waren.

»Teufel!« murmelte der Doctor für ſich, »daß ich euch alle unter der Guillotine wüßte!« — dann, ſich zu dem Fremden wendend fuhr er in deutſcher Sprache fort: »Muth, Unglücklicher! — vielleicht kann ich Sie retten, der Erſte wären Sie wenigſtens

nicht, den ich dieſen Bluthunden mit Liſt entriſſen. Freilich, hätten ſie nur die mindeſte Ahnung davon, ſo wäre es um meinen Kopf geſchehen — doch hoffen wir das Beſte.« »Sie ſind ein Deutſcher?« fragte der Fremde freudig. »Nicht mehr! — es geht arg zu in Paris, das iſt wahr! aber wenigſtens ſchnell, wenn es einmal ſein muß — O! in Deutſchland wird man langſam gemordet, und grauſamer noch.«

Er hatte während er dieſes ſprach eine Lampe angezündet, und kehrte ſie nun dem Fremden zu. — Aber wie vom Donner gerührt taumelte er zurück als er deſſen Geſicht erblickte.

»Um Gotteswillen! was iſt Ihnen?« fragte der Fremde. Le petit ſtarrte ihn noch immer an, endlich aber preßte er mit Mühe die Worte hervor: »Fürſt M!« »Um aller Barmherzigkeit willen! verrathen Sie mich nicht.« flehte der Fremde.

Es war der Fürſt von * *.

Der Arzt lächelte ſeltſam und verſetzte: »O nein! deſſen bedarf es nicht. — Aber Ew. Durchlaucht kennen mich wohl nicht?«

Der Fürſt blickte ihn aufmerkſam an, und erwie-

derte endlich verlegen und ängſtlich: »In der That, ich entſinne mich nicht. —

»Glaub' es!« fiel Le petit ihm ins Wort, »Große Herrn vergeſſen Kleinigkeiten bald, aber die Canaille hat oft ein treues — ein verdammt treues Gedächtniß! Exempla sunt odiosa! —

»Was meinen Sie damit?« fragte der Fürſt immer ängſtlicher werdend.

»Ach nichts!« lachte Le petit, klingelte einem Diener welcher Wein und Eſſen auftrug, und lud ſeinen Gaſt ein: es ſich ſchmecken zu laſſen.

Die Stimmung des Fürſten war entſetzlich!

»Wie gedenken Sie mich zu retten?«

»»Darüber denk' ich eben nach.««

»Laſſen Sie mich fliehen, die Dunkelheit der Nacht wird meine Flucht begünſtigen.«

»»Das wird ſie nicht! vor meiner Hausthüre ſchleichen Laurer herum — meine eigne Dienerſchaft beobachtet mich! wir wären Beide verloren! Eſſen Sie!««

»O Gott! — ich kann nicht.«

»»Pah! ſo trinken Sie!«« Er ſchenkte zwei Gläſer voll, reichte eins dem Fürſten und hielt ihm das ſeinige zum Anſtoßen hin. Zähneklappernd ſtieß der Fürſt mit ihm an und ſtürzte den Wein hinun-

ter. Le petit füllte die Gläſer aufs neue. — Eine große Pauſe entſtand.

»Rettung! Rettung!« ſeufzte der Fürſt endlich vor ſich hin.

»Durchlaucht! — ſprach der Doctor trocken — Durchlaucht! Sie ſcheinen den Tod ſehr zu fürchten! Warum blieben Sie nicht in Ihrem Lande?«

Mein Gott! wer konnte dieſe Cataſtrophe vorher ſehen? —

»Wer? — wer nicht? — Doch ja! Ihr Fürſten nicht und eure Hofſchranzen nicht! »»Wer konnte dieſe Cataſtrophe vorher ſehen?«« O! ſo werden bei Gelegenheit noch eure Kinder und Kindeskinder fragen, denn Ihr lernt nichts und vergeßt nichts. — Sie trinken nicht, Fürſt! Wollen Sie ſchlafen gehen?«

Schaudernd verneinte es der Fürſt, erzählte die Geſchichte ſeiner Gefangennehmung in einem Hauſe, wohin ſich mehrere vornehme Franzoſen und Fremde geflüchtet hatten, und flehte aufs neue ſeinen unheimlichen Wirth: ihm zu ſagen, wie er ihn zu retten gedächte.

Le petit ſchien mit ſich zu kämpfen. — Endlich ſprach er: »Nur ein Mittel wüßt' ich — Athemlos

horchte der Fürſt — Le petit fuhr fort: »Ich bin Anatomiker. Aus den Reden der Sansculotten werden Sie gemerkt haben, daß ſie mir oft aus Liebe und Freundſchaft (denn ich gelte für einen guten Bürger!) die Cadaver friſch von der Guillotine ins Haus liefern. Schaudern Sie nicht! Manchen zum Tode verdammten habe ich dadurch gerettet; denn da man über meine Arbeiten keine Controlle führen kann — auch dermalen überhaupt ſchlechter Controllirt als Guillotinirt wird, ſo hab' ich noch Jeden den man mir gleich Ihnen lebend ins Haus brachte — vorausgeſetzt daß er kein Schurke war, und ſelbſt kein ſchuldloſes Blut vergoſſen hatte, dadurch gerettet — daß ich mich ſelbſt als ſeinen Schlächter, zum Heile der Wiſſenſchaft bezeichnete. Da es mir leider! nie an friſchen Cadavern fehlte, ſo wurde es mir bis jetzt noch immer leicht, meine Bluthunde zu täuſchen; das übrige Paris verflucht mich, und erhielte plötzlich eine beſſere Parthei als die des guten Marat die Oberhand — Rad von unten auf, wie es in Deutſchland Mode iſt, wäre die geringſte Strafe für mich Unmenſchen.

Für jetzt bin ich übrigens in einiger Verlegenheit! ich habe zwar einen männlichen Leichnam im

Hauſe, aber leider kann ich ihn nicht für Ew. Durchlaucht ausgeben, da er ſehr bucklicht iſt, und krumme Beine hat; und unter den Sansculotten, welche mir Sie übergaben, befinden ſich mehrere Schüler der Arznei-Schule.

Ihren Leichnam muß ich ihnen morgen zeigen! das einzige Mittel wäre alſo: daß ich Ihnen einen Trank gäbe, der Sie bis Morgen Abend in einen todten-ähnlichen Zuſtand verſetzte. Kämen dann Morgen Früh meine guten Freunde, ſo führte ich ſie an den Marmortiſch, wo Ew. Durchlaucht ausgeſtreckt lägen wie ein Todter.«

Der Fürſt ſchauderte und murmelte halb für ſich: Wer iſt mir Bürge — —«

»Ew. Durchlaucht trauen mir nicht!« ſprach der Anatomiker lächelnd — »Wenn Sie mich kennten, würden Sie mir noch weniger trauen. Aber beim großen Gott, deſſen Namen ſo mancher Bube ſchändet, wenn er ſich »von Gottes Gnaden,« unterſchreibt. Sie jammern mich, und ich habe wahrhaftig Luſt Sie zu retten, wie ich ſchon ſo manchen Schuldloſen rettete.«

»Wenn Sie mich retteten, (betheuerte der Fürſt,)

meine Dankbarkeit ſollte keine Grenzen kennen, Ihr Lohn fürſtlich ſeyn.

Le petit verzog das Geſicht — »Ich ſagte: daß ich Luſt habe Ew. Durchlaucht zu retten. Entſchließen Sie ſich.«

»Wann muß ich den Trank nehmen?«

»Jetzt gleich.«

»Und wo werde ich die Nacht verbringen?«

»Gleich nachdem Sie getrunken, verfallen Sie in eine Betäubung, welche nach und nach in eine völlige Erſtarrung übergeht. Sobald dieſe eingetreten, rufe ich meine Diener, und ſage ihnen: der Schlag habe Sie gerührt. Wir werden Sie alsdann in den Sectionsſaal tragen, und auf den Marmortiſch legen.«

»Wo der Guillotinirte liegt?« rief der Fürſt entſetzt.

Le petit zuckte die Achſeln und verſetzte; »Es muß ſein.«

— »O, warum ſagten Sie mir das?

— Sie wollten Wahrheit. Uebrigens dürfen Sie ſich beruhigen, Sie empfinden ja nichts mehr, ſobald Sie den Trank genommen.

— »Nein! laſſen Sie mich vorher den Ort des Schreckens ſehen.

Le Petit zuckte zuſammen — dann ſprach er langſam und ernſt: »Verlangen Sie das nicht, Fürſt! — Nur bewußtlos, eine Scheinleiche, möcht' ich Sie unter meinen Präparaten wiſſen — Horch! Was war das? — »Was?« —

»Die Glocke ſchlug! — Eins — zwei! — Der Morgen dämmert auf. — Entſchließen Sie ſich raſch! eine Stunde höchſtens noch gehört uns an.«

«Ich will!« rief der Fürſt in Todesangſt — »Ich will! aber ich beſchwöre Sie: Laſſen Sie mich den Ort zuvor ſehen.«

Le petit blickte wild um ſich, und ſprach dann: »So kommen Sie — aber die Folgen über Sie! — ich habe Sie gewarnt.«

Er ergriff die Lampe, winkte dem Fürſten, und ſchloß ein Seiten-Cabinett auf, an deſſen gegenüber befindlichem Ende eine Thür in den Sectionsſaal führte. — Sie traten ein.

Auf einem Marmortiſch in der Mitte des Saals lag ein nackter, mißgeſtalteter Körper, neben ihm das blutige Haupt. An den Wänden umher ſtanden Gerippe, Gläſer mit Präparaten in Weingeiſt, und mehre nicht große verdeckte Kaſten.

Dem Fürſten bebten alle Glieder.

»Ich privatisire hier nur,« sprach Le petit — »daher bin ich etwas eng eingerichtet, und die Küche ausgenommen, überschauen Sie hier meine ganze Anatomie.« Er setzte die Lampe auf den Tisch, schob den Leichnam was weniges bei Seite, und neben ihm auf den leren Platz hindeutend, bemerkte er: »Hier werden Ew. Durchlaucht zu liegen geruhen.«

»Es sei!« versetzte der Fürst in dumpfer Gleichgültigkeit. »Geben Sie mir den Trank.«

— »So kommen Sie zurück in mein Zimmer!«

Er nahm die Lampe wieder vom Tisch und schritt nach der Thüre. Der Fürst wollte ihm folgen; aber die übermäßige Anstrengung hatte seine Kraft gebrochen, er taumelte. Um sich zu halten, griff er nach einem der an den Wänden stehenden Kasten; der Kasten schlug um und stürzte mit ihm zu Boden.

Mit einem durchdringenden Schrei sprang der Anatomiker hinzu, leuchtete hin, und rief dann mit furchtbarer Stimme: »Die Folgen über Dich!« —

— »Verzeiht!« — lallte der Fürst und raffte sich wieder auf — »verzeiht mir! — und fort — fort von hier! Gebt mir — gebt mir den Trank!« —

Aber da lachte Le petit gellend auf, daß die

Gläſer ringsum mitklangen und ſchwirrten, und rief mit entſetzlichem Hohn: »Sachte, mein Guter! — nicht ſo raſch! — Ich hab' es Euch vorher geſagt: es wäre nicht gut, wenn Ihr lebend meine Werkſtätte beträtet. — Hoho! wißt Ihr denn, was da neben Euch am Boden liegt?! Schaut her! her!« — Somit griff er in den Kaſten, zog ein Haupt daraus hervor, und hielt es dem Fürſten dicht vor's Geſicht.

»Guiletta!« kreiſchte dieſer, voll Entſetzen zurückſtürzend. — »Guiletta!« wiederholte der Anatomiker mit fürchterlichem Ernſt — »Guiletta! — die arme Unglückliche, die Du unſchuldig hinrichten ließeſt — Mörder! Giftmiſcher! — Oder glaubſt Du, ich wiſſe nicht, daß Du es warſt, der den Grafen Alfred vergiftete? Erkenne auch mich!« Er riß bei dieſen Worten Nachtmütze und Perücke, ſo wie das Pflaſter vom Auge ab, und der Profector aus * *, Alfreds Freund, ſtand vor dem vernichteten Fürſten.

»Gnade! Erbarmen!« jammerte der ſich am Boden Krümmende. Da donnerte es an die Hausthüre, und wilde Stimmen brüllten: »Oeffne, Bür-

ger Le petit! Wir ſind da!« Raſch verhüllte Le petit ſich wieder, und ſchritt der Thüre zu.

»Erbarmen!« heulte der Fürſt, ſeine Knie umklammernd.

»Zu ſpät!« entgegnete Le petit, »die Rachegötter wollen ihr Opfer — Büße hier, und hoffe dort auf Gnade.« Mit gewaltiger Fauſt ergriff er den Bebenden, ſchleppte ihn mit ſich in ſein Zimmer, und öffnete die Thüre.

Die Sansculotten ſtürmten herein: »Wo iſt der Gefangene?« brüllten ſie.

Le petit deutete auf den Sopha, wo der Fürſt halb ohnmächtig lag — »Da, ihr braven Jungen! er hat eine böſe Nacht gehabt, aber er lebt noch — nun, verfahrt ſäuberlich mit ihm, und macht es kurz.«

»Sorge nicht, Bürger! und Du ſollſt ihn wieder haben, ſobald er abgethan iſt.«

»Ich mag ihn nicht.« —

»Was Teufel!« ſchrie ein junges Bürſchchen — »Was Teufel, Profector! ſeid Ihr verrückt? einen ſo herrlichen Cadaver zu verſchmähn!« —

— »Gelbſchnabel! nimm ihn ſelbſt, wenn er Dir ſo ſehr gefällt — ich will ihn einmal nicht.«

»Auch gut!« lachte das Bürſchchen; ergriff den Fürſten beim Kragen, zerrte ihn in die Höhe, und rief: »Kommt, Monsieur!«

»Wohin?« —

»Unter die Guillotine!« Er warf ihn ſeinen Gefährten zu.

»Guten Morgen, Bürger Le petit!«

Le petit winkte ſtumm mit der Hand, wandte ſich ab, und die Sansculotten verließen mit ihrem Gefangenen das Haus.

Das Fürſtenthum ** wurde 1807 einem größern Königreiche einverleibt, und 1814 in 38 winzige Theilchen vertheilt.

Der Anatomiker verſchwand bald aus Paris und Frankreich, von dem unſeligen ſchönen Haupt der Guiletta konnte er ſich nicht trennen. Aber ſtirbt er einmal, ſo iſt ſeine letzte Bitte: »Bringt das ſchöne Haupt zur Ruhe.«

* * *

»So weit der Anatomiker,« (ſchloß der junge Arzt ſeine Erzählung) — »Seine letzte Bitte habe

ich erfüllt; in ſeinem Garten begrub ich Guiletta's Haupt, und längſt wohl iſt es ſchon zu Staub geworden.«

Die Damen, obgleich todtblaß, waren doch ſehr mit der Erzählung zufrieden; die Männer aber meinten, ſie ſei eben ſo abſcheulich als teufliſch und gräßlich.

Und der Herausgeber ſelbſt weiß wirklich nicht, wie er ſich wegen der Herausgabe beim guten Geſchmack entſchuldigen ſoll. —

Amor und Momus.

Der Blumenſtrauß und die ſchönen Zähne.

I.

Als ich vor einigen Tagen in den eleganten Laden der Arnold'ſchen Buchhandlung in Dresden trat, um mir die hübſchen Kupfer der Hell'ſchen Penelope zu betrachten (die Meiſter Retſch und Renſch haben wieder einmal treffliche Sachen geliefert), gerieth mir unter andern auch ein ſchlecht und recht broſchürtes Büchlein in die Hände. — Ich liebe von Hamburg her ein ſolches ſchlichtes Kleidlein in littera, maßen mein dortiger Herr Verleger, Hoffmann und Campe, wie bekannt, ſeinen Börne und Heine alſo ausgeſtattet in die Welt ſandte, und (wie ihm ſelbſt bekannt) ſehr wohl dabei fuhr. — Aber mit Schauder — ja mit Entſetzen warf ich das Büchlein in der Arnold'ſchen Buchhandlung aus den Händen, als ich den Titel deſſelben geleſen hatte, welcher lautete: »Das Ganze der Blumenſprache, jungen geiſtreichen,

witzigen und gefühlvollen Leuten gewidmet. Quedlinburg, bei Gottfried Baſſe.«

Fern ſei es von mir, den Verlagsartikeln des Herrn Gottfried Baſſe Uebles nachreden zu wollen, — im Gegentheil! ich habe von früheſter Jugend eine beſondere Vorliebe für ſelbige gehegt, und ſogar ſchmähliche Prügel darob erduldet; wenn ich, ſtatt über dem Mensa her zu ſein, das rächende Geſpenſt, oder das wandernde Gerippe, den Fernando Lomelli, und den großen Lips Tullian ſtudirte — aber ärger und mehr als alle Prügel machte mir die verdammte Blumenſprache zu ſchaffen, und daher mein Abſcheu vor dem Büchlein.

Man urtheile, ob ich Unrecht habe.

Ich war 18 Jahre alt und Primaner! — o lieber Leſer, wenn Du nicht ſelbſt wenigſtens ſchon 18 Jahre alt geweſen biſt, ſo bitt' ich Dich, nicht weiter zu leſen; warſt Du aber auch ſogar Primaner, dann lies fort, und komme an mein brüderliches Herz, das zwar kein Primanerherz mehr iſt, aber doch noch recht gut nachzuempfinden vermag, wie ein Primaner empfindet, dies wundervolle, in drängender Ahnung lebend, und webende, blüthendufterfüllte, patriotiſch-aufgeblaſene — ſchilleriſirende, flegelhafte Weſen.

Ich war 18 Jahre alt und Primaner! folglich war ich ein eben so groſser Held wie Arminius, folglich machte ich eben so gute Verse wie Schiller und Göthe (ich stahl sie nämlich von Beiden), folglich stand ich in der Redekunst dem Cicero nicht nach — meine Abgangsrede handelte von dem Nutzen der christlichen Religion — folglich hatte ich einen Gott, einen Fürsten, ein Vaterland und eine holde teutonische Maid, die ich anbetete. — Hedwig war erst 15 Jahre alt, aber in vieler Hinsicht schon bedeutend klüger als ich, indessen, mit vielen ihrer Mitschwestern verglichen, dennoch sehr unschuldig und nebenbei auch sittig; so zwar, daß sie, obschon sie mir gar nicht gram war, dessen ungeachtet es nicht wagte, den ersten Schritt zu unserer gegenseitigen Annäherung zu thun — und ich — o ich war so blöde — dazumal — daß ich gewiß bin, sie würde mich jetzt nicht wiedererkennen, wär' ich auch in den 10 Jahren um keinen Zug verändert.

Unsere stille Liebe währte dergestalt fast ein Jahr, und ich war daran, aus einem »Herrn Primaner« zum »Bursch,« kurz und gut zu avanciren. Vier Wochen sollte ich noch in meiner Vaterstadt verleben; die Zeit wurde mir lang und kurz. Lang in Erwartung des fidelen Lebens, kurz, wenn ich an den Ab-

ſchied von Heb'chen dachte. Kurz geſtimmt (i. e. wehmüthig) gehe ich eines Tages zu ihr — verſteht ſich unter dem Vorwande, ihre Aeltern zu beſuchen — ich treffe ſie im Garten — wir wandeln eine Zeit lang ſchweigſam neben einander her, endlich nehm' ich das Wort und rede — was? hab' ich vergeſſen. — Sie hört mir ſinnig zu — ihre Wangen glühn, ihr ſchönes Auge leuchtet — und mit zauberiſchem Lächeln reicht ſie mir ein Blumenſträußchen, welches ſie im Gehen zuſammengepflückt und gebunden hatte. — Entzückt küß' ich ihr die Hand, und will ſo eben in überſchwängliche Reden ausbrechen, da ſchlägt die Glocke 4, und ich muß fort zum alten Juſtizrath Entrich, welcher meinem Onkel verſprochen hatte, ein hübſches Stipendium für mich auszuwirken, weil er meinte, ich hätte viele Anlagen zu einem unerhörten Genie. —

Der Juſtizrath Entrich war der dickſte Mann in ganz Kleinjacobsheim, aber ſeine Tochter Emmeline übertraf ihn noch um Einiges an Körperumfang und Gewicht, obgleich ſie erſt 27 Jahre alt war. — Haben Sie die dicke Polin geſehen? Gerade ſo ſah Fräulein Entrich aus, nur daß ſie außerdem noch etwas kupferig im Geſichte war. — »Ach, lieber Theodor!

was haben Sie da für einen schönen Blumenstrauß!« rief sie mir entgegen, als ich in's Zimmer trat und nach dem Herrn Papa mich erkundigte — das war ein Dolchstoß für mich, der ich wußte, daß man Fräulein Emmeline zur ewigen Feindin hatte, wenn man ihr etwas nicht sogleich offerirte, woran sie Wohlgefallen zu äußern geruhte — wider Willen mußte ich also des Stipendiums wegen meinen lieben Blumenstrauß nach der Speckseite werfen — »er ist für sie bestimmt, gnädiges Fräulein,« stotterte ich — huldvoll nahm sie mir ihn aus der Hand, und ich ging in des Papa's Arbeitszimmer, der mich sehr gütig empfing, und zu morgen eine günstige Resolution versprach. — Am andern Morgen aber bekam mein Onkel ein grobes Billet: »Der Monsjö Theodor wären ein unverschämter Bube, und sollten sich keine Hoffnungen auf ein Stipendium machen; übrigens würden der Herr Justizrath sich vorbehalten, ihn für die Frechheit, dem Fräulein Emmelinen eine Liebeserklärung zu machen, insbesondere zu züchtigen!« — ich erstarrte! forschte nach — schreckliches Licht! Hedchens Blumenstrauß, der mir gegolten, bildete eine Liebeserklärung, ich Unglückseliger verstand die Blumensprache so wenig, wie Sanskritt! daher alles Unheil, denn

Emmeline verſtand ſie eben ſo gut, wie Hedchen. — Sie hatte ſich dem Papa Juſtizrath zu Füßen geworfen, und um ſeinen Segen für ſich und den angehenden Studiosus juris gefleht. — Papa Juſtizrath gab ihr ſeinen Fluch! — ich bekam kein Stipendium — o Jammer! mußte es vor meiner Abreiſe noch erleben, daß Hedchen, die mich für einen Verräther hielt, ſich mit einem jungen Ja- (Raths-) Herrn verlobte — jetzt iſt ſie Frau Bürgermeiſterin von Kleinjacobsheim, und ihr älteſter Junge iſt neun Jahre alt, ich aber bin noch immer Junggeſelle und Maler, denn ohne Stipendium ſtudirt ſich's ſchlecht die Rechte — und ehrlich geſagt, ich hatte von jeher zu viel natürliches Rechtsgefühl und Poeſie zum Advocaten.

II.

Eine geiſtreiche Freundin ſchrieb mir vor einiger Zeit: »Obgleich ich noch ein kleines Mädchen war, als Du von R*** fortgingſt, entſinne ich mich doch noch recht gut, wie Du ausſiehſt: Du biſt nicht groß, blond, und eben nicht ſchön.« — Wer mich kennt, wird der Wahrheitsliebe meiner hübſchen Freundin alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen; denn, obſchon ich

eine tüchtige Portion Eigenliebe beſitze, ſo muß ich mir's doch ſelbſt geſtehn: ich bin nicht im geringſten ſchön, au contraire! meine wirklich ſchönen Zähne ausgenommen, wüßte ich nicht, was irgend einem Menſchen auch nur als hübſch an mir gefallen könnte — aber, wer einmal Unglück haben ſoll, dem bringt es ſelbſt das etwaige Gute; ſo mir meine Zähne; denn eben ihre Schönheit, in Verbindung mit meiner blaſſen Geſichtsfarbe, macht mich zum Abſcheu der Schönen, denen ich mit Anbetung mich nahe — hier ein Pröbchen von derlei Geſchichten: — Ich hab' eine Oper geſchrieben, und nachträglich zur Oper eine Arie für die Primadonna, Signora Evelina. Il Compositore hat ebenfalls ſein Möglichſtes gethan, ſo daß es wirklich ein kleines Meiſterſtück geworden iſt, und Signora, dies wohl erkennend, iſt entzückt und genießt ſchon im voraus ihren neuen Triumph. Signora iſt ſchön, ich brauch' alſo nicht erſt zu ſagen, daß ich bis zum Sterben in ſie verliebt bin, daß ein Kuß von ihr mir hundert Jahre im Fegefeuer verſüßen würde. Man denke ſich alſo meine Wonne, als ſie mir erlaubt, ſie beſuchen zu dürfen. Ich fliege zu ihr, ſie läßt mich auf dem Sopha neben ſich Platz nehmen; wir ſchwatzen, lachen, ſo bricht der Abend herein, und

die Aſtrallampe mit dem roſenfarbenen Schirm macht die Scene immer traulicher und lieblicher. Signora's Partie liegt auf dem Tiſche, ſie blättert drin herum, und als ſie an die Arie kommt, deutet ſie mit ihrem zierlichen Zeigefingerchen darauf, ſieht mich dankbar an, und flüſtert, indem ſie das ſchöne Köpfchen zu mir beugte: »o che bello!« — Ich halte mich nicht mehr, wonnebebend ergreif' ich ihre Hand, und beſchwöre ſie um einen Kuß — lächelnd beugt ſie das Köpfchen zurück und ſchließt die Augen halb — ich küſſe ſie — aber, o verdammt! unwillkührlich muß ich dabei lächeln über die ſeltſame Situation und über das Publicum, deſſen Applaus ich es verdanke, das ſchönſte Mädchen küſſen zu dürfen — da fährt Signora erſchrocken und todtenblaß zurück, und indem ſie das Geſicht in ihren Händchen verbirgt, kreiſcht ſie: »o maledetto Vampyro!« und ich mag bitten, beſchwören, wie ich will — ſie hört nicht; mein verdammtes ironiſches Lachen, meine ſchönen Zähne, meine bleiche Geſichtsfarbe — ich muß ein Vampyr ſein! Halb wahnſinnig renne ich fort, und wäre mir an jenem Abend ein Bader begegnet, hol mich der Teufel! ich hätte mir alle Zähne ausziehen laſſen.

Zurück oder nichts?

„Wenn Du Deine Jugend begrutzt, warum noch leben?“ — Byron.

Heute wurde meine Couſine zwanzig Jahre alt. Armes Mädchen! nun ſind die Jahre nicht mehr fern von Dir, von denen jedes Mädchen, wenn auch nicht ſagt (denn keines ſpricht gern von ſeinen Jahren) doch denkt: »Sie gefallen mir nicht.«

Arme Tina! — Ich mußte lächeln, obwohl ein wenig trübe, als ſie dieſen Morgen vor dem Spiegel ſtand und hineinſah; erſt freundlich, dann ein wenig nachdenklich, und zuletzt mit einem langen — langen Abſchiedsblick (für die nächſte Viertelſtunde) ſich abwendend.

Ich hätte ihre Gedanken wiſſen mögen!

Es wäre leicht, darüber zu phantaſiren.

Vielleicht dachte ſie aber auch gar nichts? — Wer weiß! Sie wendete ſich vom Spiegel ab und kehrte ſich zu mir.

»Heut' iſt Dein Geburtstag, liebe Tina!« begann ich feierlich. —

»Ganz recht!« fiel ſie mir freundlich ein, und trat einen Schritt näher. »Was haſt Du denn, lieber Vetter?« —

Ich muß hier anmerken, daß ich wirklich ein ganz lieber, charmanter Vetter bin, indem ich noch nie unterließ meiner Couſine bei feſtlichen Gelegenheiten etwas zu ſchenken. — So denn auch heute!

Ich zog ein goldnes brennendes Herzchen an einem zierlichen Kettchen hervor, Couſinchen griff danach, und ein Kuß dankte dem galanten Herrn Vetter.

»Wie alt biſt Du denn heute? Tina!« fragte ich. Sie ſtand ſchon wieder vor dem Spiegel, und paßte ſich das Halskettchen um — und die Antwort lautete: »Achtzehn Jahre.«

»Nicht doch!« berichtigte ich etwas boshaft. — »Du biſt ja nur um fünf Jahre jünger wie ich, und ich wurde den 4. October 25. Folglich biſt Du 20.«

»O Jeſus!« ſeufzte Tina, und wurde feuerroth.

Ich. »Arme Tina! Gelt, Du möchteſt wieder vierzehn Jahre alt ſein?«

Tina. »Vierzehn? nein.«

Ich. »Oder fünfzehn?«

Tina. (Nach kurzem Beſinnen:) »Nein!«

Ich. »Oder ſechzehn?«

Tina. (Mit einem herzlichen Seufzer:) »Ach Gott, ja!«

In der That! es iſt dies ein intereſſantes Alter, und ich werde es keinem Mädchen verdenken, wenn ſie es ſich zurückwünſcht. Früher werden ſie in der Regel von ihrem eigenen Geſchlechte nicht für vollwichtig angenommen.

Später — o weh ihnen! wenn ſie dann noch nicht Bräute ſind.

Aber XVI! das iſt ihre goldene Zahl! in dieſen Jahren haben ſie die liebenswürdigſten Launen, die unſchuldigſte Coquetterie, das meiſte Gefühl für wahre Liebe, und NB! NB! NB! (ganz natürlich) die meiſten Anbeter — XVI!

Armes Geſchlecht! daß Du Dir dieſe Blüthenzeit nur zurückwünſchen kannſt!

Wahrlich! alle Sünden und Untugenden der Weiber, ſo viel deren ſind, werden durch dieſen einzigen nicht zu erfüllenden Wunſch bitter — bitter abgebüßt.

Aber Ihr! Männer! wenn Ihr Euch Eure Jünglingsjahre zurückwünſcht — über Euch lächle ich nicht — Euch beklage ich nicht. — Euch lach' ich aus.

Goldne Jugendträume! herrliche Floskel! Mann! kannſt Du wünſchen noch einmal zu träumen, nach-

dem Du erwacht biſt? Weib, wenn Du es kannſt! — Ich hab' es nie gewünſcht, und werd' es nie wünſchen, obwohl meine Träume ſchön waren, und mein Erwachen ſchrecklich.

»Aber wenn ich meine gemachten Erfahrungen in jene Zeit mit hinüber nehmen könnte?«

Biſt Du ein entnervter Schwächling, dann kein Wort mehr zu Dir! Sonſt aber laß Dir's geſagt ſein: Die Erfahrungen des Mannes taugen nicht für den Kopf des Jünglings. — Ueberhaupt, kein Rückſchritt in der Schöpfung und im Leben.

Frühling des Lebens? — Va! Männer ſind keine Greiſe! Sommer heißt das Gebiet des Mannes. Herbſt und Winter ſind noch — ob wir ſie erwarten wollen, ſteht bei uns.

Was mich betrifft — ich will meine Jugend nicht zu Grabe geleiten. Sommer! der Epikuräer geht mit Dir!

„Amo!“

Horion, in Jean Paul's »Hesperus,« verliebte ſich *in jedes ſchöne Mädchen das er fand; und oft auf* recht bizarre Weiſe, wie z. B. in die ſchöne Dummina.

Aber ſeine Verliebtheit verpuffte wie die Schaumbläschen des Champagners, ſobald er ſeine fixe Idee einmal wirklich und wahrhaftig geküßt, und ſomit das ungebratene Gänschen in ihr erkannt hatte.

Ich muß laut auflachen wenn ich daran denke: es könne mir je in den Sinn kommen, mich für einen zweiten Horion zu halten. — — Aber — aber was das Verlieben betrifft, da geht mir's denn doch gerade ſo wie dem ſchwärmeriſchen Doctor.

Daß aber ſolch ein Verlieben bei mir ganz andre, himmelweit verſchiedene Wirkungen hervorbringt, wie bei Jenem, das brauch' ich wohl Niemandem zu ſagen, der mich auch nur halbwege kennt.

Er (der gute Bekannte) weiß es, wie ich mich alsdann in den abſonderlichſten geiſtigen Sprüngen

herumtummle und überschlage, ohne jedoch total überzuschnappen — im Gegentheil! — :

Ist es wahr, und muß ich mir's gestehen, daß ich mich verlieben muß, wenn ich bei einem Mädchen auch nur eines jener hübschen Dinge finde, als da sind:

1, schöne Augen, 2, schöne Hände, 3, ein rosiges Mündchen, 4, schönes schwarzes, braunes oder blondes Haar (NB! kein Pariser oder Wiener Seidenfabrikat!) 5, Musik! —

Ist es wahr, sage ich, daß ich mich in so ein holdes Kind verlieben muß — so dient dieser holde Wahnsinn bei mir doch nur dazu, um am Ende noch etwas ganz Gescheidtes zu Tage zu fördern; denn so gern ich mich auch durch Horions Mittel von meinem »holden Wahnsinn« befreien möchte, d. h. so gern ich küsse — so geht das doch nicht immer, und oft da am allerwenigsten an, wo ich's am allerliebsten möchte. Daß meine (freilich etwas sehr lange) Nase dran Schuld sein sollte, glaube ich nicht mehr, seit ich Proben vom Gegentheil habe — Hedwig! — Aber genug: ich darf nicht küssen, und so hauche ich denn meine Liebessehnsucht in gar schmachtenden Liedern aus. Will ich es aber

ſchneller zu Ende haben, wenn ich merke, daß meine Liebe anfängt mich zu langweilen: ſo verliebe ich mich auf etzliche Stunden im vollſten Ernſt, ſetze mich hin, und male mir das Bild meiner Göttin, aber immer ſo, daß im Bilde irgend ein ſchöner Zug ſichtbar wird, welchen das Original nicht hat z. B. der allzu Junoniſchen gebe ich einige Sanftmuth, der allzuſchalkhaften einen leiſen Anſtrich von Sentimentalität, und einem unbedeutenden Gänschen Geiſt. — Probatum est! —:

Denn nun verliebe ich mich dreimal ſtärker — in ihr Bild; und der Verleger jubelt über meine ſchönen Lieder, und ich über meine Gallerie ſchöner Mädchengeſichter, und — und das iſt die Hauptſache! — mein Herz iſt in salvo — —

»Amo!«

Angſtſtunden eines Verliebten.

Daemal innig fantaſtiſch verliebt, und nie wieder! — Nie wieder? Ho ho! guter Freund, nicht ſo haſtig! Warum nie wieder? Etwa weil auch hier Dich der Fluch des Lächerlichen dermaßen verfolgte, daß Du troß alles Aergers doch am Ende gezwungen warſt mitzulachen, und zwar recht herzlich. — Etwa darum? — Nein! ich will nichts verſchwören! — ich will, dem Schickſal zum Troß, mich nun erſt recht grimmig verlieben! und da ich den leidigen Abend überſtanden habe, will ich ihn mir ſogar zur Gemüthsergötzung noch einmal recapituliren (verſteht ſich nur in Gedanken). — Aber Du, unerfahrner Jüngling, der Du dieſes lieſeſt, beherzige, indem Du meine Selbſtverleugnung bewunderſt, die mich Dir Alles ohne Hehl erzählen läßt — o beherzige wohl die bittern Erfahrungen eines fünf und — zwanzig jährigen Greiſes, und benutze ſie zu Deinem Beſten, damit Dir's nicht ergeht, wie Ihm, denn, traute Seele! es iſt eine große Frage, ob auch Dir

die Gabe ward: zu lachen bei ſolchem Liebesmalheur, wie — ich.

Meine Art mich zu verlieben, iſt dem günſtigen Leſer aus meiner letzten Mittheilung zur Genüge bekannt; auf ſolche Art geſchah' es denn nun, daß ich mich im Sommer des verfloſſenen Jahres in ein junges Mädchen vergaffte, nachdem ich ſie nur ein einziges Mal, und noch dazu in der Abenddämmerung geſehen.

Ich ſetze von Dir voraus, lieber Leſer, daß Du ſo viel Gemüth und poetiſche Geſinnungen beſitzeſt, um hierbei nicht an das famöſe Sprichwort zu denken, dem zufolge alle Katzen bei Abend grau, das iſt verdollmetſchet: daß in der Dämmerung jedes Mädchen hübſch genug zum Verlieben ſei. Daß mir beſagtes Sprichwort, nur aus Furcht, daß es Dir einfallen könne, in den Sinn kam, kann ich heilig und theuer verſichern. Wie es aber um meine poetiſche Geſinnung beſchaffen war, magſt Du ungefähr aus all den ſchönen Liedern abnehmen, welche ich in jener Zeit dichtete, und die ich gewiß ſchon längſt hätte drucken laſſen, wenn nur ein Hund von Verleger ſie hätte annehmen wollen.

God dam! der Ritter Toggenburg, empfind-

ſamen Andenkens, liebte nicht treuer wie ich, denn wer wenigſtens den Troſt hat, ſein Liebchen alle Morgen und Abend im Negligé zu ſehen, und wohl zu merken, kein andres Mädchen — wahrhaftig! für den iſt es keine Kunſt treu zu ſein — sans comparaison, wie ein Pudel — recht beſtialiſch treu!

Dagegen ſtelle man ſich meine Lage vor: vom 12. Juli bis zum 24. Januar erblickte ich meine Göttin mit keinem Auge — nachdem ich, wie geſagt, ſie nur einmal im Zwielicht geſehen hatte. Dafür ſah' ich — Gott weiß wie viele! andere ſchöne Frauen und Mädchen, deren es in Hamburg genug giebt, und unter dieſen mehrere, welche ſchon ganz andere Köpfe, als den meinigen, verrückt haben — ich nenne nur vom hieſigen Theater die liebenswürdige Mad. Devrient, die kleine niedliche Mademoiſelle Le Gage, und vor Allen Fenella-Schröder — mort de ma vie! und zuletzt gar die Couſine meiner fixen Idee: Agnes! — bei Gott ich begreife nicht, wie es möglich war, daß ich mich auch nicht in dieſe verliebte; aber wie geſagt: ich blieb meiner unbekannten Göttin treu, und opferte nicht, wie die Kinder Iſrael in der Wüſten, einem güldenen Kalbe.

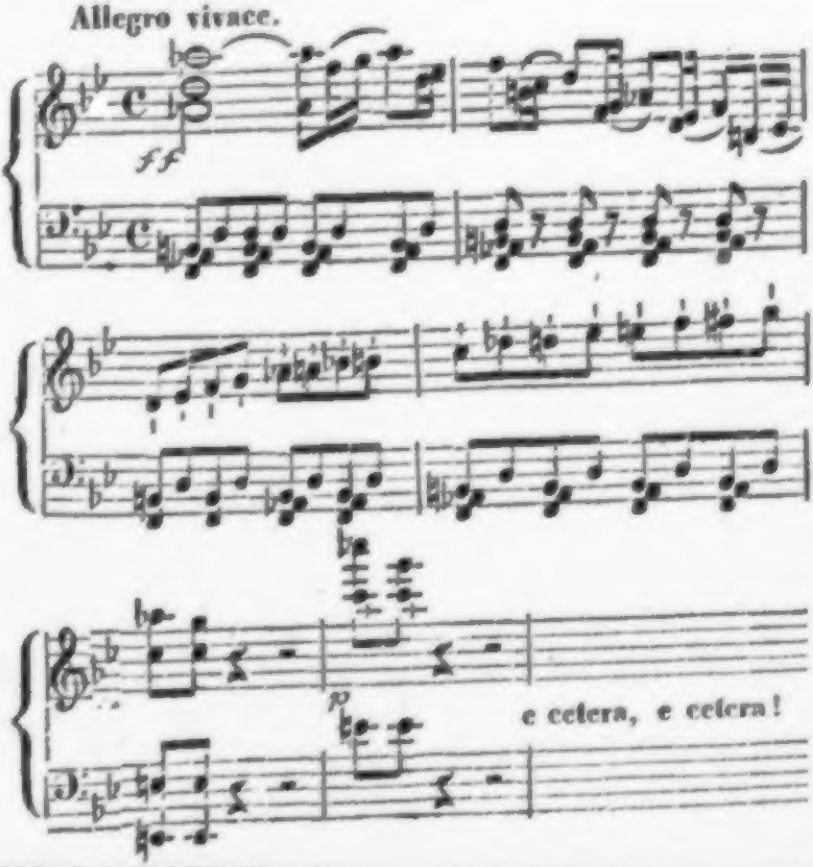
Heute Abend aber (am 24. Januar) besuche ich meinen Freund Heinrich (den Bruder der Cousine), ich verspäte mich was weniges, und eh' ich's mir versehe, werde ich von der Schwester in das Speisezimmer invitirt, um mitzuessen. — Wir begeben uns hinunter, die Thüre des Zimmers öffnet sich, und — Maria ist der erste Gegenstand, den ich erblicke, als ich mit einer mißrathenen Verbeugung eintrete.

Heinrich — wie fast alle Vettern, seiner schönen Cousine nicht eben günstig, und sie für nicht schön halten deutet meine Verlegenheit für Folge getäuschter Erwartung und schaut mich an mit einem satanischen Triumphgelächter. Ich werde noch verlegener.

Jetzt muß ich essen, und o Du mein Schöpfer? wie?! hält man mich denn für einen Feldkümmel, für einen Paul Butterbrodt, oder wie sonst die großen Eßkünstler geheißen haben, deren Namen ich nicht weiß, und vor deren Gemeinschaft mich Gott bewahren möge — und ich esse aus Verzweiflung wie Ehren Clauren, als er in Hamburg war, wovon die Aufwärterjungen in Unbescheidens Austerkeller, hinter'm breiten Giebel, noch bis auf diesen Tag zu erzählen wissen.

Wahrlich, dieſe drei Ausrufungszeichen ſtehen nicht umſonſt da! denn nun war mein Verderben gewiß! — aus Aerger nehmlich ſtürzte ich mein Weinglas immer auf einen Zug hinunter, und 1 — 2 — 3! ſteigt mir der Wein zu Kopfe. —

Damit ich zum Ueberfluß ja ganz außer Faſſung komme, ſetzt Heinrichs Schweſter ſich an den Flügel, und klimpert erſt was weniges aus ihren Lieblingsſtücken, plötzlich aber beginnt ſie:



Herr Gott! das iſt die Ouvertüre aus der Stummen von Portici! — und ich bekomme meinen Anfall, und ſtampfe den Tact mit den Füßen. »Heiſſa, wackerer Maſſaniello! — Braver Burſche! deſſen Fiſcherliedchen noch nach zwei hundert Jahren die Völker ermuthigt, den Kampf gegen ihre Unterdrücker zu wagen. — Hui! wie die Tyrannen erbleichen, wenn ſie die kühne Weiſe hören! — mögen ſie doch immerhin verbieten »bei Feſtungsſtrafe« ſie zu ſingen. — Va! ſie klingt darum nicht leiſer, ſie klingt nur um ſo lauter in uns — und weh euch Tyrannen, wenn endlich der lange verhaltene Sang gewaltig hervortönt, — die Ohren werden euch gellen — — —.«

Da hört die Kleine auf zu ſpielen, und ich komme wieder ein wenig zu mir — ich habe ſogar ſo viel Muth, ſie zu fragen, wann ſie mir wieder zu ihrem Bilde ſitzen wolle, um bei dieſer Gelegenheit auch meiner Göttin meine Kunſtwenigkeit anzubieten.

Zwar merke ich gar wohl, daß es mir vorkommt, als ob ſämmtliche vier Wände des Zimmers um mich herumwalzten — aber konnte ich denn glauben, daß der Satan mir mit drei Gläſer Wein den Garaus

machen würde? — Leider ſollt ich es nur zu bald erfahren!

Ich will zu Hauſe, aber Heinrich will, ich ſoll mit ihm und Marien gehen, die den nämlichen Weg hat — ob ich einwilligte? — O, hätte ich nicht eingewilligt!! —

Marie war in's Nebenzimmer gegangen, um dort ihren Mantel umzuthun und den Hut aufzuſetzen — ſie kehrt jetzt zurück. Ich will ebenfalls meine Mütze hohlen, ich gehe nach der Thüre, da ſitzt Heinrichs Onkel mit vor ſich geſtreckten Beinen; ich, die Augen auf Marien geheftet, ſtolpere über ſeine Füße — erſchrocken will ich mich entſchuldigen, und ſtoße hart mit Agnes zuſammen. — »Um Vergebung!« ſtottere ich, taumle einen Schritt zurück, und trete Marien mit meinen eiſernen Abſätzen auf die zierlichen Füßchen. — O, ſo ſchlagen mich alle tauſend Donnerwetter in die Erde, das iſt zu viel! — Aber noch nicht genug! — Marie, das ſanfte Himmelskind verbeißt großmüthig ihren Schmerz und wir gehen.

Ich bin wenigſtens ſo klug, ihr meinen Arm — nicht zu bieten, ſondern dieſes Glück dem Heinrich zu überlaſſen, und ſo geht es denn ganz leidlich, bis vor meine Hausthür. Schon jauchze ich im

Innerſten meiner Seele: »Gottlob!« — mein Fußtritt konnte allenfalls für ein Zeichen meiner Zärtlichkeit gelten, wenn er auch etwas forcirter gerieth, als gerade von Nöthen; daß ich mich ſo verlegen benahm, wird ſie mir gewiß nicht übel deuten, denn ſicher merkte ſie, daß ſie die alleinige Urſache davon war, und ſo etwas ſchmeichelt einem Mädchen immer.«

Alſo denkend, nehme ich flüchtig Abſchied von Heinrich — reiße die Mütze ab, und ſie zierlich gegen Marien ſchwenkend, will ich mit einem graziöſen Seiten-Pas in die offen ſtehende Hausthür ſpringen — aber o Jammer! meine verfluchten Abſätze glitſchen von der glattgefrornen Schwelle ab — die Mütze fliegt mir aus der Hand, Marien gerade an den Kopf, und ich ſelber ſtülpe um auf die ſchnödeſte Art von der Welt.

Wie der Blitz war ich wieder auf den Beinen, und in einer Secunde auf meinem Kämmerlein; aber was ich geflucht habe, möge mir Gott vergeben.

Hier ſitze ich nun, und notire mir Alles getreulich zuſammen. Die Uhr, welche auf dem Tiſche vor mir liegt, und eine Stunde zu ſpät geht, zeigt auf XII, und aus meinem Glaſe habe ich ſo eben den letzten Reſt des Hofmannſchen Salamandertranks

hinuntergeſchlürft. Es wäre daher recht gut an der Zeit, vernünftige — i. e. nüchterne Morgenbetrachtungen anzuſtellen. Ich könnte z. B. ſagen: »Was mag nun wohl das ſchöne Mädchen von Dir, mein werther Jean Pierre, denken? muß ſie Dich nicht für einen über alle Maßen ungehobelten und ungeleckten Bären halten? und zwar von Rechtswegen, mein Süßer! Oder könnteſt Du wirklich ſo dumm ſein, mein Vortrefflicher! und Dir einbilden: daß ein Mädchen es Dir je als Verdienſt anrechnen wird, wenn Du ſie — ohne es ihr zu ſagen, für rein weiblicher achteſt, als ſie iſt? — Biſt Du ſo verrückt mein Holder! zu glauben, daß Du mit Deiner genialen Curtoiſie à la Hoffmann-Kreisler — die ein ſchönes Mädchen mit einem, tiefe Liebesſehnſucht athmenden, lang angehaltenen Ton verglichen, aber auch umſtülpten zu Zeiten — je ſo weit kommen wirſt, wie dieſer oder jener täppiſche und läppiſche Junge, der aber doch tanzen kann? Geh, geh, guter Jean Pierre! Verrückteſter aller Nachfolger Callot's! — Lies einige Nummern aus dem Don Giovanni, und dann leg Dich ſchlafen, damit Du morgen fein munter biſt beim Stundengeben.«

Sapperment! wäre nur der Salamandertrank nicht ſchon zu Ende, ich wollte eine Antwort ſchreiben — eine ſchöne, lange Antwort! — — — —

Aber die kann ich auch kürzlich alſo herſetzen:

Wie das Leben ſelbſt — wenigſtens das meinige, (welches allerdings wohl ein verfehltes zu nennen) — alſo: Wie das Leben ſelbſt, ſo erſcheint mir auch die Liebe (oder doch das, was man hier Liebe nennt) nur als ein ironiſirtes Poſſenſpiel — es endet, und nichts bleibt zurück.

Aber um deſſen willen, was in meinen beſten Stunden mit hoher, heiliger Gluth meine Bruſt durchzuckt — um jenes Gefühls willen, das mich in einer Welt voll Sclaven und Narren es erkennen läſſt: »Es giebt eine Freiheit — es giebt eine Kunſt! und wer ſie haben will, der hat ſie! — um dieſes einen großen Gedankens willen trag ich das ganze übrige Leben, und Alles, was es bringt. — Und eben, weil ich recht gut weiß: wie aus dem Verfehlten alles Andere verfehlend ſich geſtaltet — tret' ich keck in die Schranken — ſcheue nichts — und lache — ſelbſt da, wo Andere verzweifeln möchten.

* *

Und ob denn der heutige Vorfall ſogar tragiſch war? Wenn ich am Ende doch noch Mariens Bild gewönne, mit einem ſchönen Zug, welchen das Original nicht hat? — ich wüſſte ſchon einen — — —

Hol' mich der Teufel! ſie muß mir morgen ſitzen! . . .

Niemand kann ſeinem Schickſal entgehen.

I.

Ganz Gimpelſtädt war in freudigſter Bewegung, und mein Hauswirth, der Herr Großhändler Preller, verſuchte, trotz ſeiner anſehnlichen Korpulenz, einen Freudenſprung über den andern, trank, wie an hohen Feſttagen, eitel alten Mallaga, und kniff die flinken Hausmädchen in die rothen Backen, daß ſie ach und weh ſchrieen.

Ich aber hätte mögen aus der Haut fahren vor Unmuth und Aerger und Gram, und dem ſüßen Himmelskinde Cäcilie, der blühenden 16jährigen Tochter des Herrn Preller ging es nicht beſſer; denn ach! — was ganz Gimpelſtädt mit Entzücken und Enthuſiasmus erfüllte, drohte für uns Beide eine Quelle unſäglichen Elends und troſtloſen Jammers zu werden. Jede ſchöne Leſerin wird wohl ohne weiteres merken, daß Cäcilie und meine Wenigkeit einander liebten, daß wir uns Treue bis über's Grab hinaus geſchworen,

hatten, und uns heirathen wollten, lieber heute denn morgen! — Bis ſoweit ſtanden die Sachen recht ſchön, aber nun trat der dicke Papa dazwiſchen und der Stadtphyſikus Heyn, und da begannen die Sachen ſchief zu ſtehen, ſehr ſchief! und das ging alſo zu:

Herr Preller war ein Phönix unter den Großhändlern. Er war reich — wurd' es noch täglich mehr; denn ſeine enorme Dummheit ſchien die Dame Fortuna unauflöslich an ihn gekettet zu haben — dabei war er aber, was in der Regel nur wenig enorm-dumme Menſchen ſind, eine kreuz-ehrliche und gutmüthige Haut, und ohne ſeine verdammten Wipps hätte er Cäcilien und mir ſeinen väterlichen Segen ſicher nicht verſagt, wenn wir ihm recht ſchön zu Füßen gefallen wären, und rührend gebeten und was weniges dazu geweint hätten. — Aber ſo!

Unter ſeinen unzähligen Narrheiten ſtand die oben an, daß er ſich nicht nur für einen gewaltig klugen Mann hielt, ſondern auch für einen geiſtreichen, kunſtſinnigen und gemüthlichen. Deshalb hatte er ſich mit großen Koſten eine herrliche Bibliothek angeſchafft, worin die Klaſſiker Shakſpeare, Calderon, Cervantes, Arioſt, Taſſo, Göthe, Schiller u. ſ. w. prangten, obſchon er nichts las als Räuberromane, Geiſterge-

schichten und Taschenbücher. Eben so hielt er sich alle Zeitschriften, obgleich er nur den Gesellschafter und die literarischen Mohnblätter benutzte. Daß ich Maler war, verschaffte mir Zutritt in sein Haus, und endlich um ein Spottgeld ein herrliches Logis im 2ten Stocke; er beschäftigte mich fleißig und zahlte gut — kurz ich stand auf dem Punkt, mich ihm zu entdecken, als er mir zuvorkam, und auf einmal alle meine Hoffnungen zertrümmerte. Er eröffnete mir nämlich eines Tages seelenvergnügt bei einem Glase Tokayer: »daß die Stadt Gimpelstädt gegenwärtig einen der größten deutschen Dichter in ihren Mauern hege und pflege, daß er (Herr Preller) das Verdienst habe, besagten großen Dichter zuerst nach Verdienst erkannt, gewürdigt und durch weislich gespendeten Beifall ermuntert zu haben; daß dieser große Dichter Niemand anders sei als der Stadtphysikus, Herr Heyn, sein alter Freund und Gevatter; daß der Zeitpunkt nahe, wo selbiger vor aller Welt sein Licht werde leuchten lassen, und daß er (Herr Preller) den lorbeerbekrönten Dichter Cilli's Hand feierlichst zugesagt habe.«

Da saß ich unglückseliger, verliebter Maler halb todt vor Schreck und Entsetzen. Papa Preller hielt es aber für eitel ehrfurchtvolles Erstaunen, und fügte

ſchmunzelnd hinzu: »Ja Männchen, da ſehen Sie nun, was ich für ein geſcheidtes Kerlchen bin! einen großen Dichter zum Schwiegerſohn, der nebenbei noch Doctor iſt, und Moſen und die Propheten hat! O, ich bin klug! ich bin klug —«

Ich ſtürzte aus dem Zimmer, auf dem Vorſaal fiel mir Cäcilie weinend um den Hals — ſie hatte an der Thüre gelauſcht. Wir weinten Beide und waren unausſprechlich unglücklich. Indeß, ehrlich geſagt, das ſchöne weinende, hingebende Mädchen im Arm, hätt' ich mein Unglück um Vieles nicht vertauſcht.

II.

Wie ein kalekutſcher Hahn ſtolzirte der Stadtphyſikus Heyn über den Marktplatz auf Prellers Haus zu, ein dickes Manuſcript ragte aus der Buſentaſche hervor, er warf den Kopf rechts und links und blinzelte nach den Fenſtern, aus denen die Gimpelſtädter ſchauten, mit Stolz und Freude auf ihren großen Poeten.

Er trat ins Haus, und bald darauf Liſette, das hübſche Stuben-Mädchen, in mein Zimmer, mit einer Empfehlung vom Herrn Preller, und ich möge

ihm doch die Ehre geben, die Vorleſung des Herrn Stadtphyſikus mit anzuhören.

Das fehlte noch! — allein was war zu machen? den Alten durft' ich nicht vor den Kopf ſtoßen, und dann war ich doch auch begierig zu ſehen, was es denn eigentlich mit dem neuen großen Dichter für eine Bewandtniß habe. »Gut, ich werde die Ehre haben,« verſetzte ich — Liſettchen machte einen Knix und empfahl ſich. Bald darauf trat ich in Herrn Prellers Stube.

Herr Preller empfing mich mit gewohnter Gutmüthigkeit, und des Herrn Stadtphyſikus Antlitz erglänzte vor Wonne und Stolz. Mich bei Seite ziehend, flüſterte er: »Ich weiß, mein Verehrteſter! Sie verſuchen ſich auch dann und wann, wiewohl pſeudonym, als Schriftſteller. In der Reſidenz ſagte mir der Redacteur des »Langmüthigen« davon, — Sie können auf mich rechnen, und ich hoffe, ich auf Sie desgleichen! — Eine Correſpondenznachricht von Ihrer geſchätzten Feder würde jedem Redacteur willkommen ſein — Sie verſtehen mich! z. B. in den Blättern für Geiſt und Herz — oder in den literariſchen — ich werde Mitglied der Dreizehn.«

Ich murmelte unverſtändliche Worte; der Dichter hielt es für Eingehen in ſeine Vorſchläge, und drückte mir gütig die Hand.

»Nun, Gevatter! Ihr könnt loslegen!« krähte Papa Preller, und deutete ſchmunzelnd auf das Sopha; davor ſtand ein Tiſchchen, mit Flaſchen und Gläſern geziert. Preller, Cäcilie und ich ſetzten uns auf das Sopha, der Dichter nahm uns gegenüber in einem Lehnſeſſel Platz, und nachdem das erſte Glas gelert war, begann er die Vorleſung folgendergeſtalt:

»Niemand kann ſeinem Schickſale entgehen!
»Bürgerliches Drama in 2 Acten, mit Muſik und
»lebenden Bildern, nach Ernſt von Houwald
»frei bearbeitet von Dr. Willibald Alexis Heyn,
»Stadtphyſikus zu Gimpelſtädt an der Spree.«

Ich fiel aus den Wolken, und dem günſtigen Leſer wird es nicht beſſer ergehen, wenn er erfährt, daß der große Dichter Willibald Alexis Heyn, Houwald's allerliebſte Poſſe gleiches Namens zum erſchütternden Schickſals-Melodram umgearbeitet hatte.

Er fuhr fort in ſeiner Vorleſung, — der Unſinn war faſt ſo arg als in Willibald Alexis Härings »ver-

wunſchenem Schneidergeſellen,« nur mit dem Unterſchiede, daß wirklich komiſche Stellen (weil ſie ernſthaft gemeint waren) drin vorkamen.

Papa Preller applaudirte fortwährend, und rief: »göttlich! himmliſch!« — dazu trank er ein Glas Portwein nach dem andern, ſo daß er zu Anfang des zweiten Acts ſanft entſchlief. Der Dichter aber las erhitzt weiter, ſo daß Cäcilie und ich ihn kaum zu beachten brauchten. Als er endete, applaudirten wir pflichtſchuldigſt; Papa erwachte, rieb ſich die Augen und ſtimmte mit ein.

Der Dichter verbeugte ſich mit freudefunkelnden Augen, und eröffnete uns dann: daß übermorgen die erſte Aufführung ſeines Werks auf der Hofbühne Statt finden würde.

Das ging denn doch etwas über meinen Horizont, — und ich konnte mich nicht enthalten zu fragen: »iſt's möglich? auf der Hofbühne?«

»So iſt's!« verſetzte Willibald Alexis Heyn ſelbſtgefällig, »zwar hat es Mühe, Zeit und Geld gekoſtet, denn das Talent findet bei ſeinem erſten Auftreten immer Neider, aber, Gottlob! ich bin durchgedrungen. Sie müſſen nämlich wiſſen, ich habe in der Reſidenz einen guten Freund an dem reichen Lederfabrikanten

Riem, deſſen Schwägerin beim Hoftheater engagirt iſt, und naiv-tragiſche Rollen ſpielt; für dieſe habe ich meine Bürgermeiſterin eigends geſchrieben, und ergo muß mein Stück gegeben werden; für den Beifall iſt mir dann nicht bange — denn: »Niemand kann ſeinem Schickſal entgehen!«

Cäcilie und ich ſahen uns an, und wurden wieder melancholiſch.

* * *

III.

Es war zu arg! —

Freilich hatt' ich mich als Schriftſteller verſucht, und hatte mir auch mancher Freund wohlmeinend gerathen, mein Talent nicht zu zerſplittern, und hübſch bei der Staffelei und dem Zeichenbrette zu bleiben, hatten auch die Recenſenten mich gebührendermaßen geriſſen, und N —— der große Recenſent, Gift und Galle geſprudelt über meinen erſten Roman — dennoch konnt' ich's nicht laſſen, wozu der Geiſt mich trieb. Ich ſchrieb fort, und Verleger und Redactoren druckten meine Sachen luſtig drauf los, und das Publikum las ſie, und manches ſchöne Extra-Honorar ward mir von ſchönen Lippen für meine ſüßen Lieder.

Ehrlich geſtanden! für einen großen Dichter hatt' ich mich nie gehalten, und werd' es auch — ſo Gott mir mein bischen Geiſt erhält, nie. In der Regel hab' ich meine Sachen vergeſſen, ſobald ich ſie gedruckt geleſen habe, und behalten Andere ſie länger im Gedächtniß, ſo iſt's nicht meine Schuld. Aber ich hatte ein Luſtſpiel geſchrieben, worauf ich mir etwas zu gute that, da ein mich ſcharf kritiſirender Freund es als gelungen bezeichnet hatte. Ich ſchickte dieſes Luſtſpiel an die Intendanz des Hoftheaters mit einem ſubmiſſen Schreiben. Ich erhielt nach einem halben Jahr langen Hoffen und Harren weder eine Antwort noch mein Manuſcript zurück — (Bühnendichter werden die Reſidenz errathen!) und nun ſollte auf der nämlichen Bühne Willibald Alexis Heyns Unſinn dargeſtellt werden — das war wirklich zu arg! —

Der Schickſals-Morgen brach an — wie geſagt: ganz Gimpelſtädt war in freudigſter Bewegung, denn da die Reſidenz nur etwa ſechs Stunden entfernt war, ſo ſchickten ſich faſt ſämmtliche Honorationen an, die Reiſe zu machen, um das Meiſterwerk ihres Göthe aufführen zu ſehen.

Papa und der Dichter hatten mich eingeladen, in ihrem Wagen mitzufahren. Beide waren ſchon

früh um 5 Uhr auf den Beinen geweſen, und um ſieben wurden ſie von dem Comptoir-Diener, etwas angetrunken, in den Wagen gepackt. Cäcilie und ich ſaßen auf dem Rückſitz, freudenvoll und leidenvoll, Papa aber und der Dichter ſprachen fortwährend dem wohlgefüllten Flaſchenkorb zu, und johlten und krähten um die Wette, und gebehrdeten ſich in den Wirthshäuſern ſo über die Maße burſchikos, daß alle Schenkmädchen rebelliſch wurden.

Die Fahrt ging raſch, und ſchon zu Mittag, nach der Reſidenz-Rechnung — trafen wir dort ein.

Wo iſt der Comödienzettel! war des Dichters erſte Frage — er wurde gebracht, und mit verklärtem Geſichte reichte er ihn dem Schwiegervater in Spe — die beiden Alten umarmten ſich, lachten und weinten und lallten endlich dem harrenden Marqeur ein: »Champagner!« — entgegen.

Die Korkſtöpſel knallten an die Decke, der Don Juan unter den Weinen ſprudelte und brauſte in unangemeſſener Fröhlichkeit — immer dythirambiſcher wurde das Lallen und Jubeln der Alten, bis ſie endlich aufſtolperten, um bis zur Theaterzeit ein kleines Schläfchen zu machen.

Ich hatte große Luſt, die günſtige Gelegenheit zu benutzen, und Cäcilie zu bereden, mit mir davon zu laufen — zum Glück bedachte ich aber: was kannſt du armer Maler dem Mädchen bieten, wenn nicht der Vater benebſt ſeinem Segen auch einige Geldſäcke euch mitgibt? — So etwas vorher bedacht, hat niemals Leid gebracht! Da aber mein ſüßes Lieb gar zu ſentimental da ſaß, das ſchöne Auge voll Thränen, ſo brach mir faſt ſelber das Herz — ich wurde ebenfalls ſentimental, und, wie gewöhnlich — fielen wir uns um den Hals, und weinten ein Duett, daß die Steine auf der Straße hätten erweicht werden können.

Derweilen orgelten und ſchnarchten der Papa und der Dichter im Nebenzimmer, bis es halb 6 ſchlug, da mußten wir ſie wecken.

Etwas wüſt, und noch nicht ganz nüchtern, packte ich ſie in eine Droſchke, folgte in einer zweiten mit Cäcilien, und fort ging es dem Muſentempel zu. Der Dichter hatte für ſchweres Geld eine ganze Loge gemiethet. Der Theaterſecretair, ein junger artiger Mann, bewillkommte ihn lächelnd auf dem Corridor. Der Dichter ſtellte uns ihm vor, und auffallend war es mir, daß er ſich meinen Namen zwei-, drei-

mal wiederholen ließ, und dann mit einer kurzen Verbeugung raſch ſich entfernte.

Wir traten in die Loge, das Haus war drückend voll, der Dichter lehnte ſich weit über die Bruſtlehne hinaus — nickte nach dem Parterre, den Logen und dem Orcheſter, wo eben der Lampenanzünder ſein Geſchäft verrichtete.

Die Simphonie begann, endete, und der Vorhang flog auf. — »Ein kleines Stübchen, Putzarbeit verſtreut auf den Tiſchen und Stühlen, am Fenſter ſitzt Giacinta, mit einem Maskenanzug beſchäftigt —« — hilf Himmel! was iſt das? Mein Luſtſpiel wurde aufgeführt!

Der Dichter war nicht weniger verwundert denn ich! er gukte verdutzt auf den Komödienzettel — freilich da ſtand's: »Vorher: Giacinta, Luſtſpiel in einem Act von Luca ſa Presto.«

»Mein Drama kommt nachher!« ſprach er, und lehnte ſich beruhigt in die Ecke zurück.

Bald aber ſollte dieſe Ruhe in etwas geſtört werden; die Schauſpielerin, welche die Giacinta darſtellte, war allerliebſt, ganz wie für die Rolle geſchaffen, und ſpielte, wie alle übrigen Perſonen, meiſterhaft. Schon nach den erſten Scenen begann der

Beifall, der ſich von Scene zu Scene ſteigerte, als aber endlich die Entwicklung ſich nahte, wollte das Applaudiren nicht enden, unter ungeheurem »Bravo!« fiel der Vorhang, ſämmtliche Schauſpieler wurden gerufen, und als ſie erſchienen waren, und Giacinta mit einem artigen Compliment auf den Dichter hindeutete, begann der Tumult aufs neue, man rief den Dichter — Mir ſchwindelte! — da ergreift mich plötzlich Jemand beim Arm — es iſt der Theater-Secretair! und eh' ich mich wehren kann, haben Giacinta und der Darſteller des Ludovico mich bei den Händen gefaßt, und führen mich auf die Bühne, wo ein Beifallsſturm mir entgegen brauſt, und künſtliche Blumen, welche die Damen in den Logen ſich von den Hüten reißen, mir, in Ermanglung natürlicher, an den Kopf fliegen.

Halb todt vor Schrecken und Freude komm ich in die Loge zurück. — »Iſt's möglich? Sie der Verfaſſer des herrlichen Luſtſpiels!« ruft Papa Preller, und Cäcilie ſchaut mich glühend an, der Theaterſecretair bejaht es an meiner Statt, wünſcht dem Willibald Alexis Heyn einen gleichen Erfolg und empfiehlt ſich.

»Hm! nur einen gleichen?« ſpricht der Dichter

Naſenrümpfend — »Ich denke, ich habe etwas Apar-tes! Niemand kann ſeinem Schickſal entgehen.«

Wohl war dem ſo! das zweite Stück begann, bei und nach den erſten Scenen Todtenſtille, am Schluß des Acts einiges Gelächter und Fußpochen. — »Aha, ſie fangen ſchon an warm zu werden!« rief der Dichter, und trank viel Punſch. —

Beim zweiten Act erſt Lachen, dann einige böſe Ziſchlaute, endlich aber ein ſo entſetzliches Pfeifen, Pochen und Brüllen, daß der Vorhang fallen muß, bevor das Stück noch aus iſt.

Unglücklicher Willibald Alexis Heyn! da ſaßeſt Du jetzt in der Loge, heulend und zähneklappernd, während Papa Preller Dich aushunzte und meine We-nigkeit zu dem Himmel erhob, da ſaßeſt Du jetzt — niedergedonnert von Deiner Höhe, ausgepfiffen von der halben Reſidenz, und Gimpelſtädts Honoratioren waren Zeugen Deiner Schmach.

»Tröſten Sie ſich!« ſprach der in die Loge tre-tende Secretair — »Tröſten Sie ſich mit Ihrem Namensvetter, Willibald Alexis in Berlin, deſſen ſämmtlichen Trauer- und Luſtſpielen ein Gleiches wider-fuhr — nicht Jeder iſt ſo glücklich, wie Luca ſa Presto, und »Niemand kann ſeinem Schickſale entgehen.«

»Fort! — fort!« rief der Dichter, packte mich beim Arm und zog mich aus der Loge, aus dem Theatergebäude nach dem Gasthof; Papa Preller und Cäcilie folgten.

»Anspannen!« donnerte er, im Gasthofe angelangt. — »Niemand kann seinem Schicksale entgehen!« lachte der Kellner und sprang davon. Wir wollten ihn beruhigen, aber er bat um Gotteswillen: wir sollten mit ihm zurückkehren, — wir mußten nachgeben.

Der Wagen fuhr vor, wir stiegen ein. — »Nun, fahr' zu was Du kannst!« rief er dem Kutscher zu. Dieser trieb die Pferde an, und en carière ging es durch die Straßen dem Thore zu.

»Halt! Tausendsackerment-Himmeldonnerwetter-Schockschwernoth! — ist das eine Manier, so durch die Straßen zu jagen bei pechdunkler Nacht? Zehn Thaler Strafe, oder Pferd und Wagen confiscirt.« Also die furchtbare Stimme der Thorwache.

Preller schimpfte wie ein Rohrsperling, der Dichter rasete, der Kutscher brummte und schnaubte mit seinen Pferden um die Wette; aber nichts half es, die Strafe mußte gezahlt werden. »Niemand kann

ſeinem Schickſal entgehen!« hohnlachte der Thorſchreiber, indem er das Geld einſtrich.

Das war ein Dolchſtoß für den armen Dichter! Langſam fuhren wir zum Thore hinaus, und draußen, in Gottes freier Luft, wollte Willibald Alexis Heyn ſeinem gepreßten Herzen Luft machen, indem er den Kutſcher zur Rede ſtellte, ſeines unvernünftigen Jagens wegen. Johann entſchuldigte ſich nach Kräften, vergaß aber unglücklicher Weiſe darüber den Wagen zu lenken, und eh' wir es uns verſahen, lagen wir in einem Graben am Wege.

Das war zu viel! Papa Preller ſpie Feuer und Flammen, denn ſeine Naſe, worauf er viel hielt, blutete ſtark und war bedeutend geſchunden. — Der Kutſcher hatte einen Fuß verrenkt, der Wagen zwei Räder gebrochen, der Dichter hatte eine fürchterliche Brauſche an der Stirne bekommen, nur Cäcilie und ich verſpürten außer einigen leichten Quetſchungen keine böſen Folgen. — »Niemand kann ſeinem Schickſal entgehen! ächzte der Kutſcher — wir kehrten in die Stadt in den Gaſthof zurück.

Im Gaſthofe fand ich eine Einladung auf morgen, zu dem General-Intendanten der Schauſpiele — beigefügt war ein koſtbarer Brillant-Ring, nebſt

einem gnädigen Allerhöchſten Handſchreiben von Sr. Durchlaucht dem Fürſten in ſchmeichelhaften Ausdrücken abgefaßt. —

IV.

Und nun, denkſt Du Dir's wohl, ſchöne Leſerin, daß Papa Preller mit dem verunglückten Schickſalsdichter kurz und gut brach, mir ſeine volle Gunſt zuwandte, und daß Cäcilie und ich ein ſeliges Pärchen wurden, und dermalen ſchon tüchtige Jungen und Mädchen auf dem Schooße wiegen?

Gehorſamer Diener! —

Freilich brachen Preller und Willibald Alexis Heyn mit einander, freilich wandte mir der Alte ſeine vollſte Gunſt zu, und meine Liebe war treu wie ein Pudel und ächt wie Gold — aber, aber! — »Niemand kann ſeinem Schickſale entgehen!« —

Der General-Intendant machte mir vortheilhafte Anträge für künftige Arbeiten; ich ſagte zu, und blieb einige Zeit in der Reſidenz. Ich machte mit den Schauſpielern Bekanntſchaft, und lernte auch die ſchöne Roſabella kennen, die meine Giacinta dargeſtellt hatte. — Daß ich ihr ein wenig die

Cour gemacht habe, will ich nicht leugnen, aber hol' mich der Teufel! in allen Ehren.

Böſe ziſchelnde Zungen indeß hatten meiner Cäcilie allerlei tolles Zeug zugewiſpert, und als ich nach 4 Wochen nach Gimpelſtädt an der Spree zurückkehrte, um mir ihr Jawort zu holen, hatte ſie aus Aerger den erſten beſten Ladenſchwengel geheirathet. — Ich aber bin übel dran, wenn nicht eine ſchöne Leſerin durch mein unverſchuldetes Unglück gerührt wird, meine Schulden bezahlt und mich heirathet. Parole d'honneur! ſie bekäme den liebenswürdigſten Mann auf Gottes Erdboden!

Fresco-Sonette.

I.

Prolog.

Im Herzen mein, war Liebe eingezogen,
Und träumend ſchwärmte ich durch Wald und Fluren,
Auf ſelten nur betretnen Weges Spuren, —
Hätt' ich's gekonnt, ich wäre auch geflogen.

Ich tauchte mich in aller Wonnen Wogen,
Erhob mich zu den reinſten Erräumen,
Bis daß wir alleſammt zur Hölle fuhren,
Warum? — Ei nun! weil mich mein' Lieb' betrogen.

In jener Zeit, halb ſelig, halb verflucht,
Hab' ich zuerſt im Reimen mich verſucht;
Doch wild zerſprengt' ich aller Regel Ketten. —

Das iſt nun anders! im äſthetſchen Saal
Erſchein' ich, junger Doctor allzumal,
Im ſchwarzen Frack, mit zierlichen Sonetten.

II.

An Wolfgang Menzel.

O Du Knecht Ruppert jener zarten Seelen,
Die der Gemüthlichkeit ſo treu ergeben,
Rein und entſagend Himmelwärts entſchweben,
Daß Knab' und Maid nur geiſtig ſich vermählen.

Feind jener Alten! die uns mild erzählen:
Was da und dort, und wie es ſich begeben
Zu ihrer Zeit! — wie oft in ihrem Leben
Schlaf, Apetit — et cet'ra thäten fehlen.

Teufel der Guten, die da in Berlin,
In Reih' und Glied wie zur Parade ziehn,
Schechner und Preußenthum und Ranke ſingend!

Sieh durch den Sieb! erkennſt Du den Dieb? — und gern?
»Ich ſalutire den gelehrten Herrn,«
Mich zierlich neigend und als Böcklein ſpringend.

III.

H. Heine.

Ein zweiter Knabe mit dem Wunderhorn
Iſt er durchs deutſche Vaterland gezogen,
Und mächtig rauſchten des Geſanges Wogen,
Aus ſeines Herzens tiefſten heil'gen Born.

Doch unſre Eſel reckten ihre Ohr'n,
Und die Pipvögelein kamen angeflogen,
Und waren der Manier gar ſehr gewogen,
Weil ſie gemüthlich. — da erfaßt' ihn Zorn!

Das Horn zerbrach er, winkte dem Le Grand:
»Heran Geſpenſter-Tambour! komm heran!
Das blöde Volk! es hat uns nie verſtanden.«

Der Tambour mächtig ſeine Trommel rührt!
Gemüthlich Hell in Deutſchland muſicirt,
Und Deutſchlands Sänger klagt in fernen Landen.

IV.

An Gutzkow*)

Im Aug' die Thräne, lächelst Du uns an,
Und singest seufzend uns ein fröhlich Lied,
Von Lust und Liebe die Dein Herz durchglüht,
Doch ach, kein Andres so empfinden kann.

Du wandelst einsam auf der lichten Bahn!
Im Sphärentanz das Weltall Dich umsprüht,
Doch wie sich auch Dein treues Herze müht,
Kein Gleichgestimmtes es erringen kann.

Muß denn der wahre Dichter einsam sein?
Entströmt das Lied nur aller Lust und Pein?
Bleibt nur der Unerkannte rein und wahr?

Fast glaub' ich es! mir geht es oftmals so:
Wenn alles um mich her recht wüst und roh,
Wird Musa meine Närrin, Ich — ihr Narr.

*) Verfasser der „Briefe eines Narren an eine Närrin."

V.

An H. Laube.

Recht kühn, ja keck biſt Du empor geſtiegen,
Und flimmerſt jetzt am literar'ſchen Himmel,
Und ſchau'ſt herab, und lachſt ob dem Gewimmel
Tief unter Dir, denn leicht ward Dir's zu fliegen.

Allein, mein Freund! wir woll'n uns ſelbſt nicht trügen!
Denn auch Sternſchnuppen flimmern oft am Himmel,
Auch die Rakete hebt ſich mit Getümmel,
Doch auf wie lang'? — Das Wahre nur kann ſiegen.

Freund! flimm're nicht! Laß leuchtend Dich uns ſchaun.
Sonn', Mond und Sterne lehrten uns Vertraun,
Sie leuchten uns in einfach großer Pracht.

Wenn einſt Europa wirklich ſich verjüngt,
O, daß Dein Lied vollendet dann erklingt,
Das Deine beſte Stunde uns gebracht.

VI.

Börne.

(Seinen Feinden gewidmet.)

Schrei't nur: »An's Kreutz!« Und kreutzigt ihn sogar,
Was er euch sagte, könnt ihr nicht vergessen! –
Und mögt ihr hoch und theuer euch vermessen:
Weß' er euch schuldigte, das sei nicht wahr!

Es glaubt euch Keiner; denn nur allzuklar
Seh'n wir den Krebs an eure Seelen fressen.
Räudige Hunde! macht euch nur Caressen!
Die Schand' wird um so früher offenbar.

Er kündet Freiheit, kündet Wahrheit, Recht,
Und jeder Jud'- und jeder Christen-Knecht,
Bemüht sich drob: ihn in den Staub zu zerr'n.

Umsonst ihr Thoren! stark schwingt er sich auf,
Vollendet seinen kühnen Siegeslauf! –
Kriecht, feile Knechte ihr! vor eurem Herrn!

Neue

Kunſt-Novellen

von

J. P. Lyſer.

Preußische Staatsbibliothek Berlin.

Erſter Band.

Mit vier Zeichnungen vom Verfaſſer.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1837.

Herrn Carl Kaskel

in

Dresden.

J. P. Fyfer.

Erklärung der Zeichnungen

zum

ersten Theil.

Callot.

Jaques Callot mit ſeiner kleinen Geliebten Alice im traulichen Geſpräch; er ſcheint ſo eben die Worte des alten Volksliedes:

„Allzeit beſtändig,
Nimmer abwendig,
Treu will ich ſein!“

recitirt zu haben. Im Hintergrunde lauſcht, Eiferſucht und Erſtaunen verrathend, das Fac-totum des alten Herrn Callot: — Monſieur Martin. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß der Zeichner ſich beſtrebte, in dieſem Blättchen Jaques Callot's Manier möglichſt treu wieder zu geben.

Der Grazioſo.

Der Prime-Amoroſo der Truppe hat den Grazioſo, der die ſchöne Fiametta liebt, bitter verhöhnt, weil das eitle Mädchen nur allzuwohl die Huldigungen des Fürſten — (mit welchem ſie eben den Circus verlaſſen) — aufnimmt.

Giovechino antwortet ſeinem Feinde, erſt mit anſcheinender Kälte, die aber im Verfolge in wilden Zorn übergeht: „So du es wagſt Bube“ — ruft er außer ſich — „ſo du es wagſt, wieder eine Sylbe zu erwähnen — bei allen Teufeln!

hier oder am Fuße des Vesuvs, es ist mir gleich." — Bei diesen Worten greift er nach dem Messer, Antonie Montecavallo springt, einen Schreckensschrei ausstoßend, zurück und hält sich nur mit Mühe zitternd an einen Pfeiler aufrecht. Die verschrobene zusammengesunkene Gestalt, das verzerrte Gesicht, die schielenden Blicke des Prime-Amoroso charakterisiren die feigen elenden Verläumder, so wie Giovechino's edle trotzige Haltung für ihn einnimmt, indem sie für ihn fürchten läßt.

Tartini.

Tartini, als Nachtwandler auf dem Dache des Franziskaner-Klosters zu Assisi, die Teufelssonate spielend — neben ihm in reitender Stellung das Phantom, ebenfalls die Geige spielend.

Der alte Musikant.

Friedemann Bach als Greis bei der Leiche seines jungen Freundes Theodor am Neujahrsmorgen des Jahres 1784. Die Weinflasche, die Gläser auf dem Tischchen am Bette, die Geldbörse am Boden, zeigen an, wie verzweifelt lustig in der verflossenen Nacht hergieng. Friedemanns Anzug verräth die äußerste Armuth.

Jaques Callot.

Der alte „noble Lorrain*)“ René Callot war einer der berühmteſten Sachwalter, welche um's Jahr 1609 in der ſchönen Stadt Nancy lebten. Alle Einwohner kannten ihn, die Großen wie die Kleinen, die Vornehmen wie die Geringen, und Alle hielten ihn in Ehren; denn obſchon René ein Wunder von Gelehrſamkeit genannt ward und das Recht ſo fleißig ſtudiert hatte, daß er daraus machen konnte, was er nur immer wollte, war er doch ein herzensguter Mann, mild und dienſtfertig gegen Alle, ſo mit treuherziger Miene ihm nahten.

Nur ein armer Teufel lebte in Nancy, der ſich keines freundlichen Wortes noch Blickes ſeit langer Zeit von Herrn René erfreut hatte und faſt verzweifeln mußte, je wieder ſeine Gunſt zu gewinnen.

---

*) So ſchrieben ſich beide Callots.

Es war dies Jaques, der eheleibliche Sohn des alten „edlen Lothringers", ein luſtiges Bürſchchen von etwas über fünfzehn Jahren, mit ſchönen braunen Locken, eben ſolchen Augen, einem Stutznäschen und einem Mund, der geſchaffen ſchien, ſein Lebelang zu küſſen, zu ſingen und zu lachen.

Anders hatte es freilich Herr René beſchloſſen! Jaques ſollte ein ernſter Mann werden, weder küſſen, ſingen noch lachen; dafür aber das peinliche Recht ſtudieren.

Jaques erſchrak, als er den Willen des Alten erfuhr, und wußte erſt nicht, was er dazu ſagen ſollte; als er ſich aber endlich ein Bischen gefaßt hatte, erklärte er treuherzig: „Wie er ganz und gar keine Neigung und noch weniger Geſchick in ſich verſpüre, ein Rechtsgelehrter und vollends ein ſo berühmter, als ſein lieber Vater einer ſei, zu werden."

Der Nachſatz ſchmeichelte dem Alten, was der ſchlaue Junge auch wohl bezweckt haben mochte; ſchmunzelnd entgegnete er: „Die Luſt wird ſchon kommen, Söhnchen! jeglicher Anfang in den edlen Wiſſenſchaften iſt ſchwer! ja für Manche bitter wie Wermuth. Aber das gibt ſich, ſo das wilde Gemüth

nur erſt zahm gemacht und gehörig dreſſirt worden, daß alle Kräfte deines Geiſtes auf das herrliche jus ausſchließlich fixirt ſind. — Was das Berühmtwerden betrifft, ſo ſei deshalb außer Sorgen! denn erſtens trägſt du meinen Namen, und zweitens verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich, ſo lange ich lebe, bei jedem wichtigen Caſus als treuer Rathgeber dir beiſtehen werde.“

Jaques blickte verlegen-lächelnd zu Boden.

„Sprich ſelbſt,“ — fuhr Herr René gütig fort — „ſprich ſelbſt, mein Sohn! iſt dir ein Stand bekannt, welcher (ſo du Alles reiflich überlegſt, abwägeſt und zuſammenfaſſeſt) — mehr Vortheil, Ehre, Ruhm, Geld, in Summa: mehr Selbſtzufriedenheit gewähren könnte, als der eines berühmten Advokaten, wie dein Vater einer iſt?“ —

„Hm! — ja!“ verſetzte Jaques ſchüchtern. — „Freilich wüßt' ich wohl einen“ —

„So? du wüßteſt einen?“ fragte Herr René mit großen Augen. — „Ei, ſo ſprich, Jaques, ſo ſprich! —“

Und ermuthigt platzte Jaques heraus: „Ich möchte ein Maler werden.“

Als hätte der Donner ihn gerührt, ſtand Herr René bei dieſer Antwort da! — Seinen Sohn anſtarrend, verſuchte er einigemal vergeblich zu reden! Endlich aber fand er Worte und rief mit ſehr beweglicher Stimme: „Jaques! mein Sohn! hört' ich wirklich recht? — Ein Maler willſt du werden? ein ſchnöder Farbenkleckſer und unnützlicher Pinſler? Du, der Sohn des alten René Callot, und höher achteſt du jenen armſeligen Stand denn alle andern? — — Junge! welch' ein böſer Geiſt iſt in dich gefahren und verblendet dich, daß du mit ſehenden Augen dem Abgrund des Verderbens zurennſt?! Was kann denn ein Maler? — Malen! — ſonſt nichts! Was iſt Malen? Spielerei! — Wem nützt ſie? Niemanden! höchſtens ergötzen ſich die Kunſtnarren d'ran. — Und du glaubſt, ſie achten den Maler? Glaube das nicht, Jaques! — Taugt ſeine Schilderei, ſo vergeſſen ſie über das Werk den Schöpfer. — Taugt ſie nicht, ſo wird er verlacht und verſpottet. In beiden Fällen kann er, — wo nicht geradezu verhungern, doch ſein Lebelang die Kunſt des Entbehrens ſtudieren und jeder Narr und jeder ſchuftige Neider darf ungeſtraft ihn ſchmähen.“

„Wenn mich Einer beleidigt, ſtech' ich ihn todt!“ — fiel hitzig Jaques ein.

„Und verfällſt, als abſichtlicher Tödter, dem Criminalgericht! — (entgegnete Herr René mit Nachdruck), welches dich hinwiederum zum Tode verurtheilt. — Siehſt du, wie dumm du biſt, und was für Unheil daraus entſtehen kann, wenn Einer nicht weiß, was vor dem Geſetze Recht iſt? — Mir würde es nie einfallen, Jemanden zu tödten, aber ſicher eben ſo wenig Jemanden, mich zu beleidigen. Gib doch nur einmal Acht, wenn ich über die Straße gehe, wie alle Leute ſich vor mir bücken und wie ſie ſo höflich ſind; warum? Jeder denkt daran, daß ich ein Advokat bin, und wie es kommen kann, daß er heut' oder morgen vor Gericht erſcheinen muß, wo es denn wieder kommen kann, daß ich entweder zu ſeinem peinlichen Ankläger, oder zu ſeinem Defenſor beſtellt werde! Wie nun? — O, wüßteſt du, mein Jaques! was ein Sachwalter Alles kann, je nachdem er Ankläger oder Defenſor iſt! — ehrfurchtsvolles Staunen würde dich erfaſſen, und liebebrünſtig würdeſt du der blinden Göttin mit der Wage und dem dräuenden Schwerte — der heh-

ren Justitia — dich in die geöffneten Arme werfen.“

Aber Jaques warf sich nicht! — im Gegentheil! er bewies dem Vater: wie das eigentliche Leben nur dem wahren Künstler in aller Herrlichkeit und Schöne aufgehen können. Er erwähnte der von der ganzen Welt geachteten und bewunderten Künstler Rafael Sanzio, Michel Angelo, Antonio Allegri und des ehrwürdigen Leonardo da Vinci, welcher Letztere in den Armen des größten Königs seiner Zeit, nämlich Franz I. von Frankreich, verschieden; und daß wohl kein Sachwalter, und wär' er der geschickteste! es je so weit bringen würde, wie jene Männer es wirklich und wahrhaftig gebracht hätten.

So sehr sich der alte René, insgeheim, über die Gegenrede seines Sohnes freute, da die Gründe, welche er für seine Sache vorbrachte, mit Geschick zusammengestellt waren, kunstreiche Schlüsse nicht fehlten und sogar einige schlagende Beweise beigebracht worden — (Alles Zeichen, daß ein großer Rechtsgelehrter in dem Jaques stecken müsse! —) dennoch war ihm der letzte Satz — eben weil er traf! — allzu stark. Mit zorniger Mine gebot er

daher seinem Sohne: Schweigen und Gehorsam! und aller Bitten und Thränen des Armen ungeachtet, blieb er dabei, daß er ihn zum Rechtsgelehrten machen wolle.

Wirklich mußte Jaques schon Tages darauf, unter des strengen Vaters Aufsicht, seine Studien beginnen. Das Bürschchen half sich, so gut es gehen wollte, war faul, nachläßig! — der Alte ärgerte sich und quälte ihn mehr und mehr! —

Aber es fruchtete nichts, als daß Vater und Sohn sich immer mehr und mehr von einander entfernten. — Eine solche Mehrheit war jedoch stets von Uebel.

„Nein!“ rief Jaques endlich ungeduldig. — „Nein! so geht's nicht länger! Ich kann nicht lassen von der holden Kunst, die mich von frühster Kindheit an zu sich zog! aber mein Alter jammert mich! Er ärgert sich zu Tode, wenn ich nicht bald ihn überzeuge, daß ich wohl etwas Besseres werden kann als ein Advokat. Drum rasch einen Entschluß gefaßt.“

„Jaques! Jaques!“ rief eine helle Mädchenstimme dicht hinter ihm. Er wandte ſich und erblickte ſeine kleine hübſche Couſine Alice.

Alice war nur um ein Jahr jünger denn Jaques, eine Waiſe und ſeines Vaters Mündel. Die Kinder waren zuſammen aufgewachſen und einander ſo gut, wie nur immer zwei junge Leutchen in ihren Jahren es ſein können; will ſagen: ſie fingen an zu merken, daß ſie einander recht von Herzen liebten.

„Meine liebe kleine Alice!“ rief Jaques, indem er tändelnd ihre Hand nahm. „Was gibt es?“

„Etwas Schönes für Dich!“ — verſetzte Alice. — „Eine Zigeunerbande hauſet im nächſten Walde, und es hat den Anſchein, als wollte ſie einige Zeit in dieſer Gegend verweilen. Margot hat mir's erzählt! ſie hat ſich ſchon wahrſagen laſſen, und denke dir: lauter Glück und Freude! Nun, du wirſt ſie wohl abſchildern, nicht, Jaques?“

— „Verſteht ſich, meine kleine Braut! — Ach! wie gut du biſt, daß du für mich herumhorchſt und mir immer Nachricht gibſt, wo ich etwas Hübſches finden kann! Was würde aus dem armen Jaques werden, wenn er dich nicht hätte!?“ —

„Ach, Schelm!“ — lachte Alice — „dann hätteſt du ein ander Liebchen.“

„Nein! nein!“ entgegnete raſch und mit einem über ſeine Jahre weit hinausgehenden Ernſt der Jüngling; dann die Kleine an ſeine Bruſt ziehend und ihr treuherzig in's Auge blickend fuhr er fort: „Ei, kennſt auch du mich ſo wenig? Nur du, Alice! nur du kannſt die Herrſchaft theilen, welche meine Kunſt über mich ausübt — nur du wirſt es, ſo lange ich lebe! keine andre Herrſchaft wird Jaques Callot je dulden! — die Zukunft ſoll dir zeigen: daß ich wahr rede.“ —

„Topp! es gilt!“ rief Alice fröhlich, indem ſie einſchlug — „und du weißt, Jaques, ich hab' dir immer Alles auf's Wort geglaubt! Nun aber luſtig, zu deinen Zigeunern!“

— „Recht, mein Mädchen!“ —

Jaques raffte ſein ſorgfältig verſtecktes Zeichengeräth zuſammen, küßte ſeine kleine Braut und ſchlüpfte unbemerkt aus dem Hauſe.

„Der gute Junge!“ — flüſterte Alice, indem ſie ihm lächelnd nachblickte.

Eben ſchritt Jaques über den Platz Carière —

als er ſich noch einmal umſchaute, erblickte er unter dem Triumphbogen einen kleinen hagern Mann, in einer etwas barocken Kleidung, welcher emſig die Bildhauerarbeit, womit der Triumphbogen geziert, nachriß. Jaques erkannte ſogleich ſeinen alten geheimen Lehrer, den berühmten Kupferſtecher Claude Henriot und eilte zurück, ihn zu begrüßen:

„Guten Morgen, Meiſter Claude!“ —

— „Sieh da! Jaques! wohinaus?“

„Nach dem Walde.“

— „Aha! weiß ſchon, Zigeunervolk! — ausgeſpürt? — brav! — gut! verſäumteſt aber geſtern wieder die Stunde, Jaques!“

„Ach, Meiſter Claude! Ihr wißt ja, mein Alter“ —

— „Freilich! weiß ſchon! iſt ein Büchernarr! will nicht haben, daß du ein braver Künſtler werden ſollſt. — Hilft nichts! läßt ſich nicht austreiben, wo es einmal im Blute ſteckt! — Wirſt ein Maler! Sei nur hübſch fleißig im Radiren, wie?“

„Gewiß, Meiſter Claude!“ —

— „Weiß ſchon! biſt ein braver Kerl! Nichts Neues? Hm! zeig' her! — Ei ſieh! brav! — recht

brav! O, ein Jahr in Italien, und du wäreſt fix und fertig — antworte nicht! weiß ſchon! dein Alter — kein Geld — Einſperren! Nun Adieu! beſuche deine Zigeuner!" Damit nickte das Männlein ihm gravitätiſch lächelnd zu und ſchritt fürbaß.

Jaques hatte bald das Stadtthor im Rücken. Er ſchlenderte eine kurze Strecke an dem reizenden Ufer der Meurthe hin, bis er dem Eingange des Waldes gegenüber war, wo die Zigeuner hauſen ſollten.

Fremdartige Weiſen und Guitarrenklänge ſchallten ihm daraus entgegen. Seine Schritte verdoppelnd, bog er ab und ſtand nach wenigen Minuten in der Mitte des fantaſtiſchen Völkchens. Es währte einige Zeit, bis die Zigeuner ihn bemerkten, ſo daß er ſich ungeſtört an den maleriſchen Gruppen, welche ſie bildeten, ergötzen konnte.

Endlich ward ein Weib ſeiner anſichtig, ſo alt und garſtig, daß ſie für die Urälter-Mutter der ganze Horde hätte gelten können: „Hoho!" rief ſie ihm entgegen, „hoho! blankes Söhnlein! wo kommſt du her? — was ſchaffſt du?" —

— „Deine Fratze!" lachte Jaques, näher tretend,

zog schnell ein Pergamentblättchen aus seiner Mappe und begann, in kecken, dreisten Zügen die wunderliche Gestalt der Alten zu zeichnen. Ein baumlanger, wildschöner Kerl war neben ihn getreten und schrie laut auf vor Verwunderung, als er, in dem kaum halb vollendeten Bildchen schon das sprechend ähnliche Conterfei der Alten erkannte.

Die ganze Bande umringte den jungen Meister, pries seine Geschicklichkeit, und die jungen Weiber und Mädchen drängten sich im dichten Kreis um ihn, ihn auffordernd, sie ebenfalls zu zeichnen.

Gern erfüllte Jaques ihren Wunsch, und während er zeichnete, lachte und schwatzte er — ließ sich ihre Lieder singen und Mährchen erzählen. Als er die Weiber und Mädchen alle gezeichnet hatte, nahm er die Männer vor, so daß er, eh' noch die Sonne sank, die meisten Schelmenphysiognomien der ehrenwerthen Gesellschaft entworfen.

„Jetzt muß ich heim!" rief er endlich, das zuletzt gefertigte Bild der jungen und wirklich schönen Zigeunerhauptmännin in seine Mappe werfend, — „doch morgen kehr' ich wieder und mal' Euch, wenn Ihr's wollt, wie Ihr tanzt."

— „Kehre wieder!“ riefen Alle, und das junge Weib, ſchelmiſch lächelnd, nahte ſich ihm und ſprach: „Weil du mich ſo hübſch gezeichnet haſt, will ich dir auch ſelber wahrſagen, gib her dein Händchen! Ei! da ſteht viel Glück drin! du wirſt ein berühmter und geehrter Herr werden.“

„Doch ein Maler?“ fragte Jaques.

— „Verſteht ſich! — du wirſt viel Gut und Geld gewinnen!“ —

„Da wird ſich mein Alter freuen!“ —

— „Die Weiber werden dich lieben!“

„So?“ —

— „Gewiß! — ja, wahrhaftig: Eine liebt dich ſchon!“ —

Jaques erröthete, denn er dachte an ſeine Alice. Haſtig ſeine Hand der Zigeunerin entziehend, ſprach er: „Es iſt ſchon genug, ſchöne Hexe! ich brauche vorerſt nicht mehr zu wiſſen und muß heim. Lebt wohl!“ — Somit warf er das bei ſich tragende, wenige Silbergeld einer hübſchen Zigeunerdirne in den Schooß und ſprang davon. — Jubel und Geſang tönte hinter ihm drein. —

Als Jaques wieder im väterlichen Hauſe anlangte, empfing ihn Herr René tobend und ſcheltend. Alice aber ſaß in einer Ecke des Zimmers und machte das verdrießlichſte Geſichtchen von der Welt, denn vor ihr ſtand Monſieur Martin und betheuerte beim Himmel und der ewigen Gerechtigkeit: wie er nur aus purer chriſtlicher Nächſtenliebe für die unerfahrene Jugend der Mademoiſelle Alice dem alten Herrn Callot ihr Geſpräch mit dem jungen Musjö Jaques heut' früh verrathen habe.

Monſieur Martin war Schreiber und Factotum des alten Herrn René; wie er ſelbſt ſagte: ein Mann in ſeinen beſten Jahren, dabei aber (was er nicht ſelbſt zu ſagen pflegte) etwas klein und mißrathen von Perſon, beſonders glichen ſeine Beine zween Türkenſäbeln. Er hatte aber ſehr feurige, röthliche Augen, welche er gern alle beide gradezu auf die hübſche Alice gerichtet hätte, wäre ſolches nur möglich geweſen, von wegen des garſtigen Schielens, das er in früher Jugend ſich angewöhnt und nun ſich nicht wieder abgewöhnen konnte.

„Und das ſag' ich dir, Burſche!" ſchloß Herr René Callot ſeine Strafpredigt an ſeinen Sohn;

„läufſt du noch einmal hinaus zu dem gottloſen, diebiſchen, heidniſchen Zigeunergeſindel (als welches von Rechts wegen mit Feuer und Schwert und Rad und Galgen von der Erde vertilgt werden ſollte, da es weder Geſetz noch Obrigkeit anerkennt), ſiehſt du — ſo jag' ich dich ohne Gnade und Barmherzigkeit aus dem Hauſe, verſtoße, verbanne und enterbe dich und deine etwaigen Nachkommen auf ewige Zeiten! — Wonach ſich zu achten! — Was mir Monſieur Martin von deinem Liebeshandel mit der Couſine Alice, die da im Winkel ſitzt und Geſichter ſchneidet, ſagte, ſo halte ich das, als vernünftiger Mann, allerdings nur für eine dumme Kinderei, da mir ſehr wohl bekannt iſt, daß ihr Beide noch nicht das geſetzmäßige Alter, welches zu einer Mariage erforderlich, erreicht habt, befehle dir aber deſſenungeachtet, kraft meiner väterlichen Gewalt, von Rechts wegen: daß du hinfüro ſolches höchſt kindiſches und unnützliches Liebeln mit der Alice quaestionis ſein läſſeſt! Wonach ſich zu achten! und ſomit: marſch, an die Arbeit.“

Jaques, der ſeinen Alten kannte, ſchlich, ohne ein Wort zu erwidern, aus dem Zimmer, nur einen verſtohlenen Blick auf Alice werfend, welche ihm noch

nie ſo hübſch vorgekommen, als eben jetzt, wo der Vater ihm verboten, ſie hübſch zu finden.

Herr René Callot verließ ebenfalls das Gemach, aber ganz im Gegenſatz zu ſeinem Sohne, das junge Mädchen keines Blickes würdigend, wie er denn überhaupt dem ſchönen Geſchlechte nur eben ſo viel Recht einräumte, als der Kaiſer Juſtinian ausdrücklich für gut befunden hatte zu bemerken.

Monſieur Martin war ſonach mit der kleinen, grauſamen Alice allein, und bemühte ſich, wiewohl vergeblich — ſie von ſeiner Unſchuld wie von ſeiner wahrhaft chriſtlichen Liebe zu überzeugen. Er verſchwendete die zierlichſten Redensarten! nannte ſie „ſeine charmante Mademoiſelle“ — Alice blieb verſtockt und — ſchmollte.

Da ſtürzte er endlich, als er Herrn René weit genug entfernt wußte, rückſichtslos vor ihr auf die Kniee, und kläglich ſich gebehrdend, räumte er ſein Vergehen ein, gelobte alle mögliche Beſſerung und flehte ſchließlich nur wehmüthig — indem er ihre kleine Hand ergriff und verliebte Schmätzchen darauf drückte — um Pardon!

Alice ſprang auf, riß ſich los, gab ihm mit

Blitzesschnelle rechts und links einige derbe Ohrfeigen und schlüpfte aus dem Zimmer.

Monsieur Martin wußte nicht, wie ihm geschah, als endlich seine Ohren aufhörten zu klingen, schielte er voll Erstaunen seiner Angebeteten nach und seufzte lamentabel: „O! Alice! kleiner, grausamer, englischer Satan.“ —

Trotz des strengen Verbots des Herrn René und der nie fehlenden Schlußformel: „Wonach sich zu achten!“ schlich doch Jaques, kaum daß die Abenddämmerung hereingebrochen, von seinem Stübchen herab, auf die dunkle Flur, hinter die Hausthür sich bergend und sein Liebchen erwartend. Er hatte ihr zwar nicht gesagt, daß sie kommen sollte, und sie hatte ihm auch kein Zeichen gegeben, daß sie kommen wolle, aber daß sie kommen würde, das wußt' er.

Und warum auch nicht? In allen Ländern der Welt, so lange es Hausthüren gab und giebt, werden sie die Kos- und Schmollwinkelchen für verliebte Leute bilden. — Man ist dort am sichersten vor Ueberraschung, wär' es eine erwünschte oder unerwünschte! und muß ja der desderate Entschluß des

Davonlaufens oder einer Entführung gefaßt und verwirklicht werden, so ist der kürzeste und natürlichste Weg: zur Hausthür hinaus.

Jaques hatte nicht allzulange geharrt, da schlich Alice richtig herbei; zwar zitternd und ängstlich lauschend, aber doch auch muthig und fest entschlossen, Alles für den Geliebten zu wagen.

Bewegter, denn je vorher, ergriff Jaques ihre Hand, zog sie an seine Brust und flüsterte: „Nicht wahr, Alice! Du liebst mich?“

„Ach, geh' doch, mit deiner einfältigen Frage!“ versetzte fast ärgerlich Alice. „Wenn ich dich nicht liebte, hätt' ich mir schon längst einen Andern genommen.“

Jaques mußte lächeln über das naive Geständniß des Mädchens; dann aber, wieder ernst werdend, fuhr er fort:

„Nun wohl! ich glaube an deine Liebe! glaube du auch immer fest an die meine:

„Allzeit beständig,
Nimmer abwendig,
Treu will ich seyn *)!“

*) Altes Volkslied.

Und darum erſchrick nicht und gräme dich nicht über das, was ich dir nun ſage: — Ich muß dich verlaſſen, Alice! — vielleicht auf mehrere Jahre! und zwar ſchon morgen mit Tagesanbruch.“

„Jaques!“ rief Alice, faſt laut aufſchreiend, und riß ſich heftig von ihm los; aber gleich darauf ihn wieder umſchlingend, rief ſie bebend: „Iſt's wahr, Jaques? fort wollteſt du von hier? — von mir? Nein! es iſt nicht dein Ernſt! du kannſt es nicht! — Wie ſollt' ich's überleben?“ — Sie lehnte ihr Haupt an ſeine Bruſt und blickte mit Augen voll Thränen zu ihm empor.

„Bitte! höre mich!“ — flehte Jaques tief ergriffen von des Mädchens Schmerz; „nie, Alice, werden wir vereinigt, nie werde ich mit meinem Vater ausgeſöhnt, nie erreiche ich das Ziel der Kunſt, wonach ich ringe; wenn ich wankend werde in meinem Entſchluß. — Wohl iſt es traurig, daß ich fern von der Heimath mein Glück gründen ſoll — aber ich bin nicht Schuld daran und ich fühl's: — „es wird — es muß mir gelingen. Das Andenken an dich, mein ſüßes Leben! an das Glück unſerer Vereinigung, wird mir Kraft verleihn und Muth, daß ich ſchneller und

kühner, wie Andere, mich erhebe — jeder falschen Lockung widerstehend. — Raube mir nur die Fassung nicht beim Scheiden durch deine Klagen.“

„Ach! ich vertraue dir ja!“ entgegnete Alice; „ich zweifle nicht an deiner Treue und deiner Bestimmung für die Kunst! Aber wer bürgt mir dafür, daß auch das Glück dir hold? — daß nicht Krankheit — Tod“ — — die Stimme brach ihr — sie konnte vor Weinen nicht weiter reden.

Jaques aber, um sie zu ermuthigen, verspottete ihre Angst und schloß lachend: „Ohne Furcht, Alice! auch das Glück ist mir hold, die Frau des Zigeunerhauptmanns hat mir's prophezeiht.“

Alice wiegte zweifelnd das Köpfchen und meinte: „Den Verheißungen der Zigeuner sey nicht sonderlich viel zu trauen.“ Doch, indem sie dieses aussprach, zog auch schon der holde Glaube an die Erfüllung der glücklichen Prophezeihung siegend in ihr Herz, und da Jaques nicht nachließ, mit haltbaren und unhaltbaren Gründen ihr zuzureden, so ergab sie sich endlich in die unabänderliche Nothwendigkeit, ihren Jaques auf lange Zeit zu missen; denn auf den Einfall, mit ihm davon zu laufen, gerieth

ſie als ein ſittiges und verſtändiges Kind gar nicht — heutzutage dürfte das eher bei einer jungen Schönen der Fall ſeyn.

Nachdem die beiden Leutchen Alles reiflich mit einander erwogen und noch manches Wort gewechſelt, das nicht mit zur Sache gehörte, trennten ſie ſich endlich. Alice ging, um alles Nöthige für ihren Jaques zuſammen zu ſuchen. — Jaques ging zu ſeinem Vater, ihm gute Nacht zu ſagen und wo möglich noch einen Verſuch zu wagen, ihn zu rühren. — Doch der alte Herr empfing ihn ſo ſtreng und grämlich, daß dem armen Jungen ſogleich der Muth ſchwand.

„Geh zur Ruh, damit du morgen früh beim Studiren biſt.“ Das war Alles, was Jaques von ſeinem Vater zu hören bekam, als er — wärmer und herzlicher denn ſonſt, ſeine Hand küßte. — — Betrübt verließ er das Gemach. — Aber ſeine Betrübniß wandelte ſich in Grimm, als er, über den Corridor ſchreitend, den Monſieur Martin gewahrte, der — wie eine Katze, auf den Zehen ſchleichend, umherſpürte. — Seiner nicht mehr mächtig, ſprang Jaques auf ihn los, packte den Erſchrockenen bei der

Kehle, drückte ihn gegen die Wand und raunte ihm mit halber Stimme zu: „Du alter ſchielender, rothköpfiger, krummbeiniger, ſpitzbübiſcher Schleicher! — Erdroſſeln möcht' ich dich! — St! keinen Laut! oder ich erdroßle dich wirklich! — Höre jetzt, was ich dir ſage: du, Galgenſtrick! biſt ſchuld, daß ich meinem Alten davonlaufen muß, wie ein ungerathener Taugenichts! — du haſt ihn wider mich aufgehetzt, und ich weiß es, warum! Das blühende, liebe Himmelskind, Alice, möchteſt du für dich gewinnen, du alter Pavian! Aber ich ſchwöre dir, ſo du es wagſt, ihr wieder zu nahen mit verrückten Worten oder verliebten Blicken, ich erfahr's! und ſchinden will ich dich lebendig, wie den heiligen Bartholomäus! — darauf mein Wort — du kennſt mich. Und nun folgſt du mir, ohne Widerrede, wenn dir dein Leben lieb iſt! ich werde dich dieſe Nacht in den Keller ſperren, damit du mich nicht vor der Zeit verräthſt; du kannſt über das, was ich dir ſagte, nachdenken — Allons! — Marſch!"

Er ſchleppte den Zitternden mit ſich, die Treppe hinab in den Keller, welchen er hinter ihm abſchloß und den Schlüſſel ſeiner Alice übergab, mit der Wei-

ſung: den Gefangenen morgen früh in Freiheit zu ſetzen.

Noch vor Tagesbruch fand das junge Pärchen ſich wieder zuſammen; Alice mit verweinten Augen — und auch die Augen des guten Jaques konnten's nicht läugnen: Thränen vergoſſen zu haben. — Scheiden und Meiden thut immer weh! doppelt weh aber thut's einem ſo jungen Liebespärchen, in deſſen Herzen das Feuer der erſten, reinſten Liebe brennt.

Neue Thränen begleiteten die letzten Abſchiedsworte! — ein langer, heißer Kuß beſiegelte den Schwur ewiger Liebe und Treue — dann riß Jaques ſich los, drängte ſein Liebchen zurück und verließ das väterliche Haus, raſch davon rennend und nicht ein einziges Mal ſich umblickend, bis er die Stadt hinter ſich hatte; da ſank er zu Boden, barg das glühende Geſicht im feuchten Graſe und ſchluchzte laut.

Alice hatte dem Scheidenden nachgeſehen, ſo lange die Morgendämmerung und ihre verweinten Augen es geſtatteten, dann kehrte ſie ſtill in ihr Kämmerchen zurück und — entſchlief ſanft; denn das gute

Kind hatte die ganze Nacht für ihren Jaques gearbeitet.

Als sie wieder erwachte, war es schon hoch am Tage, — erschrocken dachte sie an ihren Gefangenen und eilte hinab, ihn zu befreien.

Blaß, zitternd, halb todt vor ausgestandener Angst, stieg Monsieur Martin aus dem Keller und fragte mit wehmüthiger Freundlichkeit: „wie sich denn der liebe Monsieur Jaques befänden?“ Alice eilte, ohne ihm zu antworten, wieder auf ihr Stübchen, wo sie so lange blieb, bis Herrn Renés zornige Stimme sie herabcitirte.

Jaques hatte sich endlich so weit gefaßt, daß er seinen Weg fortsetzen konnte, er erhob sich und schritt dem Walde zu.

Am Eingange des Waldes traf er die schöne Zigeunerin, welche Kräuter zu suchen schien.

„Ei, schon so früh? kleiner Schelm?“ rief sie, ihn erblickend, ihm entgegen. — „So früh schon kommst du wieder zu uns? was führt dich her?“

„Liebe zu Euch!“ versetzte der Schelm doppel-

ſinnig — (das junge Weib bezog es einfach auf ſich!) „Ich will mit Euch wandern.“

„Du? — mit uns?“ fragte die Zigeunerin.

„Nicht anders, ſchöne Hexe! ich bin meinem Alten davon gelaufen.“

„Hoho! ſo ein wildes Früchtchen biſt du? — Das hätt' ich aus deinen treuherzigen, reinen Augen nicht herausgeleſen.“

„Sieh! — eine Zigeunerin! und verſteht die Augenſprache nicht. Doch — vielleicht reden meine Augen wahr, und ich bin wirklich kein ſo wildes Früchtchen! Wie nun, wenn eben meine reinſte, heiligſte Neigung von meinem Vater mißbilligt wurde? — wie, wenn er verlangte: ich ſollte den göttlichen Funken ertödten, der mir im Herzen glüht?“

„Bürſchchen! du redeſt mir zu hoch.“

„Dann lügt dein Auge!“

„Haha! woher weißt du, was ein Weiberherz erfüllt?“

„Darauf kann ich dir nicht antworten — aber du haſt recht! O, ich weiß, was du meinſt! eine Warnung ſollt' es ſeyn, daß du mich nicht verſtehen wollteſt; eine Warnung: „Eurer wilden Horde

mich nicht zu zeigen, wie ich wirklich bin.“ — Nun wohl, es gilt! — führe mich zu deinem Mann, daß er mich aufnimmt unter ſeine Bande — ich will Euch Allen nichts ſeyn, als der luſtige Jaques.“

Die Zigeunerin betrachtete den jungen Menſchen eine Zeitlang ſchweigend, mit theilnehmenden Blicken. — „Jaques!“ ſprach ſie endlich mit milder Stimme — „Jaques! — Nun, komm' nur mit mir! es ſoll dir ſchon bei uns gefallen, wir Zigeuner ſind gar nicht ſo ſchlimm.“

Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in das Zelt des Hauptmanns.

Der Hauptmann empfing den jungen Burſchen nicht ſo freundlich, als ſein junges Weib ihn empfangen hatte, doch da eben Cynthia — ſo hieß die Schöne — eifrig für den luſtigen Jaques redete, und die andern Weiber der Bande ihr beiſtimmten, ſo machte er keine großen Schwierigkeiten. — Den übrigen Männern mußt' es auch genehm ſeyn, denn was einen gewiſſen Punkt betrifft, ſo geht es bei dem Zigeunervolke her, wie allerwärts auf Erden: „Die Weiber behalten immer Recht.“

Jaques wurde alſo förmlich in die Bande auf-

und angenommen, und war bald Allen unter dem Namen: „der kleine Jaques" bekannt — und Alle gewannen ihn lieb. — Nur wenige Tage noch verweilte die Bande in der Gegend von Nancy, ſo wie in Lothringen überhaupt; dann brach ſie auf, dem ſchönen Welſchlande zu.

„Italia!" — Wie klopfte das Herz des Jünglings, als ſein Fuß zuerſt den Boden des gelobten Landes der Kunſt betrat! Wenn aber das erſte und oft einzige Ziel der meiſten Künſtler die gewaltige Roma iſt, der ſie zuſtreben ohne Aufenthalt, ſo geſchah es, was den jungen Callot betraf, ganz anders! — wohl anders, als er im Anfang ſelbſt es gewollt und gedacht hatte! — Monde — Jahre vergingen, ehe ſein Auge die Hauptſtadt der Welt erblickte.

In den kleinen Städten und Flecken des Landes, wo faſt jeder Tag das Feſt irgend eines Heiligen bringt und ein Jahrmarkt ſo lange währt, bis ein neuer wieder beginnt; hier war es, wo die Bande ihren meiſten Verdienſt fand, und Jaques Callot jene wunderlich-launiſch-kecke Manier, welche aus ſeinen Bildern und radirten Blättern ſo befremdlich und doch ſtets heiter oft herzig uns entgegenblitzt. —

Das italieniſche Volksleben trägt durchgehends dieſen Charakter! ſelbſt dem Schreckbaren, welches die ungemeſſene Heftigkeit der Italiener nur zu oft herbeiführt, — ſelbſt dieſem fehlt eine Beimiſchung des Drolligen nicht! — Es iſt, als tanze auf jeder Naſenſpitze, von der Eminenz und dem Marcheſe an, bis herab zur ſchelmiſchen Minente und dem zerlumpten Lazzaroni, die kleine neckiſche Fee Mab den Saltarello oder gar die ausgelaſſene Tarantella, und Jeder müſſe — wohl oder übel! ihr ihre tollen Sprünge nachthun.

Den luſtigen, feurigen Lothringer konnte ſolch ein Treiben nur anſprechen! — was Wunder, daß er ſchnell die eigenthümliche, phantaſtiſche Seite deſſelben auffaßte und ſie darſtellte mit üppiger, friſcher Laune? und zwar wie kein Anderer vor noch nach ihm.

Nimmt man Callot's tolle Heiligengeſchichten aus, und namentlich die Verſuchung des St. Antonius — welches letztere Blatt freilich Alles umfaßt, was die ausſchweifendſte Phantaſie nur erſinnen mochte, ſo verdient Callot den Namen eines Fratzenmalers, durchaus nicht in jener Bedeutung, als worin manche einſeitige Kunſtkenner ihn nehmen möchten, um ohne

Weiteres den Meiſter — abzufertigen. Eben in ſeinen beſten Blättern: ſeinen Spielern, Muſikanten, Masken, Bettlern — ſtellte Callot treu die Natur dar, wie er ſie eben vor Augen hatte. Was uns beim Anſchauen ſeiner wunderlichen Geſtalten ſo ſehr frappirt, iſt die geiſtige Treue, womit er das Original wiedergab — Callot war mehr als bloßer Coſtümmaler! — das Coſtüm iſt das ſeiner Zeit. Aber daß er, trotz dieſem ſtets wiederkehrenden Coſtüm, jede Geſtalt ſcharf ausprägte, ſo daß es unmöglich iſt, ihr einen andern Charakter beizulegen, als den, welchen der Meiſter wollte, daß ſie darſtelle — dies iſt es, wodurch Callot ſo groß erſcheint, und um ſo mehr wohl zu bewundern, als die Meiſten ſeiner Geſtalten wirklich ſchön zu nennen, wie denn richtige feine Zeichnung ihm ſelbſt an jenen zugeſtanden wird, die ſonſt ein Recht zu haben glauben, ihn mit vornehmer Geringſchätzung zu betrachten.

Wie lange Jaques unter den Zigeunern lebte, iſt nicht mit Beſtimmtheit anzugeben. Allzulange dürft' es wohl nicht geweſen ſein, denn der Zigeunerhauptmann wurde alle Tage bösartiger und grämlicher,

und zwar aus Eiferſucht, weil ſein hübſches, junges Weib den hübſchen, jungen und dabei ſtets luſtigen Jaques immer lieber gewann, ſo daß ſie endlich ihre heftige Neigung nicht mehr verbergen konnte. Wie die Sage geht, gerieth Jaques dieſerhalb in Gefahr, von dem ergrimmten Ehetyrannen ermordet zu werden, ſo ein ſeltnes Ding die Eiferſucht ſonſt wohl unter den Zigeunern iſt. An einem ſchönen Morgen entwich Jaques daher von der Bande und nahm ſeinen Weg ohne Aufenthalt nach Rom.

„Was nun?“ fragte er ſich, in Rom angelangt, — fremd, der Landesſprache wenig kundig, ohne Geld, und ſo viel ſich abſehen ließ, in der Hauptſtadt der Kunſt ohne genügende Mittel, ſogleich etwas zu erwerben. — Er ſann hin und her, was er beginnen ſollte — Nichts fand ſich, das Stand hielt. —

Da entſann er ſich plötzlich, daß Meiſter Claude ihm oft von einem guten Maler, Namens Giulio Parigi, der in Rom leben ſollte, erzählt habe. Er durfte nicht lange fragen, um die Wohnung des Meiſters aufzufinden, da derſelbe Mitglied der Akademie San Luca war. Wohlgemuth begab er ſich hin und ſtellte ſich ihm als ſeinen Schüler vor.

Meiſter Giulio war allerdings nicht wenig verwundert über den neuen Schüler, der ihm ſo plötzlich, wie vom Himmel, in's Haus fiel, und hatte im erſten Augenblick nicht übel Luſt, die ihm zugedachte Ehre aus allen Kräften abzulehnen. Aber in dem ganzen Weſen des jungen Callot war ein Etwas, das ihm ſchnell Aller Herzen gewann, und als der Meiſter vollends ſeine Zeichnungen geſehen, und Jaques ſich auf den Meiſter Claude berief, meinte er lächelnd: er wolle einmal den Verſuch wagen, wie Jaques ſich anſchicke; übrigens lebe hier noch ein braver Kupferſtecher, Philipp Thomaſin, ein Franzoſ' und mithin ein Nachbar Jaques, zu dieſem möge er ebenfalls gehen und ihn um Unterricht bitten.

Jaques that das und hatte auf dieſe Weiſe, eh' er ſich's verſah, zwei berühmte Lehrherren und ſpäter fand er noch in Cantu-Gallini den Dritten.

Mit Luſt und eifrigem Fleiß ſtudierte er von nun an Alles, was er bedurfte, um ein wackerer Meiſter ſeiner Kunſt zu werden. Der Erfolg krönte ſeine Anſtrengungen. — Bald verbreitete ſich trotz Neid und Anfeindung ſein Ruf dergeſtalt, daß ſelbſt Cosmus II. von Florenz ihn an ſeinen Hof berief und

der Herzog von Lothringen bei ihm große Bestellungen machte. — — „Alice!“ —

Während aber Jaques voll freudiger Hoffnung und mit frischem Muthe fortschritt auf der Bahn, an deren Ziel das schönste Glück seiner harrte, war im väterlichen Hause zu Nancy Jammer und Wehklagen. Alice saß weinend in ihrem Stübchen. Beata, die alte Ausgeberin schrie und heulte laut, und Monsieur Martin raufte sich die Haare, indem er bald schrecklich fluchte, bald demüthig betete; denn soeben war Herr René Callot, der berühmte Rechtsgelehrte, von Rechts wegen in das Criminalgefängniß abgeführt, und nichts Geringeres schien ihn — der Meinung aller Sachverständigen nach — zu erwarten, als der Scheiterhaufen.

„O, du unglückbringender Heiliger!“ — jammerte Monsieur Martin, die Hände ringend. — „Vermaledeiter St. Ruffin! Sind das deine Wunder und Zeichen, daß du gleich von vorn herein den geschicktesten und gründlichsten Advokaten, wie einen schnöden Ketzer, verbrennen lässest, und zwar einzig und allein, weil er seine Pflicht erfüllte und selbst den höllischen Satan ex officio verdefendirte?“ —

„Haltet Euer gottloſes Maul!“ fiel ihm erboſ't die alte Ausgeberin in's Wort. — „Ihr verdientet ſelber in Pech und Schwefel zu brennen! wer anders als Ihr war es, der den Herrn in ſeiner abſcheulichen Halsſtarrigkeit beſtärkte, und mit verdammten Advokatenkenntniſſen unterſtützte, um dem Gottſeibeiuns einen Heiligen in den Rachen zu liefern?“

„Was verſteht Ihr davon, Ihr böſe Siebenmal-Sieben?!“ replicirte zornig Monſieur Martin. „Schweigt Ihr, bis man Euch von Rechts wegen geſtattet, Euer zahnloſes Mundwerk klappern zu laſſen! Geht, geht! ſetzt Euch auf einen Beſenſtiel und fahrt zum Schornſtein hinaus auf den Hexenſabath — Ihr alter Drache, Ihr!“

Das war der guten Beata zuviel! Wuthſchäumend ergriff ſie einen eiſernen Kochtopf, ſtülpte ihn dem Monſieur Martin, ehe ſich's derſelbe verſah, über's Haupt, nahm dann eine Feuerſchaufel zur Hand und begann, unter einem Strom der auserleſenſten Schimpfworte, den Armen auf die ärgſte Weiſe zu bearbeiten.

Monſieur Martin erhob ein furchtbares Gebrüll und ſuchte aus allen Kräften ſich von ſeiner eiſernen

Maske zu befreien — allein vergebens war sein Mühen! er stürzte zu Boden, und nun drosch Frau Beata so lange unverdrossen auf ihn los, bis sich kein ungebläutes Fleckchen mehr an seiner kleinen Person befand; dann ließ sie ihn liegen, auf's neue ihre unterbrochene Klage um den Hausherrn anhebend.

Die Veranlassung zu dieser tragischen Begebenheit war aber folgende:

Es begab sich nämlich im Jahre des Heils **1614**, daß die Bürger der guten Stadt Nancy auf den Gedanken geriethen, einen neuen Heiligen zu machen. Ein gewisser Ritter Ruffin, der vor mehreren hundert Jahren lange Zeit als ein arger Raufbold, Wegelagerer und Jungfernräuber die Bürger von Nancy arg turbirt, in späteren Jahren sich aber bekehrt und einen frommen Wandel geführt haben sollte — dieser Ruffin, sag' ich, schien ihnen sehr passend, den neuen Heiligen abzugeben.

Die Bürger von Nancy trugen ihren Wunsch ihren geistlichen Hirten vor; diese schüttelten zwar etwas weniges die Köpfe, schrieben aber doch nach Rom an den heiligen Vater, in Sachen des Ritters Ruffin. — Der heilige Vater, der von dem Ritter zum ersten Mal hörte und den Bürgern von Nancy

wohlwollte, war gar nicht abgeneigt, ihnen eine unschuldige Freude zu machen, und verlangte nur, wie billig, die den Heiligen-Candidaten betreffenden Akten zur Einsicht, worin denn auch die Bürger der guten Stadt Nancy sogleich willigten, und ohne Weiteres den Prozeß eröffneten.

Es ist hier für nicht-katholische Leser zu bemerken, daß, so oft eine neue Canonisation statt finden soll, zuvor immer über den neuen Heiligen in spe, eine Art Todten- oder vielmehr Himmel- und Höllengericht abgehalten wird; wobei es in der Regel folgendermaßen zugeht:

Es versammeln sich die geistlichen und weltlichen Richter an einem geeigneten Ort, welcher Raum genug beut, außer den Richtern noch eine Menge Zuhörer zu fassen.

Ein Herold erscheint, verkündet den Namen des Heiligen-Candidaten, und daß der heilige Vater kraft seiner Gewalt, zu lösen und zu binden, ihn heilig sprechen wolle.

Nun aber tritt der Advokat des Teufels auf und thut Einspruch, indem er zugleich den neuen Heiligen als der Hölle angehörig reclamirt. — Ein Advokat des Himmels bestreitet das mit Gründen,

allein der Advokat des Teufels will sich so leicht nicht geben. Reden pro und contra werden gehalten; mit allen Waffen der Dogmatik, der Sophisterei, der Philosophie und des peinlichen Rechts wird gestritten.

Endlich muß doch der Teufel — wenn auch nicht zu Kreuze kriechen, doch unverrichteter Sache wieder abziehen. Der Himmel triumphirt, und der Candidat wird canonisirt.~

Solchergestalt sollte nun auch mit dem Ritter Ruffin von Nancy verfahren werden, und keiner Christenseele in der guten Stadt fiel es ein, daß es ihm damit fehlen könne. Um die Sache recht feierlich zu machen, wurden für den Prozeß die beiden berühmtesten Advokaten von Nancy erwählt, und diese waren keine Anderen, als: für den Himmel: Herr Etine Landray, und für den Teufel der noble Lorrain, Herr René Callot.

Es ist wohl kaum nöthig zu sagen, daß die beiden berühmtesten Advokaten von Nancy nicht eben die besten Freunde waren — das ist nun einmal so in der Ordnung unter großen Männern und hat im Grunde so viel nicht zu sagen. Unglücklicherweise vergaß aber Herr René Callot, daß es mit dem quaestionis-Prozeß keineswegs, wie man zu sagen

pflegt, gebrannter Ernſt werden durfte, und daß der ehrliche Ruffin, er mochte nun zehntauſendmal Unrecht haben, doch von Rechts wegen Recht behalten mußte.

Die traurigen Folgen dieſer Vergeßlichkeit zeigten ſich bald! — Herr René Callot führte die Sache ſeines hölliſchen Clienten ſo wacker, brachte ſo viele Beweiſe von dem unheiligen Lebenswandel des Ritters Ruffin bei, widerlegte die Lobreden ſeines Gegners ſo gründlich und appellirte ſchließlich ſo gewaltig an das Gewiſſen der Richter, daß Ehren-Ruffin endlich in Gefahr gerieth, ſtatt ſelig geſprochen, verdammt zu werden, und ſein in die Enge getriebener Defenſor ſich nicht anders zu helfen wußte, als indem er ſich auf die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters berief und den Advokaten des Teufels für einen Erz-Ketzer erklärte.

Damit war denn freilich der Prozeß zu Gunſten des Ritters Ruffin entſchieden! Herr René Callot aber wurde, als er auf Tod und Leben wider die Gültigkeit dieſes Urtheils proteſtirte und dabei ſich gar ungebehrdig anſtellte, wirklich und wahrhaftig als verſtockter Ketzer — eingeſteckt; mehr wohl um

ihn zur Beſinnung kommen zu laſſen, als um ihm wirklich den Prozeß zu machen.

So, geliebter Leſer! ſtanden die Sachen, als die merkwürdige Schlacht zwiſchen dem Monſieur Martin und der tugendſamen Ausgeberin Frau Beata ſtatt fand.

Noch immer ſaß Alice weinend in ihrem Stübchen und wußte vor Angſt weder aus noch ein.

Da wurde leiſe — leiſe an die Thür gepocht, und als ſie in ihrer Betrübniß deſſen nicht achtete, öffnete ſich die Thür und herein trat ein feiner junger Mann, köſtlich in ſchwarzen geriſſenen Sammet gekleidet, eine ſchwere güldene Gnadenkette um den Hals und auf dem gleichfalls ſchwarzſammtnen Hütchen eine keckwehende lange weiße Feder.

Alice ſchaute auf — ſchaute in ſeine Augen und mit dem Jubelruf: „Jaques! mein Jaques!“ — lag ſie an der Bruſt des jungen Mannes. — Der herzte und küßte ſie und nannte ſie mit ſüßen Namen und konnte nicht aufhören, ſich zu verwundern, wie groß und ſchön ſeine kleine Alice geworden. — Alice aber vergaß in ihrer Freude alles Leid! — ſie konnte nichts Anderes denken, als daß ſie ihren Jaques —

ihren lieben treuen Jaques! wieder habe. — Doch als die erſten ſeligen Momente des Wiederſehens genoſſen und nun Frau Beata und Monſieur Martin hinzukamen, gräßlicher denn je ihre Lamento-Weiſe anhebend, da fiel auch der guten Alice alles Vergeſſene wieder ſchwer auf's Herz, und ſchluchzend erzählte ſie ihrem Jaques oft unterbrochen von einem lauten Jammergeſchrei Beatens oder Martins, was ſich mit Herrn René Callot begeben.

Aber, ſtatt, wie Alle gehofft, mit einzuſtimmen in den troſtloſen Jammer, brach Jaques, als ſie geendet hatte, in ein lautes Lachen aus und rief einmal über das andere: „Köſtlich, herrlich.“

„Ach, du grundgütiger Gott!“ kreiſchte Beata händeringend — „der arme junge Herr! der japaniſche Schreck hat ihm den Verſtand geraubt!“ Jaques verſicherte aber, immerfortlachend: daß er mit nichten den Verſtand verloren habe, und daß, eh' eine Stunde verfloſſen, Herr René Callot wohlbehalten wiederkehren ſolle, nur mache er ſich's zur Bedingung, daß Niemand dem alten Herrn von der Ankunft ſeines Sohnes ein Wörtchen ſage.

Alle verſprachen das mit Freuden und Jaques, nachdem er noch einen herzlichen Kuß von ſeiner

Alice halb geſtohlen, halb geſchenkt erhalten, ſprang davon, geradeswegs nach dem herzoglichen Palaſt.

Den Herzog, als er den Bericht ſeines Lieblings vernommen, ergötzte ebenfalls höchlich das Abenteuer des alten Herrn, doch ſandte er ſogleich den Befehl: Herrn René Callot augenblicklich wieder auf freien Fuß zu ſetzen. Erſchrocken gehorchten Rath und Bürgerſchaft, denn der Herzog war ein ſtrenger Herr und erkannte durchaus keinen andern Willen, als den ſeinigen an. Scheltend, wie ein Rohrſperling, verließ Herr René Callot ſein Gefängniß, langte eben ſo in ſeiner Behauſung an und ſchwur hoch und theuer, von Stund an alles Prozeſſiren für ewige Zeiten ſein zu laſſen, denn alle göttliche und menſchliche Gerechtigkeit gälte nichts mehr in dieſer verderbten Welt, welche ſelbſt dem Teufel nicht einmal geben wolle, was ihm doch gehöre von Rechtswegen.

Da nahte ſich ſchüchtern Alice und ſprach: „Ach, Onkelchen! da hat wohl der arme Jaques doch nicht ſo unrecht gehabt, als er kein Rechtsgelehrter werden wollte, aber wenn er nun reuig zurückkehrte und ſich Eurem Willen fügte?“ —

„Er kehre zurück als Farbenkleckſer!“ rief mit

blitzenden Augen der alte Herr — „Er kehre zurück als Muſikant, Comödiant, Zigeuner, Krüppel, oder was er ſonſt will! Aber kehrt er als Advokat zurück, ſo dreh' ich ihm den Hals um, von Rechtsw— wollt' ich ſagen: in's Teufels-Namen."

Da ſprang Jaques aus ſeinem Verſteck hervor, zu des Vaters Füßen und jauchzte: „Nichts Advokat — nichts Halsumdrehn! ich bin ein tüchtiger Künſtler geworden, reich, geehrt, berühmt und kehre zurück, mir Eure Vergebung zu erflehn, daß ich Euch vor fünf Jahren davon lief! — Vergebung, lieber Vater!"

Herr René Callot ſtaunte den ſtattlichen Ritter einige Zeit ſprachlos an. „Was —?" ſtammelte er endlich — „Wie —? — Sie, Ihr — du wärſt mein Sohn? mein kleiner Jaques?"

„Ich bin's, ich bin's!" — betheuerte Jaques und Alice bekräftigte: „Gewiß, Onkel René! es iſt unſer Jaques!" —

„Schlingel!" jauchzte Herr René Callot und riß ſeinen Sohn ſtürmiſch in ſeine Umarmung.

Was weiter mit Jaques und ſeiner Alice geſchah, braucht der Erzähler wohl nicht lang und breit zu

berichten; ſie wurden ein glückliches Paar und der alte Herr Callot hielt Wort, fortan nicht mehr zu prozeſſiren.

Die guten Bürger von Nancy erfuhren aber noch eine große Demüthigung! Auf ausdrücklichen Befehl ihres Herzogs nämlich hatten ſie alle Protokolle, in Sachen des Ritters Ruffin, wie ſolche in Nancy geführt waren, nach Rom ſenden müſſen. Der heilige Vater und ſeine ehrwürdigen Cardinäle wollten — (unbeſchadet ihrer Heiligkeit und Würde), bei Durchſicht derſelben vor Lachen faſt ſterben. Als endlich nach Jahresfriſt die Antwort nach Nancy gelangte, lautete ſie: „Die guten Bürger der guten „Stadt Nancy möchten ſich einen beſſern Candidaten „zu einem Heiligen ſuchen, ſintemal der gute Ritter „Ruffin es doch allzu arg getrieben habe und nim„mer und nimmer zum Heiligen avanciren könne, „wenn er auch nicht gradezu in der Hölle brennen „müſſe.“

Womit denn dieſe vortreffliche Novelle für den günſtigen Leſer und mich — Gottlob! zu Ende.

Der Grazioſo.

Was iſt Leben? — Raſerei!
Was iſt Leben? — bloßer Schaum!
Ein täuſchend Bild! ein Schatten kaum.
Gar wenig kann das Glück uns geben;
Denn nur ein Traum iſt alles Leben
Und ſelbſt die Träume ſind — ein Traum.
Calderon.

An einem heitern, duftigen Frühlingsmorgen des Jahres 1703 ſchneckten langſam mehrere mit Maulthieren beſpannte Wägen auf der Landſtraße, welche nach der Reſidenz eines deutſchen Fürſten führte, daher.

Die Landſtraßen befanden ſich damals noch in den traurigſten Zuſtänden, weswegen ſelbſt elegante Fuhrwerke um der beſſern Haltbarkeit willen von ſo maſſiver Bauart waren, daß wir den leichteſten Phaeton jener Zeit geradezu als plump und ſchwerfällig bezeichnen dürfen, ohne uns deshalb einer Sünde ſchuldig zu fühlen. Die Fuhrwerke aber, welche jetzt der Reſidenz zukrochen, gehörten gar zum Geſchlecht der Frachtwägen und waren hoch-

bepackt mit dem Inventarium einer italieniſchen Schauſpieler- und Tänzertruppe und mit der Truppe ſelbſt, welche der pracht- und kunſtliebende Fürſt ausdrücklich verſchrieben hatte, um einen mächtigen, befreundeten Nachbar, der ihm einen Beſuch angekündigt, auf eine eben ſo glänzende und anmuthige als koſtſpielige Weiſe zu überraſchen.

Trotz der langſamen Fahrt, zeigten die Inſaſſen der Wägen doch lauter fröhliche Geſichter; ſelbſt Signor Ranuzio Spacicamino, der Impreſſario, (in der Regel der Mann des Kummers eines ſolchen Völkchen!) blickte faſt keck und lebensmuthig umher, der ſüßen Gewißheit voll: ſeine leere Caſſe werde ſich füllen durch die Freigebigkeit des verſchwenderiſchen Fürſten. Sprach er auch nicht — man ſah es ihm doch deutlich an, wie es heimlich in ſeiner Impreſſario-Seele jubelte und jauchzte. Die übrigen Mitglieder der Truppe dagegen ließen ihre Freude laut werden: die Einen ſchwatzten, die Andern ſangen Canzonetten! wieder Andere pfiffen mit den Vögeln um die Wette und ſchrieen das Echo wach.

Einige Schritte vor dem erſten Wagen ritten, auf muthigen Maulthieren, ein junges Mädchen von

wunderbarer Schönheit und ein junger Burſche, deſſen obwohl feine doch ſcharf markirten Geſichtszüge eine ſeltſame Miſchung von Schlauheit und Verwegenheit, ſpöttiſcher Bosheit und Gutmüthigkeit zeigten und den kundigen Beobachter alsbald den Grazioſo der Geſellſchaft in ihm erkennen ließen.

Die junge Schöne dagegen war offenbar die Primadonna, das kündeten ihr Anſtand, der ſtolze und doch zugleich ſchmachtende Blick ihres großen dunkeln Auges, das ſchalkhafte Lächeln des Roſenmundes, vor allem aber die herrliche glockenreine Stimme, mit der ſie in die Weiſe einfiel, welche ſo eben der Grazioſo auf der Mandoline zu ſpielen begann.

Die übrigen Mitglieder der Truppe ſchwiegen ſogleich, als Fiametta (dies war der Name des ſchönen Kindes) zu ſingen anhub, bis zum Schluß eines jeden Verſes, wo dann der Chor unter Begleitung von Caſtagnetten und Tambourins den Refrain ſang. Das Lied aber lautete wie folgt:

Amor iſt einmal gewandert
Unerkannt von Land zu Land!

Wollte ſehen, wollte prüfen,
Ob im Lieben ſei Beſtand? —
Aber, wie er ſah und prüfte,
Fand Beſtändigkeit er nicht!
Wo das Eine hält die Treue,
Iſt's das And're, das ſie bricht.

Chor:
Glaube, glaube! wenn die Liebe
Himmelswonne dir verſpricht!
Glaube an der Liebe Küſſe;
Doch an Treue — glaube nicht.

Voll Betrübniß ſeufzet Amor:
„Wie iſt Gottermacht ſo klein!
„Darf der Mächtigſte von Allen
„Nicht einmal beſtändig ſein?“
Aber lachend ſpricht Frau Venus:
„Lieber Knabe! ſei geſcheidt!
„Ewig, ewig währt die Liebe,
„Wie die Unbeſtändigkeit.“

Chor:
Ob ein Liedchen uns verlaſſen,
Kommt uns deshalb noch kein Leid'
Ewig, ewig währt die Liebe,
Wie die Unbeſtändigkeit.

Amor trocknet ſeine Thränen:
„Ziemt es ſich, daß Amor weint?
„Daß ein ſchmachtend-tiefes Sehnen
„Mit dem Frevelmuth ſich eint?“ —
— „Alles, alles ziemt der Liebe!“ —
Schlau und fein, Frau Venus ſpricht —
„Küſſe, ſchmachte, lache, ſehne!
Nur um Treue — klage nicht.“ —

Chor:

Auch die Liebe übt die Treue,
Da ſie treu — dem Wankelmuth. —
Liebt das Leben! liebt die Liebe!
Wie ſie ſind, ſo ſind ſie gut!

Als der Geſang zu Ende war, jubelte das luſtige Völkchen laut auf und klatſchte ſich ſelber Beifall. Fiametta aber wandte ſich zu ihrem Begleiter und ſprach anmuthig lächelnd: „Dein Liedchen, Giovechino! ſieht dir gleich: halb hübſch, halb garſtig! — ſo oft ich es ſinge, ärgere ich mich darüber und ſinge es doch immer wieder. Kannſt du mir ſagen, woran das liegt?“

„O ja!“ — entgegnete der Grazioſo — „du biſt ein vollkommenes Weib und weißt daher nie,

was du eigentlich willſt.“ — „Fehlgeſchoſſen, guter Freund! Eins weiß ich gewiß.“ — „Laß hören.“ — „Daß ich dich immer auslachen werde, ſo oft du mir von deiner Liebe vorplauderſt.“ — „Lache oder weine, Fiametta! ich glaube dir nicht eher, daß ich vergebens ſeufze, bis du mich gleichgültig behandelſt.“ —

„Ach! armer Schelm! dann kannſt du bis an's Ende der Welt hoffen und ſeufzen; denn gleichgültig kann ich gegen keinen Menſchen ſein. Aber wart' nur, wenn erſt der Rechte kommt, um meine Gunſt zu werben, und ich mein Herz ihm ſchenke —“

— „Tod und Teufel!“ rief der Grazioſo wild, Fiametta aber ſchlug ein helles Gelächter auf. „Siehſt du, Giovechino!“ ſprach ſie neckend, „ſiehſt du nun, wie es mit deiner Zuverſicht ſteht?“ — damit warf ſie ihr Maulthier herum und jagte trillernd nach dem Wagen zurück, auf welchem der Impreſſario ſaß.

„Daß mich die Hexe wieder einmal außer Faſſung brachte!“ murmelte Giovechino und ſchlug ſich lächelnd vor die Stirn. „Ja!“ fuhr er fort und ſeufzte komiſch dabei: „Ja, ich bin ein Thor, der

ſich ſelbſt quält auf alle erdenkliche Weiſe! aber beim St. Januario! ich liebe ſie mehr wie meiner Augen Licht! und auch ſie liebt mich! — o! ſie liebt mich! nur — Madonna ſei's geklagt! daß ſie's nicht geſtehen will.“

Die Reiſenden paſſirten jetzt einen Hohlweg; als ſie das Ende deſſelben erreicht hatten, nahm eine Kaſtanienallee ſie auf. Im Morgenduft gehüllt ſchimmerten die Thürme der Reſidenz ihnen entgegen, durch deren Thore ſie bald darauf fröhlichen Muthes einzogen.

Auf fürſtliche Koſten wurde der Truppe eine ſtattliche Herberge zur Wohnung angewieſen, ſo wie den vornehmſten Mitgliedern auch manch' leckeres Gericht von der fürſtlichen Tafel zukam. Dadurch ermuntert, bemühten ſich alle, der Gunſt ihres hohen Beſchützers ſich würdig zu zeigen, zumal auch der Impreſſario nicht unterließ, jedem Einzelnen goldne Berge zu verſprechen, d. h. im Fall alles gut ausfiele.

Ein rings von Pavillons umgebener Platz wurde den Künſtlern angewieſen, darauf ihre Bühne und Gerüſte zu bauen. Der Impreſſario ſäumte nicht,

alles anzugeben, wie es für seine Zwecke am besten paßte, wobei ihm Giovechino und der Primo Amoroso, Antonio Montecavallo, getreulich halfen.

Nach einigen Tagen schon war alles so weit vorgeschritten, daß die Proben beginnen konnten, und der Impressario verfehlte nicht, solches dem Hofmarschall anzukündigen; die Excellenz berichtete es pflichtschuldigst wieder an den Fürsten.

„Und halten Sie dafür, daß die Truppe Unsern Wünschen entsprechen wird?" fragte der Fürst.

„Zuverlässig, Monseigneur! es ist dieselbe Truppe, welche Sie und ich vor drei Jahren in Neapel sahen, und sie hat sich seit der Zeit noch um Vieles vervollkommt! Besonders ist der neue Grazioso ausgezeichnet, ein toller Bursche, wie eigens erschaffen für das Fach, welches er darstellt."

„Und was ist aus dem hübschen Kinde geworden? die schwarzäugige Kleine mein' ich, die so allerliebst sang und tanzte? Fiametta hieß sie, wenn ich nicht irre."

„Ich bewundre das treue Gedächtniß meines gnädigsten Herrn!" — sprach der Hofmarschall mit einer Verbeugung; dann aber fugte er mit blitzenden Augen

hinzu: „Bei meiner Ehre, Monseigneur! die kleine Fiametta ist das schönste Mädchen geworden, das ich je sah.“ — „Wirklich?“ — fragte der Fürst angelegentlich. — „Wie ich die Ehre habe, meinem gnädigsten Herrn zu versichern! Nie sah ich eine Gestalt wie diese! in allen Theilen das reinste Ebenmaß! jugendliche Frische und Fülle! — und einen Kopf, — mein Fürst! welch ein Kopf! Es ist zu wenig, wenn ich sage, er vereine in seinen Zügen Junos Hoheit und Aphroditens Anmuth! der Strahl ihres Auges gleicht dem Wetterleuchten einer Mainacht! — doch was helfen alle Beschreibungen, geruhen Sie, Monseigneur, selbst zu sehen.“ — „Nun, wahrhaftig, das will ich!“ lächelte der Aufgeregte, „und je eher, je lieber.“ — Er gab dem Hofmarschall seine Befehle, und in den Nachmittagsstunden des andern Tages erschienen beide ohne irgend eine andere Begleitung in dem Circus, wo die Proben gehalten wurden.

Der Impressario, durch den Hofmarschall vorher unterrichtet, welches Heil ihm widerfahren würde, empfing den fürstlichen Besuch im höchsten Staat und in tiefster Unterwürfigkeit. Eine riesenmäßige spanische Allongenperücke deckte sein ehrwürdiges Haupt,

der rothe Gallarock war dermaßen mit handbreiten goldenen Borden besetzt, daß die eigentliche Farbe des Kleides nur an wenigen Stellen durchschimmerte, und Signor Nannzio Spazicamino in der That glänzte und strahlte wie ein wirklicher Goldkäfer. Die himmelblaue Atlas-Weste war ebenfalls reich gestickt; die schwarzsammtnen Beinkleider wurden an den Knieen durch ungeheure brandgelbe seidne Rosetten zusammengehalten. Die fleischfarbenen Strümpfe hatten wieder goldene Zwickel; große Schnallenschuhe mit hohen rothen Absätzen, ein langer spitzer Degen und das kleine dreieckige mit einer Plumage gezierte Hütchen vollendeten den pompösen Aufzug.

Mit einer Suade, wie sie nur immer einem Eingebornen der Toledostraße zu Neapel vom Himmel verliehen wurde, hatte Signor Nannzio Spazicamino das unschätzbare Glück gepriesen, daß ein so großer gewaltiger und heldenmüthiger, vortrefflicher, nie genug zu rühmender Princeps sich (im eigentlichsten Wortverstande) herabgelassen, einen armen obscuren Impressario mit seiner strahlenden Gegenwart zu begnadigen und zu erleuchten. Er stand jetzt vor dem Fürsten in einem rechten Winkel, wie ein Taschen-

meſſer zuſammengeknickt, demüthig zwar, doch auch ein wenig ſelbſtbewußt, der Gegenrede des Gewaltigen harrend. Der Fürſt jedoch lachte dem begeiſterten Redner ohne Umſtände grade ins Geſicht und ſagte: „Laßt eure närriſchen Complimente, Signor Ranuzio! redet nicht ſolch verwirrtes Zeug, ſondern ſtellt mir die Mitglieder eurer Geſellſchaft vor.“ Etwas außer Faſſung bückte ſich der Impreſſario ſo tief, daß ſeine herabhängenden Arme faſt den Boden berührten, that ſodann aber, wie ihm der Fürſt geheißen.

Höchlich ergötzte es den Gnädigſten, als, nachdem der Impreſſario einige Namen genannt und die Mitglieder, denen ſie gehörten, vorgeführt hatte, in luſtigen Sprüngen der Grazioſo herankam und ſich ſelber in einer wohlgelungenen improviſirten Canzonette vorſtellte. Eine ihm zugeworfene volle Börſe bezeigte dem kecken Burſchen die allerhöchſte Zufriedenheit. Aber ein unwillkürlicher Ausruf der Bewunderung entſchlüpfte dem Fürſten, als nun Signor Spazicamino die ſchöne Fiametta herbeiführte. „Bei meinem Eid!“ flüſterte er entzückt dem Hofmarſchall zu, — „das Mädchen iſt göttlich ſchön!“ Fiametten

war die Bewegung, in welche ihr Erſcheinen den Fürſten verſetzt, nicht entgangen. Auch ihrer bemächtigte ſich eine ſeltſame Beklommenheit, und mit niedergeſchlagenen Augen ſtand ſie vor ihm. Der Fürſt faßte ſich endlich. Mit der ihm eignen Galanterie, ſagte er ihr einige artige Schmeicheleien, darum manche Hofdame ſie beneidet haben dürfte, und lud ſie dann ein, in den Pauſen, wo ſie nicht beſchäftigt, während der Probe neben ihm Platz zu nehmen. Wirklich führte er ſie ſogleich zu einem Seſſel, was allerdings ſtark wider die Etikette verſtieß, denn während der Vorſtellung ſollte ſeine Gemahlin eben dieſen Platz einnehmen. Doch der Hofmarſchall ſchien nichts zu bemerken, und ſelbſt der Oberhofmeiſter, wär' er zugegen geweſen, hätte es nicht gewagt, ſeine Erinnerung laut werden zu laſſen, da es ganz in der Ordnung war, daß der Fürſt die Etikette nur ſo lange beobachtete, als ſie ihm nicht läſtig fiel.

Die Probe begann. Der Fürſt gab zu wiederholten Malen durch ein gnädiges Kopfnicken ſeine Zufriedenheit zu erkennen, die kecken und doch feinen Scherze des Grazioſo fanden ſeine vollſte Anerkennung. Als aber nun die Reihe an die ſchöne Fiametta kam,

ſtieg ſeine Spannung auf's höchſte. Athemlos lauſchte er ihrem Geſange, mit flammenden Blicken verfolgte er ihre Bewegungen im Tanze, bei deſſen Schluß er eifrig applaudirte. Es verſteht ſich, daß der Hofmarſchall nicht unterließ, ihn wacker dabei zu accompagniren. Ein koſtbarer Brillantring funkelte im nächſten Augenblick als Zeichen der fürſtlichen Gnade an Fiamettens Hand, und dem Impreſſario ward eine namhafte Summe zur Vertheilung unter die übrigen Mitglieder der Truppe angewieſen. So endete der erſte Beſuch des Fürſten und ſeines Vertrauten bei den Italienern. Signor Rannzio Spazicamino ſchwamm in Wonne, lauter Jubel tönte unter den übrigen Mitgliedern, und am tollſten und ausgelaſſenſten jubelte der Grazioſo. Fiametta blickte ſtill nach ihm und dann wieder auf ihren Brillantring. — Giovechino ſchien es nicht zu bemerken, er ſang fort und lachte, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen. — Endlich ſprang er davon! Da war es Fiametten, als klänge ſein Jubel wie verzweifelndes Weinen. Lächelnd, tief aufſeufzend und die Hand vor die Augen preſſend, entfernte auch ſie ſich.

Als der Hofmarſchall am andern Morgen dem Fürſten ſeine Aufwartung machte, fand er ihn in einem Sopha ruhend, ſein Eintreten nicht bemerkend. Einige Zeit beobachtete der Hofmarſchall den Gebieter lächelnd, ohne ihn in den Träumereien, worin er verſenkt ſchien, zu ſtören. Endlich wagte er es, durch ein halblautes Räuſpern ſeine Gegenwart anzukündigen. Der Fürſt fuhr empor und blickte im erſten Moment den Günſtling finſter an, doch alsbald ihm gnädig zunickend, ſprach er ſcherzend: „Können Sie mir ſagen, Hofmarſchall, woran ich ſo eben dachte?“ „Wenn ich es wagen darf, Monſeigneur“ — „Nur zu!“ — Und der Höfling, wohl wiſſend, was er unter vier Augen ſich gegen ſeinen Gebieter herausnehmen durfte, entgegnete ſchlau: „Vielleicht an die ſchöne Fiametta.“ Der Fürſt lachte laut auf und rief: „Errathen! Sie haben mir von dem Mädchen nicht zu viel geſagt.“

„Wenn Ew. Durchlaucht daran gelegen iſt, ſo wäre ich jetzt im Stande, den Fehler zu verbeſſern.“ — „Nein, nein! ich werde die Schöne ſchon ſelbſt ſtudieren! Bereiten Sie ſie nur darauf vor!“

„Ich? Monſeigneur?“ — „Sie,“ wiederholte

der Fürſt, indem er aufſtand, und ſich weichlich auf die Schulter des Hofmarſchalls lehnend, fügte er leiſe lächelnd hinzu: „Ich kenne Sie ja als einen erfahrnen, gewandten Geſchäftsmann, der von jeher ſich beſtrebte, mein Vertrauen zu verdienen.“

„Monſeigneur geruhen Ihrem ergebenſten Diener zu ſchmeicheln! um ſo ſchmerzlicher iſt es mir, Ihnen ſagen zu müſſen, daß die ſchöne Fiametta durchaus kein Mädchen gewöhnlicher Art iſt, daß gar ſeltſame Verhältniſſe der Neigung meines fürſtlichen Gebieters entgegen ſtehen, mit einem Worte, daß wir mit unſern gewöhnlichen Mitteln hier nichts ausrichten können.“

Der Fürſt war von dem Günſtling zurückgetreten und hatte ihn, während er ſprach, mit ſtechenden Blicken vom Kopf bis zu den Füßen gemeſſen. Jetzt entgegnete er kalt: „Hofmarſchall! Sie wiſſen, daß es nicht meine Art iſt, irgend ein Verhältniß zu berückſichtigen, wo es meinen Wünſchen im Wege ſteht. In dieſem Lande gilt nur mein Wille! und ich möchte Niemanden rathen, ſich ihm zu widerſezzen! — Niemanden! verſtehen Sie das wohl.“

„Bei Ihrer Gnade, mein Gebieter!“ verſetzte demüthig der Höfling: „Nie kam es mir in den

Sinn, den Wünſchen meines gnädigſten Herrn und Fürſten das Wort Unmöglichkeit entgegen zu ſtellen. Mit meinem Kopfe bürg' ich Ihnen auch dafür; Fiametta wird die Ihre! aber dennoch muß ich es wiederholen: auf gewöhnlichem Wege iſt das Mädchen nicht zu fangen. Wollten Ew. Durchlaucht geruhen, Ihrem treu'ſten Diener nur einige Minuten ein gnädiges Gehör zu ſchenken, ſo würde vor Ihren durchdringenden Blicken bald jedes Verhältniß klar daliegen, und dann erwarte ich nur von Ihnen die Genehmigung meines Plans, nach dem ich zu handeln gedenke, um alle Wünſche meines erhabenen und gnädigen Gebieters zu erfüllen."

„So reden Sie!" ſprach der Fürſt und warf ſich wieder in das Sopha.

Der Hofmarſchall begann: „Daß Ew. Durchlaucht die ſchöne Fiametta Ihrer Aufmerkſamkeit zu würdigen geruhten, bemerkte Ihr treu'ſter Diener ſogleich. Wohl bin ich bemüht, ſtets die Wünſche meines erhabenen Gebieters zu errathen, wohl wagt' ich es oft, auf eigne Gefahr zu handeln, eh' Monſeigneur ausdrücklich zu befehlen für gut fanden; denn oft erfordern es die Verhältniſſe, daß der Gebieter eines Landes

nicht wissend erscheine; in solchen Fällen darf ein treuer Diener nicht anstehen, sich zu opfern, wenn die Ehre des angebeteten Fürsten es erheischt.“

„Schön gesagt!“ bemerkte der Fürst gähnend, „doch zur Sache!“ — Der Hofmarschall fuhr fort: „So ich, mein Fürst! Kaum, daß ich ahnte, was in dem Herzen Ew. Durchlaucht vorging, so war auch schon mein Entschluß gefaßt! Ich begab mich gleich nach der Probe in die Wohnung des Impressario, zur Signora Mariane, der alten cara mama, deren sich Monseigneur vielleicht noch aus Neapel zu erinnern geruh — „Ja, ja! nur weiter!“ — Nach den gehörigen Einleitungen ließ ich einen Wink fallen: wie eine gewisse allerhöchste Person sich — allem Anscheine nach — für die Signora Fiametta zu interessiren geruhten. — Die alte cara mama horchte hoch auf, und ich bemerkte deutlich, wie sie vor Freuden zitterte, — kurz: wir wurden einig, und die Alte ist mir mit Leib und Seele ergeben.“ — „Die Alte gönn' ich Ihnen!“ lachte der Fürst — „aber wie steht's mit Fiametten?“ — „Ich bin daran, Monseigneur! denn was mir nun die Alte erzählte, ist die Hauptsache, übersteigt aber gewissermaßen meine Vorstel-

lungskraft! Bedenken Ew. Durchlaucht: — Fiametta liebt! ſchämt ſich ihrer Liebe und des Gegenſtandes derſelben, und dennoch hat ſie um eben dieſer Liebe willen ſchon nicht weniger als ein Dutzend Fürſten, Grafen und Barone vergebens zu ihren Füßen ſchmachten laſſen.“

„Nun beim Himmel!“ — rief der Fürſt — „das iſt ſeltſam genug! und wer iſt denn der Glückliche, den die ſpröde Donna liebt?“

„Niemand anders als der drollige Giovechino, der Grazioſo der Truppe.“ — „Unmöglich!“ —

„Reine Wahrheit, Monſeigneur! und er liebt ſie mit aller Wildheit eines glühenden Herzens und iſt eiferſuchtig wie ein Türk! Beide Leutchen quälen einander auf Tod und Leben, und können doch nicht von einander laſſen. Um die Sache vollends zu verwirren, iſt der alte Impreſſario dem Burſchen mit einer wahren Affenliebe zugethan, hat dabei ganz eigne ſtarre Grundſätze von Tugend, Ehre u. d. gl. und darf ſomit von Ew. Durchlaucht Abſichten nicht das Mindeſte erfahren, da er ſonſt im Stande wäre, Lärm zu machen, was um ſo mehr ein Aergerniß geben könnte, als Ew. Durchlaucht in angeborner

Güte um des alten Mannes willen nicht zu außerordentlichen Maßregeln greifen würden.“

„Das iſt doch die Frage, Hofmarſchall! In der That, ich bin gütig, ich bin ſehr gütig! ich mißbrauche meine Gewalt nicht. Aber ich wüßte auch nicht, was mich hindern ſollte, einen Menſchen, der meinen Wünſchen zuwider, meinen Zorn herausfordernd, mir entgegen tritt, unſchädlich zu machen. Wozu hab' ich Feſtungen? — Freilich! freilich! — Indeß, der alte Narr mag laufen, wenn Sie ein anderes Mittel wiſſen, daß er mir nicht in den Weg kommt.“

„Ein ſolches wüßte ich allerdings! Alles kommt nämlich darauf an, daß wir den guten Grazioſo in Fiamettens Augen möglichſt lächerlich erſcheinen laſſen; denn der Fluch des Lächerlichen iſt es, was Fiametta von dem geliebten Giovechino entfernt. Lächerlich alſo muß der Grazioſo erſcheinen! lächerlich bis zur Verächtlichkeit, aber wohl verſtanden! ohne daß er ſelbſt es merkt! Am wenigſten darf er ahnen, daß eine hohe Hand dabei im Spiele iſt; denn der Burſche iſt ein Tollkopf, der leicht durch einen Gewaltſtreich unſer ganzes mühſam

aufgeführtes Gebäude über den Haufen werfen könnte, und wäre das einmal geschehen, so würde seine gerechte Bestrafung zu nichts weiter dienen, als ihm in Fiamettens Augen die Glorie eines Helden zu verleihen, der, obgleich nur ein Grazioso, doch selbst von einem Fürsten keine ernstliche Beleidigung ertrug. Einen trefflichen Helfer und Förderer in dieser Sache, dem man nöthigenfalls alle Schuld aufbürden könnte, habe ich an dem Primo amoroso der Truppe gefunden! Der gute Antonio Montecavallo war früher selber ein verunglückter Anbeter Fiamettens, und wünscht nichts sehnlicher, als sich an seinem Nebenbuhler zu rächen. Ist der Grazioso nur erst recht tief in den Augen seines Mädchens herabgesetzt, und sie selbst dagegen, was man so erhoben nennt, dann, Monseigneur, bedarf es nur noch einer leichten Attaque, um Ihnen den schönsten Sieg zu verschaffen! Denn welches Mädchen vermöchte es, Ew. Durchlaucht Liebenswürdigkeit zu widerstehen?"

Der Fürst erhob sich und sagte lächelnd: „Ich sehe zwar nicht ein, wie irgend etwas von dem Allen, was Sie mir da her erzählt haben, mich hindern könnte, die Sache kurz und gut zu Ende zu führen;

jedoch da einiger Widerstand immer den Genuß erhöht, so mögen Sie meinetwegen intriguiren, so viel Sie Lust haben! Nur Eins bitt' ich mir aus: daß die Intrigue nicht zu lange währt, denn, bei Gott! ich verspüre nicht die mindeste Neigung in mir, mich von Liebespein aufzehren zu lassen. Wo Sie meiner Hülfe bedürfen, sagen Sie's nur! Uebrigens soll die Recompense Ihres dankbaren Fürsten nicht ausbleiben." Er reichte dem Hofmarschall die Hand, welche dieser ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte und sich dann triumphirend entfernte.

Mit der unbedingten Vollmacht seines Herrn versehen, begann der Hofmarschall das Spiel, welches um so mehr einen günstigen Erfolg zu versprechen schien, als der Fürst und sein Vertrauter einander vollkommen verstanden, wenn sie sich auch oft das Ansehen gaben, als verständen sie einander nicht. Der Fürst fehlte fortan bei keiner Probe; ja er ließ deren noch mehrere veranstalten, als nöthig waren, unter dem Vorgeben, irgend eine Abänderung, wodurch das Ganze noch prachtvoller und pompöser werden

ſollte, zu erfinden. Hierbei unterließ er nicht, den alten Impreſſario mit ſchalkiſchem Ernſt über allerlei „höchſtwichtige Dinge“ zu befragen, ſo das der gute Signor Nannzio Spazicamino vollauf zu rathen und zu antworten hatte und vor Hochmuth ſchier aus der Haut fahren wollte, wenn endlich der Fürſt abbrechend ſprach: „Sehr wohl, mein theurer Signor! Ihr möget das Alles mit dem Hofmarſchall abmachen, wie es euch Beiden am beſten dünkt.“ Dann aber wandte ſich der Fürſt in der Regel zu Fiametten, befragte ſie um Rath, und was der Schönen gefiel, das ward feſtgeſtellt, wäre es auch das entſchiedene Gegentheil von dem geweſen, was der Hofmarſchall und der Impreſſario angeordnet hatten. Signor Nannzio Spazicamino war zu dumm, die arge Myſtification zu merken. Fiametta dagegen errieth gar bald, welche Macht ihr Wille über den Willen des wahrhaft ſchönen Fürſten ausübe, vor deſſen Wink ſich Tauſende demüthig neigten, und der in ſeinem Lande das leibhafte Conterfei des Schach von Perſien darſtellte.

Daß dem Mädchen dies ſchmeichelte, iſt zu erachten! Auch die klügſte Frau würde ein geheimes Wohl-

behagen über ſolche frei dargebrachte Huldigung Ihrer Schönheit nicht ganz unterdrücken können, ſträubte ſich auch ihr beſſeres Gefühl dawider, ſie anzunehmen oder gar zu belohnen. Verdammt daher nicht die gute Fiametta, welche mit aller Gluth des Südens begabt, nichts weniger als frei von weiblicher Eitelkeit und jenem Leichtſinn, der ihrem Stande ſo eigen, ſich recht ſehr über die Galanterien des Fürſten erfreute, welche ſchon ſichtlich den Neid ihrer Colleginnen aufregten, und ſo ihr ſtets neue Triumphe bereiteten. Doch unverbittert genoß ſie dieſe Freude nicht! Je mehr ſie von dem Fürſten und ſeiner Umgebung gehoben wurde, um ſo tiefer empfand ſie, welche lächerliche Figur der Grazioſo ſpiele und wie er alles Wunderliche ſeiner Bühnenrolle nicht mehr von ſich zu trennen vermöge im wirklichen Leben. Sie mußt' es mit anſehen, wie der Fürſt und der Hof ſich an ſeinen Späßen ergötzten, mußt' es hören, wie der Fürſt erklärte: er habe nie einen köſtlicheren und lächerlicheren Burſchen geſehen, der ſo durchaus zum Grazioſo geſchaffen wäre! mußte dabei ſtehen, als der Fürſt nach einer Probe, bei welcher ſich der Grazioſo beſonders ausgezeichnet hatte, ihm eine volle

Börſe zuwerfend, huldvoll freundlich fragte: ob er nicht Luſt habe, als Hofnarr in ſeine Dienſte zu treten? Wohl gewahrte ſie auch, wie Giovechino bei dieſen Worten im Innerſten verletzt zuſammenzuckte und nur mit Mühe den Ausbruch ſeiner Wuth bezwang; doch das ſeltſame Geſicht, welches er gleich darauf dem Fürſten ſchnitt, die bizarre Art, mit der er die Ehre ablehnte, „ein fürſtlicher Narr" zu werden, reizte ſie zum unwillkürlichen lauten Gelächter.

Der Fürſt bemerkte Giovechino's Erblaſſen und triumphirte, denn ein Hauptſtreich ſchien ihm gelungen. So lange die Probe noch währte, ward die frohe Laune des Grazioſo in Anſpruch genommen, ſein unbedeutendſtes Wort belacht, beklatſcht, und mit Goldſtücken belohnt.

Als die Probe zu Ende, führte der Fürſt Fiametten ſelbſt bis an ihre Sänfte. Im Vorbeigehen warf ſie einen Blick auf Giovechino, der, gleich einem gehetzten Wilde, zitternd und erſchöpft, ſich an einen Pfeiler lehnte. „Armer Junge," redete lächelnd der Fürſt ihn an, „du haſt dir's ſauer werden laſſen und beinahe des Guten zu viel gethan. Geh'! geh' in die Hofküche! Koch und Kellermeiſter ſollen

dir geben, was du verlangſt, damit du wieder zu Kräften kommeſt. Laß dir's ſchmecken, wackerer Grazioſo.“ — Er ging mit Fiametten vorüber, Giovechino machte einen Freudenſprung und taumelte halb beſinnungslos auf eine Bank.

Da nahte ſich ihm mit hämiſchen Lächeln Antonio, der Primo amoroſo, und rief mit verſtellter Treuherzigkeit: „Glück auf, Giovechino! der Fürſt meint es gut mit Euch, und mit der Signora Fiametta auch, d'rauf will ich wetten! He! meint Ihr nicht auch, daß ſie unſerer ehrſamen Truppe bald Adio ſagen wird? Meiner Treu'! ich kann ihr's nicht verdenken! Es ging nicht immer ſo hoch her bei uns, wie dermalen, und ewig wird dieſe Herrlichkeit auch nicht währen! — das weiß Signora Fiametta und auch, daß der Fürſt hier eine große italieniſche Oper gründen will. O, die Fiametta wird eine treffliche Primadonna abgeben auf der Bühne, und — ein Leben! per Bacco, der Fürſt, ſcheint es, hat ein großes Auge auf ſie geworfen. Hahaha! — Aber der Vorſchlag, den er Euch that, war doch allzu toll! nicht, Giovechino?

Giovechino hatte ſich erhoben, er trat lächelnd

vor dem Primo amoroſo hin und ſprach kalt: „Mein lieber Signor Antonio Montecavallo! Ihr möget Eure Glückwünſche und Bemerkungen immerhin für Euch behalten und nicht wähnen, ich ſei hierunten wirklich, was ich Abends dadroben auf den Brettern ſcheine: ein Grazioſo. Ich weiß, daß Ihr mich haſſet, weil Ihr glaubt, mein ſei die Schuld, daß Signora Fiametta Eure girrenden Liebesklagen unbeachtet ließ, ſo zwar, daß ſie nicht einmal darüber lachte! aber ich kann Euch verſichern, daß ich daran ganz und gar ſchuldlos bin. Wenn Fiametta Euch mit der kälteſten Verachtung behandelt, ſo kommt das einzig und allein daher, weil ſie weiß, daß der Signor Antonio Montecavallo im Leben ein eben ſo nichtswürdiger, erbärmlicher Patron iſt, als er auf der Bühne einen ſchlechten, erbärmlichen Primo Amoroſo abgibt. Daß ich Fiametten liebe, mögt Ihr wiſſen, daß ſie meine Liebe nicht erwidern will, daß ich ſie nimmer gewinnen werde, — auch das mögt Ihr wiſſen. Aber ſo du es wieder wagſt, Bube!“ — fuhr er mit wachſendem Grimm fort, „ſo du es wagſt, je wieder eine einzige Sylbe gegen mich davon zu erwähnen — bei allen Teu-

ſein! hier oder am Fuße des Veſuvs, es iſt mir gleich!“ —

Giovechino konnte vor Wuth nicht weiter reden, todtblaß, mit dem Blick eines blutdürſtenden Tigers blickte er den Primo Amoroſo an und griff raſch nach dem Meſſer. Einen lauten Schreckensſchrei ausſtoſſend, ſprang Signor Antonio Montecavallo zurück. Der Grazioſo faßte ſich, lachte laut auf und verließ den Circus.

Die holde Fiametta ſtand in ihrem Zimmer vor dem Spiegel und betrachtete wohlgefällig die eben eingehängten koſtbaren Brillantenohrringe, das neueſte Geſchenk des Fürſten, welche die alte Mariane Capuzzi in Empfang genommen hatte.

„Nicht wahr, Mariane,“ fragte das Mädchen lächelnd, „ſolch ein Geſchmeide hat ſelbſt die Primadonna zu San Carlo nicht?“

Gewiß nicht, Kind! ſtimmte die Alte bei, und es iſt die Frage, ob ſelbſt eine Primadonna zu Rom, Mailand und Venedig was Aehnliches aufzuweiſen im Stande iſt. Doch für dich, mein Püppchen!

ſind die koſtbarſten Edelſteine nicht zu koſtbar — immerhin mögen ſie funkeln und ſtrahlen wie ſie wollen, ſie können doch noch lange warten, eh' ſie's deinen Aeuglein gleichthun. — Corpo della luna! hätte ich deine Augen gehabt, als ich jung war, und dein zierliches vornehmes Weſen, es müßte ſchlecht zugegangen ſein, wenn ich nicht wenigſtens einen Marcheſe zum Sponſen bekommen hätte.

„Nach einem Marcheſe verlangt mich gar nicht!“ verſetzte leichtfertig Fiametta.

Recht, Püppchen! ſprach die Alte, für dich iſt's überhaupt beſſer, wenn du vorerſt noch ledig bleibſt, verſteh' mich, ich meine, daß du nicht heirathеſt. Selbſt ein Marcheſe, wäre er auch noch ſo reich, iſt doch am Ende für dich nur ein armer Schächer. Aber ein Duca, Liebchen! ein Duca, wie der, der in dieſem Lande regiert und wie regiert! den zu beherrſchen, das Fiamettchen wäre deiner würdig.

„Du biſt nicht klug, Alte!“ rief Fiametta, hocherröthend ſich abwendend. —

„Klug genug, um dich zu errathen!“ kicherte Mariane, Eh! meinſt du, ich wüßte nicht, was du insgeheim wünſchеſt und träumſt? Nun, nun! es

ſteht ja nur bei dir, daß Alles geſchieht, was du willſt! wolle nur, Schätzchen.

„Schweig', Alte!" ſprach Fiametta in heftiger Bewegung, „du errathſt mich nicht! Geb' ich auch oft thörigter Eitelkeit auf Augenblicke mich hin; dennoch bin ich beſſer, wie du denkſt. Nein, nein! nie werde ich ſo tief ſinken."

„Was nennſt du ſinken?" ſpottete Mariane. Geliebt zu werden, angebetet von dem ſchönſten Fürſten ſeiner Zeit? Schwelgend in allen Genüſſen, welche Schönheit, Jugend, Reichthum und unbeſchränkte Macht zu bieten vermögen? Beneidet von Allen um dich her! nennſt du das ſinken?"

„Eins haſt du vergeſſen, Mariane."

„Ei, was? laß doch hören."

„Die Verachtung des Volks."

— Närrchen! was kümmert dich der elende Pöbel, der nicht einmal den Mund öffnen darf zum Vivatrufe, wenn's der Gebieter nicht eben befiehlt. —

„O!" rief Fiametta mit Gefühl, „aus den ſcheuen Blicken dieſes unglücklichen Volks ſpricht eine Anklage, die entſetzlicher iſt, als das lauteſte Wuthgeſchrei der Kinder Maſaniello's."

Mariane zuckte ſpöttiſch grinſend die Achſeln und verſetzte kalt: „Ich hätte nimmer geglaubt, die Weisheit des Grazioſo könne dir gefährlich werden.“

„Nenne dieſen verhaßten Namen nicht!“ rief Fiametta in Thränen ausbrechend, — „o der elenden Schwachheit, daß ich um dieſes Namens willen einen Menſchen fliehe, zurückſtoße, kränke, der mich liebt — über alles liebt! und den ich — armer Giovechino! — du aber, Undankbare! vergiſſeſt du ganz, daß Giovechino es war, der dir und mir das Leben rettete?“

— „Nicht doch, Liebchen! nicht doch! — entgegnete die Alte boshaft — und willſt du ihn dafür heirathen, ſo hab' ich ja nichts dawider.

„Wer redet davon?“ zürnte Fiametta.

— „Eh! ich denke du! oder was willſt du denn eigentlich? daß der Giovechino dich liebt, weißt du ſo gut, wie wir Alle, und haſt es ſo eben noch ſelbſt geſagt! daß er ſich um deinetwillen abhärmt und zergrämt — oh per Dio santo! das bezeugen ſeine bleichen Wangen. Es iſt wohl Schade um das hübſche junge Blut! das ſagte auch der Signor Ranuzio dieſen Morgen noch; und der Giovechino wäre jetzt

ſo melancholiſch, ſagte er, daß er ihn faſt nicht mehr zum Grazioſo brauchen könne, wenn das ſo fortginge, ſagte er.“ —

„Giftige Schlange!“ murmelte Fiametta, einen verächtlichen Seitenblick auf die Alte werfend. Signora Mariana Capuzzi wollte eben auf's neue den Faden der Unterredung anknüpfen, als die Thüre ſich öffnete und Giovechino eintrat.

— „Entferne dich!“ befahl er kurz und beſtimmt der Alten. Mit einem boshaften Blick verließ Mariane das Zimmer, indem ſie zwiſchen den Zähnen vor ſich hin murrte: „Thut das Bürſchchen doch, Gott verzeih' mir die Sünde! als wäre es ein regierender Principe.“

Fiametta hatte ſich verlegen an einen Tiſch geſetzt, worauf noch mehrere Koſtbarkeiten lagen, welche ſie zuſammen ſuchte und in ein Käſtchen verſchloß.

Giovechino ſtand ihr gegenüber mit untergeſchlagenen Armen, düſtern Blickes ſie betrachtend. „Was wollteſt du mir ſagen?“ begann endlich Fiametta ohne aufzublicken.

Der Jüngling ſeufzte tief und fragte mit leiſem Vorwurf: „Nicht eines Blickes mehr würdigt Fia-

metta den armen Grazioso?“ Fiametta erhob schüchtern das Auge; sie sah das schmerzliche Lächeln des Heimlichgeliebten, sah die Spuren tiefen Leidens in seinen bleichen Zügen — und ihn mit dem vollsten Ausdruck inniger Zärtlichkeit anblickend, flüsterte sie sanft: „Giovechino!“

Da warf sich der Grazioso ihr zu Füßen, ergriff ihre beiden Hände, riß sie an sein Herz, an seine Lippen und rief in heftigster Bewegung: „O Fiametta! einzig Ewiggeliebte! das war der Ton, mit dem du sonst mich riefest! das war der Blick, der sonst mir strahlte, daß ich zum Gott mich träumte, und vermessen herausfordernd den Allmächtigen fragte: Wer ist glücklicher, du oder ich? — Ich war glücklicher!! Da ergrimmte er, wandte dein Herz von mir, und jetzt — bin ich grenzenlos elend!“ — Thränen entstürzten seinen Augen, krampfhaft zitternd drückte er das glühende Gesicht in Fiamettens Schooß und schluchzte laut.

Fiametta außer sich, kaum der Sprache mächtig, flüsterte angstvoll: „Giovechino! um aller Heiligen willen! lästre nicht! Sei nur ruhig, ich beschwöre dich! ich will ja — ach! rede doch nur, was soll ich

denn?" Ihre Thränen vermiſchten ſich mit den ſeinen, ſie ſtreichelte ſein Haupt, preßte es an ihre wogende Bruſt, küßte ſeine Stirne und wiederholte ſchmeichelnd: „Was ſoll ich denn, mein Leben? rede doch nur!"

„Deinem Herzen folgen!" rief Giovechino leidenſchaftlich, „deinem Herzen, das mich liebt, wie dich das meine! Weh dir und mir, wenn du nicht auf ſeine Stimme hörſt, wenn du dich verlocken läſſeſt von Eitelkeit und falſcher Schaam! das ſind die Fallſtricke des Satans, der uns zu verderben trachtet um unſerer Liebe willen. Unſere Liebe war rein und treu vor Gott! und iſt's und wird es bleiben, wenn du den Bund nicht brichſt! Was kümmert es unſerer ernſten heiligen Liebe, daß ich auf der Schaubühne das Volk zum Lachen reize, während du unſern Todfeind „Caro Sposo" nennſt? Beides iſt Lüge, doch das, was wir für einander empfinden, das iſt Wahrheit! ewige Wahrheit! Weh dir und mir, könnte ſie entfliehen vor der böſen Geiſter Macht!"

„Höre mich, höre mich, guter Giovechino!" bat Fiametta, „ich liebe dich ja! mein Herz verſteht ja das deine, und nie könnt' ich dir untreu werden.

Aber eben weil ich dich liebe, weil ich es ſo treu mit dir meine, darf ich dich nicht täuſchen, nicht belügen! — Schilt mich eine Thörin, ein mehr als kindiſches Kind; — aber ich vermag es nicht, vor andern Menſchen meine Liebe freudig zu bekennen, ſo lange du als Grazioſo dich dem Volke zeigſt. Ich vermag's nicht zu ertragen, daß den Geliebten überall Gelächter und nur wieherndes Gelächter empfängt und begleitet, während ich Begeiſterung und Bewunderung errege. Ich weiß es wohl, vieles iſt nur leerer Schein, vielleicht alles, ſo lange wir auf der Bühne ſtehn; doch auch vieles davon folgt uns verſtörend ins wirkliche Leben hinüber. „O! wie ein glühender Dolchſtoß traf mich das Wort des Fürſten: ob du als Hofnarr in ſeine Dienſte treten wollteſt! und daß du dieſes Wort dulden mußteſt, ließ dich, den Grazioſo in jenem Augenblicke mir faſt verächtlich erſcheinen.“

„Maledetto!“ rief wildaufſpringend mit tödtlichen Blicken der Grazioſo: — „Verächtlich ſagſt du?“

„Ich kann nicht lügen in dieſer feierlichen Stunde!“ ſprach heftiger weinend Fiametta.

Sie haben's erreicht," murmelte mit Ingrimm Giovechino, indem ſein Geſicht noch bleicher als gewöhnlich wurde. — „Sie konnt' es denken, daß es möglich ſei, den Geliebten zu verachten." Er ſchwieg einige Augenblicke in düſterm Hinbrüten verſunken, dann edel und kühn vor Fiametten hintretend, ſprach er mit Feuer: „Als Giovechino in den Schluchten der Apenninen allein fünf Banditen zu Boden ſchlug, da ließ unſere ganze Truppe den wackern Grazioſo leben, und du lagſt an ſeinem Herzen und nannteſt ihn mit ſüßen Namen: „Retter! Befreier!" — Welch böſer Geiſt träufte dir das Gift in die unbefangene Seele, daß unſere heitere lebensfrohe Kunſt und ihre Ausübung dir auf einmal verächtlich erſcheinen? Weh dem Volke, das, wo es herzlich lacht, hinterdrein ſich ſeiner Freude ſchämen und ſie verachten kann! es muß ein kaltes, grillenhaftes, ſclaviſches Volk ſein! unter dem ewigſchönen Himmel unſeres Vaterlandes lebt es nicht. — Die Frage des Fürſten an mich hat dein Innerſtes verletzt? — Auch ich bezwang nur mühſam die gerechte Wuth; doch nicht die alberne Frage war's, was mich empörte; denn meine Ehre vermochte ſie nicht zu

kränken! die ehrloſe Abſicht war's, um derentwillen ſie der Fürſt in deiner Gegenwart mir that. Dein Erröthen ſagt mir, daß auch du ahneſt, wonach er ſtrebt! muß ich noch hinzufügen: daß alles, was hier geſchieht, mich in deinen Augen herabzuſetzen, mit in den Plan des Fürſten gehört, um deiner gewiſſer zu werden, da er um unſere Liebe weiß? — Nun ſprich, Fiametta: wem gebührt hier die Verachtung, dem armen Grazioſo, der dich liebt und keine Gefahr, keinen Schmerz achtet, wo es deine Liebe gilt; oder dem mächtigen Fürſten, der, ſeinen frechen Lüſten zu fröhnen, die niedrigſten Mittel nicht verſchmäht, wohl aber zu feige iſt, dem armen Grazioſo als offener Feind entgegen zu treten? — Ja! ſtünde der Preis deiner höchſten Gunſt darauf, und ich ſollte wählen zwiſchen dem Stand des mächtigen Fürſten und dem meinen; ich bliebe der arme Grazioſo, und laſtete der Fluch des Lächerlichen tauſendfach auf mir. — Fiametta! ich glaube an dein Herz! ich traue dir, denn ich warnte dich! — Könnteſt du mich dennoch täuſchen! dann, Fiametta! dann —"

„Nicht weiter, mein Giovechino!" fiel ihm das Mädchen erſchüttert ins Wort, „Nie! nie wird

Fiametta dir und ſich ſelber untreu! Dir, mein Geliebter, ſchwöre ich auf's Neue: dein zu ſein immerdar! ganz dein! — Ach laß mir nur Zeit, mich wieder zu ſammeln! aus meinem Herzen jedes Gefühl zu bannen, das unſerer Liebe nicht würdig. Könnten wir nur heute ſchon dieſe Stadt, dieſes Land verlaſſen! Ja! fort von hier und fort mit Allem, was mich an Hier erinnert!" Sie nahm bei dieſen Worten die Ohrgehänge ab, und warf ſie, ohne ſie mehr eines Blicks zu würdigen, bei Seite.

„Fiametta! mein Mädchen!" jauchzte Giovechino und riß ſie mit allem Feuer der Liebe in ſeine Arme; Fiametta erwiederte ſeine Umarmung, und Beider Lippen brannten an einander. Da öffnete ſich leiſe die Zimmerthür, Mariana's häßliches Geſicht ſchaute grinſend herein, und mit heiſerm Lachen krächzte die Alte: Sagt' ich's nicht? Eh viva la signora graziosa!

Was die Liebenden für immer hatte trennen ſollen, war die Veranlaſſung geworden, daß ſie ſich einander wieder näherten und inniger denn je vorher.

Fiametta, geſtand ſie auch noch nicht offen, daß

ſie den Grazioſo liebe, (und Niemand trieb ſie an, dies Geſtändniß zu thun), ſo behandelte ſie ihn doch mit einer Zartheit und Aufmerkſamkeit, welche deutlich zeigten, was ſie für ihn empfand und wie ſehr ſie alle jene Künſte verachtete, durch die man ſich beſtrebte, den Geliebten in ihren Augen lächerlich erſcheinen zu laſſen.

Aber auch Giovechino's Benehmen war ein anderes geworden. Ohne irgend eine jener bizarren Eigenſchaften, darin er auch im gewöhnlichen Leben ſich gefiel, und welche allerdings nur zu gut für die Zwecke ſeiner Widerſacher geeignet ſchienen, aufzugeben, wußte er ſie jetzt auf eine Art geltend zu machen, deren großartige Keckheit imponirte und alle Verſuche, ihn ſelbſt lächerlich erſcheinen zu laſſen, vernichtete. Er fühlte es wohl: durch Ernſt würde er ſeine Sache nur verſchlimmert und ſeinen Feinden Gelegenheit zu neuen Spöttereien gegeben haben; ſein Scherz brachte ſie außer Faſſung und ließ ſie verſtummen.

Der Fürſt, als er den Stand der Dinge erfuhr, gerieth in den heftigſten Zorn und ſagte dem Hofmarſchall ſchonungslos die derbſten Wahrheiten ins

Geſicht. Er hatte anfangs die Sache für nichts mehr als ein ganz gewöhnliches galantes Abenteuer angeſehen und beſchloſſen, es als ein ſolches zu Ende zu führen. Wie er aber Fiametten näher kennen lernte, geſtaltete ſich ſeine Neigung ernſter, und jetzt war ſie zu einer wirklichen Leidenſchaft angewachſen, wohl um ſo gefährlicher, als ſie bei ihm die erſte der Art war.

„Schaffen Sie Rath!“ fuhr er ingrimmig den Hofmarſchall an, „Rath, daß ich Fiametta gewinne! Sie waren es, der den einfältigen Plan entwarf, deſſen Ausgang mich auf die ſchnödeſte Weiſe verhöhnt! Machen Sie wieder gut, oder bei meinem Zorn! ſein Sie auf das Schlimmſte gefaßt.“ Vernichtet entfernte ſich der Hofmarſchall, und ſandte eiligſt nach dem Primo amoroſo, ſich mit ihm zu bereden.

„Im Guten richten wir nichts mehr aus,“ erklärte Antonio Montecavallo. „Zu verführen iſt Fiametta nicht! jetzt weniger denn je. Will der Fürſt ſie gewinnen, dann iſt der einzige Weg: wir ſuchen es ſo zu lenken, daß ſie, um den Geliebten zu retten, ſich ergeben muß.“ — „Ihr meint,

wir ſollten den Grazioſo irgend eines Vergehens beſchuldigen?“ — „Beſchuldigen? ohne Grund? nicht doch! er muß es wirklich begehen, der Burſche iſt ein Tollkopf, leicht zu reizen und ſomit zu fangen. Geruhen Excellenza mir nur zu ſagen, was er etwa thun müßte, damit wir ihm an den Kragen könnten?“

Der Hofmarſchall ſchien ſich vor dieſer Frage ein wenig zu entſetzen. Nach einer Pauſe entgegnete er bedenklich: „Darüber muß ich doch erſt mit Sr. Durchlaucht reden! Zu weit darf der Grazioſo nicht geführt werden, denn unſere Geſetze ſind ſtreng, und geringe Vergehen werden oft hart, ja grauſam beſtraft.“ — „Ah tanto meglio,“ erwiderte Monteca-vallo, „wir wollen es überlegen.“ Doch der Zufall hatte diesmal den Feinden des armen Giovechino in die Hände gearbeitet; denn eben trat der Intendant der fürſtlichen Spektakel ein und berichtete, daß der Grazioſo der italieniſchen Truppe verhaftet ſei, weil er den Kammerdiener Sr. Durchlaucht auf den Gängen des Schloſſes derb durchgeprügelt habe. Der Herr Kammerdiener hatten ſich nämlich herausgenommen, auf eine etwas grobe Art mit dem Grazioſo ſcherzen zu wollen. Der Hofmarſchall fuhr

auf und flüsterte dem Primo amoroso zu: „Gewonnen! auf dies Verbrechen steht hier, wo nicht Verlust des Kopfes, doch der Verlust der rechten Hand, mindestens harte Kerkerstrafe auf unbestimmte Zeit. Ich eile zum Fürsten! Seht was ihr unterdessen bei der spröden Donna schafft.“ — Höllischen Jubels voll im Innern, vernahm Antonio den Auftrag und säumte nicht, ihn zu vollführen. Mit erheuchelter Theilnahme überbrachte er Fiametten die Kunde, daß Giovechino seines Vergehens halber im Kerker schmachte, und welches Schicksal ihm drohe.

Fiametta schrie entsetzt auf und überließ sich allen Ausbrüchen wilder Trostlosigkeit; als jedoch der Primo amoroso meinte: noch sei nicht alle Hoffnung verloren und Hülfe möglich, da fragte sie rasch und leidenschaftlich: „Hülfe? — Wie?“ Antonio lächelte listig-frech und sprach sodann mit widerlicher Freundlichkeit: „Es käme nur auf Euch an, schöne Fiametta! — Daß der Fürst Euch liebt, anbetet, wisset Ihr so gut wie ich. Ihr habt es zwar seit einiger Zeit, um des guten Grazioso willen, nicht bemerken wollen; allein nun, mein' ich, könntet Ihr, eben

um des geliebten Grazioso willen, dem Fürsten schon ein wenig mehr Aufmerksamkeit schenken. Ein gutes Wort findet einen guten Mann! und sprächet Ihr nur das rechte — ein kleines einfaches Wort mein' ich! — ich wollte d'rauf wetten, der Grazioso wäre noch in selbiger Stunde frei, and das wäre wohl ein großes Glück für ihn, denn sonst verliert er mindestens die rechte Hand, oder muß auf unbestimmte Zeit (das heißt so viel als auf Zeitlebens), in einem abscheulichen Kerker sitzen." — Fiametta hatte den Primo amoroso mit tiefster Verachtung zugehört. Als er geendet, schwieg sie noch einige Zeit, ihn fest anschauend, so daß er seinen Blick zu Boden schlagen mußte.

„Armseliger Mensch!" sprach sie dann, „das also ist es? Bis so weit sollten Eure bösen Künste mich treiben? Geh, sage denen, die dich sandten: Fiametta liebe den Grazioso, und werde ihm treu bleiben bis zum Tode." — „Weiter nichts, Fiametta?" — „Nichts." — „Und wenn nun," fuhr giftig Antonio fort, „wenn nun Giovechino selbst mich zu dir gesandt hätte, dich anzuflehen um seine Rettung?"

Fiametta erröthete und fuhr auf: „Er ſelbſt?“ — doch ſich beſinnend, ſprach ſie mit ihrer vorigen Kälte: „Elender Lügner! das hat er nicht! könnt' er's, Fiametta hätte ihn nie geliebt, hätt' ihn noch tiefer verachtet, als ſie dich verachtet. Geh', ſag' ich! bringe denen, die dich ſandten, die Antwort: Fiametta liebe den Grazioſo! Mögen ſie ihn in dem tiefſten Kerker verſchmachten laſſen, ihm die Hand abhauen, ihn tödten! Fiametta weiß mit dem Geliebten zu leiden und zu ſterben, doch nie wird ſie ſich ſelbſt die Treue brechen, welche ſie dem Grazioſo gelobte.“ — „Ich werde es ausrichten, Signora Fiametta!“ erwiderte mit Hohn der Primo amoroſo, indem er ſich entfernte.

Als er fort war, warf ſich Fiametta weinend auf ihr Ruhebett. „Armer Giovechino!“ klagte ſie, „was wird aus uns werden? Ach, mein Stolz iſt gebrochen! jede Hoffnung mir entflohen! aber wie unausſprechlich ich dich liebe, das fühl' ich jetzt erſt, denn unſere Liebe gilt mir mehr als ſelbſt dein Leben.

Unterdeſſen war auch der Hofmarſchall ſchon bei dem Fürſten geweſen und hatte ihn von dem Vorgefallenen unterrichtet, ſo wie von dem, was jetzt

zu thun sei, um das spröde Mädchen zu gewinnen. Der Fürst stutzte einen Augenblick und schien im Kampfe mit sich selbst, ob er auf die niedern Vorschläge seines Günstlings eingehen dürfe. Doch seine Leidenschaft siegte! Zu lockend stand das Bild der schönen Fiametta vor seiner erhitzten Phantasie! Ehre, Würde, Pflicht, Alles vergessend, willigte er in die Pläne des Hofmarschalls und machte nur die Bedingung, daß Alles möglichst rasch betrieben würde, damit er bald das Ziel gewänne. Mehrere Tage vergingen so. Fiametta blieb standhaft, aber ihr Zustand war schrecklich. Der alte Impressario war, als sich dies Alles begab, nicht in der Residenz, sondern auf einem eine gute Tagereise entfernten Lustschlosse des Fürsten, wo ebenfalls dem hohen Gaste des Fürsten zu Ehren eine Reihe Festlichkeiten statt finden sollten, und wo Signor Nanuzio seine Anordnungen hatte machen müssen. Diese waren nun beendigt, und er kehrte zurück, ohne eine Ahnung dessen, was sich während seiner Abwesenheit von der Residenz daselbst zugetragen. Mit großer Bestürzung vernahm er daher Alles aus dem Munde der ihm entgegeneilenden Fiametta und schien sehr

wohl die Gefahr zu begreifen, in der ſein Liebling Giovechino ſchwebe. Doch eine ganz eigne Verlegenheit ſtritt ſichtbar mit ſeiner Beſtürzung, und wurde trotz dem Tragiſchen der Verhältniſſe faſt komiſch, da es unzweifelhaft ſich zeigte, daß ſie immer mehr und mehr die Oberhand gewänne. Er gebehrdete ſich gar wunderſam, rang die Hände, kniff die Augen zu, ſummte Einiges, was faſt wie „Maledetto," oder ſonſt ein ſanfter Fluch klang, wimmerte leiſe dazwiſchen und ſeufzte höchſt beweglich. Endlich jedoch faßte er ſich, ſo gut es in der Geſchwindigkeit gehen wollte, warf der weinenden Fiametta einige confuſe Troſtworte zu, ſtülpte den Hut verkehrt auf's Haupt und entfernte ſich raſch, indem er leiſe vor ſich hinjammerte: „Dio! ich muß — ich muß! o Dio santo! ich muß dem gnädigen Principe Alles offenbaren."

Der Fürſt ſaß eben in ſeinem Cabinet, ärgerlich, aufgeregt, vielleicht mit ſich ſelber nicht zufrieden; gewiß indeß noch weit weniger mit ſeinen Umgebungen, als der Leibpage den Impreſſario der italieniſchen Truppe anmeldete. Der Fürſt fuhr empor und

rief: „Laß ihn kommen!“ Der Page öffnete die Thüre, und zitternd wie Espenlaub, unter tiefen Bücklingen, tausend Excüſen und Complimente ſtammelnd, trat Signor Nanuzio Spazicamino ein. „Zur Sache!“ ſprach der Fürſt ungeduldig, „weshalb kommt Ihr? Was iſt Euer Begehr? Welche geheime Mittheilungen habt Ihr mir zu machen?“ — „O Altezza!“ ſeufzte der Alte, ich unterwinde mich anzuflehen Ihre Gnade und Großmuth für den armen Giovechino, meinen Grazioſo!“

„Kein Wort für den!“ zürnte der Fürſt. — „Tauſend für Eins, Altezza! ich darf nicht ſchweigen! ich muß reden zu Ihnen für den armen Giovechino, meinen Grazioſo!“ — „Schweig, Impreſſario! bei meiner Ungnade!“ — „Sie treffe mich!“ rief der alte Mann, heftiger zitternd, mit weinerlicher Stimme, „ſie treffe den armen Nanuzio Spazicacamino, wenn die Gnadenſonne des gnädigſten Herrn nur dem guten Giovechino ſtrahlt, der, ohne es zu wollen und zu wiſſen, ſich vergangen hat.“ — „Ohne es zu wollen und zu wiſſen?“ widerholte der Fürſt ſpottend. — „Meinen erſten Kammerdiener hat er auf den Gängen meines Schloſſes thätlich mißhan-

delt! Kann man das, ohne es zu wollen und zu wiſſen? Nein, Alter! der Grazioſo iſt meinen Hausgeſetzen verfallen und ſoll mir mindeſtens die verruchte Fauſt verlieren, die es wagte, ſich in meiner Burg an meinem Diener zu vergreifen. Was weiter noch geſchieht, wird ſich finden.“ Die Geſtalt des Impreſſario war, während der Fürſt ſprach, immer mehr und mehr zuſammengeſunken, und auch, nachdem der Fürſt geendet, verharrte Nanuzio Spazicamino noch einige Augenblicke in ſeiner demüthigen Stellung. Dann aber nahm er ſich zuſammen, richtete ſich wieder in die Höhe und entgegnete — wiewohl noch immer zitternd und zögernd — doch beſtimmt: „Altezza erlauben! aber die Hand werden Sie dem Grazioſo nicht abhauen laſſen.“ „Wie?“ rief der Fürſt, erſtaunt über die Kühnheit des Alten und ihn mit zornigen Blicken muſternd: Doch dieſer, ohne ſich daran zu kehren, fuhr mit dem Muth der Verzweiflung fort: „Altezza verzeihen! aber ich muß es ſagen: Giovechino iſt — Altezza's Bruder.“ — Wie vom jähen Schreck durchzuckt, ſtand der Fürſt und ſtammelte erbleichend: „Biſt du wahnſinnig, alter Menſch? was ſchwatzeſt

du da?" — „Giovechino" — widerholte der Impreſſario — „der Grazioſo iſt Altezza's Bruder, der leibliche Sohn von Altezza's höchſtſeligen Herrn Vater."

„Beweiſe!" ſprach der Fürſt kaum hörbar, indem eine glühende Schamröthe die Bläſſe von ſeinen Wangen verjagte. Der Impreſſario, in faſt poſſierlicher Verlegenheit und dennoch mit jenem Freimuth, der dem Wahren ſo eigen, begann: „Es iſt Altezza bekannt, daß dero Höchſtſeliger, in Gott ruhender Herr Vater — als Altezza noch ein kleines Prinzchen waren — mein ſchönes Heimathland, Italia, bereiſ'te. Ein junges Mädchen, welches Altezza der Vater eines Tages in Neapel am Fenſter erblickte, gefiel Höchſtdemſelben über die Maaßen wohl, und nicht lange währte es, ſo hatte er die Gelegenheit gefunden, der ſchönen Laura ſich zu nahen. Laura war jung, feurig und unerfahren; Altezza's Vater ſchön, ſehr ſchön, wie Altezza faſt! Was Wunder, wenn Laura nicht lange widerſtand? — Die Frucht ihrer Liebe iſt Giovechino. Ich ſelbſt hatte Laura früher geliebt, und als Altezza's Vater in ſeine Lande zurückkehrte, liebte ich ſie noch und bot der Verlaſ-

ſenen, alles Geſchehene vergeſſend, meine Hand. Laura aber, den Tod im Herzen, übergab mir den Knaben und dieſe Papiere, welche bezeugen werden, daß Ranuzio Spazicamino nicht Unwahrheit redet! — Dann ſtarb ſie, und ich — habe keine Seele wieder geliebt, außer den kleinen Giovechino, den Sohn der armen Laura und des reichen Fürſten. Hier Altezza, die Briefe an Laura von des Fürſten eigner Hand! Giovechino weiß nicht um das Geheimniß; kein Menſch, außer Altezza und Ihrem Knecht Ranuzio, weiß mehr darum! Auch Altezza würden es nicht erfahren haben, ich hätte es mit mir ins Grab genommen, wenn Altezza nicht gedroht, dem guten Giovechino die Hand abhauen zu laſſen.“

Mechaniſch griff der Fürſt nach den Papieren, durchflog ſie und ſank erſchüttert in einen Seſſel. „Was gedenken Altezza zu thun?“ fragte nach einer Pauſe leiſe und ernſt der Impreſſario. Der Fürſt erhob ſich raſch, ſchritt auf den Alten zu und ſprach mit großer Bewegung: „Du ſchwörſt mir, daß Giovechino nie erfährt, was du mir entdeckteſt, noch kunſt ein Menſch. Um Aufſehen zu vermeiden, und damit er ſelbſt nicht die leiſeſte Ahnung bekommt,

bleibt er noch einige Tage in gelinder Haft; dann verläßt er dieſe Stadt und dieſes Land und darf es nie wieder betreten. — Ich weiß, er liebt die ſchöne Fiametta, — er mag ſie heirathen und glücklich mit ihr ſein, ich werde ſie reich ausſtatten, auch du, Alter, ſollſt nicht vergeſſen werden! Doch das Geheimniß" — „Nehme ich mit mir ins Grab, mein edler Principe." — „So geh' und tröſte Fiametten, ſie wird um den Geliebten in Angſt ſein! doch Giovechino darf von Allem nie etwas erfahren."

Der Impreſſario verſprach nochmals die unverbrüchlichſte Verſchwiegenheit und entfernte ſich. Der Fürſt athmete tief auf, als er ſich allein befand. „An welchem Abgrund ſtand ich!" ſprach er ſchaudernd, „und wer brachte mich bis dahin? Er büße! und ich — o, daß ich fortan ſtets, wie hier, Herr meiner Leidenſchaft würde!" — „Der Hofmarſchall," meldete der Leibpage, — „mag je eher je lieber auf ſeine Güter reiſen!" fiel der Fürſt ihm ins Wort. Betroffen überbrachte der Page dem Hofmarſchall den vernichtenden Befehl. Der Fürſt war ſehr mit ſich zufrieden. Wir jedoch haben keine Urſache zu glauben, daß der Fürſt ſeinen guten Vor-

ſätzen in der Folge immer treu geblieben! Solche jähe Sprünge vom Schlechten zum Guten zeugen immer von der Charakterſchwäche deſſen, der ſie unternimmt.

Mit Wuth und Verzweiflung hatte der Primo Amoroſo von der alten Mariane die Nachricht vernommen, daß Giovechino höchſt wahrſcheinlich ſchon in wenigen Tagen mit einer gelinden Strafe davon kommen werde, und daß ſodann ſeiner Verbindung mit Fiametten nichts mehr im Wege ſtehen dürfte, da des Fürſten Neigung plötzlich auf unbegreifliche Weiſe erkaltet ſei. Die Ungnade des Hofmarſchalls überzeugte ihn vollends von dem gänzlichen Mißlingen ſeines Racheplans; er glühte vor Scham und Grimm bei dem Gedanken, ein Zeuge des Glücks der von ihm tödtlich gehaßten Liebenden ſein zu müſſen.

Zu feige, eine Gewaltthat zu vollbringen, wie dergleichen in ſeiner Heimath nur zu häufig vorkommen, war ihm dennoch der Gedanke ungeſtillter Rache mehr als Höllenpein. Lange ſann und brütete er über einen Plan, wodurch er das Glück Giovechino's

und Fiametten's zerstören könne. Endlich glaubte er, einen gefunden zu haben, und nur mit Mühe unterdrückte er ein lautes Aufjauchzen wilder Schadenfreude. An einem Pfeiler des Circus gelehnt, die Mandoline im Arm, stand er am andern Abend, spielend und singend. Um ihn her in malerischen Gruppen hatten sich die andern Mitglieder der Truppe gelagert, wie das ihre Gewohnheit, wenn die Probe zu Ende war.

Jubelnd und einander haschend sprangen die Kinder zwischen ihnen herum! Eben sank die Sonne, ihre letzten Strahlen flammten noch einmal hoch auf, und übergossen Alles mit einem rosig-goldenen Schein, als der Primo Amoroso ein neues Lied begann, dessen Refrain, wie gewöhnlich, die übrigen Sänger der Truppe im Chor ausführten. Das Lied lautete wie folgt:

Komm, schlanke Hebe! reiche mir
Die Becher, bekränzet mit Rosen!
Und unter grünen Myrthen hier
Laß traulich ein Stündchen uns kosen.
Ruh' ich dir in seliger Lust
An glühender, wegender Brust;

Mag toben das Leben
Und stürmen das Schicksal darein! —
Mein ist die Minute!
Ich jauchze: die Lieb' und der Wein!

Chor.

Schlanke Hebe! reich' den Becher
Unter grünen Myrthen mir! —
Ewig junge Göttin, dir
Huld'gen alt' und junge Zecher.

So Mancher hofft wohl auf das Glück
Und wird es doch nimmer erjagen.
Nun kommt das finst're Mißgeschick,
Da kann er verzweifeln und klagen.
Ganz recht, ei, bedünkt mir der Lohn!
Dem thörichten Hoffer sei Hohn!
Ergreife die Freude!
Halt fest sie und küsse sie roth!
Das Ende vom Liede
Bleibt immer und immer: der Tod —

Chor.

— Froh das Leben zu genießen,
Scherzet, singet, trinket, küßt!
Eins nur hofft, das sicher ist:
Jeder Kranz wird einst zerrissen.

Der schneidende höhnische Schluß des Liedes hatte die Heiterkeit der Truppe nicht gemindert, im Gegen-

theil ſchien ſie noch geſteigert zu werden durch die Betrachtung, wie nichtig im Grunde alles zu nehmen.

Nur Fiametta ſah mit geheimen Entſetzen auf den Primo Amoroſo, denn während des Geſanges hatte er ihr einen Blick zugeworfen, der jenem der Klapperſchlange glich, womit ſie das Opfer beſtrickt, dem ſie den Tod zugedacht. Als die Dämmerung hereinbrach, entfernten ſich nach und nach die Mitglieder der Truppe aus dem Circus, der Primo Amoroſo war der Letzte von Allen.

In ſeinem Kerker ſaß ſinnend und träumend der Grazioſo. Der Kerkermeiſter hatte ihm die Feſſeln abgenommen und ihn gefragt, ob er ſich in ſeiner Gefangenſchaft ſonſt noch Etwas wünſche?

Was ihm der Alte früher von den ſcharfen Hausgeſetzen des Hofes erzählt hatte, war nicht geeignet geweſen, ſeinen Muth ſonderlich aufzurichten, und er fand in der Abnahme ſeiner Feſſeln, ſowie in der nunmehr anſtändigen und milden Behandlung, Grund zu glauben, man betrachte ihn ſchon als einen armen Sünder, deſſen Urtheil gefällt und für welchen auf Erden nichts mehr zu hoffen ſei, als der letzte Gang zum Richtplatz.

Mit kaltem, bittern Lächeln ſtarrte Giovechino vor ſich hin. Todesfurcht, Verzweiflung blieben ihm fern, aber ein furchtbarer Grimm tobte in ſeinem Herzen.

„Arme Fiametta!“ murmelte er endlich, „wohl wäre dir beſſer, wenn du mich nie geſehen hätteſt! Ich habe dir ſchlecht Wort gehalten. — Was gäbe ich jetzt darum, könnteſt du über mich lachen. Es wird aber wohl Niemand lachen, wenn das blutige Haupt des Grazioſo in den Sand rollt; ſelbſt Antonio wird nicht lachen können, und das iſt das Schlimme bei der Sache, die doch im Grunde ganz verdammt lächerlich iſt.“

Die Thür des Gefängniſſes öffnete ſich, der Kerkermeiſter trat ein, ihm folgte ein Capuziner.

„Der ehrwürdige Vater,“ ſprach der Kerkermeiſter, „iſt geſandt worden, ſich mit dir, Giovechino, deines Seelenheils wegen zu unterreden. Ich laſſ' euch ein Stündchen allein, dann iſt's die Zeit, wo alle Thüren geſchloſſen werden müſſen.“

Er entfernte ſich, die Gefängnißthüre nur anlehnend, da ſeine Wohnung auf dem Gange befindlich

und alle andern Ausgangsthüren, wie immer, wohl verschlossen waren.

„Ich heiße dich willkommen, frommer Pater!“ sprach Giovechino, „und danke dir, daß du dich meiner annimmst. Zwar viel werde ich nicht mit dir zu verhandeln haben; doch kannst du mir einen grossen Dienst erzeigen, wenn du einen Auftrag ausrichtest, den ich dir für ein theures Mädchen geben möchte.“

Er war, während er die letzten Worte sprach, an den Tisch getreten und hatte die Lampe aufgestört, daß sie heller brenne. Jetzt wandte er sich, schaute dem Capuziner ins Gesicht und fuhr mit einem unwillkürlichen Ausruf des Erstaunens zurück, denn der fromme Pater, welcher seine Capuzze zurückgeschlagen hatte, war niemand anders als Antonio Montecavallo, der Primo Amoroso.

Antonio weidete sich einige Augenblicke an Giovechino's Erstaunen, dann begann er mit treuherzigem Ton, wobei er jedoch ein schadenfrohes Lächeln nicht ganz unterdrücken konnte:

„Ihr scheint verwundert, Giovechino, mich hier zu sehen, und meint vielleicht, ich käme nur, um

mich an Euerm Mißgeſchick zu erfreuen. Verbannt dieſen Argwohn! Freude über Euer Unglück iſt mir fern! Ihr dauert mich, es thut mir weh, Euch ſo gebeugt zu finden, und ich will Euch helfen ſo viel ich kann.“

Den Primo Amoroſo feſt ins Auge faſſend, hatte Giovechino ihn ruhig angehört, und mit Ruhe entgegnete er nun:

„Ich habe Euch, Antonio, ſchon oft geſagt, wofür ich Euch halte, und das Unglück hat mich keineswegs ſo gebeugt, daß meine Meinung hinſichtlich Eurer ſich im geringſten verändert hätte. Eures Mitleids bedarf ich nicht, an Eure Theilnahme glaub' ich nicht und will ſie nicht. Ich weiß, daß Euch nichts Gutes zu mir führt, daß keine frohe Botſchaft mir aus eurem Munde kommen kann. Aber auch das Schlimmſte, das Ihr mir brächtet, würde mich nicht niederbeugen, denn ich verachte' Euch, und keinen Triumph ſoll't Ihr je über mich davon tragen.“

„Ei wie ſtolz!“ lächelte Antonio, „keinen Triumph meint Ihr? keinen?! Wohlan Grazioſo! es gilt den Verſuch. Ja, ich geſteh' es, ich haſſe dich,

haſſe dich glühend! Ich habe mich gefreut, als ich vernahm, du ſei'ſt den Gerichten verfallen und werdeſt das Haupt laſſen müſſen für den thörichten Stolz, die Mißhandlungen eines fürſtlichen Laquaien nicht mit gebührender Unterwürfigkeit, als einen gnädigen Scherz aufgenommen zu haben. Ich freute mich, daß dem Grazioſo ſein Recht werden ſollte, der, trotz dem, daß er nur ein Grazioſo iſt, mir vorgezogen wurde. – Aber mehr wollt' ich auch nicht, Giovechino! An deinem Tod' hatt' ich genug, denn ich bin ein Menſch, kein Teufel."

„Dieſes hämiſche Lächeln, deſſen du nicht Meiſter werden kannſt, ſtraft deine Worte Lügen!" ſagte Giovechino und wandte dem Primo Amoroſo mit kalter Verachtung den Rücken. Doch Antonio fuhr fort:

„Stolzer Thor! nicht verbergen will ich mein Lächeln vor dir! Es galt deinem Stolze, der jetzt ſo hoch ſich bläht, und der doch vor dem Hauche meines Mundes dahinſchwinden wird in das Nichts, das ihn erzeugte. Du erwarteſt den Tod, nicht ſo? Du biſt darauf gefaßt, Fiametten zu ſchauen, verzweifelnd, wahnſinnig, wenn der Geliebte das Schaffot

beſteigt, nicht ſo?“ — Hahaha! Faſſe Muth, Grazioſo! du wirſt nicht ſterben! Wenige Tage nur noch, und die Pforten dieſes Kerkers thun ſich auf! Frei, unbeſtraft für deinen Frevel, wirſt du ihn verlaſſen! reich beſchenkt ſogar, dieſe Stadt. Und Fiametta wird auf des Fürſten ausdrücklichen Befehl — dein Weib.“

„Was faſelſt du da, Bube?“ fuhr der Grazioſo, raſch ſich wendend, auf.

„Die Wahrheit rede ich!“ verſetzte der Primo Amoroſo kalt. — „Nun Giovechino? was ſtarrſt du? Gefällt dir die frohe Kunde nicht? —

„Du lügſt!“ knirſchte der Grazioſo, „nicht Teufel! giftgeſchwollner Wurm!“

„Ich rede Wahrheit, Giovechino! Dieſen Abend noch, in dieſer Stunde, da wir hier mit einander reden, erhält Fiametta aus des Fürſten eignen Händen deine Begnadigung, und was ſonſt noch vonnöthen, das Glück eurer Zukunft zu ſichern. Die alte Mariane ſagte mir's, und als ſie's ſagte, ſaß Fiametta ſchon, feſtlich geſchmückt, des Fürſten harrend, in der rothen Stube. Du kennſt ſie wohl, es iſt

dieſelbe, worin du die letzte zärtliche Scene mit deinem Liebchen hatteſt.

„Bube! — du lügſt!

„Nur zu, Giovechino! du glaubſt mir's doch! Indeß was ſchadet's? Fiametta thut's ja aus Liebe zu dir, um dich zu retten.“

„Ich glaube dir nicht!“ rief, am ganzen Körper zitternd, der Grazioſo, „es iſt ja nicht möglich! Sollte mein elendes Leben, ſollte ſelbſt das Ihrige ihr mehr gelten können als unſere Liebe?“ — Ich glaube dir nicht, wenn du nicht ſchwörſt bei Gott und allen Heiligen! bei deines Lebens letzter Stunde, bei deiner Seele Seligkeit! — Ha! ſiehſt du! du kannſt nicht.“

„Ich kann's.“

„Du könnteſt?!“ fragte erbleichend Giovechino.

„Ich kann's,“ wiederholte Antonio, und die Hand zum feierlichen Schwur erhoben, ſprach der entſetzliche Menſch den entſetzlichen Meineid mit feſter Stimme.

Giovechino ſtand vernichtet. „Alſo doch!“ ſtöhnte er, kaum der Sprache mächtig. „Es war ihr möglich! O! was iſt jetzt noch unmöglich?!“ Und mit

raſendem Gelächter, ſich ſelbſt antwortend, rief er: „Treue! treue Liebe!“ — „Mäßige dich!“ flüſterte Antonio ihm beſorgt zu, und zuſammenzuckend entgegnete der Grazioſo, ebenfalls leiſe: „du haſt Recht! ich muß mich mäßigen! — Wie war's nur noch? in dieſer Stunde ſagteſt du, in der rothen Stube — Tod und Teufel! — ſind ſie — ſind ſie beiſammen?“ — „So iſt es.“

Giovechino ging mit großen Schritten im Gefängniß auf und ab, krampfhaft zitternd! Der Primo Amoroſo verfolgte ihn heimlich mit lauernden Blikken, in denen triumphirende, hölliſche Schadenfreude ſich malte! Endlich ſprach er mit mitleidigem Ton: „du dauerſt mich, Giovechino! per dio! du dauerſt mich! Fiamettens Verluſt gönnte ich dir, nicht aber Schande! davor hab' ich dich gewarnt. Leb' wohl!“

Er wollte ſich entfernen; da ſprang aber Giovechino blitzſchnell an die Kerkerthür und raunte ihm zu: „Halt! nicht von der Stelle! Leihe mir deine Verkleidung, ich will hin!“

„Biſt du raſend!“ ſtammelte erſchrocken Antonio, „was wollteſt du?“

„Ich ſagte dir's! hin! hin! Gib das Gewand.

„Und was ſollte aus mir werden?“ — „Du bleibſt an meiner ſtatt, bis ich wiederkehre. Ich kehre wieder, mein heiligſtes Wort darauf. Schnell das Gewand nur! zaud're nicht.“ — „Höre mich, Giovechino!“ — „Das Gewand, Menſch! und keinen Laut, oder ich erwürge dich!“ — Er faßte ihn hart. „Wahnſinniger!“ rief Antonio, ſtieß ihn zurück, eilte zur Kerkerthür und bemühte ſich, haſtig ſie zu öffnen, um zu entfliehen. Aber Giovechino hatte ſich raſch gebückt, einen loſen Stein aus dem Fußboden des Kerkers geriſſen, und zerſchmetterte nun mit einem fürchterlichen Streich die Hirnſchale des Primo Amoroſo, daß er ſogleich ohne einen Laut todt zu Boden ſtürzte. Einige Augenblicke ſtand Giovechino betroffen vor dem Erſchlagenen. „Mörder!“ murmelte er dumpf vor ſich hin. Dann aber begann er raſch ihn zu entkleiden, um ſich ſelber in das Mönchsgewand zu hüllen. Im Begriff, den Kerker zu verlaſſen, blickte er noch einmal zurück. Die eben verlöſchende Lampe warf einen glühend-rothen Schein auf den blutenden Leichnam, und Giovechino bemerkte den Griff eines Dolches, der aus dem Gürtel hervorblitzte. „Vielleicht für meine Bruſt geſchliffen, guter

Antonio!“ hohnlächelte er, „ich kam dir zuvor! doch die Waffe kann ich brauchen.“ Er zog ſie aus dem Gürtel des Todten, ſteckte ſie zu ſich und verließ den Kerker, die Thür ins Schloß werfend. „Was macht der Gefangene, ehrwürdiger Pater?“ redete auf dem dämmernden Gange der Kerkermeiſter ihn an. Leiſe mit verſtellter Stimme, antwortete Giovechino: „Ich hab' ihn beruhigt! er ſchläft.“ „Das lohn' Euch Gott!“ rief der Kerkermeiſter treuherzig. „Seit der arme Burſche hier ſitzt, iſt das wohl die erſte ruhige Nacht, die ihm wird.“

Ohne ihn zu erkennen, geleitete der Alte den Grazioſo bis ans äußerſte Thor des Gefängniſſes, und kehrte dann unbeſorgt in ſein Stübchen zurück, nicht ahnend das Gräßliche, was ſich begeben.

Giovechino aber, den Tod, der Hölle Verzweiflung im Herzen, ſtürmte durch die finſtern Gaſſen nach dem wohlbekannten Hauſe.

Ungehindert erreichte er's, unbemerkt ſchlich er ſich hinein, die Treppe hinan, mit verhaltenem Athem an Fiamettens Zimmerthür lauſchend. Leiſes Kniſtern, wie von ſeidenen Gewändern, ließ ſich hören.

Plötzlich öffnete ſich die Thüre, ein Lichtſtrahl

drang aus dem Zimmer hervor, und ihm entgegen, reizend geſchmückt, ſchwebte Fiametta.

Als ſie ihn erblickte, fuhr ſie erſchrocken zurück; aber gleich darauf, ihn erkennend, jauchzte ſie „Giovechino!“ und eilte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. „Treuloſe!“ raſete Giovechino, der Dolch blitzte in ſeiner Rechten und ſenkte ſich im ſelben Augenblick tief in Fiamettens Bruſt.

„Giovechino! Geliebter!“ ſeufzte das Mädchen und ſank ſterbend zu den Füßen des Grazioſo.

Händel.

In der Gaststube der berühmten Londoner Taverne „Good woman", City, Fleetstreet, No. 77, saß, die Hände über den Bauch gefaltet, in seinem Lehnsessel der Wirth, Master John Farren, bereit, seine werthen Gäste zu empfangen.

Es war sieben Uhr Abends; um diese Zeit pflegte sich regelmäßig „der Stamm" einzufinden, und Tom, der Schenkjunge, stand, den schäumenden Porterkrug in der Hand, schon auf den Sprung, den Zuerstemtretenden zu begrüßen, wie's im Jahr 1741 in London noch Sitte war. Jetzt freilich beginnt dort erst der Tag, wenn er zu Ende ist, und die Abenddämmerung trifft mit der Morgenröthe zusammen.

Dicht vor John Farren stand Mistreß Beß' Farren, „seine gute Frau," die dürren Arme in die Seite gestemmt und glühende Zornröthe auf den — sonst gelbbleichen — Wangen.

„Iſt's wahr, Maſter John!“ fragte ſie mit kreiſchendem Tone, „iſt's möglich, Ihr könntet im Ernſt daran denken, unſere Ellen, unſer einziges Kind, dem hergelaufenen deutſchen Hungerleider an den Hals zu werfen?“

„„Nicht an den Hals werfen, Miſtreß Beß'!““ entgegnete ruhig John Farren, „„aber Ellen liebt den jungen Burſchen, und God dam! es iſt ein braver Kerl! hübſch, ehrlich, geſchickt, fleißig —““

„Und arm wie eine Kirchenmaus!“ fiel Miſtreß Beß' ihrem Eheherrn in's Wort, „und Niemand weiß, was er eigentlich vorſtellt!“

„„Ei! ſein Landsmann Maſter Händel ſagt: es ſtecke etwas Großes in ihm.““

„Ja! geht mir nur mit eurem Maſter Händel! das iſt mir eben der rechte! — was gilt denn der hier, ſeit er's mit Sr. Majeſtät — welche Gott erhalten möge! — ganz und gar verſchüttet hat? Freilich, als er noch täglich in Carltonhouſe aus- und eingehen durfte, da hätt' ich's gelten laſſen; aber nun, da er ſeines hochfahrenden Weſens halber von dort verbannt iſt, was iſt er noch, als ein ganz ordinärer herumwandernder Muſikant?“

„„God dam!““ rief mit einiger Heftigkeit John Farren, „„haltet euer loſes Maul, Miſtreß Beß'! und den Maſter Händel in Ehren! das iſt mir ein Mann, ſo gut wie nur immer einer in Alt-England! — und wenn er dem Joſeph ſein gutes Zeugniß gibt, ſo hab' ich Grund, worauf ich bauen kann. Verſtanden Miſtreß Beß'?““

„O ja! und thut, was Ihr wollt, aber ich ſag' Euch's im Voraus: Ihr macht Eure Rechnung dann ohne Wirth.“

„„Der Wirth bin ich!““ verſetzte lachend John, „„und Ihr Beß' ſeid meine gute Frau, die ich mir auf mein Thürſchild malen ließ, als Ihr noch jung waret und hübſch.““

Die „gute Frau“ machte eben Miene zu einer weitläuftigen Gegenrede, als die Thür' aufging und zwei Männer von feinem Anſehen hereintraten. Tom ergriff ſchnell noch einen zweiten Krug, ſetzte beide auf den runden Tiſch in der Mitte des Zimmers und blieb dienſtfertig ſtehen, während Miſtriß Beß', einen unmuthig furchtſamen Blick auf Beide werfend, ſich aus dem Zimmer ſtahl.

„Na!“ rief der Aeltere, eine faſt koloſſale

Geſtalt mit einem ſchönen ausdrucksvollen Geſicht und gewaltig flammenden Augen. „Na! Maſter John, wie geht's?“

„„Gut! Maſter Händel!““ lautete die Antwort, „„um ſo beſſer, als Ihr eben zu rechter Zeit kommt, mein „gutes Weib“ zum Schweigen zu bringen.““

„Hat der alte Drache wieder gebrummt?“

„„Ihr wißt, das iſt ſo ihre Sitte.““

„Freilich weiß ich's! aber verdamm' mich Gott! wäre ſie mein Weib, ich ſperrte ſie in den Windkaſten der St. Pauls-Orgel, zöge alle Regiſter an und brummte ihr was vor, daß ihr's für immer vergehen ſollte.“

Maſter John hielt ſich den dicken Bauch vor Lachen über die ſchöne Kurmethode ſeines lieben Gaſtes. Händel aber, nachdem er Hut und Stock dem Burſchen gegeben, ſetzte ſich zu ſeinem Begleiter, einem mittelgroßen Mann, einfach und ſchlicht; nur in den Winkeln der gutmüthig lachenden Augen entdeckte der Beobachter einen Zug, der auf ungemeſſene Schalkheit ſchließen ließ; der Name des Mannes war William Hogarth, und er galt für einen guten Portraitmaler.

„Ihr meint alſo," fragte Händel, indem er ihn forſchend anblickte, „Ihr meint alſo, der Bedford würde etwas für meinen Meſſias thun, wenn ich ihn um den Bart ginge?"

„„Ihr ſollt ihm nicht um den Bart gehn!"" entgegnete Hogarth mit Nachdruck, „„das verlang' ich nicht von Euch, und kein ehrlicher Kerl in Alt-England wird es von Euch verlangen; ſagt's ihm kurz und gut und ſeid gewiß, er wendet allen ſeinen Einfluß an, daß Ihr Euer Werk würdig aufführen könnt.""

„Iſt's aber nicht zum toll werden," rief Händel unmuthig, „daß ich mich hinter einen ſolchen Hans-Haſenfuß, wie Se. Herrlichkeit, der Herzog von Bedford, ſind, ſtecken ſoll, um mein beſtes (William! weiß Gott! mein beſtes) Werk, das ich bis jetzt ſchrieb! Euch zu Gehör zu bringen? Verdammt und wenn Se. Herrlichkeit nur noch etwas davon verſtünde! aber er verſteht ja von der Muſik ſo wenig, wie jener Schurke von Leinweber in Yorkſhire, der vor Jahr und Tag meinen Saul dermaßen abgröhlte, daß ich ihn mit Fäuſten ſchlug.

„„Ei nun!"" ſprach Hogarth mit Laune,

„„Ihr ſeid ſchon achtundzwanzig Jahre in England; habt Ihr denn noch nicht gefunden, wie wenig es einem wirklichen Kunſtwerk ſchadet, wenn irgend eine unwiſſende Herrlichkeit es protegirt? Ihr kennt mich, Händel! und wißt, daß ich nichts ſo ſehr verabſcheue, als Kriecherei — es ſei, vor wem es immer wolle! aber ich verſicher' Euch: wollt' ich's blos mit Solchen halten, die meine Sachen verſtehen, und nicht auch den Anderen ein gutes Wort gönnen — God dam! ich müßte froh ſein, wenn ich nur immer genug Portrait's zu klecksen bekäme, um mich und Weib und Kind zu erhalten! an meine Mariage nach der Mode, an meine Punſchgeſellſchaft, die Euch ſo herzlich lachen machte, dürft' ich gar nicht denken! — Ihr wißt's ſo gut wie ich: Talent, Sinn für wahre Kunſt und Geld, Beides zu unterſtützen, finden ſich ſelten oder nie beiſammen! Laßt uns Gott danken, wenn die Dummen noch gutmüthig genug ſind, unſer göttliches Erbtheil uns nicht zu mißgönnen und noch obendrein die Broſamen, ſo von ihren reichen irdiſchen Gaſtmählern übrig bleiben.““

Händel hatte, während Hogarth ſprach, beide

Arme auf den Tiſch geſtemmt und den Kopf in die Hände gelegt. Ohne aufzublicken oder ſeine Stellung zu ändern, murmelte er: „Ob's denn immer ſo bleiben wird! ob nie die Zeit kommt, wo dem Künſtler die reine Freude des Genuſſes zu Theil wird, die er Andern durch ſeine Werke bereitet? — „Hogarth!“ fuhr er auflodernd fort, indem er die Hände raſch vom Geſicht zog und den Freund ſtarr anblickte, „Hogarth! möchteſt du dein Vaterland verlaſſen und in einem andern Lande deine Kunſt üben?“

„„God dam! nicht um die Welt!““ entgegnete der Maler.

„Das iſt's!“ rief Händel haſtig, „du haſt ausgehalten und beginnſt nun den Lohn deiner Treue zu erndten! ich aber verließ mein liebes Vaterland, gerade als neues Leben in der Kunſt ſich regte. O! wie mag ſich's jetzt dort ſo herrlich entfaltet haben! — was könnt' ich mit meinen mir von Gott verliehenen Gaben dort wirken! — Haben meine Landsleute daheim etwas Großes vollbracht — ſie haben's ohne mich, indeß ich hier vergeblich mit Euren Eſeln von Sängern und Muſikanten mich abquäle,

ihnen einen Begriff beizubringen, was eigentlich Muſik ſei. — O! zählt' ich nicht ſchon über fünfzig Jahre; morgen des Tags lief ich zurück in meine Heimath. Gott verdamm mich! lieber Kuhhirt dort, als hier wieder Director vom Heymarket-Theater, oder gar Kapellmeiſter Seiner britiſchen Majeſtät, welche nebſt ihrem hohen und niedern Hofgeſindel ſich höchlichſt ergötzt an dem ſüßen Getriller des verdammten Caſtraten! — Hogarth! Ihr ſolltet den Hämmling abbilden, wie ihn die Londoner Weiber als ihren Abgott anbeten und ihm Opfer bringen.“

„„Iſt ſchon geſchehen!““ lachte Hogarth, „„doch horch! unſere Freunde!““ — —

Abermals öffnete ſich die Thüre und herein traten Maſter Tyers, dermaliger Beſitzer von Vaux-Hall, der Abbé Dubos und der Doctor Benjamin Hyaldy, ihnen folgten Joſeph Wach, ein junger Deutſcher, der unter Händel's Leitung ſich dem Studium des Geſanges widmete, und Miß Ellen Farren, die Tochter vom Hauſe. Maſter John erhob ſich, Tom füllte die leeren Porterkrüge, ſetzte friſchgefüllte auf, und draußen zankte „die gute Frau“ mit dem Geſinde.

Händel nickte ſeinem Schüler freundlich zu. „Wie ſteht's," fragte er, „geht's mit deinem Part vorwärts, daß ich dich bald überhören kann?"

„„Wohl bin ich fleißig, Herr Händel!"" entgegnete Joſeph, „„und an meinem guten Willen ſoll's gewiß nicht fehlen, daß ich meine Sache gut mache, Sie müſſen nur ein bischen Geduld mit mir haben.""

„Hm!" brummte Händel, „hab' ich ſie ſo lange mit den dummen Teufeln hier zu Lande gehabt, wird ſie mir auch bei dir ſobald nicht ausgehen. Genug davon bis Morgen! plaudre dich jetzt nur mit deinem Mädchen aus."

„„Ei, Maſter Händel!"" rief Ellen, komiſch ſchmollend, „„Ihr meint wohl: Joſeph ſoll nur, wenn er eben nichts Beſſeres zu thun hat, mein Sweet heart ſein?""

„Es wäre freilich das Klügſte, kleine Hexe!" lachte Händel, „aber Verliebten iſt ſchlecht predigen! das weiß dein Vater aus Erfahrung! Nicht? alter John?"

John Farren neigte ſich und ſprach ſchmunzelnd: „„Freilich wohl! allein wenn es doch einmal heißt:

es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei, ſo halt' ich's mit dem Sprüchwort: „inng gefreit, hat Niemand gereut," das bezeugt — God dam! mein Hausſchild: the good woman!"" —

Alle lachten, Joſeph und Ellen ausgenommen, welche ſchon in ihrem Zwiegeſpräch ſo vertieft waren, daß ſie auf des Alten Rede nicht mehr gehört hatten.

„Mauer Händel!" nahm der Abbé das Wort, „wißt Ihr wohl, daß ich die ganze vorige Nacht nicht habe ſchlafen können, weil mir immer Euer Ehor: „denn die Ehre des Herrn wird offenbaret," im Kopfe herumging und vor den Ohren klang? Ich meine, guter Maſter Händel! auch Eure Ehre wird durch Euren Meſſias offenbar werden, wenn Ihr's nur erſt ſo weit gebracht hättet, daß Ihr ihn aufführen könntet. Aber auch der Lord Erzbiſchof, ſcheint's, iſt dawider."

Händel erröthete wie immer, wenn der Zorn in ſeinem Innern aufſtieg, „„der Lord Erzbiſchof iſt mir ein ſchöner Diener des Herrn! fragt er mich da, ob er mir einen Text zum Meſſias dichten ſolle, und als ich ihm ruhig entgegne: ob er denn glaube, daß ich ein verfluchter Heide ſei und von der

Bibel nichts wisse, oder ob er sich getraue, es besser zu machen, wie's in der heiligen Schrift steht, wendet er mir den Rücken und schreit mich bei Hofe als einen groben undankbaren Kerl aus! — nun das kam dort gerade recht!""

„Ja mit hohen Herrschaften ist nicht gut Kirschen essen!" bemerkte weise John Farren.

„„Ich glaubte,"" brummte Händel, „„dieses Sprüchwort bewähre sich nur auf dem Continent, aber ich sehe leider! daß es eben so gut im Lande der Freiheit anzuwenden ist.""

„Gutes und Schlechtes trifft überall auf Erden zusammen," sprach lächelnd Benjamin Lyaldy! „und das Verhältniß ist fast überall das nämliche. Wir müssen die Welt nehmen, theurer Händel! wie sie eben ist, wenn wir uns nicht alle Lust am Schaffen verleiden wollen! — Gesteht es übrigens nur selber: nie fühltet Ihr Euch mehr erhoben, nie waret Ihr selbst inniger von Eurem Werth überzeugt und danktet freudiger Euren Gott für die schönen Gaben, so er Euch verliehen, als wenn endlich, endlich nach langem Kampf mit Unwissenheit und Cabale, ein

Werk von Euch zur Aufführung kam, und ſelbſt Eure Feinde und Neider zur Bewunderung hinriß.“

„„Ich frage den Teufel nach der Bewunderung von Narren und Schurken!““ polterte Händel darein. Benjamin aber fuhr begütigend fort: „Freund! wer noch *vermag*, das Schöne und Gute zu bewundern, mit *dem* ſteht es nicht *ganz* ſo ſchlimm, als es oft den äußern Anſchein hat. Es lebt ein *Etwas* in jedes Menſchen Bruſt, was, ſo lange er's nicht gewaltſam herausreißt, ſelbſt den *Verworfenſten* nicht *gänzlich* fallen läßt! — Ich kann's Euch nicht nennen und beſchreiben! aber die *Kunſt*, und vor Allem die *Muſik* iſt der *ſicherſte* Prüfſtein, wodurch Ihr erkennt, *ob* es noch im Menſchen lebt“

„„Gewiß!““ rief Maſter Tyers, „„ich ſelbſt liebe die Muſik recht vom Herzen und denke, wie Euer großer Landsmann und Reformator, der Doctor Luther: „*Wer nicht Gefallen hat an ſolch' lieblich Wunderwerk, wie Muſica eins iſt, das muß ein rechter Ochs ſein.*“. Aber richtet, Maſter Händel! — richtet meine lieben Landsleute nicht gar zu ſtrenge, wenn ſie's in der lieblichen Kunſt noch nicht ſo weit gebracht haben,

wie die Eurigen — die Gaben sind verschieden! wir haben ja auch Manches, was Andre nicht haben.“

„Ihr seid lange in England,“ nahm der Abbé das Wort, „und habt wohl manchen Aerger erfahren, sonderlich mit denen, die Ihr nöthig braucht, Eure Sachen aufzuführen. Aber sprecht, Master Händel! wenn's wahr ist, daß der Hof und die Großen Euch oft Unrecht thaten, wenn's wahr ist, daß unsere Sänger und Musikanten schlechter sind, als in Eurem Vaterlande, wenn's endlich wahr ist, daß wir nicht vermögen, ganz den hohen Geist, der in Euren Werken webt, zu erfassen, hat das britische Volk Euch dessenungeachtet nicht zu seinem Liebling gewonnen? Lebt der Name Händel nicht schon im Munde des ehrlichen John Bull, so gut wie nur immer der Name des besten Parlamentredners? — Nun Meister! wenn das wahr ist, so gebt einmal um des ehrlichen John Bull (der wenigstens das Wahre, Gute zu ahnen vermag), — gebt, sag' ich, um seinetwillen einmal ein bischen klein bei; damit wir Euern Messias bald zu hören bekommen, Ihr vergebt dadurch Eurer Ehre nichts, und bleibt nach wie vor der freie deutsche Mann, der Ihr seid.“

„„God dam!“ rief Hogarth, „„das hab' ich ihm auch gesagt.““ „Ich auch! ich auch!“ stimmten Tyers und Hyaldy ein, und John schloß freundlich: „Bedenkt doch nur, Master Händel, wie oft ich meinem „guten Weibe“ nachgeben muß, unbeschadet meiner Auctorität als Herr vom Hause.“

Händel saß einige Minuten stumm da und blickte Alle nach der Reihe finster an; plötzlich brach er in ein dröhnendes Lachen aus und rief in der heitersten Stimmung: „„Straf' mich Gott! meine alten Jungen! Ihr habt Recht! hier meine Hand! morgen früh geh' ich zum Herzog von Bedford, und ihr sollt den Messias hören, wären auch alle Hundsfötter der drei Königreiche und des Continents dawider! Tom, einen frischen Krug.““ —

Lautes Beifallklatschen folgte diesen Worten! John Farren versuchte sogar einen Freudensprung, welcher trotz seiner ansehnlichen Corpulenz über Erwarten gelang, und seine Gäste zu erneutem schallendem Gelächter reizte. Joseph aber flüsterte seinem Mädchen zu: „O Ellen! wenn's ihm gelingt, so ist unser Glück gewiß! ich habe sein Wort.“

Am andern Morgen fuhr Händel, wie er seinen Freunden versprochen, zum Herzog von Bedford. Se. Herrlichkeit gaben eben ein großes Frühstück, und der halbe Hof war in seinem Salon versammelt. Doch kaum erblickten die Bedienten den aussteigenden Händel, als sie sich sogleich beeilten, ihrem Herrn seine Ankunft zu melden.

Der Herzog von Bedford war nichts weniger als Kenner, aber er war prachtliebend, hielt etwas auf den Ruf eines Beschützers der Künste und kannte keine größere Freude, als es in dieser Hinsicht Sr. Majestät, dem Könige, auf alle Weise zuvor zu thun.

Den deutschen Meister für sich zu gewinnen, war um so mehr sein sehnlichster Wunsch, als er recht gut wußte, daß keineswegs des Königs Ungnade ihn aus Carltonhouse entfernt hatte. Der König im Gegentheil schätzte Händel'n um so aufrichtiger, als er sein großes Genie vollkommen erkannte und es zu würdigen wußte. Händel's kräftige Natur konnte und wollte sich aber einmal jenen Formen und Rücksichten, wie sie nicht nur in Carltonhouse, sondern in der höhern Gesellschaft der Hauptstadt durchgehends als unerläßlich galten, nicht fügen; so war

es denn sehr natürlich, daß seine Verbindungen mit Hof und Adel immer lockerer wurden, und endlich ganz sich löseten. — Sein Ruhm aber stieg von dieser Zeit an nur um so höher. Das Oratorium „Saul", womit er im verflossenen Jahre erst in London, dann in allen größern Städten des Reichs aufgetreten war, hatte ihn als einen Schöpfer im Reich der Töne bewährt, wie sich keiner zuvor ihn hatte denken können. Der König war entzückt von der Schönheit des Werks; der Hof, der Adel gaben sich mindestens das Ansehen, es nicht minder zu sein. Im Volk aber lebte, wie Händel's Freunde richtig bemerkten, sein Name neben den Namen der gefeiertsten Helden des Tags! Kaum hörte der Herzog die Meldung seines Dieners, so eilte er schon hinaus, faßte den Meister traulich bei der Hand und wollte ihn ohne Umstände in den Saal führen. Händel aber dankte für die Ehre und meinte: „er sei nur gekommen, Se. Herrlichkeit um — eine Gefälligkeit zu bitten.

„Wohl, Master Händel!" sprach der Herzog lächelnd, „so könnt Ihr mit mir in mein Cabinet kommen." Das war Master Händel denn zufrie-

den! Er folgte dem Herzog in ſein Zimmer und trug ihm dort ſein Anliegen mit dürren Worten vor, nämlich: „daß es Sr. Herrlichkeit doch gefallen möge: dem Erzbiſchof von London und dem Lord-Major die Köpfe zurecht zu rücken, damit ſie ihm hinſichtlich der Aufführung ſeines Meſſias nicht mehr ſo viele Hinderniſſe, namentlich in Betreff des gewählten Lokals, in den Weg legten. Ich muß doch beim Teufel am beſten wiſſen, wo meine Muſik ſich ordentlich ausnimmt," ſchloß er ſeine Rede.

Der Herzog ſtimmte dem vollkommen bei und verſprach ihm: all' ſeinen Einfluß, all' ſeine Mittel daran zu ſetzen, daß der Aufführung des Meſſias keine Hinderniſſe mehr in den Weg gelegt und alle vorhandenen beſeitigt werden ſollten.

Das heiterte Händeln auf, mehr vielleicht noch, als das Verſprechen ſelbſt, die Art, wie der — ſonſt, zwar artige, aber auch — ſtolze Herzog es gab.

„Nun kommt aber auch mit mir in den Saal, Maſter Händel!" ſprach der Herzog. „Es iſt wohl manches Geſicht da, dem Ihr nicht grün ſeid, aber auch ein wackerer Landsmann von Euch, welchen ich in meine Dienſte genommen habe, er heißt Keller-

mann und iſt ein braver Flötenſpieler, wie die Kunſtverſtändigen behaupten.“

„„Alle Tauſend!““ rief Händel fröhlich, „„iſt der brave Kerl in London, und zwar in Ew. Herrlichkeit Dienſten? ja das iſt ein Anderes! da geh' ich mit, und wäre ſonſt Euer ganzer Saal voller Paviane und Meerkatzen.““

„O! die fehlen nicht!“ lachte der Herzog, indem er mit Händel'n nach dem Saal ſchritt, „und einen fetten Capaun findet Ihr auch.“

Der ganze Saal gerieth in Bewegung, als der Wirth des Hauſes, Händel'n bei der Hand gefaßt haltend, eintrat.

Der Herzog winkte, nachdem er den deutſchen Meiſter flüchtig der Geſellſchaft präſentirt hatte, deſſen Landsmann Kellermann herbei, und Händel, ohne ſich an die Verſammlung zu kehren, begrüßte den alten Freund mit aller Herzlichkeit und den kindlichſten Ausbrüchen reiner Freude. Bedford ſchien ſein Wohlgefallen daran zu haben und ließ die beiden Freunde ungeſtört ſich ausſchwatzen, obgleich der Abgott der feinen Londoner Welt, Signor Farinelli, mehre Mal vom Clavier herüber vernehmlich hüſtelte,

zum Zeichen, daß er ſingen wolle, und Kellermann zurückkommen möge, ihn zu accompagniren.

Endlich bemerkte es Kellermann, drückte Händel'n lächelnd die Hand, kehrte an ſeinen Platz zurück, ergriff ſeine Flöte, und Signor Farinelli, nachdem er ſich noch einige Mal geräuſpert, begann mit ſüßer klarer Stimme eine ſchmelzende Arie.

Händel, der gewaltige Mann, kräftig im Leben, kräftig in ſeinen Werken, verabſcheute nichts mehr und heftiger, als den Geſang eir Caſtraten, und aller Aufwand von Kunſtfertigkeit des Signor Farinelli erſchien ihm nur als die heilloſeſte frevelndlichſte Verhöhnung der Natur, wie der gottgeborenen Kunſt. Wie aber auch ſeine Unmuth ſich regte bei dem ſüßlichen Gewinſel des Jammermenſchen (welches Kellermann auf ſeiner Flöte gar ſchalkhaft begleitete und nachahmte), dennoch mußte er innerlich lachen über die Verzückung, worinnen darob das ganze Auditorium gerieth; die Herren verdrehten die Augen und ächzten und ſtöhnten vor Wonne, die Lady's ſchienen verſchwimmen zu wollen, wie Farinelli's Töne. „Sweet — sweet!“ ſeufzte eine der andern zu — Yes — indeed! liſpelten dieſe zurück, ſchloſſen die

Augen und vergaßen ihre ſonſt ſo ſittſame Haltung. — Signor Farinelli endete. Lauter Beifall lohnte ihn für ſeine Anſtrengung — Händel dachte an ſeinen Schüler Joſeph.

Farinelli hatte erfahren, daß „il compositore signor „Aendel," deſſen Name auch in Italien nicht unbekannt war, zugegen ſei, er wünſchte ihn kennen zu lernen, und der Wirth des Hauſes machte ſich den Spaß, Beide einander vorzuſtellen. „Ick aben keört," ſprach Farinelli in ſchlechtem Engliſch — denn er wußte nicht, daß Händel italieniſch ſprach — „ick aben keört: Signor Aendel aben componirt una opera: il Messia. Sein in der Opera ein Part, ſu ſing für die berühmt Muſico Farinelli, mein' ick: für mick?"

Händel betrachtete mit großen Augen die drollig aufgeblaſene, weibiſch mit Schleifen, Spitzen und Juwelen herausgeputzte Geſtalt vom Kopf bis zu den Füßen, und entgegnete dann trocken im tiefſten Baßton: „No, signora."

Farinelli prallte zurück, die männliche Geſellſchaft unterdrückte mühſam ein lautes Lachen, die Lady's wandten ſich ſchamglühend ab. Händel empfahl ſich.

Auf dem Corridor faßte ihn Hogarth lachend unter'm Arm, und zeigte ihm eine Skizze, die ganze Verſammlung darſtellend, wie ſie von dem Geſang des Farinelli entzückt lauſchte. „Auf Befehl des Herzogs!“ flüſterte er ihm zu.

„„Das iſt falſch von ihm!““ ſprach Händel unmuthig. Der ſatyriſche Maler zuckte die Achſeln.

In ſeinem Stübchen ſaß Händel, vertieft in ſeine Partitur. Nochmals prüft' er aufmerkſam jede Note — bald lächelt' er bei einer gelungenen Stelle, bald ſah er ernſt, wenn ihn etwas nicht befriedigte — ſann nach — ſtrich aus und änderte um.

Endlich ruhten ſeine Blicke auf dem letzten „Amen“ lange — lange, bis eine Thräne auf das Blatt niederfiel.

„Dieſe Note,“ ſprach er feierlich, indem er ſeine Blicke zum Himmel hob, „dieſe Note iſt vielleicht meine beſte! nimm ſie hin, du großer, gewaltiger, liebevoller Geiſt! — nimm ſie hin als meinen beſten Dank für dieſes Werk! Herr! du haſt mir's

gegeben und was von dir ausgeht, das besteht, ob alles Irdische zerstäubet — Amen.“

Er schlug die Partitur zu, ging einige Mal mit großen Schritten im Gemach auf und ab und setzte sich dann mit gefalteten Händen in seinen Sorgenstuhl, selig träumend von seiner Jugend — seiner Heimath.

So fand ihn Kellermann, als er in der Abenddämmerung kam, ihn zu besuchen und in die Taverne abzuholen. Händel empfing ihn milde und innig, wie nie vorher. Sie sprachen lange von ihrem Vaterlande, ihrer Kunst und den wackern Meistern, so jetzt dort lebten. Endlich mußten sie aufbrechen, um ihre schon versammelten Freunde nicht allzu lange warten zu lassen.

„Nun Freund?“ rief Hogarth fröhlich dem Meister entgegen, „war mein Rath nicht gut? hat der Bedford dir nicht geholfen, und bist du dessenungeachtet nicht ein so braver feiner Kerl wie vorher.“

Händel nickte gutmüthig lächelnd und setzte sich dann auf seinen gewöhnlichen Platz.

„Ja,“ fuhr Hogarth fort, „Du hast es jetzt gut, Alter! und darfst nicht mehr sorgen; aber ich

armer Teufel bin abſcheulich durchgefallen mit meiner letzten Arbeit.“

„„Du?““ fragte Händel erſtaunt, „„„du, deſſen Ruhm von Tag zu Tag wächſt?““

„Hat ſich was zu wachſen!“ entgegnete Hogarth ärgerlich, „ausgelacht haben ſie mich, daß es eine Art hatte! Du erinnerſt dich doch, daß ich vor Jahr und Tag, als die Leda von dem welſchen Maler Correggio hier für zehntauſend Guineen in der Auction verkauft wurde, daß ich da ſagte: „Wenn mir Einer zehntauſend Guineen gibt, ſo will ich wohl etwas malen, was eben ſo gut iſt.“ Der Lord Grosvenor nahm mich beim Wort — ich ging an die Arbeit — ließ alles Andere liegen, malte und malte ein Jahr lang, endlich iſt mein Bild fertig, ich bring' es Sr. Herrlichkeit, der ruft ſeine Freunde zuſammen, und wie geſagt — Alle lachen mich aus, ich muß mein Bild wieder mitnehmen und zu Hauſe mich noch von meiner Frau derb auszanken laſſen.“

Alle lachten, nur Händel nicht, dieſer ſchwieg einige Zeit und ſprach dann: „„„Hogarth! du biſt eine ehrliche Haut, aber oft entſetzlich dumm! Ueber die italieniſchen Maler kannſt du gar nicht urtheilen,

denn erſtens haben ſie eine ganz andere Weiſe, wie du, und dann kennſt du eben ihre beſten Arbeiten nicht. Wärſt du, wie ich, in Italien geweſen und namentlich in Rom, wo Raphaels und Michael Angelo's gewaltige Schöpfungen prangen, du bekämeſt vor den alten italieniſchen Meiſtern Reſpekt, und würdeſt ſie lieben und verehren, wie ich die alten italiäniſchen Kirchencomponiſten. Die neueren Maler freilich gleichen mehr oder minder in ihrer Art dem Signor Farinelli.""

‚Punctum!" rief Hogarth, „wir wollen darüber nicht ſtreiten! ſag' uns lieber, wie du mit den Sängern und den Spielleuten zufrieden biſt, und ob du meinſt, daß ſie morgen ihre Sachen gut machen werden."

„„„Schlecht wird's wohl keins von ihnen machen!"" entgegnete Händel, „„„ich hab' ihnen tüchtig zugeſetzt, und der Joſeph hat mir brav geholfen, beim Einſtudieren mein' ich! Die erſte Sopranſängerin allein iſt verdammt mittelmäßig, was mir leid thut, um ein paar guter Nummern willen.

Da ſteckte Joſeph Wach den Kopf zur Thür herein und bat: „Herr Händel! auf ein Wort!

„„Nun, was gibt's denn?““ fragte Händel, indem er ſich erhob und hinausging; ſeine Freunde blickten ſich unter einander lächelnd an, und John Farren ließ von ſeinem Lehnſtuhl aus ſogar ein lautes „Hähähä!“ erſchallen. Joſeph faßte Händel's Hand und zog ihn haſtig über die dunkle Hausflur die Treppe hinauf in ſein Zimmer, wo Händel zu ſeiner nicht geringen Verwunderung die hübſche Ellen antraf.

„„Nun, was ſoll mir denn das?““ fragte er, indem ſein Geſicht ſich verfinſterte. „„Was habt Ihr hier auf dem Zimmer des jungen Burſchen zu ſchaffen, Miß Ellen! und zwar ſo ſpät noch?““

„Das mag er Euch ſelber ſagen, Maſter Händel!“ verſetzte die Kleine ſchnippiſch und wandte ſich erröthend ab. Joſeph aber ſprach treuherzig: „Denkt doch nur nichts Uebels von mir und der guten Ellen, mein lieber Meiſter! was wir hier beiſammen thaten, denk' ich vor Euch, wie vor dem lieben Gott, der unſer Zeuge war, zu verantworten.“

„„Nun, ſo thu' den Mund auf und ſprich!““ brummte Händel.

Joſeph fuhr fort: „Was ich bin und was ich

kann, das dank' ich Euch, mein theurer Meiſter! Ihr habt Euch meiner angenommen, als ich fremd und ohne Mittel, meinen Unterhalt zu gewinnen, hier ankam. Um mich zu einem wackern Sänger heranzubilden, habt Ihr manche ſchöne Stunde Euch abgekargt, in der Ihr hättet ſchaffen können."

„„Hoho! du Narr!"" lachte Händel, „„meinſt du, einen guten Sänger auszubilden, wär' nicht auch ſchaffen?""

„Meinethalben! — aber ich dank' Euch Alles."

„„Iſt nicht wahr! dein Talent gab dir Gott.""

„Nun! aber alles And're dank' ich Euch!"

„„Und wenn's wäre, was weiter?""

„Ja ſeht, Meiſter! da hat's mich nun oft bekümmert, wenn Ihr mit ſchlechten Sängern und Sängerinnen Euch abquälen mußtet über Gebühr, weil ihre frühere Schule nicht für Eure Werke taugte."

„„Ja, das iſt freilich ein Jammer!"" ſeufzte Händel.

„Da hab' ich denn verſucht," fuhr Joſeph fort, „ſo recht für Euch eine Sängerin zu bilden — ich glaube, es iſt mir ſo weit gelungen, daß ſie ſich darf

vor Euch hören laſſen — dort ſteht ſie!“ er deutete auf Ellen.

Händel riß die Augen weit auf, blickte erſtaunt auf das Mädchen und fragte langſam: „„Ellen? — die da?““

„Ja, ich!“ rief Ellen, indem ſie ſich wieder zu ihm drehte und recht herzensgut ihn anſchaute mit ihren reinen tiefbraunen Augen. „Ich,“ wiederholte ſie lächelnd, „und nun wißt Ihr's, Maſter Händel, was Joſeph und ich mit einander trieben.“

„Darf ſie vor Euch ſingen, Meiſter Händel,“ bat Joſeph.

„„Da ſoll mich doch wundern, wie deine Lehrmethode angeſchlagen hat,““ ſprach Händel, indem er ſich in einen Stuhl niederließ. „„Meinetwegen! laß ſie ſingen!““ Fröhlich ſprang Joſeph an's Clavier, Ellen trat neben hin, und begann.

Ha! — wie ward dem Meiſter Händel — wie horchte er auf, als er eins der köſtlichſten Stücke ſeines morgen aufzuführenden Meſſias, die einzig ſchöne Arie: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt!“ erkannte! — und wie Ellen ſie ſang, mag der Leſer daraus abnehmen, daß, als ſie geendet,

Händel still daſaß, ſelig lächelnd, die großen, feurigen Augen voll Thränen tiefer, andächtiger Rührung. Endlich athmete er mächtig, ſtand auf, küßte des Mädchens Stirn, küßte ihre Augen, in denen ebenfalls helle Thranen glänzten und fragte im mildſten Ton: „Ellen! gutes Kind! nicht wahr? Du ſingſt morgen bei der Aufführung dieſes Stück?“

„„Maſter Händel! — Vater Händel!““ rief in heftigſter Bewegung das Mädchen, und warf ſich lautſchluchzend um ſeinen Hals; Joſeph aber jauchzte:

„Erwach'! — erwach' zu Liedern der Wonne:
Frohlocke! — frohlocke du.“

„Amen“ hallte es durch die gewaltigen Wölbungen der Kirche, in den fernſten verbebte es im leiſen Flüſtern.

„Amen!“ lispelte Händel, indem er den Tactſtock ſinken ließ. Ueber alle Erwartung glücklich war die Aufführung ſeines unſterblichen Meiſterwerks gelungen. Mächtig war der Eindruck, welchen er ſowohl auf die Zuhörer, wie auf alle Sänger und

Muſiker gemacht hatte. Händel's Ruhm ſtand jetzt unerſchütterlich.

Als Händel die Kirche verließ, erwartete ihn eine königliche Equipage, welche ihn auf Befehl des Königs nach Carltonhouſe brachte.

Georg II. empfing den deutſchen Meiſter, umgeben von ſeinem ganzen Hofſtaat.

„Nun Maſter Händel!“ rief er ihm freundlich entgegen, „das muß wahr ſein, Ihr habt uns da mit Eurem Meſſias ein herrliches Geſchenk gemacht, es iſt ein braves Stück Arbeit.“

„„Iſt es?““ fragte Händel und ſchaute den König vergnügt in die Augen.

„Ich ſag' es Euch,“ verſetzte Georg. „Und nun ſagt Ihr mir: was kann ich thun, um Euch meinen Dank auszudrücken.“

„„Je nun,““ ſprach Händel, „„wenn Ew. Majeſtät dem jungen Menſchen, der die Tenor-Solo-Partie ſo brav ſang, eine Anſtellung geben wollten, ſo würd' ich's Ew. Majeſtät recht ſehr danken! Es iſt mein Schüler, Joſeph Wach, und er möchte gern ſeine Schülerin heirathen, das iſt die hübſche Ellen, die Tochter des alten John Farren; der Alte hat

nichts dawider, aber die Alte deſto mehr, weil der Joſeph noch keine Anſtellung hat, und Ew. Majeſtät wiſſen wohl, mit den Weibern iſt ſchlecht ſtreiten.““

„Ihr irrt, Maſter Händel!“ entgegnete mit verbiſſenem Lächeln Georg. „Davon weiß ich nichts! — Joſeph aber iſt, als erſter Tenor, von heut' an in unſerer Kapelle angeſtellt.“

„„Wirklich?““ rief Händel freudig. „„Nun! da dank' ich Ew. Majeſtät recht vom Herzen.““

Georg ſchwieg einige Augenblicke; dann ſprach er, in der Abſicht, Händel ſelbſt möge ſich ihm wieder antragen: „Aber Maſter Händel! wollt Ihr denn gar nichts für Euch ſelbſt nachſuchen? ich möchte mich auch gern Euch für Eure Perſon dankbar bezeigen, da Ihr uns Allen durch Euern Meſſias eine ſo ſchöne Unterhaltung bereitet hat.“

Da färbte aber Zornesröthe plötzlich Händels Wangen, und mit dröhnender Stimme antwortete er: „„Sire! ich wollte Euch nicht unterhalten, ich wollte Euch beſſern!““

Der ganze Hofſtaat erſtarrte.

König Georg trat einen Schritt zurück und ſah den kühnen Meiſter verwundert an. Plötzlich aber

brach er in ein herzliches Lachen aus: „Händel!“ rief er, ihm wieder näher tretend, „du bist und bleibst ein alter grober Kerl! aber — (indem er ihn wohlwollend auf die Schulter klopfte), auch ein guter! Geh', thu' was du willst, wir bleiben brave Freunde.“ Er winkte ihm Entlassung; Händel empfahl sich, dankte Gott, als er Carltonhouse im Rücken hatte und eilte seiner lieben Taverne zu.

Welche Freude seine Botschaft dem Liebespärchen, Joseph und Ellen brachte, darf ich wohl nicht erst weitläufig beschreiben; so wie die tausend Dankbezeugungen, womit sie ihn zu ersticken drohten! John Farren aber nahm seine „gute Frau“ mit Gewalt in seine Arme, herzte sie, ihres Sträubens und Scheltens ungeachtet, tüchtig ab, und jubelte: „God dam! Beß'! heut' müssen wir uns vertragen, und wenn alle Glocken in Alt-England Sturm darüber läuteten.“

Händel reiſete noch zehn Jahre in England herum und schuf neue gewaltige Werke! Als endlich, in seinem letzten Lebensjahre das Licht seiner Augen erlosch, da war es Ellen, welche ihn kindlich

wartete und pflegte, und ihr Mann Joseph schrieb seine letzten Compositionen nieder, wie er sie ihm dictirte.

Stolz und prächtig ragt das marmorne Denkmal Händels in Westmünster empor. Die Zeit kann es zerstören! aber ewig wird währen jenes Denkmal, das er selbst, in heiliger hoher Begeisterung erschuf: er Messias.

Tartini.

An einem ſchönen Juni-Abende des Jahres 1711 ſchritt ein zierlich geputzter junger Menſch, — dem Anſehen nach ein Herr von Stande, — ängſtlich und ungeduldig vor der Thüre eines Palaſtes auf dem Prado della valle hin und her.

Es war eben zur Zeit der Antoniusmeſſe, welche alljährlich in der berühmten Stadt Padua — wo ſich dieſe Geſchichte begab — abgehalten wird. Eine gewaltige Menſchenmenge erfüllte den Platz; Jubel, Muſik und Schreien der Ausrufer und Verkäufer klang toll durch einander, mitunter auch ein bischen Streiten und Fluchen, wie ſolches bei einem Volksfeſte — wenn auch nicht gradezu mit zur Sache gehörig — in der Regel doch vorkommt.

Eine gute Stunde mochte der junge Mann alſo vor dem bezeichneten Hauſe auf- und abgelaufen ſein; immer haſtiger wurden ſeine Schritte, immer ungeduldiger ſeine Mienen, immer ängſtlicher ſchaute

er bald um ſich hinein in's Gewühl, das ihn umkreiſ'te, bald hinauf zu einem vergitterten Erkerfenſter des Palaſtes; und immer und immer ſchien es, als ſei irgend eine ſehnliche Erwartung ihm zur Täuſchung geworden. Endlich erblickte er einen andern jungen Geſellen, der unter den Arkaden gemächlich daher ſchlenderte. Haſtig eilte er ihm entgegen, faßte ihn unterm Arm und ſprach, ihn abſeits ziehend:

„Nun Giuſeppo, wie ſteht's?"

„„Ganz gut, Don Antonio!"" verſetzte der Gefragte, „„Euer Feind liegt danieder und dürfte ſobald nicht wieder aufſtehen! Ich hab' ihn derb getroffen.""

„Ha, wackrer Degen!" —

„„Großen Dank! aber warum habt Ihr die Mühe nicht ſelber übernommen, dem ungeſchliffenen Geſellen mores zu lehren?""

„Ganz natürlich, Freund Giuſeppo! weil es für mich, wie für Alle außer dir, wohl eine vergebene Mühe geweſen wäre, dieſen Pietro Graſponi zu beſiegen! Einen ſolchen Erzraufbold und Schläger von Profeſſion —"

„„Ei unn! er liegt!"" —

„Dafür dank' ich deinem Schutzheiligen; denn, bei meiner Treue! mir bangte um dich! — Nun aber, theuerſter Giuſeppe! hilf mir auch weiter! meinen grimmigen Nebenbuhler haſt du glücklich aus dem Wege geräumt; aber das hilft mir ganz und gar nichts, wenn wir den alten Cornaro nicht eine Naſe drehen, daß ich meine holde Lucretia ſehe, ſpreche, ihr meine glühende Liebe erkläre und ſie berede, mit mir zu entfliehen! denn du weißt, mein guter Giuſeppo! meine Familie iſt mit den Cornaros todfeind, wir haſſen uns wie die Capuletti und Montecht, und nur ich, der ich, wie der unglückliche Romeo die ſchöne Julie, die ſchöne Lucretia anbete, habe keinen Theil an den furchtbaren Haß, ſondern ſchmelze dahin in Liebe! Darum, guter Giuſeppo! nochmals: hilf mir, hilf mir! ſei mein treuer Pater Lorenzo, Lucretiens Medico, wenn es ſein muß, damit nicht ein ſchreckliches Ende uns bedrohe. —

„„Poſſen," lachte Giuſeppo. „„Es ſtirbt ſich ſo leicht nicht aus heiler Haut! und daß Ihr weder Gift nehmt, noch Euch erdolcht, oder erſchießt, noch zur Abkühlung etwas weniges in den Kanal ſpringt, dafür bin ich ſicher! Indeß will ich thun, was ich

kann, um die ſchöne Lucretia zur Flucht zu bereden, darauf verlaßt Euch, Herr Marcheſe.““

Der Marcheſe Antonio Capretti gerieth über dieſes Verſprechen ſchier außer ſich vor Entzücken! er umarmte den jungen Giuſeppo ſo ſtürmiſch, daß ihm der Puder aus dem Toupé ſeiner ſchönen Alongenperücke herausfuhr und umherſtäubte. Dann aber wieder ſein geſetztes Weſen annehmend, ſprach er:

„Habe Dank o Freund! für dein Verſprechen, und ſei gewiß: daß ein reichlicher Lohn deiner harrt, wenn das Schickſal meine Wünſche krönet, und ich, vom kleinen blinden Gott geleitet, an der Hand der Geliebten die Schwelle überſchreite, welche zum Heiligthume Hymens führt. Sieh guter Giuſeppo! du biſt in ganz Padua gewiſſermaßen verrufen als ein wilder Geſelle, welchen ein Duell auf Tod und Leben über Alles geht! die Zahl deiner blutigen Abenteuer iſt ſchauderhaft, und Gott weiß es, daß unter allen Namen keiner weniger auf dich paßt, als der, welchen du führeſt, nämlich Student der Rechte; denn bei dir gilt einzig und allein Gewalt und Liſt, womit die Gerechtigkeit ſich nie befaßt. Daher bin ich denn auch feſt überzeugt, daß der alte Cornaro

dir nun und nimmermehr den Zutritt in ſein Haus geſtattet haben würde — da auch deine Herkunft dich nicht berechtigt, auf eine ſolche Auszeichnung Anſpruch zu machen, wenn nicht der alte Herr ein ſo arger Muſiknarre wäre. Dieſe Narrheit aber, ſo wie deine Meiſterſchaft auf der Laute und der Geige, haben ihn ſogar verleitet, dich zum Muſiklehrer ſeiner Tochter zu machen!! — Ich frage dich, Giuſeppo! heißt das nicht gewiſſermaßen den Bock zum Gärtner ſetzen? —

„„Ei, Don Antonio! —““

„Ruhig, guter Giuſeppo! es ſollte dies keine Beleidigung für dich ſein, denn ich weiß, daß du dir aus dem ſchönſten Mädchen der Erde nicht ſoviel machſt, und daß auf dieſer weiten Welt dich außer Duelle nichts intereſſirt, als etwa noch Violin- und Kartenſpiel! Aber, konnte das der Alte wiſſen? mit Nichten! im Gegentheil hätte er, deinem Rufe zufolge, das Schlimmſte befürchten müſſen, und folglich iſt er ein Eſel, daß er dir traut, ohne dich ſo genau zu kennen, wie ich dich kenne. Nun, ich bin damit zufrieden und wünſche durchaus nicht, daß es anders werde, denn wie unglücklich würde die Jugend

ſein, wenn nicht die Alten ſchwach und thöricht und dumm wären! — Nütze darum, mein Freund! alle dir zu Gebote ſtehenden Mittel für mich! ſpare deinen Witz und deine Erfindungsgabe nicht! und — ich wiederhole es: ſei des reichſten Lohnes gewiß.“

Giuſeppo verſprach alles, was der weiſe Don Antonio Capretti von ihm verlangte, und dieſer, nachdem er noch einige gute Lehren und Vorſichtsmaßregeln ſeinem Freunde mitgetheilt hatte, ſchritt queer über den Prado, einem damals hochberühmten Caffé zu, wohin ſpäter Giuſeppo ebenfalls kommen ſollte, ihm Nachricht und wo möglich Troſt für ſein liebekrankes Gemüth zu bringen.

Giuſeppo ſchaute dem Davonſchreitenden mit lachenden Augen nach, ſpürte vorſichtig um den Palaſt herum und ſchlug endlich dreimal in abgemeſſenen Pauſen in die Hände. Da öffnete ſich das Erkerfenſter, ein Blumenſtrauß flog herab. — Haſtig hob Giuſeppo ihn auf und pochte jetzt beſcheidentlich an das Thor; — es ward geöffnet und Giuſeppo ſchlüpfte in den Palaſt.

Mehr und mehr verhallte der Jubel auf dem Prado! mehr und mehr verlor ſich die Volksmenge.

Endlich ſchritten nur noch wenige dunkle Geſtalten über den vom Mondlicht erleuchteten Platz, und nur noch die Töne einer Mandoline klangen durch die ſtille Nacht.

Signora Barbara, Lucretiens alte Amme und nunmehrige wohlbeſtallte Ausgeberin im Hauſe des Comte Cornaro, ergriff auf der dunkeln Hausflur die Hand des ſchönen wilden Giuſeppo und führte ihn ſchweigend und behutſam die Treppe hinauf in das Erkerzimmer, wo Lucretia ſehnſuchtsvoll ſeiner harrte.

„Gelobt ſeien alle Heiligen!“ rief Lucretia, dem Eintretenden mit ausgebreiteten Armen entgegen eilend, „gelobt ſeien alle Heiligen, daß ich dich wiederſehe, mein Giuſeppo! O, eine Ewigkeit dünkte mir die Zeit unſerer Trennung! wie bangte mein Herz um dich.“

„„Getroſt, Lucretia!““ rief der Jüngling, die Schöne an ſeine Bruſt drückend, „„du ſiehſt, ich bin wohlbehalten wieder da und liebe dich unveränderlich; weshalb wollteſt du zagen!““

„Nun ich dächte, ſie hätte Grund genug, in

Sorgen zu ſein!“ ſprach Barbara — „ohne Wiſſen und Willen ihres ſtrengen Vaters mit einem leichtfertigen Studenten heimlich vermählt; — denkt Ihr denn nicht daran, junger Herr! daß es endlich zur Erklärung kommen muß? und was dann?“

„„Je nun,““ lächelte Giuſeppo, „„Lucretia iſt ſchon einmal meine angetraute kleine Frau, und ſo fürcht' ich nichts mehr! — Zur Erklärung wird es freilich kommen müſſen, das ſeh' ich gar wohl ein; doch der Comte will mir wohl.““

„Wohl hin, wohl her, junger Herr! zwiſchen dem Signor Giuſeppo Tartini, dem vielbelobten Geigenſpieler und Lauteniſten, und dem Signor Giuſeppo Tartini, dem heimlichen Ehemann der jungen Comteſſa Cornaro, wird er einen gewaltigen Unterſchied finden.“

„„Vah! ſie vertragen ſich ganz wohl miteinander! Nicht wahr, mein ſüßes Weibchen? —““

Lucretia barg erröthend ihr Haupt an ſeine Bruſt, Signora Barbara aber fuhr unmuthig fort: „Kurz und gut, ſo ſag' ich: ſoll die Geſchichte glücklich enden, ſo beſſert Euch, Signor Giuſeppo! Es iſt eine Schande und ein Spott, daß Ihr als

Ehemann noch immer nicht zur Vernunft kommen wollt. Bedenkt, daß Ihr es nicht allein mit dem Vater Eurer Frau Gemahlin, ſondern auch mit ihrem Onkel zu thun habt. Heiliger Antonius! was meint Ihr denn, was der ſtolze Biſchof von Padua ſagen würde, wenn es plötzlich hieße: „der wilde Student Tartini, der verrufene Raufbold und Hauptanſtifter aller loſen Streiche, ſo in Padua geſchehen, habe ſeine Nichte geheiratbet.“

„„Je nun!““ lachte Giuſeppo, „„da würde er ſagen: das iſt ein verfluchter Streich und ſieht dem Tartini ähnlich, und damit gut. —““

„So? meint Ihr? Gott getröſt Euch in Eurem Glauben! ich meine: er würde wohl ganz anders ſprechen und dem leichtſinnigen Fant ein freies Quartier anweiſen, wo ihm bald der Uebermuth vergehen ſollte.“

„„Nun gut, ſo gehe du!““ rief Giuſeppo, „„und halte Wache, daß uns Niemand überraſcht! ich hab' mit meiner Frau zu reden; mit meiner Frau, verſtehſt du? du warſt ja Zeuge, als der alte Einſiedler uns traute.““

„Leider war ich's,“ brummte Barbara, indem

ſie das Gemach verließ. „Der Teufel hatte mich verblendet.“

„In Geſtalt einer vollen Börſe,“ bemerkte Tartini, ſich auf ein Ruhebett niederlaſſend. Lucretia ſetzte ſich auf einen Schemel vor ihm hin, lehnte ihre Arme auf ſeinen Schooß und blickte zärtlich zu ihm hinauf, indem ſie koſend flüſterte: „du ſcheinſt aber auch wirklich ein wenig allzuleichtſinnig, mein Freund.—“

„Erſcheine ich auch dir ſo?“ fragte betroffen Tartini und fuhr dann innig fort: „ich bin es nicht, glaub' mir, mein ſüßes geliebtes Weib, ich bin es nicht mehr! — Ei, kennſt du denn nicht meine Geſchichte? weißt du denn nicht, wie viel Schuld die widrigen Verhältniſſe — in denen ich bis jetzt lebte — an meinen tollen Abenteuern hatten? Ich liebte die Kunſt von frühеſter Kindheit an, und mein harter Vater zwang mich ein Studium zu wählen, das ich verabſcheue; ſo ſtand ich hier allein! ringend zwiſchen kindlichem Gehorſam und meiner Neigung. — Keinen Freund fand ich, nur wilde leichtfertige Geſellen. Der geliebten Kunſt durft' ich mich nicht ergeben; ſie verſtohlen zu üben, als verdiene ſie nicht

verehrt zu werden — öffentlich, vor allen; dawider sträubte sich mein Stolz. — Da gerieth ich denn, halb gleichgültig, halb ergrimmt, den Verführern in die Klauen, woraus aber du mich gerettet hast.“ —

„Hab' ich dich gerettet?“ fragte Lucretia.

Und die Hand betheuernd auf's Herz legend und der Geliebten ehrlich in's Auge sehend, versetzte Giuseppo: — „Du hast's Lucretia! du warst mein guter Engel! nicht bin ich mehr jener wilde Student, von dessen tollen Streichen ganz Padua zu erzählen wußte, dich hab' ich mir gewonnen; nun gilt es, das schönste ernste Ziel zu gewinnen, wo angelangt, ich dir, mein geliebtes Weib! eine heitere sorglose Zukunft bereite, wie deine Liebe um mich sie verdient! ich will's und schwöre dir, mein heutiges blutiges Abenteuer war das letzte dieser Art.“

„Wie?“ rief erschrocken Lucretia, „wie Giuseppo, du hast dich wieder geschlagen, heute erst? trotz deines feierlichen Versprechens?“

„Höre mich, mein holdes Weib,“ schmeichelte Giuseppo und begann zu erzählen von der Liebe des verrückten jungen Marchese Antonio Capretti und des argen Raufboldes Pietro Rasponi — zu ihr —

ſeiner geliebten Lucretia; wie Antonio ihn zum Vertrauten und Helfer erwählt, wie er — Giuſeppo — um jeden möglichen Verdacht zu entfernen, ſcheinbar auf den Vorſchlag eingegangen ſei. — Nun habe aber trotz dem Raſponi Argwohn geſchöpft und ſei ſichtlich darauf ausgegangen, nur einen Schein von Gewißheit zu gewinnen, um ſogleich dem Vater Cornaro alles zu entdecken. — „Du weißt mein theures Leben!“ ſchloß Giuſeppo ſeine Erzählung, „du weißt, daß der Raſponi unermeßlich reich, daß ſeine Familie die angeſehenſte und mit den Cornaros befreundet iſt; da würde denn dein Vater, wenn Pietro als Werber um dich aufgetreten wäre, ihn trotz ſeines bäuriſchen ungeſchlachten Weſens nicht abgewieſen haben, beſonders wenn Pietro ihm unſer Geheimniß entdeckt hätte; — dem mußte ich vorbeugen, mochte geſchehen, was da wollte. — Ich wußte es herbeizuführen, daß der feige Antonio mit dem Pietro Streit anfing. — Was ich erwartet hatte, geſchah; der wilde Pietro ergriff den zierlichen Antonio in toller Wuth beim Kragen, ſchüttelte ihn derb und warf ihn endlich mit Rieſenkraft dermaßen an die Wand, daß ich faſt vermeinte, es müßten dem Männ-

lein alle Knochen im Leibe zerbrochen ſein. Da dieſes ſich auf einen öffentlichen Caffé begab, ſo konnte der Marcheſe Antonio Capretti, wohl oder übel! nicht anders, als ſeinen unmanierlichen Gegner eine Ausforderung zuſenden. Nun weiß aber Freund Antonio nicht ſonderlich mit der ſcharfen Klinge umzugehen! Er bat *mich*, ſeine Stelle zu vertreten. Ich that es und habe den ehrlichen Pietro Raſponi ſo wacker bedient, daß wir mindeſtens etliche Monate Ruhe vor ihm haben werden! und Zeit gewonnen, *alles* gewonnen, mein' ich."

Umſonſt verſuchte Lucretia mit dem kecken Ehegatten zu ſchmollen, der ihr im Grunde, eben um ſeines Muthes und ſeiner Keckheit willen, ſo wohlgefiel. Er ſcherzte ihre Beſorgniſſe — (und deren waren bei der jungen ſechzehnjährigen Italiänerin nicht eben allzu viele) — unter Koſen und Bitten gar bald weg; und ſtatt Vorwürfe und Klagen, wie ſie wohl ein deutſcher junger Ehemann im ähnlichen Falle von ſeiner jungen Gattin hätte anhören müſſen, ward ihm endlich der ſüßeſte Lohn, deſſen Götter, Helden und Künſtler nur würdig.

Bis lange nach Mitternacht hatte der Marchese Antonio Capretti auf den Caffé gewartet, daß Giuseppo kommen möge, ihm Nachricht und Trost zu bringen. Aber Giuseppo kam nicht, und der zärtliche Stutzer begann nach und nach unruhig zu werden. Furchtsam, wie er war, dachte er sich tausend Möglichkeiten, wie ein böser Zufall seinem Freunde (und vielleicht gar ihm selbst!) gefährlich werden könnte, gesetzt den Fall, Giuseppo verriethe sein ihm anvertrautes Geheimniß; — zwar nicht wahrscheinlich, denn Giuseppo hatte Muth — (das fühlte Don Antonio, der keinen hatte), — aber möglich war ein Verrath doch — und dann? — —

Mit jeder Minute, die im vergebenen Harren vorüberschlich, stieg Antonio's Angst. Er schalt sich insgeheim einen schändlichen Wagehals, der muthwillig dem Verderben in den offenen Rachen renne! Er ächzte und stöhnte laut, und dennoch konnte er seiner Verliebtheit nicht Herr werden, sie behielt die Oberhand, wie sehr er sich sträubte, wie sehr er seine Vernunft zu Hülfe rief — und bewährte so das alte Sprüchwort, demzufolge die Liebe selbst den Ver-

zagteſten, zwar nicht muthig, doch blind und toll der Gefahr entgegen ſtürmen läßt. —

Der Marcheſe Antonio indeß ſtürmte für dießmal noch nicht der Gefahr entgegen, ſondern harrte noch einige Stunden nach Mitternacht, ob denn kein Giuſeppo ſich wolle blicken laſſen. — Da aber dieſer von Stunde zu Stunde vergebens auf ſich warten ließ, ſo riß dem Marcheſe Antonio Capretti zuletzt die Geduld, und er verließ voller Unmuth das Caffé.

Der Tag begann ſchon zu grauen, als er unter die Arkaden trat; er ſchritt über den Prado und, als er bei dem Palaſt des Comte Cornaro anlangte, ſah er im Erkerzimmer ſeiner Angebeteten den dunkern Schein des Nachtlämpchens flimmern. Er ſtand ſtille, ſtarrte entzückt hinauf, und nicht unbeleſen und den ſchönen Künſten, einſoweit es für einen Edelmann geziemlich, ergeben, rezitirte er halblaut die Worte der neueſten Serenade eines damals nicht unberühmten Poeten:

„Ich lieg' im offnen Fenſter
Und ſchaue nach den Sternen —
Und tiefe, heiße Sehnſucht
Erfaßt mein junges Herz. —

Ich möchte jetzo ſterben! —
Entfeſſelt von den Banden,
Der armen kleinen Erde,
Mich ſchwingen himmelwärts.

Da ſchweifen meine Blicke —
Ganz unſchuldigerweiſe! —
Hinüber nach dem Fenſter,
Wo Liebchens Schlafgemach.
Und drinnen brennt ein Lämpchen,
Mit traulich düſterm Schein.
Und Himmel und Sterne vergeß' ich —
Und möchte bei ihr nur ſein.

Da klang das Fenſter und wurde geöffnet — — —

„Der Tag graut! ich muß ſcheiden, geliebtes Weib!“ flüſterte Giuſeppo, noch einen Kuß auf die blühenden Lippen Lucretiens drückend — „bald, bald ſind wir vor der Welt vereint — vertraue mir, und Nichts ſoll uns trennen.“ Er entwand ſich den Armen der Geliebten und wollte das Zimmer verlaſſen. Da ſtürzte aber todtbleich Signora Barbara herein und rief: „Um aller Heiligen willen! verbergt Euch Signor Tartini! der Comte naht — Gott

weiß, was ihn erweckte! was er ſucht! — er iſt ſchon auf dem Gange —

„Mich ſoll er nicht finden!“ lachte Tartini, „das Fenſter iſt nicht hoch — ein raſcher Sprung und ich bin befreit! Leb' wohl, Geliebte!“ — und ehe Lucretia und Barbara noch wußten, wie ihnen geſchah, öffnete er das Fenſter und ſprang hinaus.

Zeter- und Mordgeſchrei tönte alsbald von der Gaſſe herauf, denn der boshafteſte Zufall hatte es gefügt, daß Giuſeppo den armen Marcheſe Antonio Capretti, welcher entzückt nach dem „traulich düſtern Schimmer“ des Schlafgemachs hinaufäugelte, mit beiden Füßen ins Geſicht ſprang.

Antonio ſtürzte rücklings zu Boden, Giuſeppo vorwärts auf ihn — zwar erhob ſich dieſer ſogleich wieder und lief, was er konnte, davon. Antonio aber blieb wie ein Froſch auf dem Rücken liegen und begann dermaßen zu brüllen, daß bald der ganze Prado wach wurde.

Lucretia, welche nicht anders glaubte, als daß ihr Giuſeppo Schaden genommen habe, ſtürzte verzweifelnd ihrem Vater entgegen, fiel ihm zu Füßen, bekannte Alles und flehte, unterſtützt von Barbara's

Jammergeschrei und dem Gebrüll des Draußenliegenden, um Hülfe, Rettung und Verzeihung. —

Der alte Cornaro stand einige Minuten, wie zur Bildsäule erstarrt — ohne ein Wort zu reden, ließ er es geschehen, daß Lucretia ihn mit sich fortzog, die Treppe hinab aus dem Hause — Lucretia warf sich über den am Boden liegenden Antonio her, und brach in die herzzerreißendsten Klagen aus! — Jetzt kam Barbara mit der Dienerschaft, welche Fackeln trug, ihr Schein fiel auf den verunglückten Amorese, und blitzschnell sprang Lucretia wieder auf, staunend ihn anstarrend.

„Helft mir auf die Beine!“ wimmerte der Marchese Antonio Capretti — „ach, helft mir auf die Beine! ein Unthier, ein Gespenst, der Teufel selbst in leibhafter Gestalt ist mir aus dem Fenster da auf die Nase gesprungen, weh! das Nasenbein muß mir zerbrochen sein! ich habe keinen festen Zahn mehr im Munde, vermaledeiter Satan! —“

Man half dem Armen wieder auf, Lucretia starrte ihn noch immer ungläubig an, Barbara bekreuzte und segnete sich, und die Dienerschaft, wie alle Umste-

henden, wußten nicht, was ſie zu der Begebenheit ſagen ſollten. —

Um ſo beſſer wußte es jetzt der alte Cornaro; ingrimmig faßte er die Hand ſeiner Tochter und riß ſie mit ſich in den Palaſt. Hier brach ſein langverhaltner Zorn in Verwünſchungen und Vorwürfe aus! Lucretia verſuchte es auf's Neue, ſein Herz zu rühren und ſeine Verzeihung zu gewinnen, indem ſie ſich Tartini's angetraute Gattin nannte; aber der Alte ſtieß ſie von ſich, ſchwur: daß er ſie morgen des Tages in ein Kloſter ſperren und Alles aufbieten wolle, den frechen Räuber ſeiner Tochter und ſeiner Ehre nach Verdienſt zu beſtrafen. Damit entfernte er ſich und rief einen Diener herbei, um ihn zu ſeinem Vetter, dem Biſchof von Padua, zu geleiten.

Lucretia aber warf ſich der weinenden Barbara in die Arme und beſchwor ſie, ſchnell nach Tartini's Wohnung zu eilen, ihn von der drohenden Gefahr zu unterrichten und ihn zur Flucht zu bereden.

„Bring' ihm den Schwur meiner ewigen Treue!" rief ſie, „er ſoll nicht verzweifeln!" iſt der erſte Zorn meines Vaters gewichen, ſo werd' ich nichts

unverſucht laſſen, was uns ſeine Verzeihung und ſeinen Segen gewinnen kann; iſt Alles vergebens, ſo werd' ich eher ſterben, als den Schwur der Treue brechen.“

Barbara verſprach hoch und theuer, keinen Augenblick zu verlieren; ſie eilte trotz ihrer anſehnlichen Corpulenz, wie vom Sturmwind getrieben, zu Tartini und richtete ihren Auftrag getreulich aus.

Als die Diener des geiſtlichen und weltlichen Gerichts in der Wohnung des verrufenen Studenten Giuſeppo Tartini anlangten, ihn zu fahen, fanden ſie das Neſt leer; denn Tartini wandelte ſchon ſeit mehreren Stunden an den Ufern der Brenta auf Seitenpfaden der Hauptſtraße zu, welche nach Rom führt.

Das Vesperglöckchen des Minoriten-Kloſters zu Aſſiſi läutete hell, und die ehrwürdigen Patres zogen in langer Reihe der Kirche zu, die erfüllt war von den Andächtigen aus der Stadt, welche gekommen, den Abendſegen zu empfangen und nebenbei die ſchöne Muſik zu hören, womit ſeit nun faſt anderthalb

Jahren die Vesper in dieſer Kirche abgehalten wurde. —

Gewaltig brauſten die Töne der Orgel vom hohen Chor herab, herrliche Männerſtimmen begannen den Lobgeſang zum Preiſe des Ewigen in begeiſternder Weiſe. — Immer kühner, immer glühender ſteigerte er ſich bis zum Ruhepunkt, deſſen letzter leiſer Hall das Schiff der Kirche wie Liſpeln der Aeolsharfe durchzitterte. —

Jetzt wechſelten mit dem Chore ein- und dreiſtimmige Soloſätze, nur von einem Saitenquartett begleitet, und wunderbar ihr ſich anſchmiegend — bald ihr nachfolgend, bald ihr vorauseilend, conzertirte mit der Hauptſtimme die Prinzipal-Violine.

Athemlos lauſchte die Menge den holden, nie zuvor gehörten Klängen. Nur zu ſchnell ſchwebten ſie vorüber! Orgel und Tutti traten wieder ein, der Prieſter vor dem Altare erhob das Allerheiligſte, ſprach den Segen, und ſchloß mit dem langgehaltenen „Amen!“

Und wieder zurück in ihre Zellen zogen die älteren frommen Kloſtermänner, bis das Glöcklein zur Abendtafel läuten würde, während die jüngern theils

in dem Kreuzgang, theils in dem Garten des Kloſters luſtwandelnd ſich ergingen.

„Bei unſerm Schutzheiligen!“ rief der Bruder Gaudentius, wohlbeſtallter Kellermeiſter — „bei unſerm Schutzheiligen! dieſe Vesper war wieder ein Meiſterſtück, und immer mehr und mehr wird es mir klar, welch' eine Wohlthat unſer hochwürdigſter Pater Guardian unſerm frommen Kloſter erzeigte, als er vor zwei Jahren den Bruder Agoſtino hier eine Freiſtatt gewährte. Was wettet Ihr, mein Bruder Pasqualino! wir erleben noch ein Mirakel an dieſem Agoſtino, das den Ruhm unſeres heiligen Hauſes neuen Glanz verleihet. —“

„„Unmöglich iſt es nicht!““ entgegnete der Vater Pasqualino, „„ja bedenke ich, welch' ein gottloſer, unbändiger Plagegeiſt dieſer ſogenannte Agoſtino war, als er herkam, und wie ſtill und ſittig — ja faſt bußfertig er jetzo ſich bezeigt, obwohl unſer hochwürdigſter Pater Guardian nie und nimmer zu Gewaltmitteln ſeine Zuflucht nähm, ſo kann ich ſchon ſeine ſichtliche Bekehrung gewiſſermaßen nicht anders als ein Mirakel betrachten.““

„Ich erleb' es noch, daß er heilig geſprochen

wird!“ rief Fidelio, der Bruder Küchenmeiſter, „und „und daß ihn die Maler abconterfeien mit der Violine, wie die heilige Cäcilia mit der Orgel, und er verdient's, der gute Junge! denn ich ſag's Euch, ſo lange ich Küchenmeiſter unſeres frommen Kloſters bin, haben die Gläubigen meine Küche nicht ſo wacker bedacht, als ſeit der Zeit, wo wir ſeine Miſſen, Vespern, Reſponſorien aufführen und er dazu geigt.“

„„Und füllt ſich nicht,““ ſchmunzelte Gaudentius, „„füllt ſich denn nicht mein Keller ſchon einzig und allein mit den auserleſenen Weinen, welche Tag für Tag dem vortrefflichen Geigenſpieler von fern und nah zur Stärkung zugeſandt werden? Hilf Himmel! wenn der Alles allein austrinken ſollte, was ihm zugeſandt wird von hohen Gönnern und — sub rosa! — kunſtſinnigen Weiblein!““ — „Stille, ſtille, Bruder Gaudentius!“ fiel der Pater Pasqualino mit Anſtand ein, „wie möget Ihr von ſolchen weltlichen Dingen reden?“

„„Nun nun!““ lachte Gaudentius, „„bis dato iſt unſer Candidat noch kein Heiliger! und meint Ihr etwa, er habe in früherer Zeit nicht manch' ein ſüßes Abenteuer beſtanden? Ex ungue leonem!

ſagt das Sprüchwort; ich ſag': einem Verliebten ſeht Ihr's an den Augen an, daß er ein Verliebter iſt, in summa: ich lobe mir den Agoſtino, und geſteh' es ſo gern wie Ihr: unſer frommes Kloſter hat wohlgethan, ihm ſeine gaſtlichen Thore zu öffnen, und ſo lange er im Kloſter iſt, bleib' ihm Küche und Keller unverſchloſſen; aber mit ſeiner Heiligſprechung hat's noch gute Wege, mein' ich, oder der heilige Vater müßte mich zugleich mit canoniſiren. —"""

„Homo homini lupus est!" ſeufzte Fidelio, dein Vortheil, Bruder Gaudentius, iſt mit dem meinigen ſo eng verbunden, und dennoch widerredeſt du mir bei jeglicher Gelegenheit und ziehest mich ſo herab in den Erdenſtaub, ſo oft ich ſtrebe, mich über das Irdiſche zu erheben —"

„„In nomine Domini! erhebe dich ſo hoch du kannſt!""" fuhr Gaudentius lachend fort, „„ich ziehe dich nicht herab, fürchte aber: du werdeſt bei deiner irdiſchen Maſſe zu ſchwach an Geiſt ſein, um nicht alsbald von ſelbſt wieder zur Erde zurückzukehren. Was den Agoſtino betrifft —""

„St! lupus in fabula!" flüſterte Vasqualino.

„dort kommt er eben, und mit ihm der würdige Bruder Böme.“

„„Ganz recht! und ich meine, der Contrapunkt des Bruders Böme habe wohl ebenso viel Antheil an der Bekehrung unſeres wilden Gaſtes, als die Frömmigkeit unſeres Vaters Guardian.““

Damit entfernte ſich der luſtige Bruder Kellermeiſter, und Fidelio verließ gleichfalls den Garten, um ſich in ſeine Küche zu begeben; Pasqualino aber geſellte ſich zu den andern Brüdern, welche im Kreuzgang luſtwandelten, ſo daß der Garten den beiden Nahenden allein überlaſſen blieb.

Langſam, eifrig redend ſchritt der Vater Böme mit ſeinem Begleiter daher. Dieſer, unter dem Namen Agoſtino im Kloſter bekannt, war ein junger Mann von kaum einundzwanzig Jahren, gekleidet in der Tracht eines Laienbruders, womit indeß der edle, kühne Anſtand, welcher in allen ſeinen Bewegungen ſich kund gab, ſeltſam contraſtirte.

Das von vollen ſchwarzen Locken umwallte Geſicht des Jünglings war bleich, in dem großen ſchönen Auge lag etwas melancholiſch-wildes; der feine Mund war feſt geſchloſſen, als wolle er den innern

Schmerz hüten, daß er nicht laut werde — kurz alles deutete darauf hin, daß ein tiefer Kummer ſeiner Meiſter geworden.

„Getroſt, Agoſtino!“ ſprach der Pater Böme, „ſuche deine trübe Stimmung zu verbannen und hoffe! es kann — es wird ſich noch alles zum Beſten fügen, der würdige Pater Guardian läſſet nichts unverſucht, was dir zu nützen vermag.“

„„Und was hilft mir alles, was er für mich gewinnt, wenn ich getrennt bleiben muß von der Geliebten? Ach ehrwürdiger Vater! der Guardian kann mir wohl dazu verhelfen, daß ich ungefährdet dieſe ſtille Freiſtatt verlaſſen darf, aber weiter reicht ſeine Macht nicht! und mir wäre beſſer, ich legte dieſes härene Gewand nimmer wieder ab und würde ganz der Euren Einer, als daß ich einſam und verlaſſen wieder hinaustrete in's wildbewegte Leben, und wer weiß, wozu! mich noch verleiten laſſe.““

Der Pater Böme lächelte gutmüthig und verſetzte: „das iſt nichts, mein junger Freund! zum Kloſterbruder fehlt es dir ein für allemal an Geduld, und wäre der hochwürdigſte Pater Guardian ſo ſchwach, deinen dringenden Bitten nachzugeben, und dich in

unſern Orden aufzunehmen — gar bald würde dich und uns allen die bitterſte Reue überkommen. Du gehörſt in die Welt und ſollſt wieder hinein und wirſt von nun an dich wohl in ihr befinden. Früh haſt du gelernt, wohin Irrthümer und Uebereilungen führen, danke dem großen Lehrmeiſter dafür und beherzige deine Erfahrungen. Daß du ferner zu groben Fehlern dich könnteſt verleiten laſſen — das, Agoſtino! befürcht' ich nicht! denn hier fandeſt du ja eine Führerin für's ganze Leben, aus deren geheiligter reiner Nähe das Unedle, Niedere entfernt bleiben muß: die Kunſt. —"

Agoſtino blickte vor ſich nieder und ſprach leiſe, wie halb vor ſich hin: „„Wohl habt Ihr Recht — die Kunſt wird mich bewahren vor dem Nichtigen, Unwürdigen! aber ſchreitet nicht auch das Verderben oft großartig und erhaben einher? und liegt darin für den kleinen Erdenmenſchen nicht eben der Reiz: die Gefahr nicht zu fliehen — vielmehr ihr noch entgegen zu gehen?""

„Was meinſt du damit?" fragte beſorglich Vater Böme, und Agoſtino verſetzte raſch und mit ſcharfer Betonung:

„„Ich meine: daß Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, die Kunſt allein vermöge mein Herz zu bewahren vor allem, was ein ſo trotziges verſtocktes Ding, wie es im Grunde nun einmal iſt, vom rechten Wege verlocken könnte. — Solch ein Wunder iſt nur der Liebe möglich, nur dem Weibe, das der Jüngling anbetete, das, ein Engel, ihm zur Seite ſtand, da er von der Kunſt noch nichts weiter wußte, als daß ſie diene, uns zu erluſtigen!““

„Jetzt weißt du mehr von der Kunſt, Agoſtino.“

„„Und fragſt du mich: ob ich ſie liebe, verehre? Was ich ſchuf, mag für mich reden! und dennoch, beim großen Gott! was iſt meine Liebe, meine Begeiſterung für die Kunſt anders als der Abglanz meiner Liebe, meiner Anbetung für Sie, die Einzige? O geliebtes Weib! wüßteſt du, wie ich ringe, wie ich ſtrebe, wie ich das Höchſte daran ſetze, mir zu gewinnen, was tauſend Narren vom blinden Glücke zugeworfen wurde: Ruhm und Gold! weil ich vermeine, es könne dies mir helfen, mit dir mich wieder zu vereinen! — Still — ſtill! da gähnt der Abgrund, da lauert der Satan, verſteckt unter einer Blumen-

decke — ſchreite nicht vor! der Boden weicht unter deinem Tritt — du ſtürzeſt — — —“

„Agoſtino!“ rief erſchrocken der Pater Böme, indem er des Jünglings beide Hände ergriff und ſie ſchüttelte, als wolle er ihn aus dem Schlaf erwecken. „Agoſtino! um aller Heiligen willen! was redeſt du — was iſt dir? Menſch! beſinne dich!“

Agoſtino aber riß ſich los und rief mit Heftigkeit: „„Fort, alter Mann! du hältſt mich nicht! und alle Prieſter dieſes Hauſes und all' Eure frommen Geſänge und Bitten halten den böſen Feind nicht fern von mir! — doch glaube nicht, daß ich ihn fürchte! — noch hat er mein Herzblut nicht und ſoll's auch nimmer gewinnen, wie liſtig er es auch anſtellt! Ich bleibe Meiſter! — Ha! ſiehſt du ihn? — dort den Kreuzgang entlang ſchleicht er — hörſt du? — trefflich! — herrlich! — groß! aber wart' nur! dieſe Nacht — beim Himmel und bei der Hölle! nicht ſoviel ſoll er gewinnen! beſchämt ſoll er entfliehen, und ich bleibe Meiſter!““ Und wie auf Sturmwindsfittichen eilte der Jüngling davon, durch den Kreuzgang in's Kloſter, ohne auf den ängſtlichen Ruf des Paters Böme zu hören. Entſetzen

hatte dieſen erfaßt, er eilte zum Pater Ambroſius dem würdigen Guardian des Kloſters, ihm die unheimlichen Reden ſowie das ſeltſame Beginnen des Bruders Agoſtino mitzutheilen.

„Seid unbeſorgt, mein Bruder," ſprach mildlächelnd der ehrwürdige Greis, „ich bin ſicher, daß kein böſer Geiſt über unſern Schützling Macht erhält, und weiß ein Mittel, das bald ſeine düſtre Stimmung in lichte Freudigkeit umwandeln ſoll.

Der Mond ſchien hell durch das kleine vergitterte Fenſter und beleuchtete ſeltſam alle Gegenſtände in Agoſtinos Zelle.

Dieſer lag unruhig ſchlummernd auf ſeinem Lager; böſe wilde Träume ſchienen ihn zu quälen. Er ſeufzte tief und ſprach von Zeit zu Zeit einzelne räthſelhafte Worte, als verkehre er mit irgend einer unheimlichen Macht.

Schneidend pfiff der Nachtwind und trillte die Wetterfahne auf dem Kloſterdache; in den Kreuzgängen aber trieb er hundertſtimmig ſein Spiel, ſo daß wohl ein verzagtes Gemüth ſich davor entſetzen

konnte, denn klang es doch nicht anders, wie Wehegeheul, Sterbegewimmer und ſchrillendes Hohngelächter böſer Geiſter. —

Es ſchlug Mitternacht.

Kaum daß der letzte Schlag verhallt, ſo erhob ſich Agoſtino langſam von ſeinem Lager.

Weit offen ſtarrten ſeine Augen, doch ſchien ihre Sehkraft erloſchen! regungslos waren die todbleichen Züge ſeines Geſichts, und nur mechaniſch ſchienen alle ſeine Bewegungen.

Langſam ſchritt er nach der entgegengeſetzten Seite der Zelle, wo an der Wand ſeine Geige hing — hier ſtand er einige Sekunden ſtill, da eben eine Wolke den Mond verfinſterte. Die Wolke zog vorüber, und nun griff Agoſtino nach der Geige, nahm ſie herab von der Wand, neſtelte den Bogen los, ſtimmte und verſuchte einige ſchwierige Gänge. Zufrieden nickte er mit dem Kopfe, nahm die Geige unterm Arm und verließ die Zelle, langſam und ſicher fortſchreitend, ohne irgendwo in den ſich kreuzenden finſtern Kloſtergängen zu irren oder anzuſtoßen.

Der Bruder Glöckner ſchlich verdroſſen und ſchlaftrunken durch den Kreuzgang nach der Kloſterkirche,

um zur Frühmette zu läuten, „Frömmigkeit iſt gut,“ brummte er in den Bart vor ſich hin, „und hilft zum ewigen Leben, indeß mein' ich — — heiliger Franz von Aſſiſi!“ unterbrach er ſich erſchrocken, indem die Lampe ſeinen zitternden Händen entfiel — — „heiliger Franz von Aſſiſi! heilige Jungfrau Maria und all' ihr eilftauſend Jungfrauen zuſammt — was iſt das? —“

Und bebend und halb todt vor Schreck, und dennoch wie gezwungen von einer dämoniſchen Macht, ſtarrte er hinauf nach dem Dachkamme des Seitenflügels. — Grad aufgerichtet auf der gefährlichen ſchmalen Höhe erblickte er die Geſtalt eines Kloſterbruders; wild flatterte ſein Gewand im Nachtwind, er ſelbſt aber ſtand ruhig da, wie zur Bildſäule erſtarrt. —

Halb ſinnlos ſtürzte der Bruder Glöckner zurück in die Gänge des Kloſters und ſchrie alle übrigen Brüder wach.

Dieſe, den ehrwürdigen Pater Guardian an der Spitze, eilten mit Lichtern herbei, faßten und umringten den Bebenden und befragten ihn um die Urſache ſeines Geſchreies —

Und zähneklappernd und ſtammelnd erzählte der Glöckner von dem ſchrecklichen Geſichte, das ihm geworden, und mit Grauſen hörten ihm die frommen Brüder zu, der Pater Böme aber rief, als der Erzähler endigte: „Mein Gott! — hochwürdigſter Pater Guardian! — das iſt wohl Niemand anders als unſer Bruder Agoſtino, der als Nachtwandler umhergeht.

„Dafür ſeien alle Heiligen!“ verſetzte erſchrocken Pater Ambroſio — „aber kommt meine Brüder! laſſet uns den Spuck betrachten — Jeder ſchweige, und iſt es wie du ſagſt, Bruder Böme, ſo hüte ſich Jeder den Namen Agoſtino zu nennen; der Unglückliche könnte ſonſt leicht ſeine gefährliche Wandlung mit dem Leben zahlen.“

Und alle Brüder ſchritten ſtill dem Bruder Glöckner nach, der ſie wieder an die Stelle in den Kreuzgang führte, wo er die unheimliche Erſcheinung gehabt hatte. —

Noch ſtand dieſe auf der nämlichen Stelle, aber nicht mehr regungslos, ſondern mit wilder Begeiſterung ein ſeltſames Tonſtück in Form einer Sonate auf der Geige ſpielend —

„Er iſt's!“ flüſterten die Kloſterbrüder leiſe untereinander, indem ſie ängſtlich zur ſchwindelnden Höhe empor blickten.

Wunderbar klangen von dort herab die Töne des Inſtruments, welches Agoſtino mit einer nie geahneten Meiſterſchaft behandelte. Wer vermöchte es, mit Worten ein ſolches Spiel zu ſchildern? was wäre der Vergleich rollender Perlen mit den ſchwierigſten Paſſagen, bald harpeggirend, bald mit Anwendung des Flageolets oder unerhörter Doppelgriffe — die Brüder vergaßen faſt ihr Entſetzen und lauſchten mit verhaltenem Athem der wunderbaren Weiſe.

Sie ſchien zu enden, und zugleich verfinſterte ſich wieder der Mond, da kauerte der Nachtwandler nieder, bis auf's neue das räthſelhafte Licht ſtrahlte und nun eilte er mit feſten ſichern Schritten über den Dachkamm bis an die Dachrinne, welche vom Dache bis wenige Fuß vom Erdboden an die Mauer herabreicht, faßte ſie mit einer Hand — während er die Geige und den Bogen mit der andern hielt, umſchlang ſie mit den Knieen und glitt ſo ſchnell, und ohne im mindeſten Schaden zu nehmen, daran hinab.

Der Pater Böme hatte in Todesangſt das

Beginnen des Nachtwandelnden mit den Augen verfolgt; jetzt, da die Gefahr glücklich vorüber, vermochte er es nicht mehr ſich zu halten. „Agoſtino — Giuſeppo!“ rief er jubelnd, indem er mit ausgebreiteten Armen auf den Geretteten zueilte.

Da ſtieß der Nachtwandler einen gellenden Schrei aus und ſtürzte zu Boden.

„Wo bin ich?“ rief Agoſtino erwachend und mit erſtaunten Blicken um ſich ſchauend —

Der Pater Guardian gab den ihn umringenden Brüdern ein Zeichen, zu ſchweigen, und ſprach milde: Bei deinen Freunden, Agoſtino! du hatteſt wohl einen ſeltſamen Traum, der dich aus deiner Zelle bis hierher wandeln ließ. —

„Nur ein Traum?!“ fragte Agoſtino in heftiger Bewegung, indem er ſich erhob — „Nein, nein! es war mehr, ha! wo iſt ſie?“ — er blickte forſchend umher, gewahrte ſeine Geige, und raſch ſie erfaſſend und hoch empor haltend rief er — „ſeht Ihr? da iſt ſie —“

„„„Nun ja, Agoſtino! du nahmſt ſie halb träumend mit dir.““““ —

Agoſtino ſchüttelte langſam das Haupt und fragte dann — „und ſchwebte ich nicht hoch in den Lüften? wandelte ich nicht auf den Strahlen des Mondes mit Ihm? ſpielten wir nicht um die Wette? — Wie hieß die Weiſe? — er hob das Inſtrument, ſetzte den Bogen an, als wolle er ſpielen. Doch ohne einen Ton anzugeben, blieb er mehrere Minuten regungslos, in derſelben Stellung vor ſich hinſtarrend in die dunklen Räume des Kreuzganges. Endlich ließ er kraftlos die Arme und das Haupt ſinken und ſeufzte, tief aufathmend — „Vergebens! Er blieb Meiſter.“

„Du biſt krank, Agoſtino!“ ſprach der Pater Guardian — „Geh in deine Zelle - ruhe aus — morgen magſt du mir beichten was dein Herz beſchwert, bis dahin ſoll der Pater Böme bei dir wachen.“ — „Ihr aber meine Brüder —“ wandte er ſich zu den Andern — „folgt mir in die Kirche, um dort für unſern Schützling Agoſtino Geneſung vom Himmel zu erflehn.“ — Somit verließ er, gefolgt

von den Brüdern, den Kreuzgang. Pater Böme aber geleitete seinen jungen Freund in seine Zelle.

Dort angelangt bat er: „Lege dich nieder, Agostino! du bedarfst der Ruhe, komm, gib mir das Instrument, daß ich es an seinen Platz hänge —"

Aber Agostino preßte krampfhaft die Geige an seine Brust und rief: „Nein! nein! ich flehe dich an: laß mich — laß mich gewähren! ich bin nicht krank, wohl bedarf ich der Ruhe — ja freilich, — ich bedarf der Ruhe! aber wie könnte sie mir werden, so lange ich nicht vermag wiederzugeben, was ich hörte? —"

Und in der Zelle auf- und abschreitend, begann er zu spielen; erst versuchsweise, abgerissene Gänge, nach und nach ordneten sich die Töne anschwellend — abnehmend, und alsbald erkannte Pater Böme die Weise jener seltsamen Sonate, welche der Nachtwandler mit so großer Meisterschaft gespielt hatte; nur war jetzt alles minder vollkommen und zusammenhängend, und sichtlich; wie Agostino vergebens strebte, im Wachen all' die künstlichen Verschlingungen und Auflösungen des Themas wieder zu erfassen,

welche er im Traume ſo wunderbar andeutete und löſete. —

Das Spiel endete; aber unbefriedigt legte Agoſtino die Geige weg und wiederholte immer nur: „Es iſt vergebens! Er – Er bleibt der Meiſter.“

Da trat der Pater Böme ernſt vor ihm hin und ſprach, feſt ihn anblickend: „„Wen meinſt du, Agoſtino? wer bleibt der Meiſter? — du redeſt ſeltſame Dinge, und ich weiß faſt nicht mehr, ſoll ich glauben: es habe ein wunderlicher unheimlicher Traum, oder eine wirkliche Begebenheit dieſe Aufregung in dir erzeugt.““ —

„Weiß ich es denn ſelbſt?“ rief heftig Agoſtino, „o mein Kopf glüht fiberiſch! — ich möchte es einen böſen Traum nennen, und dennoch ſteht alles ſo furchtbar lebhaft vor mir, daß ich nicht anders kann, als glauben: es ſei alles wirklich geſchehen. — „Höre mich“ — fuhr er leiſer und ſcheu um ſich blickend fort — „höre mich, dir will ich mich vertrauen — aber nur dir! – denn wehe mir, wenn alles Wahrheit iſt. —“ Er zog bei dieſen Worten den Pater Böme neben ſich auf's Ruhebett und begann mit gedämpfter Stimme: —

„Du weißt, mein theurer Freund und Lehrer! was ich ſeit den zwei Jahren, die ich hier im Kloſter unter Euch lebte, litt — und warum ich es litt. Wohl gab mir Troſt und Beruhigung unſre Kunſt, in der du mich unterrichteteſt, doch nur, weil ich hoffte: in ihr mich auszuzeichnen vor Vielen! und Ruhm und Ehre zu gewinnen und ſomit Sie! — Sie, für die allein ich lebe und leide! — Mein Streben ſahſt du und ſagteſt mir oft: es ſei kühn und gewaltig und vom glücklichen Erfolge gekrönt — und dennoch! wie klein und ärmlich erſchien es meiner ungeduldigen Liebe! — ich zermarterte mein Gehirn in ſchlafloſen Nächten, um einen Weg auszufinden, der raſcher mich zum erſehnten Ziele führe; ein Mittel, das unerwartet ſchnell über alle mich empor trüge, zur Höhe, wo hinnach mir die Bewunderung das Staunen der entzückten Menge folge. — Vergebens ſann ich! ich verdoppelte, ich verdreifachte meine Anſtrengungen! Ihr ſtauntet mich an, belobtet, prieſet mich! auch die Menge begann ich zu rühren; aber mir ſelbſt erſchien ich immerfort elend, klein und noch unendlich fern — ferner denn je, von Ihr — von Ihr!

„Da war es mir in einer Nacht, als hätt' ich meine Seele dem Teufel verſchrieben. — Alles ging nach meinem Wink; mein hölliſcher Diener kam jedem meiner Wünſche zuvor. Unter andern Einfällen hatt' ich auch den, ihm meine Violine zu geben, um zu ſehen: ob er wohl im Stande ſein würde, etwas Hübſches darauf zu ſpielen. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich eine Sonate hörte, ſo wunderbar und ſo ſchön, mit ſo vieler Kunſt und Einſicht vorgetragen, daß auch der kühnſte Flug der Phantaſie ſie nicht zu erreichen vermochte. Ich wurde ſo hingeriſſen, entzückt, bezaubert, daß mir der Athem ſtockte — da gab mir der Teufel das Inſtrument zurück und ſprach hohnlächelnd, indem er verſchwand: „Verſuche, ob du es mir gleichthun kannſt.“ —

„Und ich begann zu ſpielen, bis der Tag anbrach — umſonſt! Nacht für Nacht verſuch' ich es nun auf's neue — der Teufel ſpielt mir vor — und wohl merk' ich's: daß ich nimmer beſſer ſpielte, als jetzt! aber der Abſtand zwiſchen meinem Spiel und dem des Teufels iſt ſo groß, daß ich mein Inſtrument zerbrechen und der Muſik für immer entſagen

würde, wenn es mir möglich wäre des Genusses, welchen sie mir gewährt, und meiner letzten Hoffnung mich zu berauben.“

Hier endigte Agostino und verfiel wieder in tiefes Nachsinnen, Pater Böme aber sprach mit erzwungenem Lächeln: „Du bist ein Schwärmer, Agostino, wie magst du wähnen, der böse Feind habe in Wirklichkeit Macht über dich? — Liebe, Sorge, — Ehrgeiz und dies enge Klosterleben, wo kein Wunsch deines Herzens befriedigt werden kann; — die Ungeduld über alles dies und — gesteh' es nur! dein noch nicht ganz gebeugter wilder Trotz führen dir die düstern Bilder vor die Seele und rauben dir deine Ruhe am Tage und erhalten deine Nerven in fieberischer Aufregung, daß du bei Nacht im wachen Traum einhergehst. Hoffe, vertraue! du darfst es! ein Geist, ein Talent wie das deine wird nicht erschaffen, um vom kleinlichen Trotz von kleinlicher Ungeduld beherrscht und gestört zu werden. Sei ein Mann! tritt stolz nieder, was deiner unwürdig dich niederziehen möchte! aber beuge dich in Demuth und mit vertrauungsvollem Herzen vor dem

Willen der alliebenden Vorsicht, die gewiß alles zum Besten führen wird.

„Ich will's versuchen!“ — entgegnete still Agostino, dem Vater die Hand bietend, „ich will es versuchen, wie weit mein guter Wille reicht; aber schilt nicht den Jüngling, der allein ankämpfen und bestehen soll gegen das Heer der Leidenschaften, das auf ihn einstürmt. — Ja, du hast sie genannt! Liebe, Ehrgeiz, Freiheitsdrang, Zorn und Ungeduld. — Greis! nenne dem Jüngling deine Leidenschaften, und dann verdamme ihn, wenn er unterliegt.“

Erschöpft lehnte er das Haupt auf den Arm und war bald darauf im festen Schlaf versunken. Der Vater Böme betrachtete ihn einige Zeit mit kummervollem Blick und betete leise; dann rief er einen Laienbruder, an seiner Statt bei dem Schlafenden Wache zu halten, und begab sich zum Vater Guardian, um ihm das ganze Gespräch mit Agostino zu erzählen.

Es war am Morgen der Jubelfeier des heiligen Franziskus. Sämmtliche Einwohner von Assisi, und eine ungeheure Menge Fremder von nah und fern, strömten der Kirche Porticella zu, wo das Hochamt zu Ehren des Heiligen abgehalten werden sollte.

Die Weltgeistlichen, sämmtliche Brüderschaften der Klöster aller Orden, voraus die Minoriten, den Weihbischof an der Spitze, durchzogen in solenner Prozession die Hauptstraßen — alle Häuser der Stadt waren festlich geschmückt mit bunten Teppichen, Blumen, grellbunten Fähnchen und Goldflittern. — Weihrauchduft wallte, Böller krachten, Musikchöre fiedelten und bliesen aus Leibeskräften, und das Volk jubelte und schrie wie besessen: „eh viva!“ —

Vor dem Haupteingange der Kirche spazierte ein junger Cavalier von feinem Aussehn auf und ab; er schien nur wenig die ihn umwogende Menge zu beachten und seine Gedanken auf ganz andere Dinge gerichtet zu haben, denn von Zeit zu Zeit schaute er mit sehnsuchtigen Blicken — nicht nach der Kirche — sondern nach den Fenstern des gegenüberliegenden Palastes, von dessen Dache bis zu dem der Kirche mehrere derbe Seile gespannt waren, welche er —

als er ſie gewahrte — nicht ohne Verwunderung betrachtete, indem er nicht recht begriff, wozu ſie [illegible]

Da donnerten die Böller zu beiden Seiten des Triumphbogens vor dem Portal der Kirche, zum Zeichen, daß die Prozeſſion ſich nahe.

Und wie ſie nahte, wurden die Stricke ſtraffer angezogen, und ein großer hölzerner Engel mit goldenen Flügeln, das Haupt geziert mit einer ſchöngelockten ſchneeweißen Perücke, ſchwebte ſchwerfällig von dem Kirchendach nach dem Dache des Palaſtes. Der Engel hielt einen gewaltigen Korb vor ſich, auf der Mitte ſeiner luftigen Bahn angelangt, drehte er ſich blitzſchnell einige Mal um ſich ſelbſt herum, und aus dem Korbe regnete es Blumen und Pergament-Täfelchen, worauf der heilige Franziskus abgebildet war. Pauken und Trompetenſchall ertönte, das Volk jauchzte und balgte ſich um die engliſche Spende, der Engel aber vollendete — wiewohl nicht ohne einige Gefahr und Mühe — ſeine Reiſe.

Die Prozeſſion zog in die Kirche; nun öffneten ſich auch die Thore des Palaſtes, zwei alte Herren, davon der Eine dem Anſehen nach ein hoher Geiſt-

licher, traten heraus; in ihrer Mitte ging ein wunderholdes Frauenbild in köſtliche Gewänder gekleidet

zierlichen Complimenten und anmuthigen Redensarten ſie begrüßend. Die beiden alten Herren nickten huldvoll ernſt, die junge Dame lächelte anmuthig — alle vier verfügten ſich darauf ebenfalls in die Kirche.

Wie Boten des Lichts wirbelten und kreiſ'ten die jubelnden Töne:

„Hallelujah!
Himmel, freue dich!
Erde, ſei fröhlich!
Meer, erbrauſe zum Lobe des Herrn!
Hallelujah!“ —

Ein Zugwind lüftete den ſeidenen Vorhang des Chores, wo die Muſiker ſich befanden, — ein lauter Schrei tönte durch das Gewölbe der Kirche. Die andächtige Menge blickte nach der Stelle, woher der Schrei gekommen und gewahrte eine wunderſchöne reichgekleidete junge Dame, welche ohnmächtig vor ihrem Betſchemel niedergeſunken war, zwei alte Herren hatten die Sinkende in ihren Armen aufgefan-

gen, ein junger reichgekleideter Cavalier bot ihr ein Riechfläschchen. Zum Glück endete eben die Feierlichkeit, die junge Dame wurde in einer Sänfte davon getragen, und die Menge verlief ſich.

„Wohlan," ſprach der edle Georgio Cornaro, Biſchof von Padua, zu dem würdigen Pater Guardian des Minoriten-Kloſters von Aſſiſi — „wohlan, da Ihr meinem Bruder für die Beſſerung des ſogenannten Bruders Agoſtino Euch verbürgt, ſo laſſet ihn erſcheinen, daß er unſere Verzeihung erhalte und mit ihr ein Glück, das ihm hoffentlich alle erduldeten Leiden vergeſſen machen wird."

Mit freudeglänzenden Blicken entfernte ſich Ambroſio, und bald darauf, den Bruder Agoſtino an der Hand führend, trat er wieder in den Saal.

Agoſtino erſchrak mächtig, als er den Biſchof erblickte, dieſer aber rief ihm lächelnd entgegen: „Ei, mein theurer Signor Giuſeppo Tartini! Ihr ſeid ja, wie ich vernommen, gewaltig vernünftig, friedfertig und fromm geworden, und nahe daran,

heilig geſprochen zu werden; dawider muß ich aber alles Ernſtes Einſpruch thun, was Ihr ganz in der Ordnung finden werdet, wenn Ihr die Gewogenheit haben wollet, Euch zu entſinnen, wie Ihr heimlich mit meiner ſchönen Nichte Lucretia vermählt ſeid.“ — „„Hochwürdigſter Herr! —““ ſtammelte verwirrt Tartini — „Was?“ fiel der Biſchof mit verſtelltem Zorn ihm ins Wort — „was Herr! Ihr wollet leugnen? hoho! das ſoll Euch nicht gelingen, ich habe Zeugen!“ und ſomit öffnete er die Thüre eines Seitenzimmers, und daraus hervor traten Lucretia, der alte Comte Cornaro und — der Marcheſe Antonio Capretti.

„„Lucretia! mein Weib!““ rief Giuſeppo und ſtürzte zu den Füßen der Geliebten. —

„Verſöhnung!“ ſprach der Biſchof, „du warſt keinen Augenblick meiner Aufſicht entgangen; Ambroſio berichtete mir Alles.“

Der alte Cornaro wiederholte „Verſöhnung“, und legte ſegnend die Hände auf die Häupter der vor ihm Knieenden.

Antonio aber fügte ſelbſt gefällig hinzu: „und auch ich verzeihe dir, Giuſeppo, daß du mir mit bei-

den Füßen ins Geſicht ſprangſt; denn obwohl ich vier Wochen mit einer abſcheulichen Naſe darnieder lag, ſo führte der Unfall doch auch meine Verſöhnung mit dem edlen Hauſe Cornaro herbei, und ſo Gott will, vermähle ich mich in der nächſten Antoniusmeſſe mit der Muhme deiner Gattin, der ſchönen Eleonore Cornaro.“

Sebaſtian Bach

und

ſeine Söhne.

Friedemann.

In der Sylvesternacht des Jahres 1736 lehnte an die Mauer des königlichen Schlosses zu Dresden, fest in seinen Mantel gehüllt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, ein junger Mann, und starrte hinauf nach den glänzend erleuchteten Fenstern des gegenüberstehenden Palais. Rauschende Musik ertönte, Paukendonner und Trompetenschmettern begleiteten die an der Tafel zahlreich ausgebrachten Gesundheiten. Einige Augenblicke ward es jetzt still, als ob einer der Gäste allein rede.

Plötzlich erscholl, wie bachantischer Freudenruf, der Name „Natalie!“ und, als solle der Jubel an die Sterne schlagen, brauste das Tutti des Orchesters drein.

Der Lauscher auf der Gasse fuhr empor und wollte davon eilen; doch im nämlichen Augenblicke fühlte er sich bei der Hand ergriffen. Er wandte

ſich und erblickte den königlichen Kammerpagen, Herrn von Scherbitz.

„Bon soir, mon ami!“ ſprach der Page, indem er die ergriffene Hand treuherzig drückte. — „Es iſt mir lieb, daß ich Euch treffe! Ich habe Euch faſt den ganzen Abend geſucht, nur, Euch hier zu finden, ließ ich mir nicht träumen. Diable! was treibt Ihr hier?“

„Philoſophie,“ verſetzte halb lachend, halb ſeufzend der Lauſcher.

„Mon Dieu!“ rief der Page, „dazu iſt hier, der Wohnung des Herrn Premier-Miniſters gegenüber, wohl die beſte Veranlaſſung, aber wahrhaftig nicht der beſte Ort. Zudem iſt es eine penetrante Kälte! Ihr werdet die Güte haben, mon ami, mit mir in Seconda's Keller zu kommen. Ah! diable! der braut einen göttlichen Glühpunſch, und angenehme Geſellſchaft wird nicht fehlen. Ihr wißt, auch Damen ſprechen hin und wieder dort ein.“ Somit faßte er den Freund unter dem Arm und ſchritt mit ihm dem damals hochberühmten Italiener-Keller an der Ecke der Schloßgaſſe und des Altmarkts zu.

Signor Seconda empfing die Eintretenden mit

vielen Complimenten und fragte dienſtfertig, womit er das Glück und die Ehre haben könne, den Herrn Kammerpagen und den Herrn Hoforganiſten heute zu bedienen. —

Der Page beſtellte Glühpunſch und ſchritt ſodann mit ſeinem Freunde dem eigentlichen Gaſtzimmer zu, wo Beide wider Vermuthen durchaus keine Geſellſchaft fanden.

„Werden ſchon noch kommen,“ tröſtete ſich ſelbſt der Page. „Unterdeß wollen wir es uns bequem machen und gehörig aufthauen. Parbleu! es iſt doch eine deliciöſe Sache um ſo einen Italiener-Keller, und was mich anbetrifft, ſo dank' ich meinem Gott, daß ich dieſe Nacht hier verbringen kann! Eh bien! legt ab, mon ami!“

Der Andere warf jetzt Hut und Mantel ab, und ſtand jetzt da, eine herrliche Jünglingsgeſtalt von etwa fünfundzwanzig Jahren, hoch, voll Ebenmaaß und kühner Haltung, die Züge des blaſſen Geſichts rein, edel, ſtolz; um den fein geformten Mund aber zuckte es ſeltſam ſpöttiſch, wenn er ſprach; das faſt zu große, dunkle Auge, feurig rollend, doch oft auch wieder melancholiſch-ſchwärmeriſch blickend, beſonders

wenn es halb ſich ſenkte, daß die langen Wimpern es bedeckten.

„Ihr ſeid heute wieder unleidlich ſtill, mon ami!“ fuhr der Page fort, indem er ihn neben ſich zum Sitzen nöthigte: „iſt Euch etwas arrivirt? Non? Nun, ſo bannt die Grillen und ſeid fröhlich, denn das Leben iſt kurz, und wir leben nur einmal.“

„Sorget nicht!“ entgegnete der Freund, „die Wahrheit hab' ich als wahr anerkannt, und mein Entſchluß ſteht feſt, dieſes Leben zu leben. Habt nur Nachſicht mit mir, der noch nicht von Allem ſich losmachen konnte, was bis jetzt, — bis vor kurzem, ihm lieb und theuer. — Ihr wißt ja, ich bin kaum zwei Jahre hier.“

„Bah! ein Jahr reichte hin, Euren Ruhm durch Europa zu verbreiten! Wer kennt nicht den Namen Friedemann Bach? Ihr habt nur einen Nebenbuhler, den gewaltigen Sebaſtian, Euren Papa.“

Friedemann erröthete und verſetzte beſchämt: „Wie durft' ich daran denken, mich mit meinem Vater zu vergleichen? Iſt mein Name, wie Ihr ſagt, berühmt, wem dank' ich's, als meinem Vater? Ohne ihn wär' ich nichts! Ihm gegenüber fühl' ich

es mit Stolz und Schmerz, wie er so groß — und wie ich so klein bin. Ach! meine Liebe zu ihm erhebt mich, seine Liebe beugt mich nieder, da ich es weiß, daß ich ihrer unwürdig bin.“

„Ei, Ihr seid allzu gewissenhaft!“ warf Scherbitz ein.

„Zu gewissenhaft?“ wiederholte Friedemann mit grausigem Lächeln.

„Nun ja,“ fuhr Scherbitz fort, „anders weiß ich es nicht zu benennen. Was ist's denn weiter? Der alte Herr ist in gewissen Punkten ein wenig strenge; pourquoi? — weil er ein alter Herr ist! Ihr seid jung, feurig, habt Eure Avanturen und liberalen Ansichten, verhehlt dies dem Alten; doch wohl zu merken, nicht aus Furcht, sondern weil Ihr wißt, daß er sich darüber chagriniren würde, was doch einmal nicht zu ändern. Kulin! wo ist in diesem Alten etwas Böses?“

Friedemann hatte, den Kopf in die Hand gestützt, seinem Freunde zugehört. Tief aufseufzend bei der letzten Frage, schien er sie heftig beantworten zu wollen; doch faßte er sich und sprach, indem er mit der flachen Hand über Stirn' und Augen fuhr: „Laßt

es gut sein, Scherbitz! Ueber gewisse Dinge zu reden ist eben so thöricht, als es nutzlos ist. Genug, daß ich die Kraft, oder wenn Ihr lieber wollt, den Trotz in mir trage, das Leben zu genießen, was auch mein Herz drein redet. — Lustig! dort kommt der Punsch.“

Signor Seconda trat ein, ihm folgten zwei Gehülfen, den köstlich duftenden Glühpunsch nebst Gläsern tragend. Der alte Italiener rannte geschäftig hin und her, ließ Alles zierlich auf den runden Tisch in der Mitte der Stube serviren und begrüßte die Gäste, welche jetzt nach einander sich einfanden, meist aus Offizieren und den ausgezeichnetsten Musikern und Malern der Residenz bestehend.

„Sagt' ich's nicht, mon frère?“ flüsterte Scherbitz lächelnd dem Freunde zu — „sagt' ich's nicht, die Gesellschaft würde nicht ausbleiben? — Sieh da, Monsieur Hasse!“ unterbrach er sich laut, indem er sich erhob, einen eben eintretenden feinen Mann zu begrüßen.

Hasse dankte artig, setzte sich dann aber, nachdem er die Gesellschaft flüchtig gemustert, an einen weitab befindlichen Ecktisch, den Aufwärter bedeutend, die herbeigebrachten Lichter wieder mit fort zu nehmen.

Dieſer gehorchte und ſetzte dafür eine Burgunderflaſche nebſt Glas auf.

„Der arme Narr,“ ſprach Scherbitz wieder leiſe zu Friedemann „der arme Narr entläßt auch das alte Jahr mit einem O! und begrüßt das neue mit einem W! tout comme chez nous! nur aus ganz andern Gründen; denn er iſt die Frömmigkeit ſelbſt, und betrinkt er ſich heut' Nacht, ſo geſchieht es nur ſeiner ſchönen Fauſtina zu Ehren, die ihm par hasard ſeinen Eheſtandshimmel, ſtatt voller Geigen, voller Hörner gehangen hat! Doch: point de tout!“ — Er hob das Glas, mit Friedemann anzuſtoßen.

„Es thut mir leid um ihn“, verſetzte dieſer; „allein warum erträgt er es? Warum reißt er ſich nicht los von dem Weibe, das ſeiner treuen Liebe und Achtung nicht mehr werth iſt? Man ſagt, aus Dankbarkeit, weil ſie ſich ſeiner annahm, als er noch ein unbekannter Jüngling war; aber dieſe Dankbarkeit iſt Schwäche, und wird nicht nur dem Menſchen verderblich ſein, ſondern auch dem Künſtler. Deutlich ſpricht ſich's ſchon in allen ſeinen Werken aus, was ihm fehlt: Manneskraft. In Allem, was er ſchreibt, iſt eine Weichheit, die von einem

tiefen innern Weh zeugt; aber es iſt nicht das Weh des Mannes — es iſt, wo nicht ein durchaus weibiſches, doch das Weh eines Knaben-Jünglings.

„Sollt' er nicht eben dieſerhalb der Lieblings-Componiſt unſerer eleganten Welt ſein?

„Wohl möglich; doch bin ich gewiß, er gäbe viel darum, wenn er es dieſerhalb nicht wäre.“

Die Freunde wurden hier unterbrochen, da mehrere hinzugekommenen Gäſte an ihrem Tiſche Platz nahmen. Die Gläſer wurden fleißig geleert und wieder gefüllt, das Geſpräch ward bald allgemeiner und erhielt mehr und mehr einen heitern Charakter.

Ein zierlicher Kammerjunker, den ein ſchalkiſcher Gardelieutenant gekirrt und ihn, eh' er's wußte, wie ihm geſchah, aus der Antichambre in die luſtige Geſellſchaft geführt hatte, gab beſonders reichlichen Stoff zum Lachen, da er, um ſeiner etwas allzu ungebundenen Umgebung zu imponiren, mit höchſt wichtiger Miene über höchſt unwichtige Hofangelegenheiten ſich vernehmen ließ. Aber ſein löblicher Eifer brachte eine ſeiner Abſicht ganz entgegengeſetzte Wirkung hervor; und als er gar dem loſen Freunde erſt auf einige Geſundheitrn Beſcheid gethan, war er

rettungslos verloren. Er lachte, ſtritt, gab zu und plauderte von Dingen, welche nur zu denken er bei nüchternem Muthe für ein Verbrechen erklärt haben würde.

Friedemann bemerkte das Treiben mit innigem Ergötzen; der Hohn, womit er — der mit ſich ſelbſt Zerfallene, ſo gern das ganze Menſchengeſchlecht abgefertigt hätte, fand hier volle Nahrung; doch konnte er nicht unterlaſſen, einige Mal verſtohlen nach dem Winkel zu ſchielen, wo Haſſe, wie es ſchien, ohne alle Theilnahme an dem, was vorging, ſaß.

„Apropos, Herr Kammerjunker!“ rief plötzlich Scherbitz, „wie hieß nur noch die treffliche Poeſie, welche Sie vor einigen Tagen das Glück hatten, einer geſeierten Künſtlerin überreichen zu dürfen?“

Der Kammerjunker blinzte ſelig lächelnd, ſpitzte das Mäulchen und ſprach: „Monſieur Scherbitz, zu dienen, die Poeſie lautete:

Wohl majeſtätiſch ſtrahlt die Sonnen auf der Erden,
Anmuthigkeit ſteckt in Mienen und Geberden;
Doch hat mein Herze noch nichts ſo charmiret, als
Fauſtina Haſſin ach! Dein liedervoller Hals.“

„Ah, c'est bien dit, sur mon honneur!“ rief Scherbitz.

„Nicht wahr?“ fragte der Kammerjunker selbstgefällig, „es ist aber auch von unserm besten Poeten verfaßt, und ich habe fünf Augustd'or nebst einer Tonne Stadtbier dafür gezahlt.“

„Der liedervolle Hals soll leben!“ rief einer der Gäste lachend. Alle stimmten jubelnd ein, und die Gläser klangen zusammen.

Da erhob sich Hasse von seinem Sitz, trat an den Tisch und sprach, höflich sich verbeugend:

„Messieurs! Ich empfehle mich Ihnen sämmtlich zu geneigtem Andenken, da ich morgen mit dem Früh'sten Dresden verlasse, um vielleicht für immer nach Italien zurückzukehren.“

Alle fuhren erstaunt in die Höhe, und ein Offizier fragte: „Wie, Monsieur Hasse! Sie wollen uns verlassen? Und Ihre Gattin? —“

„Bleibt hier,“ fiel bitter lächelnd Hasse ihm ins Wort. Alle verstummten. Hasse aber, sich zu Friedemann wendend und ihm die Hand bietend, sprach ernst, doch milde: „Lebt wohl Bach! Bringt Eurem großen Vater meinen Gruß und sagt ihm, er könne

darauf rechnen, von dem Schüler Scarlattis dereinſt noch etwas Gutes zu hören. Mit Euch ſelbſt ſei Gott und ſchütze Euch vor allem Uebel.“

Sichtlich ergriffen entfernte er ſich.

Friedemann blickte ihm bewegt nach und murmelte düſter vor ſich hin: „Du Armer! und dennoch möcht' ich nicht mit dir tauſchen? Ach! faſt glaub' ich es.“

Schallendes Gelächter ſchreckte ihn empor: es es galt dem poſſierlichen Kammerjunker, der, immer weniger ſeiner Sinne mächtig, die geheime Chronique scandaleuse zum Beſten gab, wobei er nicht verfehlte, ſolche Geſchichten zu erzählen, in denen er als Held ſich geltend machen konnte, wenn auch durchaus nicht als Held der Ehre. — Von dem Hundertſten kam er auf das Tauſendſte, von der Chronique scandaleuse auf das damalige Kunſttreiben, und überall war er zu Hauſe, überall wußte er abzuſprechen, und, um ſeinen Verdienſten die Krone aufzuſetzen, gab er ſich als einen feurigen Anhänger Voltaire's zu erkennen, deſſen Epoche eben damals begann.

Wer hätte ſolchen ungemeinen Verdienſten die gerechte Anerkennung verſagen mögen? der Kammer-

junker empfing den vollsten Tribut von seinen Zuhörern: Bravoruf, Händeklatschen, ausgebrachte Toaste lohnten jedes seiner Worte, selbst da noch, als sie schon gänzlich unverständlich wurden. Endlich sank er, mehr als berauscht, in seinen Sessel zurück und entschlief sanft. Das war es eben, was seine boshaften Freunde erwartet hatten. Sie zogen ihm seine glänzende Hofkleidung aus und dafür eine andere nichts weniger als glänzende an; so schleppten ihn einige junge Wildfänge aus dem Gewölbe und übergaben ihn der eben vorbeiziehenden Patrouille als einen ihnen unbekannten Betrunkenen, um ihn auf die Hauptwache zu führen; dann kehrten sie in den Keller zurück und ergötzten sich mit den Andern an dem Gedanken, wie der arme Gemißhandelte erschrekken und verzweifeln würde, wenn er, am Neujahrsmorgen erwachend, sich auf der Hauptwache fände.

Die letzte Stunde des alten Jahres schlug mahnend in das Hohngelächter der wilden Gäste, sie achteten es nicht. Jubel füllte den schrecklichen Zwischenraum des geschiedenen und kommenden. Jubel begrüßte den ersten Stundenschlag des neuen Zeitabschnitts, mit dem Heulen des Sturmes, der draußen

raſete, ſich miſchend; und nicht eher endete die bacchantiſche Wuth, bis trüb und ſchaurig der Morgen aufdämmerte. — Da taumelten die Wüſtlinge auseinander ihren Wohnungen zu — dumpf — gedankenlos. — Nur Friedemann Bach eilte feſten Schrittes und bewußten Sinnes ſeiner Behauſung zu. Sein jugendlich kräftiger Körper ſpottete der gewöhnlichen Folgen einer wilddurchſchwärmten Nacht; aber jene bittere Verachtung, mit der er ſchon früh auf das gewöhnliche Treiben der Menſchen herabblickte, hatte einen neuen Zuwachs erhalten.

Bleich, im Innerſten verſtört, ſchritt Friedemann am Neujahrsmorgen in ſeinem Zimmer auf und nieder, als Scherbitz eintrat.

„Gratuler zum angetretenen neuen Jahr!“ rief der ewig Heitere, „Geſundheit, Frohſinn, Fortune nebſt erklecklichen Segen.“

„Der Segen iſt hier!“ ſeufzte Friedemann, indem er dem Freunde einen Brief reichte.

Scherbitz las den Brief und ſprach nicht ohne Rührung: „Mon ami! Euer Papa iſt ein lieber

charmanter alter Herr, dessen ganzes Herz voll Liebe für seinen Friedemann ist, das spricht aus jeder Zeile dieses Briefes: Gott schenk' ihm noch ein langes fröhliches Leben! Euch aber möcht' ich zum tausendsten Male bitten, daß Ihr bedenken wolltet, wie allen Anforderungen eines solchen Kern- und Ehrenmannes aus der guten alten Zeit in Wahrheit zu genügen, gradezu unmöglich ist. Glaubet mir, mon ami! die Zeit wird kommen, wo man auch uns, die wir's doch, Gott weiß, wie toll treiben, als Perükkenstöcke bezeichnet, welche ängstlich mit ihrem bischen Gewissen sich herumstritten. Das Rad der Zeit rollt einmal immer vorwärts, die Hand des kleinen Menschen vermag es nicht aufzuhalten in seinem Lauf; es ist genug, wenn wir uns fest bewähren, daß es uns nicht zu Boden wirft und über uns hinweggeht."

„Und können wir das?" —

„Mon ami! Steh' ich nicht, trotz dem, daß ich mit vierzig Jahren noch Page bin? Und seht, ich weiß, ich werd' es bleiben, so lange ich meinem Herrn treu diene und nicht eine Creatur des allgewaltigen Ministers werde! Ha! ich hätte vielleicht diesem

Miniſter gegenüber treten können, und dieſes Land hätte mich geſegnet, erhoben! — und ich bin Page, nicht einmal Hauptmann, mit vierzig Jahren! — bin zum Mährchen der Reſidenz geworden! und ich ſtehe feſt.“

„Und Euer Troſt?“

„Daß es von jeher in der Welt ſo verrückt herging — daß ich nicht der Erſte bin, deſſen Leben ein verfehltes zu nennen, daß ich nicht der Letzte ſein werde, und endlich der Trotz, ein Leben durchzuleben, das tauſend Andere verzweifelnd enden würden, und ſchließlich endlich die Neugier, zu ſehen, wo denn noch am Ende Alles hinaus will. — Seid nicht böſe, mon ami! Es iſt wirklich etwas von Heroismus in mir! — Wäre ich Künſtler, wie Ihr, da hätt' ich einen edlern Halt, als den Trotz und die Neugier. Genug von meiner Wenigkeit; aber laßt mich Euch fragen! Habt Ihr ſchon den Heros Händel vergeſſen, welchen Ihr vor drei Jahren hier im Namen Eures Papa begrüßtet?“ —

„Wie könnt' ich je den herrlichen Mann vergeſſen?“

„Seht, da wollte ich Euch haben, mon ami.

Ihr ſelber ſagtet mir, Händel ſtehe als Künſtler Eurem Vater nicht nach; ja, ſeine Phantaſie ſei gewaltiger, ſeine Kraft freier entwickelt, er ſchwinge ſich auf, ein gewaltiger Aar zum ewigen Sonnenlicht; während Euer Vater, ein königlicher Schwan, über die blaue Meeresfluth dahinſchiffe und von den Wundern der Tiefe ſinge. — Nun, daß der Monſieur Händel auch als Menſch ein Ehrenmann und ein Mann comme il faut iſt, wiſſen wir Alle; — dennoch, wie verſchieden iſt er von Eurem Vater! — Wornach dieſer im beſchränkten Kreiſe mit ernſtem, ruhigem Sinn ſtrebt, was er in ſtiller Geſchäftigkeit erwirbt, das erringt ſich Jener im wildbewegten Leben, im kühnen Siegeslauf unter tauſend Kämpfen. Aber Euer Alter achtet und liebt ihn und tadelt ihn nicht um der Bahn willen, auf der er zum Ziele gelangt; es iſt auch die Eure, und ſie iſt nichts weniger als böſe. Alſo, en avant, mon ami!“

„Ihr vergeßt,“ ſprach Friedemann düſter, „Ihr vergeßt ſchon wieder, daß Händel, trotz ſeines wildbewegten Lebens, nie ſich ſelbſt verlor, und wie ſein Glaube der Art iſt, daß er ihn frei auch meinem ſtrenggläubigen Vater bekennen durfte.“

„Keineswegs, mon ami! vergesse ich das; allein, wenn Händel statt 1687, 1710 geboren wäre, dürfte er auch etwas liberaler über manche Dinge denken, als dies dermalen der Fall ist, wenn er es überhaupt der Mühe werth hielte, viel Zeit auf Glaubensangelegenheiten zu verwenden. Er ist ein gewaltiger Musiker, läßt leben und lebt, und — glaubt mir's, — hat auch, als er so alt war, wie Ihr, wohl manche Suite mitgemacht: Faustina Hasse wüßte vielleicht artige Histörchen davon zu erzählen, wenn sie nicht so gar viel auf äußern Anstand hielte."

„Er heuchelte nie seinem Vater."

„Weil es sich wegen des alten Dupe keiner Lüge verlohnte. O mon ami, ich bitte Euch, geht nicht darauf aus, einen vierzigjährigen Pagen hinter's Licht führen zu wollen. — Ernsthaft jetzt und ehrlich: Eure Reue und Eure — pour ainsi dire — Liederlichkeit, haben einen bei weitem tiefern Grund, als den, welchen Ihr bisher mir anzugeben für gut fandet. Ich sag' es Euch auf den Kopf zu: es ist ein ganz anderes Geheimniß, dessen Entdeckung Ihr mehr fürchtet, als die Entlarvung Eurer kleinen Tartüfferie."

Friedemann erröthete und fragte finster: „Was meint Ihr damit, Herr von Scherbitz?“

„Ha!“ versetzte lachend der Page, „Ihr braucht deshalb nicht so finster zu blicken, weil ich die Wahrheit errieth; non, non, mon cher ami; aber liegt Euch wirklich daran, Euer Geheimniß zu bewahren, so müßt Ihr Eure Augen besser bewachen, wenn der Name Natalia genannt wird. Parbleu! Es hätte Eurer gestrigen Verzückung dem Palais des Ministers gegenüber nicht erst bedurft, um mir die Gewißheit zu verschaffen, daß Ihr der kleinen Comtesse zu tief in ihre dunkeln Augen gesehen.“

Die Röthe war von Friedemanns Wangen gblichen und hatte einer Todtenbläſſe Platz gemacht. Sich gewaltsam emporraffend, sprach er halblaut: „Gut — Ihr habt mich durchschaut; — doch Ihr werdet schweigen, Ihr werdet's? —“

O mon Dieu! sagte ich Euch nicht, mein Engel, daß es nur eine Warnung sein sollte, Euch vor Andern in Acht zu nehmen? Ich schweige, das versteht sich von selbst, und damit: point de tout. Lebt wohl! Ich werde jetzt auf die Hauptwache gehen, um ein Zeuge des seligen Erwachens unseres edlen

Kammerjunkers zu ſein. Ihr geht in Eure Kirche, erbaut die Gläubigen mit Eurem Orgelſpiel und kommt dann zu Seconda, wo ſich der Kammerjunker mit einem ſplendiden Frühſtück auslöſen ſoll. Courage, mon ami! und nicht zu viel Mathematik getrieben. Der Teufel hole den alten Walch, Er hat Euch melancholiſch damit gemacht. —"

Somit entfernte ſich der Page, und Friedemann, nachdem er ſich angekleidet, verließ ebenfalls ſeine Wohnung, um ſich nach der Sophienkirche zu begeben.

Der Gottesdienſt war zu Ende, die letzten Töne der Orgel verbebten, leiſer und leiſer zogen ſie dahin durch das Gewölbe der Kirche, wie Seufzer eines betenden Engels. Endlich ward Alles ſtill, und die Andächtigen verließen die heilige Stätte. Auch Friedemann erhob ſich, verſchloß die Claviatur und ſtieg vom Chor herab, ob auch nicht heiterer, doch ruhiger, als am frühen Morgen. Eben wollte er in die Vorhalle treten, welche zum Hauptthor der Kirche führt, als er ſich von kräftigen Mannsarmen umſchlungen fühlte; er blickte auf und lag mit dem

Jubelruf: „Ach, mein Vater!“ an der Bruſt des ehrwürdigen Sebaſtian Bach.

„Gottes Huld und Gnade mit dir zum neuen Jahre!“ ſprach Sebaſtian, den Sohn feſter an ſich drückend, „und meinen beſten Segen! Ei der Tauſend, Friedemann! Du haſt mir gleich eine reine Herzensfreude gemacht, noch eh' wir uns ſahen! Wahrhaftig, du haſt brav, du haſt groß geſpielt. Ei Junge, du weißt's: tüchtige Schüler für unſere hochheilige Kunſt zu bilden, war immer mein Stolz, und der liebe Gott wird mir's nicht für Hochmuth anrechnen, und du wirſt's auch nicht hochmüthig aufnehmen, wenn ich dir's ſage, wie du mir von jeher mein liebſter Schüler warſt, ſo biſt du auch mein beſter geworden. — Nun führt mich in Euer Logement, Herr Hoforganiſt, der Philipp iſt ſchon dort und packt aus; denn acht Tage denk' ich mir's bei meinem Friedemann wohl ſein zu laſſen. Wir haben uns ohnehin ſo lange nicht geſehen, und obgleich du mir auch gar hübſche Briefe ſchriebſt — ſo iſt es doch immer ein Anderes, wenn Vater und Sohn, Aug' in Aug', Hand in Hand mitſammen reden.“

Somit faßte er traulich Friedemanns Arm und

ſchritt luſtig ſchwatzend mit ihm ſeiner Wohnung zu.

Dort angelangt, gab es neue Freude, denn Philipp Emanuel, Sebaſtians jüngerer Sohn, war in den drei Jahren, welche ſeit Friedemanns Abgang von Leipzig verfloſſen, zum ſtattlichen Jüngling herangewachſen und hatte, was der Vater ihm bezeugte, ſich ebenfalls als tüchtigen Schüler bewährt. Es war ein durchaus heiterer, lebensfroher Jüngling, „ein bischen leicht und ſubtil auf der Orgel," wie der Vater lächelnd bemerkte, „und offenbar mehr auf dem Clavier zu Hauſe; aber ein treues gottgefälliges Herz ſonder Hehl."

Friedemann unterdrückte einen Seufzer, welcher ihm bei der letzten Bemerkung des Vaters entſchlüpfen wollte, und hieß den Bruder mit Herzlichkeit willkommen. Ein reichgekleideter Laquai unterbrach das Geſpräch, indem er Friedemann ein Billet überreichte und zugleich ſagte, daß er angewieſen ſei, auf Antwort zu warten. Friedemann nahm erröthend das Billet, erbrach es, las es flüchtig und ſprach dann kurz: „Ich werde mich zur beſtimmten Stunde einfinden." Der Bediente entfernte ſich.

„Ei!“ rief Sebastian lächelnd, „wie es scheint, Philipp, verkehrt unser Herr Hoforganist mit gar vornehmen Leuten.“

„Es war die Livree des Herrn Premier-Ministers,“ bemerkte Philipp.

Sebastian stutzte und fragte verwundert, „Ei, wie Friedemann? ist's so? Ein Laquai Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Brühl kommt zu dir?“

„Für diesmal,“ versetzte Friedemann mit erzwungenem Lächeln, „sendet ihn nur die Nichte Sr. Excellenz, die Comtesse Natalia.“

„Ei! kennt dich denn die junge Excellenz?“

„Sie ist meine Schülerin, dies Billet bescheidet mich auf diesen Nachmittag zu ihr, um ein Conzert anzuordnen, welches sie am Namenstage ihrer Tante zu veranstalten wünscht.“

„Ei!“ wie kommst denn du zu der Ehre?“ Ich meinte, so etwas sei die Sache des Herrn Hasse?“

„Lieber Vater, als Lehrer der jungen Comtesse kann ich solche Aufträge nicht wohl ablehnen, sie gelten hier sogar für ehrenvolle Auszeichnung; was übrigens Herrn Hasse betrifft, so ist er heute in

aller Frühe abgereiſ't, und wir dürften ſobald keine neuen Liederchen von ihm zu hören bekommen.“

„Haſſe abgereiſt?“ fragte Sebaſtian erſtaunt — „der beliebte Haſſe? Ei, wie ging das zu? Erzähle Friedemann.“

„Es iſt eine lange Geſchichte,“ entgegnete der Gefragte mit einem verlegenen Seitenblick auf den lauſchenden Bruder.

„Du magſt, bis es Eſſenszeit iſt, herumlaufen und dir die Stadt beſehen, Philipp!“ ſprach der Vater, der den Blick verſtanden hatte. Philipp verbeugte ſich gehorſam gegen ihn, reichte dem Bruder die Hand und entfernte ſich.

„Nun, mein Sohn?“ fuhr Sebaſtian fort, „wir ſind allein, was iſt's mit dem Herrn Haſſe?“

Und Friedemann erzählte von Haſſens Abſchied, ſeiner Reiſe nach Italien und der allgemein bekannten Veranlaſſung, weshalb ſie ſo ſchnell betrieben worden. Der alte Bach hatte aufmerkſam zugehört; als der Sohn geendet, ſprach er vertraulich: „das durfte der Philipp freilich nicht hören, und es iſt ſchon recht, daß du mich daran erinnerteſt, ihn fortzuſchicken. Hm! ja freilich, am Hofe iſt wohl nicht

immer Alles ſo ſchlicht und recht, wie es ſein ſollte; in unſerm Leipzig, kann ich dir ſagen, wird hin und wieder Manches darüber geſprochen. — Ei, man muß nicht auf Alles hören; unſer allergnädigſter Churfürſt und König meint's gewiß gut mit ſeinen Unterthanen, und wer ein treuer Unterthan iſt, erkennt das und redet nicht über Dinge, die Der zu verantworten hat, der ſie begeht. Ei, wir wollen auch nicht weiter davon reden, und du magſt dieſen Nachmittag zu der gnädigen Herrſchaft gehen, und wirſt ſchon wiſſen, wie du dich zu benehmen haſt; dafür, denk' ich, hab' ich geſorgt.“ Friedemann reichte dem Vater die Hand und ſah ihn liebevoll an.

„Nun aber, Herr Hoforganiſt!“ fuhr Sebaſtian fort, „nun aber ſage mir, was du in der letzten Zeit gearbeitet haſt? Du haſt mir ſeit Jahr und Tag nur Weniges geſandt; ich hoffe nicht, daß du feierſt —“

„Gewiß nicht, Vater! Ich arbeite viel, doch nur Weniges genügt mir, und was mir nicht genügt, vernicht' ich lieber, als daß ich es der Welt mittheile. In der Kunſt ſoll man entweder das Höchſte, oder lieber gar nichts leiſten.“

„Ei nicht doch!“ fiel Sebastian dem Sohne eifrig ins Wort, „das wäre ja eine harte Bedingung für Viele, für die Mehrzahl derer, die es treu und redlich mit der Kunst meinen, die in ihr oft das einzige Glück ihres Lebens finden, den Trost für Alles, was ihnen sonst die Erde versagt. Der Auserwählten sind nur Wenige, der Berufenen sind Viele! Und glaube mir, Friedemann, der, der sie berief, wird sie nicht geringer achten, um der Auserwählten willen, wenn sie nur als treue Arbeiter sich bewähren. Die Kunst ist gleich der Liebe. Die Liebe tragen und hegen wir Alle im Herzen, und ob ein Königsmantel oder ein Bettlerkittel das Herz deckt, die Liebe, so drinnen wohnt, entstammt einer Heimath — dem Himmel. Sollte nur das Höchste in der Kunst gelten, wie stünd' es da um uns und unseresgleichen? Ich kann nur wenig für die Kunst thun, aber mein Wille ist redlich, und die Kunst gab mir unendlich viel. Ei, bin ich auch sonst, was die irdischen Güter betrifft, mehr dem armen Manne im Evangelium, denn irgend einem reichen Manne zu vergleichen; dennoch tauscht' ich mit keinem König! Ich freue mich in Demuth dessen, was mir

gelingt, wie viel oder wie wenig es immer iſt, und denk' im Uebrigen: wie Gott will."

„O, daß Alle die Kunſt ſo wie Sie, lieber Vater, erkannt hätten, daß Alle ſie ſo zu üben ſich beſtrebten!"

„Ei, du wirſt's, Friedemann!" ſprach Sebaſtian freundlich: „in deinen Fughetten hab' ich manch Treffliches gefunden. Nimm's nur nicht allzu ſtreng und glaube nur, was ſo recht aus freiem, frohem Herzen herausklingt, iſt immer das Rechte und Wahre."

„Das iſt es!" murmelte düſter Friedemann vor ſich hin. Sebaſtian ſchwatzte koſend weiter: „Da es übrigens der liebe Gott eben fügt, daß wir uns am Neujahrsmorgen wiederſehen, ſo erlaubt mir, Herr Hoforganiſt, Euch zu fragen, wie es ſonſt mit Euch ſteht. — He Friedemann! willſt du dir nicht bald ein Weiblein ſuchen unter den Töchtern des Landes? Potz tauſend! der Herr Hoforganiſt würde nicht lange zu ſuchen brauchen, um ein hübſches braves Mädel zu finden. — Gott ſegne mir das liebe Sachſenland! — Nun ſprich, Junge!"

„Lieber Vater, damit hat es noch Zeit."

„Pah! Pah! was Zeit! Ich war nicht viel älter, wie du, als ich deine ſelige Mutter nahm und, meiner Treu! ich hätte ſie noch früher genommen, wenn ich damals ſchon meinen Poſten gehabt hätte. — Alſo friſch, Friedemann! Jung gefreit hat Niemand gereu't.“ —

„Es iſt ein ernſter Schritt, Vater!“

„Nun freilich iſt er das, und ich bin gewiß, daß du ihn nicht leichtſinnig thun wirſt; aber ich bitte dich, lieber Junge, thu' ihn bald. Ei! wie wollt ich mich freuen, wenn du mich zum Großvater machteſt, und wärs ein Junge, müßt' er nach mir genannt werden, und ich lehrt' ihn die erſten Noten leſen. — Ei ja, es iſt wahr: der Eh'ſtand iſt kein Kinderſpiel, und ich kann dir's ſagen, Friedemann, ich hab' oft ſorgen und mich wacker placken müſſen, um für euch Buben und Mädel immer das liebe tägliche Brot zu gewinnen. — Nun, hat mir's der gute Gott denn nicht auch geſegnet? Hab' ich euch nicht alle glücklich groß gezogen, euch zu braven Menſchen, und euch Buben zumal zu tüchtigen Muſikern erzogen? Es iſt doch eigen, Friedemann, daß von unſerm Aeltervater an alle Söhne der Familie Bach Lieb' und Geſchick

zur Kunst hatten. — Friedemann, thu' mir die Liebe und nimm dir bald ein Weib; wenn dann deine Jungen auch Geschick und Lust zur Musik zeigten — ha! was wär' mir das für eine Freude! Sieh, als ich meine letzte Fuge niederschrieb, da dacht' ich so recht an meine Söhne und vor allen an dich und pries mich glücklich! — Ich hab' auch oft schon gedacht, ich möchte wohl etwas schreiben, wie die alten Meister, was so nach hundert und mehr Jahren noch die Menschen erfreuen und erbauen könnte, daß sie wohl gar meiner noch mit Liebe gedächten. Gott verzeih' mir's, wenn etwas von weltlichen Hochmuth in diesem Gedanken war, mein Herz wußte, als ich ihn dachte, nichts von Eitelkeit und derlei — nun ich denk' auch nicht mehr so sehr daran; aber das ist mir oft eingefallen, und ich werd' es denken, so lange ich lebe: wie es doch gar zu hubsch sein müßte, wenn einmal alle Bach's im himmlischen Freudenreich versammelt wurden und dort zur Ehre Gottes, von welchem Alles kam und kommt, musicirten in alle Ewigkeit, Friedemann! ein „Hallelujah" erdacht, ausströmend im Anschauen des Unerschaffenen, der da war und ist und sein wird, —

Friedemann! Kind meines Herzens! daß du mir dort nicht fehlst!“

„Vater!“ rief der Jüngling und sank vernichtet zu Sebastians Füßen.

Der Vater, unbekannt mit dem Schmerz, der im Innern des Sohnes wüthete, hielt den Ausbruch desselben für den Ausdruck kindlicher Verehrung und Rührung. Beide Hände segnend auf des Knieenden Haupt legend, sprach er andächtig: „Gottes Friede mit dir, mein Friedemann, hier und dort! Amen.“

Friedemann erhob sich, bleich, lächelnd. Er küßte dem Vater die Hand und verließ langsam das Zimmer; aber so wie die Thüre hinter ihm sich schloß, stürmte er über den Vorsaal, die Treppe hinab, durch die Straßen in's Freie, dort warf er sich auf den eisbedeckten Erdboden, verhüllte das fieberisch glühende Gesicht und verfluchte zähneknirschend sein elendes Dasein.

Mit gewaltsam errungener Fassung kehrte Friedemann nach Verlauf einiger Stunden zu seinem Vater zurück und begrüßte ihn anscheinend heiter. Der alte

Bach war seelenvergnügt und schwatzte bei Tische viel mit Philipp, der ihm Bericht erstatten mußte von allen Herrlichkeiten, so jetzt in der Residenz sich vorfänden: denn der Glanz Dresdens hatte unter der Verwaltung des prachtliebenden und verschwenderischen Grafen von Brühl damals den höchsten Gipfel erreicht, und keine Hofhaltung, selbst die zu Wien nicht, konnte sich in dieser Hinsicht der Polnisch-Sächsischen an die Seite stellen.

Nach Tische erinnerte der Vater selbst seinen Liebling, sich anzukleiden, um zu rechter Zeit im Palais des Ministers erscheinen zu können, und Friedemann säumte nicht, der Aufforderung Folge zu leisten.

Mit hochklopfendem Herzen und einer Empfindung, worin Lust und Verzweiflung sich einten, erreichte er den Palast des Ministers. Als er über den Vorsaal schritt, öffnete sich plötzlich eine Flügelthur, ein äußerst zierlich und reichgekleideter kleiner Mann mit angenehmen Gesichtszügen, sanften, hellblauen Augen, einem blitzenden Stern auf der Brust, trat in den Saal, es war der allesvermögende Minister selbst. Als er Friedemann erblickte, der

schnell neben blieb und sich ehrfurchtsvoll verbeugte, kam er leichten Schrittes auf ihn zu und rief mit sanftem freundlichem Ton:

„Ah! bon jour, Monsieur Bach! Viel Glück zum neuen Jahr! — Meine Nichte hat Sie herbeschieden? Es freut mich, daß Sie so prompt kommen! ich sehe daraus mit Vergnügen, daß Sie an mein Haus attachirt sind, und ich werde es dankbar höchsten Orts zu rühmen wissen; so wie sich nur Gelegenheit findet, denk' ich Ihnen mein Wohlwollen durch Thaten zu beweisen. — Nun, gehen Sie zur Comtesse! Nochmals viel Glück im neuen Jahre.“ Er nickte dem Jüngling wohlwollend, lächelnd zu und hüpfte mehr, als er ging, durch die Hauptthüre die Treppen hinab in seinen Wagen, welcher gleich darauf davon jagte.

Friedemann blickte ihm düster nach und murmelte vor sich hin: „Sollt' er mein Geheimniß errathen haben? — Weh' mir dann! die Freundlichkeit dieses Mannes war von jeher verderbenbringend! — Nun, es komme, was da wolle!“ schloß er glühend, „was könnte mich noch elender machen, als ich es schon bin? Vorwärts, Verworfener!“ — Er schritt über

den Saal durch mehrere Gänge nach dem Flügel, wo die Zimmer der Comteſſe Natalia ſich befanden.

„Nur herein!“ rief die Kammerfrau, welche im letzten Vorzimmer ſeiner geharrt hatte, und öffnete ohne vorherige Meldung die Thüre des Cabinets, worin Natalia, reizend gekleidet, auf einem Divan ruhte. Friedemann trat ein.

Natalia erhob ſich raſch und trat dicht vor den Jüngling hin, ihn feſt anblickend. Sie war nicht groß, aber voll Ebenmaß und faſt üppig gebaut, der Kopf kein Ideal des ſchönſten, aber höchſt geiſtvoll; eine etwas gebogene Naſe, ſo wie die ſcharf und ſchön gezogenen dunkeln Augenbraunen gaben der Phyſiognomie etwas Kühnes, Sieghaftes, während der feine zartrothe Mund und die von langen Wimpern beſchatteten Augen mehr den Charakter des Sanften, Zärtlichen zeigten. Das reiche, faſt ſchwarze Haupthaar umgaukelte ungepudert in vollen Locken das reizende Oval des etwas blaſſen, aber durchaus blühenden Geſichts des kaum zwanzigjährigen Mädchens.

Einige Augenblicke weilte ſie in der beſchriebenen Stellung vor Friedemann, der glühend mit nieder-

geſchlagenen Augen vor ihr ſtand; dann die kleine weiße Hand leicht auf ſeine Schulter legend, fragte ſie mit ſchmeichelnder Stimme: „Sagen Sie mir doch, Bach, was hatten Sie geſtern Abend noch ſo ſpät unſerem Hauſe gegenüber zu ſchaffen?“ —

Friedemann erhob einen Augenblick das dunkelflammende Auge, ſenkte es aber ſogleich wieder. Natalia fuhr ſchmeichelnder fort: „Ich ſah ſie wohl, als ich einen Augenblick auf den Balkon trat, um friſche Luft zu ſchöpfen und erkannte Sie ſogleich. Sie ſtanden an die Schloßmauer gelehnt, und es ſchien, als harrten Sie auf irgend wen; nun, ſo reden Sie doch, Bach?“

Der Jüngling bekämpfte die widerſtreitenden Empfindungen in ſeinem Innern und ſprach nach einer Weile ernſt und fremd: „Sie ließen mich rufen, gnädigſte Gräfin, um wegen der Anordnung eines Conzerts Ihre Befehle mir zu ertheilen.“

Natalia wandte ihm raſch den Rücken und rief mit Zorn und Schmerz: „Recht ſo, trotziger Menſch! das iſt die Art, dieſem allzuſchwachen Mädchenherzen für ſein Vertrauen, für ſeine Hingebung zu danken! O über Euch Männer!“ —

Da rötheten ſich Friedemanns bleiche Wangen, und mit gedämpfter Stimme, die aber durch den Ausdruck der heftigſten Erregung und des tiefſten Schmerzes etwas furchtbar Ergreifendes erhielt, entgegnete er:

„Was ſoll, was kann ich dir ſagen, Unſelige! Sieh mich an und genieße deines Triumphs. Du haſt mich elend gemacht, aber ich beſchwöre dich, habe Mitleid, gönne mir den einzigen Troſt, daß auf mir allein aller Jammer, aller Fluch des erzürnten Himmels laſte!“ —

„Friedemann!“ rief das Mädchen erſchüttert und wandte ſich mit Thränen im Auge wieder zu ihm — „Schone mich! mäßige dieſe Ausbrüche einer allzu großen Heftigkeit!“

„Ich will nicht!“ rief der Jüngling mit Grimm. „Ich wollte dich ſchonen; du ſelbſt haſt wieder mit heilloſem Spiel alle Wunden dieſes Herzens aufgeriſſen! Sieh es jetzt, wie es verblutet und — o Fluch des Himmels! — doch nicht ſterben kann! — dich will ich jetzt nicht ſchonen! — du biſt das einzige lebende Weſen, dem ich mich ganz ſo zeigen darf, wie ich bin, ich hab' mir das Recht

erkauft mit meiner Seligkeit dort wie hier, und dieſes einzige, letzte Recht ſoll kein Gott, kein Teufel mir entreißen! Ich gab dir Alles! Wahrheit für Lüge, reine, ewige Liebe für freches, leichtfertiges Spiel!“ —

„Ich ſpielte nicht mit dir!“ betheuerte Natalia und blickte ihn innig an, „glaube mir, ich meinte es gut.“ —

„Mit mir? — Liebteſt du mich?“

„Frage mich nicht.“

„Antwort will ich, liebteſt du mich?“

„Was könnt' es dir helfen, wenn ich dir ſagte, daß ich dich liebte? Sind wir dennoch nicht für ewig getrennt?“

„Nein! beim großen Gott nein! Wenn du mich liebſt, ſo trennt uns nichts auf Erden: um deiner Liebe willen, hör' es, würd' ich ſelbſt das Herz meines Vaters nicht ſchonen, und gält' es ſein Leben! Aber wiſſen muß ich, ob du mich liebteſt, ob du mich noch liebſt? Und war und iſt das nicht, dann will ich dich fragen: Weib! warum lockteſt du den freien, nur ſeiner Kunſt lebenden Jüngling mit

aufmunternden Blicken und ſchmeichelnden Worten an dich? Warum gabſt du mir —"

„Halt ein, Unglücklicher!"

„Warum?" wiederholte Friedemann ſchmerzlich leidenſchaftlich.

„Ich ehrte deinen Muth, deinen Geiſt, ich erkannte dein Herz."

„Und liebteſt mich nicht?"

„Du wirſt mich wahnſinnig machen mit dieſer Frage." —

„Und liebteſt mich nicht?"

„Ich konnte dich nicht leiden ſehen — wollte dir Beruhigung, Ueberzeugung geben —"

„Alles, was du ohne Liebe gabſt, verachtet' ich! Liebſt du mich aber, — wie iſt dir's möglich, dich als das Weib eines Andern zu denken?"

„Ach! mein Stand, — der Wille meines Oheims."

„Und mein Lebensglück, meine Ruhe gelten dir nichts?"

„Warum biſt du nicht ruhig, nicht glücklich, da du es weißt, daß meine Liebe dir bleibt, daß ich nie einen Andern lieben werde!"

„Verdammt!" rief Friedemann erglühend und

ſtampfte heftig mit dem Fuße, „Lügner, Heuchler, Feigling! Und das Alles um einer Kokette willen?“

„Deine Leidenſchaft läßt dich ungerecht und ſchwach werden“ ſprach mit Unmuth Natalia. „Ich bin weder kokett noch ſchlecht; aber iſt dir die Geſchichte meiner Erziehung ſo fremd? Meine Eltern ſtarben früh, ſie waren arm, aber ſie entſtammten aus einer der älteſten Familien des Landes; genug für meinen adelſtolzen Oheim, deſſen Adel noch jung, mich von aller Pracht umgeben, die dem Gewaltigen zu Gebote ſteht, als ſeine Nichte erziehen zu laſſen. Daß ich früh das Nichtige dieſer Herrlichkeit erkennen lernte, ich will mich deſſen nicht rühmen; aber daß ich der Verführung nicht unterlag, die in Pracht und Ueppigkeit unter tauſend lockenden Geſtalten mir nahte — das iſt Etwas! das iſt viel, deſſen darf ich mich rühmen und darf ſtolz darauf ſein; denn keine liebende ſorgende, Mutter lehrte mich die Tugend kennen und üben. — So wuchs ich zur Jungfrau heran und hatte bisher nur Marionetten, feile Knechte, grinſende Affen, keinen Mann geſehen. — Da ſah ich dich — ich

liebte dich! — Soll ich meine allzugroße Liebe gegen dich entschuldigen?“

„Ach Natalia! Himmel und Hölle kämpfen in meiner Brust. – Du liebst mich und verschmähst es, mein treues, ehrliches Weib zu sein! Du liebst mich, und willst einer Creatur deines Oheims dich vermählen! — ohne Liebe, — mit Widerwillen wohl gar! — Muß ich, soll ich denn ewig irre an dir sein?“ —

„Warum bist du es? Nicht Berechnung treibt mich zu diesem Schritt – Pflichtgefühl.“

„Pflichtgefühl?! —“

„So ist es. Ich fühle es: als dein Weib könnt' ich dich nie beglücken, wird' ich selbst nie glücklich sein! Du bist ein großer Künstler, kannst noch viel werden; aber über einen gewissen Kreis hinaus kannst du dich nicht erheben — und ich? Meinst du, es würde dem fürstlich erzogenen Mädchen so leicht werden, die Pflichten einer stillen bürgerlichen Hausfrau zu erfüllen? — Und dann, gesetzt, ich wollte Alles nicht beachten; wo fänden wir eine sichere Freistätte vor der Verfolgung meines gereizten Onkels? Und fänden wir sie in irgend einer Ein-

ode — wie lange würde der hochstrebende Künstler diese schmähliche Verborgenheit ertragen?“ Friedemann blickte finster zu Boden und schwieg. Natalia fuhr fort: „Wenn ich dich unzufrieden wüßte, könnt' ich glücklich sein? Wenn ich mich unglücklich fühlte, könntest du dich glücklich fühlen? — Sieh, ich will Alles für dich thun, was ein liebendes Weib in meinen Verhältnissen für den Geliebten thun kann: ich schwör' es dir, der Günstling meines Onkels soll nie die Rechte eines Gatten von mir erhalten, demüthigen soll er sich vor mir, wie ein Sclav, dir nur will ich leben! Lebe du deiner Kunst und mir! —“

„Wie ein ehrloser Dieb soll ich deine Liebe genießen?“ fragte mit Grimm Friedemann.

„Unser Verhältniß wird nicht verborgen bleiben, und ich will es tragen, daß die Welt mich um deinetwillen verdammt.“ —

„Und verachtet? — Nein bei Gott! das soll sie nicht! Das Weib, das ich liebe, um dessentwillen ich elend wurde, Vater, Brüder, Freunde betrog — das Weib soll mir keiner verachten! Leb' wohl, Natalia! wir sehen uns nie wieder! Sei, was der dir Bestimmte nicht ist: edel, treu! Und

glaube mir, so tief ich sank, noch entwich nicht alle Kraft zum Guten aus meinem Herzen! Ich werde immer unglücklich sein, aber nicht mehr ganz elend, du sollst mich achten!" —

„Friedemann!" rief das Mädchen und warf sich sich weinend an seine Brust, „ich verehre, ich bewundre dich! —"

Die Kammerfrau eilte herein und verkündete nicht ohne Schreck das Nahen des Ministers.

„Fassung!" flüsterte Natalia und riß sich aus der Umarmung des Geliebten.

Der Minister trat ein und sprach freundlich: „Ah, sieh da, Mönsieur Bach noch hier? Freut mich, Sie noch einmal zu sehen. Nun, ma chère nièce!" wandte er sich zu dem glühenden Mädchen, „wie steht's? Ist Alles in Richtigkeit von wegen des Conzerts, und wird sich's schicken?"

„Ich hoff' es, gnädigster Onkel! —"

„Soll mich freuen, meine Liebe! und meine Gemahlin wird von dieser freundlichen Aufmerksamkeit sehr enchantirt sein. Sie, lieber Monsieur Bach, werden gewiß Alles auf's Beste arrangiren, davon bin ich überzeugt. Besuchen Sie mich doch recht

oft, hören Sie, recht oft — o ich schätze Sie unendlich, Sie und Ihr Talent. —"

Der Jüngling dankte verwirrt, und entfernte sich dann.

„Ein tüchtiger Kopf und großes, großes Talent," rief der Minister ihm nachblickend, indem er aus der kostbaren Brillantdose eine Prise nahm. Er sprach noch Einiges zu seinem Lobe, ging dann scherzend zu gleichgültigeren Dingen über und verließ endlich ebenfalls das Gemach, nachdem er zuvor der Nichte, welche ihm die Hand küssen wollte, einen Kuß auf die weiße Stirn gedrückt hatte.

Als Friedemann aus dem Palais trat, stürzte der Page hastig um eine Ecke herum auf ihn zu und fragte: „Wohin?"

„In meine Wohnung." —

„Nichts da, Ihr kommt sogleich mit mir zur Faustina."

„Seid Ihr toll?"

„Klüger denn Ihr, mein Engel! O über die Blindheit, die Falle nicht zu merken, die der schlaue Vogelsteller dem Vöglein gestellt hat."

„Was habt Ihr? Was soll das?"

„Sacrebleu! Zur Fauſtina ſollt Ihr mit mir, oder Ihr ſeid heut' Abend auf dem Wege nach dem Konigſtein: der Herr Miniſter weiß Alles.“

Er riß ihn mit ſich fort.

Die Abenddämmerung brach ſchon herein, Philipp hatte Lichter angezündet und ſelbige vor ſeinem Vater hingeſtellt, der, am Tiſche ſitzend, eifrigſt Friedemanns letzte Arbeiten und Studien durchlas, das, was er geleſen, dem Sohne ebenfalls zur Anſicht hinreichend.

Nach einer Weile blickte er auf und fragte: „Nun Philipp, was meinſt du zu unſerm Friedemann?“

„Ach Vater!“ entgegnete der Jüngling, „ſei mir nicht bös! aber ich weiß nicht, wie ich, was ich fühle und denke, in Worte faſſen ſoll. — Ich bin ſo bewegt — hingeriſſen — ich bewundere meinen Bruder — es iſt mir oft, als läſe ich etwas von dir — und doch iſt mir Alles wieder ſo fremd, ſo ganz anders — eine Angſt erfaßt mich — ich weiß nicht wovor — genug, ich kann nicht froh und heiter dabei werden.“

Sebaſtian blickte einige Augenblicke ernſt und ſinnend vor ſich nieder; dann, den Sohn milde lächelnd anblickend, ſprach er vertraulich:

„Höre Philipp, ich will dir's nur ſagen, daß Manches in Friedemanns Arbeiten mir ebenfalls ganz fremd und ſeltſam vorkommt, und mehr noch iſt dies in den Studien und Entwürfen, als in ſeinen ausgeführten Sachen der Fall; allein etwas Beängſtigendes hat es für mich nicht, — ja, mir iſt's ſogar, als müſſe ich mich oft recht ſehr darüber freuen.“

„Freuen?“ wiederholte Philipp und ſah den Vater zweifelnd an; dieſer fuhr herzlich fort:

„Ich weiß, was du mit dieſer Frage ſagen willſt: deinem heitern, leuchten Sinn ſagt das Ernſte — wohl oft Düſtere in Friedemanns Arbeiten nicht zu — und der liebe Gott weiß, das Düſtere hat er auch nicht von mir, obwohl mir's von jeher Ernſt mit der Kunſt war; aber ſieh, der Friedemann iſt noch im Werden — Alles ſagt mir, es liegt etwas Großes in dem Menſchen, nur iſt er noch nicht mit ſich einig, wie er's geben ſoll. Er ſucht noch das Wort, durch das er Alles, was in ihm lebt, außer ſich erſchaffe. Ich habe ſtreng und

ruhig geprüft: es ist nicht Wohlgefallen des Vaters an seinem Sohn, was mich so reden läßt; — doch ich muß es zugestehen: Friedemann sucht sich eine neue Bahn, auf der er dem Ziele zueilen möchte. — Ob es ihm gelingt? Gott geb' es, und ich hoff' es, wenn ich mir so vorstelle: wie jeder starke Geist sich eigne Bahnen sucht und sie findet — wie er erringt, was seine Vorgänger zu erringen für unmöglich gehalten hätten. Ich weiß nicht, ob ich das Lob der Meisterschaft in solchem Grad verdiene, als mir's zu Theil wurde; das weiß ich aber, Philipp, und erkenn' es: wie seit ihrem Uranfange die Kunst fortschritt und warum, und daß ihr Tempel noch nicht vollendet dasteht. — Wird er das je? — Ich glaube nein, denn die Erde ist nicht die Heimath des Vollendeten; doch darum ist ja eben die Kunst auf Erden so göttlich, ewig, weil mir nach ihrem schönsten Preis ewig uns sehnen und darnach streben können mit unserer besten Kraft. —"

„Ja wohl!" rief Philipp ergriffen: „Meint auch einmal Einer, er habe etwas recht Gutes gemacht — er findet doch bald, daß er sich's noch weit schöner und herrlicher denken kann, als es ihm

mit allem Fleiß und aller Liebe zu erschaffen mög-
lich ist.“

Das Gespräch ward hier durch ein rasches Klopfen an die Zimmerthür unterbrochen. Der alte Bach horchte auf, rief herein, die Thür öffnete sich, und zwei stattliche Männer traten ein, sich nach dem Herrn Hoforganisten Bach erkundigend.

„Ich selber erwarte meinen Sohn jeden Augenblick,“ versetzte Sebastian, und fragte sodann, ob die Herren vielleicht einen Auftrag hätten, welchen er ausrichten könne? Worauf die Herren erwiederten: sie seien gute Freunde des Herrn Hoforganisten und gedächten ihn hier zu erwarten. Damit setzten sie sich ohne Umstände, und Sebastian, der kein Arg daraus hatte, nahm ebenfalls wieder Platz und suchte ein geeignetes Gespräch einzuleiten; doch sein guter Wille und seine Mühe schienen vergebens, denn beide Herren antworteten nur abgebrochen, einsylbig und in einem Tone, der nichts weniger als aufmunternd klang, so daß bald eine etwas peinliche Pause eintrat, und sowohl Sebastian als Philipp von ganzem Herzen wünschten, daß doch Friedemann endlich kommen möchte. — Aber Friedemann kam nicht;

ſtatt deſſen wurde nach Verlauf einer Viertelſtunde ohne vorhergegangenes Anklopfen die Zimmerthür raſch aufgeriſſen, und herein trat der Page, Herr von Scherbitz.

„Bon soir!“ rief er gleichmüthig, indem er den beiden fremden Herren, welche, als ſie ſeiner anſichtig wurden, erſchreckt von ihren Stühlen aufſuhren, einen vernichtenden Blick zuwarf.

„Wen hab' ich die Ehre?“ — fragte Sebaſtian, etwas verwundert über das heftige Eintreten des Pagen.

„Von Scherbitz!“ lautete die Antwort, „Page im Dienſte Sr. Majeſtät des Königs und Churfürſten, und ein Freund Ihres Sohnes Friedemann, wenn Sie nämlich der alte Herr Bach ſind.“ —

„Der bin ich freilich!“ verſetzte lächelnd Sebaſtian. „Mein Sohn muß bald kommen; dieſe Herren, — ebenfalls ſeine Freunde, erwarten ihn auch.“

„Freunde?“ wiederholte von Scherbitz, „Freunde von Friedemann? So ſo! —“ Er ſtellte ſich dicht vor die beiden Herren hin, deren Verlegenheit mit jeder Secunde wuchs, und deren Blicke wie feſtgebannt am Boden hafteten. Eine Weile ſtand der Page ſo vor ihnen, ohne ein Wort zu reden; end-

lich unterbrach er die peinliche Pauſe, indem er mit kaltem Spotte ſprach: „Meſſieurs!“ Ihr ſeid, trotz aller Eile, mit der Se. Excellenz Euch abzuſenden für gut fanden, zu ſpät gekommen, und in der That hier ſehr unnütz. Gehet alſo, Meſſieurs! Saget Eurem Gebieter eine Empfehlung von dem Pagen, Herrn von Scherbitz, und der Hoforganiſt Bach ſäße bei der Signora Haſſe, ich ſelbſt hätte ihn dahin geführt und Sr. Majeſtät pflichtſchuldigſt meinen Pagenſtreich angezeigt, auch meine Verzeihung ſchon erhalten. —“

Die beiden Herren brachen raſch auf und entfernten ſich, ohne ein Wort zu ſagen; der Page aber warf ſich lautlachend in einen Seſſel.

Der alte Bach, welcher ſich den ganzen Auftritt nicht zu erklären wußte, ſtand wie verrathen und verkauft in der Mitte des Zimmers, und ſah fragend ſeinen Philipp an, der mit geſpannten ängſtlichen Blicken den Pagen beobachtete.

Endlich hörte von Scherbitz auf zu lachen, ſtand auf, näherte ſich dem Alten und ſprach ernſt und mit ſichtlicher Ehrfurcht: „Verzeihung, Herr Cantor, für mein ſeltſames Benehmen, ich werd' es Ihnen

erklären und Ihnen überhaupt Rede stehen. — Ich habe Ihnen viel mitzutheilen; doch nur Ihnen allein: es betrifft Ihren Sohn Friedemann —"

„Meinen Sohn?" — „Meinen Bruder?" riefen Sebastian und Philipp zugleich — „Wo ist er?"

„Wie ich jenen Herren sagte", entgegnete der Page „bei der Signora Faustina Hasse. —"

„Und weshalb ist er dort?"" fragte Sebastian.

„Ich darf es nur Ihnen sagen."

„Geh' auf dein Zimmer, Philipp!" sprach der Vater mild, und als der Sohn ängstlich zögerte, wiederholte er streng: „geh'! —" Mit einem besorglichen Blick entfernte sich der Jüngling.

Sebastian ließ sich, angegriffen, banger Ahnung voll, in seinen Sessel nieder und sprach: „Nun, Herr von Scherbitz, wir sind allein, was ist es mit meinem Friedemann, dessen Freund Sie sich zu nennen belieben? —"

„Ich bin es, alter Herr!" versetzte der Page mit Selbstgefühl, „und daß ich es bin, hab' ich nicht erst heute bewiesen."

„Und jene beiden Herren, welche so schnell abzogen, als Sie ihnen sagten, mein Sohn säße bei der Madame Hassin?"

„Sind keineswegs Friedemanns Freunde, tout au contraire, mon ami! und darüber wollt' ich eben mit Ihnen reden."

„Nun, so reden Sie, Herr von Scherbitz."

Scherbitz schien verlegen, wie er mit guter Manier dasjenige mittheilen sollte, was er dem alten Bach doch nicht länger verschweigen durfte. Zum ersten Mal in seinem Leben vielleicht verließ ihn, dem ehrwürdigen Manne gegenüber, jener kecke Leichtsinn, der sonst in den gefährlichsten Augenblicken ihn schnelle Fassung gewinnen ließ. Sebastian saß ihm gegenüber mit gefaltenen Händen, den reinen Blick fest und forschend auf ihn gerichtet. — Allen Muth zusammenraffend, begann er endlich:

„Ihr Sohn Friedemann, mein alter Herr, hat mir einmal selber erzählt, wie er, schon als Kind, von seinen Geschwistern sich dadurch sehr merklich unterschieden, daß er Alles, was ihn angeregt, mit einem über seine Jahre weit hinausgehenden Ernst ergriffen und für immer festzuhalten gestrebt habe."

„Ja ja! dem war so!" bestätigte Bach. „Anfangs war mir oft diese Eigenheit lieb an dem Knaben; später aber machte sie mich besorgt um ihn. —"

„Sie haben ihn etwas streng erzogen, alter Herr."

„Sehr strenge, Herr von Scherbitz, in der Furcht des Herrn, denn das ist Aelternpflicht! doch gezwungen hab' ich ihn zu nichts, denn nur, wo er überzeugt war, hielt ich mit Strenge darauf, daß er seiner Ueberzeugung folge. Wer etwas als wahr und recht erkennt und es doch nicht thut, ist entweder ein Schwächling oder ein Schurke, kein Mann."

„Ach! lieber alter Herr, kann nicht auch eine Ueberfülle von Kraft einen guten Menschen auf Abwege, dem Abgrund nahe führen?"

„Das ist möglich; aber er wird die Kraft behalten als Mann zu kämpfen, wird nicht nicht versinken in Gemeinheit und Schwanken. Er wird sich entweder wieder aufraffen und seinen Fehler sühnen, oder untergehen als Mann."

„Gott gebe das Erstere!" murmelte der Page still vor sich hin.

„Fürchten Sie das Letztere?" fragte rasch und ergriffen Sebastian.

„Nein, Herr Cantor; ich traue dem Friedemann Kraft zu, sich wieder aufzuraffen."

„Wieder aufzuraffen? — Herr! machen Sie's kurz und sagen Sie, was ist's mit meinem Sohn? —"

„Nun denn! Sie haben Ihren Sohn wie ein

Ehrenmann erzogen; aber Sie ſelbſt, alter Herr, kennen den jetzigen Weltlauf nicht ſo genug, daß Sie allen Gefahren hätten vorbeugen können, die einen Jüngling bedrohen, der allein, ohne Führer und Rather, in die große Welt tritt. Ihr Sohn kannte bis dahin von der Welt nur das väterliche Haus und Ihre Thomaskirche. — Da wird er nach Dresden berufen. Man empfängt ihn als den Sohn, als den erſten Schüler des berühmten Sebaſtian Bach; bald findet ſich's, daß er ſelber ſchon Meiſter ſeiner Kunſt iſt. — Bewunderung, Entgegenkommen wird ihm, wo er ſich blicken läßt: die Großen ziehen ihn zu ſich heran, die Niedern ſchmeicheln ihm als einen Günſtling der Großen. Iſt's da ein Wunder, wenn ihm endlich der Kopf etwas ſchwindelt, und er die Stellung vergißt, welche er eigentlich einnimmt? — Doch er würde ſich bald wieder zurecht gefunden haben, da er den Schein gar wohl von dem Wahren zu unterſcheiden weiß; aber da muß es ſich malheureusement treffen, daß die junge Comteſſe Brühl ihn zum Muſikmeiſter wählt. — Mit einem Wort: Ihr Sohn liebt ſie. —

„Iſt der Junge raſend?" rief der Alte zornig, vom Stuhl auffahrend.

„Gemach, Papa!“ fiel der Page ihm beſchwichtigend ins Wort: „Kennten Sie die junge Comteſſe, ſo würden Sie finden, daß es einem jungen Mann, wie Ihr Sohn einer iſt, geradezu unmöglich ſein würde, ſie nicht zu lieben; beſonders wenn ſie es darauf anlegt, geliebt zu werden, und par dieu! ſie hat es wacker darauf angelegt.“

Sebaſtian ſank wieder in den Seſſel und blickte düſter vor ſich hin; der Page fuhr fort:

„Und Friedemann hat männlich gekämpft wider ſeine Leidenſchaft, aber die kleine Comteſſe ließ ihn nicht, und — je nun! Menſchen ſind wir Alle! —“

„Armer Friedemann!“ ſeufzte der Alte.

„Als der erſte Wahnſinn der Leidenſchaft vorüber war, da dachte er an ſeinen Vater. Er wollte ſich losreißen von der Geliebten; aber konnt' er es, durft' er es? Sie zu gewinnen, dawider waren alle Verhältniſſe. — Sollte er ſich Ihnen, der Nichts ahnete, entdecken? Die Ruhe Ihres Herzens, Ihres Hauſes ſtören? — Er wollte allein alles Weh tragen — der Entſchluß war edel; aber er machte ihn nur um ſo unglücklicher, denn er, dem Wahrheit das Höchſte, ward zum Heuchler an ſeinem Vater.“

„Hören Sie auf, Herr von Scherbitz!“ ſprach leiſe und traurig Sebaſtian.

„Ich habe nur noch wenig zu ſagen, Herr Cantor: Friedemanns Gewiſſen marterte ihn Tag und Nacht, mehr aber noch die Furcht vor Entdeckung. Oft verzweifelte er an ſeiner Kraft, es noch länger tragen zu können. Um es möglich zu machen, ſuchte er Betäubung: ſie ward ihm im Kreiſe junger und älterer Libertins. So fand ich ihn, ich, deſſen Leben ſelbſt ein verfehltes iſt! Ich hätte ihm gern geholfen; aber ich ſah es, ſogleich war ihm nicht zu helfen. Sein Schmerz war zu neu, und noch zu heiß ſtritten die Leidenſchaften in ſeinem Herzen; auf die Zeit hoffte ich und ſuchte ihn nur vor allzu wilder Geſellſchaft zu bewahren. Oft gelang es mir nicht; da faßte er plötzlich ſelbſt einen tüchtigen Entſchluß — er hat ſein Verhältniß mit der Comteſſe abgebrochen —“

„Gelobt ſei Gott!“ rief Sebaſtian freudig; aber der Page fuhr düſter fort:

„Hören Sie erſt alles, Herr Cantor: der Miniſter hat das Verhältniß erfahren. Er ſchwur Ihrem Sohne Verderben — das hab' ich verhindert; doch

daß Friedemann dieſen Ort verlaſſen muß, konnt' ich nicht verhindern.“

„Das ſollen Sie auch nicht!“ fiel Sebaſtian raſch und beſtimmt ins Wort. — „Fort ſoll mein armer Sohn von hier; er bedarf des Troſtes, und den kann er nur bei mir finden.“

„Er darf alſo vor Ihnen erſcheinen?“ fragte Scherbitz.

„Welche Frage! Wo iſt der Vater, der ſein unglückliches Kind zurückſtieße? Und wie unglücklich mein armer Friedemann ſein muß, Herr, das begreife ich; denn ich kenne ſeine Feuerſeele wie kein Andrer! Führen Sie ihn zu mir. Daß er ſeinen Vater immer liebte, das weiß ich; aber er ſoll auch lernen, mir kindlich vertrauen.“

„Alter Herr!“ rief von Scherbitz bewegt, indem er Sebaſtians Hand ergriff und ſie an ſein Herz preßte, „alter Herr! Hätt' ich einen ſolchen Vater gehabt, wie Sie einer ſind — ich hätt' es mit vierzig Jahren auch weiter als bis zum Pagen gebracht. Dem Friedemann iſt geholfen.“

Er verließ das Zimmer. Sebaſtian blickte ihm trübe nach und ſprach ſinnend vor ſich hin:

„Und weißt du denn, wie es mir ums Herz iſt,

und daß auch ich die lautere Wahrheit nicht ſprechen darf, wenn ich den Knaben noch retten will! — Mein ſchönſter Traum iſt zerronnen, der Traum, in meinem Erſtgebornen mir einen Freund zu erwerben, lauter, wahr, wie ich ihn mein ganzes Leben lang vergebens ſuchte. O jetzt erkenne ich's: der treuſte Freund, die reinſte Freude iſt die Kunſt! Wo fänd' ich Troſt, wenn ich ſie nicht hätte? Preis und Dank dir, du ewiges Weſen, daß du ſie den Kindern der Erde zur Begleiterin durch's Leben gabſt!"

Er ſchritt durch das Zimmer in den anſtoßenden dunkeln Saal, wo ein kleines aber treffliches Werk Silbermanns aufgeſtellt war; er öffnete die Claviatur, griff einige volle Accorde und begann dann innig und aus vollem Herzen die ſchöne Weiſe des alten Liedes von Paul Gerhard:

„Befiehl du deine Wege
Und, was dein Herze kränkt,
Der allertreuſten Pflege
Des, der die Himmel lenkt."

Immer kräftiger und zuverſichtlicher ſchwellten die Töne an und zogen durch den Saal und klangen

hinab bis auf die Gasse, wo wohl mehr denn ein gekränktes Herz vorüberwallender Erdenkinder Trost und Beruhigung in ihnen fand.

In einem prachtvoll decorirten Zimmer, von einer Astrallampe magisch erhellt, ruhte auf einer schwellenden Ottomanne Faustina Hasse, das schönste Weib und die größte dramatische Sängerin, nicht nur ihrer, sondern vielleicht aller Zeiten.

Sie trug ein einfaches, weißes Hauskleid von dem feinsten Stoff, eine kostbare Perlenschnur erschien fast gelb gegen die Weiße des herrlich geformten Busens, auf welchem sie sich wiegte; das königliche Antlitz war heute bläßer, wie gewöhnlich, und ein wehmüthiger Zug um den Mund milderte den Stolz, welcher sonst in den rein und scharf geschnittenen Zügen vorherrschte.

„Er sei willkommen!" sprach sie gleichgültig zur harrenden Kammerfrau, welche eben einen Besuch angemeldet hatte. Die Kammerfrau entfernte sich und gleich darauf trat der allgewaltige Minister Graf von Brühl unter höflichen, fast demüthigen Verbeugungen ein.

Fauſtina begrüßte ihn mit leichtem Kopfnicken und deutete, ohne übrigens ihre bequeme Stellung zu ändern, auf einen Seſſel. Der Miniſter nahm Platz und begann lächelnd: „Nicht wahr, Signora, mein ſpäter Beſuch überraſcht Sie?“

„Noch kenne ich ſeine Veranlaſſung nicht.“

„O, die iſt einfach! Ich bin ein guter Ehemann, wie bekannt: in vierzehn Tagen fällt der Namenstag meiner Gemahlin ein, ich werde eine Fete geben, ſo gut es meine Armuth verſtattet; aber alle Feten der Welt würde ſie an Glanz übertreffen, wenn Fauſtina Haſſe ſie mit ihrer Gegenwart beehren wollte. — Werden Signora mich vergebens bitten laſſen?“

„Ich ſinge nicht, Herr Miniſter.“

„Womit verdiene ich Armer es, daß Sie meine gutgemeinte Bitte ſo mißdeuten?“

„Wird der Herr das Feſt mit ſeiner Gegenwart beehren?“ —

„Er nahm die Bitte ſeines treuſten Dieners gnädig auf und geruhte zuzuſagen.“

„Gut, ich werde kommen.“

„Göttliche Fauſtina! Mein Dank ſei unbegränzt.“

Er küßte ihr die Hand und wollte ſich entfernen.

Da erhob ſich Fauſtina raſch und rief mit blitzenden Augen: „Halt! noch ein Wort!“ Der Miniſter ſtand. — „Wo iſt Friedemann Bach?“ fragte ſie.

Graf Brühl zuckte kaum merklich zuſammen und entgegnete ſanft: „Dieſe Frage, Verehrteſte, von Ihnen —“

„Wo iſt Friedemann Bach?“ wiederholte heftig Fauſtina, „ich will es wiſſen!“

„Nun gut: wahrſcheinlich auf dem Wege nach dem Königſtein.“

Fauſtina lächelte ſpöttiſch und fragte weiter: „Warum?“ —

„Um ihn einer härtern Strafe zu entziehen. Die ganze Kirchfahrt iſt empört über das ärgerliche Leben ihres Herrn Organiſten, der, wenn er am Sonntag Morgen die Gläubigen durch ſein Orgelſpiel erbaute, Sonntag Nachts in Secondas Keller mit andern Wüſtlingen die wildeſten Orgien feiert.“

„Und was wird mit den andern Wüſtlingen geſchehen?“ —

Graf Brühl zuckte die Achſeln und verſetzte kleinlaut: „Sie ſind leider aus den erſten Familien.“

„Und gehen ſomit ungeſtraft aus? Schön, Herr Miniſter! Aber Sie irren: Bach iſt nicht auf dem

Wege nach dem Königstein, er ist hier in meiner Wohnung und sah den Herrn. —"

„Wie Signora?" rief der Graf wirklich entsetzt, „was haben Sie gethan?" —

„Schweigt, ich befehl's!" *) sprach Faustina mit Hoheit. — Der Minister schwieg, und sie fuhr fort:

„Der Herr weiß Alles, weiß, warum Sie den unglücklichen Jüngling verfolgen und so namenloses Elend über die ganze Familie bringen wollen, und welch einer Familie? Herzloser Höfling! gilt dir die göttliche Kunst so gar nichts, daß du den Werth solcher Jünger nicht ermessen kannst? — Friedemann muß fort von hier, das ist gewiß und unvermeidlich; doch frei geh' er aus und werde nicht gestört in seinem Wirken. Geben Sie ihm eine andere Stelle, welche seines großen Genies würdig, das ist der Wille des Herrn!" —

Sie verließ das Gemach. Der Minister trat verlegen und ingrimmig an ein Fenster, starrte in die Nacht hinaus und trommelte mit den Fingern an die Fensterscheiben. — Als er sich wandte, erblickte er Friedemann und den Pagen, welche unterdessen

*) Historisch.

eingetreten waren. Es tobte furchtbar in seinem Innern; doch er bezwang sich, trat auf den Jüngling zu und sprach ernst, doch sanft: „Monsieur Bach, es ist mir leid, daß Sie so plötzlich uns verlassen müssen; allein es ist nicht zu umgehen, fügen wir uns daher in das Unvermeidliche. — Sie werden sobald wie möglich nach Merseburg gehen, die Organistenstelle an dem dortigen Dom ist erledigt, und ich habe sie Ihnen bestimmt. Adieu!" Er verließ das Gemach.

„Bravissimo, mon comte!" rief lachend der Page, indem er ihm nachblickte, „wo gibt es auf Erden einen bessern Akteur? Roscius ist ein armseliger Stümper gegen ihn! — Jetzt aber, mon ami!" — wandte er sich zu Friedemann, „jetzt kommt mit zu Eurem Alten, courage! er weiß Alles."

„Alles," wiederholte der Jüngling mit verzweifelndem Lächeln und folgte dem Freunde.

Als sie ins Freie traten, umfing sie mild und klar die herrlichste Winternacht: die Sterne flimmerten am tiefblauen Firmament wie ewigflammende Schriftzeichen einer begeisterten Hymne auf die unendliche Liebe Gottes; — doch in der Jünglingsbrust,

beſtimmt, nur Liebe zu bergen — wohnte der hoffnungsloſe Gram. —

Noch klang die fromme Weiſe, welche Sebaſtian ſpielte, als Friedemann und ſein Begleiter vor dem Hauſe anlangten. Sie traten ein. Philipp, der ſie zuerſt gewahrte, eilte in den Saal, dem Vater ihre Ankunft zu melden.

Sebaſtian trat aus dem Saal in's Zimmer, bleich aber ruhig. Als er dem Sohne gegenüber ſtand, ſprach er mit Herzlichkeit: „Du kommſt zurück zu mir? Sei willkommen!“

„Kannſt du mir vergeben, Vater?“ fragte Friedemann halblaut, den düſtern Blick zu Boden ſenkend.

„Du haſt ſchwer an deinem erſten, treueſten Freund gefehlt; — ich vertraue dir, du wirſt die Kraft haben, wieder gut zu machen — und habe dir vergeben.“

„Und kein Wort des Vorwurfs wird mir von dir?“

„Mehr, als ich dir ſagen könnte, haſt du dir ſelbſt geſagt: jetzt iſt's an mir, dich zu tröſten. Komm mit mir nach unſerm Leipzig, und kann ich dich dort allein nicht tröſten — ei nun, die Andern ſollen mir ſchon helfen.“

„Beim großen Gott, nein!“ sprach Friedemann und erhob kühn das Auge: „Nicht eher betret' ich die heilige Schwelle deines Hauses wieder, bis ich deiner werth — oder ganz elend bin.“ —

„Ist das dein fester Entschluß?“ fragte Sebastian mit auflodernder Freude.

„Er ist's, Vater! Von nun an will ich wahr gegen dich sein, wüßt' ich auch, daß dein Herz darüber brächte. — Ob ich meinen Gram je verwinden werde — ich weiß es nicht; aber kämpfen will ich dagegen, denn noch hab' ich Kraft! — Werd' ich Sieger, dann Heil mir! Ich habe mehr gewonnen als verloren; unterlieg' ich dem Gram —“

„Dann komm an mein Herz, Friedemann!“

„Ich komme.“

„Ein Mann?“ fragte Sebastian und hielt dem Sohne die Hand hin.

„Ein Wort!“ rief Friedemann, schlug ein und fiel dem Vater in die ausgebreiteten Arme.

Am andern Morgen schieden sie. Sebastian kehrte nach Leipzig zurück, Friedemann bereitete sich zur Abreise nach Merseburg.

Sebaſtians Tod.

„Wenn nur die Stunde erſt aus wäre!“ rief ungeduldig Lina, die jüngſte Tochter Sebaſtian Bachs.

„„Sie wird auch zu Ende gehen!““ tröſtete die Mutter, „„es hat bald zwölf geſchlagen.““

„Ei! bei dem Hämmern und Blaſen da oben hat der Vater ſchon oft den Stundenſchlag überhört! Er iſt auch gar zu eifrig beim Muſiciren.“

Frau Anna Bach lächelte gutmüthig über die Ungeduld ihres Lieblings, dann aber entgegnete ſie: „„Hüte dich nur, daß der Vater dich nicht ſo reden hört! Er würd' es übel vermerken! klagt er doch ſchon oft genug darüber, daß ihr Mädel gar keine Luſt und kein Geſchick zur Muſik habt, während die Knaben ſich ſchon in früh'ſter Kindheit am Clavier und an der Orgel zu ſchaffen machten.““

Lina blickte die Mutter mit einem ganz eignen Ausdruck ihrer ſchönen dunkelbraunen Augen an und

entgegnete faſt trotzig: „Dennoch muß der Vater, wenn er gerecht ſein will, es geſtehen, daß wir drei Mädel ihm mehr Freude machen, denn all' ſeine Söhne, ſo tüchtige Muſikanten ſie auch ſind.“

„„Schweig!““ befahl die Mutter ſtrenge, „„es kommt dir nicht zu, vorlaut dein Urtheil über deinen Vater abzugeben, noch deine Brüder anzuklagen. Geh zu den Schweſtern an die Arbeit.““

Geborſam neigte ſich Lina und ging; doch an der Thüre wandte ſie ſich plötzlich wieder um, flog zur Mutter zurück, ergriff ihre Hand, küßte ſie ehrerbietig und bat herzlich: „Sei nicht böſ', Mütterchen, es war gewiß nicht ſo ſchlimm gemeint!“

„„Das weiß ich wohl!““ verſetzte Frau Anna Bach, „„und weiß auch, daß du ein gutes Mädchen biſt. Aber dir fehlt das ſtille gleiche Weſen deiner andern Schweſtern! Du biſt reizbar und heftig, wie der Bruder, dem du auch im Aeußern gleichſt, auf welchen du immer ſchmähliſt, weil er dem Vater Schmerz und Gram bereitet, und den du doch unter all' deinen Geſchwiſtern am meiſten liebſt.““

„Friedemann!“ rief Lina und warf ſich ſchluchzend in die Arme der Mutter. Einige Secunden

ruhte sie so, dann sich erhebend verließ sie mit den freundlichen Worten: „Ich will gut werden, Mutter!“ still das Gemach.

Frau Bach wollte ebenfalls, nachdem sie Einiges mit ihrem jüngsten Knaben, Christian, geredet, das Zimmer verlassen, als die Thüre sich öffnete und ihr theurer Eheherr, Johann Sebastian, eintrat.

Noch immer war er ein stattlicher schöner Mann, mit hellen Augen und von fester Haltung, aber seit dreizehn Jahren sehr gealtert, besonders zogen sich tiefe Falten über die sonst so freie kühne Stirne — die Wangen waren eingefallen und die Gesichtsfarbe verrieth Kränklichkeit.

„Ist deine Stunde zu Ende?“ fragte Anna.

Sebastian reichte der lieben Fragerin die Hand und antwortete: „„Für heute, ja!““ Er ließ sich in einen Armsessel nieder, und Frau Bach fragte weiter: Du bist wohl froh darüber, du scheinst heute sehr angegriffen.“

„„Je nun! das Alter meldet sich freilich nachgerade, und Ruhe thät' mir hin und wieder wohl gut — aber froh — nein! froh bin ich denn doch noch nicht, daß die Stunden zu Ende gehen, wo ich

meine Pflicht übe. Ich kann noch Vielen vieles lehren, habe noch Kraft, tüchtige Schüler zu bilden, und so lange es nicht durchaus sein muß, soll mich keiner lässig finden.““

„Du wirst noch viel Gutes wirken!“

„„Das steht alles bei Gott, Anna! mein Wille wär' es schon! du blickst so freundlich, was hast du?““

„Einen Brief für dich vom Philipp.“

„„Hoho!““ rief Sebastian, indem er sich freudig erhob — „„hoho! hat der Musjö sich endlich einmal die Zeit genommen, an seinen alten Vater zu schreiben? Meiner Treu! glaubte ich doch schon, er habe das Briefschreiben ganz verlernt, seit er Concertmeister Sr. Majestät des Königs von Preußen geworden. Nun! was schreibt er denn?““ er öffnete den Brief und las:

„Hochverehrtester Herr Vater!

Dieselben werden Ihrem gehorsamsten Sohne verzeihen, daß er so lange nicht an seinen geliebtesten und verehrten Herrn Vater geschrieben, und solche Versäumniß meiner schuldigen Pflicht nicht für einen

Mangel an kindlicher Liebe oder gar an gehörigem Estime halten, indem einzig und allein meine vielen Amtsgeschäfte mich verhindern, so oft an meinen verehrten Herrn Vater zu schreiben, als ich es wünsche; denn es ist anjetzt in dieser schönen und prächtigen Residenz ein gewaltiges Leben, was die Musik betrifft, und bei Hofe zumal ist alle Woche zwei- bis dreimal grosses Concert, ungerechnet der Privatergötzungen, so sich Se. Majestät der König fast alle Abende in Ihren Cabinette machen; wobei ich Ihnen auf dem schönen Silbermannschen Clavier, darauf mein geliebter und verehrter Herr Vater vor Sr. Majestät sich hören ließ, accompagnire.

Sr. Majestät bläset noch immer die Flöte ganz wundervoll, und achte ich seinen Ton für noch schöner und voller als Herr Quantz ihn hervorbringen kann. Was aber den Tact betrifft, so muß ich immer sehr Acht geben, daß ich treffe, was Se. Majestät eben wollen, weilen Sie einmal darauf capricirt sein, sich um die Vorschrift gar wenig zu kümmern, sondern mit Fortschreiten, Nachgeben und Anhalten ganz nach Dero Belieben und Gefühl verfahren, was sich allerdings gar schön anhören lässet,

wenn Sie alleine ſpielen, aber in den Concerten oftmals ſchon große Confuſion angerichtet hat.

Mit meiner Begleitung ſind Sr. Majeſtät jedoch noch immer ſehr zufrieden geweſen, und faſt nach jeder Pieçe, ſo wir zuſammen executirten, hatten Sr. Majeſtät die Gnade, mir zu ſagen: „Sieht Er, das hat Er gut gemacht.“

Nach meinen verehrteſten Herrn Vater erkundigen ſich Sr. Majeſtät noch immer ſehr freundlich und haben mich ſchon zum öfteren gefraget: „Will denn Sein Papa nicht wieder einmal nach Berlin kommen?“

Dieſes möchte ich nun auch meinen Herrn Vater mit geziemender Beſcheidenheit fragen und könnte ich im Voraus verſprechen, daß, wenn mein verehrter und geliebter Herr Vater uns beſuchen wollte, derſelbe gewiß von Allen mit großer Freudigkeit und Honneurs ſollte empfangen werden. Bitte mein eiliges Schreiben zu pardonniren, meine verehrteſte Frau Mutter, meine theuren Brüder, ingleichen auch meine geliebten Jungfern Schweſtern beſtens zu grüßen und bald mit einer Antwort zu beglücken

Berlin,
den 18. Juli 1750.

Dero gehorſamſten Sohn
Philipp Emanuel Bach.

Sebaſtian faltete den Brief wieder zuſammen und ſprach mit dem ihm eignen gutmüthigen Lächeln: „Sein eiliges Schreiben muß ich freilich auch ſchon diesmal pardonniren, denn er hat mir noch nie anders geſchrieben!“ —

„„Was meinſt du aber zu ſeinem Vorſchlag, einmal wieder Berlin zu ſehen?“ fragte Frau Anna — „„die Reiſe würde dir wohl bekommen, glaub' ich.““

„Freilich wohl!“ verſetzte Sebaſtian heiter, „Berlin und den großen König ſäh' ich ſchon gern einmal wieder! Ei! zweimal in meinem Leben hab' ich doch faſt ſelbſt geglaubt, daß etwas Tüchtiges an mir ſei! das erſte Mal war es Anno 17, wo der Monſieur Marchand den Abend vor unſerm angeſetzten Wettſtreit ſich ſtill davon machte, ſo daß ich allein in Dresden das Feld behielt, ha, ha; das zweite Mal war's eben vor drei Jahren, wo mir der große Preußenkönig ſchon im Vorzimmer entgegenkam und mich willkommen hieß und einigen vorlauten Kammerjunkern, welche über meine pflichtſchuldigen Complimente anfingen zu lachen, gar ungnädig zurief: „Messieurs! voyez vous, c'est le vieux

Bach!" das hat mich ordentlich gefreut und auch den Friedemann."

„„Du reiſeſt alſo?""

„Ja, wenn ſie mir's hier erlauben und ſich ein kleiner Ueberſchuß im Beutel fände — da wollt' ich ſchon — ei, es iſt doch ſeltſam, daß mich in meinen alten Tagen die Reiſeluſt erfaßt, wovon ich in meinen jungen Jahren wenig oder nichts wußte — genug davon für diesmal; laß uns zu Tiſch gehen."

Der Tag neigte ſich zu Ende, und vor der Thür ſeiner Wohnung ſaß an der Seite ſeiner Ehefrau Sebaſtian Bach im Kreiſe ſeiner Söhne und Töchter, nur die beiden älteſten Söhne, Friedemann und Philipp, fehlten.

Mutter und Töchter waren emſig mit Nähen und Stricken beſchäftigt und flüſterten nur dann und wann leiſe ein Wörtchen unter einander, die Söhne aber horchten auf das, was der Vater erzählte, von ſeiner Jugend, ſeinen Studien, beſonders unter dem alten hundertjährigen Organiſten Reinecken in Hamburg.

Die untergehende Sonne beleuchtete die ſtille Gruppe unter der ſtattlichen blühenden Linde, welche den Eingang der alten Thomasſchule beſchattete — und ſchuf ſo ein Bild, deſſen treue Aufbewahrung vielleicht den ſchönſten Vorwurf für den größten Maler jener Zeit abgegeben hätte.

Aber mitten in der Erzählung des Vaters ſprang Caroline (welche ſchon längere Zeit nach jener Ecke hingeblickt, wo die Kloſtergaſſe in den Thomaskirchhof ausläuft) mit einem lauten Schrei auf.

„Was iſt dir?“ rief die Mutter erſchrocken, während die übrigen Geſchwiſter ebenfalls aufgeregt ſich erhoben, ſo daß nur Vater Bach noch auf der Bank ſaß.

Doch ehe das Mädchen antworten konnte, eilte aus der Kloſtergaſſe eine hohe Mannesgeſtalt über den Kirchhof dem Hauſe zu, und nun erhob ſich auch Sebaſtian, denn er erkannte in den Nahenden ſeinen Sohn Friedemann.

„Salve!“ rief Sebaſtian, „kommſt du für immer?“ „„Ich hielt dir Wort!““ verſetzte Friedemann, „„und iſt dir's recht, ſo bleib' ich.““

Sebaſtian reichte dem Sohne ſchweigend, doch

mit bejahendem Kopfneigen die Hand, und umarmte ihn dann mit Herzlichkeit.

Auch die Mutter und die übrigen Geschwister drängten sich nun um den Angekommenen, nur Caroline blieb an ihrem Platz stehen und blickte von dorther forschend auf den Bruder, der, als er die Begrüssungen der Andern erwiedert, sich ihr nahte und zuerst sie anredete; da überflog das Roth der Freude die zarten Züge des Mädchens, ihr Auge leuchtete in Begeisterung, und innig sprach sie: „Auch ich heiße dich willkommen."

Sebastian aber führte den Sohn alsbald in sein Zimmer und wiederholte hier ernst und milde: „Wie du auch kommst, willkommen! doch was trieb dich so plötzlich, so unerwartet her?"

„„Daß es nicht die alte Geschichte allein ist,"" versetzte Friedemann, — „„das, mein Vater! wirst du mir wohl auf's Wort glauben. Ach! in dreizehn Jahren wird ein Schmerz wohl übertäubt, um so sicherer vielleicht, je größer er war! — doch tausend neue Schmerzen kamen mir in dieser Zeit, und einer unter ihnen gibt jenem ersten nichts nach. —""

„Und der wäre, Friedemann?"

„„Ich verzweifle daran, je in meiner Kunst etwas wirklich Großes zu leisten. Ich habe nur Trotz — keine Kraft, die Quälereien zu erdulden, welche Tag für Tag mir wurden! Ich hab' es gut gemeint, wahrlich, ich hab' es gut gemeint — eine neue Bahn wollt' ich mir brechen, ohne das tüchtige Alter zu mißkennen, hatt' ich mir ein neues Ziel gesteckt, ich konnte irren — wohl! — ich hab' geirrt, der Erfolg bewies es mir, aber die Quelle meines Strebens war rein; was ich erstrebte, war groß und schön — ich aber wurde verlästert, verhöhnt! das Ziel, wonach ich strebte, lächerlich gemacht — mein Streben selbst hämisch bekrittelt — begeifert! —““

„Und von wem, Friedemann?“

Friedemann stutzte bei dieser Frage; endlich begann er: „„Ich bin irre an mir selbst, daß das Urtheil — oder vielmehr das alberne Geschwätz eines boshaften Narren mir die Freude an meinem Streben verleiden konnte, und dennoch ist es so. — Da lebt lebt ein gewisser Magister Kniff in Halle, der, obgleich Alles, was er selbst setzte, miserables Wasser ist, dennoch sich für ein Lumen am musikalischen

Horizont hält, obgleich er nur als Lumpen daran hängt; ich glaub', man nennt's Recenſionen, was er macht. —""

„Ei!" rief Sebaſtian, „das iſt ja nur zum Lachen; und ich bin gewiß, der Herr Magiſter in Halle darf für Spott nicht ſorgen."

„„Du irrſt, Vater,"" entgegnete Friedemann, „„nicht verſpottet wird er, ſondern gefürchtet um ſeiner Bosheit willen, und wer ihn nicht fürchtet, der ergötzt ſich wohl gar ſchadenfroh an ſeiner Gemeinheit, mit der er auch das anerkannt Edelſte zu ſich herabzuziehin trachtet. —""

„Und das — kann dich irre machen?" fragte Sebaſtian ernſt, „trotz dem, daß du erkennſt, wie nur das Schlechte und Gemeine wider das Gute ſich verbündet? Ich meine, ich hätte dir immer geſagt: wie es keinen größern Beweis für unſern wahren Werth gäbe, als wenn die Erbärmlichkeit es unternimmt, ihren ohnmächtigen Grimm daran auszulaſſen. — Nie lehrt' ich dich ſtolz und hochmüthig auf deines Gleichen oder Tieferſtehende herabblicken, aber ruhig, bewußt und feſt deinen Platz behaupten — ſelbſt gegen den Mächtigſten, Vollkommen-

ſten – wie viel mehr gegen die Erbärmlichkeit. Das iſt des Mannes erſte Pflicht — übe ſie, Friedemann und kein Magiſter Kniff, noch ſonſt wer, wird es wieder dahin bringen, daß du an dir und deinem redlichen Streben verzweifelſt.“

Caroline unterbrach das Geſpräch, einen Fremden anmeldend, der ihn gern zu ſprechen wünſche.

„Wer iſt er?“ fragte Sebaſtian.

„Er will ſeinen Namen nicht nennen, ſagt aber, er wäre ein guter Freund des Vaters.“

„So laß ihn kommen,“ verſetzte Sebaſtian, und Caroline verließ das Zimmer.

„Bon soir!“ rief der Fremde beim Eintreten mit ſeltſam ſchneidendem Ton, indem er raſch auf Sebaſtian zutrat und ihm die Hand bot, „bon soir, mon cher papa, kennen Sie mich noch?“

Sebaſtian wußte ſich nicht ſogleich auf den Fremden zu beſinnen, doch Friedemann hatte ihn ſogleich erkannt und ſprach: „Ei, Herr von Scherbitz! Guten Abend.“

„Diable!“ lachte Scherbitz — „iſt das nicht unſer Exhoforganiſt? getroffen! da iſt die böſe Falte zwiſchen den Augenbraunen, von 1737! — habt Euch

nur wenig verändert, mon ami! außer daß Ihr um dreizehn Jahre älter geworden ſeid. Ich bin par la grace de dieu! auch noch immer derſelbe, außer daß ich es endlich mit dreiundfünfzig Jahren bis zum Premierlieutenant gebracht habe.“

„„Sie haben ſich in böſer Zeit als ein Freund meines Sohnes bewährt,““ nahm Sebaſtian das Wort, „und ſind mir und den Meinen als ſolcher jederzeit willkommen! — welchem glücklichen Zufall dank' ich es, Sie in meiner ſtillen Behauſung zu begrüßen? —“

„„Dem unglückſeligſten, alter Herr! Ich beging die Unvorſichtigkeit bei der letzten Cour des Premierminiſters, dem Leibmops ſeiner Frau Gemahlin auf die linke Vorderpfote zu treten! Die Beſtie kreiſchte Zeter und Mord, die Gräfin verlangte Genugthuung, und ich marſchire zur Strafe meines Attentats als Premierlieutenant nach Polen, und zwar im Leibregiment Sr. Excellenz.““

Friedemann lachte laut; Sebaſtian aber, welchen ein Grauen bei dem bittern, menſchenverachtenden Witz des alten Premierlieutenants anwandelte, ſuchte dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben. Doch

umſonſt! Scherbitz fuhr fort, in ſeiner tollen Weiſe über ſein tragiſches Geſchick zu ſcherzen. — Als er ſich endlich ausgeredet hatte, ſchloß er damit: „daß er einzig und allein nach Leipzig herüber gekommen ſei, um den alten Papa Bach in dieſem Leben noch einmal zu ſehen, welchen er, auf Lieutenants-Parole! unendlich liebe und verehre, ſeit er ihn vor dreizehn Jahren zum erſten Male geſehen habe.“

Als am andern Morgen von Scherbitz in dem kleinen Gärtchen luſtwandelte, welches ſich ſchmal an der Hinterſeite der Thomasſchule hinzog, und durch den hohen Wall, der es auf der andern Seite begrenzte, ein faſt zwingerartiges Anſehen gewann, erblickte er am entgegengeſetzten Ende Carolinen, welche beſchäftigt war, Weinreben an einem Spalier aufzubinden.

Er näherte ſich dem Mädchen und grüßte es freundlich, Caroline wandte ſich und dankte eben ſo.

„Sie iſt früh munter bei der Arbeit, Jungfer Bachin,“ begann von Scherbitz nach einer Weile, während welcher er ihrer Beſchäftigung zugeſehen.

„„Der Vater hat seine Freude an den Weinreben," versetzte Caroline.

„Gedeihen sie denn hier?"

„„O doch, zu Zeiten!""

„Ich habe diesen Morgen ganz früh gar herrlich singen hören, es war eine Frauenstimme, parbleu, Faustina sang nicht reiner! — die Sängerin war wohl sie, Jungfer Bachin?"

Caroline erröthete und versetzte: „„Nicht ich! es war die Mutter.""

„Die Mama? — c'est vrai! der Friedemann sagte es mir einmal, daß sie vortrefflich singe. — Singt Sie nicht auch, Jungfer?" —

„„Je nun, ich trillere wohl manchmal ein wenig wie alle Mädchen, wenn sie lustig sind, aber musikalisch sind wir Schwestern durchaus nicht, und der Vater sagt's, wir hätten weder Lust noch Geschick dazu, es recht zu lernen.""

„Vielleicht wißt ihr's schon, und wißt's nur nicht."

Caroline blickte den Lieutenant scharf an und sprach lächelnd: „„Sie sind ein guter Rather, Herr von Scherbitz.""

„Dazu gehört keine groſse Kunſt! es gibt viele junge Mädchen, welche die Muſik nicht nach den Regeln betreiben mögen, aber durchaus nichts weniger als Muſikfeindinnen ſind.“

„„O ich liebe die Muſik! ich liebe ſie ſehr! das weiß der Bruder Friedemann, und deshalb haben wir einander ſo lieb. — Es iſt aber eine ganz eigne Muſik, welche ich meine.“

„Sie meint die Kirchenmuſik?“

„„Nein.““

„Oder Conzertmuſik?“

„„Auch nicht.““

„Oder Tanzmuſik?“

„„Nein, nein!““

„Eh bien! dann iſt ſie für die Oper paſſionirt.“

„„Gott bewahre.““

„Parbleu! was will ſie denn für Muſik haben?“ Caroline lachte, ſprach dann aber mit einem leichten Seufzer: „„ja hier in Leipzig iſt die Muſik, ſo ich meine, gar nicht zu haben.““

„Diable! das wäre! gilt doch Leipzig dermalen für die Hauptſtadt von ganz Europa, wenn von Muſik geredet wird.“

„„„Ja, es ist wohl eigen, aber es ist doch wahr! hier empfind' ich wenig oder nichts bei allem Musiciren, so brav der Vater, die Brüder und seine Schüler ihre Sache auch machen. Es ist mir immer: als fehle es hier oder dort — genug es fehlt.““

„Jungfer Bachin! sie hat wohl beim Professor Gottsched Collegia gehört, daß ihr's selbst ihr Vater und ihre Brüder nicht recht machen können?“

„„„Ach! Sie müssen mich auch verstehen!““ rief fast ärgerlich Caroline, fuhr dann aber traulich fort: „„„Sehen Sie, wenn ich mich recht über meine Musik freuen soll, so muß Alles um mich so recht dazu stimmen, das ist hier nun gar nicht möglich — aber in einem Walde, rings von hohen Bergen umgeben, deren Kuppen im Morgen- und Abendscheine glühen, während es unten immer und immer nur dämmert, und nur einzelne Strahlen an den Baumstämmen hinabstreifen, droben am tiefblauen Himmel ziehen die Wolken, weiß, rosig, goldig über den dunkelgrünen Grund! das ist ein gewaltiger Accord! groß — lieblich! Und die Baumwipfel rauschen und flüstern, und die Büsche lispeln Antwort, der Bach aber singt eine uralte und doch ewig junge

Weiſe, darein klingeln die Blumen wie Zauberglöckchen, und die Waldvögel rufen abgebrochen Sehnſuchtslaute. — Iſt die Sonne geſunken und kommt der Mond herauf über die Felswand mit ſeinem ſüßen blauen Licht, dann gaukeln zarte Elfengeſtalten über die Blätter, und wiegen ſich auf den Grasſpitzen und träumen von ſeliger Luſt! und umziehen Gewitterwolken den Himmel, ziſchen leuchtende Blitze, brüllt das Echo den Donner wieder und brauſt der Waldſtrom über ſtürzende Felsſtücke und niedergeſchmetterte Baumſtämme — es iſt mir Alles — Muſik. —“

Scherbitz hatte dem Mädchen mit Erſtaunen zugehört. — Einige Secunden ſchwieg er in ihrem Anſchauen verloren, endlich ſprach er halblaut: „Jungfer Bachin, es iſt möglich, daß ſie keine Sängerin iſt — aber ſie iſt eine Dichterin!“

Sichtlich ergriffen entfernte er ſich, um ſeinem Freunde das eben Gehörte mitzutheilen.

Friedemann lächelte bitter und ſprach: „Es iſt, wie Sie ſagen, Herr von Scherbitz, und daß es ſo iſt, gäbe eine neue Urſache ab, mich raſend zu machen, wenn es nicht ſchon an der alten genug wäre! Ich

liebe dieſes Kind wie meine Seele! ich ſah' es heranwachſen, aufblühen — ich werd' es hinſterben ſehen, denn die ſchönſten Gaben des Himmels ſind den armen Erdenmenſchen nur verliehen, damit er um ſo ſicherer unglücklich werde. —"

„„Wahr und falſch, mon ami! wie man's nimmt! Wißt Ihr übrigens wohl, worin wir Beide fehlten? wir philoſophirten zu viel! Lacht nicht! parole d'honneur, ich rede im Ernſt! Freilich Jeder von uns auf ſeine Weiſe, aber wahr iſt's und bleibt's: wir hätten beſſer gethan, zu handeln als, wenn auch noch ſo tiefſinnig oder leichtfertig, zu meditiren, witzig, vernichtend zu ſpotten und der miſerablen Welt alles mögliche Böſe nachzuſagen. Hätten wir gehandelt! — Nicht der Wille, nicht der Glaube, — die That verſetzt Berge. Es liegt eine Ironie darin, daß die größten Denker, wo es auf's Handeln ankommt, rein Nichts vermögen; es liegt eine furchtbare Ironie darin, aber in ihr offenbart ſich zugleich die Weisheit des Schöpfers, denn wehe der Weltordnung, wenn die größten Entſchlüſſe und Gedanken zu Thaten würden. Der Satan, der vom Herrn abfiel, wird dem Himmel keine Gefahr bringen,

wohl aber könnt' es der Menſch, welchen der Herr nach ſeinem Bilde ſchuf, wenn er die Kraft in ſich trüge, ganz einfach ſo zu thun, wie er denkt in den Stunden reiner Begeiſterung. — Einer verſuchte es, hätt' es vielleicht vollbracht, wenn ihn nicht die Andern zu rechter Zeit gekreuzigt hätten.'''"

„Hören Sie auf, Herr von Scherbitz," rief Friedemann, — „ich ſehe den Abgrund vor mir." —

„„Va! uns wird man nicht kreuzigen, mon ami! denn wie geſagt, wir ſind Philoſophen, und hätte der Miniſter Sie nicht mit ſeiner ſchöner Niece belauſcht; hätte ich nicht malheureusement dem Leibmops der Frau Gräfin auf die Pfote getreten, ſo ſäßen wir vielleicht Beide noch ruhig in Dresden, Ihr als Natalliens Hausfreund, ſie, Euch und die Welt verwünſchend, — ich als luſtiger Page von dreiundfünfzig Jahren, ſpottend und duldend, und morbleu! duld' ich denn jetzt nicht auch? —'''"

„Wiſſen Sie wohl," fragte Friedemann, indem er den Lieutenant ſeltſam anblickte, — „wiſſen Sie wohl, daß ich den Himmel oft inbrünſtig angefleht habe, er möge mich einige Zeit wahnſinnig werden laſſen — nicht für immer!" — fuhr er raſcher, faſt

ängſtlich fort — „Nein, nein! um Alles in der Welt nicht für immer! aber auf einige Zeit möcht' ich wahnſinnig ſein, um vergeſſen zu können, und dennoch fühl' ich's wieder, auch im Wahnſinn würde mich die Erinnerung an das, was ich erlebte, nicht verlaſſen. Er preßte wild die Hand vor die Augen.

Der Lieutenant erſchrak vor dem Blick, welchen er ſo eben in Friedemanns Inneres gethan, und ſprach einlenkend: „„Gebt doch nicht ſo gar viel auf mein Geſchwätz, mon ami! — ich bin alt, Gott ſei's geklagt! melancholiſch — habe ſo gar keine Hoffnung auf eine beſſere Zukunft mehr, aber Ihr — Ihr ſeid noch jung — könnt' noch ſo viel — ſo viel —

„Was kann ich," unterbrach mit Gelächter Friedemann den Stockenden — „Nichts, nichts, nichts! das iſt's ja eben, daß ich mit fünfunddreißig Jahren Allem abgeſtorben bin — Allem! mehr als du mit fünfzig — he! merkſt du denn nicht, daß der Wahnſinn dort ſchon hinter der Thüre lauert und mir auf dem Nacken hocken will, ſo wie ich heraustrete? nur wenn der Vater bei mir iſt, wagt er's nicht, mich anzupacken; dann zieht er ſich zuſammen, in ſich

ſelbſt, bis er klein wird, ganz klein, und huſcht hinauf in ein altes ödes Spinnengewebe über dem Fenſter. — Er ſoll mich aber ſobald noch nicht bekommen, haha! ich bin liſtig! ich geh' nicht aus dem Zimmer, wenn mein Alter nicht mit mir geht, ſiehſt du alter Page! ich verſtehe mich auch auf Finten.“

„„Mon ami! mon ami! zum Teufel, was habt Ihr?““ rief der Lieutenant, den Freund bei den Schultern faſſend und ihn heftig ſchüttelnd — „Friedemann Bach! hört Ihr nicht?““

Friedemann ſtarrte ihn einige Augenblicke mit ſeelenloſen Blicken an, endlich verlor ſein Geſicht den entſetzlichen Ausdruck, ſein Auge bekam wieder Leben und leiſe fragte er: „Was beliebt Herr von Scherbitz? —“

— „„„Was mir beliebt — o Menſch — was macht Ihr für dummes Zeug — faßt Euch.““

„Ei,“ lächelte Friedemann — „ei, Herr von Scherbitz! wer wird einen Scherz ſo ernſthaft nehmen? Nicht wahr, Sie glaubten wirklich, daß ich zu Zeiten überſchnappe? — Ach nicht doch! ich bin ſo vernünftig — vernünftiger als je.“ —

„„„Laſſen wir das, mon ami! natürlich, es war

Euer Scherz — aber man soll den Teufel nicht an die Wand malen; bitte, setzt Euch und spielt mir etwas vor, damit ich mich ein wenig erhole, Ihr habt Eure Sache gar zu natürlich gemacht.""

Friedemann setzte sich schweigend an das Instrument und begann zu phantasiren.

„„Dacht' ich's nicht,"" murmelte der Lieutenant, als Friedemann, nachdem er etwa eine halbe Stunde gespielt hatte, plötzlich erschöpft die Hände von den Tasten sinken ließ, sich hinten überlehnte und entschlief.

Am Morgen des **21.** Julius des Jahres **1750** tönten die Kirchenglocken gar feierlich und erhebend, die frommen Bewohner der Stadt zum Hause des Herrn einzuladen. Kein Wölkchen zeigte sich am Himmel, die liebe Sonntagssonne blickte so freundlich herab, daß jedes Herz sich auf's Neue gekräftigt fühlte im Glauben an Gott und seine unendliche Liebe. Auch in Friedemanns Herz drang heute ein Strahl des Trostes, des Friedens, der Liebe, er hatte einen Theil der verflossenen Nacht darauf verwendet,

das Meisterwerk seines Vaters, die große Passions-Musik zu studiren. Noch voll von der Erhabenheit des Werks schritt er jetzt mit heiterm Angesicht in dem Zimmer des geliebten Greises auf und ab, sinnend über die Hauptmotive einer ähnlichen Arbeit, welche er zu unternehmen gedachte.

Sebastian saß in seinem Sorgenstuhl, mit gefalteten Händen, zum Kirchgange angekleidet und verfolgte mit den Augen, gutmüthig lächelnd, den Wandelnden. Nach einer Weile sprach er: „Wenn dir die Passions-Musik so gefallen hat, so freut's mich; ich hab' noch ein Werk, wiewohl andrer Art, vollendet, wozu deine Fugbetten mir die erste Idee gaben, und du bist der Erste nach mir, der es sehen soll."

Er ging an sein Pult, schloß es auf, nahm ein versiegeltes Paquet daraus hervor und überreichte es dem Sohne; das Paquet hatte die Aufschrift: „an meinen Sohn Friedemann."

„Für den Fall, daß ich gestorben wäre, ohne dich wiederzusehen!" bemerkte Sebastian. — „Nun, dem Herrn sei Dank! es ist anders gekommen, und du magst die Siegel nur in meiner Gegenwart lösen."

Friedemann that nach des Vaters Gebot, und als er die Siegel gelöſet, lag vor ihm jenes tiefgedachte und großausgeführte Werk, das, vom Tage ſeines Erſcheinens an, bis auf die neueſte Zeit, die Bewunderung und die Verehrung aller Geweihten erregte: „Die Kunſt der Fuge von Johann Sebaſtian Bach.“

Friedemann betrachtete das Manuſcript mit glänzenden Blicken und ſprach: „So hätt' ich doch nicht ganz vergebens gelebt! — ſo hätt' ich durch eine geringe Arbeit ein Werk veranlaßt, das — oder alles müßte mich trügen! — den Namen ſeines Schöpfers verewigen wird. Hab' Dank, Vater! du haſt mir heute viel gegeben.“

„„Ich weiß, Friedemann, daß du mindeſtens meinen guten Willen erkennſt und ehrſt, und ſomit empfang' ich viel von dir zurück, denn allerdings von Menſchen, die wir lieben, werden wir gern erkannt, und halten dies für das höchſte Erdenglück.““

„Du haſt mich erkannt, Vater! nicht?“

„„Ja, denn du thateſt dazu — bei mir.““

„Wohl auch bei Andern.“

„„Vielleicht; — vielleicht auch nicht! gewiß nicht, wo du glaubteſt höher zu ſtehen, als ſie. — Der Menſch aber ſoll ſich die Aufgabe ſtellen: erkannt zu werden von ſeines Gleichen, wie von Tieferſtehenden. Erkennen ihn dann die Böſen nicht, wollen ſie ihn nicht erkennen; die Liebe, die Erkenntniß der Guten wird ihm. — Auch Gott, auch die Kunſt, ſie wollen erkannt ſein, ſie zeigen ſich aller Welt wie ſie ſind! Will der Menſch ſich eines Höhern vermeſſen und nur den Beſten es zeigen, daß er zu den Beſten gehöre? — Biſt du brav und tüchtig, ſo zeige dich Keinem anders! du erniedrigſt ſonſt dich ſelbſt, du läſterſt den Gott, der dir die Kraft und den Willen verlieh, brav und tüchtig zu werden.““

Auf's Neue begann das Glockengeläute, welches einige Zeit ausgeſetzt hatte, die Thüre öffnete ſich, Frau Anna Bach, die drei Mädchen, der fünfzehnjährige Chriſtian und von Scherbitz traten ein, alle feſtlich zum Kirchgang geſchmückt.

Frau Anna Bach überreichte ihrem Eheherrn ein Gebetbuch und einen Blumenſtrauß, Caroline holte den Hut herbei.

Sebaſtian erhob ſich, bot ſeiner Frau den Arm

und ſchritt ſo, umgeben von ſeinen Kindern und dem Freunde, der Thüre zu — dort wandte er ſich noch einmal, blickte nach dem mit Weinlaub umrankten Fenſter zurück, das eben im Sonnenſtrahl flammte und rief:

„Welch' ſchöner Morgen!“ —

So wollte er das Zimmer verlaſſen, doch plötzlich begann er zu ſinken, Gebetbuch, Blumenſtrauß entfielen ſeiner Hand — Frau Anna und die Mädchen ſchrieen entſetzt auf! Friedemann ſprang hinzu, ihn zu unterſtützen — da zuckte er noch einmal empor und fiel dann todt in die Arme des Sohnes.

So ſtarb Johann Sebaſtian Bach, vom Schlage getroffen, den 21. Juli des Jahres 1750.

Drei Jahre ſpäter beging der Herr von Globig, auf ſeiner prachtvollen Villa bei Loſchwitz, ohnweit Dresden, das Feſt der Weinleſe. Reichvergoldete Gondeln mit bunten, langen Wimpeln glitten über die Elbe hin und wieder, die vornehmen Gäſte landend, welche der Feſtgeber eingeladen.

Der Glanz — ja die Verſchwendung, womit

man alles angeordnet, war des Günſtlings und Vertrauten des Grafen von Brühl vollkommen würdig! Nichts fehlte, was der raffinirteſte Geſchmack zu erſinnen vermochte, war herbeigeſchafft, um auch die eigenſinnigſten Forderungen ſeiner Gäſte zu befriedigen.

Der Wirth mühte ſich faſt über ſeine Kräfte ab, der Verſammlung die honneurs zu machen; um ſo ſeltſamer war es wohl, daß Niemand ihn ſonderlich beachtete und alle Aufmerkſamkeit ſeiner Gattin zugewandt ſchien, welche, obwohl höflich und würdevoll, doch durchaus theilnahmlos ſich bezeigte.

Die Dämmerung war hereingebrochen, farbige Lampen wurden in den Gängen des Gartens angezündet, Pechpfannen brannten vor den Thoren der Villa auf hohen Candelabern.

Mehre Muſikchöre ließen ſich abwechſelnd und zu gleicher Zeit hören, die ſchimmernden Geſtalten der Herren und Damen wirbelten bunt und luſtig durcheinander, Alles ſchien Freude, Wonne, — jede Sorge verbannt.

Als die Geſellſchaft in den Sälen verſammelt war, ſtellte der preußiſche Geſandte der Frau vom

Hauſe einen wohlausſehenden noch jungen Mann als den zweiten Sohn des großen Sebaſtian Bach, Philipp Emanuel, vor.

Die Baroneſſe erröthete leicht, und fragte nach einigem Hin- und Wiederreden: „Wo lebt Ihr älterer Bruder jetzt?“

„„Wir wiſſen es nicht!““ verſetzte Philipp wehmüthig, „„Friedemann verſchwand am Todestage unſeres Vaters aus Leipzig, und keins von uns hat ihn wieder geſehen.““

Die Baroneſſe wandte ſich, ohne etwas zu erwiedern, bei Seite.

An ihrer Statt trat der Baron hinzu und ſprach gar ſchmeichelnd: „Sie haben wohl die Gewogenheit, mein verehrter Herr Concertmeiſter, uns vor Tafel noch ein kleines — nur ein ganz kleines Stückchen zum Beſten zu geben; meine Gäſte freuen ſich gar zu ſehr darauf, den berühmten Monſieur Bach einmal zu hören. Um Ihr göttliches Spiel deſto herrlicher ſtrahlen zu laſſen, hab' ich mir den Scherz gemacht, einem armen, halb verrückten Muſikanten von dem Prager Chor, welches im Dorfe zum Tanz aufſpielt, zu erlauben, daß er im Nebenzimmer

vorher ſich hören läßt — die Thüre wird aufgemacht, aber er bekommt kein Licht hinein, denn er ſieht aus wie ein Lump.“

Indem tönten vollgegriffene Accorde aus dem Nebenzimmer, ein Bedienter öffnete die Thüre, und im Helldunkel des Zimmers ſahen die Herzutretenden einen, ſo viel ſich erkennen ließ, ärmlich und nachläßig gekleideten Mann am Flügel ſitzen, mit dem Rücken der Thüre zugewandt.

Einen Schwank hatte die Geſellſchaft vermuthet, denn der Baron hatte es Jedem der Anweſenden insgeheim vertraut, was er vorhabe, — aber es kam anders! denn wunderbar ergreifende Harmonien — bald zürnend — bald klagend, wußte der arme fremde Spieler dem Inſtrumente zu entlocken — Alle waren bewegt, die Baroneſſe aber und Philipp ſtanden todtenbleich, und ſahen einander zweifelnd forſchend an. Plötzlich, bei einer kühnen Wendung des Spiels, flüſterte die Baroneſſe: „er iſt's“, und Philipp rief auffahrend: „„Er iſt's! es iſt mein Bruder! Friedemann!““

Da wandte ſich der Spieler, ſprang auf und auf Philipp zu! doch die Baroneſſe erblickend,

trat er mit dem Schrei: „Natalie!“ jäh zurück. —

Die Baroneſſe ſank ohnmächtig nieder. Friedemann ſtürzte, ſich einen Weg durch die Menge bahnend, aus dem Saal.

Der alte Muſikant.

In einem ärmlichen Dachſtübchen der Friedrichsſtadt zu Berlin ſaß vor einem Tiſche ein Greis, emſig in einem Notenhefte leſend und von Zeit zu Zeit mit dem Rothſtift am Rande des Papiers eine Bemerkung aufzeichnend.

Matt glimmten nur noch wenige Kohlen im Kamin, wie ſehr es draußen auch ſtürmte und wetterte, und das Lämpchen flakkerte ſo düſter und ungewiß, daß fortwährend unheimliche Schattengebilde an den Wänden des Stübchens auf- und niederhuſchten; dazu klirrten die loſen Scheiben des einzigen kleinen Fenſters und kreiſchten die Windfahnen auf dem Dache — es war eine bitterböſe Nacht.

Doch der Greis beachtete das Toben des Windſturms ſo wie die Mißtöne um ſich wenig; und, wie hinfällig die edle, hohe Geſtalt auch erſchien, wie ſehr das bleiche, tiefgefurchte und eingefallene

Angeſicht von Krankheit zeugte, das Auge flammte begeiſtert, indem es die Verſchlingungen der Notenſchrift verfolgte, — ſeltſam contraſtirend mit den ſchneeweißen Locken um ſeinem Haupt.

Da ſchlug es zwölf — und Jubel tönte herauf von der Gaſſe und Muſik, und vom nahen Kirchthurm erſcholl es: „Herr Gott, dich loben wir!“ —

Da fuhr der Greis empor und lauſchte und murmelte endlich: „Wieder? —“

Die Thür ward aufgeriſſen, und in's Stübchen trat ein Jüngling, mit Augen wie der Alte, mit dunkeln Locken und noch bleicherem und eingefallenerem Geſicht.

„Willkommen, Leidensgefährte!“ rief der Greis ihm entgegen, „hörteſt du den Stundenſchlag? —“

„„Ich hörte ihn, Alter! — es war der letzte.““

„Wär' er's!“

„„Leg' dich zur Ruhe! —““

„Schlafen meinſt du? nein! Sieh, ich bin ruhig, ich habe den böſen Geiſt bezwungen, ich las in dem Nachlaß meines Vaters, das hilft — hätteſt du ſolch' einen Vater gehabt, armer Theodor. — Wie heißt das neue Jahr?“

„„Vier und achtzig.“

„Vierundachtzig? als ſie ſiebenunddreißig zählten — ſtill darüber!“

„„So ſprichſt du immer! Werd' ich nie erfahren, wer du biſt?“

„Ich dächte, du hätteſt es erfahren, an jenem Tage, wo wir zuerſt uns fanden, oder vielmehr ich dich, den Sinnloſen, der ſchon die Mordwaffe angeſetzt hatte, ſein Leben ſelbſt zu enden. Ich entriß ſie dir, ich rief dir zu: lerne leben, wenn auch das Leben dir nichts zu bieten vermag als Qual; kannſt du glauben und hoffen, ſo thu's — kannſt du's nicht, ſo trotze! aber lebe!“

„„Du ſiehſt, ich lebe, trotziger Greis! ich lebe, ein Jünglingsgreis.“

„Hm! ſiebenzig Jahre entſchwinden nicht ſo ſchnell.“

„„Ich werde ſie nicht erreichen; aber nenne mir deinen Namen.“

„Der jenes hohe Werk erſchuf,“ ſprach der Greis, indem er auf das Notenheft deutete, war mein Vater.“

„„Haſt du nicht das erſte Blatt, worauf Titel

und Name ſtand, herausgeriſſen? Aus den Notenzeichen, du weiß'ſt es, errath' ich nichts — ſie ſind mir fremd. Sprich, alter Freund! wer biſt du?''''

„Der alte Muſikant.''

''''So nennen dich die Wenigen, die in dieſer groſſen Stadt von deinem Leben wiſſen, einen andern Namen konnte mir Keiner ſagen! — Nenne du ihn mir.''''

„Laß mich ſchweigen,'' bat der Greis, „ich hab' es geſchworen, nur ein Geweihter, wenn ich einen finde, erfährt meinen Namen.''

''''Schon gut!'''' lächelte der Jüngling bitter, ''''ich erfahre ihn doch früher als du denkſt.''''

Beide ſchwiegen einige Minuten, der Greis hatte die Anſpielung des Jünglings verſtanden, von Zeit zu Zeit heftete er ſein Auge auf ihn, ängſtlich — beſorglich; endlich fragte er:

„Und iſt dir im geſchiedenen Jahre noch etwas geglückt?''

''''Ja doch,'''' verſetzte der Jüngling, ''''wenn wir's nicht mehr brauchen können, dann kommt das Glück.'''' Er zog eine Geldrolle aus der Bruſttaſche und warf ſie mit einer Miſchung von Stolz, Freude, Ingrimm und Verachtung auf den Tiſch.

„Gold?“ rief der Greis.

„„Gemünztes und Flüſſiges?““ entgegnete der Jüngling, eine Flaſche aus der Schooßtaſche hervorholend. „„Du haſt wohl lange keinen Wein getrunken, Alter? Hier iſt Schloß-Johannisberger von der edelſten und theuerſten Sorte! mit Jubel ſei das neue Jahr von zwei Unglücklichen begrüßt.““

Der Greis wandte ſich ſchaudernd ab. — „Wie damals!“ murmelte er.

Theodor aber hatte zwei Gläſer aus einem Wandſchränkchen geholt — rückte die Stühle an den Tiſch, lud den Alten ein, ſich neben ihn zu ſetzen, und entkorkte die Flaſche — ein köſtlicher Duft erfüllte das Zimmer, als er die Gläſer bis zum Ueberlaufen vollgeſchenkt hatte. — „„Nun, Brüderchen! ſtoß' an!““ rief er.

Der Alte ſtieß an, leerte das Glas und ſprach mit Wohlbehagen: „Eſt! füll' wieder!“

„„Haha! du ſcheinſt kein Neuling!““ lachte Theodor, indem er wieder einſchenkte; „„wohl bekomm' dir's, der Wein iſt mehr als Lethe! er läßt uns den Schmerz nicht vergeſſen, aber er lehrt uns, ihn erkennen, wie er im Grunde ſo nichtig iſt, daß

wir darüber lachen — beim Weine! — es iſt freilich arg, daß wir nur im Rauſche den Stein der Weiſen finden.““

„Und wem danken wir's, daß wir ihn ſuchen können?“

„„Meinem Wüſtling; ich habe die Blätter an einen durchreiſenden Lord verkauft.““

„Wirſt du ihn nicht noch einmal zeichnen?“

„„Nein.““

„Das iſt Schade, dann wird deine Arbeit wohl nimmer bekannt, und du wirſt ſo leicht keine andere machen.“

„„Wie viel geht unter, was zu dauern verdiente! — Sieben Jahre koſteten mich dieſe Blätter! Alles, was ich gedacht, gelebt, gelitten, hatt' ich darin niedergelegt, meinen erſten Jugendtraum, den letzten Reſt meiner Kraft nach verzweifeltem Kampf mit meinem Geſchick — ich opferte ſie, ich ſchonte das Funkchen Leben nicht, das noch in mir glimmt, das Werk mußte durchdringen; ſo wähnte ich, und der Lorbeer ſollte die Stirne des Todten ſchmücken. Bah! Träume, Schäume, Poeſie! — Hier gilt die Proſa; wo ich mein Werk ausbot, ward ich zurück-

gewieſen; es ſei ein zu koſtſpieliges Unternehmen, meinten die Herren Kunſthändler, die Blätter zu ediren, das Publikum kaufe ſo etwas nicht, ich möge Scenen aus dem ſiebenjährigen Kriege zeichnen, wie Herr Chodowiecki; das waren noch die Höflichſten! die Andern ſchüttelten die Köpfe und nannten meine Skizzen geradezu verrücktes und phantaſtiſches Zeug.““

„Ja, ja!“ ſprach der Alte halb vor ſich hin — „Ja ja! der Herr Leſſing, der vor drei Jahren ſtarb, hatte Recht, als er mir ſagte: „„Alles, was der Künſtler über den Punkt hinausführt, von wo ab die Begriffe der Menge ſich zu verwirren beginnen, wird ihm weder Vortheil noch Ehre bringen““ — ach, Theodor! glaube mir: ich hab' es ſelber erfahren, was es heißt, das Höchſte wollen unter dem Gewürm. —“

„„Und unter Gewürm ſoll ich ausharren? — Sieh, alter Mann! ich empfand, ſo lang' ich denken kann, nur eine Liebe: Liebe zu meiner Kunſt! Entzückt ſtand ich vor der Schönheit des Weibes, doch nur des Künſtlers Auge entzückte ſie, mein Herz rührte keine! Nur eine Leidenſchaft beherrſchte es:

Ruhmbegierde. — Aber meine Kunst mußte ich zur Metze eitler Narren und Närrinnen erniedern, Frazzengesichter mußt' ich malen, wo Göttergestalten meinem geistigen Auge vorüberschwebten, und den Genius in mir erkannte Keiner! — bin ich nicht endlich selbst an mir verzweifelt? — Entsetzlich, daß ich, begabt wie Wenige, rein, ohne Schuld, mit fünfundzwanzig Jahren fragen muß: warum lebte ich? —""""

„Lebe! du wirst die Antwort finden."

„„Und fandest du sie? und was nützt sie dir, Vierundsiebenziger? — du kannst die Frage nicht ablehnen und selbst dem Glücklichen dringt sie sich auf. Und wär' ich glücklich, — hätt' ich erreicht, wonach ich strebte, — was anders könnte dann die Antwort sein: „du lebtest, du wirktest, errangst das Ziel, damit du strahltest — Jahrhunderte — Jahrtausende ein heller Stern" — so strahlt mir Raphael — dir — was weiß ich, welch' alter Meister deiner Kunst, und wir Beide fühlen uns nur um so elender und nichtiger, indem wir jene Auserkorenen bewundern — kann eine solche Bestimmung die Edelsten beglücken, die den Jammer der Menschheit zu

faſſen vermögen? — Ewig wird die Frage wiederkehren: „warum leben wir?“ aber keine Antwort wird dir, — keine.““

„Hör' auf!“ bat der Alte, „das führt zum Wahnſinn, und Wahnſinn iſt ſchrecklich. — Sie ſagten mir, ich ſei es längere Zeit geweſen.“

„„Ruhig, alter Muſikant! wir ſtehen beide zu nahe am ſichern Port, als daß wir den Wahnſinn noch zu fürchten brauchten; trink aus die letzte Reige! proſit Neujahr! Hörſt du den Jubel und die Muſik tief unter uns, hier ſitzen wir hoch erhaben, wie die alten Götter auf dem Olymp, den köſtlichen Nectar in vollen Zügen ſchlürfend und lachend über die Thoren, die ſich ihres Daſeins freuen. Aber auch die alten Götter mußten ſterben, und fürchtet der Ewige die Unendlichkeit nicht? — Trink! trink! und mach's wie ich, dort iſt deine Lagerſtätte, hier die meine — ich bin müde — gute Nacht.““

Der Sturm hatte ſich gelegt, nur Glockengeläute und Muſik tönten durch die Nacht — der Alte ſuchte ebenfalls ſein Lager.

Als der Greis erwachte, ſchimmerte das Stübchen in den erſten Strahlen der Sonne. Es war der heiterſte Wintermorgen, die Luft rein und erkräftigend, der Himmel tiefblau, wolkenlos, nur mit jenem eigenthümlichen zarten Duft, der allen Winterlandſchaften einen freundlichen Reiz verleiht, wie mit einem leichten Schleier überzogen.

Der Greis faßte des Jünglings Hand, ihn zu wecken, doch ſchnell ließ er ſie wieder fahren, denn Theodors Hand war kalt und ſtarr.

„Todt," murmelte der Greis.

Es war ſo! Geendet waren die Leiden des Jünglings.

Lange, lange blickte der Alte auf die Leiche, auf ſeinem Geſicht zuckte es ſeltſam, endlich ſprach er:

„Du hatteſt recht, Unglücksgefährte! Früher als ich wähnte, haſt du's erfahren, wer ich bin, und nun iſt auch wohl deine Lebensfrage dir beantwortet, nun auch wohl dir aufgegangen das Reich der Harmonieen in ſeinen tiefen geheimnißvollen Verſchlingungen, mir die einzige Bürgſchaft, daß ein Gott lebt. Hier liegt meine letzte Stütze zertrümmert. Ja, meine letzte Stütze warſt du mir, armer Theo-

dor, der einzige Freund des Greisen! Ich kannte dich. Du aber hast mich nicht gekannt, wußtest nicht um meinen Schmerz, er war namenlos für dich, wie ich selber. Da steh' ich nun und wünsche vergebens nur einen Secundenschlag dir Leben zurück, um dir sagen zu können: den liebtest du, darum litt er, vergib ihm, vergib ihm sein störriges Schweigen, seine Undankbarkeit für Offenheit und Liebe. Du bist todt, und der alte Musikant ist jetzt so arm, daß er nicht einmal eine Thräne für den geschiedenen Freund mehr hat."

Er setzte sich neben die Leiche und blieb so den ganzen Tag sitzen, bis die Dämmerung hereinbrach, wo die alte Wirthin, welche an Theodor eine Bestellung ausrichten sollte, ihn erschöpft und zitternd vor Kälte fand, Theodors Tod erfuhr und den Alten mitleidig mit sich hinab in ihr warmes Stübchen führte. —

Etwa zwei Jahre lang hatten der Alte und Theodor zusammen gelebt, und der Jüngling hatte durch das Wenige, was er mit Portraitmalen und hin und wieder mit einer Zeichnung für einen Buch-

oder Kunsthändler erwarb, den Alten und sich kümmerlich ernährt.

Der Alte war ganz arm, der Betrag des ihm von Theodor nachgelassenen Geldes nur gering, und seine Wirthin, der er dieses nicht verhehlte, gab ihm gutmüthig den Rath, sich doch an den Nachbar-Armenpfleger zu wenden, um in irgend einer milden Stiftung ein Asyl zu finden. Aber mit Unmuth verwarf der Alte den Gedanken und erwiederte: „Nein! ich will nach Hamburg.“

Die Wirthin sprach vor sich hin: „Nach Hamburg? du guter Gott, Hamburg ist weit von Berlin, und eh' der alte Mann dahin kommt, wird er wohl eine ganz andere Reise machen müssen.“

Doch auch schon den nächsten Tag schien der Alte seinen Vorsatz vergessen zu haben! wie früher, eh' er seinen jungen Freund gefunden hatte, durchstrich er die Straßen Berlins und, wo er in einem Hause oder an einem öffentlichen Ort Musik hörte, da blieb er lauschend stehen, ja, oft schlich er sich in die Vorsäle der Häuser, wo musicirt wurde, was ihm die Eigenthümer immer gern verziehen, denn in den meisten Häusern war er von früherer Zeit her

bekannt; Manche wohl freuten ſich ſogar, den alten Muſikanten, von welchem ſie ſeit zwei Jahren nichts geſehen und den ſie deshalb ſchon längſt für geſtorben gehalten hatten, wieder zu erblicken.

Als er ſo eines Abends die Straßen durchſtrich, ſtand er unverſehens vor einem glänzend erleuchteten Paläſt, aus deſſen mittleren Sälen Muſik tönte. — Seiner Weiſe nach wollte er eintreten, doch der Schweizer, welcher am Eingange Wache hielt, wies ihn barſch zurück. So blieb er denn draußen ſtehen und lauſchte, und wie ſcharf der Nachtwind wehte, er blieb ſtehen und lauſchte und murmelte nur manchmal: „Trefflich! herrlich!“ vor ſich hin.

Da ſprang ein Laquai in reichbordirter Livree die breite Treppe herab, um an den Schweizer Etwas zu beſtellen; als er den Greis erblickte, rief er freundlich: „Ei ſieh da, der alte Muſikant! lebſt du noch, Väterchen? hab' dich lange nicht geſehen, nun das iſt brav, daß du einmal wiederkommſt, aber was ſtehſt du in der Kälte und klapperſt mit deinen fünftehalb Zähnen?“

„„Der Herr Schweitzer wollte mich nicht einlaſſen,““ verſetzte der Alte.

„Der Herr Schweitzer iſt ein Eſel! Nimm's ihm nicht übel, Alter, und komm, wenn du willſt, getroſt mit mir hinauf, oben iſt's warm, und ein Gläschen Wein, damit du ſchneller aufthauſt, will ich dir auch geben! — es iſt ein gewaltig vornehmer und berühmter Kunſtgenoß von dir dieſen Abend bei der Herrſchaft zu Gaſt, großes Concert — nun! komm nur.“ Somit faßte er den Alten unterm Arm und führte ihn die Treppe hinauf, im Vorbeigehen noch dem Schweitzer zurufend: „Höre du! den Alten hier laß künftig ungehindert paſſiren! es iſt kein Bettler, ſondern der alte Muſikant, der blos herkommt, um Muſik zu hören, die Herrſchaft hat's erlaubt, daß er kommen darf.“

In dem Vorzimmer, welcher in den Concertſaal führte, angelangt, führte der Laquai den Greis zu einem Seſſel in der Nähe des Ofens, rückte ein Tiſchchen daran und ſprach: „Hier, Papachen, ſetz' dich hin und verhalte dich ruhig, ich ſchiebe die ſpaniſche Wand vor, da wird dich Niemand bemerken, du aber kannſt Alles genau hören, dein Glas Wein bring' ich dir, wenn ich wieder durchkomme, mit. —“

Und der Greis ſaß und lauſchte den Harmonieen,

welche aus dem Saale erklangen; sie durchdrangen sein ganzes Herz, wie der Kuß des Lenzes die Erde. — Vermag Etwas ein zum Tode erstarrtes Herz wieder zu beleben, wenn selbst die Macht der Liebe daran scheiterte, so ist es die Tonkunst in ihrer Reinheit, wie sie dem Himmel entstammt und von den größten Meistern geübt wurde.

Mehrere Stunden mochte der Alte so gesessen haben, als der Laquai, der während dieser Zeit ihm schon öfter in seinem Winkel einen kurzen Besuch gemacht hatte, wieder zu ihm trat.

„Es ist Zeit, Väterchen, daß du gehst!“ sprach er gutmüthig, „die Gesellschaft wird auch gleich aufbrechen, mein Bursche soll dich nach deiner Wohnung führen.“

„„Das war eine herrliche Musik,““ rief der Greis tief aufathmend.

„So?“ entgegnete der Bediente — „Nun, das freut mich, daß sie dir gefiel, um so mehr, als Alles, was du diesen Abend hier hörtest, von einem und demselben Meister, dem Gaste meiner gnädigen Herrschaft ist.“

„„Wie heißt er?““ fragte rasch der Greis.

„Es ist der Herr Naumann, Capellmeister beim Churfursten von Sachsen.“

„„Ein Sachse?““ rief der Greis erfreut — „„Naumann? — ja freilich! der ist brav — wo wohnt er?““

„Hier im Hause.“

„„Laßt mich ihn sprechen.““

„Herzlich gern, ich will dich melden, wenn du etwas von ihm erbitten willst.“

— „„Erbitten? nein! ich will ihm danken.““

„Auch gut! willst du morgen früh kommen?“

„„Ich komme.““

Nicht wenig war Naumann verwundert, als am andern Morgen der Laquai ihm den alten Musikanten meldete und ihn bat, den alten Mann doch nicht abzuweisen. Auf die Frage: wer denn der alte Musikant sei und wie er heiße, wußte der Laquai weiter nichts zu antworten, als: „es ist eben der alte Musikant, seinen Namen weiß wohl Niemand in Berlin; übrigens ist er zu Zeiten halb irre, versteht aber die Musik aus dem Fundamente, wie mir einige andere Musikanten gesagt haben.“

„„So laß er ihn kommen!““ entgegnete Naumann gutmüthig, der Lagnai öffnete die Thüre und der alte Muſikant trat ein.

Naumann ſtutzte, als er den Greis erblickte, deſſen Haltung, trotz der ärmlichen Kleidung, würdig und edel war. Er ging ihm entgegen und ſprach: „Ich heiße Sie willkommen, mein Herr, weiß ich auch Ihren Namen nicht! Man hat Sie mir als einen Kunſtgenoſſen angemeldet, das iſt mir genug.“ Er bot ihm einen Stuhl an und nöthigte ihn zum Sitzen.

Der Greis, ohne ſich zu ſetzen, erwiederte: „„Ich kam nur Ihnen zu danken, Herr Capellmeiſter, für den herrlichen Genuß, welchen Sie mir geſtern Abend bereiteten! Ich war ein heimlicher Zuhörer des Concerts, worin Ihre neueſten Compoſitionen aufgeführt wurden. Ihnen ſoll mein Name kein Geheimniß bleiben! ich heiße — Friedemann Bach.““

Wie vom Donner gerührt, ſtand Naumann, als er dieſen Namen hörte.

„Friedemann Bach!“ wiederholte er endlich mit Staunen und Wehmuth, „der große Sohn des gro-

ßen Sebaſtian? — guter Gott! noch im vorigen Jahre beſuchte ich Ihren Bruder Philipp Emanuel in Hamburg, der treffliche Greis betrauert Sie als todt. —"

„„Ich will es ſein für ihn, für Alle, welche aus früherer Zeit mich kennen; denn furchtbarer würde die Kunde meines Lebens und wie ich lebe, ſie erſchüttern, als die Kunde meines Todes. — Selbſt in dieſer Stadt weiß Niemand, daß Friedemann Bach noch lebt! ſelbſt Mendelsſohn nicht, der edle Freund des großen Leſſing, deſſen Verwendung ich es dankte, daß ich, ſo lange er lebte, mindeſtens nicht zu darben brauchte."

„Was kann ich für Sie thun?" rief Naumann, „ich kenne Ihre Lebensgeſchichte, Ihr Bruder erzählte ſie mir! — O wüßten Sie, was ich ſchon ſo lange für Sie empfand, und jetzt um ſo lebhafter — Bewunderung, Liebe, Trauer! Was kann ich für Sie thun?"

„„Nichts!"" verſetzte Friedemann, „„Sie haben Alles für mich gethan, indem Sie mir zeigten: was ich hätte thun können und ſollen! Ja, was Sie vollbracht, das war es, was ich wollte, wornach ich rang als Jüngling, Mann — und als armer vergeſſener Greis! — Sie wiſſen es, worin ich fehlte,

warum mir Nichts gelang, nicht einer all' der kühnen glühenden Entwürfe. Aber Sie bedürfen keiner Warnung, Sie wandeln ſicher und heiter auf der rechten Bahn, und ſo kann ich denn Nichts thun, als Ihnen danken für Ihre herrlichen Werke. Gottes Segen mit Ihnen auf Ihrem ferneren Lebensgange — jetzt — ich fühl' es, hab' ich nichts mehr auf Erden zu ſchaffen.""

Als Naumann ſich wieder gefaßt hatte, fragte er umſonſt nach der Wohnung des alten Muſikanten, da Friedemann dem Burſchen, welchen der Laquai ihm den Abend vorher mitgegeben, nicht geſtattet hatte, ihn bis in ſeine Wohnung zu geleiten.

Mehre Tage forſchte Naumann vergebens; da führte ihn endlich der Zufall in eine Geſellſchaft mit Moſes Mendelsſohn zuſammen; ſogleich erzählte er dieſem ſein Abenteuer. Mendelsſohn erſtaunte, als er die Kunde vernahm, Friedemann Bach lebe noch und zwar in Berlin. Er gab Naumann das Verſprechen, am andern Morgen mit ihm nach Friedemanns alter Wohnung zu gehen; vielleicht daß er dort noch wohne, oder daß ſie wenigſtens Auskunft über ſeinen jetzigen Aufenthalt erlangen könnten.

Naumann ſtellte ſich zur beſtimmten Stunde in

Mendelsſohns Behauſung ein, und bald erreichten ſie das dem Freunde Leſſings wohl bekannte Haus in der Friedrichsſtadt.

Sie traten ein. Die alte Wirthin empfing ſie.

„Wohnt der Herr Friedemann Bach noch hier?“ frägte Mendelsſohn.

„„Ach du lieber Gott!““ verſetzte die Wirthin, indem ſie ſich mit der Schürze eine Thräne aus den Augen wiſchte, „„geſtern früh um dieſe Zeit trugen ſie mir meinen armen alten Muſikanten hinaus! Er ſtarb gerade drei Wochen nach ſeinem jungen Freund, dem Maler .....“ Sie konnte nicht weiter reden.

Im Innerſten ergriffen verließen Moſes Mendelsſohn und Naumann das Haus.

Klagſt du um ein verfehltes Leben? — hoffſt du auf Jenſeits? — Klagſt du, wozu die Hoffnung? hoffſt du, wozu die Klage! — Muth, Kraft im Streben, im Alleinſtehen, wenn es ſein muß! So betritt der Mann und Künſtler die Bahn der Unſterblichkeit [illegible] der Vernichtung.

Inhalt des erſten Bandes.

	Seite
Jaques Callot	1
Der Grazioſo	45
Händel	111
Tartini	145
Sebaſtian Bach und ſeine Söhne:	
Friedemann	191
Sebaſtians Tod	259
Der alte Muſikant	291

Neue

Kunſt-Novellen

von

J. P. Lyſer.

Zweiter Band.

Mit drei Zeichnungen vom Verfaſſer.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1837.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Erklärung der Zeichnungen	VII
Paleſtrina	1
Don Juan	19
Vincenzo Bellini	55
Gluck in Paris	77
Joſeph Haydn's Lehrjahre	115
Correggio	165
Herr Peter Pirad	237
Eliſe Armand	251

Erklärung der Zeichnungen

zum

zweiten Theil.

Frontiſpice.

Das Portrait des Verfaſſers. Cervantes beſchrieb ſein Portrait für ſeine Freunde; der Verfaſſer ſieht nicht ein, warum er das ſeinige nicht hätte zeichnen dürfen für Freund und Feind. Die Freunde werden es freundlich hinnehmen, und die Feinde bei Betrachtung deſſelben in dem Glauben beſtärken, daß der Verfaſſer ſehr naſeweis ſein müſſe.

Arabeske zum Champagnerliede des Don Juan. In der Mitte Don Juan, Leporello und jubelnde Bauern. Unten rechts hält ein Zecher die entkorkte Champagnerflaſche; im Bogen ſprützt der Giſcht heraus, fantaſtiſche Gebilde von Blumen, Schmetterlingen, Nachtigallen und Teufelchen mit ſich führend. Auf der andern Seite fängt ein zweiter Zecher den Wein in einem Lilienglaſe auf.

Unteres Mittelfeld: Sataneske unter wild verſchlungenen Arabesken, luſtig fidelnd und blaſend.

Joſeph Haydn als Kind zwiſchen ſeinen Eltern am Wege ſitzend und mit ihnen muſicirend.

Palestrina.

Ein Dialog.

„Ei," — rief Alexander, als er in die Stube ſeines Freundes Johannes tretend, dieſen gar trübſelig am Arbeitstiſche ſitzend fand — „Ei, mein lieber Johannes! was iſt denn das? Feſt auf dein Verſprechen rechnend, mich dieſen Morgen, wenn das Wetter gut, zu einem Gang ins Freie abzuholen, ſitz' ich bis zwölf Uhr Mittags im ſchönſten Dandyſtaat auf meinem neumodiſchen unbequemen Kanapee vergebens! Du kommſt nicht! — ich mache mich endlich auf, begebe mich zu dir — und richtig! finde dich noch unangekleidet — will ſagen, nicht geputzt, wie ich — am Arbeitstiſch, ein vergilbtes Notenheft vor dir, und in nichts weniger als roſenfarbenen Humor, wie es ſcheint."

„Freilich! ich bin verſtimmt!" verſetzte Johannes, „und was ich beginne, meiner Verſtimmung

Meiſter zu werden, ſo will mir doch nichts glücken. — Da nahm ich denn endlich, wie immer, wenn kein anderes Mittel mehr anſchlagen will, einen guten alten Muſiker zur Hand. Aber diesmal, ſtatt mich aufzuheitern, hat mich das Studium nur noch melancholiſcher gemacht! — Was zeigt mir denn auch dieſe alte Tüchtigkeit anders, als wie wenig tüchtig es jetzt um unſere Kunſt und um unſere Künſtler ſteht?" —

Halt, halt! mein Freund! gehe nicht zu weit! denke an das alte Sprüchwort: nicht alles iſt Gold, was glänzt. — Nicht alle ſind Künſtler, welche ſich ſo zu nennen belieben. — „Schöner Rath! als ob der Gedanke jedem Vernünftigen nicht ſogleich überkäme, wenn er nach Jahren euer Leipzig wieder beſucht! — Einen ſucht' ich hier, Mendelſohn-Bartholdy! der iſt abweſend — die Andern mit ihrem unerhörten Wollen und Nichtkönnen widern mich an. —"

Ich weiß noch Einen, der gar wohl könnte, wenn er nur recht ernſtlich wollte, unſer kleiner dicker Freund Stegmayer — eine wahrhaft mozartſche Natur! — leider nur nicht ſo ernſt wollend

und begeiſtert für ſeine Kunſt, und dagegen allzuſehr der genialen Lebensweiſe huldigend.

„Leider! — das wär' aber auch der Einzige, deſſen ich noch mit voller Liebe gedenken möchte, um ſeines herrlichen unverpfuſchten Talents willen! — alle Andern — ich wiederhol' es dir, widern mich an — in ihrer mühſam hinaufgeſchraubten Genialität — ihrer ungemeinen Selbſtbewunderung und wechſelſeitiger — — bündleriſcher Lobaſſecuranz! — Gott verzeih mir die Sünde! aber wenn ich mir die Leutchen ſo recht betrachte, kommen ſie mir vor, wie jene drei Ammen in Dresden, welche in dem Garten des Hauſes, in welchem ich wohnte, ein Vierteljahrlang alle Tage den ganzen Morgen über mit den quäckenden Kindern auf den Arm herumſpazierten und mit kreiſchenden Zeter- und Mordſtimmen unisono ein altes jämmerliches Lied ſangen, deſſen Refrain drollig genug lautete:

„Kannſt du mir dies Lied vergeben?" —

Hahaha! —

„O lache nicht! — mich hat jenes vermaledeute Trio faſt verrückt gemacht! und noch jetzt, ſo oft ich daran denke, wird mir übel und weh." —

Du ſollteſt es aber nicht ſo gar tragiſch nehmen! es iſt nun einmal ſo, daß mit der Kunſt von Oben herab, wie von Unten herauf, der ſchnödeſte Mißbrauch getrieben wird. —

„Mein Freund! es wäre traurig, wenn die Beſſeren je ſolches mit Ruhe betrachten könnten, und es iſt nun einmal meine Ueberzeugung: daß Gleichgültigkeit gegen das Gute und Schöne noch verdammungswürdiger ſind, als ſelbſt offenbare Schlechtigkeit. Ich würde mich ſchämen, einen ſchlechten Kerl, eine ſchlechte Sache zu ignoriren, weil ich es für Pflicht halte, für das Gute gegen das Schlechte und Gemeine zu ſtreiten, mit allen Waffen, welche mir zu Gebote ſtehen. — Schilt mich immerhin einen Don Quixotte! — ich kämpfe, wie er, nicht gegen Windmühlen allein! und trotz ſeiner Narrheit bleibt der Ritter von der traurigen Geſtalt ein edler, liebenswürdiger, ja ſelbſt zu bewundernder Charakter.“

Alexander lachte laut über die ſeltſame Verwahrung des Freundes, dann aber ſprach er gutmüthig: „Da ſei Gott vor, mein Johannes! daß ich dich dem Ritter von der traurigen Geſtalt vergleichen

möchte, obwohl du, wie ich ſchon beim Beginn unſeres Geſprächs bemerkte, — heute durchaus nichts von deinem ſonſt ſo heitern Humor blicken läſſeſt. — Uebrigens muß ich dir ja vollkommen beiſtimmen! — Die Arroganz unſerer jüngeren Componiſten — (in der Regel componiren ſie nur für ein Inſtrument, nämlich für's Clavier! —) iſt oft unglaublich, ſo las ich zum Beiſpiel vor einiger Zeit in dem Mitternachtsblatt einen Aufſatz von einem Herrn T. in Berlin. Herr T — ſelbſt Componiſt! ſtreut hier ſeinem Freunde C. B. reichlichen Weihrauch und am Schluſſe vergißt er ſich ſelbſt nicht! — das möchte hingehn, denn iſt das Lob, welches Herr T. dem Herrn B. zollt, auch ſehr auf die Spitze geſtellt, — der Freundſchaft hält man ſo etwas zugute, und als Lieder-Componiſt beſitzt C. B. wirkliches Verdienſt, wenn er auch weder einen Schubert, noch B. Klein, noch einen Spohr und Löwe erreicht, viel weniger ihnen an die Seite geſetzt werden kann! — daß aber Herr T. einen höchſt jugendlich albernen Ausſpruch B—'s über Peter v. Winter und namentlich über deſſen „Opferfeſt" wiederholt und dieſen als ein höchſt gerechtes, gediegenes

und geiſtvolles Urtheil hinſtellt, das iſt, mit ſeiner gütigen Erlaubniß! faſt noch alberner und anmaßender als der Ausſpruch des Herrn B. ſelbſt, denn weder Herr T. noch Herr B. haben bis jetzt etwas geſchrieben, was jener Cavatine der Myrrha: „Ich war, wenn ich erwachte" oder jenem Duette: „Wenn mir kein Auge ſtrahlet" gleich käme. Bis zu einem Quartett wie das neckiſch-herzige: „Kind, willſt du ruhig ſchlafen" wird es wohl keiner der beiden Herrn je bringen. — Glauben ſie aber wirklich, daß ſie es beſſer machen könnten, ſo möcht' ich ihnen ganz einfach den Rath ertheilen: den gewiß ſehr dramatiſchen Text der Oper für ſich abzuſchreiben und ihn nun zu componiren — ganz Deutſchland würd' es ihnen danken, wenn ſie's beſſer machten, als der alte in Gott ruhende Winter."

„Von ſolch ungeheurer Genialität wußte mein alter Meiſter da nichts!" bemerkte Johannes, indem er ſeinem Freunde das Titelblatt des ſo eben vor ſich habenden Notenheftes zeigte — „der gute Giovanni Pierluigi war als Menſch eben ſo liebenswürdig und einfach, denn als Künſtler groß und bewunderungswürdig! und auch er beſtätigt die

alte Wahrheit: daß man, um ein ganzer Künstler zu werden, zuvor ein ganzer Mensch sein müsse. — Es haben dies schon so Viele und so oft ausgesprochen; aber ich meine, es könne nie oft genug wiederholt werden! — vermag es auch nicht, die Erbärmlichen und Gemeinen zur Erkenntniß ihrer selbst und zur Besserung zu verhelfen — den Guten wird es aufrichten, wenn sein Muth den äußern widrigen Verhältnissen zu unterliegen droht; denn wahr ist es und bleibt es auch, eben der Boden, der es am redlichsten mit der Kunst meint, hat die meisten Anfechtungen von Außen her zu bestehen.

„Dem Giovanni Pierluigi ward es nicht so leicht gemacht, als Schöpfer der neuern Kirchenmusik aufzutreten. Geboren zu Palestrina 1524, fand er durchaus kein gleichzeitiges Vorbild in seiner Kunst, welches ihn auf den rechten Weg hätte leiten können. Die Musik — zumal die Kirchenmusik — war ihrem gänzlichen Verfall nahe! Süßer Klingklang, nicht selten aus Opernpiecen und verliebten Canzonetten zusammengefügt — ertönte an den heiligsten Stätten! — die unheiligste Musik, mithin war es, welche Palestrina von frühster Zeit an —

nicht nur vernahm, sondern mit ausüben half, denn um die Musik zu studiren hatte man ihn als Chorknaben nach Rom gesandt.

„Aber in der Brust des Jünglings glimmte der Funke des Göttlichen und ward zur Flamme, die die Nacht um ihn erhellte! Palestrina fand, was sich in einer Zeit, wo die Entartung fast allgemein ist, mit Erfolg nicht lehren läßt; er fand, wo es fehlte, wo es Noth thäte — aber er fand noch mehr: die Mittel, dem Uebel abzuhelfen! und in sich selbst trug er von Anbeginn das Gute und Schöne, was er an die Stelle des Verderbten, Unschönen setzen konnte. — So ausgerüstet — muthig, aber ohne Anmaßung — bewußt aber ohne selbstgefällige Eitelkeit! betrat er den Kampfplatz, so durft' er es wagen, den Papst Marcellus II. und seinen Cardinälen zu widersprechen, als sie alle Musik aus der Kirche verbannt wissen wollten — und durch seine Missa papae Marcelli reformirte er nicht nur die Musik, sondern gab auch die erste Veranlassung, daß sie zu einem wesentlichen Theil des römischen Gottesdienstes erhoben worden.

„Sein Streben, sein Wirken fand Anerkennung!

doch mit der Belohnung sah es lange Zeit traurig genug aus. Palestrina war Sänger an der päbstlichen Capelle gewesen; — er verlor diesen Dienst, als er seinem menschlichen, ehrlichen Herzen folgend, sich verheirathete. — Wie aus seinen damals geschriebenen Briefen hervorgeht, war dem heiligen Vater diese Verbindung so sehr zuwider, daß Palestrina auf dem Punkt stand, Rom zu verlassen, weil er durch den Verlust seiner Stelle aller Mittel zu seiner Existenz beraubt war. Zum Glücke nahmen wahre Kunstfreunde sich seiner an; er erhielt eine andre Stelle an St. Giovanni im Lateran — später ward er Kapellmeister von Santa Maria-Maggiore, stiftete eine treffliche Schule, schuf unsterbliche Werke und beendete sein schönes Tagewerk als Kapellmeister an St. Peter den zweiten Februar 1594.

„Das einfache stille Leben dieses großen Mannes hat für mich immer etwas ungemein Rührendes gehabt, und so oft ich dazu aufgefordert wurde, ich konnte mich nie überwinden, jenen Hauptmoment seines Wirkens — wo er die Musik von dem ihr drohenden Bann errettet — als Kunstnovelle

meinen Lesern vorzuführen, obgleich ich weiß: daß ich so leicht keinen günstigern Stoff finden dürfte. — Aber ich mag es einmal nicht! denn in Palestrina's Leben scheint mir — wie in seinen Werken, so durchaus gar nichts Gemachtes — Alles liegt so einfach, edel und sonnenlicht vor uns da, daß unmöglich die schönste Dichtung sich schöner und erhebender gestalten könnte, als diese schlichte Wirklichkeit. — Die größten Dichter — vorzüglich Göthe fühlten dies bei andern Gelegenheiten — oft und mächtig, und gaben mehr denn einmal die einfache schmucklose Erzählung einer Thatsache; freilich dergestalt nachempfunden, daß sie allen ihren Dichtungen den Rang streitig macht.

„In Palestrina's Werken herrscht der reinste Kirchenstyl — kein anderer Meister hat ihn darin erreicht! Hoheit, Kraft und Milde — das ist der Grundcharakter seiner Musik, die das Herz mit Andacht erfüllt und es emporträgt zu Gott, frei von den Banden der Erde und Allem, was an irdischer Leidenschaft mahnt.

„Es ist gewiß, daß jede Kirchenmusik keinen andern Zweck vor Augen haben sollte, als den: Erhebung

des Herzens zur Andacht — zu Gott, den Worten der Schrift gemäß: Willst du zu Gott beten, so tritt vor ihm hin, mit reinem Herzen und frommen Sinn.

„Die spätern Kirchencomponiſten haben dieſes ſchöne Ziel nicht verfolgt! — am früheſten ging der reine Styl in Italien ſelbſt wieder unter, und wie ſehr er verfiel, davon zeugt wohl am meiſten der Umſtand, daß die Italiener ſchon in den ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Jomelli als einen großen Kirchen-Componiſten bewunderten! Denſelben Jomelli, über welchen Mozart den Ausſpruch that: „Der Mann hat ſein Fach, worin er glänzt, und ſo, daß wir's wohl werden bleiben laſſen müſſen, ihn bei dem, der es verſteht, daraus zu verdrängen. Nur hätte er ſich nicht aus dieſem herausmachen und z. B. Kirchenſachen im alten Style ſchreiben ſollen.“ Rein wie Paleſtrina's Styl war der deutſche Styl wohl nie, weil er ſich nicht mehr ſo unbefangen gab. — Die Einfachheit Paleſtrina's wird bei Sebaſtian Bach Härte, die ſtrenge Regel des Deutſchen zeigt hin und wieder bei weitem mehr, was verboten,

als was erlaubt — und sogar verlangt wird. Händel in seinem Messias, — Mozart in seinem Requiem zerbrachen die hemmenden Fesseln, und schwangen sich empor, gewaltige Adler, zum Lichte, ohne jedoch die Gesetze, welche sie für recht und nöthig anerkannten, aus dem Auge zu verlieren. — Weniger gewissenhaft verfuhr schon Hayd'n in seinen Messen — seine Schöpfung gehört ohne Widerrede nur dem Concertsaal an. — Was aber nun in neuester Zeit als für die Kirche geschrieben erschien, dürfte wohl nur zum kleinsten Theil jene Forderungen erfüllen, welche der Wiederhersteller der Kirchenmusik mit Recht machte, — und ganz verwerflich erscheinen mir, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, jene Oratorien Friedrich Schneiders, in denen der leidige Gottseibeiuns immer den Hauptpart hat, und mit Posaunen, Pauken, Trompeten und Piccoloflöten sich vernehmen läßt.!! —

Man wird Zeter und Mord über dieses Urtheil schreien, mein lieber Johannes! aber recht hast du! und abscheulich ist's: daß in unsern renomirtesten großen geistlichen Musiken der höllische Satan das

Wort führt, deſſen höchſt reſpectabler Herr Papa übrigens niemand anders iſt, als der gute alte ehrliche Samiel aus dem Freiſchütz, der es ſich in ſeiner harmloſen Gemüthlichkeit wohl nie hätte träumen laſſen, was für traurige Folgen ſein bischen Teufelsſpuk mit dem dummen Jägerburſchen Max und dem liederlichen Schlingel Caspar haben würde! — Aber das iſt der Fluch der Nachahmerei der Deutſchen! ich bin gewiß, daß Friedrich Schneider in jeder Hinſicht Vortreffliches geleiſtet haben würde, wie er deſſen in ſo mancher Hinſicht wirklich geleiſtet hat, wenn ſein erſtes Auftreten nicht eben in jene Zeit gefallen wäre, wo des trefflichen Webers Volksoper das Volk enthuſiasmirte! — Wahrlich, ſo ſehr ich Schneider's großes Talent verehre, ſo ſehr ich den liebenswürdigen Menſchen in ihm achte; ſo bitter muß ich es tadeln, daß er ſich durch den Taumel des Theater-Publikums hinreiſſen ließ, Werke zu erſchaffen, welche trotz herrlicher Einzelnheiten im Ganzen doch nur — (ſowohl in künſtleriſcher Hinſicht, als auch, wenn man ihre Tendenz ins Auge faßt), als Wechſelbälge betrachtet werden können! und kaum vermag ich den

— allerdings boshaften — Wunsch zu unterdrükken: daß Schneider einmal verdammt würde, das Oratorium eines gewissen H..... „Christus der Erlöser" benannt, vom Anfang bis zu Ende mit anzuhören. Dieser H..... nämlich, beseelt von dem edlen Wunsch: in möglichst kurzer Zeit ein reicher Mann und berühmter Componist zu werden, setzte sich hin und schmierte jenes opus zusammen, wobei er den guten Schneider nicht nur nach Herzenslust geradezu bestahl, sondern seine Art und Weise auch dergestalt nachahmte und forcirte, daß sein Oratorium wirklich als ein gräuliches Zerrbild aller Schneider'schen Oratorien erscheint; denn wo Schneider eine Posaune gebrauchte, nahm mein H..... fluchs ihrer drei! — Der Satan intonirt, die Piccolflöte fällt kreischend ein, und das Tutti der Höllenchöre folgt mit fürchterlichem Spektakel nach! — Im Jahre 1833 brachte der Componist sein Wunderwerk in Leipzig zur Aufführung, zum grossen Ergötzen des versammelten Auditoriums! Mit der Berühmtheit wurd' es aber, so viel ich weiß, damals noch nichts, und auch jetzt scheint es damit noch nicht so recht fortzuwollen.

„Schweige mir!“ — bat Johannes — „ſchweige mir von jenem Menſchen und ſeinem erbärmlichen Treiben — und folge mir zu einem edleren, erhebenden Gegenſtande! — Wie ſehr beklag' ich es, daß ich die Aufführung des „Paulus“ von Mendelſohn-Bartholdy nicht mehr mit anhören konnte! — Wie mir Kenner verſicherten, ſo verfolgt hier Felix den Pfad, auf welchem Händel ſich den Kranz der Unſterblichkeit errang! und nicht genug wußte mir mein Freund die weiſe Mäßigung zu loben, mit der der junge Meiſter trotz ſeiner Begeiſterung jegliche Ueberladung in ſeinem Werke vermieden! „„Mendelſohn-Bartholdy iſt durch und durch geſund und tüchtig — ſchloß er — und ſo dürfen wir denn mit Grund hoffen: daß ein wackerer Mann uns erſtehe, der uns die Bahn zeigt, auf der wir wieder zur alten Einfachheit, zur alten Klarheit gelangen —““

„Das gebe Gott!“ rief herzlich Alexander, „ärger kann es nicht mehr werden! für den Tod aber regt ſich zuviel friſches freudiges Leben in der Kunſt! — ſie wird nicht ſterben! und ſo kommt denn nur Alles drauf an: daß der junge Nachwuchs

ein Vorbild finde: das ihm nicht allzuferne steht, weil denn doch die Jugend dem Nächsten am liebsten sich anschließt. —

„Ob Felix dieses Vorbild so gewiß wird? — ich weiß es nicht — aber ich hoff' es, wie ich es wünsche! — wünsche: daß doch kein junger Künstler dies je vergessen möge:

„Um ein großer Künstler zu werden,
Sei ein tüchtiger reiner Mensch."

Alexander schüttelte dem Freunde kräftig die Hand — dann schieden sie.

Don Juan.

Die Ankunft.

Vor dem Gasthofe zu den drei Löwen auf dem Kohlmarkte in Prag fuhr ein leichtgebauter Reisewagen vor. Dienstfertig sprang das Heer der Kellner aus dem Hause, Einer öffnete die Wagenthür und bot einer allerliebsten jungen Frau die Hand; diese hupfte aus der Chaise, und ihr folgte ein junger Mann lustig trällernd.

„Heiliger Nepumuk!“ rief der Wirth, welcher eben vor die Thüre getreten war — „seh' ich recht? Herr v. Mozart!“ —

„Seht Ihr, daß ich Wort halte?“ entgegnete Mozart freundlich nickend. — „Ja, da wär' ich einmal wieder, und Ihr könnt mich behalten den Herbst über, und damit ich nicht zu viele dumme Streiche mache, hab' ich meine Frau mitgebracht. Der Wirth neigte sich tief vor der lieblichen Frau.

und zu einer großen Anrede ausholend, begann er feierlich — „Hochgeschätzte Frau v. Mozart —“

Aber Mozart unterbrach ihn: „Laßt die Vorred', Mannel! und zeigt uns unser Quartier, und laßt uns ein Jausen geben, und schickt einen Bedienten an den Herrn von Guardasoni: und der Mozart wär' da.“ Er bot seiner Frau den Arm, schritt ins Haus, dienstfertig sprang der Wirth hinterdrein, und ihm folgte der Troß der Kellner mit Koffern und Schachteln, welche sie von dem Wagen abgepackt hatten.

Ein bildschöner junger Mann, der eben über den Markt kam, stürmte, als er von einem Kellner den Namen des Angelangten erfuhr, die Treppe hinauf in Mozart's Zimmer, und warf sich mit einem Jubelauf in seine Arme.

„Daß dich der Teufel, du wilde Fliege!“ rief Mozart, „hast du mich doch beinahe erschreckt!“ — und zu seiner Frau sich wendend, stellte er ihr den jungen Mann mit den Worten vor: „Nun, wie gefällt er dir? das ist er, der Luigi Bassi, mein' ich.

Das Libretto.

„Ich ſinge dieſen Abend den Grafen in Ihrem Figaro, Mäſtro Mozart! ſagte Baſſi.

„Schön!“ verſetzte Mozart, „was ſagen denn die Prager zu der Oper?“

Kommen Sie dieſen Abend nur ins Theater, da werden Sie es ſchon hören! Es iſt heute die zwölfte Vorſtellung in ſechzehn Tagen! und heute geben wir ſie auf den Wunſch des Herzogs Anton von Sachſen.“

„Hoho! und was ſagt denn der Strobach?“

„Der und das ganze Orcheſter ſagen jeden Abend nach der Vorſtellung: daß ſie gerne ſogleich wieder von vorne anfingen, obwohl es ein ſchweres Stück Arbeit wäre.“

Mozart rieb ſich vergnügt die Hände und ſprach zu ſeiner Frau: Siehſt du, ich hab' dir's wohl geſagt: meine wackern Prager würden mir den Wiener Aerger ſchon vertreiben, aber ſchon recht! —

dafür will ich ihnen eine Oper schreiben, wie man sie nicht alle Tage aus dem Sack schüttet. — Ich habe ein tüchtiges Libretto, Basil! ein keckes, tolles Ding, aber voll Geist und Feuer! der du Ponte hat mir's gedichtet; — er sagte, er hätt' es für keinen Andern gemacht; denn die hätten keine Courage zu so was. — O! mir war's eben recht! die Musik dazu ging mir schon lange im Kopfe herum, ich wußte nur nicht, wozu ich sie brauchen sollte, denn kein anderes Gedicht wollte dazu passen! Im Idomeneo und Figaro findest du Anklänge, aber es war immer nicht das rechte, — kurz: es war mir zu Muth, als ob der Frühling kommen sollte und auch gern wollte, aber noch nicht konnte! auf allen Büschen, auf allen Bäumen sitzen Millionen Knospen — aber sie sind verschlossen; da kommt ein Gewitter, der Donner ruft: „Blüten heraus!" ein warmer Mairegen strömt herab, und plötzlich blüht und prangt Alles in unerhörter Pracht! — Ich will des Teufels sein, wenn mir nicht so zu Muth war, als der kleine Abbate mir das Libretto brachte! du bekommst die Hauptrolle, und der Teufel holt dich wirklich."

Baſſi wollte noch mehr von der Oper wiſſen, aber Mozart that geheimnißvoll und brach lachend lachend ab, den Ungeduldigen zur Geduld ermahnend.

Fin chan dal vino!

Als Mozart am Abend deſſelben Tages im Theater in der Loge des Grafen Thurn erſchien, wurde er von dem verſammelten Publikum mit einem dreimaligen anhaltenden Applaus begrüßt, und während der Vorſtellung ſeines Figaro wiederholte ſich dieſe Ehrenbezeigung im Laufe des Abends faſt nach jeder Nummer.

Für Mozart mußte dieſer Erfolg um ſo erfreulicher ſein, als der Figaro in Wien wenig oder gar nicht gefallen hatte, indem durch die unwürdigen Machinationen Salieri's die Oper ſchlecht beſetzt und noch ſchlechter ausgeführt wurde, ſo daß Mozart einen Schwur that, nie wieder eine Oper für Wien zu ſchreiben.

Ein lautes „Vivat!“ begleitete den Wagen Mozarts, als er nach Hause fuhr; dort traf er seine Freunde: Duſcheck, den Kapellmeiſter Strobach, und den Impreſſario der Oper, Guardaſoni, welche ein ſplendides Nachtmahl beſtellt hatten; ſpäter kamen noch Baſſi, Bondini mit ſeiner Frau, ſo wie die ſchöne feurige Saporitti hinzu. Manch ſchönes Wort über Kunſt, anmuthiger Scherz würzten das Mahl und ſteigerten die Freude der Geſellſchaft; welche, als am Schluß der Tafel der Champagner ſprang, wohl an die Grenze kecker Ausgelaſſenheit ſtreifte, ohne ſie jedoch zu überſpringen.

In dieſer Stimmung war denn Mozart gegen den ungeſtümen Frager Baſſi nicht ſo verſchloſſen, als am Morgen, und ließ ſich ſogar bewegen, ihm den Entwurf ſeiner Parthie zu zeigen, wovon die drei Arien ſchon vollendet vorlagen. „Ganz gut, Mäſtro Amadeo!“ ſagte Baſſi — „aber dieſe Arien ſind doch wohl ein wenig zu unbedeutend für mich —“

„Wie?“ fragte Mozart, und blickte ihn mit lachenden Augen an. —

„Ich meine," verſetzte Baſſi, „es ſind ſogar keine Schwierigkeiten drin, es iſt Alles zu leicht."

„Meinſt du? —"

„Ja, und ſo kurz und gut! — nicht wahr, Mäſtro? Sie ſchreiben mir noch eine recht große, ſchwierige Arie, oder geben mir eine, welche Sie ſchon fertig haben, nicht wahr? das thun Sie!"

„Nein!" verſetzte Mozart mit einem eignen Lächeln, „nein, mein guter Baſſi! das thu' ich nicht. — Baſſi's Geſicht verlängerte ſich merklich, Mozart aber fuhr gutmüthig fort: „Sieh', Schatz! daß die Arien nicht lang ſind, iſt die Wahrheit, ſie ſind aber grade ſo lang, wie ſie ſein müſſen, und keine zu viel noch zu wenig. — Was aber die große — allzu große Leichtigkeit betrifft, worüber du klagſt, ſo hat es damit nichts zu bedeuten! ich bin gewiß, daß du vollauf zu thun haſt, wenn du ſie ſo ſingen willſt, wie ſie geſungen werden müſſen.

„So?" — dehnte Baſſi.

„Zum Exempel — ſinge einmal dieſe Arie: **Fin chan dal vino!**" —

Er trat an's Clavier, etwas ärgerlich folgte ihm

Baſſi; kaum auf die Noten blickend, begann er eilig und mit nicht eben allzu zartem Vortrage.

„Sachte, ſachte!“ rief Mozart lachend, ſchon nach den erſten Tacten das Spiel unterbrechend; „nicht ſo con furio über Stock und Stein! kannſt du's etwa nicht erwarten, mit meiner Muſik zu Ende zu kommen? — Wenn ich **Presto** geſchrieben habe, mußt du da **Prestissimo** ſingen, und dich den Henker um **Forte** und **Piano** kümmern? He! wer ſingt denn da? ein ſchon vollgeſoffner Hausmeiſter oder ein lüſterner ſpaniſcher Cavalier, der mehr an ein feines Liebchen, als an den Wein denkt, der ihn nur dazu verhelfen ſoll, ſeins Liebchen zu gewinnen? der, um den Genuß zu verdoppeln, mit üppiger Phantaſie ihn vorher ſich ausmalt? — Ich bitt' dich: trink' ein Glas Champagner! denk' an dein Liebchen, und nun merk' auf: wie's dir in den Ohren zu ſummen anfängt, im leichteſten, luftigſten Tempo, piano-piano! — crescendo-forte-piano! bis endlich Alles im tollſten lauteſten Jubel zuſammenklingt — ſo meint' ich's.“

Und Baſſi, hingeriſſen von der Darſtellung des großen Meiſters, ſprang auf, ſtürzte ein Glas Cham-

pagner hinunter, ſtahl der herrlichen Saporitti einen Kuß und begann die Arie auf's Neue, und zwar jetzt mit einer ſolchen Vollendung, daß die ganze Geſellſchaft dadurch electriſirt wurde und jubelnd die Wiederholung des Tonſtücks verlangte.

„Nun!" rief Mozart lächelnd, nachdem Baſſi dreimal die Arie probirt hatte, — „nun? ſagt' ich's nicht, ließ ſich's nicht ganz artig anhören?" Eh' er es verhindern konnte, hatte Baſſi ſeine Hand ergriffen, ſie geküßt und ſprach nun beſcheiden: „Ich werde mein Möglichſtes thun, daß Sie mit mir zufrieden ſind."

Herr von Nepomuk.

Auf Duſchecks dringendes Bitten hatte Mozart ſeine Wohnung in der Stadt verlaſſen, und war hinausgezogen nach Koſohirz auf den Weinberg ſeines Freundes. Es war an einem ſchönen Septembermorgen, als er dort anlangte. Duſcheck hatte in

aller Stille ein kleines Fest arrangirt, und Mozart war nicht wenig überrascht und erfreut, als er sich in seiner neuen Wohnung von seinen liebsten Freunden und Bekannten begrüßt sah. Mozart's Freude noch zu vermehren, überreichte ihm Duscheck eine von Mehreren der angesehensten Einwohner Prags unterzeichnete Aufforderung: „doch recht bald ein Concert zu geben!" Das Theater wurde ihm zu diesem Zweck zur freien Disposition gestellt, und Graf Johann v. Thurn hatte sich erboten, die Kosten zu bestreiten. Freudig sagte Mozart zu und bemerkte treuherzig: „das thäten die Wiener mir nicht." „Es scheint überhaupt, mein Freund," sprach Duscheck — „es scheint überhaupt, als ob deine guten Wiener, wie du sie immer nennst, nicht recht wissen, was sie an dir haben, noch weniger aber, was sie mit dir sollen! Gott vergeb's dem Kaiser, daß er dich ohne Anstellung läßt, während er den Schleicher Salier zum Kapellmeister macht, trotz dem, daß er weiß, wer du bist und wer der Salieri ist — und die Wiener sehen's ruhig mit — o pfui! —"

„Nu, nu!" begütigte Mozart den Eifernden — „mach' es nur nicht gleich so gar schlimm; der

Joſeph hat wohl an Wichtigeres zu denken, als an mich, und dann, weißt du, hat er ſo ſeine Rathgeber, auf die er ſich verläßt, weil ſie das Ding verſtehen, wie ihm am beſten beizukommen. Was die Wiener betrifft, ſo bleib' ich dabei: daß ſie brav ſind! und als ich von Salzburg kam, wo mein Herr Fürſt-Biſchoff mich wie einen Hund und ſchlechten Kerl tractirt hatte, und die Wiener mich ſo herzlich aufnahmen, da glaubte ich, ich wäre aus der Hölle in den Himmel gerathen! — Sieh, das vergeſſe ich den Wienern nun und nimmer! Freilich ſind ſie oft ein bischen dalket, und wollen's immerfort hören, daß ſie großmüthig ſind und kunſtſinnig, und wer ihnen das recht unverſchämt in's Geſicht ſagt, der gefällt ihnen, und ſie hätſcheln ihn und geben ihm, was er will. — Nun du! das kann ich nicht, und ich will lieber eine Ohrfeige hinnehmen, als daß ich mich ſo in's Geſicht loben laſſe. So einen Schmeichler hab' ich all' mein Lebtag für einen Lumpen und ſchlechten Kerl gehalten, — ſoll ich da nun ſelber ein ſchlechter Kerl werden? Der Salieri macht ſich nichts draus, oder hält es nicht für ſo ſchlimm, denn er iſt ein Italiener, und die belob-

pſalmen einander aus dem FF. — Bah! mögen ihn denn die Wiener für jetzt mir vorziehn und ihn mit Confect füttern — gib mir ein Glas Burgunder! —"

Ehe noch Duſcheck ſich wenden konnte, dem Freunde das verlangte Glas zu holen, präſentirte ſchon ein großer corpulenter Mann, rothen gleißenden Angeſichts, mit freundlichem Schmunzeln und ehrerbietiger Reverenz, dem Meiſter einen tüchtigen Pokal voll des dunkelglühenden Trankes.

Mozart nahm das Glas, that einen wackern Zug, und rezitirte dann — den koloſſalen Ganymed ſtarr anblickend, mit drolligem Ernſt:

„Johann von Nepomucken
„Mußt ſpringen von der Prager Brucken,
„Weils dem Wenzel nit wollt glucken,
„Der Königin Beicht ihm zu entrucken.

„Der Herr Kapellmeiſter erinnern ſich meiner noch?" fragte mit freudeglänzenden Blicken der ſo ſeltſam Angeredete, und lachend verſetzte Mozart: „Sollt' ich meinen wackern Poſauniſten Nepomuk Stradetzky vergeſſen haben?" Herr von Nepomuk! corrigirte auffahrend im groben Tone der

saunist; fügte aber sogleich mit sanftester Stimme und demüthiger Geberde hinzu: „Bitte, bitte, Herr von Mozart: von!“ Freundlich nickend reichte Mozart ihm die Hand.

Als die Gesellschaft den Abend im Weinberge saß, ließ sich plötzlich ein Chor Prager Musikanten hören, sie spielten Stücke aus Figaro's Hochzeit! Wohlgefällig lauschte Mozart der wackeren exacten Ausführung, und dankte freundlich, als sie geendet hatten.

„Aber wollt ihr mir eine recht herzinnige Freude machen“ — schloß er — „so bitt' ich euch, ihr Herren, daß ihr mir das hübsche, alte Lied von den Prager Musikanten singt und aufspielt! Ihr wißt schon welches!“ —

Und, hochgeehrt und erfreut durch diese Aufforderung, begannen die ehrlichen Prager das

Lied von den Prager Musikanten.

Die Prager Musikanten,
Die sind in allen Landen
Bekannt und gern gesehn. —

Und ſchau'n ſie auch nit zierlich
Und reden's nit manierlich:
Auf's Fiedeln,
Auf's Blaſen
Sich Alle wohl verſtehn.

Wie Burſch und Madel ſpringen,
Wenn Horn und Fiedel klingen,
Im raſchen luſt'gen Tanz. —
Die alten Zecher ſehen
Die Becher vor ſich ſtehen —
Beim Fiedeln,
Beim Blaſen,
Im doppelt ſchönem Glanz.

Und iſt genug geſungen,
Und iſt genug geſprungen
Von Allen allzumal. —
So tönt, Ihn fromm zu loben,
Dem Freudengeber droben
Wohl leiſe
Und innig:
Ein herziger Choral.

Dann ziehn wir wieder weiter!
Stets wacker und ſtets heiter!
Mit uns St. Nepomuk. —

Bis wir mit vollen Taſchen,
Bis wir mit leeren Flaſchen,
Mit Singen,
Mit Blaſen,
Stehn auf der Prager Bruck.

Die Muſikanten entfernten ſich blaſend, immer leiſer und lieblicher verklangen die Töne, der Mond kam über den Bergen herauf, die Moldau murmelte geheimnißvoll — tiefbewegt erhob ſich Mozart, wünſchte ſeinen Freunden im herzlichſten Tone gute Nacht! und begab ſich auf ſein Zimmer, wo er bis gegen Morgen am Flügel phantaſirte.

Die Beſetzung.

Mozart hatte ſein Conzert gegeben und nicht nur reichen Beifall, ſondern auch einen gar nicht zu verachtenden Gewinn davon getragen, als Duſcheck ihm zu Letzterem Glück wünſchte und hinzufügte: „Ich weiß freilich, daß du mehr um des Ruhmes

als um des Geldes willen schreibst, besonders für Wien —"; brummte Mozart: „Wofür sollt' ich schreiben? für den Ruhm? für's Geld? — wahrhaftig nicht! denn in der Regel bekomm' ich nix! Für die Kunst schreib' ich! nun weißt du's."

Unterdessen hatte Mozart fleißig an seinem Don Juan gearbeitet, und am vierten October des Jahres 1787 zeigte er dem Impressario an: daß die Oper bis auf einige Lücken in der Instrumentation, so wie bis auf die Ouvertüre vollendet sei.

Guardasoni nahm die Nachricht mit großer Freude auf und zahlte dem Maestro sogleich die bedungenen hundert Ducaten — als aber nun Mozart von der Austheilung anfing, gestand der arme Impressario mit einer Jammermiene: daß er vor diesem Geschäfte sich schon seit vier Wochen im Voraus gefürchtet habe, indem es gar wohl bemerkbar: wie unter den Sängern und Sängerinnen eine große Gährung herrsche, sintemalen jede Sie und jeder Er auf einen Hauptpart Anspruch machten. „Meine Leutchen sind Gottlob! nicht die Schlimmsten" — schloß er — „und der Basso ist sogar die Gutmüthigkeit selbst! aber in gewissen Punkten kön-

nen ſie einem armen Impreſſario noch immer genug zu ſchaffen machen, und beſonders die ſchöne Saporitti und die kleine Bondini ſind gradezu vom Teufel beſeſſen, wenn ſie ihre Launen haben.“

— „Laſſen Sie ſich Ihre Furcht nur nicht merken!“ verſetzte Mozart — „ſie ſind mir gut, das weiß ich, und da will ich ſchon ſehen, daß ich ſie alle unterm Hut kriege.“ —

„Im Vertrauen!“ bemerkte Guardaſoni mit ſchlauem Lächeln — „von der Saporitti erwarte ich noch die meiſte Nachgiebigkeit; denn ſo ſtolz ſie thut, ſie iſt Ihnen nicht nur ſehr gut, ſondern wohl noch etwas mehr, als gut.—“

„Ei das wäre!“ rief Mozart und rieb ſich vergnügt die Hände, denn wie ſehr er ſeine Frau verehrte und liebte, ſo war er ihr doch zu Zeiten nicht ſo ganz treu.

Guardaſoni aber ſprach arglos weiter: „Wie ich Ihnen ſage, denn letzthin ſagte ſie mir ſelber: „„in den Signor Amadeo könnt' ich mich verlieben, denn er iſt ein großer Mann, und da laß ich mich nicht durch ſeine unanſehnliche Geſtalt irre machen.““

Weg war Mozart's Freude! Er ärgerte ſich

gewaltig, daß die ſchöne Saporitti ſeiner kleinen unanſehnlichen Geſtalt Erwähnung gethan, und zwar gegen einen ſolchen langen Mann, wie Guardaſoni einer war.

„Schickt ſie mir nur alle mit einander, Signor Guardaſoni!“ rief er, feuerroth vor Zorn, „ich will ihnen den Text leſen, daß ſie ſchon ſingen ſollen.“

Guardaſoni empfahl ſich, und am andern Tage verſammelte er alle ſeine Sänger und Sängerinnen in dem Converſationszimmer des Theaters.

Mozart trat unter ſie, im reichen Zobelpelz, einen goldenen Treſſenhut martialiſch auf den Kopf, den Kapellmeiſterſtab in der Hand.

So gerüſtet beſtieg er eine kleine Erhöhung und begann, anfangs ernſt und förmlich, nach und nach aber gutmüthig, launig, wie er denn nie ſeinen harmloſen Charakter verläugnen konnte.

Mozart's Rede.

Meine verehrten Damen und Herrn!

Es ist Ihnen bekannt, daß ich im vorigen Jahre von Ihrem Impressario, Herrn Guardasoni, den schmeichelhaften Auftrag erhielt: für seine Gesellschaft eine Opera zu componiren. Ich ergriff das Anerbieten um so freudiger, als ich das Vergnügen habe: Sie alle zu kennen und daher fest überzeugt sein durfte, für wahre Künstler zu arbeiten.

Mein Werk ist vollendet „il dissoluto punito ossia il Don Giovanni.“ Ich darf mir das Zeugniß geben: daß ich redlich strebte, die Eigenthümlichkeit jedes der anwesenden verehrten Mitglieder der Guardasonischen Truppe sorgfältig zu studiren und hierauf vorzüglich bei jedem einzelnen Part meiner Oper Rücksicht zu nehmen.

So ist es mir gelungen, ein Werk zu schaffen, das nicht nur an sich selbst ein harmonisches Ganzes

bildet, sondern auch in jedem Part den Künstlern, für welche sie gesetzt wurden, den schönsten Erfolg sichert. Ich glaube, daß meine Oper auch in späterer Zeit noch gefallen wird, daß man sie vielleicht für meine beste Arbeit erklärt, wie ich selbst sie dafür erkläre! aber ich weiß gewiß: daß eine so vollendete Ausführung, wie ich sie durch Sie hoffe, nicht wieder denkbar ist.

Wo fände sich wieder ein Don Giovanni, wie mein junger Freund Luigi Bassi? seine herrliche Gestalt, sein wundervolles Organ, sein Anstand, seine Laune, so wie sein ungeheucheltes Feuer, wo es gilt: der Schönheit seine Huldigung darzubringen, qualificiren ihn durchaus zum Helden meiner Oper. Von der Ruchlosigkeit wird er wohl eben so viel besitzen, als vonnöthen, um für einen Weiberverführer zu gelten und in der Selbstvertheidigung einen alten tollkühnen Papa niederstoßen — das ist genug! denn mein Held ist kein roher Schlächter noch ein gemeiner tückischer Bösewicht, sondern ein leidenschaftlicher feuriger Jüngling.

Könnt' ich ihm eine vollkommnere Donna Anna gegenüberstellen, als die schöne stolze und höchst

tugendreiche Saporitti? Sie wird alle die widerstreitenden Gefühle des Haſſes, der Liebe, der Rache, des Mitleids, in Spiel und Geſang ſo wiedergeben, wie ich ſie mir dachte, als ich ſie ſchilderte.

Und wer könnte wohl die treue, gekränkte, zürnende und immer wieder verzeihende, liebende Elvira ergreifender darſtellen, als die reizende, ſchwermuthige, ſanfte Catarina Micelli? ſie iſt des D. Giovanni warnender Engel, der ihn erſt im letzten Augenblick verläßt — ach! ſo ein Engel würde ſelbſt mich bekehren, ein ſo großer Sünder ich bin, trotz meiner unanſehnlichen Geſtalt! — Und nun die kleine lüſterne, ſchalkhafte, unerfahrene und lernbegierige Zerlina!

— O, la ci darem la mano, Signorella Bondini! — Herzensweibchen! gebens mir 'n Buſſerel, denn Sie ſind gar zu apetitlich, und wenn meine Stanzerl mir ihr „vedrai carino" ſo ſänge, wie Sie, es wär' halt am End' mit mir! —

Daß der liebe Felice Ponziani mit ſeinem Leporello zufrieden iſt, ſo wie der fürtreffliche Primo Tenore Antonio Baglioni, mit ſeinem Don Ottavio,

freut mich von Herzen. — Signor Guiſeppo Lolli hat, aus Freundſchaft für mich, zu dem ohnehin ſchon angreifenden Part des Comthurs auch noch den Maſſetto übernommen, weil er will, daß alle Rollen gut gegeben werden ſollen! — Ich hab' ihm ſchon privatim für ſeine Lieb' und Aufmerkſamkeit gedankt und thu's hiemit nochmals. —

Und ſomit will ich meine ſchöne Red' beſchließen! —
Mit Freuden werd' ich den Abend begrüßen,
Wo meine liebe Opera —
Durch Sie erſcheint in Gloria!
Wenn Componiſt und Sänger einig ſind —
Sich das And're ſchon von ſelber find't —!
Sie ſollen's auch von mir verſpüren,
Daß ich mit Luſt werd' dirigiren! —
Ich will auf alles fleißig merken,
Und Sie im Tact und im Glauben ſtärken.
Ein Jeder thu' nur, was er muß,
Dann nimmt die Sach' einen guten Schluß.
So ſpricht nach ſeiner graden Art
Der Wolfgang Amadeo Mozart.

Hiemit ſchloß der Meiſter ſeine Rede, ſeine Zuhörer klatſchten Beifall und Alle gingen fröhlich und gutwillig auseinander.

Die Probe.

Am achtundzwanzigſten October war der Don Juan durchaus bis auf die Ouverture vollendet und die Proben begannen jetzt. —

Am frühen Morgen der Hauptprobe erging ſich Mozart, bevor er ſeinen Weg nach dem Schauſpielhauſe richtete, zu ſeiner Erholung in dem Volksgarten; vor ihm her ſchritt die wohlbekannte Geſtalt des Poſaunisten Nepomuck Stradetzky, wie es ſchien, in tiefen Meditationen verſunken. Mozart verdoppelte ſeine Schritte, holte ihn ein und klopfte ihm leiſe auf den Rücken.

Nepomuck Stradetzky wandte ſich raſch und fragte grob: — „Na, was ſoll's!“ bückte ſich aber — Mozart erkennend — faſt bis zur Erde und ſprach: — „Ach! bitte tauſendmal um Verzeihung, werther Herr v. Mozart! ich war in ſo tiefen Gedanken verſunken und dachte, es wär' irgend ein Hansnarr, der ſich einen Spaß mit mir machen wollte — verzeihen Sie —.“

„Was iſt da zu verzeihen!“ erwiederte Mozart. „Kein Menſch hat es gern, wenn man ihn im Nachdenken ſtört — ich auch nicht! — Aber woran dachten Sie, Herr von Stradetzky? —“

Und mit verklärtem Geſichte verſetzte Nepomuck: „Ja! woran denn anders, als an Ihre Oper, mein vortrefflichſter Herr von Mozart? Iſt denn nicht ganz Prag voll von Erwartung der Wunder, die da kommen ſollen? — Bei meinem heiligen Schutzpatron! wo ich mich blicken laſſe, werd' ich gefragt: „Nu, Herr von Nepomuck! wann wird denn die erſte Aufführung ſein? Sie blaſen ja die Tenorpoſaune, Herr von Nepomuck?“

„Nein,“ ſag ich — „die Baß-Poſaune!“ —

„Soſo!“ — ſagen ſie — „alſo die Baß-Poſaune, Herr von Nepomuck?“

„Haben Sie Ihre Stimme ſchon durchprobirt, Herr von Nepomuck? —“

„Freilich, Herr von Mozart! und ich freu' mich gewaltig auf die langen vollen Töne! aber in den beiden Chorälen ſind halt ein paar verflucht ſchwere Noten.“

„Bah! Sie werden ſie ſchon herausbringen, Herr von Nepomuck.“

„Hoff' es, Herr von Mozart, und will mein Möglichſtes thun.“

Alſo koſend ſpazierten Beide noch einige Zeit in den Baumgängen und begaben ſich ſodann in's Theatergebäude.

Die Probe begann. Mozart war überall! bald im Orcheſter, bald auf der Bühne, wechſelweiſ' dirigirend und die ſceniſche Anordnung leitend oder verbeſſernd. In der Ballſcene des erſten Acts, wo Baſſi ihm nicht zu Dank tanzte, trat er ſelber in die Reihen und tanzte die Menuett mit Zerlina Bondini mit ſo vielem Anſtande und ſo vieler Grazie, daß er ſeinem Meiſter Noverre alle Ehre machte. Eben ſo wußte er der Zerlina ihr Hülfegeſchrei — welches ſie nach mehrmaligem Da Capo rufen ihm noch immer nicht zu Dank machte, durch einen kecken Angriff zu entlocken, indem er ſich leiſe hinter ſie ſchleichend, in dem Augenblick, wo ſie den Schrei zum vierten Male wiederholen mußte, ſie plötzlich ſo derb packte, daß ſie nun wirklich entſetzt aufkreiſchte, worauf er lachend rief: „Bravo! ſo

wollt' ich's! ſo müſſen Sie bei der Vorſtellung kreiſchen."

Die kleine gutmüthige Bondini verzieh ihm den ihr bereiteten Schrecken, doch minder gut ward ihm eine Zurechtweiſung im zweiten Akt aufgenommen. Hier nämlich hatte er in der Kirchhofs-Scene, um die ſchauerliche Wirkung der beiden Adagios, welche der ſteinerne Mann zu ſingen hat, zu verſtärken, die drei Poſauniſten hinter das Grabmal poſtirt. — Bei dem zweiten Adagio bliesen die Poſauniſten falſch — Mozart rief: „Da Capo!" — es geſchah, und jetzt fehlte blos der [illegible], Mozart trat an's Pult und erklärte geduldig dem edlen Nepomuck: wie er die Stelle geblaſen haben wolle; aber bei der dritten Wiederholung machte Nepomuck denſelben Fehler.

„Ei, zum Teufel, Stradetzky!" rief Mozart ärgerlich und ſtampfte mit dem Fuße — „ſo blaſen Sie doch richtig."

Aber Nepomuck höchlich gereizt, brummte grimmig: „Herr von Stradetzky heiß' ich und blaſe was für die Poſaune ausführbar iſt! was Sie da geſchrie-

ben, kann kein Teufel ausführen, und Sie werden mich's auch nit lehren.

„Nun freilich nicht!" ſprach Mozart gutmüthig — „und wenn es für's Inſtrument nicht paßt, was ich geſchrieben habe, ſo muß ich's allerdings anders machen!" Er veränderte ſogleich die Stelle und fügte ſodann zu der urſprünglichen Inſtrumentation noch die beiden Fagotts ſo wie zwei Contrabäſſe hinzu. Den Furien-Chor zuletzt ließ er unter der Scene ſingen und duldete es nicht, daß dem Zuſchauer ſichtbare Larven den Don Juan in den Abgrund zerrten: „Der iſt Manns genug, um den Teufel nicht vergebens rufen zu laſſen," bemerkte er lachend.

Mit der herrlichen Schlußfuge endete die Probe. Mozart war mit den Sängern ſo wie mit dem Orcheſter über die Maßen zufrieden, und die Künſtler verſprachen ſich den glücklichſten Erfolg.

Als Mozart von der Probe ging, ſchlich Nepomuck Stradetzky hinter ihm her, erwiſchte ihn im Gange beim Rockzipfel und bat treuherzig: „Seins nur nit bös, Herr von Mozart, daß i halt einmal wieder a biſſel grob geweſen bin! aber das iſt ein-

mal so meine Art, und Sie wissen schon, wie ich's meine.“

Und Mozart erwiederte eben so treuherzig: „Schauens, Herr von Nepomuck, ich muß Ihnen ja dankbar sein, daß Sie mich auf den garstigen Schnitzer in den Posaunensatz aufmerksam machten. Aber wahr bleibt's halt auch: daß man so was mit guter Manier sagen kann. — Nu, in Zukunft werden's schon höflicher sein.“

Nepomuck betheuerte dies, und Beide schieden in Frieden und Freundschaft.

Die Ouvertüre.

Die schöne Saporitti hatte sich nach Möglichkeit bestrebt, dem kleinen Maestro Amadeo die ihm — unschuldigerweise — zugefügte Beleidigung vergessen zu machen. Freund Mozart hatte denn auch gar bald vergessen und verziehen und war ihr unermüdlich beim Einstudieren ihrer Parthie behülflich,

wobei er es zwar nicht an dem nöthigen Tadel, aber auch nicht am aufmunternden Lobe fehlen ließ.

Als Signora eines Morgens ganz beſonders das Ständchen des Don Juan als höchſt gelungen bezeichnete und beſonders das ſüdlich-duftige Colorit hervorhob, meinend: ſolch überredend ſüße Liebestöne ſeien wohl im rauheren Norden nicht heimiſch; entgegnete Mozart lächelnd: „Wir Deutſchen ſagen's freilich ein biſſel ehrlicher heraus — indeß es klingt doch manchmal auch nit übel.“ Und am Abend deſſelbigen Tages erklang gar lieblich, aber ganz im Geſchmack der dudelnden Prager Muſikanten-Weiſe, vor Signora Saporittis Fenſter, folgendes Ständchen:

Mit den Prager Muſikanten
Wandert ich durch's ſchöne Land —
Und in Städten und in Städchen
Viele ſchöne Frau'n und Mädchen
In dem ſchönen Land' ich fand.

Doch die Schönſte aller Schönen
Hab' ich endlich hier gefunden.
Unſ're Augen, unſ're Lippen,
O, wie ſind ſie feſt verbunden.

Süßes Spiel mit Wort und Blicken,
Das kein Lauſcher weiß zu deuten!
Welche Wonne, welch' Entzücken
Wird die Schönſte mir bereiten? —

Mit den Prager Muſikanten
Zieh' ich Abends durch die Gaſſe,
Vor dem Hauſe meiner Schönen,
Und ſie lauſcht den ſüßen Tönen,
Die ich ſchmeichelnd werben laſſe.

Endlich klingt das helle Fenſter
Und ich ſchwinge mich hinein!
Weiche Arme mich umſchlingen,
Und die Töne draußen ſingen
Uns im ſüßen Taumel ein!
„Vor dem Hauſe meiner Schönen."

Indeß war der Tag vor der beſtimmten erſten Aufführung des Don Juan, der dritte November, herangekommen und Mozart hatte die Ouvertüre noch immer nicht niedergeſchrieben! Guardaſoni drängte — Mozart's Freunde wurden ängſtlich — Mozart ſpottete darüber und ſprach: „Dieſen Nachmittag werd' ich ſie ſchreiben." Aber Mozart ſchrieb ſie nicht, ſondern fuhr mit ſeiner Frau ſpazieren. — Jetzt gerieth Guardaſoni wirklich in

Verzweiflung. „Ihr werdet seh'n, es geht nicht!“ rief er einmal über's andre und sandte Boten nach allen vier Himmelsgegenden aus — umsonst! Mozart war nirgends zu finden, und Strobach sprach schon davon, daß er für den äußersten Nothfall die Ouvertüre zum Idomeneo wolle auflegen lassen.

Da hielt endlich erst um Mitternacht Mozart's Wagen vor seiner Wohnung — und seine Freunde, Guardasoni an der Spitze, umringten ihn jammernd, scheltend — aber Mozart sprang aus dem Wagen ins Haus und schrie: — „Nun gehn's und laßt mich los! denn nun mach' ich Ernst!“ Er schloß die Thür hinter sich ab, warf sich an den Schreibtisch und begann zu schreiben, aber schon nach wenigen Minuten sprang er wieder auf und sagte lachend zu seiner Frau: „Es will halt doch nicht so recht fort! Ich leg' mich a bissel auf's Ohr! weck' mich nach einer Stunde und mache mir Punsch!“ somit legte er sich unausgekleidet auf's Lager. — Constanze bereitete den Punsch und trat nach einer Stunde wieder an das Bette, ihren Mann zu wecken; aber Mozart schlief so sanft, daß sie's nicht über's Herz bringen konnte. Sie ließ ihn noch eine Stunde

liegen; jetzt aber mußte er geweckt werden! sie that's.

Mozart rieb sich die Augen, dehnte sich, schüttelte sich und begann dann ohne Weiteres wieder seine Arbeit.

Constanze setzte sich zu ihm, kredenzte ihm den Punsch und fing an, um ihn munter zu erhalten, allerlei lustige und schauerliche Mährchen zu erzählen vom Prinz-Fisch — dem Blaubart, der Prinzessin mit dem Schweinerüssel und von Aschenputterl, daß dem schreibenden Mozart vor Lachen die Thränen über die Wangen rollten. Um zwei Uhr des Morgens hatte er das Wunderwerk begonnen, um sechs Uhr lag es vollendet auf dem Pulte.

Mozart taumelte von seinem Sessel auf, er vermochte kaum sich aufrecht zu erhalten, — „dasmal ging es!" brummte er — „ich werd' es aber doch nicht wieder versuchen!" Er mußte sich sogleich wieder schlafen legen.

Um sieben Uhr kamen die bestellten Copisten und holten die Partitur, um in möglichster Eile die Stimmen auszuschreiben, womit sie aber erst Abends um halb acht Uhr zu Stande kamen, so daß die Vorstellung statt um sieben, erst um acht Uhr beginnen

konnte. — Noch naß und voll Streusand, wurden jetzt die ausgeschriebenen Stimmen in's Orchester getragen und aufgelegt.

Schluß.

Die Kunde von der seltsamen Entstehung der Ouvertüre hatte sich schnell im Publikum verbreitet! Als Mozart in's Orchester trat, ward er von einem donnernden: Bravo! des überfüllten Hauses empfangen; er neigte sich tief, wandte sich dann an die Orchestermitglieder und sprach: — „Meine Herrn! wir haben keine Probe von der Ouvertüre halten können; aber ich weiß, was ich mit Ihnen wagen kann. Also in Gottesnamen, angefangen und immer frisch zu! —" Er ergriff den Tactstock, gab das Zeichen — und, wie Donner- und Posaunenruf des jüngsten Gerichts, ertönten die ersten Accorde des schauerlichen Andante — dies, so wie das nachfolgende Allegro, wurde von dem wackern Orchester mit Begeisterung ausgeführt. Als die Ouvertüre schloß, wollte der Beifallsturm nicht enden.

Es ſind zwar ein paar Noten unter die Pulte gefallen," bemerkte Mozart während der Introduction lächelnd gegen den gegen überſtehenden Strobach, „aber im Ganzen ging es trefflich zuſammen! — Ich bin den Leuten wahrhaft verpflichtet."

Wie im Verfolge der Oper der Beifall von Nummer zu Nummer ſich ſteigerte — wie von der erſten Aufführung an bis auf den heutigen Tag faſt jedesmal das „Fin chan dal vino!" in Prag Da Capo verlangt wurde und noch wird — das wiſſen nicht nur die braven Prager — die ganze gebildete Welt weiß es und freut ſich der Anerkennung, welche dem hohen Meiſter ward.

Und ſomit beſchließe ich dieſe bunte Scenenreihe, welche ich durchaus für keine Kunſtnovelle geben will. — Eine freundliche Erinnerung ſollte ſie ſein an die Zeit, wo ein Kunſtwerk entſtand, das in dieſem Jahre (1837) am vierten November ſein fünfzigjähriges Jubiläum feiert, aber ſicher durch alle Zeiten die Bewunderung aller edlen und gefühlvollen Menſchen ſich bewahren wird.

Vincenzo Bellini.

Das Jagdschloß Moritzburg in Sachsen ist der Ort, wo die Sage vom Freischützen herstammt; jene Sage nämlich, wonach Friedrich Kind seinen Operntext für Carl Maria von Weber dichtete; denn die Ursage von den Freischützen überhaupt ist bekanntlich eben sowohl in Dänemark, Schweden, Norwegen, Schottland u. s. w. zu Hause, als in Böhmen, Sachsen und in einigen süddeutschen Hochländern.

Schloß Moritzburg liegt nur wenige Stunden von Dresden; mit dem Beginn des Herbstes pflegte ich daher immer — wenn nicht ganz besondere Hindernisse eintraten — auf einige Wochen hinauszuziehen zu dem wackern Förster, wo ich ein gar lieber Gast bin; denn ich weiß das edle Waidwerk zu schätzen, zeichne hübsche Jagdstücke und habe schon mehr denn ein fröhliches Jägerlied gedichtet, wie sie in Sachsen und Böhmen von dem lustigen Jägervolke gesungen werden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich fleißig mit auf den Anſtand gehe, Sonntags in der nahen Schenke zu Eiſenberg — wo der Caspar ſein infernaliſches Trinklied intonirte — einen guten Trunk nicht verſchmähe und wohl gar mit einem kecken Jägermädchen ein Tänzchen wage, wenn die böhmiſchen Muſikanten aufſpielen.

So war ich denn auch an einem herrlichen September-Sonntag-Nachmittag des Jahres 1835 eben recht in meinem Elemente, zeichnete Gruppen trinkender und ſpielender Alten, trank ſelber und wollte eben mit meiner Tänzerin zum böhmiſchen Walzer antreten, als der Dresdener Bote erſchien, mehrere Briefe unter die anweſenden Gäſte austheilend. — Als er mich erblickte, kam er auf mich zu, und mit den Worten: „Ach ſcheene, liebes Herrchen! daß ich Sie treffe, da iſt ein Empfohlenes an Sie!“ — reichte er mir ein zierliches Briefchen; ich erbrach es, es enthielt nur die kurze Anzeige:

„Morgen iſt die Somnambule, Francilla ſingt die Amina und grüßt beſtens! kommen Sie!

Ihr Freund J. P. Pixis.“

„Mein Pferd!“ ſchrie ich dem Aufwärter zu,

er ſprang hinaus, ich faßte meine Tänzerin, wirbelte etliche Male mit ihr durch den Saal, daß ihr der Athem verging, folgte dann dem Kellner, warf mich auf mein Roß und jagte nach Dresden.

Ich hatte mir aber trotz meiner Eile feſt vorgenommen, die liebliche Francilla nicht eher wiederzuſehen, als bis nach der Aufführung der Somnambule, und ich hielt Wort, ſo ſauer mir's ankam; denn mit Francilla zu ſchwatzen, mir von ihr erzählen zu laſſen, manchmal auch ein wenig mit ihr zu ſtreiten — ging mir über Alles. Als ich den Morgen nach der Vorſtellung in ihr Zimmer in der Stadt Gotha auf der Schloßgaſſe trat, kam ſie mir langſam und traurig entgegen, ungewöhnlich blaß — mit trüben Augen, und bot mir ſtumm die Hand, indem ein ſchmerzliches Zucken ihren lieblichen Mund umſpielte. Ich ſtutzte, das Jubelwort, womit ich ſie, die herrliche Amina, begrüßen wollte, erſtarb mir auf den Lippen, ich ſah ſie ängſtlich an.

„Haben Sie mich geſtern geſehn?“ fragte ſie endlich, wehmüthig lächelnd —

„Freilich, Francilla! und der liebe Gott weiß, wie ich aus der Loge nach Hause gekommen bin und was ich diese Nacht Alles phantasirt und geträumt habe! — O mir ist das Herz so voll! im Kopfe geht mir's um und um! — Ich hatte Ihnen so viel zu sagen, aber Sie" —

„Ich bin traurig!" fiel Francilla mir klagend ins Wort, „ach ja! und Sie werden's auch sein, wenn Sie erst wissen —

„„Nun, was Francilla?"" —

„Daß der gute Bellini todt ist!" rief Francilla, indem sie bitterlich zu weinen anfing.

Ich stand erschüttert — „Bellini todt! der herrliche, jugendliche Meister, dessen liebliche Tonschöpfung mich noch vor wenigen Stunden entzückt hatte. Trauer und Bitterkeit stritten in meiner Brust — „warum eben er so früh von uns scheiden? warum eben er, nicht nur groß als Künstler, sondern auch als Mensch geliebt und geachtet von Allen, die ihn kannten! — warum nicht einer von den vielen Schurken und Narren, welche den Namen Künstler, Mensch um allen Credit bringen könnten, wenn man den Menschen, den Künstler nach ihrem

verpfuſchten Bilde beurtheilen wollte? — Warum — meine Bitterkeit ſteigerte ſich bis zur Anklage gegen die gütige Vorſicht, — warum nicht z. B. jener ſchielende heimtückiſche Clavierlehrer Elias Hegrin *), deſſen Erbärmlichkeit als Menſch und Künſtler hier zum Sprüchwort geworden iſt, und der ein würdiges Seitenſtück zu Heine's „ſpitzbübiſchem noch ungehängtem Mäckler" abgäbe?" —

Francilla unterbrach mein grollendes Nachſinnen; ſie verſuchte es, ſich zu faſſen, hauchte auf ihr Taſchentuch, preßte es an die Augen und ging ihr ihr ſchönes Album herbeizuholen, um mir zu zeigen, wie hübſch darin meine Zeichnung ſich ausnehme, die ich ihr geſchenkt und welche ſie als Romeo darſtellt, in dem Augenblick, wo Julia im Sarge erwachend ſeinen Namen ruft, und er, wähnend, es ſei die Stimme eines Engels, den Blick nach oben richtend, liſpelt: „Sie ruft mich — ja ich komme!" —

Wir durchblätterten das Album, welches ſie, auf

*) Ein Charakterbild aus der Novelle „Gluck in Paris," ſiehe neue Zeitſchrift für Muſik, Jahrgang 1836, letztes Quartal, wo übrigens der Name falſch gedruckt iſt.

dem Divan ſitzend auf dem Schooße hielt; ich knieete vor ihr, in ihren leicht erregbaren Geſichtszügen den Eindruck beobachtend, den dieſer oder jener Name auf ſie machte. Es war das lieblichſte Wechſelſpiel, das ſich denken ließ; faſt ſtolz blickte ihr ſonſt ſanftes ſchmachtendes Auge, als ſie die ſchlechtgeſchriebenen, aber erhebenden Zeilen der großen Judith Paſta las; lieblicher lächelte Henriette Sontag ſelbſt nicht wie Francilla, da ſie den Namen der Gräfin Roſſi mir zeigte; bei dem Namen des Onkels Pixis in Prag wurde mir viel von ſeinem häuslichen Stillleben, ſeiner Frau und der Mutter erzählt und tauſend Grüße mir aufgegeben, im Fall ich, „früh oder ſpät, einmal wieder nach Prag käme, und es ſolle nur Keiner die kleine Francilla vergeſſen!“ — plötzlich jedoch ſtockte ſie in ihrer heitern Geſchwätzigkeit, denn die beiden Namen, welche jetzt einander gegenüber ſtanden, lauteten Vincenzo Bellini und Maria Malibran. Maria hatte herzige Worte geſchrieben, Bellini eine Stelle aus den Capuletti's, und zwar den Anfang jener tief ergreifenden Klage, wo Romeo den Tod Julia's erfährt. —

Ohne ein Wort zu ſagen, nahm Francilla mir den ſilbernen Zeichenſtift, welchen ſie mir vor einigen Tagen geſchenkt hatte, aus der Hand, zeichnete ein großes Kreuz unter Bellini's Namen und reichte mir den Stift mit einem Blick, den ich nie vergeſſen werde, wieder. — „Eine Frage!“ bat ich, um die peinliche Pauſe zu unterbrechen, „eine Frage, liebe Francilla! warum benutzen Sie zu dem letzten Akt der Capuletti nicht Bellini's, ſondern Vaccai's Muſik? So ſehr ich Vaccai's Talent anerkenne und ſo gern ich zugeſtehe, daß manches Einzelne in ſeiner Compoſition einfacher und bedeutender hervortritt, als ſelbſt in der unſeres verklärten Freundes, ſo bleibt es doch gewiß, daß Bellini's Muſik dem Uebrigen ſich inniger anſchließt; namentlich hat der Schluß: „grauſamer Vater! ſieh hier dein Werk!“ welcher bei Vaccai ganz wegfällt, etwas ſo tief Ergreifendes und doch zugleich Beruhigendes, daß ich ihn höchſt ungern vermißte, und ich glaube, unſer ganzes Publikum mit mir.“ Francilla ſah mich ernſt an; dann ſprach ſie mit einem ſeltſam feierlichen Tone: „Höre mir zu, ich will dir eine Geſchichte erzählen; da wirſt du finden,

warum unſer armer Freund ſo früh ſterben mußte, und warum Maria und ich ſeinen letzten Act nicht ſingen können.

Und das Auge fortwährend feſt auf das Kreuz unter Bellini's Namen heftend, erzählte mir Francilla:

„Du weißt, mein Freund, daß Vincenzo am Fuße des Aetna geboren ward — ach! es ſah's ihm Keiner an, dem ehrlichen Vincenzo; denn er war blond, blauäugig, weiß und roth, wie Eure hübſchen Dresdnerinnen, und die Wahrheit zu ſagen, oft ein wenig unausſtehlich durch ſein ſüßliches ſtutzermäßiges Weſen, und darum lachte ich auch ſo, als du, mein Freund, vor einiger Zeit mir beſchriebſt, wie du dir ihn dächteſt.

„Glich er aber nun in ſeinem Aeußern ganz und gar einem gewöhnlichen jungen Herrchen, und auch, — wie ſchon geſagt, in ſeinem Benehmen — ich erzähle wohl recht ſchlecht, mein Freund?" — fragte ſie lächelnd, ſich unterbrechend —

„Nicht doch, liebe Francilla!" verſetzte ich, — „ich bitte, erzählen Sie weiter!" — und ſie fuhr fort:

„Nun, ich will ſagen: glich der gute Vincenzo ſo obenhin ziemlich einen Narren, ſo fand ſich es doch bald, daß er ein ächter Sohn Siciliens war, und daß trotz ſeiner Weichheit, trotz ſeiner Sanftmuth, alle Gluth des Südens in ſeiner Bruſt loderte. Ich weiß nicht, wie ich dir die wunderbare Natur Bellini's recht lebhaft mit wenigen Zügen zur Anſchauung bringen ſoll! Er war nicht wie der Vulkan ſeiner Heimath, wo du erſt üppige Fluren, gewaltige Wälder, Schneefelder durchwandelſt, und endlich durch eine grauſige Lavawüſte an den Rand des gähnenden Feuerſchlundes gelangſt; — noch war er wie der Hecla in deinem Vaterlande, wo das ewige Feuer unter ewigem Eiſe flammt; er glich einem engliſchen Garten, im ſentimentalen Geſchmack, mit hübſchen Laubgängen, mit einem ſtillen Waſſer, worin ſich der Mond ſpiegelt — (zu Zeiten ein bischen weinerlich! —) hin und wieder von lieblichen Blumenanlagen durchzogen, nicht ohne winzige Tempelchen, Schneckenberge und dergleichen Unſinn! Ach Gott! ich ſeh' ihn noch leibhaft vor mir! Nicht wahr? einem ſolchen Garten, halb hübſch, halb langweilig — ſieht es kein Menſch an, daß unter ihm

ein feuriger, tiefer Abgrund verborgen ist? — So war's aber doch bei'm Bellini! und das Feuer, das in seiner Brust glühte, war die Liebe zur Kunst und zu Marien."

„Wie, Francilla? —"

„O, ich weiß es gewiß! er hat die Malibran geliebt wie seine Kunst, wenn nicht mehr! und wie konnt' es auch anders sein?! verherrlichte sie nicht vor Allen seine Tondichtungen? war sie es denn nicht, die, begeistert von dem unnennbaren Etwas, das allen seinen Schöpfungen einen so eignen Reiz verleiht, alle andern Sänger begeisterte, daß sie ihr halfen, Bellini's Werke würdig darzustellen? — dagegen dachte Bellini aber auch bei Allem, was er dichtete: „was wird die Malibran dazu sagen?" Sie war seine Muse, sein Ideal, seine Herrscherin im Reiche seiner Kunst! ohne sie konnte er gar nicht leben! — wär' ich die Malibran, ich glaube: ich überlebte ihn nicht lange."

„Liebe Amina! Sie vergessen, daß die Malibran den Herrn Beriot geheirathet hat?"

„Nein, das vergesse ich nicht, denn ich weiß

noch gar wohl, was für ein Geſicht der gute Vincenzo machte, als er die Nachricht bekam, und wie bleich er wurde und wie er zitterte und ſtotterte und die Geſellſchaft ſtill verließ. Er hatte wohl nie daran gedacht, daß er die Malibran heirathen könne, denn er war auf dem Tag nur ein Jahr älter als ſie, und ſie hatte ihn immer behandelt, als wäre ſie zehn Jahre älter wie er! aber ich wette was, er hätte es auch nie für möglich gehalten, daß ſie wieder heirathen könne, nachdem ſie von dem garſtigen Malibran ſich getrennt! und auf den Herrn Beriot, der ſich ſchon einmal um der Sonntag willen todt ſchießen wollte, ſich aber beſann und es bleiben ließ, hätte der Vincenzo vollends nicht gerathen.

„Der Schlag war gefallen, der arme Bellini ſchlich traurig umher, er vermied die Malibran, wo er konnte, und ſah er irgendwo von weitem Herrn Beriot kommen, ſo floh er, mit den zuſammengeballten Händen krampfhaft zuckend; nicht aus Furcht vor Herrn Beriot, ſondern aus Furcht, daß ihn einmal der böſe Feind verleiten könne, ſeinem glücklichen Nebenbuhler nachzuſchleichen und auf gut ſicilianiſch — Chier ſchwang Francilla mit flammendem

Blick den Arm, wie einer, der einen raſchen Dolchſtoß führt) — verſtanden?"

„Vollkommen, mein lieber Romeo! die Pantomime iſt deutlich."

„Ja, und ich kenne einen gewiſſen Jemand, der ſich kein Gewiſſen daraus machen würde, ſeinem beglückten Nebenbuhler ohne Weiteres umzubringen. Gott bewahre mich in alle Ewigkeit vor einem ſolchen mordluſtigen Anbeter! — Doch zu meiner Geſchichte zurück! — Wer weiß, was noch geſchehen wäre trotz der Sanftmuth und Weichherzigkeit des guten Bellini! aber die Malibran verließ Paris, und ging in Begleitung ihres Gatten nach Italien.

„Es iſt gewiß, daß Bellini nie einem Menſchen ein Wort von ſeiner unſeligen Leidenſchaft vertraute, (ſo nenn' ich das Gefühl, das jetzt ihn beherrſchte; denn ſeine Liebe zur Malibran hatte ihn erhoben, begeiſtert, und konnte ihn nie unglücklich werden laſſen), demungeachtet blieb ſie ſeinen Freunden nicht lange ein Geheimniß, und Maria Malibran mußte ſie errathen haben, denn von Stund' an ſang ſie Bellini's Sachen nur ungern! Nur als Romeo trat ſie überall noch auf, und es war,

als könne ſie ſich von dieſer Rolle nicht trennen. Da begab ſich es aber bei der letzten Aufführung der Capuletti in Mailand, daß im letzten Akt in dem Moment, wo Romeo das Gift nimmt, ein ſolcher Todesſchauer durch Mariens Glieder rieſelte, daß ſie kaum vermögend war, an dieſem Abend ihre Parthie zu Ende zu führen, und nach der Vorſtellung ſchwor ſie, daß keine Macht der Erde ſie bewegen ſolle, noch einmal den Romeo des Bellini zu ſingen. Sie ſang von nun an Vaccai's Compoſition, doch hatte ſie ſich zuviel zugetraut, ganz konnte ſie von der Muſik des armen Vincenzo nicht ſcheiden, und ſie kehrte ſpäter wieder inſoweit zu ihm zurück, daß ſie die erſten Acte der Belliniſchen Capuletti beibehielt, und nur den letzten Act von Vaccai ſingt.

„Als aber Vincenzo, von dieſem zweiten Treuebruch ſeiner angebeteten Freundin Kunde erhielt, meinte er, nun ſei es ganz und gar mit ihm aus, und er wollte nichts mehr ſchreiben und gar nichts mehr denken, und ſchwatzte albernes Zeug und lächelte ſauerſüß, wenn man ihn anredete, oder wenn er ſprach; kurz, ward jetzt ganz unausſtehlich.

„Da kam eines Tages der dicke coloſſale Lablache

zu dem armen Vincenzo auf's Zimmer, und Vincenzo lag matt und müde auf dem Sopha und regte ſich nicht und blinzelte den Eintretenden nur mit halbgeöffneten Augen an.

„Lablache that ſeinen ungeheuren Mund aber ſehr weit auf und redete mit ſeiner mächtigen Baßſtimme wie eine Poſaune auf den Vincenzo ein, alſo ſprechend: „Gottes Tod, Mäſtro! was liegt Ihr hier, wie ein fauler Schlingel von Lazzaroni auf dem Molo, und arbeitet Euch zu Tode mit Nichtsthun? Auf, Bellini! auf! an's Werk! Paris, Frankreich, ganz Europa, iſt der Erwartung voll, was ihr Neues bringen werdet nach Eurer Norma, welche Eure Widerſacher verſtummen machte. Bellini! hört Ihr nicht?"

„„Ich höre ſehr wohl, mein theurer Lablache," verſetzte mit weinerlicher Stimme Bellini — „Sie wiſſen es ja, Beſter! daß ich ein gutes Gehör habe, und wär' es auch nicht der Fall, Ihr vortrefflicher metallreicher Baß dringt ſchon durch! — aber ich bitte Sie, liebſter Freund, ſeyn Sie nicht böſe, wenn ich Sie erſuche, daß Sie mir Ruhe gönnen und mich allein laſſen; denn, die Wahrheit zu ſagen,

ſo bin ich wirklich jetzt zu Nichts mehr aufgelegt, als eben Nichts zu thun. — Ach, du lieber Gott! mir iſt jetzt Alles gleichgültig, wo nicht gar zuwider.“

„Lablache trat einen Schritt zurück, ſchlug ſeine Rieſenhände zuſammen und rief ſo laut, daß die Wände bebten: „Hör' ich recht?! ſo ſprecht Ihr, Bellini? Ihr, der Ihr bis jetzt unaufhaltſam dem herrlichſten Ziele entgegen eiltet und nicht nachlaſſen wolltet, bis Ihr es erreicht hättet? Menſch! Mäſtro! Freund! wär' es möglich, daß eine tolle wahnſinnige Leidenſchaft Euch ſo weit bringen könnte, nachzulaſſen in Eurem rühmlichen Streben, aufzugeben das herrliche Ziel, das Euch winkt? Mord und Tod! Bellini! ermannt Euch! gebehrdet Euch nicht, wie ein girrender Damöt, der um ſeine Doris oder Phyllis in miſerabeles Gewinſel ausbricht. Euch ſtehen andre Klänge zu Gebot, wenn Ihr nur wollt! zum Teufel mit dem weibiſchen Gewinſel um eines Weibes willen! ſag' ich noch einmal. —“

„„Mein guter Lablache!“ entgegnete Bellini ſehr ſanft, aber in ſichtlicher Verlegenheit — „Mein guter Lablache! Sie thun mir wahrlich Unrecht! — ich weiß gar nicht, wie Sie auf den ſeltſamen Ver-

dacht gerathen! — ich winsele ja nicht! — wie könnte ich — wie sollte mich — oder ich mich — ein Weib — oder um eines Weibes willen — "

„„Haltet nur das Maul!" unterbrach Lablache ihn ärgerlich — „wollet nur nicht leugnen! ich weiß wo Euch der Schuh drückt, versteht Ihr mich? ich weiß es." —

„Bellini blickte schweigend zu Boden —

„„Wie Ihr da vor mir steht!" fuhr Lablache fort — „Gottes Tod! wie ein ertappter Schuljunge — Bellini! habt Ihr mir Nichts zu sagen."

„Da seufzte der arme Vincenzo tief und sprach leise: „Wenn mein Schweigen mich verrieth, daß Sie alles wissen, so sey es drum, lügen mag ich nicht, dann wissen Sie aber auch, daß sie nichts mehr von mir singt."

„Da packte Lablache den jungen Maestro mit Riesenkraft bei beiden Schultern, riß ihn aus den weichen Kissen des Sophas in die Höhe, schüttelte ihn derb und rief mit flammenden Augen: „Ich — ich will Dir ein Lied singen!" und mit einer Stimme wie Donnerlaut und Siegesjubel begann er das Allegro jenes berühmten Duetts aus den Puritanern:

„Suoni la tromba e intrepido.“ und Bellini's bleiches Geſicht röthete ſich, Thränen entſtürzten ſeinen Augen; ſich an Lablaches Bruſt werfend ſtimmte er mit ein in den begeiſternden Geſang, und, als ſie geendet hatten, verſprach Vincenzo dem Freunde mit Handſchlag und Wort, daß er in wenigen Wochen die Compoſition der ganzen Oper beenden wolle.

„Vincenzo hielt Wort! ſchon nach wenigen Wochen konnte er ſeinem Freunde die vollſtändige Partitur der Puritaner überreichen. Lablache rieb ſich vergnügt die Hände und verſprach dem Meiſter daß die Darſtellung des Werkes würdig ſeyn ſolle.

„Die Parthieen wurden ausgetheilt, die Proben begannen.

„Nach der erſten Probe begab ſich Bellini auf ſein Landhaus nach Puteaux, nahe bei Paris.

„Eine leichte Unpäßlichkeit hinderte ihn bei der zweiten Probe zu erſcheinen. Eben war, am Abend der erſten Vorſtellung, das berühmte Duett unter dem ſtürmiſchen Beifall des entzückten Publikums wiederholt worden, als ſich im Saale die Nachricht verbreitete: „vor einer Stunde iſt Bellini auf ſeinem Landhauſe verſchieden.“

Francilla ſchloß das Album raſch zu, erhob ſich und trat an's Fenſter. —

Leiſe wollte ich mich entfernen, da wandte ſie ſich und ſprach ſanft: „Bleiben Sie, mein Freund! ich habe Ihnen heute noch nichts vorgeſungen!“ ſie ſetzte ſich an den Flügel, griff einige volle Acorde und begann dann mit ihrer wunderbaren tiefergreifenden Altſtimme langſam und feierlich in Es-dur:

Es ſchwand der Sonne letzter Strahl,
Es naht die ſtille Nacht. —
Und Sterne funkeln ohne Zahl
In freundlich ſtiller Pracht.

Und alle Blüthen hauchen Duft!
Und leis' Getön bebt durch die Luft.

Wie wird mir doch das Herz ſo leicht,
Als wär' mein Sehnen all' erreicht —
Und mir mein Engel nah.

Er iſt es, ja, mir ſagt's mein Herz:
Bald endet meine Bahn.
Befreit von allem Erdenſchmerz
Trägt er mich himmelan.

Das Weh, daß hier durchzuckt die Bruſt
Es wird mir dort zur reinſten Luſt.

Und was mir nimmer hier gelang,
Dort tönet meines Liedes Klang
Wie ich es tief empfand.

So nah' denn — holder Genius! —
O nahe bald Dich mir!
Und reiche mir den Weihekuß,
Ich folge freudig Dir.

Und wallt Sie — der ich mich ergab —
Einst zu des armen Sängers Grab —

Dann blühe ein Vergißmeinnicht
Entgegen ihr, das sinnig spricht:
„Auch dort noch — liebt er Dich."

Es wäre vergeblich den wunderbaren Ausdruck beschreiben zu wollen mit welchem Francilla das Lied vortrug! — Wer je ein Aehnliches von ihr hörte, nur der vermag es zu ahnen.

Als sie geendet hatte, trat Pixis in's Gemach — „Potz Tausend!" — rief er als er uns beisammen erblickte — „Musicirt Ihr schon wieder?" —

„Francilla" — versetzte ich — „Francilla hat mir von Bellini's unglücklicher Liebe zur Malibran erzählt."

„Glauben Sie Ihr kein Wort," lachte Pixis,

„wenn ſie auf das Kapitel kommt, lügt ſie oder dichtet ſie hinzu, trotz einem Poeten.“

Das Geſpräch wurde durch den Eintritt der lieblichen Maſchinka Schneider unterbrochen, Francilla flog der Freundin entgegen, beide Mädchen beredeten ſich über die auf den andern Tag feſtgeſetzte Wiederholung der Capuletti und Montechi, ich wurde wegen der Anordnung im Grabgewölbe conſultirt und zum Dank für meinen guten Rath von Francilla-Romeo und Maſchinka-Giulietta den ganzen Nachmittag tüchtig vexirt.

Als ich aber endlich bei Einbruch der Dämmerung mich empfehlend meiner kleinen Freundin die Hand küßte, flüſterte ſie mir gar ernſt zu: „Bitte, merken Sie ſich Bellini's Todestag und denken Sie heut über's Jahr an mich.“

Und ich gedachte Deiner, meine holde Freundin! als ich nach Verfluß eines Jahres in den Zeitungen las: „die Malibran ſey am 23. September zu Manchester geſtorben, an demſelben Tage, an welchem vor einem Jahre Bellini geſtorben war.“

Gluck in Paris.

In der Straße St. Honoré, dem Haupteingange des Palais royal gegenüber, ſtanden an einem klaren Herbſtabende des Jahres 1779 zwei junge Herren, dem Anſehen nach Offiziere, im eifrigſten Geſpräch begriffen. Plötzlich ſprang der Eine etliche Schritte zurück, noch ein Moment — beider Degen ſchwirrten aus den Scheiden und kreuzten ſich im Scheine der Laterne.

„Mort de ma vie!“ tönte es auf einmal, und ein derber Säbelhieb fiel zwiſchen den Klingen der Kämpfenden — „ein Duell auf freier Straße und bei Nacht — ohne Sekundanten? Degen weg, ihr Herren! bis Morgen, dann will ich ſecundiren! Mein Name iſt St. Val, Huſarenrittmeiſter im Leibregiment.“

„St. Val?“ hallte es aus dem Munde der beiden Streiter wieder, und St. Val, ſie erkennend, rief lachend: „Wie? Arnaut, Monteſpan? Oreſt

und Pylades im Kampfe? Beim Jupiter? das iſt unerhört! was konnte euch entzweien?"

„Ach," entgegnete der junge Arnaut, „reden Sie nicht von entzweien, mein Freund und ich wollen nur eine kleine Differenz hinſichtlich unſrer Meinung über die Componiſten der Iphigenia auf Tauris ausgleichen; mein Freund ſtimmt für den Ritter Gluck, ich für den liebenswürdigen Piccini," und ſomit ſchickten ſich die jungen Männer an, den Kampf auf's Neue zu beginnen.

„Aber — beim Element, die Degen weg," rief St. Val, indem er nochmals kräftig dazwiſchen hieb, und ſprach dann: — „iſt das die ganze Urſache eures Duellirens?"

„Scheint ſie Ihnen zu geringfügig?" — fragte Herr von Montespan.

„Durchaus nicht," entgegnete der Friedensſtifter — „weiß ich doch, daß die Einwohner von Paris dermalen aus Gluckiſten und Picciniſten beſtehen; aber Herr von Arnaut, wenn Sie wieder mit Gluckiſten ſtreiten wollen, ſo müſſen Sie zuerſt mit Ihrem leiblichen Onkel und Ihrem Abgotte Jean Jaques anfangen! — Folgt meinem Rath, Ihr Herren!

Degen weg und hinein mit mir in's Palais royal, wo ihr im Café du Feu Euch mit einer Portion Orangeneis das Blut abkühlen könnt! — Es ist, beim Himmel das Erstemal, daß ich ein Duell zu verhindern suche! Aber hier scheint es mir nicht das Thörigste, was ich thun konnte.“

Die allzeitfertige Kampflust war, während der Rittmeister gesprochen hatte — doch einmal unterbrochen — so ziemlich verraucht. Gutmüthig boten sie einander die Hände, steckten die Mordwaffen ein und folgten St. Val.

Die glänzend erleuchteten Säle des Café du Feu bildeten zur Zeit den Versammlungsort der Pariser Schöngeister, welche eben in der Mode waren; allabendlich fanden sie sich dort zusammen und mit ihnen eine Menge junger Herren aus den höhern Ständen, Kunstkenner, Kunstenthusiasten und Freunde, namentlich Künstler, welche nach Paris gekommen waren, um zu bewundern und, wo möglich, sich bewundern zu lassen; Letzteres freilich damals noch nicht so häufig, wie jetzt.

So traf es sich denn heute, daß, als unsre Freunde eintraten, eine gar bunte Gesellschaft sie empfing. Fast alle jüngere Notabilitäten, welche Paris aufzuweisen hatte, waren, an verschiedenen Tischen vertheilt, zu schauen, umdrängt von Anhängern, Bewundrern, Kritikern u. s. w.

An allen Tischen ward überlaut docirt, bestritten, widerlegt. Partheien nahmen Theil — kurz, es war ein Mordlärm, und das Feldgeschrei für diesmal, wie überall in Paris: Gluck und Piccini. Obgleich ächte Pariser und an die tobende Unterhaltung eines Caffe-Salons gewöhnt, schien es doch unsern Freunden für's Erste um ein ruhigeres Plätzchen zu thun zu seyn. Ein flüchtiger Garçon wurde erwischt, festgehalten, examinirt, und bald saßen die jungen Männer in einem artigen Nebengemach.

Außer ihnen befanden sich nur noch drei Männer in diesem Zimmer, der Eine, schon bejahrt, saß dem Eingange gegenüber in einer Ecke an einem Tischchen, welches nur für eine Person bestimmt war; tief im Schatten einer Säule, so daß man seine Gesichtszüge nicht erkennen konnte, behaglich hingestreckt in den Lehnsessel, trommelte er leise mit den Fingern

der rechten Hand auf den Tisch; das Haupt zurückgelehnt, die Blicke an die Zimmerdecke geheftet, schien er die Eintretenden gar nicht zu bemerken und auch in der Folge von dem, was vorging, keine Notiz zu nehmen.

Näher dem Eingang, dem Tische gegenüber, woran unsre Freunde Platz genommen hatten, saßen die beiden andern Männer. Der Jüngste mochte kaum zwanzig Jahre zählen; es war ein schöner feuriger Franzose, nicht groß, aber fein gebaut; seine tiefblauen Augen blickten frei und unbefangen umher, von schwarzen dichten Brauen überwölbt; der Schnitt seines Profils war bedeutend, Mund und Kinn der Antike würdig, die Farbe seines Gesichts zeigte jenes schöne Braun, wie es dem Provençalen eigen; seine Stimme war angenehm, seine Bewegungen frei, rasch, ohne übertrieben zu sein — seine Kleidung fast ärmlich, doch sauber und anständig. Den seltsamsten Contrast mit dieser anmuthigen Erscheinung bildete die Figur seines Nachbars. Dieser schien ungefähr neunundzwanzig Jahr alt und glich so ziemlich der Beschreibung, welche Diderot von Rameau's Neffen entwarf; nur war er nicht so lang

und hager. In ſeinen Bewegungen war etwas kraftlos-ohnmächtiges und in ſeinem ganzen Weſen der Ausdruck verdroßner Tücke unverkennbar. Sein Haupt bedeckte eine ſtruppige, weit abſtarrende ungepuderte Perücke von fahlbrauner Farbe; die Züge ſeines Geſichts waren ſchlaff und hätten für ausdruckslos gelten können, doch die ſtark ſchielenden Augen, ſo wie ein ekelhaft weibiſch-grämlicher Zug um den Mund beſtätigten dem Menſchenkenner ſogleich, was aus dem ganzen übrigen Weſen des Mannes ſich ergab. Seine Ausſprache des Franzöſiſchen war ſchlecht und verrieth den Sachſen.

„O verzeihen Sie mein Herr!“ ſprach der Jüngere freundlich bittend, „verzeihen Sie, wenn ich Sie mit meinen vielen Fragen beläſtige; aber Sie ſind ein Deutſcher, und Ihnen ſelbſt muß daran liegen, daß wir Franzoſen Ihren großen Landsmann richtig würdigen, ihn, der uns bisher kaum geahnte, neue Bahnen zeigte, welche zum Tempel des Ruhmes, der Unſterblichkeit im Reiche unſrer göttlichen Kunſt führen! Sie ſind ſelbſt Muſiker — Componiſt, Sie werden fühlen, was wir dem herrlichen Meiſter verdanken! Reden Sie, was wiſſen Sie von ihm? Und

würde er es nicht verschmähen, einem Jünglinge, der das Beste will, Freund und Rather zu werden?“

Der Andre fuhr langsam mit der flachen Hand über's Gesicht, schielte den begeisterten Redner seitwärts an, verzog den Mund zu einem weinerlichen Lächeln und entgegnete hämisch: „Hm, ja, von dem Herrn Gluck soll ich Ihnen reden? — in der That! sehr gern! — ob ich gleich nicht recht begreife, was eine so kunstsinnige, gebildete und geschmackvolle Nation, wie die französische ist, an diesem Manne so Großes und Herrliches finden kann.“

„Wie mein Herr? reden Sie von dem Schöpfer der Armide, der Iphigenia, des Orpheus?“

„Hm! ja! von dem Nähmlichen. Aber die Wahrheit zu sagen, so gilt er bei uns in Deutschland nicht sonderlich viel, denn wir wissen, daß er von der eigentlichen Kunst, ich meine von den Regeln, so viel wie Nichts versteht, wie solches der gelehrte Herr Forkel in Göttingen und viele andre gelehrte Männer gründlichst bewiesen haben.“

Der hübsche Jüngling blickte den Sprecher einige Secunden lang staunend an; endlich versetzte er bescheiden: „Ich selbst habe bei weitem nicht alle

Regeln der Kunst so sehr gefaßt, als daß ich beurtheilen könnte, in wie fern der harte Vorwurf gegründet ist, welchen seine Landsleute dem Ritter Gluck machen; — aber," fuhr er mit steigender Wärme fort, „davon bin ich fest und innig überzeugt, daß Gluck ein gewaltiger, edler Geist ist. Was ich bis jetzt von ihm hörte, erregte die würdigsten Gefühle in mir; kein niederer, gemeiner, ja nur alltäglicher Gedanke, könnte mir beim Anhören seiner Musik kommen, und was mich oft äußerlich bedrückt, mich traurig und muthlos macht, es schwindet dahin in Nichts vor dem Hochgenusse, welchen Glucks Schöpfungen mir bereiten."

„Und glauben Sie denn," rief der junge Arnaut, der mit dem andern näher getreten war, „glauben Sie denn mein Herr Deutscher, der gefeierte Piccini würde sich herab lassen, einen Wettkampf mit dem Ritter einzugehen, ohne die Gewißheit, es mit einem würdigen Gegner zu thun zu haben?"

Der Angeredete schrak über die etwas lebhaft gesprochenen Worte sichtlich zusammen und murmelte, indem er zu dem über ihn stehenden empor schielte, in abgebrochenen Sätzen: „Hm! nicht doch! wie

könnte ich mich vermeſſen, ſo etwas zu glauben? Ich, o ich hege alle Ehrfurcht vor dem Herrn Gluck, wenn ich gleich nicht Urſache habe ſeine Freundlichkeit gegen mich zu rühmen! aber: damit iſt noch durchaus nicht geſagt, daß eben er der Würdigſte ſei. — O! — wir haben noch ganz andere Männer, wie der gelehrte Herr Forkel klar bewieſen hat, und gewiß iſt es, daß der Herr Gluck — was den Kirchenſtyl betrifft —"

„Aber mein Gott!" unterbrach ihn der braune Jüngling eifrig, „hier iſt ja nicht vom Kirchen- ſondern vom großen Opernſtyl die Rede! Verlangen denn eure deutſchen Muſikgelehrten, daß Glucks Armida ſich in einer Nonnenhymne vernehmen laſſe, oder daß ſeine wilden Taurier Motetten im Styl des Paläſtrina ſingen ſollen?"

„Nicht doch!" verſetzte der Schielende, „aber wie der gelehrte Forkel unwiderleglich bewieſen hat, ſo verſteht der Ritter Gluck auch nichts vom Geſange."

Alle Anweſenden — den Mann im Winkel ausgenommen, ſchrien laut auf und wiederholten: „Nichts vom Geſange!"

„Wie ich sage," fuhr der Schielende giftig fort, „nichts vom Gesange versteht der Ritter Gluck, denn er vermag es nicht, eine ordentliche Melodie regelrecht und in der vorbestimmten Art und Weise, wie solche herkömmlich, durchzuführen; sein sogenannter Gesang ist nichts als eine übertriebene Declamation."

Der braune Jüngling sprang auf, seine sanfte Freundlichkeit war einem edlen Zürnen gewichen, und mit kräftigem Ausdrucke sprach er: „Mein Herr, Sie sind nicht werth ein Deutscher zu sein, wenn das, was Sie über Ihren großen Landsmann sagen, Ihr Ernst ist. Daß Gluck ein wahrhaft großer Künstler ist, darüber sind wir in Paris einig, seine Gegner streiten nur darüber, auf welcher Seite das Mehr, ob auf Glucks oder auf Piccini's Seite. — Wir erkennen es alle und wissen es zu würdigen, daß Gluck, gleich fern von todtem Regelzwange, wie von leerem Tongeklingel, den wahrsten, treuesten Ausdruck der Gefühle und Leidenschaften wiederzugeben sucht und somit nach dem einzig wahren Ziele strebt, das dem Operncomponisten vorleuchten soll. Die Kirche, der Concertsaal stellen dem Tondichter ein anderes Ziel auf; ob Gluck dies zu erringen vermag, ob er

überhaupt darnach strebt — Sie — ich — die Menge weiß es nicht! Das aber weiß ich, daß aller Streiterei ein Ende sein würde, wenn alle darüber im Klaren wären, was Gluck zumeist will, und wie er sich nur eine Aufgabe gestellt hat, diese aber mit aller Kraft verfolgt, wie sie nur immer dem freigebornen Geiste zu Gebote steht.“

„Wie ist Euer Name, junger Mann?“ tönte plötzlich eine sonore Stimme hinter dem Redner. Alle schauten sich um; der Mann aus dem Winkel stand da, das Licht der Kerzen fiel hell auf sein Gesicht.

„Monsieur Gluck,“ riefen alle überrascht.

„Ich selbst,“ sprach Gluck lächelnd und wiederholte, zum braunen Jüngling gewandt, seine Frage. Dieser zitternd vor Freude, neigte sich vor dem Meister und antwortete:

„Mein Name ist Etienne Mehul, und ich bin ein Musiker.“

„Das hört' ich,“ versetzte Gluck, „besucht mich doch einmal, hier ist meine Adresse.“ Er reichte sie ihm hin und wandte sich dann zu dem Schielenden, der bald roth, bald blaß da saß und nicht aufzu-

blicken wagte. Einige Minuten weidete ſich Gluck an der Verlegenheit des armen Sünders, dann ſprach er mit einer Miſchung von Laune und Verachtung: „Mein theuerſter Elias Hegrin! ich freue mich, Euch ſo unvermuthet in Paris zu ſehen, um Euch wieder einmal aus voller Seele ſagen zu können, welch' ein jämmerlicher Lump Ihr ſeid? So, Herr? alſo ich verſtehe nichts von der Muſik und dem Geſange, und dennoch liefet Ihr Jahre lang in Wien in meinem Hauſe aus und ein, ließet Euch von mir Unterricht ertheilen, Eure Arbeiten corrigiren und nahmet ohne Gewiſſensſcrupel, was ich aus meiner eigenen Taſche Euch anbot und durch Gönner Euch zuwandte? Freilich Eurem dummen Hochmuthe konnte es nicht behagen, als ich Euch ehrlich ſagte: Du vermagſt nur die todte Form zu beherrſchen und nicht den Geiſt! Du willſt erzwingen, was ſich nicht erzwingen läßt, nicht um der Kunſt, ſondern um Deines irdiſchen Vortheils Willen, und Du thäteſt beſſer ein ehrlicher Schuſter oder Schneider, als ein ſchlechter Muſikant zu werden. Seht das konntet Ihr mir nicht vergeben, und Ihr liefet hin, ein zweiter Judas, und verriethet mich um dreißig Silberlinge Eurem Kai-

phas in Göttingen. Es ſei Euch verziehen, Menſch, denn Ihr dauert mich! Gehet hin in Frieden und beſſert Euch, wenn Ihr könnt; aber ich glaube, es wird ſchwer halten, denn wer die Kunſt, die reine, als feile Dirne verläſtert, weil ſie ſeiner niedern Umarmung ſich entzieht, der bleibt ein Lump ſo lange er lebt. Gott befohlen Ihr Herrn!"

Damit ſchritt Gluck aus dem Zimmer, dem jungen Mehul nochmals freundlich zunickend.

In den Zimmern der jungen Königin Marie Antoinette ging es fröhlich her. — Der Graf von Artois, der Liebling der Pariſer Damenwelt, war von ſeinem Jagdſchloße nach der Hauptſtadt zurückgekehrt, und hatte ſich dieſen Morgen in Begleitung ſeines Bruders, des Grafen von Provence eingefunden, um ſich ſeiner liebenswürdigen Schwägerin vorzuſtellen.

Freundlich empfing die Königin den lebensfrohen zwanzigjährigen Jüngling, welchen der Graf von Provence ihr als den Großjägermeiſter des Reichs präſentirte, und dieſer erkundigte ſich mit Laune:

„Was giebt's denn Neues in Paris? wie viele Bälle haben sie ohne mich vertanzt? Wie viele Intriguen ohne mich eingeleitet und zu Ende geführt? Wer diente meinem Bruder Provence während meiner Abwesenheit als Geburtshelfer, wenn er es darauf anlegte einen neuen Witz zu gebären? Welches ist das neueste Spektakel, und worüber streiten sich die guten Pariser jetzt?"

„Viele Fragen in einem Athem," entgegnete lächelnd Antoinette, „ich beantworte die letzte, weil der Gegenstand, dem sie gilt, uns alle lebhaft interessirt. Das neueste Spektakel, welches wir erwarten, ist der Wettkampf zwischen Gluck und Piccini. Beide componiren ein und dasselbe Buch, da soll es denn nun entschieden werden, welcher von Beiden das Feld behauptet, und darüber streiten sich die Pariser."

„Ich bin für Gluck!" rief lebhaft Artois, „denn beim großen Gott, Madame, Ihr Landsmann ist ein Ehrenmann! Er war mit mir auf der Jagd und that fünf Kernschüsse hintereinander, der Italiener weiß nicht, wie man eine Büchse nur hält."

„Und trotz dem," sprach Provence „ist mir die

Musik des Italieners lieber, als die des Deutschen, die man nur recitiren, wobei man aber weder eigentlich singen noch tanzen kann, wie unser Noverre sehr richtig bemerkt.“

„O! Noverre hat tanzen müssen,“ fiel die Königin dem Tadler in's Wort und begann mit anmuthiger Laune zu erzählen, wie der Ritter Noverre Frühmorgens zum Ritter Gluck gekommen sei und ihm erklärt habe, seine Musik tauge nichts, und nach seinem Scythentanze könne kein Tänzer der großen Oper tanzen. Da habe aber Gluck voller Wuth das Männlein gepackt, sei mit ihm, unter Absingung des Scythenballets durch's ganze Haus Trepp auf, Trepp ab gehoppst und habe endlich gefragt: „Nun Herr, kann ein Tänzer der großen Oper nach meiner Musik tanzen?“ worauf denn Noverre schnaufend und stöhnend erwiedert: „Vortrefflich, beßter Herr, und das Ballet-Corps soll tanzen.“

Alle lachten und meinten, ein solcher Tanzmeister sei gerade recht für die Herren und Damen der großen Oper, welche von Tag zu Tage sich unleidlicher und anmaßender gebehrdeten.

Da meldete ein Page den Ritter Gluck, welcher

ſich eigefunden, mit Ihrer Majeſtät die Clavierſtunde zu beginnen.

„Herein," rief die Königin, und Gluck trat ein.

„Eben ſprachen wir von Ihnen," redete die Prinzeſſin Eliſabeth ihn an, „und die Königin rühmte Sie als einen guten Tanzmeiſter."

„So wie mein Bruder Ihrer Geſchicklichkeit auf der Jagd das beſte Zeugniß gab und deßhalb zu Ihrer Parthei gehört," fügte Provençe hinzu.

„Ach laßt ihn!" rief die Königin, „und macht ihn nicht verdrießlich mit Euerm Geſchwätz, er verliert bei mir ohnehin die Geduld nur zu leicht."

„Weil Du als Königin nicht halb ſo gut mehr ſpielſt, denn als Erzherzogin, Antoinette;" verſetzte Gluck ernſt auf Deutſch.

Antoinette aber entgegnete lachend in der nähmlichen Sprache:

„Na, wart Chriſtoph'l, Dir ſollen halt heut die Ohren klingen! — Fein ſtille, Ihr Damen und Herren," fügte ſie laut auf Franzöſiſch hinzu und trat an den Flügel, ihn aufzuſchließen; in ihrer Haſt mochte ſie aber etwas verſehen haben, denn wie ſie auch den Schlüſſel drehte, das Inſtrument war nicht

zu öffnen, ungeduldig sprang sie endlich auf und rief: „Ei so hilf mir doch Gluck!“

Und Gluck versuchte ebenfalls sein Heil, ihm folgten die Andern — alles umsonst; der Flügel war und blieb verschlossen.

„Das ist doch ärgerlich,“ klagte die Königin, und Gluck brach los: „welcher Hanns Narr mag nur das Schloß gefertigt haben.“

„Stille Herr Ritter,“ bedeutete ihn Provence „das Schloß hat der König selbst gemacht, und wie ich glaube, ist es eins von der neuerfundenen Art.“ —

Gluck brummte: „der Henker hole die neuerfundene Art.“

Aber Artois war hinausgesprungen und kehrte jetzt mit dem Könige zurück.

Ludwig XVI., in einer kurzen Jacke, das Haupt mit einer unscheinbaren ledernen Mütze bedeckt, glühend, berußt im Gesichte, mit derben Händen und einem Bund Schlüssel und Dietriche am Gürtel, glich in der That eher einem wackern Schlossermeister als einem König von Frankreich.

Geschäftig machte er sich an den Flügel, prüfte das Schloß mit ernster Kennermiene und versuchte

etliche Schlüssel und Dietriche umsonst — unmuthig schüttelte er das Haupt und suchte nach anderen Werkzeugen, endlich traf er das rechte, das Schloß krachte, sprang auf, und mit einer Siegermiene, als habe er eine Schlacht gewonnen, rief er: „Seht Ihr? da ist's auf! Nun Madame, spielen Sie.“

Doch die Stunde war verflossen, und die Königin hatte die Lust zum Spielen verloren. Gluck erwartete das Zeichen, sich fortbegeben zu dürfen, da bat ihn die Prinzessin Elisabeth, er möge den Versammelten doch etwas Neues aus seiner Iphigenia zu hören geben; und der fünfundsechzigjährige Meister, der holdseligen Königsschwester mit einer Verehrung zugethan, wie sie in der Regel nur ein Jüngling der Geliebten zollt, setzte sich an das Instrument und begann die Wahnsinnsscene des Orest.

Alle horchten still und aufmerksam, am aufmerksamsten Ludwig XVI., der, als das Tonstück geendet war, auf Gluck zutrat und mit niedergeschlagenen Augen, in hastig abgebrochenen Sätzen also sprach: „Vortrefflich Ritter, ganz vortrefflich — ich bin ergriffen — erfreut — aber ich will, daß Ihre Oper zuerst gegeben werden soll — mit aller Sorgfalt,

mit aller Pracht — ganz wie Sie wollen!. und ich hoffe der Erfolg wird für Sie der beste sein.“

Der Ritter Noverre und der Signor Piccini wurden gemeldet und angenommen.

Beide traten ein. Noverre als er den Gluck erblickte, stutzte, und sichtlich war es, daß er sich von der Gegenwart desselben mehr als niedergedrückt fühlte, doch verhinderte ihn sein Hochmuth und seine Eitelkeit, dies länger als einen Moment sich merken zu lassen. Piccini benahm sich fein und unbefangen, und als der König ihn aufforderte, seinen Gegner zu begrüßen, that er dies mit Würde und Freundlichkeit; Gluck erwiederte es auf gleiche Weise.

„Was bringen Sie uns Neues meine Herren?“ fragte Antoinette, und Noverre nahm mit feierlichem Anstande das Wort: „Ew. Majestät geruhten zu erlauben, daß Signor Piccini Ihnen eine seiner neuesten Nummern aus der Oper Iphigenia auf Tauris vortragen dürfe.“

„Ganz recht!“ fiel ihm die Königin ein und dann, sich zu Piccini wendend, fragte sie verbindlich: „welche Wahl haben Sie getroffen Herr Capellmeister?“

Piccini verbeugte ſich und antwortete: „Der Ritter Noverre wünſcht daß Ew. Majeſtät mir geſtatten wollten, den Scythentanz No. 1 vorzutragen.“

Der Graf von Artois ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf, und ſelbſt die übrigen hohen Perſonen (der König ausgenommen, der noch verlegener als Piccini und Noverre daſtand,) hatten Mühe, nicht ebenfalls laut aufzulachen.

„Ich erlaube es Ihnen ſehr gerne,“ ſprach Antoinette.

Piccini ſetzte ſich an den Flügel und begann ſeinen Scythentanz zu ſpielen, wozu der Graf von Provence und Noverre den Takt nickten; die Andern geſtanden, daß Piccini's Tanz unendlich anmuthiger, melodiöſer und tanzbarer ſei, als der von Gluck. Artois aber meinte, leiſe dem Könige zuflüſternd: der Tanz ſei für ſich betrachtet zwar vortrefflich, doch unſtreitig mehr auf den Maskenbällen, in den Sälen der großen Oper, als auf Tauris zu Hauſe.

Ludwig antwortete nicht, ſondern blickte faſt mürriſch vor ſich nieder, Gluck ſtand ernſt und aufmerkſam horchend; in den Zügen ſeines Geſichts ſprach

ſich Anerkennung aus, und nur hin und wieder ſpielte ein leichter ſpöttiſcher Zug um ſeinen Mund, wenn Piccini gar zu artig trillerte und klimperte, und der gute Noverre mit den Füßen zuckte, als triebe ihn der Inſtinct, ſich in den zierlichſten Pas zu verſuchen.

Als Piccini endete, erhielt er reichlich Applaus, und Noverre unterließ nicht, mit wichtiger Miene zu entwickeln, wie in der ſo eben vernommenen Muſik jener belebende Rhythmus ſich offenbare, welcher allein vermögend ſei, des Tänzers Füße zu bezaubern, daß ſie Seele und Ausdruck den Entrechats und Pirouetten mittheilten.

„Schon gut, Herr Noverre,“ ſprach der König, den Fluß ſeiner Rede unterbrechend, „ich ſtimme Ihnen bei, daß die Muſik des Herrn Piccini ganz vorzüglich iſt, aber ich hoffe auch, daß Sie ſich mit der Muſik des Ritter Gluck verſtändigen werden.“

„Sire,“ entgegnete liſpelnd Noverre — „wir, der Ritter Gluck und ich, ſind einig.“ Ein tiefer Seufzer folgte dieſen Worten, er ſollte dem Könige andeuten: daß es mit der Einigkeit nicht ſo ganz

richtig ſei; doch Ludwig achtete nicht darauf, und entließ nach einer Weile die Künſtler für diesmal.

Als am Ausgange der Tuilerien Gluck und Piccini höflich aber fremd Abſchied genommen hatten, ſprach Gluck ſchalkiſch zum Balletmeiſter:

„Vergeßt nicht, Herr Ritter! was Euch der König anempfohlen hat. Wenn Ihr mich übrigens bei Sr. Majeſtät verklagt habt, weil ich Euch wider Euern Willen zum Tanze aufzog, ſo ſag' ich Euch hiermit, daß Ihr durchaus keine Urſache habt, Euch zu ſchämen, ein Tänzchen mit mir zu machen, denn bin ich auch — Gott ſei's geklagt, kein ſo großer Tanzkünſtler wie Ihr, ſo bin ich doch, ſo gut wie Ihr, Ritter vom heiligen Geiſtorden, als welcher ich mich Ew. Gnaden zu Gnaden empfehle.“

Somit warf er ſich in ſeinen Wagen und fuhr nach Hauſe. Roverre blickte ihm ärgerlich nach. Piccini lächelte.

Die Proben und Vorbereitungen zur Doppelaufführung der Iphigenia nahten ihrem Ende, und ſchon war der Tag beſtimmt, wo über Glucks Meiſterwerk

das erſte Urtheil der Pariſer gefällt werden ſollte, denn ihm, als dem Aelteren der beiden Kämpfer, war der Vortritt überlaſſen worden.

„Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun,“ — das traf auch hier ein; Menſchen, welche von der Muſik ſo viel wie Nichts verſtanden, ſchrieben den Partheien zum Nutz und Frommen grundgelehrte und grundſeichte Abhandlungen über Gluck und Piccini, über die Verſchiedenheit des Styls Beider, und über die fragliche Oper, in einem ſo ſichern und zuverläſſigem Tone, als hätten ſie die Originalpartituren der Meiſter eifrig ſtudirt; die Partheien aber waren damit ſehr zufrieden, laſen alles was ihnen dargeboten wurde, mit einer Erbauung, als wäre es von Rameau und Rouſſeau verfaßt; — und vielleicht eifriger noch, da hier der Scandal nicht fehlte.

Unter den Künſtlern, welche das Werk darſtellen ſollten, herrſchte ebenfalls Zwieſpalt, und der gute Piccini hatte nicht wenig zu thun, durch tauſend Aufmerkſamkeiten, Gefälligkeiten und Schmeicheleien ſeine hochmüthigen und eigenſinnigen Widerſacher ſich in ſo weit geneigt zu machen, daß ſie mindeſtens ſein

Werk nicht muthwillig zu verderben, gnädigst ihm versprachen. Gluck griff es anders an, er wagte es, zu drohen, und siehe da, das Wagstück gelang — seine Feinde machten gute Miene zum bösen Spiel, denn sie fürchteten ihn.

Im Uebrigen verließ er sich auf den Werth seiner Arbeit, dem Wahlspruche getreu: „das Wahre bricht sich überall Bahn;" und wenn auch nicht sogleich — „Ei nun, der schlechteste Erfolg macht das gute Werk nicht schlecht." *)

So saß er am Tage vor der Aufführung der Iphigenia früh Morgens in seiner Stube und rüstete sich zur Generalprobe, als sein Bedienter den jungen Mehul meldete.

„Nur näher, lieber Freund!" rief Gluck heiter, indem er dem Nahenden bis an die Zimmerthüre entgegen trat. — „Gut, daß Ihr kommt, ich hätte Euch schon eher erwartet."

„Ich wagte es nicht, Sie früher zu stören!" versetzte Mehul, „doch heute —"

„Nun? heute —"

---

*) Glucks eigene Worte zu Rousseau.

„Treibt mich die Angſt her.“

„Angſt? und wofür?“

„Morgen wird Ihre neue Oper zum erſtenmale aufgeführt, Sie haben ſo viele Gegner — Ach, wenn der Erfolg dem Werthe Ihrer Schöpfung nicht entſpräche!“

„Nun, dann läßt er's bleiben!“ lächelte Gluck.

„Und das vermögen Sie ſo ruhig zu ſagen?“

„Warum nicht? — Gedenkt Ihr Euch der dramatiſchen Compoſition zu widmen?“

„Ich wünſche es von ganzer Seele, und würde ſehr unglücklich ſein, wenn ich fände, daß meine Kräfte dazu nicht ausreichten.“

„Prüft ſie, junger Menſch! Friſch an die Arbeit! Nicht lange gewählt — was Euch anſpricht, mit glühender Begeiſterung erfaßt, entworfen und mit ernſter Bedachtſamkeit vollendet! Da wird ſich's bald zeigen, was Ihr könnt, jetzt und — dereinſt. Und wenn ich Dich ſo betrachte, da iſt mir's, als könne es Dir nicht fehl gehen. Ja, das iſt's, daß wir vom Wege nicht abirren! Es iſt aber ſchwer, ſchon an ſich ſelbſt, und die Menſchen und die Welt

machen es dem Künſtler noch viel ſchwerer. Wohl Mancher unterlag, von dem ſich Beſſeres hoffen ließ.“

„Sie blieben Sieger!“

„Hm, wie man's nimmt! — Vollkommen iſt nichts auf Erden! und war ich auch mein Lebelang weder ein Narr noch ein Schurke — ohne Fehler bin ich nicht geblieben! Es muß nun einmal Jeder, wohl oder übel, vom Apfel der Erkenntniß freſſen, bevor er das beſte Theil zu würdigen vermag! Es haben's die Meiſten vom guten Vater, aber nur Wenige wiſſen's, bis ſie es entweder unwiderbringlich verſchleuderten, oder in Gefahr geriethen, es zu verlieren. Glücklich der, der es dann noch ſchnell erkannte, und feſthält — feſt, und drohte ihm das Herz darüber zu zerreißen. — Was wirſt Du ſagen, wenn ich Dir geſtehe: daß mir die Erkenntniß des Höchſten, Einzigen, erſt ſpät, ſehr ſpät kam? — Denk' ich an die frühere Zeit zurück; ſo wird mir oft wunderſam zu Sinn. Muſik war ſchon von früheſter Jugend an mir Alles; als Knabe, in meiner Heimath, dem ſchönen, ernſten Böhmerlande, da vernahm ich ihre Stimme, wie die Stimme des Herrn aus allem, was mich umgab. In den dichten Tan-

nen, düſtern Schluchten, in den romantiſchen Thälern, im Walde, wo fröhlicher Jagdruf erklang, auf den kühnen, ſtarren Felskuppen, aus den brauſenden Strömen und Quellen, tönte es mir in's innerſte Herz hinein, wie ſüße, wunderbare Ahnung. Dem Jünglinge ward es verſtändlicher, die Liebe gebot — und es ward Licht! O! das war eine ſchöne Zeit! Damals meinte ich, es ſei nichts ſo groß und göttlich, als daß der kleine Erdenmenſch es nicht gewinnen könne! Doch nur zu bald ward dem Manne das Unmögliche klar. — Der edle Aar ſchwingt ſich zur Sonne empor, doch er erreicht ſie nie, und was lähmet nicht alles die Schwingen des Geiſtes! Da kommen böſe Zweifel, falſche Ruhmſucht, die Gier nach Geld, Neid, verletzte Eitelkeit — oft auch die Sorge, und wie die häßlichen Erdgnomen alle heißen, die ſich an Dich hängen, und Dich wieder hinabziehen, ſo oft Du es verſuchſt, dem Adler nachzuſtreben. So wird aus dem Knaben, dem Jüngling, dem Manne — der Greis. Den flieht vielleicht die Thorheit, und er erkennt was recht iſt, und möchte das Schönſte erſchaffen. Aber mit der Thorheit floh auch die Jugend, ihre Gluth, ihre Kraft — und ihm

bleiben, wenn es hoch kommt, die Begeiſterung, die Sehnſucht, und — ein Grab.“

„O nein, nein!“ rief Mehul ergriffen, „Dir blieb mehr.“

„Meinſt Du?“ fragte Gluck, und fügte nach einer Weile hinzu: „Nun ja, vielleicht ward es mir etwas beſſer; denn als ich mich vom Schlechten, Unwürdigen losgemacht hatte, kam mir ein ſchöner lichter Traum aus der reinen, heitern Griechenzeit. Aber glaube mir: daß ich ihn feſthielt und außer mir geſtaltete, war mein Letztes! — und es iſt traurig, daß nicht ein ganzes kräftiges, blühendes Menſchenleben nur einer ſolchen Aufgabe geweiht iſt. — Sei's drum, ich ergebe mich, da ich es nicht ändern kann! und ich werd' es tragen, ob mir dieſe Pariſer Schreihälſe für mein Werk Ruhm und Gold bieten, oder ob ſie mir es auspfeifen, mit Allem, was Ihnen nicht zuſagt.“

Die Stunde zur Probe ſchlug, Gluck brach das Geſpräch ab und begab ſich in Begleitung ſeines jungen Freundes nach den Sälen der königlichen muſikaliſchen Akademie.

Unterdeſſen ſchritt Nicolo Piccini trübe und verſtimmt in ſeinem Zimmer auf und nieder, von Zeit zu Zeit einen mißmuthigen Blick auf die Partitur ſeiner Oper werfend, welche auf dem Arbeitspulte offen dalag. Einigemale ſprang er raſch hinzu, als ſei ihm ein glücklicher Gedanke gekommen, welchen er ſeinem Werke noch einfügen wolle; aber immer ließ er die ſchon angeſetzte Feder wieder ſinken, ſchüttelte muthlos, traurig das Haupt, und begann ſeine Wanderung auf's Neue.

Da wurde gepocht — Piccini achtete es nicht. Und zum zweitenmale pochte es; zum drittenmale!

Piccini überhörte es.

Nun öffnete ſich endlich die Thüre, und Elias Hegrin trat ein — Piccini fuhr empor, als er ihn gewahrte und fragte unmuthig:

„Was wollt Ihr? was habt Ihr wieder?“

Und mit dem ihm eignen grämlichen Lächeln verſetzte Elias:

„Mich ſenden der Herr Ritter Noverre; er ſagte mir: Signor Piccini wünſche mich zu ſprechen.“

Piccini ſchwieg einige Augenblicke finſter, wie

im Kampfe mit ſich ſelbſt, dann ſprach er ſeufzend: „Es iſt wahr, ich verlangte nach Euch.“ —

„Und womit kann ich meinem verehrten Gönner dienen?“

„Mit Wahrheit,“ entgegnete Piccini, ihn ſcharf anblickend.

„Geſteht es nur, Elias Hegrin, daß Ihr loget, als Ihr mir erzähltet: Gluck hetze alle ſeine Freunde und Bekannte auf, Parthei wider mich zu machen.“

Elias Hegrin verfärbte ſich ſichtlich, faßte ſich jedoch bald wieder und antwortete: „ich redete die Wahrheit.“

„Ihr lügt, Elias! lügt und loget auch damals, als Ihr mir ſagtet, Ihr hättet die Partitur meines Geg ers geleſen, und die Arbeit ſei eine kaum mittelmäßige Arbeit zu nennen.“

„Ich log nicht, Signor Piccini, und mein Urtheil über die Oper des Ritter Gluck kann ich nur wiederholen.“

„So? nun, dann ſteht es ſchlimm um Eure Anſicht über Kunſt; denn jetzt, nachdem ich fünf Proben mit anhörte, muß ich, und werd' ich es vor aller Welt erklären: daß Glucks Iphigenia die groß-

artigſte aller Opern iſt, die ich kenne, und daß ich in ihrem Schöpfer meinen Meiſter fand.“

Elias erſtarrte.

„Ich glaubte mit meiner Arbeit da recht viel Gutes geleiſtet zu haben,“ fuhr Piccini halb vor ſich hin redend fort — „und wahrlich, mein Wille war rein, das darf ich mir ſagen, und mein Werk iſt auch nicht ohne alles Verdienſt, — aber, o Himmel! wie todt und leer, wie klein, ſchwach und unbedeutend erſcheint es mir, mit Glucks gigantiſcher Schöpfung verglichen! Ja Schöpfung! Meine Arbeit iſt nur eben: eine Arbeit! — Menſchenwerk, und wird bald ſpurlos verſchwinden, während Glucks Iphigenia beſtehen wird, ſo lange der Sinn für Großes und Schönes nicht erſtirbt.“

„Aber Signor Piccini —“ ſtammelte Elias.

„Schweigt!“ unterbrach ihn Piccini unwillig — „warum logt Ihr? warum verläumdet Ihr den herrlichen Meiſter und bemüht Euch ſeine Werke und ſeinen Charakter zu Euch in den Staub herab zu zerren? Fühlt Ihr nicht das Klägliche, Erbärmliche Eures Beginnens? Ich habe Euch nie recht trauen mögen, trotz Noverre's Empfehlung; denn wohl be-

kannt iſt mir's, daß Noverre den groſsen Meiſter haßt, weil er ſeiner lächerlichen Eitelkeit nicht genügt hat; doch hätte ich Euch nie für ſo ſchlecht gehalten, als Ihr nun vor mir ſteht! — Seinen Freunden ſollte Gluck aufgegeben haben, Partei wider mich zu machen? — Da, ſeht hier Briefe von Glucks Hand, an Arnaut, Rollet, Maurepas geſchrieben, worin er meine Arbeit gründlich beurtheilt, das Gute hervorhebt, und ſie bittet: meine Oper unbefangen zu hören, wie ſeine, und dann eben ſo ihr Urtheil abzugeben, denn nur um Wahrheit ſei es ihm zu thun. Durch meinen Gönner, den Grafen von Provence, erhielt ich dieſe Briefe von den Empfängern, die er veranlaßte, ſie mir mitzutheilen und ſo meinen grundloſen Verdacht zu widerlegen. — Wie beſchämt ſteh' ich jetzt da; ich ließ mich herab, mit Euch gemeinſchaftliche Sache zu machen! Ich bin der Getäuſchte! aber Ihr? ſagt Menſch! was konnte Euch veranlaſſen, gegen Euern Wohlthäter ſo — ehrlos und heimtückiſch zu verfahren?

Gluck war, während Piccini ſprach, immer mehr und mehr in ſich zuſammen geſunken. Demüthig, mit weinerlicher Stimme verſetzte er nun:

„Ach, mein theuerſter Gönner! Sie verkennen mich! Nun ja, ich will es geſtehen: ich habe gelogen, ich habe ſchlecht, erbärmlich gehandelt! Aber dennoch bin ich nicht der, für welchen Sie mich halten! — Wenn Sie Alles wüßten! — Ach, ich bin ein unglücklicher Menſch und verdiene nicht Ihren Zorn, ſondern vielmehr Ihr Mitleid! Schon als Knabe wurde mir von meinen Aeltern und Geſchwiſtern täglich wiederholt, daß ich ein ungemeines Talent für die Muſik hätte, daß ich ein großer Componiſt würde, und Ruhm und Geld mir dereinſt gar nicht fehlen könnten. In dieſer Vorausſetzung betrieb ich mit Eifer die Kunſt, ſo ſauer es mir auch wurde. — Mein erſtes größeres Werk wurde in der Stadt, wo ich lebte, wie ein Wunder angeſtaunt, dies beſtärkte mich nur in dem Glauben an meine Größe, und ich meinte: ich dürfe jetzt nur in eine große Stadt ziehen, um Ruhm und Geld im vollſten Maße zu gewinnen. Ich gieng nach Wien, aber weder Ruhm noch Geld ward mir.“

„Ich weiß es; doch da nahm Gluck ſich Eurer an, unterſtützte Euch, gab Euch Unterricht, corrigirte Eure Arbeiten.“

„Freilich, das that er; aber er ſagte mir auch, daß ich kein Genie beſäße, daß ich nie ein großer Componiſt werden könne.“

„Und log er? was iſt denn aus Euch geworden? Und könnt Ihr ihn deßhalb haſſen, heimtückiſch verläumden, weil er Euch ehrlich rieth, abzulaſſen von nutzloſem Streben, auf einen kleinen Kreis in unſerer Kunſt Euch zu beſchränken, oder lieber ein ehrlicher Schuſter oder Schneider zu werden?“

Da zuckte Elias Hegrin grimmig zuſammen, ſchielte den Redner giftig an, und entgegnete im heulenden Ton: „Ja, ich haſſe ihn! — ich werde ihn haſſen! was brauchte er mir's zu ſagen? — Wenn ich auch etwas andres beginne; ich träumte von Ruhm und Gold — weder Ruhm noch Gold wird mir! Verdammt ſei er; er hat mir mein ganzes Leben verbittert, ich will ihm das ſeinige wieder verbittern, wo ich kann.“

„So geh, Elender!“ rief voll Abſcheu Piccini. „Geh! wir haben nichts mehr mit einander gemein; der Gott des Mannes iſt die Ehre! Deine Götzen ſind Selbſtſucht, Eitelkeit, Neid und feige Tücke! Buben Deinesgleichen verdienen kein Mitleid — fort!

Und knirschend vor Bosheit und ohnmächtiger Wuth verließ Elias Hegrin das Haus Piccini's.

Piccini's Oper hatte sehr gefallen, aber die seines Gegners hatte den vollständigsten Sieg davon getragen und einen bis dahin selbst in Paris noch nicht erlebten Enthusiasmus erregt.

Von dem Jubel der entzückten Menge begleitet, verließ Gluck nach der dritten Aufführung seines Werkes den Opernsaal und fuhr seiner stillen Behausung zu. Er hatte nur seinen Liebling Mehul bei sich, der diesen Abend sein Gast sein und mit ihm des Sieges sich freuen sollte.

In Glucks Hause angelangt, traten Beide in das Zimmer, wo schon der gedeckte Tisch bereitet war, blieben aber stutzend am Eingange stehen; denn ein Mann, in einen Mantel gehüllt, stand am Fenster und blickte hinaus in die sternenklare Nacht. Auf das Geräusch hinter seinem Rücken wandte er sich um.

„Piccini!" rief Gluck überrascht.

„Nicht unwillkommen, hoff' ich!" sprach Piccini lächelnd.

„Meiner Treu: willkommen!“ entgegnete Gluck, die dargebotene Hand faſſend und derb ſchüttelnd. „Ei, einen ſo wackern Gegner lob' ich mir.“

„Sprecht nicht von Gegner mehr!“ ſagte Piccini ernſt — „unſer Kampf iſt beendet, ich erkenne Euch für meinen Meiſter, und freudig ſtolz will ich Euch meinen Freund nennen! Mögen die Gluckiſten und Picciniſten ſich ſtreiten ſo lange ſie Luſt haben; Gluck und Piccini verſtehen ſich!“

„Und lieben ſich!“ fiel Gluck ihm feurig in's Wort — „Piccini! Bei meiner Seele, ſo ſei's!“

Joseph Haydn's Lehrjahre.

Erſte Abtheilung.

In dem letzten unſcheinbaren Häuschen des Dorfes Rohrau — auf der Grenze von Ungarn und Oeſtreich, lebte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein junges Ehepaar, treu und fleißig, ſchlecht und recht und wohlgelitten von allen Nachbarn. Der Mann, ein ehrlicher Wagner, ward insgemein nur der luſt'ge Jobſt genannt, ſeiner luſtigen Schwänke halber, welche er (unbeſchadet ſeiner anerkannten Frömmigkeit) immer in Bereitſchaft hatte, und zum Beſten gab, wo es ſich ſchickte und wo er wußte, daß man ſie gern hörte. Sein Weibchen hieß Eliſabeth, kein Menſch im Dorfe aber und noch ſonſt wer, mehrere Meilen im Umkreis, rief ſie anders als: „Hübſch-Elschen!“ und in der That konnten Jobſt und Elschen für das ſchmuckſte Paar in der ganzen Gegend gelten.

Die Ungarn, wie die Oeſtreicher und Böhmen, haben alle eine groſse Liebe für die liebe Muſica. „In zwei Häuſern drei Geigen und ein Hackbrett," heiſst das Sprichwort — und es lügt nicht! —

Daher iſt es denn aber auch nichts Seltenes, daſs Leute aus der ärmeren Klaſſe, wenn ihr erlerntes Handwerk ihnen nicht ſo viel einbringt, als ſie bedürfen, um vor den dringendſten Mangel geſchützt zu ſein, wohlgemuth zur Geige, zum Hackbrett oder zur Harfe greifen; Sontags am Wege oder in der Schenke aufſpielen, und dadurch in der Regel ſo viel gewinnen, daſs ſie wohl gar — wenn ſie nicht liederlich ſind — noch ein Uebriges für die kommenden Zeiten zurücklegen können.

Der luſt'ge Jobſt hatte lange Zeit nicht daran gedacht, auf gleiche Weiſe ſeinen etwas allzubeſcheidenen Hausſtand ein wenig mehr in die Höhe zu bringen, als ihm aber eines Tages Hübſch-Elschen erröthend ſagte: „Jobſt! es wird halt Zeit, daſs wir was vor uns bringen, denn bald — werden wir unſerer Drei ſein;" — da machte Jobſt einen Freudenſprung, umarmte Hübſch-Elschen, und entgegnete: „Schau, nun bezieh' ich meine Violine und

Deine Harfe neu, und künftigen Sonntag gehn wir an den Weg vor's Wirthshaus, und ſpielen luſtig auf, und ſingen eins dazu, und wem's gefällt, der ſchenkt uns was, und wer ein Rappelkopf iſt, der geht vorüber, und wir laſſen ihn gehn! — Gott und die Mutter Gottes werden weiter helfen."

Und am nächſten Sonntag Nachmittag ſaßen der luſt'ge Jobſt und Hübſch-Elschen am Wege vor dem Wirthshauſe des Dorfs; und Jobs ſtrich die Geige, und Hübſch-Elschen ſpielte die Harfe und ſang dazu mit heller lieblicher Stimme. Es ging aber kein einziger Rappelkopf mürriſch vorüber, ſondern wer des Weges daher kam, blieb eine Weile ſtehn, und lauſchte wohlgefällig; und wenn er endlich weiter ging, ſo warf er mindeſtens einen blanken Dreikreuzer der hübſchen jungen Frau in die Schürze. Es läßt ſich denken, daß Jobſt und ſein Weibchen, als ſie am Abend nach Haus kamen, nicht trauriger waren! und alle Sonntag ſpielten ſie von nun an auf, und ſangen dazu ſo lang es ging.

Als nun nach einigen Jahren der alte Schulmeiſter aus dem nahgelegenen Städtchen Haimburg an einem Sonntags-Nachmittag ebenfalls des Weges daher kam, blieb er verwundert und lächelnd ſtehn über das, was er hörte und ſah.

In der wilden Laube nemlich, dem Wirthshauſe gegenüber, ſaß der luſtige Jobſt und fidelte wacker, und neben ihn Hübſch-Elschen, die Harfe ſpielend und dazu ſingend; zwiſchen Beiden aber am Boden ſaß ein kleiner, lieber, bausbäckiger Junge von ungefähr drei Jahren, der hatte ein Brettchen an den Hals geſtemmt, juſt wie eine Geige, und fidelte mit einer Weidenruthe drauf herum, wie mit einem natürlichen Violinbogen; das Drolligſte und zugleich Merkwürdigſte war aber wohl, daß der kleine Menſch genau Tact hielt, pauſirte, wenn ſein Vater pauſirte und Mutter Elschen Solo hatte, und dann mit dem Vater wieder auf dem Sechzehntel einfiel, und dabei ganz ſich gebehrdete, wie dieſer. — Manchmal erhob er ſogar ſein klares Stimmchen, und jauchzte damit recht vernehmlich in den Refrain des Liedes hinein; — das Lied aber, welches Hübſch-Elschen ſang, lautete folgendermaßen:

Der Frühling iſt kommen, die Erde iſt grün!
Die Vögelein ſingen, die Blumen, die blühn.

Es hüpfet der Bach über buntes Geſtein,
Welch' Flimmern und Schimmern! welch' lieblicher Schein!

Die Büſche durchſtrömet balſamiſcher Duft! —
Wie weht von den Bergen erfriſchende Luft!

Die fleißigen Bienlein, ſie ſchwärmen: „ſum ſum!"
Das luſtige Käfergeſindel: „brum brum!"

Hier ſpringen die Lämmchen, und hoch drüber hin
Die goldigen Wölkchen im Himmelsraum ziehn!

Der Knabe am Berge, der bläſ't die Schallmei,
Das Mägdelein hört es und ſchleicht ſich herbei.

Da tönet ein Glöckchen tief unten im Thal!
„Was eilſt Du vorüber? halt, bet' erſt einmal!"

„Und dank' unſerm Gotte, dem Herren der Welt,
„Der liebend ſie ſchuf — und ſie liebend erhält."

„Iſt das Euer Knabe, Spielmann!" fragte der Cantor, als das Lied zu Ende war, und Jobſt verſetzte:

„Freilich, Herr! 's iſt mein kleiner Seperl!"

„Der Junge ſcheint ſchon Luſt und Liebe zur Muſik zu haben?" —

„Was ſollt' er nicht! Meiner Treu, wenn's auf

mich ankommt, ſo bring' ich ihn, ſobald ſich's thun läßt, zu Einem, der's ſo recht verſteht, und es ihm beibringt! Es wird aber wohl noch eine Zeit dauern, weil er bei aller Luſt und Liebe noch gar ſo klein und dümmlich iſt."

„Wir wollen das Weitere beſprechen," ſprach der Cantor und ging ſeiner Wege, und Jobſt und ſeine Frau begannen auf's neue ein ſchönes Lied, und der kleine Joſeph that es ſeinem Vater nach mit Geigen, und jauchzte dazu wie die kleinen Engel im Himmel, wenn ſie in's „Hallelujah!, der großen mit einſtimmen.

Aber der Cantor kam von nun an alle Woche ein paar mal in die Wohnung des luſtigen Jobs, ſich mit ihm über den kleinen Seperl zu beſprechen, und der Kleine ward gar bald Herzensfreund mit dem gutmüthigen alten Mann.

Das ging ſo an die zwei Jahre fort, da ſprach der Cantor zu dem luſtigen Jobſt: „Nun wär's die rechte Zeit, und wenn Du mir nun den Seperl überlaſſen willſt, ſo nehm' ich ihn mit mir und fang' an

ihm zu lehren, was er wiſſen muß, um ein braver Kerl und ein tüchtiger Muſikant zu werden.“

Jobſt beſann ſich nicht lange, denn er ſah wohl ein: wie gut der Unterricht des Meiſter Wolferl ſeinem Seperl bekommen würde! und hatte auch Hübſch-Elschen mehrere Bedenklichkeiten, den Seperl von ſich zu laſſen, weil er doch ihr lieber Bube und einziges Kind war, ſo gab ſie doch auch endlich nach, denn Jobſt ſagte: „der Bube bleibt immer unſer, und war er bis jetzt unſer einziges Kind, ſo iſt noch nicht damit geſagt, daß wir nicht mehr bekommen könnten! denn wir ſind — gottlob! beide jung und friſch, und haben uns lieb.“

Er ſagte daher zum Cantor Wolferl, als der das Nächſtemal wieder kam: „Topp! hier iſt der Seperl! haltet ihn gut, und denkt daran, daß er unſer Augapfel iſt.“

„Ich werd' ihn halten, wie meinen eignen!“ verſetzte der Cantor, und ſchaute dabei gen Himmel, als wolle er den lieben Gott zum Zeugen ſeines Verſprechens anrufen.

Hübſch-Elschen packte darnach die wenigen Kleidungsſtücke Seperls in ein Bündelchen, gab dem

Jungen noch eine Schnitte Brod mit Salz und eine Schale Milch, ſegnete ihn und herzte ihn und gab ihm dann das Geleit bis an die Thür der Hütte, wo ſie ihn mit drei Kreuzen zeichnete, und dann in's Stübchen zurückkehrte. Jobſt ging bis zum halben Weg nach Haimburg mit, und kehrte dann ebenfalls zurück — worauf Wolferl und Seperl ſelbander fortſchritten, bis ſie das Ziel ihrer Wanderung, Wolferls Häuschen, erreichten.

Wolferl war ein alter Junggeſelle, aber einer von der guten Sorte, deſſen Herz, trotz ſeines grauen Kopfes, noch immer jugendlich und warm alle guten Menſchen liebte, und ſelbſt gegen die minder Guten duldſam und nachſichtig war, weil er gar wohl wußte, wie ſchwach und wankelmüthig des Menſchen Herz oft iſt. — Die durchaus Schlechten und Boshaften dagegen haßte er eben ſo ſehr, als er die Guten liebte, und mied jede Gemeinſchaft mit ihnen; „denn," ſprach er, „wer einmal wirklich ſchlecht und verderbt iſt, der bleibt es mindeſtens hier, und der Umgang mit dem Guten beſſert ihn nicht mehr, im Gegentheil! er wird den Guten mit in's Verderben reißen."

Dies ſagte er dem kleinen Joſeph täglich und lehrte es ihm, wie das Singen, das Blaſen und Paukenſchlagen, und wahrhaftig, der Joſeph begriff es zugleich mit der Muſik, und empfand es wie die Muſik, und übte es wie die Muſik ſo lange er lebte.

Was aber Jobſt ſeinem Weibchen zum Troſte geſagt hatte, als ſie ihren Erſtgebornen mit dem alten Cantor ziehen ließ, das traf richtig bald ein; denn im folgenden Jahre ſchon (1737) ward ein zweites Söhnlein von den glücklichen Aeltern begrüßt und von ihnen in der heiligen Taufe Michael genannt.

Und wieder verfloß ein Jahr, und noch eins, und der Joſeph ward ein geſchickter Junge, der eine ſo helle klare Stimme hatte wie ſeine Mutter; die Violine ſo gut ſpielte wie ſein Vater; außerdem aber noch Horn blies und die Pauken ſchlug, bei den geiſtlichen Muſiken, welche Wolferl an Kirchweih- und andern Feſten veranſtaltete. Vor allem aber ward der Joſeph ein treues ehrliches Gemüth, das Gott vor Augen hatte, ſtets zufrieden und luſtig

dreinſchaute und allen Menſchen wohlwollte, weshalb denn auch alle Menſchen ihn wieder liebten, und der der alte Wolferl oft mit Freudenthränen ausrief: „Wahrlich! ich ſage Euch: in dieſem Joſeph wird Gott der Welt einſt offenbaren, daß gleichwie das Himmelreich, ſo auch das Reich der herrlichen Tonkunſt nur Denen gehört, ſo ſchuldlos und reines Herzens ſind.“ Jemehr aber Wolferl nun merkte, welch ein ausgezeichnetes Talent für die Kunſt dem Knaben verliehen worden, um ſo ernſter dachte er daran, einen Gönner aufzufinden, der ſeinem lieben Pflegling den weiteren Weg zum erſehnten Ziele führen möge, denn daß ſeine eigne Kraft hierzu bald nicht mehr ausreichen würde, fühlte er, ſo oft er den Eifer und das Geſchick beobachtete, mit welchem Joſeph ſich ſeinen Studien widmete. — Da fügte es denn endlich der liebe Gott, daß der Herr von Reuter, K. K. Capellmeiſter und Muſikdirector an der St. Stephanskirche in Wien, den Herrn Dechant von Haimburg beſuchte; — der Herr Dechant erzählte dem Herrn von Reuter von dem Seperl, dem Sohne des luſtigen Wagners Jobſt Haydn, dem Pflegling und Schüler des alten Cantors Wol-

ferl, und alsbald kam dem Capellmeiſter die Luſt an, den Knaben kennen zu lernen.

Der Dechant war allſogleich willig, ihn und ſeinen Pflegevater kommen zu laſſen, doch Herr von Reuter verſetzte lächelnd: „Nein, nein! Hochwürdirſter Herr! nicht vorgeführt will ich den Buben haben; ich will ihn aufſuchen, und ihn wo möglich belauſchen in ſeinem Thun und Treiben, bevor er mich erblicken und meine gute Abſicht errathen ſoll, denn daß ich, wenn ich den Knaben ſo finde, wie Ew. Hochwürden glauben, daß er ſei — ich alles thun werde, ihn weiter zu führen, verſteht ſich von ſelbſt.“ Am andern Morgen begab ſich demnach der Herr von Reuter nach der Wohnung des Cantors, und tratt ſtill und ungemeldet in's Haus — in's Zimmer. Da ſaß der Joſeph allein am Poſitiv und ſpielte einen einfachen aber erhebenden Choral eines alten deutſchen Meiſters. Reuter blieb ſichtlich ergriffen auf der Schwelle unter der Thür ſtehn und lauſchte wohlgefällig. Der Knabe war ſo vertieft in ſein Spiel, daß er den Eintretenden nicht eher bemerkte, als bis er den Choral geendet hatte, und nun zufällig ſich wandte, da ſchau'te er den Frem-

den, verwundert zwar, doch gar freundlich und offen mit seinen ehrlichen schwarzen Augen an.

„Recht brav, mein Sohn!“ sprach nun der Herr von Reuter — „wo ist Dein Pflegevater?“

„Im Garten!“ erwiederte der Knabe, „soll ich ihn holen?“

„Hol' ihn, und sag' ihm, der Capellmeister von Reuter wünsche ihn zu sprechen — (der Knabe wollte gehn) — „Halt! nicht wahr? Du bist doch der Joseph Haydn?“ —

„Ja, ich bin der Seperl.“

„Gut, so geh'.“

Und Joseph ging und holte seinen alten Meister Wolferl, der mit abgezogenem Sammetkäppchen und vielen Reverenzen, den Herrn Capellmeister und Musikdirector an St. Stephan willkommen hieß in seiner geringen Behausung. — Der Herr von Reuter dagegen lobte gar sehr das tüchtige Spiel des Joseph, erkundigte sich angelegentlich, was der Junge sonst noch gelernt habe und examinirte diesen endlich förmlich.

Joseph bestand das Examen über die Maßen gut

Herr von Reuters Zufriedenheit ſtieg mit jeder Antwort, welche er auf ſeine Fragen erhielt.

Endlich beredete er ſich wohl eine Stunde lang eifrig mit dem alten Wolferl und ſchied erſt um die Mittagsſtunde. Joſeph mußte ihn begleiten und für dieſen Tag ſein Mitgaſt bei dem Herrn Dechanten ſein.

Nach acht Tagen ſaßen der alte Wolferl, der luſt'ge Jobſt und Hübſch-Elschen mit ihrem kleinen Michael auf dem Schooße faſt kleinlaut beiſammen und ſprachen von dem guten Seperl, welcher dieſen Morgen mit dem Herrn von Reuter nach Wien gereiſet war, um als Chorknabe im St. Stephan einzutreten.

Zweite Abtheilung.

Es ſchlug acht Uhr früh — und in der Leopoldſtadt ward es lebendig! Eine gewaltige Menſchenmenge drängte ſich auf der Brücke durcheinander, Fratſchelweiber und Schuſterjungen, Mehlſpeishändler, Tabulettkrämer, feine Reiter und grobe Fiaker! hinein in die Stadt und heraus! und mitten durch das dickſte Gedränge ſchlüpfte, aalgewandt und ſchmiegſam, der allbekannte Herr Wenzel Puderlein, Haarkünſtler, Bürger und Hausbeſitzer in der Leopoldſtadt.

Bald hatte er den Weg, welcher die Leopoldſtadt von der Stadt trennt, durchmeſſen und eilte jetzt flüchtigen Schrittes durch Gaſſen und Gäßchen dem Graben zu, wo ſeine vornehmſten Kunden, welche er jeden Morgen zu bedienen hatte, wohnten.

Er ſchlüpfte ſogleich in eins der anſehnlichſten Häuſer, ſprang zwei Stiegen hinauf, zog die Klingel und ſchritt, nachdem das Stubenmädel ihm die Pforte des Vorſaals geöffnet, im Bewußtſein ſeiner Würde keck durch den Saal auf eine Flügelthüre zu. — Hier aber machte er halt! ſetzte die Füße in die gehörige Poſition, nahm demüthig den Hut ab und klopfte beſcheidentlich dreimal an die Thür.

„Herein!“ tönte drinnen eine gewaltige Baßſtimme. Wenzel Puderlein erſchrack und fuhr einen Augenblick etwas Weniges zurück, dann aber faßte er ſich ein Herz, zog den Drücker nieder, öffnete die Thür und trat in's Gemach.

Ein ſtattlicher ältlicher Mann ſaß in großgeblümtem Schlafrock und in einer Ledermütze am Schreibtiſche und erhob ſich, als er den Eintretenden gewahrte, indem er ſprach: „Gut, daß Er kommt, Puderlein! mach' Er ſich an's Geſchäft, aber ſchnell, das rath' Ihm! denn eben hat die Kaiſerin nach mir geſchickt, in einer halben Stunde muß ich dort ſein.“ Somit ſetzte er ſich in einen Seſſel, und Wenzel Puderlein begann ſogleich ihn zu friſiren, ohne (ganz ſeiner Natur zuwider!) auch nur ein einziges Wörtchen

zu reden, wohl wissend, wie strenge solches bei dem ersten Leibarzt Ihrer K. K. Majestät verpönt sei.

Doch nicht allzu lange durfte er diese größte aller Qualen — die des Schweigens nämlich — erdulden, indem bald darauf abermals die Thür geöffnet wurde und ein schöner Jüngling von 16 bis 17 Jahren in's Zimmer trat — auf den ältern Herrn zuschritt, ihm ehrerbietigst die Hand küßte und einen guten Morgen wünschte.

Der alte Herr dankte kurz und fragte dann: „Was war es denn, was Du Dir gestern Abend von mir ausbitten wolltest, als es grade 11 schlug und ich Dich zu Bette schickte?"

Der Jüngling lächelte demüthig und versetzte: „Ich wollte Sie bitten, mein Vater, daß ich — wenn es Ihre Zeit erlaubte — Ihnen den jungen Mann vorstellen dürfte, welchen ich mir zum Lehrer auf dem Klavier wünschte."

„Ja so! — nun diesen Mittag meinethalben! ber wer hat ihn Dir empfohlen?"

„Ein herrliches Spiel, das ich gestern so glück- ch war bei der Fräulein von Martinez zu hören."

„Ach! Ew. Gnaden meinen den jungen Haydn?"

platzte Puderlein heraus und fuhr ſogleich erſchrocken zuſammen, nichts gewiſſer erwartend, als daß nun ein furchtbares Donnerwetter von Seiten des alten Herrn über ſein Haupt hereinbrechen werde. Aber wider alles Erwarten maß ihn der alte Herr blos einen Augenblick, wie verwundert, vom Kopf bis zu den Füßen, und fragte dann gleichmüthig: „Kennt Er den jungen Mann ſchon, und was weiß Er von ihm?“

„Ob ich ihn kenne?“ verſetzte Puderlein. — „O freilich, Ew. Gnaden! ich kenn' ihn! Was ich von ihm weiß? O gar viel! denn ſchauen's, Ew. Gnaden! ich hab' auch die Ehr' gehabt, den Herrn Kapellmeiſter von Reuter viele Jahre lang zu friſiren, bei dieſem war der Haydn eine Zeit lang im Hauſe — 's mögen jetzt 10—11 Jahr her ſein — nu! da hab' ich ihn, ſo zu ſagen, von Kindheit an gekannt. Hernach hab' ich ihn wohl hundertmal in St. Stephan in den Meſſen mitſingen hören, wo er Chorknabe g'weſen iſt; ſeit einen Paar Jahren aber haben's 'n fortgejagt.

„Fortgejagt? — alle Teufel! warum?“

„Ja, ſchauen's Ew. Gnaden! er hat eine ſo ſchöne helle Stimme gehabt, wie keine Sängerin in

der Oper, da haben die frommen und hochwürdigen Herren zu St. Stephan gewollt, der Haydn sollt' sich — na, Ew. Gnaden werden sich schon denken — was.... Aber was g'schieht? Mein Pepi, als er das hört, bekommt einen Schreck, daß er das hitzige Fieber kriegt, und als er endlich wieder gesund wird, so ist seine schöne Stimme wutschi! — Aber ein Mandl ist er geblieben! weil sie ihn aber am St. Stephan als Mandl nit haben brauchen gekonnt, haben's ihn fortgejagt." —

Der alte Herr that — was noch kein Mensch von ihm gesehen hatte — er lachte, daß ihm der Bauch wackelte. — „Da hat der liebe Gott den frommen Herrn zu St. Stephan einen gewaltigen Strich durch ihre Rechnung gemacht!" rief er, „'s ist ihnen recht gethan! Pfui Teufel! Gottes herrlichstes Bild so zu verstümmeln, damit es — wie sie wähnen — zu seiner Ehre mit widerlicher unnatürlicher Stimme Hymnen krähe, auf ihn, den schrecklich Geläſterten!! — Doch was treibt der junge Haydn jetzt?"

„Ja, schauen's Ew. Gnaden! der arme Teufel muß sich's halt sauer werden lassen mit Stunden-

geben, Aufſpielen z'm Aufhacken, wo's vorkömmt; auch ſoll er ſelber ſchon komponiren, oder wie ſie's nennen! — nu, aber was helft's, daß er ſich plagt? er wohnt da in dem Hauſe, wo der Herr von Metaſtaſio wohnt, aber nit im erſten Stock, wie der Herr Hofpoet, ſondern fünf Stiegen hoch, und wenn er des Winters zu Haus iſt, ſo muß er ſich in's Bett legen und d'rin arbeiten, damit er nit erfriert, denn, ſchau'n Sie! er hat in ſeiner Kammer wohl einen Ofen — o ja! aber kein Geld, um Holz zu kaufen, damit einzuheizen.“

„Das muß anders werden, das ſoll anders werden!“ rief der Herr van Swieten, indem er vom Stuhl aufſtand — „Bin ich fertig?“

„Halten's zu Gnaden! nur noch das Bandel am Haarbeutel.“

„'S iſt ſchon gut ſo! laß Er's nur und pack' Er ſich ſeiner Wege!“ (Puderlein verſchwand) „und Du, Gottlieb! hilf mir meinen Rock an, reiche mir Stock und Hut, und dieſen Nachmittag führe Deinen jungen Lehrer zu mir.“ Somit ging er, und freudig flog der junge Herr van Swieten an den Schreib-

tiſch, um an Haydn eine Einladung zu ſchreiben, dieſen Nachmittag in ſeines Vaters Wohnung ſich einzufinden.

Indeß ſaß Joſeph Haydn gar trübſelig und beinahe hoffnungslos auf ſeinem Stübchen und, ſo wenig es ſonſt ſeine Art war, eine Stunde im müſſigen Hinbrüten zu verbringnn — diesmal drohte es faſt zu arg zu werden, und ſein guter Humor gerieth in Verſuchung, ihm für immer Ade zu ſagen, wie ſeine einzige Freundin und Beſchützerin, das Fräulein Martinez.

An dieſem Morgen nämlich war die liebenswürdige junge Dame abgereiſet. Haydn hatte ſie im Klavierſpiel und im Geſange unterrichtet und dafür von Metaſtaſio freien Tiſch und freie Wohnung — in der fünften Etage — erhalten. Beides hörte nun mit der Abreiſe des Fräuleins auf, und Joſeph war ärmer an Geld, als zuvor; denn alles, was er außerdem noch verdient hatte, war gewiſſenhaft ſeinen Aeltern zugeſandt worden, und nur ſo viel hatte er für ſich behalten, als eben unumgänglich nöthig

war, ſich anſtändig, wiewohl nur ärmlich, zu kleiden. —

Andere Gönner und Freunde hatte er nicht! Metaſtaſio, der Einzige, der ihm näher ſtand, kannte nur ſein anſpruchloſes Aeußeres und war zu bequem, um ſich ſonderlich nach den nähern Verhältniſſen des Jünglings zu erkundigen, oder ſich dafür zu intereſſiren. — Trocken hatte er dem armen Joſeph es geſagt, daß, da Fräulein Martinez Wien verlaſſe, mithin ſein Stundengeben vorbei ſei, er ſich bis zu Ende des Monats — nach einer andern Wohnung umſehen könne, und Joſeph war zu ſchüchtern und zu voll Ehrgefühl, um etwas Anderes darauf zu erwiedern, als: „daß er für das bisher genoſſene Gute danke und ſich eine neue Wohnung ſuchen werde.“ — Ueber das Wo? dachte er jetzt nach und fragte endlich lautſeufzend: „Wohin ohne Geld?“ Da wurde, ohne vorhergegangenes Anklopfen, die Thür ſeines Zimmers aufgeriſſen, und kecken Anſtandes, mit funkelnden Blicken trat Herr Wenzel Puderlein in's Gemach.

„Zu mir!“ — rief der edle Friſeur, indem er gebietend das Brenneiſen wie einen Kommandoſtab

gegen Joſeph ausſtreckte und den Puderbeutel gefühlvoll an's Herz preßte — „Zu mir ſoll Er, verwaiſeter Jüngling! ich will Sein Vater, Sein Schützer, Sein Ernährer ſein; denn ich hab' ein Gefühl für's Große und Erhabene und hab's geſpürt, was Er für ein Genie werden kann, wenn man Ihm auf die Sprünge hilft; für ſich allein kommt Er auf keinen grünen Zweig, weil Er zu dumm iſt, die Menſchheit zu faſſen, wie ich ſie zu faſſen verſteh'. — Ich will Ihm die Kunſt beibringen; ich! und wo Er es nit in Jahr und Tag capirt hat, und nit mit allen Hunden gehetzt iſt, ſo muß Er ein Dalk ſein, und ich geb' Ihm auf!" —

„Ach, mein werther Herr von Puderlein!" — entgegnete verwundert Haydn — „Sie wollen ſich meiner annehmen? eben jetzt, wo ich weder aus, noch ein weiß? O wie ſehr erkenne ich Ihre Güte! aber womit habe ich armer Schelm ſie verdient und wie ſoll ich Ihnen danken?"

„Das geht Ihn nichts an!" — ſprach Puderlein kurz — „wird ſich alles finden zu ſeiner Zeit! jetzt vorerſt ſetzt Er ſich auf den Stuhl da hin und rührt ſich nit, bis ich Ihm die Erlaubniß gebe.

Ich will der Welt zeigen, was ein Mann von Genie ſelbſt aus einem mittelmäßigen Kopf zu bilden vermag.“

„Wollen Sie mir denn gar die Ehre anthun, mich zu friſiren, Herr von Puderlein?“

„Nit gefragt, ſondern hingeſetzt!“

Gehorſam ſetzte ſich Joſeph, und alsbald begann Herr Wenzel Puderlein ihn nach der allerneueſten Mode zu friſiren. Als er damit fertig war, ſprach er mit Stolz: „Wahrlich, Haydn! wenn ich Ihn ſo betracht' und bedenk', was Er war, eh' ich Ihm den Kopf zurecht ſetzte, und was Er nun iſt, ſo möcht' ich Ihn, ohne Anmaßung, ein von mir erſchaffenes Weſen nennen! aber ich bin nit ſo ſtolz, und ſo ſag' ich Ihm denn nur: daß Er, ſo lang Er da als ein Menſch auf zwei Beinen einhergeht, erſt durch mich eine menſchliche Visage bekommen hat. Nun hör' Er und merk' Er auf: Er zieht ſich ſogleich, ſo gut wie möglich, an, oder, um mich noch deutlicher auszudrucken, Er wirft ſich preſtiſſimo in den beſten Staat und packt dann ſeine wenigen Habſeligkeiten zuſammen, daß ich ſie dieſen Abend hier kann abholen laſſen. Dann verfügt Er ſich in

die Leopoldſtadt in mein Haus an der Donau, Nr. 7, ſteigt die Stiege hinauf, klopft an und macht meiner Jungfer Tochter Sein Kompliment, und ſagt: Er wäre der und der, und der Herr v. Puderlein hätt' Ihn geſchickt, und wann Ihn hungert oder durſt't, ſo läßt Er ſich was zu eſſen geben und ein Glas Ofener oder Kloſterneuburger, und verhält ſich im Uebrigen ruhig, bis ich heim komme und Ihm ausführlich ſage, was ich mit Ihm vorhab'! Adieu!"

Somit trollte Herr Wenzel Puderlein zur Thür hinaus, und Joſeph ſtand ſehr ſchön friſirt, aber auch ſehr verdutzt, eine Weile mitten im Stübchen.

Als er endlich wieder zur Beſinnung kam, dankte er mit Thränen ſeinem Gott, der ihm das Herz eines großmüthigen Beſchützers erweckt habe, wodurch ſeine bittere Noth nun auf einmal ein fröhliches Ende nehmen werde; dann packte er, wie Wenzel Puderlein ihn geheißen, ſeine wenigen Kleider und vielen Noten zuſammen, kleidete ſich ſorgfältig an, ſchloß ſein Stübchen ab und, nachdem er ſehr gerührt von dem reichen Metaſtaſio Abſchied genommen, wanderte er getroſt und zuverſichtlich, das Herz voll Freude

und den Kopf voll neuer Melodieen, der Leopoldſtadt und dem Hauſe ſeines Gönners zu.

Als der junge Herr van Swieten eine halbe Stunde ſpäter nach dem jungen Komponiſten fragte, wußte Signor Metaſtaſio keine Antwort zu geben, wohin der „Giuſeppo" gekommen ſei. — Wie manche leidenvolle Stunde bereitete dieſe Vergeßlichkeit des gefeierten Dichters und weiſen Mannes dem armen, unbekannten und doch ſo ungleich größern Jüngling, Haydn!

Als Joſeph nach einer ziemlich langen Wanderung endlich vor Herrn Puderlein's Hauſe ſtand, wurde ihm doch ein wenig ſeltſam zu Muth, und es wollte ihm ſogar bedünken, als verſpüre er ſo eigentlich von Muth gar nichts mehr in ſich — eine ganz natürliche Folge des Gedankens, daß er in wenigen Augenblicken allein vor einem fremden jungen Mädchen ſtehen und mit ihm converſiren ſolle, welches denn allerdings bei ſeiner Blödigkeit und Unerfahrenheit nichts Leichtes für ihn war. — Indeß, gethan mußte der Schritt ſein. Er faßte ſich, ſo gut er

konnte, ging in's Haus, die Treppe hinauf und klopfte an.

Die Vorsaalthüre wurde geöffnet und ein allerliebstes Mädchen von 18—19 Jahren trat dem zagenden Joseph entgegen.

Joseph stand verlegen vor ihr, stotterte sein Kompliment und seine Bestellung von Herrn Wenzel Puderlein, und die schöne Nanny hörte ihn an mit einer Miene, worin sich Wohlgefallen und Mitleid — Letzteres mit der gedrückten Lage des Jünglings — aussprachen.

Als er endlich geredet, nahm sie ihn (worüber er nicht wenig erschrack!) ohne alle Verlegenheit traulich bei der Hand, und ihn in's Wohnzimmer ziehend, sprach sie mit gar einschmeichelnder Stimme: „Kommen S' nur, Musjö Haydn! 's ist halt schon gut so, und i glaub's, daß mein Papa 's gut mit Ihnen meint! denn er bekümmert sich um jede Dummheit und möcht' gern jeden armen Teufel zu sich in's Haus nehmen, wann er merkt, daß nur noch ein gutes Haar an ihm ist! Von Sie hat er mir schon viel vorgeplauscht, und Sie mögen sich d'rauf verlassen, daß er Ihnen forthilft; denn er hat gar

vornehme Bekanntſchaften! Wenn Sie ſich nur 'n Biſſel in ſeine Grillen ſchicken; denn freilich iſt er oft wunderlich. —"

Joſeph betheuerte, daß er ſich ſchon ſchicken wollte, und Nanny fuhr fort: „Sonſt halten S' ſich nur an mich; denn ſchauen S', am Ende führ' ich doch allein das Regiment hier im Hauſ', und ſelbſt der Papa muß halt, wie ich will. Nu aber ſagen S': was Sie ſchaffen? Zieren S' ſich nit! 's iſt noch eine Zeit lang bis Mittag, und Sie müſſen hungrig ſein vom weiten Weg." —

Joſeph konnte dies nicht läugnen, bat ſich aber nur beſcheidentlich ein Butterbrod und ein Glas Waſſer aus.

„Ah pah!" entgegnete lachend Nanny und hüpfte zur Thür hinaus. Bald kehrte ſie wieder zurück, hinter ſich den Lehrbuben, welchen ſie draußen mit kalter Küche, einer Flaſche Wein und ein Paar Gläſern bepackt hatte, daß der Arme faſt unter ſeiner Laſt erlag, ohne es jedoch zu wagen, eine Miene zu verziehen; denn allerdings war er, als jahrelanger Hausgenoß, ſchon hinlänglich von Jungfer Nanny's Regentſchaft überzeugt.

Nanny ordnete geschäftig den Tisch, was ihr
ollerliebst stand, füllte dem Joseph das Glas und
ließ ihn freundlich von den kalten Backhändl'n und
was sonst noch zur Auswahl bereit stand, zulangen.
Und Joseph langte zu, erst blöde — dann muthiger!
Als er endlich auf Nanny's Zureden ein Paar
Gläser Wein geleert hatte, ließ er sich's, ohne
Scheu, so gut schmecken, wie seit langer Zeit nicht,
und machte nebenbei die Bemerkung: daß, wenn die
Jungfer Nanny Puderlein auch lange nicht so vor-
ehm und gelehrt sei, als seine geschiedene Gönnerin,
as von ihm über alle Maßen hochverehrte Fräulein
on Martinez — sie dennoch, was Jugend, Schön-
eit und artiges Wesen beträfe, es wohl mit den
ervornehmsten Damen in Wien aufnehmen könne.

Kurz und gut, als Herr Wenzel Puderlein nach
erlauf einiger Stunden in's Zimmer trat, fand
den Joseph gar aufgeweckt, mit glänzenden Augen
d Wangen wie Rosen — sterblich verliebt in die
bsche Nanny.

Mehrere Monate schon lebte Joseph Haydn in
n Hause des Herrn Wenzel Puderlein, Bürgers,

Hausbesitzers und berühmten Friseurs in der Leopoldstadt zu Wien, und kein Mensch in der herrlichen Kaiserstadt wußte, wohin der sehr arme, aber auch sehr talentvolle und artige junge Clavierspieler und Componist gerathen war! Umsonst forschten seine wenigen Freunde, umsonst der junge van Swieten, umsonst endlich selbst Metastasio; Joseph schien spurlos aus Wien verschwunden, denn Herr Wenzel Puderlein hielt seinen Aufenthalt sorgfältig verborgen, und verwunderte sich und lamentirte sogar am meisten über den Verlornen, wenn seine hohen Kunden ihn fragten: ob denn er, der doch alles wisse, nichts über Josephs jetzigen Aufenthalt sagen könne. Er glaubte seine guten Gründe und das größte Recht zu haben, die bisher im Leben noch nicht geübte Tugend des Schweigens jetzt zu üben, indem er, wie er sich selbst sagte, nichts anderes bezwecke, als einen unerhört glücklichen Menschen aus dem Joseph zu machen! Aber er allein wollte es, Niemand sollte ihm dabei helfen, und selbst sein Schutzling nicht eher etwas davon erfahren, als bis er dem Glücke mitten im Schooße säße.

Joseph ließ sich Alles gefallen, und war in seinem

Gott vergnügt, daß er jetzt ungestört Sebastian Bachs Werke studiren, sich im Quartettsatz versuchen, sich satt essen, und endlich Tag für Tag die schöne Nanny sehen und mit ihr kosen konnte. — Es fiel ihm unter solchen Umständen gar nicht auf: daß er gewissermaßen wie ein Gefangener in Puderleins Hause lebte, den Tag über entweder auf sein freundliches Stübchen oder in das Gärtchen hinter'm Hause gebannt war, und nur in der Abenddämmerung mit Herrn Puderlein und Nettchen vor der Linie sich ergehen durfte. — Es fiel ihm nicht ein, noch andern Umgang als den seiner Hausgenossen und seiner nächsten Nachbarn, (welche ihn nur unter den Namen eines Herrn Joseph kannten), zu verlangen, und zutmüthig lieferte er Herrn Wenzel Puderlein alle Samstage die bestimmte Anzahl Menuetten, Ländler und Walzer ab, welche zu componiren dieser ihm aufgegeben. Herr Wenzel Puderlein aber trug die Tänze zu einem ihm wohlbekannten Tanzwirth in der Leopoldstadt, der ihm für jede vollstimmige Menuett drei Gulden Conv. Münze, für einen Ländler anderthalb u. s. w. zahlte. Dieses Geld verschloß Wenzel Puderlein gewissenhaft in eine Casse, um es zu

ſeiner Zeit zu Joſephs Beſten zu verwenden. Zu dieſem Behufe erkundigte er ſich fleißig nach Joſephs größeren Arbeiten, und ob er nicht bald etwas fertig habe, was er mit Ehren dem größeren Publikum bekannt machen könne? —

„Ach ja, freilich!“ verſetzte Joſeph — „dies Quartett da — wenn ich's vollendet haben werde — dürfte ſich ſchon hinauswagen unter die Leut', denn mit Gottes Hülfe denk' ich was Tüchtiges d'raus zu machen! — aber was hilft mir's, 's wird's halt wieder kein Verleger annehmen wollen, haben s' mich doch ſchon oft genug zurückgewieſen, weil ich kein berühmter vornehmer Herr bin und keinen Gönner habe, dem ich's dediciren könnte.“ —

„Das wird ſich alles finden!“ ſchmunzelte Puderlein, „mach' Er das Dings nur fertig, ohne jedoch ſeine Tänze zu vernachläſſigen! ich ſag' Ihm: mit Kleinem fängt ein kluger Kerl an und hört mit Großem auf! alſo friſch!“ —

Und Joſeph arbeitete was er konnte, dabei aber ward er von Tag zu Tag verliebter in die hübſche Nanny; und Nanny — kam dem hübſchen ſchwarzbraunen Jungen auf halbem Wege entgegen. Wenzel

Puderlein merkte das gar bald, da jedoch alles sehr unschuldig und ehrbar zuging, so war es ihm schon recht, und er ließ die jungen Leutchen gewähren, nur manchmal ein wenig barsch darein fahrend, wenn Joseph über dem süßen Getändel die Arbeit vergaß, oder Nanny die Wirthschaft.

Bei weitem nicht so ruhig sah es aber Mosjö Ignatz, Puderleins Gesell und bisheriges Fac-totum mit an, indem er glaubte, ältere Ansprüche auf Jungfer Nanny's Liebe zu haben! Der Himmel mag wissen, wie viel oder wie wenig Wahres dran war, denn bei einer jungen Wienerin über vierzehn Jahren gehört es unter die unmöglichen Dinge, zu bestimmen, wie viele Liebhaber sie schon gehabt, denn die Klugheit der Wiener Mädel ist erstaunlich, was die Liebeshändel betrifft.

Wie dem gewesen sein mag, so viel stand fest, daß Mosjö Ignatz Gift und Galle kochte, so oft er die hübsche Nanny und den Joseph beisammen sah! Puderbeutel und Brenneisen hätte er oft in seinem Grimm zwischen Beide schleudern mögen, wenn er sie zärtliche Duette singen hörte, denn es ist zu sagen: daß Nanny eine allerliebste Stimme hatte,

die Muſik ſehr liebte und Joſephs eifrige Geſangsſchülerin war.

Das Herz des zürnenden Nebenbuhlers ertrug endlich die Qualen der Eiferſucht nicht mehr, und eines Morgens trat er vor den Herrn hin, ihm das Geheimniß der Liebenden (wie er wähnte) zu enthüllen. Doch wie ward ihm, als Herr Wenzel Puderlein — ſtatt in wüthenden Zorn auszubrechen und den Joſeph ohne Weiteres zum Hauſe hinaus zu werfen, lächelnd verſetzte: „Was Er mir da ſagt, Mosjö Ratz? ſchau Er, das hab' i ſchon lange gemerkt, und 's iſt halt ſchon gut.“

„Nein!“ rief Ignatz, nach einer langen Pauſe ſprachloſen Erſtaunens, losbrechend — „Nein, Herr von Puderlein! es iſt halt nit gut! — ei ſeht doch, als ob Sie nit wüßten, daß ich — ich Ihre Jungfer Tochter ſchon ſeit Jahren anbete und liebe.

Jetzt war das Erſtaunen an Herrn Puderlein, und ebenfalls zornig entgegnete er: „Kein Wort hab' i gewußt! kein Wort weiß ich! kein Wort will ich wiſſen! — Was? Ratz! iſt er toll? meine Tochter betet Er an und liebt Er? — was fällt ihm ein? Geh' Er, nehm Er ſeinen Puderbeutel und's

Brenneiſen und bedien' Er ſeine Kunden, und mach' Er ſich keine aufwärtsſtrebenden Gedanken; denn meine Tochter will nix von ihm wiſſen. und ich auch nicht, wenn Er ſo dalket iſt.“

„Oho! ſo haben S' alle Beide nit immer geſprochen! Es gab eine Zeit, Herr von Puderlein! wo Sie und Ihre Mademoiſelle Tochter —“

„Halt Er den Mund und pack' Er ſich!“ —

„Herr von Puderlein, Sie ſind ein Mann von Ehre! ſein Sie gerecht und dankbar für meine langjährigen treuen Dienſte! Ich hab' Ihnen immer das Wort geredet bei andern Leuten, wann ſie ſagten: „Der Herr von Puderlein iſt ein alter Filz und dalket!“ — ich hab' geſagt: „das iſt nicht wahr!“ wenn's auch oft die Wahrheit geweſen iſt, was die Leute geſagt haben.“

„Nu hör' Er auf!“

„Herr von Puderlein! ſein Sie großmüthig! ich bitte Sie fußfällig! geben S' mir Ihre Tochter zur Frau!“ —

„Eine Watſche werd ich Ihm ſogleich geben, wenn Er nit zur Vernunft kommt.“ —

„Was?“ kreiſchte Ignatz aufſpringend — „was? eine Watſche?*) mir? mich? einem freigeſprochenen Geſellen der Perückenmacher-Zunft?“ —

„Und wär' Er ein König — und wär' Er ein Kaiſer, und hätt' er eine goldne Kron auf'm Kopf, und einen Scepter in der Hand, hier in meinem Hauſe bin ich Herr und Gebieter, und werd' ihm eine Watſche geben, wenn er mir's zu toll macht.“

„Gut!“ verſetzte Ignatz trotzig — „recht gut, Herr von Puderlein! wir ſein geſchiedene Leut'! in dieſer Stund' noch verlaß ich dies verrätheriſche Haus und Sie und Ihre Perückenſtöck'! aber ich werde mich zu rächen wiſſen, das können S' glauben, Sie! und wenn das Malheur über Sie und Ihrer ungetreuen Tochter und dem gelbſchnäbelichen Clavierſpieler hereinbricht, ſo denken S' an den Natz Schuppenpelz.“ —

Damit ging der Geſell, packte ſeine Habſeligkeiten zuſammen, ließ ſich ſeinen Lohn auszahlen,

---

*) Ohrfeige.

und verließ Rache ſchnaubend das Haus. Herr von Puderlein war ſehr erboßt, Nanny lachte, und Joſeph ſaß im Garten, ſich um nichts kümmernd, als um ſein Quartett, woran er eben arbeitete.

Herr Wenzel Puderlein ſah den Augenblick immer näher rücken, wo er die Aufmerkſamkeit der großen Kaiſerſtadt auf ſich, als einen Schützer und Förderer eines ausgezeichneten muſikaliſchen Genies lenken würde. — Die Tänze, welche Joſeph für den Tanzwirth in der Leopoldſtadt geſetzt hatte, tönten ſchon in den Sälen des hohen und höchſten Adels wieder, allgemein pries man ihre Leichtigkeit, ihre Anmuth und ihre Jugendfriſche, die in ihnen wehe! aber vergebens forſchten die Herren und Damen bei den Muſikern nach dem Namen des Componiſten. Keiner wußte ihn zu nennen, und — Joſeph hatte keine Ahnung, welches Aufſehen ſeine leichthingeworfenen Nebenarbeiten in der Welt machten. Deſto beſſer aber wußte es Herr Wenzel Puderlein, und erwartete mit Ungeduld die Vollendung des erſten Quartetts.

Endlich lag das Manuſcript fertig da, und Puderlein nahm es an ſich, lief damit zum Notendrucker und ordnete alles zum Druck an, wobei ihm die Summen, welche er für Joſephs Tänze von dem Leopoldſtädter Tanzwirth erhalten hatte, gute Dienſte leiſteten. — Haydn, der da wußte, daß ſein wunderlicher Mäcen nur für ihn und ſeinen Vortheil ſorge, ſtellte alles ihm und dem lieben Gott anheim, fing ein neues Quartett an, und hatte das alte bald faſt vergeſſen. —

Wer aber nicht vergeſſen hatte, das war Mosjö Ignatz Schuppenpelz, und gar zu gerne hätte er Herrn Puderlein einen rechten Hauptpoſſen geſpielt.

Die Gelegenheit fand ſich bald; ſein neuer Principal ſchickte ihn eines Morgens zu dem Baron von Fürnberg, ihn zu friſiren. Zufällig befand ſich der junge Herr van Swieten bei dem Baron, und erzählte im Laufe des Geſprächs von dem geſtrigen Balle beim Fürſten Eſterhazy und den allerliebſten neuen Tänzen des unbekannten Componiſten. Im

Feuer des Geſprächs trat er an den Flügel und b gann einen Ländler, worüber Mosjö Ignatz die Ohren gewaltig ſpitzte, denn nur zu wohl war ihm die Weiſe bekannt; war es doch Nanny's Lieblings-Ländler, welchen Joſeph eigends für ſie geſetzt hatte.

„Fünfzig Ducaten wollte ich darum geben," rief der Baron, als van Swieten geendet hatte, „wenn ich den Namen des Componiſten wüßte!" —

„Fünfzig Ducaten?!" ſchrie Ignatz auf, „Ew. Gnaden — halten's zu Gnaden! aber ich glaub' halt den Namen des Muſikanten könnt' ich Ew. Gnaden nennen."

„Wenn Du es mit Gewißheit kannſt, ſind fünfzig Ducaten Dein!" verſicherten Furnberg und van Swieten.

„I kann's, Ew. Gnaden! 's iſt der Pepi Haydn."

„Wie? Joſeph Haydn? — woher weißt Du? — ſprich!" ſo riefen beide Herren auf den Friſeur ein, und dieſer erzählte, was er wußte von Haydns Aufenthalt und Stilleben in Herrn Wenzel Puderleins

Hauſe; wobei er nicht unterließ, ſeinem ehemaligen Brodherrn als einen gräuligen Filz, dalketen Rappelkopf und Erztyrannen anzupudern.

„Abſcheulich!“ riefen van Swieten und der Baron, als Ignatz ſeinen Bericht ſchloß — „abſcheulich! Dieſer alte Friſeur läßt den armen jungen Menſchen, vor aller Welt verborgen, für ſeine Habſucht ſich abarbeiten, hält ihn wie einen Gefangenen — wir müſſen ihn befreien.“

Ignatz unterließ nicht, die beiden Herrn zu verſichern, daß ſie damit ein Gotteslohn verdienen würden, und gab ihnen genaue Auskunft, wann Herr Puderlein nicht zu Hauſe wäre, wenn ſie vielleicht mit dem jungen Haydn allein Alles abreden möchten.

Der junge Herr van Swieten beſchloß ſogleich noch am nämlichen Morgen, zur Stunde, wo Herr Puderlein fern ſein würde, ſeinen Liebling aufzuſuchen, und nahm ſogleich den edlen Ignatz in Beſchlag, der ſich nicht wenig blähte, als er mit dem Baron in den erſten beſten Fiaker ſtieg, und ihm gegenüber ſitzend, nach der Leopoldſtadt fuhr.

Vor dem Hauſe Puderleins angelangt, blieb

Ignatz im Fiaker ſitzen, der Baron ſprang in's Haus, die Treppe hinauf, in das ihm genau bezeichnete Zimmer, wo Joſeph Haydn eben eifrig an einem neuen Quartette ſchrieb.

Man denke ſich das Erſtaunen des Jünglings, als er den vornehmen Beſuch gewahrte, er vermochte es nicht, ein Wort hervorzubringen, ſondern bückte ſich nur unaufhörlich vor ſeinem hohen Gaſt.

Deſto eifriger redete der junge van Swieten auf ihn ein! mit aller Heftigkeit und allem Feuer, das der Jugend eigen, ſchilderte er ihm die Betrübniß ſeiner Freunde (von denen Joſeph nichts wußte) über ſein unerklärliches Verſchwinden. Dann ſprach er von dem Beifall, welchen ſeine Compoſitionen gefunden, und wie man ſich noch bis dieſen Augenblick vergebens frage: wer denn der treffliche Componiſt ſei, und wo er lebe? — Endlich ſchloß er: „Ihr Glück iſt jetzt gemacht! der kunſtſinnige Baron von Fürnberg, mein Vater, ich — wir alle wollen uns Ihrer annehmen, wir wollen Sie dem Fürſten Eſterhazy vorſtellen! — alſo machen Sie ſich bereit, dies Haus zu verlaſſen, um — je eher

je lieber — der unwürdigen und widerrechtlichen Tyrannei eines alten halbverrückten und habsüchtigen Perückenmachers zu entgehen.

Joseph wußte noch immer nicht, was er reden sollte, denn mit jeden Worte des jungen van Swieten stieg seine Verwunderung; endlich stammelte er erröthend: „Ew. Gnaden irren sehr, wenn Sie zu glauben belieben, ich würde in diesem Hause tyrannisirt! — im Gegentheil! — der Herr von Puderlein behandelt mich wie seinen leiblichen Sohn, und seine Tochter liebt mich wie ihren Bruder! — Er nahm sich meiner an, als ich hülflos und verlassen, ohne alle Mittel zu meinem Lebensunterhalt, dastand.“

„Sey dem wie ihm wolle!“ fiel ihm van Schwieten ungeduldig ins Wort — „genug: hier im Hause ist nicht mehr Ihres Bleibens! in die große Welt müssen Sie! unter ganz andern Verhältnissen, Ihres Talentes würdig. — Sagen Sie das Ihrem bisherigen Wirth, im Guten oder im Bösen, wie Sie Lust haben und es angemessen finden. Morgen holen der Baron und ich Sie ab.“ — Damit umarmte er den jungen Haydn mit Heftigkeit, verließ wieder das

Zimmer, das Haus, fuhr nach der Stadt zurück — und Joseph stand da und rieb sich die Stirn, und wußte nicht, ob Alles ein Traum oder Wirklichkeit gewesen sey.

Die hübsche Nanny aber, welche in der Küche gelauscht — und Alles mit Schrecken vernommen hatte, lief jammernd ihrem Vater entgegen, als er nach Hause kam, ihm Alles zu erzählen. Auch Puderlein erschrack mächtig! Doch bald faßte er sich und gebot mit funkelnden Blicken seiner Tochter, ihm zu folgen, und dabei ein Erkleckliches zu weinen.

Also gerüstet, schritt er nach Haydens Zimmer; dieser, der ihn kommen hörte, faßte sich, so gut es ging, öffnete die Thür und trat ihm entgegen, um ihn von dem seltsamen Besuch zu unterrichten.

Aber Puderlein stieß ihn ins Zimmer zurück, trat selber, von der weinenden Nanny gefolgt — hinein, und rief pathetisch: „Halt, Barbar! wohinaus?“ —

„Zu Ihnen!“ versetzte Joseph — „ich wollte Ihnen erzählen — “

„Ist nit nöthig!“ fiel Puderlein ihm ins Wort,

„weiß ſchon Alles! — Du haſt mich verrathen und willſt mir jetzt davon gehen, wie ein Vagabund!“

„Ach, nicht doch, Herr von Puderlein! hörens doch nur.“ —

„Ich will nix hören! Deine Empörung iſt klar! klar Dein Verrath an mich, wie an meine Tochter! O Undankbarkeit, ſiehe hier Deinen colorirten Schattenriß! Dieſen Jüngling habe ich geliebt, wie meinen Sohn! ich habe ihn, als er verlaſſen war, unter mein gaſtliches Dach genommen, ich habe ihn gekleidet und genährt! ich habe ihn eigenhändig friſirt und habe für ſeinen Ruhm geſorgt, und zum Dank verräth er mich und meine unſchuldige Tochter! Ja, Verführer! auch dieſes in Thränen ſchwimmende Mädchen haſt Du auf Dein ſchwarzes Gewiſſen!“

„Aber um aller Heiligen Willen! Herr von Puderlein! ſo hörens mich doch nur! ich will ja nit von Ihnen gehn! ich will ja nicht undankbar ſeyn! im Gegentheil! ich will all mein Lebtag Ihnen danken, was Sie an mir gethan haben, ſo viel ich kann.“

„Und dieſes Mädchen heirathen?“

„Heirathen?!“ — wiederholte Joſeph ſtaunend,

und prallte drei Schritte zurück — heirathen? ich? — Ihre Tochter?"

„Wen sonst? — hast Du ihr nit gesagt: daß sie hübsch wär', daß Du sie leiden könntest — hast Du nit freundlich mit ihr gethan, so oft Du mit ihr geredt hast?"

„Nun freilich, aber —"

„Kein Aber! Du mußt sie heirathen, oder Du bist ein schändlicher Verführer! Meinst Du, ein tugendhaftes Wiener Madel läßt sich's nur so von jedem Gelbschnabel sagen, daß 's hübsch ist, und daß mans leiden kann? Nichts da, unter unsern Madln herrscht noch das goldne Zeitalter! Unschuld und Tugend geht ihnen halt über Alles! sie lassen sich nit die Cur schneiden von Den und Den, werfen nit ihre Netz aus nach Diesem oder Jenem, sie warten still und eingezogen, bis der Eine kommt, der Ihnen sagt: daß er ihnen gut ist, d. h., daß er sie heirathen will, und Diesen liebens dann und sind ihm treu, und darum sind die Wiener Madl in der ganzen Welt berühmt —! — Du hast meiner unschuldigen Nanny gesagt, daß sie hübsch wär', und daß Du sie leiden könnest; da hat sie gedacht: „der will mich

zur Frau!“ und hat ſich nit lang beſonnen, ſondern hat gedacht: ich nehm ihn! und hat Dich geliebt, und jetzt willſt Du ſie der Schande preis geben und ſie verlaſſen?“ Joſeph ſchwieg kleinlaut. Puderlein fuhr fort: „Und ich — hab i ſo rabenſchwarzen Undank von Dir verdient, he? — etwa Dafür?“ — Herr Puderlein zog bei dieſen Worten ein zuſammengerolltes Papierheft hervor, entrollte es und hielt es dem verdutzten Joſeph dicht vors Geſicht, dieſer ſchrie laut auf, denn gar ſchön in Kupfer geſtochen erblickte er die Worte: „Quartetto für zwei Violionen, Bratſche und Violoncello, geſetzet von dem Herrn Joſeph Haydn, Clavierſpieler und Componiſten in Wien. Wien, 1751.

„Ja!“ rief triumphirend Wenzel Puderlein, als er Haydns freudiges Staunen wahrnahm — „ja, ſchrei' Er nur und mach nur Augen ſo groß wie Kugelhupferl, das hab ich gethan! mit dem Geld, was ich mir hab' für ſeinen Tanz von dem Tanzwirth zahlen laſſen, hab ich Druck und Papier beſtritten, daß Er eine große Arbeit von ſich in die Welt ſchikken kann. — Noch mehr! ich hab's bei meinen hohen Kunden endlich ſo weit gebracht, daß Er zum Orga-

niſten bei den Karmelitern angeſtellt iſt! — Da, hier iſt ſeine Beſtallung! — und nun geh, Barbar! und ſtürze mich und meine unglückliche Tochter in ein kummervolles Grab!“

Aber Joſeph ging nicht, ſondern mit Thränen in den Augen ſtürzte er in Herrn Puderleins Arme, der gewaltig ſtrampelte und zappelte, als wolle er ihn zurückſtoßen, doch Joſeph hielt ihn feſt und ſchrie mit heller Stimme: „Herr von Puderlein! hörens mich! es iſt ja kein Falſch in mir! laſſens mich Sie Tati nennen, gebens mir Ihre Nanny zur Frau! ich will ſie heirathen! lieber heut als morgen! und will ſie ehren und lieben mein Lebenlang! — ach! ich bin ja wahrhaftig kein ſchlechter, undankbarer Menſch.“

Da wurde denn endlich Wenzel Puderlein ruhig, er ſank erſchöpft in ſeinen Sorgenſtuhl und rief dem jungen Paare zu: „Kommts her, meine Kinder! da kniets vor mir nieder, daß ich euch meinen Segen geb'! dieſen Abend iſt Verlobung, und um vier Wochen iſt d' Hochzeit.“

Und Joſeph und Nanny knieten vor Herrn Puderlein nieder, und er ſegnete ſie, und alle weinten ſehr

und waren sehr gerührt. Am Abend aber gings lustig zu in dem Hause No. 7 an der Donau in der Leopoldstadt, denn der Herr Organist Joseph Haydn beging seine feierliche Verlobung mit der schönen Nanny, der eheleiblichen Tochter des Herrn Wenzel Puderlein — Bürgers und Hauseigenthümers in der Leopoldstadt in Wien.

Mächtig erschracken die jungen Herrn van Swieten und der Baron von Fürnberg, als sie am andern Morgen vorfuhren, den jungen Haydn aus Herrn Puderleins Hause zu entführen — und ihn als den Bräutigam der schönen Nanny fanden. — Sie machten ihm insgeheim ernste Vorstellungen, doch Joseph blieb unerschütterlich — und hielt dem Herrn Puderlein und seiner Braut sein Wort als ein ehrlicher Junge. —

Allerdings fand er später, daß der Schritt, welchen er gethan, wohl ein wenig zu übereilt gewesen; doch bereute er ihn nie so eigentlich, und tröstete sich, wenn seine irdische Muse ihm zuweilen ein bischen gar zu mißtönig aufspielte, mit der ewig

jungen, ewig liebenswürdigen, überirdischen Genossin, die jeden ächten Musikanten durchs Leben geleitet, und sich ihm so hold und lieb erwies, daß wohl noch nach Jahrhunderten der Name Joseph Haydn mit frommer, freudiger Rührung von unsern späteren Enkeln genannt wird.

Correggio.

„Für heute mag's genug ſeyn," ſprach der treffliche Meiſter Antonio Allegri da Correggio, indem er Pinſel und Palette bei Seite legte, von der Staffelei zurücktrat und mit übereinandergeſchlagenen Armen das ſo eben vollendete Gemälde betrachtete, welches in unendlichem Liebreiz ihm entgegenſtrahlte. „Das Tagewerk iſt mir gelungen!" fuhr er nach einer Weile mit mildem Lächeln fort, „und ich freue mich deſſen, obwohl ich vermeinte, mich könne hinfort nichts mehr erfreuen, ſeit der unbarmherzige Tod mir mein liebes Weib, meinem Knaben ſeine Mutter entriß. — Ach, freilich war es anders, meine Giovanna, als Du mir noch zur Seite ſtandeſt! an meine Bruſt gelehnt, mit Freude glänzenden Blicken es ſchau'teſt, was ich den Tag über geſchaffen, und unſerm fragenden Giovanni die bunten Geſtalten erklärteſt! — Das waren noch Feierabende für den Correggio! — — —

„Es iſt Frühling! wie ſüßer Liebesſchauer durch

des Jünglings Herz, ſtrömt die balſamiſche Luft durch die Fluren, alle ſchlummernden Keime weckend, daß ſie ſich entfalten in üppiger Pracht! Ueberall fröhliches Leben und Weben! — ſpringende Knospen, rieſelnde Bäche, ſchwellender Raſen und liebliche Blumen, emporlächelnd zum tiefblauen Azur des Himmels! Alles verkündet Wonne und erzählt von ihr, vom leiſen Flüſtern an, das durch die zitternden Blüthen ſäuſelt, bis zum hellen Jubelliede der ſteigenden Lerche! und alles ſcheint zu fragen: „Gibt es noch einen Schmerz auf Erden? — Giovanna!! — Ich will ihr Grab beſuchen.“ —

Alſo ſprechend, warf Antonio den Mantel über, ergriff den Hut und verließ ſeine freundliche Wohnung, um dem Friedhofe zuzuwallen, wo ſeit wenigen Monaten ſein holdes Weib unter kühler Raſendecke ruhte.

Doch kaum, daß er die Hälfte des Wegs zurückgelegt, ſo hörte er hinter ſich den Hufſchlag eines Pferdes, und alsbald hatte ein ſtattlicher Reiter, eichgekleidet und von jugendlichem munteren Ausſehen, ihn eingeholt.

„He, guter Freund!“ rief der Reiter ihn an:

„ſagt mir doch, wo ich das Haus des berühmten Malers Antonio Allegri finde?“ — Aber ohne die Antwort abzuwarten, ſprang er, als Antonio zu ihm emporſchaute, raſch vom Pferde und ſprach: „Beim St. Hieronymus! da treff' ich Euch ſelber, mein wackrer Meiſter! nun das freut mich, und doppelt freut mich's, daß ich Euch ſo wohlausſehend finde! in Parma wollte man wiſſen, es ſtünde nicht zum beſten mit Eurer Geſundheit. — Ei, Ihr ſchaut ganz kräftig und lebensfriſch drein, wenn auch ein wenig bleich und traurig, was ganz in der Ordnung, da — nun, wir wollen nicht mehr davon reden!“ — Er ſchüttelte dem Maler treuherzig die Hand, der den Druck innig erwiederte, dann fragte Correggio: „Was führt Euch denn nach unſerm kleinen Correggio, mein werther Herr!“

„Ich! eben ein Auftrag an Euch, Meiſter Antonio! mein gnädigſter Herzog läßt Euch ſeinen Gruß entbieten: und Euch freundlichſt an die beiden Schildereien erinnern, welche Ihr ihm zu malen verſprochen und welche er, wie Ihr wißt, an Se. Kaiſerliche Majeſtät zu ſchenken Willens iſt.“

„Glaubt mir, Herr Marcheſe!“ ſprach Correggio,

„ich weiß dieſe hohe Ehre zu ſchätzen, welche der gnädige Herzog mir zudenkt; aber ich fürchte faſt, daß jetzt meine Kraft nicht mehr ausreicht für ſolche königliche Gegenſtände! ich verlor viel, ſehr viel, und Alles mahnt mich hier daran: was ich verlor.“

„Glaubs wohl!“ verſetzte der Marcheſe Roſſi, „und eben deßhalb meint der Herzog auch, es wäre wohlgethan, wenn Ihr, mein guter Meiſter, auf einige Zeit zu uns nach Mantua kämet, um dort Eure Arbeit zu vollenden und den friſchen freudigen Sinn wieder zu gewinnen, der Euch ſonſt ſo eigen —“

„Mein Knabe!“ warf Correggio ein —

„Ei den nehmt Ihr mit! Das verſteht ſich!“ Der Junge iſt ja ein leibhafter Cupido und kann Euch als ſolcher zum Modell dienen, wenn Ihr verliebte Götterhiſtorien malt. Alſo friſch, Meiſter Antonio! beſinnt Euch nicht lange, ſondern kommt mit.“

„So früh ſchon ſoll ich von ihrem Grabe ſcheiden? —“

„Es iſt ja nicht für immer, Meiſter! ſeid Ihr erſt ruhiger, iſt der erſte tiefe Schmerz zur wehmüthig freundlichen Rückerinnerung geworden, dann

mögt Ihr wiederkehren! jetzt ſeid Ihrs der Welt — ſeids Euerm Giovanni ſchuldig, daß Ihr fortgeht! alſo ſchlagt ein! Meine Dienerſchaft mit Pferden und Wägen für all Euer Gepäck folgt mir auf dem Fuße, der Herzog erwartet Euch mit Sehnſucht! — Von unſern ſchönen Weibern und Mädchen darf ich Euch wohl nicht reden, obwohl ich großen Dank damit bei ihnen verdienen würde, aber das will und kann ich nicht verſchweigen, daß weit mehr als eine Huldgöttin an den ſchönen gefeierten Antonio Allegri da Correggio ſehnſuchtig zurückdenkt.“

Correggio erröthete und ſprach: „Ich bitt Euch, Herr Marcheſe! redet nicht von jener Zeit! bittere Reue überkommt mich, wenn ich daran denke, wie Eitelkeit und Leichtſinn nur zu oft mich fehlen ließen gegen mein treues, argloſes Weib! — So lange ſie lebte, erfuhr ſie es nie und traute mir unbedingt; wie beſchämt ſteh' ich nun vor mir ſelbſt da! ſie weiß es jetzt! — wird ſie mir verzeihen? —“

„Ganz gewiß, mein guter Meiſter!“ tröſtete der Marcheſe. „Im Herzen habt Ihr doch immer nur ſie geliebt, was Ihr ſonſt fehltet, müßt Ihr auf die allgemeine Sündigkeit der menſchlichen Natur

ſchieben, welche bei dem reizbaren Künſtler ihre Rechte doppelt geltend macht. — Eure liebe Frau würde es Euch ſchon im Leben verzieben haben, wieviel mehr nicht jetzt, wo ſie als ſeliger Geiſt hoch über allem Irdiſchen ſchwebt? Macht Euch alſo keinen weitern Scrupel deßhalb, daß ihr unſern lombardiſchen Liebesgöttinnen gegenüber kein Eisklumpen geblieben ſeid! Drückt's Euch aber allzuſchwer — je nun, ſo beichtet es einem frommen Manne, nehmt Eure Abſolution und malt dafür ein Heiligenbild, ſo habt Ihr Eure Sünde mehr denn hundertfach abgebüßt und könnt getroſt leben nach wie vor! Alſo nochmals ſchlagt ein, Meiſter Antonio, und geht mit mir nach Mantua."

Correggio ſchaute einige Augenblicke im tiefen Nachſinnen verloren vor ſich hin, endlich ſprach er aufſchauend, indem er dem Marcheſe die Hand reichte:

„Wohlan! es ſei, Herr Marcheſe! ich folge Euch und will all meine Kraft aufbieten, mich der Gnade des Herzogs würdig zu beweiſen; doch nur unter der Bedingung kann ich Correggio verlaſſen, daß es mir freiſtehen mag, in Mantua zu leben,

wie ich es ſelbſt am zuträglichſten für meine Ruhe und meine Arbeit finden möchte. "

„Zugeſtanden, Meiſter Antonio! und Eure Wohnung mögt Ihr Euch wählen, wo es Euch beliebt, im herzoglichen Schloſſe oder in irgend einem Kloſter, wie Ihr es zu Parma bietet, als Ihr die ſchöne Kuppel zu St. Johann maltet."

Die Abreiſe wurde ſchon für den nächſtfolgenden Tag angeſetzt, und der Marcheſe eilte zurück nach der Herberge, um ſein Gefolge zu erwarten. —

Wunderbar bewegt, ſetzte Correggio ſeinen Weg nach dem Gottesacker fort, wo er neben dem Grabe ſeines Weibes ſeinen Knaben und deſſen Wärterin fand. — Lächelnd hüpfte der kleine Giovanni ihm entgegen und bot ihm die Blumen dar, welche er gepflückt hatte.

Früh am andern Morgen verließen Antonio und der Marcheſe, von einigen Dienern begleitet, Correggio und ſchlugen die Straße nach Mantua ein, der Reſt der Dienerſchaft Roſſis und Allegris,

ſo wie deſſen Knabe nebſt ſeiner Wärterin, ſollten einen Tag ſpäter folgen.

Auf muthigen Roſſen ritten der Marcheſe und der Maler neben einander, freundlich koſend, und Correggio erſchien bei weitem heiterer und lebensfroher, als am vergangenen Abend.

„Wie geſagt,“ fuhr der Marcheſe in ſeiner Rede fort, „wie geſagt, mein wackrer Meiſter! — Ihr werdet Euch diesmal hoffentlich und gelicht's Gott und der heiligen Jungfrau! — beſſer denn je in Mantua gefallen, und ſolltet Ihr auch Manches finden, was mit Eurern Anſichten nicht ſo ganz übereinſtimmte — ei nun, ich weiß ja, Ihr ſeid ein Mann, der lebt und leben läßt! und ſchon oft ſah ich Euch lachen und ſcherzen bei Gelegenheiten, wo ein Anderer gar ernſthaft und grämlich ſich gebehrdet haben würde. Was den Julio Romano betrifft, ſo werdet Ihr Euch ſicher mit ihm vertragen, denn er iſt ein feiner, verſtändiger, überaus höflicher Mann, der — das kann ich Euch verſichern! unendlich viel auf Euch hält, ſich wie ein Kind auf Eure perſönliche Bekanntſchaft freut und es auch im geringſten nicht übel genommen hat, daß unſer Herzog

eben Euch gewählt, zwei Hauptbilder zum Geſchenk für den Kaiſer zu malen.“

„Nun,“ verſetzte Correggio lächelnd, „ich wüßte auch wirklich nicht, wie der edle Römer das hätte übernehmen können! denn ſicherlich hat er ſchon mehr denn eine Schilderei für den Kaiſer gemalt und wird ihrer noch mehrere malen, in ſeiner feurigen kühnen Art, worin er ſelbſt ſeinen großen Meiſter Raphael übertreffen ſoll! Dieſe Art iſt nicht die meine, und ich weiß gar wohl, wie fern ich ſchon dem Raphael ſtehe! Aber ich bin auch ein Maler!“

„Das weiß ganz Italien, und wir Lombarden ſind ſtolz darauf, daß Ihr der Unſern einer ſeid.“

„Und eine Jo, Herr Marcheſe, und eine Leda zu malen, paßt zur Zeit für keinen andern Maler ſo gut, als eben für den Antonio Allegri.“

„Nun ſeht, das iſts ja eben, und deßhalb gab der Herzog juſt Euch den Auftrag und keinem Andern und — freilich, Ihr habt Recht! der Romano hätte mit Grund nichts dawider ſagen können. Doch Ihr möget bedenken, daß das Recht hier ſo eigentlich nicht in Betracht kommt, ſondern die Eiferſucht, welche wohl bei dem Künſtlervölkchen ganz

natürlich iſt; oder ſagt einmal ehrlich, Meiſter, würde es Euch nicht ein Bischen wurmen, wenn ſtatt Eurer — ſtündet Ihr nemlich, wie der Romano, im feſten Dienſt des Herzogs — ein Anderer berufen würde, Etwas zu malen, was Ihr doch auch — wenn auch nicht durchaus vollkommen — malen könntet.“

„O, mein guter Signor!“ ſprach Correggio ſcherzend ablenkend, „das iſt eine verfängliche Frage! Wenn ich an's Malen denke oder male, ſo bekommt mich eine ſolche Begeiſterung, um nicht zu ſagen ſeliger Rauſch, daß ich an nichts weiter denken kann, als an Malen und an das, was ich male oder malen will! — Iſt's dann fertig, ſo fällt es mir wieder nicht ein, darüber zu grübeln, was ich vielleicht nicht malen könnte, denn bis jetzt habe ich nichts unternommen, was mir nicht geglückt wäre.“

„Tröſt' Euch Gott, Meiſter Antonio! das kann nicht Jeder von ſich ſagen — und wenn ich's recht betrachte, ſo muß ich freilich immer wieder darauf zurückkommen, daß Ihr ein Glückskind ſeid, wie Wenige.“

„Preiſet mich nicht!“ bat Correggio verdüſtert, „wer weiß, ob das theure Leben meines geliebten

Weibes genügte, die Erinnyen zu ſühnen, die den Glücklichen ſtets umſchweben, und ihn um ſo furchtbarer zu treffen wiſſen, je weniger er ihre Nähe ahnt.“

„Ja ſeht, Meiſter Antonio! dawider hilft denn nichts, als daß wir muthig erwarten, was uns betreffen mag, und wenn es kommt, es tragen, wie ſich's für den Mann geziemt. Im Grunde giebt es weder ein vollkommenes Glück noch ein ſo großes Unglück, daß es uns nirgends mehr einen Ausweg ließe —“

„Das Grab.“

„Immerhin, Meiſter! damit iſt hier doch Alles zu Ende! — Ich hoffe aber, dieſes Ende wird Euch, zum Heile Eurer Freunde und der Kunſt, noch lange fern bleiben, und dafür ein lichteres freundlicheres Leben Euch aufgehen, als Ihr je noch lebtet, ſo Ihr nur ſelber dazu thut; denn was Ihr auch ſagen möget von Schickſal oder Zufall; ſo ganz unwahr iſt das alte Sprüchlein doch nicht: daß jeder Menſch der Schmied ſeines eigenen Glückes ſei, und ſo umgekehrt.“

Correggio blickte den Marcheſe etwas betroffen

an und fragte: „Ei, Herr Marcheſe, was meint Ihr denn, was ich thun oder laſſen müßte, um mein Glück mir zu bewahren und dem Unglücke nicht zu verfallen, denn das wolltet Ihr mir doch wohl zu verſtehen geben.“

„Welche Auslegung!“ rief der Marcheſe lächelnd. „O nein, Meiſter Antonio, ſo meint ich's nicht, und ſo müßt Ihr's nicht nehmen und Euch keine Grillen darüber machen. Ich bin Euer Freund und werd' es Euch beweiſen, wo ich kann, und ſomit Baſta! alles zu ſeiner Zeit und am rechten Ort, wo es eben Noth thut.“

Somit gab er dem Pferde Correggio's einen Schlag mit der Reitgerte, drückte ſeinem eignen die Sporen ſtärker an, und beide Reiter flogen pfeilſchnell eine gute Strecke über die Ebene dahin, bis ſie das Wirthshaus erreichten, wo ſie den Mittag zu raſten gedachten.

Mehrere koſtbar aufgezäumte Pferde und Maulthiere, ſo wie eine reichverzierte Sänfte hielten ſchon vor dem Thore, und ein bunter Schwarm von Läufern, Pagen, Vorreutern und Bedienten, alle

glänzend gekleidet, trieben ſich geſchäftig durch einander herum.

Der Marcheſe erkannte ihre Livrei und ſprach: „Hoho! da werden wir, allem Anſcheine nach, eine eben ſo liebenswürdige als erlauchte Reiſegeſellſchaft erhalten; denn dieſe Livrei gehört Niemanden anders, als dem alten Prinzen Coſimo aus der Familie der Medicäer, welcher, wie ich weiß — mit ſeiner ſchönen Tochter, Iſaura, ebenfalls nach Mantua kommen wollte. Im Vertrauen, man ſpricht dort von einer Verbindung des Vetters, des Grafen Caſtiglione, mit der jungen reichen Erbin.“

Beide ſtiegen jetzt von den Pferden und traten in das Haus. Unter den Colonnaden ſtand der alte Prinz und vor ihm der dicke Wirth des Hauſes, in demüthiger Stellung und chriſtlicher Geduld die lange Strafpredigt anhörend, welche der Prinz ihm über die elende Einrichtung und die Unſauberkeit ſeines Gaſthofes — welchen er gradezu einen Schweineſtall nannte — hielt.

Correggio ergötzte ſich höchlich an der unerſchöpflichen Suade des Prinzen, ſo wie an der drolligen Figur des Wirthes, welcher bei jeder Pauſe in der

Rede des Wirthes ſich bückte, als bekäme er die ſchmeichelhafteſten Complimente zu hören, und ſehr freundlich und zufrieden nichts erwiederte, als „Si, Signor! Ganz wohl, Signor!“

Endlich ſchloß der Prinz ſeine Strafrede mit dem Befehl: hier unter den Colonnaden, wo man doch wenigſtens friſche Luft athmen könne, die Tafel herzurichten — und nochmals tief ſich bückend und ſein „Si,“ und „ganz wohl, Signor!“ wiederholend, ſchob ſich der Wirth, ſo ſchnell es gehen wollte, in ſein Küchenreich.

Jetzt erſt gewahrte der Prinz den Marcheſe und erkundigte ſich, nachdem er ihn herablaſſend begrüßt, woher er käme, wohin er ginge und wer ſein Begleiter ſei? und der Marcheſe ſtand nicht an, ihm alle Fragen, weitläuftiger als eben von Nöthen, zu beantworten. Es ſchien dies aber ganz nach dem Geſchmack des Prinzen zu ſein, denn immer freundlicher und herablaſſender wurden ſeine Mienen, und als Roſſi endlich ſeinen Bericht ſchloß, wendete ſich der Prinz zu dem Maler und ſprach mit einer gewiſſen Feierlichkeit: „Alſo Ihr ſeid der vortreffliche Meiſter Antonio Allegri da Correggio? — ich freue

mich, Euch von Angesicht zu Angesicht zu sehen, indem ich schon in Parma Eure wundervollen Fresken anstaunte und in Modena und Mantua mehr denn einmal entzückt vor Euren Staffeleibildern stand. Ich heiße Euch willkommen, und hoffe endlich, wonach ich schon lange vergeblich mich sehnte, durch Euch selbst für meine Gallerie ein Bild von Eurer Hand zu erhalten, und werde um den Preis nicht mit Euch dingen."

Correggio versetzte: „Ich erkenne die Ehre, welche Ihr mir anthut und danke Euch dafür! — nur kann ich Euch leider für jetzt noch Nichts zusagen, denn, wie Ihr von dem Herrn Marchese erfahren könnt, so hat mich Federico Gonzaga —"

„Berufen!" fiel ihm der Prinz in's Wort. „Weiß schon! Ihr sollt eine Jo und eine Leda für Se. Majestät den Kaiser malen; und Gott soll mich bewahren, daß ich in dieser Arbeit Euch zerstreuen und stören möchte. Jedoch glaube ich, daß Euch wohl noch einige Stunden zu Gebote stehen werden, um für mich das Bildniß meiner Tochter zumalen. —"

Correggio wollte eben dem Prinzen darauf ent

gegnen, als die Prinzessin selbst herzutrat. Sprachloses Staunen über Isaurens Liebreiz bemächtigte sich seiner! — verwirrt neigte er sich vor dem Prinzen, und dieser, die Pantomime als eine Zusage deutend, ergriff die Hand seiner Tochter und sprach erfreut, indem er mit ihr näher trat: „Dies, meine Tochter, ist Correggio, welchen zu sehen Du so lange schon wünschtest! Er hat mir versprochen, trotz seiner karg zugemessenen Zeit, dennoch für mich Dein Bild zu malen, und du magst ihm sagen, wie sehr er mich dadurch zum Dank verpflichtet — nemlich weil du am besten weißt," fügte er lächelnd hinzu, „wie sehr ich Dich liebe."

Erröthend zwar, doch mit der Unbefangenheit der Unschuld, begrüßte Isaura den Fürsten der Maler, und der süße Ton ihrer Stimme erhöhte die Begeisterung, in die ihr Anblick den erregbaren Künstler versetzt hatte.

Der Prinz lud ihn und den Marchese ein, das Mittagsmahl mit ihm und seiner Tochter zu theilen, worauf sie zusammen die Reise nach Mantua fortsetzen wollten. — Es geschah also.

Mit Ehre und Auszeichnung wurde Correggio nicht nur von Federico Gonzaga und ſeinem Hof, ſondern auch von dem vortrefflichen Freund und Schüler des großen Raphael, Giulio Romano aufgenommen, welcher letztere ihm ſogar einen Flügel ſeines Palaſtes zur Wohnung anbot, doch zog Correggio es vor, nach dem Wunſche des Herzogs ſeine Werkſtätte im Schloſſe herrichten zu laſſen, denn Federico Gonzaga fand ein beſonderes Vergnügen daran, ſeinem Liebling bei der Arbeit zuzuſehen.

Auch der alte Prinz Coſimo und die ſchöne Iſaura kamen dann und wann mit dem Herzoge. Da nun, was der Herrſchaft gefällt, in der Regel bei den Hofleuten zur Mode wird, ſo währte es nicht lange und Correggios Attelier war zu beſtimmten Stunden von glänzenden Herrn und reizenden Frauen erfüllt, welche ſich in Lobpreiſungen erſchöpften, die ſie einander zuflüſterten, denn laut zu reden, wenn er bei der Arbeit ſaß, geſtattete der Meiſter Antonio den Herren und Damen nicht.

Zu andern Zeiten kamen auch Giulio Romano und einige ſeiner vertrauteſten Schüler; da hatte es denn freilich Correggio gern, wenn recht viel geſpro-

chen wurde, und er ſelbſt forderte ſie dazu auf und gab auf alles Antwort; ſo wie er auch Vieles fragte, beſonders über Raphael und ſeine Art zu arbeiten, und es freute ihn nicht wenig, wenn Giulio Romano es beſonders hervorhob, worin Raphael von ihm (Correggio) ſo ganz verſchieden geweſen ſei, und wie ſie dennoch beide oft ſo wunderbar zuſammenträfen. Als Giulio Romano einſtmals lange und gründlich dies Thema abgehandelt hatte und endlich ſchloß: „Aber ſeht, Meiſter Antonio, ſo viel ich Euch nun ſchon über dieſen Gegenſtand geſagt habe, immer dringen ſich mir neue Anſichten auf, und ich meine faſt, es ſei unmöglich, je zu Ende zu kommen, wenn man Eure und Raphaels Vorzüge gegen einander abwägen will.“ — Da verſetzte Correggio lachend: „Ihr irrt, Meiſter Giulio, mit ein paar Worten iſt Alles abgethan; aber Ihr ſeid zu fein, um ſie mir ſo gradezu ins Geſicht zu ſagen! — Nun, hört, ob ich recht gerathen habe!“

„Zuvörderſt nur dieſes: daß ich es überhaupt für eine undankbare Mühe halte, zwei Naturen, die ſo gänzlich von einander verſchieden, wie Raphael und ich, gegen einander abwägen zu wollen. Wir

ſind beide Maler, gleich vielleicht in unſerer Art! und wenn auch nicht; doch Beide tüchtig. Dabei ſollte man's bewenden laſſen, denn wir taugen einmal nicht zuſammen, obgleich es für den Kenner eine Freude ſein mag, bald ein Bild von dem Raphael, dann einmal eins von dem Correggio zu ſehen, und ſofort, bald von dem Einen, bald von dem Andern."

„Wollt Ihr aber einmal nicht davon abgehen, zu unterſuchen, worin Dieſer und Jener minder hochzuſtellen, ſo ſehet vor allem zu, wie es zuging, daß der Raphael der Raphael und ich der Correggio werden mußten. Raphael geboren in dem alten Urbino, bildete ſich aus in dem prächtigen Florenz, in dem gewaltigen Rom; ſeine Lehrer waren ſein frommer Vater, der ſtrenge ernſte Pietro Perugino, ſpäter lernte er den Lenardo da Vinci, den Fra Bartolomeo und den Michael Angelo kennen; ſtudirte die Antike und liebte — die ſtolzen edelſchönen Römerinnen. —

Ich — bin in dem kleinen heiteren Correggio geboren: mein Onkel Lorenzo unterwies mich nur kurze Zeit in dem Wenigen, was er ſelbſt wußte, einen andern Lehrer hatte ich nie! kannte keinen

andern Meiſter und wußte nichts von der Antike. Stolze edelſchöne Römerinnen ſah ich auch nicht, um mich in ſie verlieben zu können, dagegen aber ſanfte, anmuthige Lombardinnen und als ich eine derſelben, in die ich wirklich verliebt war, einmal als ſchöne nackte rührende Waldnymphe malte, ließ mir der ehrwürdige Pater Prior eines Franziskanerkloſters nicht eher Ruhe, bis ich der allzureizenden Geſtalt einen blauen Ueberwurf malte, die Lage der linken Hand veränderte und ihr ein großes Buch hinein gab, damit ſie den Leuten als bußfertige Magdalena erſcheinen möge. Scheltet mich nicht leichtſinnig und frevelhaft, Meiſter Giulio, ich wußt' es dazumal nicht beſſer. Nun aber, da ich's beſſer weiß, iſt das Anmuthige, Heitere ſo ganz und gar mir zur Natur geworden, daß ich weder mich davon trennen kann, noch mag! So mal' ich denn aus voller Seele und aus warmem Herzen, was mir eben vorſchwebt, poetiſch iſts wohl und auch edel! wenn ſchon nicht immer groß."

Darauf verſetzte Giulio Romano mit freundlichem Ernſt: „Nun, Meiſter Antonio, es iſt nur gut, daß Ihr, was den großen Styl betrifft, Euch nur Beding-

ungsweiſe Unrecht gethan habt. Aber beim großen Gott, wenn es wahr iſt, daß mein hoher und verklärter Meiſter in ſeinen Intuitionen eine wahrhaft göttliche Natur offenbarte, ſo iſt es eben ſo gewiß, daß er Euch um die Schöpfung Eurer Kuppel zu Parma beneidet haben würde, jenes Meiſterwerks, deſſen Ruhm für Jahrhunderte Euern Namen bei der Nachwelt in friſchem Andenken erhalten wird.“

„Ja ja!“ ſprach Correggio, indem er aufſtand, das Malergeräth bei Seite legte und für diesmal nicht wieder zur Hand nahm; „ja, ja! ſo ſind wir! immer denken wir an die Nachwelt und was ſie von uns ſagen wird, und hüten uns oft ängſtlich — mehr aus dieſem Grunde, als um der Tugend und um Gotteswillen — zu thun, was nicht recht iſt. Aber wie wenig hilft es uns! wir mögen thun und laſſen, was wir wollen; die Nachwelt redet, was ſie will, und die Künſtler begreift ſie oft noch weniger, wie die Helden oder Staatsmänner! Am Beſten kommen die Heiligen weg, weil man von ihnen nur Liebes und Gutes berichten darf. — Meine Kuppel ſteht da, und ich könnte Euch die Geſchichte erzählen, wie ich ſie male; eine liebe, wunderſame

Geſchichte! — nun! die Kuppel werden mir die nächſten Jahrhunderte, wenn nicht der ganze Bau zuſammenſtürzt, wohl gelten laſſen! aber wer ſteht mir dafür, daß nicht Einer hintritt und den Leuten ſagt: „Dieſe Kuppel da, welche Ihr anſtaunet, malte ein armer Laſtträger! ein Taglöhner, der vor Kummer und Noth nicht aus noch ein wußte, und endlich elendiglich Hungers ſtarb!“ —

„Hilf Himmel!“ rief Giulio Romano, „was redet Ihr da, und wie kommt Ihr auf ſo ſeltſame Gedanken?“ Correggio aber faßte Romano's beide Hände, ſah ihn ſchelmiſch lächelnd an und entgegnete luſtig: „Da ſeht Ihr, Meiſter Giulio! was daraus entſteht, wenn man allzu tiefſinnig und gründlich über das Heiterſte und Anmuthigſte im Leben ſich ausſpricht! Weit ab vom Ziele geräth man, und ſtatt zu ſchaffen und zu genießen, gewinnt man nichts. — Ich male und liebe, weil ich muß, wenn ich leben ſoll, und damit iſt mir's Ernſt! Was aber weiter geſchieht, kümmert mich nicht! und kein Anderer darf ſich darüber den Kopf zerbrechen, wenn er ſich an meinen Bildern erfreuen will. Ein Menſchenwerk, das uns erfreut, ſollten

wir nie zergliedern wollen, eben weil es ein Menſchenwerk iſt, und als ſolches nicht durchaus vollkommen ſein kann! Das Geiſtige aber, das ihm innenwohnt, läßt ſich nicht theilen, weil es über das Irdiſche erhaben, göttlicher Natur, von den Menſchen nur zu empfinden, nicht zu faſſen und zu ergrübeln iſt. Dank den gütigen Göttern, die uns begabten und beglückten! — Laßt uns genießen!“

Mehrere Monate hatte Correggio ſolchergeſtalt am Hofe zu Mantua verlebt, die Jo war vollendet, die Leda begonnen; dazwiſchen hatte er noch die Madonna mit dem St. Georg für die Brüderſchaft St. Pietro Martire zu Modena gemalt, und jetzt dachte er daran, dem alten Prinzen Coſimo ſein Wort zu halten und das Bildniß der ſchönen Iſaura zu beginnen.

Unterdeſſen war der jüngere Graf Caſtiglione, ein großer Kenner und Beſchützer der Kunſt, durch deſſen Vermittlung auch Giulio Romano nach Mantua berufen war, von einer Reiſe nach Rom zurückgekehrt, und als er von dem Prinzen hörte, welch' eine Auszeichnung ſeiner Tochter bevorſtünde (denn

Correggio ließ sich lange und meist vergebens bitten, ein Porträt zu malen), so bezeugte er sich sehr erfreut und ließ es sich nicht nehmen, selbst seine schöne Braut dem gefeierten Meister zur ersten Sitzung zuzuführen. Mit Begeisterung schaute der Graf, als er Correggio's Attelier betrat, auf das herrliche Bild St. Georg mit dem Lindwurm. Er erkannte sogleich die wunderbare Poesie dieses Meisterwerks und verhehlte dem Maler nicht, wie er glaube, daß es unmöglich sei, in einem späteren Bilde so viel Kühnheit und Anmuth, solch' blühendes freudiges Leben und solche kindliche Reinheit zu vereinen.

Correggio hörte nur halb auf das, was der Graf sagte; er hatte nur Ohr und Augen für die schöne Isaura, welche seinen kleinen Giovanni abherzte und mit ihm plauderte, und beneidete fast den kecken muthwilligen Knaben um seine Kindheit, die ihm gestattete, der reizenden Fürstentochter die Worte von den Lippen zu küssen.

Er endete diese Scene, die zu verführerisch für ihn zu werden drohte, indem er den Knaben seiner Wärterin übergab, welche sich mit ihm entfernte. Darauf lud er die Prinzessin ein, die Sitzung anzu-

fangen, und begann, indem ſein Auge leuchtete und ſeine Wange glühte, mit dreiſten Zügen das Bild zu entwerfen.

Immer leuchtender ward ſein Auge, immer begeiſterter arbeitete er, je weiter das Werk gedieh — Iſaura ſaß ihm gegenüber, das ſchöne Haupt etwas nach der linken Seite geneigt, den Blick minutenlang auf ihn heftend und dann wieder ſenkend, den blühenden Roſenmund halb geöffnet, leiſe athmend, lächelnd, und über die ganze Geſtalt der unendliche Liebreiz holder Jungfräulichkeit ausgegoſſen — konnte es einen ſchönern Vorwurf für die Kunſt Correggio's geben?

Als er endlich, erſchöpft für dieſen Tag, die Sitzung ſchloß, und Caſtiglione hinzutrat, die Arbeit in Augenſchein zu nehmen, brach er in einen Ruf-ſturm der Bewunderung aus; denn das kaum begonnene Bild ſchien zu leben und zu athmen. „Welch' ein Meiſterwerk!" — rief er entzückt — „welch' ein Meiſterwerk wird das ſein, wenn es vollendet iſt! — Ja Correggio! hier iſt mehr, als ſelbſt der göttliche Raphael zu geben vermochte.

Aber lachend verſetzte Correggio: „Herr Graf! ich bin nur Kopiſt und ſo kann mich Euer Lob nicht ſtolz machen, wenn ich auch fühle, daß etwas Wahres daran ſein muß; denn bei meiner Treue! allzu leicht iſt es nicht, eine, wenn auch nur eine erträgliche Kopie nach einem ſolchen Urbilde zu liefern!“

Iſaura erröthete und ſah verlegen auf den Grafen. Dieſer ſprach: „Ihr ſeid galant, Antonio Allegri! und dafür bekannt! Ich danke Euch im Namen meiner Braut für das Kompliment.“

„Ei, Herr Graf! Ihr müßt mir zugeben, daß ich nur die Wahrheit redete.“

„Auch das, Meiſter! und wenn die Wahrheit aus Euerm Munde der Prinzeſſin etwas unerwartet kam, ſo müßt Ihr bedenken, daß ſie Euch noch nicht lange kennt.“

Correggio, dem die Empfindlichkeit des Grafen nicht entging, wendete ſich etwas boshaft zu Iſauren und ſprach, indem er ſich tief vor ihr neigte, mit anſcheinender Demuth: „Mögte der arme Maler vor Euren ſchönen Augen Gnade finden, Madonna! wenn Ihr ihn des Glückes werth achtet, näher von Euch gekannt zu ſein.“

„Unerhörte Keckheit!“ murmelte Caſtiglione halblaut, bot der lächelnden Prinzeſſin den Arm und, indem er ſich mit ihr entfernte, rief er dem Maler ſchon unter der Thüre zu: „Sorget nur, Meiſter! daß Ihr das Bild bald vollendet; der Lohn dafür iſt Euch ſo ſicher wie die Ehre.“

„Ei wirklich?“ — lächelte Correggio, als er allein war — „Aber dieſes Bild ſoll nimmer vollendet werden!“ und raſch ergriff er einen Pinſel mit dunkler Farbe und zerſtörte die eben begonnene Arbeit.

Dafür nahm er das Bild des heiligen Georg wieder vor und malte eifrigſt daran. Als er nach einigen Stunden aufhörte, trug das Geſicht der heiligen Jungfrau die Züge Iſauren's.

„Dort iſt Dein Platz, Iſaura!“ rief er jubelnd, „dort und nirgends anders! Verehrt als Himmelskönigin ſollſt Du werden, angebetet an heiliger Stätte von der frommen gläubigen Menge, wie Correggio Dich anbetet, als die ſchönſte aller Huldgöttinen auf Erden!“

Als er einige Stunden ſpäter unter den Arcaden des Corſo luſtwandelte, trat der Marcheſe Roſſi zu ihm und redete ihn freundlich an: „Wie iſt's, Meiſter Antonio? Werdet Ihr morgen mit von der Geſellſchaft ſein?“

„Von welcher Geſellſchaft?“ fragte Correggio, und Roſſi begann zu erzählen, wie ſich die Freunde und Schüler des Giulio Romano für den andern Tag vereinigt hätten, dem Meiſter zu Ehren, ein Feſt in dem nahe gelegenen Dorfe Pietola (dem Geburtsorte Virgil's) zu veranſtalten. — Die Veranlaſſung zu dem Feſte habe die Vollendung des Bildes: „Der Sturz der Giganten“ im Palaſte del T, gegeben. „Nun, Ihr kennt das Bild?“ ſchloß Roſſi, „und wiſſet, was für ein braves Stück Arbeit es iſt, und werdet Euch hoffentlich mit unter Giulio's Freunden blicken laſſen?“

„Ganz zuverläſſig!“ entgegnete Correggio raſch, „und ich danke Euch, Herr Marcheſe! daß Ihr mich von der Sache in Kenntniß ſetztet, was weder Giulio's Freunde noch Schüler thaten, obgleich es wohl recht und artig geweſen wäre.“

„Hm!“ lächelte der Marcheſe, „die mochten

vielleicht ihren guten Grund haben, eben so und nicht anders zu handeln: Wenn sie Euch einluden, so mußten sie, da Ihr das erstemal in ihrem Kreis erscheinet, Euch einen würdigen Empfang bereiten; dadurch aber dürfte leichtlich der König des Festes in den Hintergrund gedrängt werden oder gar als die zweite Person erscheinen.“

„Das fürchtet gewiß Giulio Romano so wenig, als ich an seiner Statt es fürchten würde!“ versetzte Correggio ernst, „aber freilich die, welche sich ihrer Kleinheit bewußt sind, zagen auch für den Ruhm dessen, der seiner Größe sich bewußt ist: Giulio Romano wäre zu beklagen um seiner fürsorglichen Freunde und Schüler willen, wenn er minder edel und selbstständig dastünde. Aber ich ehre ihn und liebe es, ihn mir gegenüber zu sehen als Freund, als Nebenbuhler, und könnt' es nicht anders sein — als Feind!“

„Nun wahrlich!“ — rief der Marchese — „mit Euch, Meister Antonio! und wie Ihr die Sache darstellt, möcht' ich es selber schon einmal der Reihe nach versuchen — natürlich mit der Bedingung, daß am Ende alles unter uns bei'm Alten bliebe. Nun,

also Morgen früh reitet Ihr mit mir hinaus? — Topp! und ich hoffe, daß Ihr einen frohen Tag haben werdet! Scherz, Liebe und Arien fehlen sicher nicht! und dabei, wißt Ihr, läßt sich's ganz erträglich leben.“

Geschäftig tummelte sich der Wirth der Osteria zu Pietola in dem hinter dem Hause gelegenen Garten herum, wacker scheltend mit den faulen Mädchen und den noch fauleren Knechten, welche ihm nichts zu Dank machen konnten.

Per Bacco! rief er endlich wild, indem er einen Küchenjungen bei'm Kragen ergriff und unbarmherzig abbläu'te. — „Verwünschtes Gesindel! thut euere Schuldigkeit und nehmt euch ein Beispiel an dieser Stange, die mir den Braten anbrennen ließ und welcher ich jetzt dafür den Zinsgroschen auf der Kehrseite auszahle, oder es geht euch eben so, weß Standes, Geschlechts und Charakters ihr seid!“

„Sachte, sachte, Meister Lorenzo!“ rief ein fein aussehender junger Mann, der so eben mit noch einigen andern ältern und jüngern Männern in den

Garten trat, „sachte, sachte! bitte ich nochmals; bedenkt: daß blinder Eifer nur schadet, und daß ein für allemal heut' hier Alles lustig hergehen soll; wozu die Prügel, welche Ihr dem verunglückten Bratenwender da gebt, und sein klägliches Wehegeschrei schlecht stimmen? Laßt den Jungen laufen und nehmt Vernunft an!"

„Tröst' Euch Gott! mein theurer Signor Raphael!" versetzte der Wirth, gehorsam den Jungen frei gebend, der sich eilig aus dem Staube machte. „Da seht! jetzt kann der Gaudieb laufen, als ob er Flügel hätte, aber in der Küche hält er Siesta, statt den Bratspieß zu drehen, und nun gar jenes Volk!" — er deutete auf die Knechte und Mägde, welche sich um ihn und um die Ankömmlinge versammelt hatten — „was steht Ihr da und haltet Maulaffen feil!" fuhr er sie grimmig an, daß alle erschrocken zurück fuhren.

„Ei zum Teufel! so führt kein allzu strenges Regiment!" rief der junge Mann lachend, „ist es doch ihre Schuldigkeit, wenn sich Gäste nahen, herbeizukommen und zu fragen, was sie wünschen. Ihr mindestens habt uns noch nicht danach gefragt."

Der Wirth fuhr ſich verzweiflungsvoll mit beiden Fäuſten in die Haare und ſchrie wie beſeſſen: „Ich bin ein verlorner Mann, Signor! wenn Ihr mir Eure Gnade entzieht!“ — und wieder zu ſeinen dienſtbaren Geiſtern ſich wendend — „Heilloſes, vermaledeites Geſindel! ſehet ihr nicht, daß die vortrefflichen Herrſchaften ſchier verdurſten bei der niederträchtigen Hitze? — Wein herbei, liederliches Volk! Lacrymä Christi! Syrakuſaner! — Gewächs von Olevano! ſchnell, augenblicklich! und Ihr Andern in die Küche! oder zehntauſend Millionen hölliſche Geiſter ſollen Euch mit glühenden Bratſpießen in die Ferſen kitzeln!“ — Alſo tobend trieb er Alle vor ſich her, in's Haus, in die Keller.

Die Männer ſchauten ihm lachend nach, und nahmen dann unter einem ſchattigen Laubgange an einem Tiſche Platz.

„Es iſt nur gut,“ ſprach Raphael dal Colle, der Lieblingsſchuler Giulio Romano's, zu ſeinen andern Gefährten, „es iſt nur gut, daß unſere eigne Dienerſchaft immer bei der Hand iſt und wir im Voraus für alles Nöthige ſelbſt ſorgten; der gute Lorenz und ſeine vortrefflichen Untergebenen könnten

uns ſonſt einen garſtigen Strich durch unſere Rechnung machen.“

„Aber zum Henker!“ rief Battiſta Bertano, „warum haſt Du denn auch eben Pietola zum Schauplatz unſeres Feſtes gewählt? Gibt es doch um Mantua herum bei weitem artigere nnd beſſer eingerichtete Oſterien als dieſe.“

„Es ſind aber keine Virgile dort geboren“, belehrte ihn ſein Bruder Primaticcio, „und der Virgil iſt, wie Du weißt, Giulio's Lieblingsdichter.“

„Hm!“ verſetzte Battiſta, „meines Dafürhaltens müßte es eher der Ovid ſeyn! — Ich meine nur von wegen der Zeichnungen, welche Marc Akton, der Kupferſtecher, eben von ihm unter den Händen hat.“

„Schweig!“ rief unmuthig Raphael del Colle. „Schweig mir von dieſer beklagenswerthen Verirrung unſeres Meiſters! verdammt ſey der erlauchte Taugenichts, der ihn verleitete, ſeinen Griffel durch ſolche Schändlichkeiten zu entweihen! Der Marc Anton iſt auch nur ein gemeiner Burſche, daß er ſich dazu hergibt, die Blätter zu vervielfältigen, nachdem

er seine Lehrjahre unter der Aufsicht des edlen reinen Sanzio bestand.

„Nicht zu hitzig!“ sprach ein ältlicher Herr, seinem Benehmen und seiner Kleidung nach dem Kriegerstande angehörend. „Seid Ihr so gewiß, daß nicht dem großen Raphael selbst dann und wann etwas Menschliches begegnete? und gab er es nicht so offen wie Giulio Romano, so gab er es vielleicht nur um so gefährlicher! und grade in jenen Bildern, wodurch er am meisten zu erbauen bezweckte, seinen Madonnen. Ich mindestens muß gestehen, daß seine heiligen Jungfrauen in ihrer edlen und üppigen Schöne, wenige Ausnahmen abgerechnet, bei mir unendlich mehr Wohlgefallen und Begehrlichkeit als Andacht erregen.“

„Nun,“ rief Raphael dal Colle, „dann gnade Gott erst den Madonnen Eures Lieblings Antonio Allegri, welche sämmtlich dreinschauen, als ließen sie sich von allen Heiligen nur gar zu gern anbeten, und betracht' ich vollends seine Magdalena, das kleine Bildchen, wefür der Herzog — Gott verzeih mir die Sünde! — dem Maler fast eben so viel zahlte, als dem Giulio Romano für seinen Giganten-

ſturz; ſo iſt mir's immer, als habe der Correggio es recht drauf angelegt, ſtatt einer büßenden Sünderin eine holde Verſucherin zu malen, die erſt Andere recht in aller Unſchuld zur Sünde verlocken möchte.“

„Das beſtreite ich durchaus nicht,“ verſetzte der Krieger, „ſo wie ich denn auch überzeugt bin, daß unſer Herzog mit nichten aus lauter Andacht den hohen Preis für das kleine Kabinettſtück zahlte. Zum Behufe bußfertiger Erbauung gibt es ganz andere Magdalenenbilder, die es einem ſo recht anſchaulich zu Gemüthe führen, wie abſcheulich die Sünde und wie bitter und jammervoll die endliche Reue iſt! ſeht doch nur die Magdalenenbilder der älteren und neueren Maler, die von dieſer Anſicht durchdrungen waren; welch' unſchöne, abgezehrte, wüſte Geſtalten ſie uns malten. — Aber hier ſey es mir nun erlaubt zu fragen: iſt es, darf es die Aufgabe des wahren Künſtlers ſeyn, das durchaus Reizloſe, ja Häßliche und Schreckliche zu malen? — ich glaube ſo wenig, wie es dem Künſtler erlaubt iſt, gleich eurem Meiſter in ſeiner Verirrung, das durchaus Rohe und Unſittliche — wenn auch in noch ſo vollendeter Form — darzuſtellen. Ein Kunſtwerk ſoll —

abgesehen von allem Andern! — durch sich selbst ein reines heiteres Wohlgefallen erregen; dies ist seine erste, vielleicht seine einzige Aufgabe, und Ihr müsset zugeben, daß unter allen Malern eben Correggio dieses Ziel in seinen Werken am meisten erreicht. — Was wir später vermöge unserer Eigenthümlichkeit auf das Werk übertragen, dafür darf der Künstler nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Ich werde mich wohl hüten, Correggios Bilder als streng kirchliche betrachten zu wollen, und als solche sie zu rühmen; denn, in seiner Begeisterung für das Schöne, Lebensfrische, in seinem schuldlosen Uebermuthe hervorgehend aus dem Bewußtseyn: wie er ein Maler der Schönheit, vereinigt er das Mystische des Christenthums mit dem Heiteren, Gefälligen und Reizenden des Heidenthums. Aber wenn diese herrlichen, lebensvollen und lieblichen Gestalten nun auch schlecht für die Erbauung finsterer Anachoreten oder auch nur streng einfacher Frommen passen, so ist es doch auch gewiß, daß sie in keiner Hinsicht irgend etwas Verwerfliches in sich tragen, daß sie im Gegentheil, als Kunstwerk betrachtet, so rein und edel dastehen, wie nur irgend ein Werk

des großen Raphael Sanzio. Wo Correggio nicht Kirchenbilder malt, ist er gradezu vollkommen, und seine Kirchenbilder trifft nur Tadel, sofern sie christliche Kirchenbilder seyn sollen. —

„Ei," warf Raphael dal Colle ein, „Ihr meint also, Kirchenbilder dürften nicht reizend seyn?"

„Mindestens nicht verlockend!" lautete die Antwort: „der Maler, wie jeder andere Künstler, sehe zu, was er zu bilden beabsichtigt! unsere Religion ist so erhaben, so rein, mit einem Worte, so ganz geistig, daß jeder Versuch scheitern muß, uns das sichtbar darzustellen, was wir nur im innersten Herzen zu empfinden vermögen."

„Da fände also wohl selbst Raphaels Verklärung nicht Gnade vor Euern Augen?"

Was menschliche Kraft erreichen konnte, das hat Raphael in diesem Bilde erreicht! aber ihr selbst als Maler müsset mir zugeben, daß dieses staunenswürdige Werk eigentlich zwei Bilder uns vors Auge führt, und daß hier das untere, wo wir eine wildbewegte Handlung unter Menschen erblicken, als Kunstwerk unendlich höher steht, denn die obere Abtheilung, so erhaben gedacht sie immer ist. Oder scheint

Euch in diesem Christus das Ideal desselben erreicht? — wird er nicht, was den geistigen Ausdruck und selbst die Zeichnung betrifft, von den Nebenfiguren, besonders vondem Moses ‚übertroffen? und wie hoch über diesen Figuren steht nicht schon das knieende Mädchen in der untern Abtheilung? — Blickt nicht so finster, meine lieben Herrn, über meine freimüthige Rede! man soll von dem größten Künstler nicht das Unmögliche verlangen; das wäre Thorheit, aber eben der größte Künstler soll auch der Versuchung nicht unterliegen: das Unmögliche geben zu wollen. Malet Göttergeschichten! malet schlechte Fehden und Aufzüge, kurz alles Irdische, was groß und schön ist, und seid eures Sieges gewiß! aber malt Ihr eine Madonna, so müßt Ihr schon darauf gefaßt seyn, daß wir in Euerm Bilde, statt der Mutter Gottes, höchstens nur das schöne — wenn ihr wollt ein göttliches Weib sehen, aber immer ein Weib! — und was unsere glühenden, wenig grübelnden aber destomehr empfindenden Weiber, Raphaels jugendlichem Christus, seinem Johannes in der Wüste, oder gar Correggio's blühendem St. Sebastian gegenüber empfinden, möget

Ihr ermeſſen; nachdem, was ich Euch ſagte. Es iſt aber eine ernſte Wahrheit, daß ein Gefühl, welches weltlichen Gegenſtänden gegenüber durchaus natürlich und unſchuldig ſeyn kann, ſofern es uns, den erhabenen Geheimniſſen unſerer Religion gegenüber, erfaßt, leicht zur Sünde, ja zur frevelntlichen Entweihung des Heiligſten führt.“

Hier wurde das Geſpräch unterbrochen, da jetzt, raſch nacheinander, zu Roß und zu Wagen, die geladenen Gäſte ſich einfanden, welche ſodann von den Anordnern des Feſtes feierlichſt begrüßt, ſich in den Garten verfügte. Zuletzt erſchien der Herzog, den König des Feſtes, Giulio Romano, an ſeiner Seite, umgeben von dem Prinzen Coſimo, der ſchönen Iſaura und dem Grafen Caſtiglione.

Lauter Freudenruf begrüßte ſie! Muſik ertönte, goldene mit Blumen umwundene Pokale ſchimmerten, und reizendgekleidete Mädchen ſchwebten im anmuthigen Tanz daher, mit Lorbeeren und Roſen den Meiſter zu kränzen. Beſcheiden, doch ohne Verlegenheit, empfing der Maler die allgemeine Huldigung und ſprach dafür mit dem Anſtande eines feinen

Weltmannes seinen Dank aus. Sinnige Schauste lungen folgten jetzt auf einander, bis der Ruf zur reich und prachtvoll angeordneten Tafel erschallte.

Dem heitersten Tage war der heiterste Abend gefolgt! freundlich schimmerte der Mond durch die Laubgänge des Gartens und vereinigte sein sanftes Licht mit dem der vielen farbigen Lampen, welche an den Baumstämmen aufgehängt waren. Inmitten des Gartens auf einem freien Rasenplatze war die Tafel aufgeschlagen, und darum herum saßen die freundlichen glänzenden Gestalten in bunter Reihe, wie der Zufall sie zusammen geführt hatte, denn aller Zwang war hier verbannt.

Heitere Gespräche wechselten mit heiteren Gesängen ab, und die Tänzerinnen wurden nicht müde, reizende Gruppen zu bilden! allgemein war die Lust; nur Giulio Romano sah dann und wann nachdenkend vor sich hin.

„Was hast Du denn, Romano?" fragte ihn endlich der neben ihm sitzende Herzog — „vermissest Du Jemanden?"

„Ich läugne es nicht, mein Fürſt," verſetzte Giulio, „es befremdet mich, den trefflichen Allegri nicht unter meinen Freunden bemerkt zu haben. Ich ſchätze ihn hoch, und er ſchien auch nicht mein Feind zu ſein."

„Das würde ich beſchwören, aber man wird ihn wohl nicht geladen haben."

„Wie?" rief Giulio mit Unwillen, und machte Miene ſich zu erheben. —

„Bleib' ſitzen," flüſterte der Herzog und fuhr dann fort: „Du weißt wie ſehr ich Correggio, den Maler ſchätze, aber im Leben iſt oft kein Auskommen mit ihm! Er iſt nicht ſtolz, nicht eingebildet; aber keck und übermüthig! nicht neidiſch und ruhmſüchtig, dafür aber eigenſinnig und nicht ſelten anmaßend. Bosheit und Schadenfreude kennt er wohl kaum dem Namen nach; aber er lacht und ſpottet rückſichtslos, wo er ein Recht dazu zu haben glaubt, und verletzt ſo in ſeinem Leichtſinn nicht ſelten tief, eben die, die ihn am meiſten lieben! Geſtern Abend noch beklagte ſich Caſtiglione bitter über ihn, und einen unbeſonnenen Thoren muß ich ihn, wohl oder übel, ſchelten, ſeines läppiſchen Be-

nehmens halber, der Princeſſin Iſaura gegenüber. Glaube mir, eine kleine Demüthigung kann ihm nicht ſchaden, und daß wir ihn zu dieſem Feſte nicht mitluden, mag ihn lehren, über ſich ſelbſt und ſein Benehmen etwas ernſter wie bisher nachzudenken; er wird dann leicht finden können, wo er fehlte."

„Ja, wenn er ſich die Mühe nimmt, darnach zu ſuchen," verſetzte lächelnd Giulio — „O mein Fürſt! was Ihr mir da über den guten Antonio ſagtet, wußte ich längſt aus eigner Erfahrung! aber ich weiß auch, daß es ihm, dem Glücklichen und in ſeinem Glücke durchaus Harmloſen nicht im Traume einfällt, wie er durch ſeine grenzenloſe Sorgloſigkeit ſich und Andern nur im mindeſten ſchaden, ja wohl gar ſich in's Verderben ſtürzen könnte. Hätte er eine Ahnung davon, um ſein Glück, um ſeine Ruhe wäre es für immer geſchehen, und wollen wir ihn uns und der Kunſt erhalten, ſo dürfen wir ihn nicht aus dem ſchönen Traum erwecken, daß alle Menſchen, ſo wahr, heiter und ohne Falſch ſind, wie er ſelber."

Der Herzog wollte dem Maler darauf entgegnen, als, ihnen gerade gegenüber, aus dem Haupteingange der Oſteria zwei Männer in den Garten traten, denen

ein Dritter in einiger Entfernung folgte. Sie schritten grade auf den Platz zu, wo der Herzog und Giulio saßen, dicht vor der Tafel warfen sie die Mäntel sowie die Hüte ab, und erstaunt erhoben sich — nicht nur der Herzog und Giulio Romano — sondern auch die ganze übrige Gesellschaft, denn jene beiden Männer, welche Hand in Hand neben einander standen, waren Antonio Allegri da Correggio und — Michael Angelo Buonarotti.

„Gott zum Gruß, edler Fürst!“ sprach Michael Angelo, „und Euch Giulio Pipi ebenfalls meinen Gruß und Handschlag und Glückwunsch in den Kauf. Diesen Morgen traf ich in Mantua ein und wäre sogleich hinausgekommen, als ich erfuhr, wo Ihr wäret; aber da traf ich den Allegri, dessen Kuppel zu Parma ich vor ein paar Tagen schaute! Beim St. Lucas, den Mann mußte ich näher kennen lernen. Nun, wir kennen uns denn jetzt.“ Somit schaute er den Correggio fest an, der die Hand des Gewaltigen ergriff und sie mit Freude glänzenden Blicken an sein Herz drückte.

„Wie sehr erfreut Ihr mich, Meister Angelo,“ entgegnete der Herzog.

„Und mich!“ rief Giulio Romano, „und auch Ihr Correggio! um so mehr, als ich fast die Hoffnung aufgab, Euch hier zu sehen.“

„O,“ sprach lächelnd Correggio, „ich wollte auch schon diesen Morgen mit dem Marchese Rossi, der mir gestern Abend die Einladung überbrachte, mich hervorfügen, aber Michael Angelo wollte zuvor Euren Gigantensturz sehen, dann ging's in meine Werkstatt — da schwatzten wir zusammen, und so vergingen die Stunden.“ —

„Ich vernehme Wunder!“ rief der Herzog, „der schweigsame Michael Angelo hat mit Euch geschwatzt?“

„Es war ein ehrenwerthes Gespräch gnädiger Herr!“ bemerkte Buonarotti, „kein leeres Geschwätz. Wortkarg bin ich, ja! wo es nichts als Zungendrescherei gilt. Doch wo ich was lernen kann, da hör' ich und red' ich, und Beides gern! Von dem da lernt aber auch noch Unser eins.“

Verwundert blickte der Herzog bald auf Michael Angelo, bald auf Correggio und dann wieder auf Giulio Romano, welcher beifällig das Haupt neigte. „Nun,“ sprach er endlich, nun Meister Angelo!

wenn Ihr den Correggio ſo hoch ſtellt, ſo bleibt uns Andern freilich nichts mehr übrig, als in ihm den Dritten nach Euch und Raphael zu begrüßen.“

„Ihr erweiſet ihm nicht zu große Ehre! Erlaubt Ihr daß wir uns ſetzen?“

„Hierher! neben mir!“

„Euch gegenüber! und Ihr Antonio, König der Farbe! kommt an meine Seite. — Zum Henker! hätt' ich Euch nur früher ſchon neben mir gehabt, daß in mein Schwarz und Weiß ein wenig mehr Harmonie gekommen wäre. Nun, es iſt gut ſo. — Gebt mir zu trinken.“

Während Michael Angelo und Correggio dem Giulio Romano nochmals herzlich Glück wünſchten, winkte der Herzog den Marcheſe Roſſi herbei, erhob ſich, trat mit ihm einige Schritte abſeits und befragte ihn genau über Michael Angelo's und Correggio's erſtes Zuſammentreffen. Der Marcheſe berichtete: wie er und Correggio eben bereit geweſen wären, das Schloß zu verlaſſen und die Roſſe zu beſteigen, um nach Pietola hinaus zu reiten, als ſich die Saalthüre geöffnet, und Michael Angelo hereingetreten ſei; — ohne Weiteres ſei er auf Allegri zu gekommen,

habe ihn gefragt: ob er der Correggio wäre? und als Correggio seine Frage mit „Ja" beantwortet, nichts Weiter gesagt, als: „und ich bin der Michael!" dabei aber dem freudig Ueberraschten die Hand geboten, worauf dieser sich jubelnd in seine Arme geworfen. Beide hätten nun viel Schönes über ihre Kunst zusammen gesprochen, und Michael Angelo habe des Correggio Werke zu Parma hoch gerühmt, besonders die Kuppel zu St. Johann, wenn er auch Einzelnes in der Zeichnung scharf mitgenommen. Als ihm darauf Correggio beschämt gestanden: wie er noch nichts von den Malereien Michaels gesehen; habe dieser eifrig versetzt: „Da müßt Ihr nach Rom kommen! Ihr müßt meine Sixtinische Capelle sehen! — Ihr werdet sie verstehen." Correggio habe ihn jetzt zu Giulio's Bilde geführt, welches der große Florentiner schweigend und ernst lange Zeit betrachtet. Mit Freude strahlenden Blicken habe er dann aber vor Correggio's eigenen Bildern, namentlich vor der Jo, und der halbfertigen Leda, so wie vor der Madonna mit dem St. Georg gestanden. Endlich sei er in die Worte ausgebrochen: „Ja, Ihr versteht's." Erst spät

hätten Correggio und er (Roſſi) den Begeiſterten bewegen können, mit ihnen nach Pietola zu reiten.“

Der Herzog winkte dem Edelmanne gnädig Entlaſſung und ſetzte ſich wieder an ſeinen Platz, dem Geſpräch der drei großen Meiſter lauſchend.

Plötzlich trat der Graf Caſtiglione herzu, und ſeine Hand leicht auf Correggio's Schulter legend ſprach er: „Ein Wort, Meiſter Allegri!“

Correggio erhob ſich, neigte ſich gegen den Fürſten und ging mit dem Grafen, der ihn, traulich ihn umfaſſend, zum Stuhle des Prinzen Coſimo führte. Hier, der ſchönen Iſaura gegenüber, begann er freundlich: „Der Prinz und ich freuen uns wahrhaft der hohen Anerkennung, welche Ihr von dem größten Buonarotti Euch zu erfreuen habt, um ſo lebhafter iſt aber auch der Wunſch in uns rege geworden: ſo bald wie möglich in Beſitz des von Eurer Hand gemalten Bildniſſes der Prinzeſſin zu ſein! ſagt uns doch, wann Ihr gedenkt damit zu Stande zu kommen.“

„Das Bildniß der Prinzeſſin iſt vollendet,“ verſetzte Correggio unbedachtſam, bereute es aber ſogleich, als nicht nur der Prinz und der Graf, ſondern auch

Iſaura ſelbſt, einſtimmig wiederholten: „Wie? vollendet?“ und dann hinzufügten: „Und wann werden wir es erhalten?“ —

„O!“ verbeſſerte ſich nun Correggio ſehr verlegen — „o nicht vollendet wollte ich ſagen! ſondern verunglückt iſt das Portrait der Prinzeſſin, und ich habe es ausſtreichen müſſen.“

„Hilf Himmel!“ rief der Prinz, „verunglückt.“

„So wollt Ihr alſo die Sitzungen von neuem beginnen?“ fragte mit nur mühſam verhehltem Unwillen Caſtiglione.

Doch ehe noch Correggio antworten konnte, rief Michael Angelo, der nach den Sprechenden ſich umſchauend, die Prinzeſſin erblickt hatte: „Beim St. Lucas! Correggio! da ſitzt ja Eure Madonna aus dem Bilde mit dem heiligen Georg leibhaft und lebendig Euch gegenüber! Ha, Schalk! am Ende macht Ihr's in dieſem Punkt, wie der Meiſter Raphael: malt, anſtatt die Mutter Gottes, Eure Geliebte, welche Ihr dann anbeten laſſet von den Gläubigen.“

Iſaura erbleichte, und ſah ſtarr zu Correggio empor; der entgegnete unbefangen: „Meiſter Angelo,

Ihr ſeid im Irrthum! Allerdings gleicht meine Madonna dieſem ſchönen Urbilde; doch nicht meine Geliebte iſt es, ſondern die Braut des Grafen Caſtiglione, die Prinzeſſin Iſaura Coſimo aus dem Hauſe der Medici.“

„Ja ſo!“ brummte Michael Angelo und ſchaute ſchmunzelnd vor ſich hin, Caſtiglione aber, bebend vor Wuth, faßte Correggio's Hand, preßte ſie heftig und raunte ihm mit halblauter, erſtickter Stimme zu: „Wir ſprechen uns ſobald das Feſt zu Ende.“

Correggio ſtutzte und ſchien erſt Caſtiglione's Heftigkeit nicht recht zu begreifen; aber ein Blick auf Iſaura, welche jetzt glühend roth da ſaß, erklärte ihm Alles — und dem Grafen ruhig in's Auge blickend ſprach er: „Wie Ihr befehlt,“ ging darauf wieder an ſeinen Platz, und war die Heiterkeit ſelbſt, ſo lange das Feſt noch währte.

Höchſt unmuthig trat am andern Morgen der Graf Caſtiglione in ſein Gemach, warf den Degen auf den Tiſch und befahl einem Diener, ſeinen Arzt

herbei zu holen, um ihm ſeinen leicht verwundeten Arm zu verbinden.

Der Diener gehorchte; indem er ging, trat der Marcheſe Roſſi herein: „Wie Herr Graf, Ihr ſeid verwundet?“ fragte er theilnehmend. —

„Nun freilich!“ entgegnete der Graf, „dieſer Maler ficht wie ein Teufel, und ich mag noch von Glück ſagen, daß ich ſo leichten Kaufs davongekommen bin! wäre noch beſſer davon gekommen, wenn ich — (was ich nach der unnützen Arbeit thun mußte) vorher freiwillig that, nämlich meinen Gegner ruhig anhörte; die Sache hat ſich jetzt aufgeklärt, der Allegri iſt ein Phantaſt — ein Schwärmer! aber gewiß ein unſchuldiger und ein edler.“

„Das ſind eben die Intereſſanteſten!“ verſetzte Roſſi mit Achſelzucken.

Caſtiglione blickte ihn ſcharf an und ſprach: „Ich faſſe Euch nicht, Marcheſe! Ihr geltet für Allegri's Freund, und dennoch ſeid eben Ihr es, der den Argwohn gegen ihn in meiner Bruſt erregte.“

„Ich könnte erwiedern,“ verſetzte lächelnd Roſſi „daß ich wohl Correggio's Freund, nicht aber der Freund ſeiner Thorheiten ſei, und daß mein

Rechtsgefühl ſtärker iſt, als meine Freundſchaft für ihn, ſo daß ich es für meine Schuldigkeit gehalten habe, Euch Herr Graf, meine Mittheilungen zu machen. Allein Ihr ſeid zu fein, um an ſolch eine Lüge aus meinem Munde zu glauben, und ich halte mich für zu gut, um zu lügen. Ich gelte für Correggio's Freund, weil unſer Herzog die Grille hatte, mir dieſen Poſten zu beſtimmen, und ich wäre wohl ein ſchlechter Hofmann, wenn ich dem Befehle des Fürſten entgegen ſein wollte. So bin ich denn der Freund des Malers, und zwar ſo ſehr, als irgend ein Mann, wie ich, der Freund eines ſo übermüthigen verzogenen und launiſchen Menſchen — wie der Correggio einer iſt — ſein kann. — Aber wüßtet Ihr, wie empfindlich oft mein Stolz durch ihn verletzt wird, welche ungeheure Geduld dazu gehört, ſeinen Einfallen und Launen immer zu folgen, und ihnen eine nicht allzu ſchädliche Richtung zu geben, Ihr würdet mich bedauern.“

„Ich bedaure Euch in der That,“ ſprach der Graf mit leichtem Hohn. — Roſſi fuhr fort:

„Und würdet es ganz billig finden, wenn ich meinen Freund, wo nicht zu allen Teufeln — ſo doch

eine derbe gelegentliche Züchtigung wünſche, für all' die Qualen, welche ich ſchon in ſeiner Geſellſchaft erduldet habe. Kommt Ihm der traurige Humor, da ſetzt er ſich hin, ſpricht von ſeiner todten Frau, von ſeiner Liebe zu ihr, wie von ſeiner Untreue! zählt mir alle ihre Tugenden her, ſo wie alle ſeine Fehler, deren Regiſter ich zehn mal beſſer auswendig weiß, wie er! — Dann fällt ihm ſeine erſte Jugendliebe ein, er ſchildert mir die Schönheit des Mädchens das ſie erregte! Endlich kommt er auf ſeine Bilder, ſpricht von Intention, Anordnung, Zeichnung, Faltenwurf, Colorit, Helldunkel! von welchem allen ich nichts verſtehe. — Glaub' ich ja einmal etwas davon zu verſtehen und rede ein Wort darein, ſo lacht er mich aus, verſpottet mich, erzählt die Geſchichte an den Herzog, an den Romano und ſeinen Schülern, ſo daß ich allerwärts ausgelacht werde! Die Peſt auf den Uebermüthigen."

„Genug!" unterbrach ihn Caſtiglione ernſt. „Ihr liebt ihn nicht, Ihr könnt ihn nicht lieben, denn daß er Euch verletzt und oft muthwillig beleidigt, — wenn auch nicht aus böſer Abſicht — das iſt klar, daß Ihr ihm Böſes wünſcht, geſteht Ihr ehrlich,

und ich an Eurer Stelle würde Euch ſchwerlich an Großmuth ſehr übertreffen. Dieſe Stimmung aber raubt Euch die Unbefangenheit, welche ich von einem Ankläger verlange, und da werdet Ihr's natürlich finden, wenn ich auf Eure Anklage wenig oder gar nichts gebe.“

„Haltet das wie Ihr wollt!“ verſetzte mürriſch Roſſi, „aber ich wiederhole Euch, daß ich nicht log, und daß Correggio Eure Braut — wie er ſelbſt ſagt, anbetet.“ —

„Ja, aber wie eine Muſe, wie eine Heilige!“

„Ach, was Muſe und Heilige! — Die Braut eines Fremden erregt in der Bruſt deſſen, der ſie liebt, ganz andere Gefühle, als eine Muſe oder Heilige! — mag er's doch nennen wie er will, die Sache bleibt dieſelbe.“

„Wohl, ſo mag er in thörigter Leidenſchaft ſich verzehren, was kümmert's mich?“

„Wenn ſeine Leidenſchaft unerwiedert bleibt!“ bemerkte Roſſi.

„Wie!“ rief Caſtiglione aufflammend — „was wagt Ihr anzudeuten?“

„Herr Graf!“ erwiederte derb und ruhig Rossi, „Ihr thut, als ob der Correggio ein Mann wäre, der vor keinem weiblichen Auge Gnade finden könnte, und doch ist's bekannt, daß er nicht nur unsern Hofdamen die Köpfe verrückt hat, sondern auch einer Unzahl von Weibern in der Stadt, so, daß wenn Eine einen Jungen bekommt, Zehn gegen Eins darauf zu wetten sind, daß er dem Correggio zu Ehren, Antonio getauft wird! und wollt Ihr gerecht sein, so müßt Ihr zugeben, daß diese Tollheit der Weiber zu entschuldigen ist; denn wahrlich, ich wüßte keinen Mann hier, der ihm an Schönheit der Gestalt, Adel der Züge, und wenn er will, an einschmeichelndem Wesen gleich käme, geschweige denn ihn überträfe — oder haltet Ihr Euch selbst für so vollkommen, daß Ihr meint, der Correggio könne Euch nicht gefährlich werden bei der jungen, feurigen und etwas überspannten Isaura?“

Der Graf biß sich in die Lippen und sprach mit erzwungener Kälte: „Eure Unverschämtheit verdient eine Züchtigung, die Euch werden soll, sobald dieser Arm wieder eine Waffe zu führen vermag! Bis dahin gehabt Euch wohl und seid versichert, daß

Correggio nicht ungewarnt vor seinen falschen Freunden bleibt.“

Erbittert entfernte sich Rossi; doch ein giftiger Stachel blieb in Castiglione's Herzen zurück.

Michael Angelo hatte Mantua nach etlichen Tagen wieder verlassen und es noch bei'm Abschiede laut ausgesprochen, wie hoch er den Correggio schätze: „Ist es auch wahr,“ hatte er gesagt, „daß der Antonio hin und wieder nicht ganz korrekt in der Zeichnung ist, daß er das Studium der Anatomie vernachlässigt — groß gedacht sind alle seine Bilder! voll Poesie, durchaus eigenthümlich, und ihr Farbenzauber entzückt den strengen Richter, wie den Liebhaber!“

Ja, Einige wollten wissen, daß der stolze Florentiner, der selbst dem großen Sanzio nur ungern das ihm gebührende Lob zollte, diesen seinen Ausspruch in ein meisterliches Sonett eingekleidet und solches dem Correggio bei'm Scheiden überreicht habe; wie sehr auch die Schüler des Romano dies bestritten, und meinten, „so etwas sei von dem stolzen, finstern Buonarotti gar nicht denkbar.“

Wie dem nun sei, die höchste Anerkennung hat er dem Correggio öffentlich bezeigt, und es läßt sich denken, wie sehr dieser dadurch in der Meinung Aller, vorzüglich aber in der des Herzogs stieg. — Dieser erklärte ihn jetzt gradezu mehreremale für das Juwel seines Hofes, und dies war für das Hofgesinde genug, Den, welchen sie bisher pflichtschuldigst bewundert hatten, jetzt pflichtschuldigst zu vergöttern.

Es ist wohl kaum zu sagen, daß mit Correggio's Ruhm auch seine heimlichen Neider und Feinde sich mehrten, und daß diese um so bitterer ihn haßten, je unerreichbarer er ihrer Wuth schien.

Correggio achtete auf all' dieses nicht, sondern lebte nur in seiner Kunst. Die Leda war jetzt vollendet, und die Kenner stritten sich, ob das Gemälde nicht noch vollendeter sei, als die Jo. Correggio selbst gab ihr den Vorzug. Als Castiglione das Bild sah, stand er wie vom Blitz getroffen da; denn Leda schien wieder Isaura, obwohl die Züge des Gesichts durchaus nicht die ihrigen waren.

Correggio bemerkte seine Aufregung und ergötzte sich heimlich daran; Castiglione's Starren, sein

inneren Zorn erſchien ihm um ſo lächerlicher, als er recht gut wußte, daß diesmal der Graf, wenn er nicht für wahnſinnig gelten wollte, nicht laut werden durfte; denn kein Menſch hätte auf die Frage: „Ob er in der Leda Iſauren's Abbild erkenne?“ mit Ja antworten können, obwohl eine Aehnlichkeit unverkennbar ſtatt fand. — Es war aber jene Aehnlichkeit, welche nicht ſowohl durch ſorgfältige Nachbildung der einzelnen Theile, als: Augen, Naſe, Mund ꝛc., erzielt wird, ſondern jene höhere Aehnlichkeit, welche dadurch entſteht, daß ein genialer Künſtler den eigenthümlichen geiſtigen Ausdruck in den Zügen eines geliebten Weſens auffaßt und vergeiſtigt den Zügen ſeines Ideals mittheilt.

Es war dem Antonio bisher nicht eingefallen, die ſchöne Iſaura mit andern Augen, als denen eines fein empfindenden begeiſterten Malers zu betrachten! Er hatte dies nach dem Duell dem Grafen unbefangen und heiter geſagt. Aber indem er es ausſprach, erlitt das bisher reine und ſchuldloſe Gefühl eine merkliche Veränderung.

War es gereizte Eitelkeit, oder kecke unbeſonnene Neubegier, nur zu ſicher, ob Iſaura für ihn eine

Neigung empfände, die sie — nicht ihren Stand, wohl aber ihren Stolz — könne vergessen lassen. — Er selbst gab sich keine Rechenschafe davon, auch nicht, was er thun würde in diesem zweideutig glücklichen Falle; aber er unternahm es im fröhlichsten Uebermuth, sich um die vollste Gunst der Prinzessin zu bewerben.

Unglücklicher Weise hielt Castiglione Wort und entdeckte — als Correggio ihm seinen Besuch machte — diesem den Verrath des Marchesen. Aber statt (wie der Graf fast vermuthet hatte) zürnend aufzufahren und den Falschen vor die Klinge zu fordern, lachte der Maler herzlich, als er erfuhr, wie Rossi auf Befehl des Herzogs sein Freund sei, und wie ritterlich er sich über dieses Amt beklagt habe. — „Sagt doch selbst!" — rief er, da Castiglione ihn leichtsinnig schalt — „sagt doch selbst, ob es nicht im hohen Grade lächerlich ist, daß ein Mann, wie Rossi, der doch seine Waffen zu führen versteht, so gut wir Ihr und ich — auf Befehl der Freund eines Menschen scheint, welchen er haßt und der ihn auslacht, quält, ja, ich gestehe es selbst, oft geringschätzig behandelt?" Nun warte,

mein guter Marcheſe! Dir will ich erſt die Hölle recht heiß machen mit meiner Freundſchaft!“

Vergebens ſtellte Caſtiglione ihm vor, wie er durch neue Neckereien die Rache Roſſi's ſelbſt herausfordere, die ihn ſchleichend, aber um ſo ſicherer, ereilen würde, als Roſſi zu unedel geſinnt ſei, um ehrlich und offen ſich ihm gegenüber zu ſtellen. Correggio beharrte dabei, die Sache ſei nicht würdig genug, um ernſt genommen zu werden, und fragte endlich den Grafen etwas ſpöttiſch: „Wem verdanke ich denn das Glück, daß Ihr plötzlich ſo beſorgt für mein Leben und meine Wohlfahrt ſeid?“ — „Euerm Benehmen gegen mich wahrlich nicht!“ — verſetzte Caſtiglione gereizt — „Aber wär't Ihr mein Todfeind, ich würde es nicht zugeben, daß Ihr toll und blind in einen Abgrund ſtürztet, und daß ein feiger Meuchler Euch nur allzu Argloſen hinterwärts anfiele.“

„Nun, Herr Graf!“ — rief Correggio treuherzig — „dafür dank' ich Euch und erkenne Euern Edelmuth! aber nur bitte ich Euch, laßt mir meine Weiſe! ich mag mich nun einmal nicht mit Befürchtungen und Sorgen (welche am Ende ſich

als gänzlich ungegründet erweisen) herumschlagen, und wäre ja etwas Wahres d'ran; ei nun, lieber rasch unter dem Dolch eines Mörders gefallen oder im perlenden Rebenblut den Tod „willkommen!" getrunken, als mistrauisch und bedächtig erst jeden Schritt prüfen auf der bunten blumigen Lebensbahn, welche wohlgemuth und ohne Arg zu durcheilen doch allein nur „Leben" heißt." Damit verließ er den Grafen, eh' dieser noch zu einer neuen Widerlegung ausholen konnte. Castiglione aber hielt es für angemessen, den Herzog von Allem in Kenntniß zu setzen, und die augenblickliche Folge war, daß der Marchese Rossi die Erlaubniß erhielt, auf sein Schloß gehen zu können, sobald er es für passend fände. Rossi zuckte spöttisch lächelnd die Achseln, that einen derben Fluch und verließ schon am andern Morgen Mantua.

Herzog Gonzaga hatte Correggio's wundervolle Bilder eine Zeit lang aufgestellt; dann sandte er die Leda nebst der Jo an Carl V., welcher eben in Florenz sich aufhielt; die Madonna mit dem St. Georg wurde nach Modena abgesandt.

Carl V., hingerissen von den Zaubergestalten des

herrlichen Meisters, wünschte dieſen ſelbſt kennen zu lernen, und zwar gab er zu verſtehen, „wie es ihm doppelten Genuß gewähren würde, wenn er den Maler in ſeinem Geburtsort Correggio aufſuchen könne.“ Eine Huldigung, wie ſolche wohl keinem andern Künſtler je von einem Kaiſer dargebracht wurde.

Federico Gonzaga machte ſeinen Liebling alſobald mit der Abſicht des Kaiſers bekannt, beſtimmte ihm den Tag, an welchem er von Mantua nach Correggio abreiſen ſolle, und ſagte bei'm Abſchiede: „Du gehſt jetzt als ein großer Maler von mir, trügt mich nicht Alles, ſo hat der Kaiſer Gutes mit Dir im Sinn und will Dich auch zum großen Herrn machen! Wohl auf, Correggio! im Leben, wie in der Kunſt, immer höher! und je näher mir, deſto lieber!

Stolz und freudig, die Bruſt voll Wonne, den Kopf voll kühner Entwürfe, verließ Antonio Allegri Mantua.

„Für heute mag's genug ſein!“ — ſprach der treffliche Meiſter Antonio Allegri da Correggio, indem

er Pinſel und Palette bei Seite legte, von der Staffelei zurück trat und mit übereinander geſchlagenen Armen das eben vollendete Gemälde betrachtete.

„Das Menſchenherz iſt ein wankelmüthiges Ding!“ — fuhr er nach einer Weile lächelnd fort — „Vor wenig Monden ſtand ich an derſelben Stelle, das Herz voll Trauer und faſt lebensmüde! Und jetzt — wie heiter und wie hell erſcheint mir jetzo jeder junge Morgen! und was das Leben Herrliches zu bieten vermag, es iſt mein! Ruhm, Liebe, Gold und die Kraft und die Luſt, zu genießen! Ja, ſelbſt der Schmerz diente mir, indem er mein innerſtes Sein verklärte, daß es ſich in Allem, was ich ſchaffe, abſpiegelt und aller Herzen meinen Bildern zuwendet.“

„Auch Du, theures, liebſtes Bild! wirſt kein fühlendes Herz ungerührt an Dir vorübergehen laſſen! aber Eins empfindet die Seligkeit, nicht vergebens zu lieben — es iſt das meine!“

Es wurde draußen gepocht — Correggio verbarg hurtig das Bild, indem er es umgekehrt an die Wand lehnte, und öffnete dann.

Der Marcheſe Roſſi trat ein.

„Schönen guten Tag, Meiſter Allegri!“ — rief er dem Erſtaunten zu. — „Haha, Ihr wundert Euch wohl über meinen unvermutheten Beſuch?“

„Beinahe!“ — verſetzte Correggio mit leichtem Spott — „Allein wenn mein alter Freund vielleicht von Federico Gonzaga geſendet iſt, mich nach Mantua einzuladen, ſo find' ich Alles ganz natürlich.“

„Gut gegeben!“ — lächelte der Marcheſe, indem er den Hut auf den Tiſch warf und, ſich behaglich an einen Seſſel lehnend, fuhr er fort: „Mit der Geſandtſchaft im Namen Federico Gonzaga's iſt's aber nichts; ich komme aus freien Stücken und jetzt wirklich als Euer Freund, eben weil ich aus freien Stücken komme.“

„Das läßt ſich hören!“ — ſprach Correggio — „Was ſteht zu Dienſten?“

„Vorerſt ein guter Trunk; denn ich bin teufelmäßig geritten.“

Correggio rief nach Wein. Ein Diener brachte ihn, und neben ihn her ſprang der kleine Giovanni, Antonio's Sohn.

„Sieh' da, Cupido!“ — rief der Marcheſe den Knaben an — „wie das wächſt! Nehmt Euch nur

in Acht, Correggio! daß er Euch nicht über den Kopf wächst! — der Cupido mein' ich.

„Eure Meinung in Ehren, Marcheſe! aber der Junge heißt nicht Cupido, ſondern Giovanni."

„Oder Askanio! wie? hieß nicht ſo der vermeinte Sohn des Aeneas, der auf Didos Schooß entſchlief?"

„Was wollt Ihr mit dem albernen Geſchwätze?" — unterbrach ihn glühend Correggio — „Laßt meinen Knaben! — Geh' hinaus, Giovanni! — Und Ihr, Herr Marcheſe! redet vernünftig, wenn ich Euch anhören ſoll."

Roſſi erhob ſich, ſtellte ſich dicht vor den Maler hin, ſah ihm lächelnd in die Augen und ſprach: „Daß in Euch kein Falſch iſt, Correggio! weiß ich jetzt; denn ich ſeh's Euch an, wie ſehr Ihr's fürchtet, daß ich wirklich anfange, vernünftig mit Euch zu reden. — Wäret Ihr klug geweſen, Ihr hättet aus meinem Verrath eine gute Lehre gezogen! aber das war nicht Eure Sache! Unbeſonnen, übermüthig, blind vor Leidenſchaft ſeid Ihr Euerm Verderben entgegen gerannt!"

„Theurer Warner!" — verſetzte Correggio ſcherzend — „ich merke, worauf Ihr anſpielt! —

doch kann es Euch beruhigen, ſo wiſſet, daß ich meiner Sache gewiß bin, daß ich Nichts zu fürchten habe — Nichts; daß im Gegentheil Ihr Alle bald mit Erſtaunen ſehen werdet, um welchen hohen Preis Correggio zu werben vermag!“ —

Indem ließ ſich Pferdegetrappel vor dem Hauſe hören, und gleich darauf trat ein Bote des Herzogs in's Zimmer, den Meiſter Antonio Allegri des Herzogs gnädigen Gruß entbietend, und Morgen in der Frühe würde des Kaiſers Majeſtät in Correggio eintreffen.

„Nun?“ fragte Correggio mit triumphirendem Blick den Marcheſe.

„Eben nun, mein Allegri!“ entgegnete ernſt Roſſi und folgte dem davon ſchreitenden Boten.

Der heiterſte Morgen brach an. Feſtlich, aber einfach gekleidet, ſaß Antonio Allegri in ſeiner Werkſtatt, des hohen Beſuches gewärtig.

Endlich ſchlug die Stunde, und, umgeben von ſeinen vornehmſten Hofleuten, an ſeiner Seite den Herzog Gonzaga und den Prinzen Coſimo, nahte

ſich Carl V. dem Landhauſe des Malers von Correggio.

Correggio eilte, ſo wie er den Kaiſer gewahrte, hinaus, hielt ihm den Steigbügel und ließ ſich dann ehrfurchtsvoll vor ihm auf ein Knie nieder.

Carl winkte, das Gefolge bildete einen Kreis um ihn und um den Künſtler. Hierauf ſprach er: „Wir ſind gekommen, Antonio Allegri! um Euch einen Beweis zu geben, wie hoch Wir Eure Meiſterſchaft in Eurer edlen Kunſt ſchätzen. Ich zähle Euch von heute an zu meinen Kammerherrn! Steht auf, Ritter Correggio!“ Er reichte ihm die Hand zum Kuſſe, erhob ihn und ſchritt ſodann voran in's Innere des Hauſes; die vornehmſten Ritter und Correggio folgten ihm nach.

Angelangt in dem Saale, wo der Maler ſeine Meiſterbilder aufgeſtellt hatte, verweilte der Kaiſer mit ſichtlicher Freude vor einem jeden, oft den Meiſter um die Deutung dieſes oder jenes befragend, noch öfter aber ſein Gefolge auf die einzelnen Schönheiten aufmerkſam machend. Endlich rief er: „Ich will auch Eure Werkſtatt ſehen, Correggio! führt Uns dahin, und ſeid Ihr grade aufgelegt, ſo möget

Ihr ein Bild entwerfen, deſſen Gegenſtand Wir Euch zu bezeichnen gedenken. — Schreitet voran!“

Correggio ſchritt voran in ſeine Werkſtatt, der Kaiſer und ſeine Gefolge hintendrein.

„Seltſam!“ — rief der Kaiſer, als er in das kunſtgerecht beleuchtete Gemach trat — „iſt mir's och, als beträte ich einen geweihten Tempel. Hier alſo ſchaffſt du, wunderbarer Genius! jene Gebilde, deren holder Zauber uns faſt vergeſſen läßt, daß ſie Menſchenwerk ſind.“ — Er durchmaß die Werkſtätte mit großen Schritten; plötzlich blieb er vor einem Gemälde ſtehen, welches umgekehrt an die Wand lehnte — „Was iſt das?“ fragte er.

„Nur ein Verſuch!“ — entgegnete Correggio verlegen.

„Ei!“ — lächelte der Kaiſer — „aus den Verſuchen großer Meiſter läßt ſich am meiſten lernen. — Da könnten Wir wohl gar bei Gelegenheit Euch Eure Kunſt abmerken; denn ſonder Zweifel iſt Euch bekannt, wie Wir dann und wann auch in's Malerhandwerk pfuſchen. — Stellt das Bild auf!“

Zögernd gehorchte Correggio — ein Laut der Bewunderung und des Erſtaunens erſcholl aus Aller

Munde, und faſt überwältigt von der Herrlichkeit des Bildes, trat Carl einen Schritt zurück. Das Bild ſtellte Iſaura vor im leichteſten idealiſchen Gewande.

„Bei'm großen Gott!“ — rief der Kaiſer endlich — „Faſt erſchrickt der Beſchauer vor Eurer Meiſterſchaft! — nie noch ſah ich ein anmuthigeres und zugleich kühneres Bild! — iſt es Porträt?“

„Ja!“ verſetzte Correggio.

„Wen ſtellt es dar?“

„Die Prinzeſſin Iſaura Coſimo.“

„Für Wen habt Ihr es gemalt?“

„Für mich.“

„Für Euch?“

„Ja, mein Kaiſer!“ für mich! — rief Correggio kühn, ihm näher tretend — „für mich, für keinen Andern! — ich liebe das Original — und achtet Ihr mich, wie Ihr ſagtet — für den Fürſten der lebenden Maler, ſo beſchwör' ich Euch —

„Halt!“ — rief der Kaiſer — „Vermeſſener — Uebermüthiger! was wagt Ihr?“

Betroffen blickte Correggio ihn an. Da nahte ſich dem Kaiſer der alte Prinz Coſimo und ſprach

ehrfurchtsvoll: „Ew. Kaiſerliche Majeſtät geruh'n, dem thörichten Manne um des großen Malers willen ſeine Unbeſonnenheit zu verzeihen, welche nur ihm ſelbſt verderblich werden kann! Kraft meiner väterlichen Rechte vermählte ich geſtern meine Tochter mit dem erlauchten Grafen von Caſtiglione."

„Nehmt Unſern Glückwunſch" — wandte ſich Carl zum Grafen — „der Name Caſtiglione hat bei Uns einen guten Klang; denn Euer Vetter war einer Unſerer bewährteſten Diener." — Dann ging er auf Correggio zu, der bleich und ſtarr, keines Wortes mächtig, daſtand, und fragte: „Wollt Ihr mir das Bild ablaſſen? Ritter!"

„Nicht um all' Eure Reiche!" entgegnete Correggio heftig.

„Der Preis wäre auch zu hoch für mich!" — ſprach Carl — „Behaltet es, und ſeid Ihr Eurer wahnſinnigen Leidenſchaft Herr geworden, ſo kommt an meinen Hof. Den großen Maler Antonio Allegri werd' ich ſtets empfangen, wie es meiner würdig' Lernet für Eure Kunſt leben!" Damit wandte er ſich und verließ mit ſeinem Gefolge das Haus

und Correggio. — Vernichtet blieb Antonio allein zurück.

„Sie Caſtiglione's Weib?“ — rief er nach einer langen Pauſe, und ſich gegen das Bild wendend, wiederholte er: „Du, Iſaura! treulos?!“

„Gezwungen!“ — tönte dicht neben ihm eine wohlbekannte Stimme. Er wandte ſich um, und Roſſi ſtand vor ihm, ernſt und theilnehmend ihn anblickend.

Zwei Jahre ſpäter trat eines Tages der Graf Caſtiglione in tiefer Trauer an das Lager des ſterbenden Correggio, und ſprach: „Iſaura iſt dir vorangegangen; ich bringe dir ihren Grüß!“

Correggio lächelte mild, drückte dem Grafen die Hand und verſchied.

„Er hat Euch zum Erben eingeſetzt!“ — ſprach der Marcheſe Roſſi — „Ihr erhaltet Iſaurens Bild und ſeinen Knaben.“

Erſchüttert drückte der Erbe dem Geſchiedenen die Augen zu.

Herr Peter Pirad.

Herr Peter Virad war geboren zu Hamburg im Jahre Eintauſend ſiebenhundert und etliche — ſein Herr Papa hieß mit Vornamen Hans Chriſtoph, war ein Hamburger Bürger von altem Schrot und Korn, ſeines Glaubens ein Branntweinbrenner und ſeines Metiers ſehr reich und ungeheuer grob.

Peter war ſein jüngſter Sohn und ſollte gleichfalls Branntweinbrenner werden; dazu hatte er aber gar wenig Luſt, indem er mit Leib und Seele der edlen Muſica anhing. Der Vater entſchloß ſich daher ſchon, als Peter kaum das achte Jahr erreicht hatte, ihn zu dem Stadtmuſikus in die Lehre zu geben, „weil denn wohl nichts anders mit dem Jungen anzufangen ſei.“

Der Stadtmuſikus merkte aber bald, daß Peterchen gar nicht ſo dumm wäre, wie er ausſähe, und als nach Jahr und Tag der damalige Stadtmuſikdirektor und Cantor Telemann ihn die Bratſche ſtreichen

hörte, auch Horn blaſen und Pauken ſchlagen, intereſſirte er ſich dergeſtalt für den Knaben, daß er ihm mehrere Stunden in der Woche auf dem Klavier Unterricht ertheilte, wofür hinwiederum Peter, ſo oft eine von Telemann's Minüen aufgeführt wurde, die Pauken dermaßen rührte, daß mannigich darüber erſtaunte.

Als Telemann geſtorben war — Peter mochte dazumal 24 Jahre zählen — blieb er noch ein Jahr in Hamburg und ſetzte ſeine höheren Studien unter Philipp Emanuel Bach fort.

Im Jahre 1768 ſtarb ſein Vater, nachdem er ſeine Mutter ſchon einige Jahre zuvor begraben. Da er ſehr viele ältere Geſchwiſter hatte, ſo ward ſein Erbtheil nicht eben groß, um ſo weniger, als er oft zu verſtehen gab, „es könne wohl möglich ſein, daß ſeine Herren Brüder und Frauen Schweſtern ihn bei der Theilung „ganz ſakermentiſch" geprellt hätten."

Peter Pirad verließ Hamburg zum erſtenmal in ſeinem Leben, und ſchickte ſich an, die Welt kennen zu lernen. Er machte denn auch gleich ganz hübſche Erfahrungen. Kaum daß er etliche Tage von Hamburg abweſend war, ſo hatte er ſchon ſeinen Stand,

wiewohl wider Willen und mit großem Widerſtreben geändert: er war nämlich beſüſchen Werbern in die Klauen gerathen und sans façon eingekleidet worden. — Vier Wochen ertrug er heldenmüthig die ſchmale Koſt und reichlichen Prügel, welche es Tag für Tag ſetzte; endlich riß ihm die Geduld aus, er ſchwur hoch und theuer, lieber zu ſterben, als ſolch' „ſakermentiſches Leben" länger zu ertragen. Nach etlichen Tagen entwiſchte er glücklich.

Er wandte ſich nach Wien, von da nach Salzburg, wo er mit dem Hoftrompeter Schachtner (einem vertrauten Freunde des Mozart'ſchen Hauſes) bekannt wurde. Schachtner war ein Meiſter nicht nur auf der Trompete, ſondern auch auf der Viola di Gamba, dem jetzt faſt vergeſſenen Inſtrument; daneben, wie Pirad, wiſſenſchaftlich gebildet.

Peter Pirad ſchloß ſich ihm daher innigſt an, und ſprach bis an's Ende ſeines Lebens mit Ehrfurcht und Begeiſterung von ihm. — Kein Zweifel, daß Schachtner's Meiſterſchaft ihn auf die Idee brachte, als Pauker es ihm gleich zu thun; denn von ſeinem Aufenthalt in Salzburg, der übrigens kaum ein Jahr

gewährt haben mag, schrieb sich sein Enthusiasmus für die Pauken her.

Von Salzburg wandte er sich wieder nach Wien, von Wien nach Prag, Dresden und Berlin, wo er fast alle damals lebenden großen Meister persönlich kennen lernte. 1788 endlich kam er nach Bonn und schlug in der churfürstlichen Kapelle die Pauken, allein nur ein Jahr lang, denn er hatte nirgends Ruhe. Doch kehrte er ab und zu immer nach Bonn zurück, bis zum Ausbruch der französischen Revolution. Da erschrack er, wie er denn überhaupt etwas sehr schreckhafter Natur war. Noch in späten Jahren pflegte er mit großer Emphase von einer roth angestrichenen Bettstelle zu erzählen, worin er ein halbes Jahr lang nicht hatte schlafen können, weil sie ihn an die Guillotine gemahnt habe.

Im ersten Schrecken lief er davon und rastete nicht eher, bis er blaß und mager in seine gute Vaterstadt Hamburg anlangte. Aber die Nachrichten im Hamburgischen unparteiischen Correspondenten erregten ihm täglich größern Schauder! Auch in Hamburg hielt er sich nicht für sicher; er verließ es, und erst in Kopenhagen schöpfte er ruhig wieder

Odem. — Hier paukte er auch wieder voller Seligkeit! — Naumann's Orpheus riß ihn so hin, daß er acht Tage das Bette hüten mußte; wie mir, außer Hoffmann und dem trefflichen Violinspieler Rolla in Dresden, kein Künstler vorgekommen ist, auf dessen physische Konstitution das Anhören einer schönen Musik so heftig, fast verderblich gewirkt hätte, wie auf Herrn Peter Virad.

Bis jetzt hatte Peter Virad wenig oder nichts von der Liebe verspürt; jetzt aber wurde endlich sein stolzes Herz gerührt: er verliebte sich in seine Hauswirthin, die Wittwe eines dänischen Schiffs-Unterlieutenants, welche ungefähr noch einmal so lang und noch zweimal so dick wie er war, und brachte es nach unsäglichen Anstrengungen endlich so weit, daß auch das Herz seiner kolossalen Schönen gerührt wurde; er heirathete sie, und war es auch ganz unmöglich, das seltsame Paar zu sehen, ohne zu lachen, so führte er dennoch vielleicht die glücklichste Ehe, welche es je geben mochte. Nur sein erstgeborner Sohn verursachte ihm immer einiges Entsetzen; so oft er ihn ansah; denn der „Bengel" war schon in seinem sechszehnten Jahre anderthalbmal so lang,

als ſein Herr Vater. Irre ich nicht, ſo lebte vor einigen Jahren die treue Seele, glücklich verheirathet, als Maler in Riga.

Ich lernte Herrn Peter Pirad ſchon kennen, als ich noch ein ganz kleines Knäbchen war, und zwar zuerſt in Altona, wohin Peter Pirad 1807 wieder auf einige Zeit gekommen war, in großer Furcht vor den Engländern. Er ging zum letzten Male in ſeinem Leben nach Bonn und hatte nicht übel Luſt, Hofpauker des Königs von Weſtphalen zu werden; als man ihn aber zum Heerpauker machen wollte, kratzte er aus und kehrte zurück nach Hamburg, von wo aus er dann ein Jahr lang Ausflüge, bald nach Oſt, bald nach Weſt machte, bis er ſich endlich in Flensburg zur Ruhe ſetzte und dort im Jahre 1822 in hohem Alter ſanft und ſelig verſchied.

Herr Peter Pirad war ein Pauker, wie es jetzt wohl nur noch wenige geben dürfte.

Aber er war noch mehr: Er beſaß die gründlichſte Kenntniß des Contrapunkts, ſpielte mehrere Inſtrumente mit Präziſion und Reinheit; auf der Orgel aber, ſowie auf dem Contrabaß hatte er es bis zur Meiſterſchaft gebracht.

Seine Pauken aber waren ihm sein Eins und Alles. Unaufhörlich beschäftigte er sich mit ihnen. Er hielt sie so sorgsam in reiner Stimmung, wie nur immer der eigensinnigste Violin-Virtuos sein Instrument; er duldete durchaus keine Beulen, das Fell seiner Pauken war so fein und fast durchsichtig, daß man jeden Augenblick erwartete, es müsse springen, und dennoch paukte Peter Virad jahrelang darauf herum vom leisesten Pianissimo bis zum donnernden Forte, ohne daß es auch nur einen Riß bekam. Er litt aber auch keine fremde Hand daran, und ich glaube, er hätte, so furchtsam und gutmüthig er sonst war, denjenigen umbringen können, der ihm seine Pauken verdorben hätte.

Daß ihm diese Eigenheit manchen Verdruß zuzog, läßt sich denken. Mit seinen Hauswirthen und seinen Nachbarn lebte er beständig in Zank und Streit, da es nichts Seltenes war, daß, wenn ihm mitten in der Nacht eine neue Idee ankam, er aus dem Bette sprang und zu pauken anfing, bis die ganze Nachbarschaft in Aufruhr gerieth.

Seine Persönlichkeit habe ich in dem Charakterbilde Beethoven treu geschildert, und ich selbst sah

ihn, die ſeidenen Hoſen abgerechnet, ſtatt deren er ſpäter graue tuchene trug, nie in einer andern Kleidung, als wie ich ſie dort beſchrieben.

Seine Sprache war das ergötzlichſte Kauderwelſch aller deutſchen Mundarten, untermiſcht mit italieniſchen, franzöſiſchen und lateiniſchen Brocken; mit ſeiner Frau radbrechte er däniſch, welches er eben ſo ſchlecht verſtand, als ſie das deutſche, ſo daß ſie wohl ſelten vollkommen gewiß wußten, was Eines oder das Andere gewollt und dennoch waren ſie ſtets einig. Nur ein einziges Mal erregte ein Mißverſtändniß Beiden vielen Verdruß; als nämlich Madame Pirad ihrem damals ſchon ſiebenzigjährigen Manne eröffnete, wie ſie glaube, Itſcha, (ihre Hauskatze) bekäme Junge, verſtand Herr Peter Pirad, der liebe Gott wolle ihn noch, wie den Erzvater Abraham, durch ſeine Sara mit einem Jungen beſchenken. Er empfand darüber eine gewaltige Freude, trank eine Flaſche Wein, und lud die halbe Stadt zu Gevatter, wobei er nur nicht aufhören konnte ſich zu verwundern, woher ſeine Frau wohl wiſſe, daß ſie gerade eines Knäbleins geneſen würde. Excentriſch, wie er war, verfiel er ſchon auf die Idee, ſeine Frau könne

wohl gar eine Somnambule ſein, als ſich zu ſeinem großen Aerger das Mißverſtändniß durch die Geburt der jungen Kätzchen aufklärte.

Mein letztes Zuſammentreffen mit Herrn Peter Pirad war nicht weniger ergötzlich. Im Jahre 1820 nämlich befand ich mich in Wismar, und eines Tages erſchien auch Herr Peter Pirad daſelbſt. Er hatte nämlich von den trefflichen Aufführungen Händelſcher Compoſitionen unter Leitung des leider zu früh heimgegangenen Präſidenten von Breitenſtern gehört. Er machte dem Präſidenten ſeine Aufwartung und Breitenſtern, der in ihm einen glühenden Verehrer Händels erkannte, nahm ihn mit all der liebenswürdigen Zuvorkommenheit auf, die ihm ſo eigen war. Peter Pirad beſuchte einige ſeiner Abendgeſellſchaften und wußte des Rühmens gegen mich kein Ende. Endlich aber rückte er heraus: „Sakerment! Es iſt doch furios, daß ihr nichts Vollſtimmiges aufführen könnt — He? Wie? Sakerment! der Präſident ſollte einmal etwas d'ran wenden, den Meſſias nach Mozarts Bearbeitung aufzuführen.“ — Auf mein Bemerken, daß Breitenſtein damit umginge, ihn nach Händels Original-Partitur zu geben, meinte

Virad: „Alles ſchön! Alles gut! aber die Pauken, he? o Saperment! Kind Sie kennen wohl nicht die Mozartſche Bearbeitung?“ —

„Wie ſollt' ich nicht?“

„Gut, ſchön! aber Sakerment! haben Sie denn nicht bemerkt, was für'n Effekt da die Pauken machen? beſonders in dem — Dings da! — — wie heißt's nur noch? Sakerment! richtig ja! d's Chor meine ich: „Und es iſt uns ein Knäblein geboren“ — Lachen Sie nicht!“ (unterbrach er ſich ärgerlich, da ich, weil mir die Katzengeſchichte einfiel, ihm in's Geſicht lachte) — „alſo, wo war ich? richtig, ja! bei dem ſakermentſchen Chor! Höllenelement! was für'n Effekt, wenn da erſt die Vokalſtimmen anfangen, (er ſang, wie gewöhnlich, wenn er in Feuer gerieth) „denn es iſt uns ein Knäblein geboren! denn es iſt uns ein Knäblein geboren — ein Knäblein ge-bo-ren,“ und nun soli: ſein Name iſt — Tutti fortissimo:*) Herrlichkeit!“ —

---

*) Dieſes Tutti forte, ſo wie das Nachfolgende, ſchrie er mit donnernder Stimme, wobei er mit den Armen handtierte, als ſchlüge er Pauken.

Der ſtarke Held!

Der Ewigkeiten Vater — der Friedefürſt!“ —

Dabei liefen ihm die hellen Thränen über die hagern, runzelichten Wangen herab. „Gott!“ ſchloß er ſchluchzend, „Gott! was waren es doch für große Männer der Herr Händel und der Ritter Mozart! — Aber wiſſen Sie, ich will den Präſidenten bitten, daß ich hier Paukenconzert geb' — daß iſt jetzt an der Zeit, meinen Sie nicht auch?“ —

Natürlich widerſprach man ihm nicht, und er ſäumte auch nicht, ſeine Bitte vorzutragen.

„Was wollen Sie denn aber pauken?“ fragte ihn der Präſident.

„Ih nun — Variationen — Variationen!“

„Schön! — Worüber?“

„Ueber's Thema: Ich bin liederlich, du — (er erſchrak, und corrigirte ſich mit einer tiefen Verbeugung) Sie ſind liederlich!“ —

Der Präſident fiel lachend in den Sopha und rief: „Nein, lieber Freund! das darf ich hier nicht ſo öffentlich auspauken laſſen!“ —

Peter Pirad begriff zwar nicht recht, warum? gab

ſich aber doch zufrieden, da ihm der Präſident ein nicht unbedeutendes Geſchenk zufließen ließ.

Viel ergötzliche Anekdoten wüßt' ich noch von Herrn Peter Pirad zu erzählen, zum Beiſpiel: wie er einem geizigen Schauſpieldirektor, der die Zauberflöte mit acht Mann beſetzte und ſelbſt dirigirte, dadurch, daß er plötzlich mitten im Spiel die Viola wegſchleuderte und ein Paukenſolo donnerte, (es war in dem G-dur Quintett, im zweiten Akt, wo der Prieſterchor am Schluß einfällt) dadurch einen ſolchen Schrecken einjagte, daß er von ſeinem Dirigentenſtuhl zwiſchen den Contrabaſſiſten und dem Violoncelliſten ſtürzte; u. dgl. m.

Doch kein Scherz darf zu lang ausgeſponnen werden, und ſo ruhe denn, mein ehrlicher alter Peter Pirad! Die Erde iſt dir gewiß leicht, denn du warſt dein Leben lang ein guter treuer Menſch!

Eliſe Armand.

Aus dem Leben einer Schauſpielerin

erzählt von

Karoline Leonhardte Lyſer.

Der Vorhang war unter dem Beifallrufe der entzückten Zuſchauer gefallen, der Name der gefeierten Armand erſcholl von allen Lippen, nochmals hob ſich die Courtine, und mit dem Lächeln der Befriedigung dankte das holde Weib der begeiſterten Menge.

„Sie iſt kein Weib, ſie iſt eine Göttin!“ ſagte der Baron Herder zu ſeinem Freunde Mille und ließ, als dieſer nicht lebhaft mit einſtimmte, einigen Unwillen blicken. Die Menſchenmenge ſchied die Freunde, Herder benutzte dieſe Gelegenheit, ſich ſchweigend zu trennen, und eilte ſeiner Wohnung zu.

Dort verſuchte er, ſeine Gluth im Liede auszuhauchen und, als ihm ſein Genius Beifall zuwinkte, ſchrieb er das gelungenſte zierlich ab und ſiegelte es in ein roſa Couvert. Er überließ ſich ganz ſeinen ſeligen Träumen, ſeine Fantaſie führte ihn zu den Füßen der gefeierten Eliſe Armand, und vor ihm lag eine Reihe glücklicher Jahre.

Am andern Morgen sandte er das Lied nebst den seltensten Blumen zu ihr und vernahm zu seiner Freude, daß Elise selbst dem Bringer die Gaben abgenommen habe.

Den nächsten Abend trat Elise in der Braut von Messina als Beatrice auf, Herder war der Erste im Theater. Mit brennender Ungeduld erwartete er das Zeichen zum Anfang, endlich hob sich der Vorhang. Die ersten Scenen in denen Elise nicht erschien, zogen ihn wenig an, seine beiden Nachbarn unterhielten sich lebhaft von der Armand, und Herder lauschte auf jedes Wort.

„Ich erinnere mich noch lebhaft ihres ersten Debüts," sprach der Eine; „damals war sie höchstens sechzehn Jahr alt, eine liebliche Rosenknospe. Fast täglich besuchte ich damals das Theater, bis sie sich mit einem reichen Edelmann vermählte."

„Irr' ich nicht," versetzte der Andre, „so war ihr Gemahl eifersüchtiger wie Othello, er brachte das junge, lebensfrohe Wesen auf seine Güter an den Rhein und sie mußte dort, gleich einer Sultanin bewacht, das Leben vertrauern."

„Ich habe in jener Zeit wenig von ihr vernom-

men; auch nahmen damals andere Gegenstände mein ganzes Interesse in Anspruch. Nach einigen Jahren sah ich sie wieder als Elise Armand hier auftreten. Ihre Schönheit hat jetzt einen stolzern Anstrich, sie ist voller, interessanter geworden, sie gehört zu den Schönheiten, bei welchen man nicht nach dem Alter fragt, und mich stört es nicht im Geringsten, zu wissen, daß sie das achtundzwanzigste Jahr erreicht hat."

„Wer weiß, ob die schöne Armand selbst so ruhig darüber ist," versetzte der Andre; Frauen sind thörig genug sich über ein Jahr mehr zu ärgern als über ein Fältchen auf der Stirn."

Herder hatte mit steigendem Antheil dem Gespräche zugehört; ist Elise Wittwe, oder von ihrem Gemahl getrennt? fragte er sich, da erschien sie selbst, und er sah und dachte nichts mehr als Sie.

Sein sehnlichster Wunsch war, ihr bekannt zu werden, nach langem Ueberlegen entschloß er sich endlich, so kühn zu sein und sich schriftlich die Erlaubniß von ihr zu erbitten, sie besuchen zu dürfen. Sie gestand sie ihm zu.

Mit klopfendem Herzen eilte Herder den andern

Morgen ihrer Wohnung zu. Das Vorzimmer war leer, er vernahm Eliſens Stimme durch die Thüre. Wie eine Verzweifelnde rief ſie jetzt: „So nehmen Sie auch meinen Schmuck, aber befreien Sie mich ſogleich für immer von Ihrem Anblick!“

„Eliſe!“ ſchrie eine tiefe Stimme, „Eliſe, mäßigen Sie Ihre Wuth, Sie ſind ganz in meiner Gewalt, fürchten Sie mich!“

„Ich bin nicht im Stande Ihre ungeſtümen Forderungen zu befriedigen!“ ſagte ſie weinend, „wenn Sie ein Menſch ſind, ſo verlaſſen Sie mich!“

„So leben Sie wohl,“ ſagte der Mann, „auf Wiederſehen, ſchöne Frau!“ und lachte laut.

Die Thüre flog auf, ein ältlicher, hochgeſtalteter Mann ſchritt raſch, ohne Herder zu beachten, durch das Vorgemach, die Stiege hinab.

Herder wußte nicht, ob er ihm folgen oder ſich bei Eliſen melden laſſen ſollte, da öffnete ſich leiſe die Thüre, Eliſe blickte ſchüchtern in das Vorzimmer und ſprach erbleichend: „Sie hier, mein Herr?“

„Ich bin ſo eben eingetreten,“ verſetzte Herder gewandt und, ihrem Winke folgend, ging er in ihr Gemach.

Eliſe ward nach und nach heitrer, der trübe Zug ſchwand von dem ſchönen Geſichte, und mit vielem Geiſte ging ſie auf Herders Geſpräch ein.

Eliſe beſaß in hohem Grade Schauſpielertalent; in ihrer Erſcheinung lag etwas Dramatiſches das ſeine Wirkung ſelten verfehlte. Sie deklamirte nicht, aber ihre Rede bekam durch die lebhafte, ſtets richtige Betonung einen beſondern Ausdruck, und jede Bewegung — die ihr ganz natürlich ſchien — erinnerte an die Antike.

Ein weißes Gewand umfloß die ſchöne Geſtalt, der goldne Kamm hielt das ſchwarze, ſeidenartige Haar zuſammen, und die dunklen, ſtechenden Augen hatten durch die Thränen den Reiz der Milde erhalten.

Eine Stunde ſchwand dem Glücklichen an ihrer Seite dahin; er fühlte, daß es Zeit ſei, zu ſcheiden, und ſtammelte noch ſchüchtern die Bitte um die Erlaubniß, ſie wiederſehen zu dürfen, die ſie ihm lächelnd gab.

Herder war der einzige Sohn eines hohen und reichen Staatsbeamten; nach dem Wunsche seines Vaters hatte er sich, als sein ältrer Bruder noch lebte, dem Soldatenstande gewidmet, und wenn auch seinem feurigen Gemüthe die Subordination wenig zusagte, so spiegelte ihm doch wieder die Einbildungskraft den Glanz dieses Standes lockend vor. Er war lebhaft, ehrgeizig und schwärmerisch; natürlich mußte ein so reich begabtes Wesen, wie Elise, einen tiefen Eindruck auf das Herz des zwanzigjährigen Jünglings hervorbringen.

Anfangs galt seine Bewunderung nur der Künstlerin; aber täglich klang ihre Stimme ihm süßer, erschienen ihre Züge ihm schöner, und die sanfte Hinneigung ward zur Flamme.

Früher dünkte er sich reich, wenn einer ihrer Blicke auf ihn fiel; jetzt wuchs die Sehnsucht, sie zu sprechen, nach ihrer Liebe strebte sein glühendes Herz.

Elise Armand fand weder Herders im Liede ausgesprochene Huldigung, noch seinen Besuch auffallend. Sie war gewohnt, solche Beweise von Aufmerksamkeit und Enthusiasmus zu erhalten; sein Lied ward, halb gelesen, in einen großen Kasten gewor-

ſen, in dem ſich eine bedeutende Anzahl ſolcher Lieder befanden, und ſein Beſuch aufgenommen, wie Perſonen, die einen Ruf haben, ſolche Beſuche aufnehmen. Der junge Mann war fein, geiſtreich; warum ſollte ſie ihn nicht bei ſich dulden? Eliſe beſaß in hohem Grade die Eitelkeit, gern Jedem Etwas ſein zu wollen, und ſie weidete ſich oft an dem Gedanken, unter die ſchönſten Erinnerungen intereſſanter und bedeutender Menſchen zu gehören.

Der Auftritt mit dem Fremden hatte ſie angegriffen, Herder war ihr eben eine willkommene Zerſtreuung geweſen, und deßhalb blieb einiges Wohlwollen in ihrem Herzen für ihn zurück.

Als der Abend herein brach, ordnete Eliſe ſorgfältig ihren Anzug, ergriff ein Buch nach dem andern, blätterte in jedem, las in keinem und eilte von Zeit zu Zeit an das Fenſter. Endlich vernahm ſie Tritte, die Thüre ging auf, „Eliſe!“ rief eine ſanfte Stimme, und mit einem freudigen „Ach!“ flog ſie in die Arme des eintretenden Mannes.

Seit jenem ersten Zusammentreffen mit Elisen, mied Herder fast alle öffentliche Gesellschaften, es waren denn Orte, wo er die Verehrte erwarten konnte. Das Theater besuchte er täglich; wenn sie eben nicht spielte, sah er sie unter den Zuschauern, und selig pries er sich, wenn sie ihm im Theater einen freundlichen Blick zuwarf, oder in Concerten oder andern Cirkeln an ihm vorbeiging; mit ihm zu sprechen vermied sie dann, aber er mißdeutete dies nicht. Der Gedanke an dem Fremden und seine Forderung, fuhr ihm wohl mehrmals durch den Kopf; aber er war zu unerfahren und zu sehr von Elisens Reizen geblendet, um länger darüber nachzugrübeln, da ihm jener kein Nebenbuhler schien.

Sobald es der Anstand erlaubte, besuchte er sie wieder und ward freundlich von ihr aufgenommen. Seine Worte, welche einen tiefern Sinn hatten, als sie auszudrücken schienen, nahm sie ruhig auf, und er hielt ihr Schweigen für die zarteste Erwiederung ihrer Liebe.

Endlich bat sie ihn anmuthig, sich zu entfernen, weil sie noch Leseprobe habe, und er schied, reicher an Hoffnungen. Der Wunsch, sie noch einmal zu

ſehen, hielt ihn in der Nähe ihrer Wohnung feſt. Er ſah einen jungen Mann, deſſen Geſtalt und vornehmer Anſtand ihm imponirte, in das Haus treten und bald nachher an dem Fenſter von Eliſen's Wohnzimmer.

Es fiel Herder nicht ein, daß er kein Recht an Eliſen habe; er nannte ſie eine Falſche, Untreue, wollte hinauf zu ihr eilen, um ſich ſelbſt von dem Daſein des jungen Mannes zu überzeugen. Indem er ſein Vorhaben ausführen wollte, kam Wille gegangen. Er redete den Freund an, der ihm in der erſten Hitze ſeine Empfindungen und den ganzen Vorgang vertraute.

Wille lachte „und das bekümmert dich? weißt du nicht, daß Eliſe Armand eine Schauſpielerin iſt? ſo wenig ich ihren ſittlichen Werth antaſten will, ich kannte noch keine, welche Huldigungen verſchmähte; eine Schauſpielerin liebt Niemand, als ſich ſelbſt, für den Beifall der Menge opfert ſie das treueſte Herz, und deine Anbetung befriedigt ein ſo ruhmſüchtiges eiteles Weſen nicht!“

Empört von dieſer Rede, wandte ſich Herder von dem Freunde ab, und Wille, der nicht für gut

fand, ihm zu folgen, ging, ein Liedchen ſummend, weiter.

Herder ſchwur ſich, die Untreue, wie er ſie nannte, zu vergeſſen, keines Blickes mehr zu würdigen. Wille, der ihn heimlich beobachtete, bemerkte zu ſeiner Freude, daß ſein Freund ſeit einigen Tagen nicht mehr das Theater beſuchte und ſich wieder mehr ſeinen Bekannten näherte.

Einige Tage waren dem Jünglinge verſtrichen, immer lebendiger ward der Wunſch in ihm, Eliſen wieder zu ſehen, und doch hielten Stolz und Empfindlichkeit ihn ab, hin zu gehen oder zu ſuchen, ihr zu begegnen.

Es war an einem trüben regnigten Herbſttage, als er, nicht fähig, länger entfernt von ihr zu leben, nach dem Theater eilte. Er wußte, daß ſie nur im erſten Stücke beſchäftigt war und dann gewöhnlich nach Hauſe fuhr. Bei dieſer Gelegenheit wollte er ihr begegnen, ſie grüßen und aus ihrem Gruße Aufklärung ſchöpfen.

Als ſie auftrat, anmuthig und hold, wandte ſich ſein Herz auf's Neue ſchönen Hoffnungen zu. Ihr

Spiel war ſo einfach und kindlich, es konnte in dieſen Zügen keine falſche Seele wohnen.

Er überredete ſich ſelbſt; der Mann, den er neulich an ihrem Fenſter erblickt, ſei vielleicht ein Verwandter von ihr.

Das Stück war zu Ende, er verließ die Loge und eilte nach dem Gange, der vom Theater aus in das Freie führte und den Eliſe paſſiren mußte.

Wirklich kam ſie bald nachher, von ihrem Kammermädchen begleitet. Sie ſchien ihn nicht zu bemerken und ſah niedergeſchlagen und blaß aus. In der Zerſtreuung fiel ihr der Handſchuh, Herder hob ihn auf, drückte ihn feurig an ſeine Lippen und überreichte denſelben der Dame.

Sie nahm ihn lächelnd an, ſagte ihm einige dankende Worte, warf ihm einen wehmüthig fragenden Blick zu und verſchwand.

„Warum haſt du mich ſo lange gemieden?“ überſetzte ſich Herder dieſen Blick, und ſein Herz klopfte auf's Neue vor Entzücken.

Den andern Morgen eilte er zu ihr, und um ſeinem Beſuche einen Vorwand zu geben, ergriff er

Schiller's Maria Stuart, auf dem Wege seinen Plan weiter ausspinnend.

Herder wurde sehr freundlich von ihr aufgenommen. Sie sprach lebhaft und viel. Er erzählte ihr, daß sich in seiner Garnison ein Liebhabertheater gebildet habe, und daß man nächstens, sobald er dahin zurückgekehrt sei, Maria Stuart aufführen wolle.

Elise lächelte fein, Herder bat sie, ihm einige Winke über den Charakter des Mortimer zu geben, den er darstellen wolle. Elise schwieg. Nach einer Pause sagte sie mit wohlthuender Milde: „In den nächsten beiden Wochen bin ich fortwährend beschäftigt, aber später sind Sie mir willkommen. Lernen Sie Ihre Rolle gut, damit Sie das Buch nicht brauchen; ich will die Stuart darstellen, auch, wenn es Ihnen nützlich scheint, die anderen Personen, damit Sie das Zusammenspiel begreifen. Also auf Wiedersehen den dritten Dezember."

Herder schied, auf's Neue mit festeren Banden an die Zauberin gekettet, sein ganzes Lebensglück ruhte in ihren Händen; ja, von ihr wollt er alle Wonnen des Lebens empfangen.

Für ſeine Freunde ward er nun ganz unſichtbar, er verwandte die ganze Zeit auf das Studium einiger Rollen, und dachte kaum daran, daß in wenig Wochen ſein Urlaub zu Ende ſei.

Es war am letzten November, der Sturm ſauſte fürchterlich und peitſchte den Regen mit Heftigkeit an Eliſen's Fenſter. Sie ſaß auf einem Tabouret, unweit des Kamins, und ſpielte mechaniſch mit ihren langen Locken. Die Kerzen brannten herab, ohne daß ſie es bemerkte, und einzelne Thränen ſtahlen ſich aus ihren Augen. Sie ſtand auf und riß das Fenſter auf, lange hinaus in die Nacht ſtarrend; jetzt bewegten ſich zwei Lichter in der Ferne nach dem Hauſe; ſie vernahm das Rollen des Wagens: „Er iſt's!“ jubelte ſie und ſchloß das Fenſter. In maleriſcher Stellung ließ ſie ſich nieder, beide Hände auf das ungeſtüm klopfende Herz gepreßt. Da ging die Thüre auf und der junge Mann, den Herder einſt am Fenſter erblickt hatte, trat ein.

„Edmund, mein Edmund!“ flüſterte Eliſe; er eilte zu ihr hin, ſetzte ſich auf ein Tabouret zu ihren Füßen und ſah düſter und zärtlich zu ihr auf.

Sie ſchlang beide Arme um ihn und weinte heftig. Edmund ſprach ihr Muth ein; von ſeinen Liebesworten nach und nach beruhigt, ſprach ſie, ſich die Thränen trocknend: „Laß uns nun von unſrer Zukunft ſprechen; wann kömmſt du wieder?“ „Daß ich fliegen werde, meine Eliſe! kannſt du mir glauben, ich habe mir vom Geſandten auch nur kurze Urlaub erbeten, und die Liebe heißt mich eilen. Dennoch mußt du mir nicht zürnen, wenn ich zwei Monate in London bleibe. Mein Vater wird mich nicht ſo ſchnell von ſich laſſen, und wenn er ſich meinen Wünſchen fügt, muß ich ihm auch den Wunſch, dich früher zu ſehen, opfern. Ich liebe meinen Vater und bin von ihm geliebt, fürchte nichts; er wird dich gern Tochter nennen.“

„Ach, ich fürchte, er wird nicht in unſere Verbindung einwilligen!“ klagte Eliſe, „er wird dich bereden, beſchwören, bitten, mir zu entſagen, du wirſt nachgeben; er wird dich zwingen, bei ihm zu bleiben, und ich ſehe dich nie wieder.“

Sie ſprach dieſe Worte mit herzzerreißendem Tone, barg das Geſicht in die Hände und weinte laut.

„Eliſe! weißt du nicht, daß ich nicht leben kann ohne dich?!“ rief Edmund leidenſchaftlich, „du weißt, ich bin nicht der Mann, der entſagt, wo er nur feſtes Wollen nöthig hat, um zu beſitzen! Die Entſagung hielt ich immer für etwas ſehr Thörigtes, das ich ſogar an den Frauen nicht liebe. Die Entſagenden ſind mir immer lächerlich oder heuchleriſch erſchienen, zumal wenn ſie ſich etwas darauf einbilden. Gewöhnlich iſt Entſagung nur, ſich der Nothwendigkeit unterwerfen; wo Verhältniſſe, Untreue, Ueberdruß trennen, da wird der misrathene Ausgang mit der Entſagungsglorie geſchmückt, und opfert hier und da einmal Jemand ſein Intereſſe, ſein Glück einem Andern auf, ſo geſchieht es, weil für ihn ſelbſt das reinſte Glück daraus hervorgeht. Ich liebe dich, Eliſe, und ſehe keine Nothwendigkeit ein, dir zu entſagen; ich will glücklich ſein; auch iſt es mir heilige Pflicht, deinem Herzen jeden Schmerz über mich zu erſparen. Mein Vater kann uns nicht trennen, aber weil ich ihn liebe und ehre, will ich ihn perſönlich um ſeine Einwilligung bitten, ich will, daß er dich freudig Tochter nenne.“

„Die Entfernung, andre Eindrücke werden das

Andenken an mich in deinem Herzen ſchwächen!“ ſeufzte Eliſe.

Edmund ſprang auf, und wollte etwas Heftiges erwiedern, ſie faßte bittend ſeine Hand: „Guter Edmund! verzeihe doch der zweifelnden Liebe, weil ich in dir mein ganzes Glück ſehe, bin ich ſtets in Furcht, dich zu verlieren.“

„Du mußt an mich glauben, feſt und unerſchütterlich!“ ſagte Edmund ernſt, „Vieles iſt ſchon gewonnen; mein Vater hat den Plan aufgegeben, ein reiches, hochgebornes Fräulein Tochter zu nennen; er tadelt es nicht mehr, daß du als Schauſpielerin aufgetreten biſt, aber deine Vergangenheit möcht' er gern ganz kennen; irgend ein Gerücht muß ihn gegen dich eingenommen haben.“

Eliſe ſtand ſtolz auf: „Verhören laſſen ſoll ich mich?“ ſagte ſie empfindlich, „mißtrauſt du mir?“

„Höre mich doch, Geliebte!“ unterbrach ſie Edmund, „weil du dein Leben ſchon als zarte Jungfrau der Kunſt weihteſt, nach dem Tode deines Gemahls unter deines Vaters Namen wieder die Bühne betrateſt; ich und die Welt kenne deinen muſterhaften Wandel, aber warum haſt du den

Namen deines Gatten abgelegt? Man ſagt, dich verfolge von Zeit zu Zeit ein geheimnißvoller Mann.“

Eliſe wurde bleich. „Deine Fragen ſchmerzen, beleidigen mich!“ ſprach ſie verlegen.

„Darf dein künftiger Gemahl ſie nicht thun?“ ſprach er.

„Mein Leben liegt offen vor dir!“ ſagte Eliſe gefaßter, „ich habe nichts zu bekennen. Meines Gemahls Namen legt' ich ab, weil ich ſchon früher als Eliſe Armand in der Kunſtwelt bekannt war; jener Mann iſt ein entfernter Verwandter von mir, welcher mich früher bisweilen um Geld anſprach, und deſſen ich mich ſchäme; denn er iſt ein gemeiner Menſch und wird nie wiederkehren. Das iſt Alles.“

Beruhigt und zärtlich küßte Edmund ihr die Hand. „Was brauchte ich auch zu fragen!“ rief er aus, „ich kenne dich; für meinen Vater nehm' ich deine Briefe und dein Bild mit, und meine Worte werden alle Zwiſchenträger verſtummen machen.“

Dringend bat er ſie, während ſeiner Abweſenheit ſo eingezogen, als möglich, zu leben, ſeine Eiferſucht zu ſchonen, und wenn ſie es vermöge, ſogleich von

der Bühne abzutreten. Noch eine Stunde koſeten die Liebenden, dann riß ſich Edmund aus ihren Armen los und verſchwand im Dunkel der Nacht.

Mit peinlicher Ungeduld hatte Herder indeß den dritten Dezember erwartet, und vergebens gehofft, Eliſen im Theater zu erblicken. Er quälte ſich mit bangen Zweifeln.

Am erſten Dezember erhielt er ein Billet von ihr; ſie bat ihn, ſeinen Beſuch zu unterlaſſen, weil ſie krank ſei; auf die feinſte und beſtimmteſte Weiſe deutete ſie ihm an, nicht nach ihr zu fragend.

Bangen um der Theuren Leben, Furcht, daß es einem Glücklichern vergönnt ſei, nach ihrem Befinden zu forſchen, ja, ſie vielleicht zu ſehen, peinigten den Armen. Lebhafter, als jemals, fühlte er, daß nur ſie ſeinem Leben Werth gäbe. In ſeinen Mantel gehüllt, ſtand er des Abends unter ihren Fenſtern, ihren Schatten zu erſpähen, ihr nahe zu ſein.

Eliſe war wirklich krank. Die Trennung von dem geliebten Edmund hatte ſie tief erſchüttert; ſeine glänzenden Verhältniſſe gaben ihm in ihren Augen

keinen Werth, ihn ſelbſt liebte ſie mit aller Gluth ihres feurigen Herzens, und nur eine ſolche Liebe vermochte in ihr den Entſchluß zu wecken, ihm ganz anzugehören und die Bühne zum zweitenmale für immer zu verlaſſen. Sie fühlte wie jede Frau, ſei ſie noch ſo eitel und von Huldigungen verwöhnt, nachdem die erſten Jugendjahre verſtrichen, das Bedürfniß, eine Familie um ſich zu ſehen, zu beglücken, viele Verehrer für einen einzigen treuen Freund und Beſchützer hinzugeben.

Seine Wünſche ehrend, zog ſie ſich von ihren Bekannten zurück, mied ſogar den ihr nicht gefährlich ſcheinenden Herder und löſte die Verbindlichkeit, die ſie noch an die Bühne feſſelte, mit freundlichen Bitten und Gold.

Die zärtlichſten Briefe ihres Edmunds beglückten ſie; ſogar ſeine Eiferſucht war ihr ein Beweis ſeiner Liebe, und warum ſollte ſie nicht einzig für den leben, deſſen ganze Seele ſie erfüllte?

Die bunten Kreiſe zu meiden, wurde ihr leicht, aber die Trennung von der Bühne empfand ſie mit jedem Tage mehr und tiefer, als ſie geglaubt hatte. Sie vermißte den lauten Beifall der Menge; ſie

ſehnte ſich wieder, das ernſte, geiſtreiche und dabei ſo lockende Spiel zu beginnen, vom Dichter hingeriſſen, Andere zu bezaubern. Geſchieden hatte ſie ſich von der phantaſtiſchen ſchönen Welt; freiwillig war ſie in das Reich der Proſa getreten, und entfernt von dem Geliebten, empfand ſie dies tiefer, als ſie es in ſeiner Nähe gefühlt haben würde.

ie erinnerte ſich jetzt an Herder und an ihr ihm gegebenes Verſprechen; es dünkte ihr kein Unrecht, ihn bei ſich zu ſehen, ihn, den nur die Liebe zu Kunſt beſeelte, wie ſie, ſich ſelbſt damit beſchwichtigend, wähnte.

Mit der Freude eines Kindes, das vom Vater die Erlaubniß erhalten hat, einen Spielgefährten bei ſich zu empfangen, lud ſie Herder zu ſich ein.

In einem großen Saale, der zu ihrem Quartier gehörte, hatte ſie ein Theater, auf welchem ſie früher oft mit talentvollen Dilettanten geſpielt hatte. Dieſes ließ ſie in den Stand ſetzen, ſchmückte ſich mit dem Gewande, welches ſie ſonſt als Maria Stuart zu tragen pflegte und begrüßte Herder mit wahrer Freude.

Sie war an dieſem Abend ganz Maria, und als

er mit leidenſchaftlicher Gluth und wahrer Empfindung des Dichters Worte ſprach, da riß der Genius ſie mit ſich fort, und ihre Darſtellung ward vollendet.

Glücklich, wie vor Jahren, wo ſie zum erſtenmale auftrat und den Beifall der Zuſchauer vernahm, lieh ſie ihr Ohr Herders Aeußerungen des Entzückens.

„O!“ rief ſie aus, „nur der Schauſpieler genießt die feinſten Blüthen des Lebens; er lebt ein Daſein, von dem ein Anderer, ſelbſt der Dichter, keinen Begriff hat. Wenn der Tag ſcheidet und die Sterne den Himmel ſchmücken, dann gehen auch die Mimen-Sterne auf. Die Klänge des gewöhnlichen Lebens verrauſchen, es wird ſtill um ihn, und ferne Zeiten ſprechen in der edelſten Sprache durch die merkwürdigſten Menſchen zu ſeinem Ohr. Kaum hat man das Gewand angelegt, ſo iſt man die Perſon, welche es bezeichnen helfen ſoll; man ſieht ſich auf dem Schauplatze irgend einer merkwürdigen Handlung, und liebt, haßt, jubelt und leidet mit, dem Zauberſtabe unterthan, den der Geiſt des Dichters ſchwingt.“

Herder hörte Eliſen ſtumm und feiig zu. Ihr ward er theuer, wie ein Weſen, das eine ſchöne

Stunde mit uns feierte, dem fühlenden Herzen wird.

In eine neue Welt hatte ihn die Zauberin verſetzt; Eliſe war ihm Alles, alles Andere um ihn her ſchien ihm Traum. Sein Vater beſchied ihn zu ſich, er malte ihm das Glück vor, welches er an der Seite eines jungen, reichen Mädchens, das ihm der Vater zur Gattin beſtimmt hatte, finden würde, und veranlaßte ihn dadurch, nachdem er mehrere Briefe mit dem Vater gewechſelt hatte, zu einem offenen Bruche mit ihm.

Um ſich nicht mehr von Eliſen zu trennen, forderte er ſeinen Abſchied und erhielt ihn bald.

Während dem ſich ſein Leben nach und nach ganz anders geſtaltete, erſchien er faſt täglich bei Eliſen.

Er theilte ihr ſeinen Entſchluß mit, ſich von nun an ganz der Kunſt zu weih'n, und ſie billigte ihn. Sein mütterliches Vermögen reichte hin, ſeine Exiſtenz zu ſichern, und von Eliſen vorbereitet, wollte er in wenig Monden öffentlich die Bühne betreten.

Ihr Verhältniß zu Edmund, ſo wie der Grund, welcher ſie beſtimmt hatte, die Bühne zu verlaſſen,

war ihm ein Geheimniß; ſchüchtern, wie die erſte Liebe, wagte er kein Geſtändniß; er glaubte, daß ſie in ſeinem Herzen läſe.

Um Herder vorzubereiten und aus eigner Luſt, verſammelte Eliſe wieder den kleinen Kreis um ſich, welcher früher oft auf ihrer kleinen Bühne geſpielt hatte. Kleine Stücke und die ſchönſten Scenen aus größern Stücken wurden einſtudirt und vor einem kleinen, gewählten Publikum dargeſtellt.

Wie ward ihm, dem Glühenden, als der Abend nahte, an welchem Scenen aus der Krone aller Dramen, aus Romeo und Julie, gegeben werden ſollten, als er vor ihr ſtand, ihre ſuße Stimme vernahm, und als Romeo nur ſprach, was er empfand?! Er ſehnte ſich, ſie allein zu ſprechen; es war dieſen Abend nicht möglich, denn ſie war zu ſehr umgeben.

Am nächſten Abend, ſobald es dämmerte, eilte er ihrer Wohnung zu. Kein Lichtſchimmer ſtrahlte aus ihrem Zimmer, im ganzen Hauſe war es ſtill. Er zog mehrmals die Schelle; endlich erſchien eine alte Dienerin und ſagte ihm kurz, daß Madame

Armand vor einigen Stunden abgereist sei, ohne zu hinterlassen, wohin.

Im Innersten betrübt, schlich Herder die Treppe hinab, nach seiner Wohnung zu. Vergebens forschte er denselben Abend und den andern Tag nach, wohin Elise ihren Weg genommen, Niemand gab ihm Auskunft. Er hatte sie einigemal von einer Reise nach Wien sprechen hören, wie ihm dünkte, in der letzten Zeit, und gefoltert von Unruhe, unfähig, länger in der Residenz zu weilen, schlug er den Weg nach der Kaiserstadt ein, in der Hoffnung, sie dort zu finden.

Zehn Meilen hatte er zurückgelegt, als ein fürchterliches Unwetter den Kutscher bewog, statt, wie er sich vorgenommen, im nächsten Städtchen, schon im ersten Dorfe, welches sie eben erreicht hatten, zu übernachten.

Die Wirthin, eine geschwätzige Frau, erzählte viel von dem bösen Fieber, welches im Dörfchen und in der ganzen Umgegend wüthe, ja, sogar ihre Kinder und Dienstleute befallen habe, und entschuldigte die langsame Bedienung nach Kräften. Herder hörte wenig darauf und drang in seinen Kutscher, morgen mit dem Frühesten aufzubrechen.

Der Morgen erſchien, doch Herder weilte noch in ſeinem Gemache; als endlich die Wirthin ihn zu wecken eilte, fand ſie ihn, ein Opfer der Krankheit, glühend und beſinnungslos.

Düſtre Geſtalten umſtanden ſein Lager, nur eine lichte, freundliche lächelte ihm zu. Als er nach Tagen wieder zur Beſinnung kam, ſah er ſich gleich einem verwunſchten Prinzen in einem fremden, zierlichen Gemache. Ein junger Mann erſchien, welcher ſich ihm als Gutsherr und naher Verwandten darſtellte, es war Eugen von Herder, ſein Couſin, ſeit wenig Wochen Herr des Gutes und Gemahl einer holden Frau, des Engels, welcher ſich ſo oft tröſtend dem Kranken genaht hatte.

Eugen hatte von einem vornehmen Fremden gehört, welcher in dem elenden Wirthshauſe erkrankt ſei, ſeinen Namen erfahren, und ihn ſogleich auf ſein Schloß bringen laſſen, wo der Kranke die ſorgfältigſte Pflege fand.

Schonend ſchwieg Eugen über das Mißverſtändniß zwiſchen Herder und deſſen Vater, welches ihm nicht unbekannt geblieben war. Leiſe und fein ſuchte er dahin zu wirken, daß er ſeinen Vorſatz, ſich der

Bühne zu widmen, aufgeben ſollte; denn ſein Gaſt hatte in ſeinen Fieberträumen alle ſeine Geheimniſſe verrathen.

Herder erwiederte auf ſeines Vetters Rede wenig, er zeigte ſich ſtill und dankbar und verſank in ſanfte Schwermuth; denn noch immer hielt ihn Krankheit in Eugen's Hauſe, noch immer war ihm Eliſen's Aufenthalt verborgen.

Nur bisweilen zog eine eigne Freudigkeit in ihn ein, wenn er Amalien, ſeine Wirthin, ſah, eine junge, liebliche Frau. Freundlich folgten ihr ſeine Augen, wenn ſie ſorglich und ach ſo anmuthig im Hauſe waltete; ihre kindliche Heiterkeit und Klarheit, ihre Würde und Hoheit bei ſo vieler Unbefangenheit war für ihn eine ganz neue Erſcheinung. Sie glich weder in ihrem Aeußeren, noch in ihrem Weſen Eliſen, und war doch ſo unendlich liebenswürdig.

Endlich fühlte er ſich kräftig genug, den Sitz der Ruhe und des häuslichen Friedens zu verlaſſen. Mit warmem Dank ſchied er von ſeinen freundlichen Pflegern. Die Hoffnung, Eliſen wieder an ihrem frühern Aufenthaltsorte zu finden, beſtimmte ihn, nach der Reſidenz zurückzukehren. Schöne Erinne-

rungen gingen in ihm auf, als er die wohlbekannten Thürme sah und durch die Straßen fuhr, die er so oft auf dem Wege zu ihr durchschritten war.

Kaum nahm er sich Zeit, seinen Reiseanzug mit einem feinern zu vertauschen, und eilte, als dies geschehen war, Elisen's Wohnung zu. Sein Herz hatte ihn nicht betrogen: sie war da; denn das ganze erste Stockwerk war hell erleuchtet. Herder flog die Treppe hinauf und beschwor den ersten Bedienten, welcher ihm begegnete, die Frau vom Hause zu bitten, ihm einen Augenblick zu schenken. Der Bediente ging, Herder verweilte im Vorgemach, es war ihm unmöglich, sie vor Zeugen zu begrüßen.

Elise erschien, bleich, bebend, doch sichtbar heitrer werdend, als sie statt den Gefürchteten ihn erblickte. Zuschauer fürchtend, deutete Herder mit bittender Geberde auf das stille, matt erleuchtete Gemach linker Hand. Sie folgte ihm verwunderungsvoll.

Hier warf er sich zu ihren Füßen, drückte ihre Hand an seine Lippen und wollte sie an sein Herz ziehen.

Sie entriß sich ihm und rief empört! „Herr von Herder! welcher Ton, was führt sie hieher?!“

„Wie?“ entgegnete Herder bitter, „ſo werd' ich empfangen? Heimlich verlaſſen Sie die Stadt, kehren zurück, ohne mich davon zu benachrichtigen, und ſtoßen den Liebenden zurück, der, jede Wohlthat vergeſſend, nur in Ihnen ſein Lebensglück ſieht?“

„Mein Herr!“ ſagte Eliſe, Ruhe erkünſtelnd, denn ſie fühlte ſich nicht ganz frei von Schuld an dieſem Auftritte: „Sie vergeſſen, daß Sie kein Recht an mich haben. Schmeichelten Sie ſich mit thörichten Hoffnungen, ſo iſt dies Ihre Schuld, und nicht die meine. Unzart im höchſten Grade find' ich es, meinen Vermählungstag durch Ihren ſeltſamen Beſuch zu ſtören.“

„Alſo vermählt? Göttlich, ein Meiſterſtück der Komödiantin! Sie wußten um meine Liebe, Sie duldeten ſie, Sie gaben mir Hoffnung, um Ihretwillen handelte ich undankbar an meinem Vater! und mit Wem ſpielen Sie denn jetzt die Liebhaberolle?“ ſchrie Herder wüthend.

Edmund, welcher Eliſen's Erbleichen, ihre ſchnelle Entfernung aus dem Saale bemerkt hatte, war ihr gefolgt, und trat eben ein, als Herder dieſe Worte ſprach.

Rasch trat er näher und sprach mit furchtbarem Ernste: „Mit welchem Rechte thun Sie diese Fragen? Antworten Sie, ich bin der Gemahl dieser Dame; mein Name ist Harriwell!“

Herder lachte bitter: „Sie Sir Harriwell? natürlich wählte sie einen Mann von Rang und Vermögen; leben Sie glücklich mit dieser — Schauspielerin!“

„Er ist ein kindischer Thor, der eitel sich Hoffnungen träumte, die ich ihm nie gab; das schwöre ich!“ rief Elise, und während Herder stumm vor Schmerz und Wuth an der Wand lehnte, tödtliche Blicke auf Harriwell und Elisen heftend, erzählte diese ihrem Gemahl mit kurzen Worten Alles, was sich zwischen ihr und Herder begeben.

Edmund sah aus Allem, daß Herder, von Schwärmerei und Eitelkeit hingerissen, einen großen Theil der Schuld, ja den größten trage. „Es ist nicht gut, Elise!“ sagte er auf englisch zu seiner Gemahlin, „daß du mir diese Bekanntschaft verschwiegst,“ und zu Herder gewendet, fuhr er in deutscher Sprache fort: „Sie sehen, daß Sie nie ein Recht an meiner Gemahlin hatten, daß Sie sich

ſelbſt täuſchten und Freundlichkeit und eine artige Aufnahme mißverſtanden, mißbrauchten, alſo gar nicht verdienten; Sie werden meiner Gemahlin Ihren Ungeſtüm, Ihre Anmaßung abbitten.“

Herder hatte Eliſen und Edmund mit finſtern Blicken angehört, jetzt näherte er ſich Eliſen und ſprach: „Leben Sie wohl gnädige Frau, Sie haben ſich viel zu verzeihen, wenn Sie an mein zerriſſenes Herz denken.“

Eliſe bebte, Nacht umſchleierte ihre Blicke, ſie vernahm nichts mehr von dem, was beide Männer mit einander ſprachen und ſank beſinnungslos in den Divan.

Als Eliſe wieder aufblickte, fand ſie ſich in einem andern Gemache auf einem Ruhebette, ihr Kammermädchen ſaß zu des Bettes Füßen, ihres Winkes harrend. Auf die Frage der Gebieterin verſetzte das Mädchen, daß der gnädige Herr ſich in ſein Zimmer eingeſchloſſen habe. Dieſe Worte erinnerten Eliſen lebhaft an die geſtrige Scene, ſie vermuthete, ihr Gemahl habe ein Duell vor und bringe ſeine Papiere

in Ordnung, und überschüttete sich selbst mit den bittersten Vorwürfen, über ihr unvorsichtiges, ja kokettes Benehmen gegen Herder. Ihr Herz pochte ungestüm, sie fühlte sich außer Stande, ihr Lager zu verlassen, und erwartete mit banger Sehnsucht das Erscheinen ihres Gemahls. Sie wollte ihn zu sich bitten lassen, aber sie wagte es nicht, sie sah sich als die Ursache seines möglichen Todes an. So entschwanden ihr endlich einige, für sie ewig lange Stunden. Sie vernahm untern ihren Fenstern die Stimme des Reitknechts, welcher Edmunds Pferde geführt brachte.

Gott, ihr Gemahl wollte fort, ohne sie noch einmal gesehn zu haben. Mühsam sammelte sie ihre Kräfte und schickte sich an, von ihrem Mädchen unterstützt, das Gemach zu verlassen.

Ihr Gemahl trat ein, sein Wink entfernte die Dienerin, Elise wollte ihm näher treten, sprechen, sie vermochte Beides nicht, und hob nur mit einem unbeschreiblichen Blick die Hände bittend gegen ihn auf.

„Elise!“ sprach Edmund sanfter, als sie erwartet hatte: „ich habe einen entscheidenden Gang, aber ich

bitte Dich sei ruhig, ich werde zurückkehren. Sollte mir etwas begegnen, so öffne dies Paket. Lebewohl.“ Er drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen und verschwand; sie sank betend in die Knie.

Im Hause war es todtenstill, Elise hörte ihren Herzschlag, das Gefühl daß sie vielleicht um der Vergangenheit willen leide, drückte sie minder. Die Dämmerung wich den Strahlen der flammenden Sonne, sie beleuchtete das Prunkgemach der Betenden, um sie her waren alle Schätze des Luxus ausgebreitet, in ihrem Innern tobte Todesangst, ihr zahmer Kanarienvogel setzte sich zwitschernd auf ihre Schulter; sie seufzte: „Gott erbarme sich!“

Jetzt wurde es lebendig im Hause, sie hörten den Thorweg öffnen, des Rosses Tritt, ein Geräusch in ihrem Vorgemach — ihr Gemahl trat ein, den Arm in der Binde, aufjauchzend flog sie an seine Brust.

Auch Herder war verwundet, seine Wunde war nicht lebensgefährlich, aber schmerzhaft, er hatte einen Stoß in die Brust erhalten und warf viel Blut aus. Sein Freund und Secundant, Wille, that Alles

was Freundſchaft und Sorgfalt vermögen. Er wurde auch in wenig Wochen ſo weit hergeſtellt, daß er ausgehen konnte, aber ein brennender Schmerz in der Bruſt blieb zurück, ſein Jugendmuth war auf immer entſchwunden. Die Aerzte verordneten ihm den Gebrauch der Landluft, und kränklich an Körper und Seele, ſuchte er Geneſung, bei ſeinem freundlichen Verwandten Eugen. Mit aufrichtiger Freundſchaft und Theilnahme nahmen Eugen und ſeine Gattin den Trübſinnigen auf, ſie bewirkten eine Ausſöhnung mit ſeinem Vater und er fing an, das Leben heitrer zu betrachten. Doch nur zu bald, wurde er auf's Neue ſchmerzlich an ſeine Thorheit erinnert, als er zufällig Amaliens Familiennamen, nach dem er früher nie gefragt, erfuhr — ſie war Diejenige, welche ihm ſein Vater zur Gattin beſtimmt gehabt, und als er ſie im thörigen Wahne, ehe er ſie kannte, verſchmäht, mit Eugen vereinigt hatte. Leichtſinnig hatte er ein Glück von ſich geſtoßen, für welches er, das fühlte er jetzt, keinen Erſatz finden konnte. Zum Spielwerk einer geiſtreichen, eroberungsſüchtigen Frau — denn ſo erſchien ihm jetzt Eliſe — hatte er ſich herabgewürdigt, während er der Freund, der

Gemahl eines unſchuldigen, wahren und holden Weſens hätte ſein können.

Er kehrte zu ſeinem Vater zurück, betrat nach deſſen Wunſche die diplomatiſche Laufbahn und lebte ſtill und entfernt von den glänzenden, ſchimmernden Frauen.

Sir Edmund Harriwell und ſeine Gattin betraten den engliſchen Boden, Eliſe athmete freier; hierher folgte ihr jener Mann nicht, der ſie ſo oft bedrohte und auch wenig Monate vor ihrer Vermählung ſie aus ihrem damaligen Wohnorte auf einige Zeit vertrieben hatte. Mit väterlicher Liebe empfing Lord Harriwell ſeine Schwiegertochter, Eliſe wußte, daß er die ſtillen, eingezognen Frauen vor allen liebte, und zeigte ſich ihm nur als Hausfrau, Gattin, Tochter. Sie nahm ſich der Leitung des Hausweſens an und nahm ſich die engliſchen Damen, welche der Lord vorzuglich ſchätzte, zum Muſter. Ihr beſcheidenes, zurückgezogenes Weſen, gab ihren lebhaften Zügen den Anſtrich einer Ruhe und Sanftmuth, die ihr ungemein wohl anſtand, und ihre Kenntniſſe,

die ſie nur errathen ließ, gewannen ihr die Hochachtung des würdigen Greiſes.

Die Lobſprüche des Vaters und ihres Gatten thaten Eliſen wohl; freudig entſagte ſie den Zerſtreuungen Londons und begleitete mit ihrem Gemahl den Lord auf ſein ſchönes Landgut. Dort nahm ſie die Leitung der Gärten über ſich, ſie war den ganzen Tag nützlich beſchäftigt, und Abends las ſie dem Vater aus einem guten, ernſten Buche vor, oder machte Muſik.

Lord Harriwell ſah wenig Fremde, aber das Leben auf dem Lande hatte für die drei Glücklichen nichts Einförmiges, weil ſich jedes nützlich beſchäftigte. Täglich wuchs die Liebe Edmunds zu der ſchönen, reichbegabten Frau, und ſie ſehnte ſich nicht mehr nach dem glanzvollen an Huldigungen reichen Bühnenleben, oder glaubte doch, ſich nicht darnach zu ſehnen.

Sie hatte ein ſo ſtilles Glück früher nicht für möglich gehalten, ihre Lebensweiſe war ihr ſo neu, ſo ungewohnt; ſie führte jetzt ſelbſt ein Leben, wie ſie früher hatte ſchildern hören, daß zur Annehmlichkeit deſſelben der Reichthum ihres Gemahls, die

Herrschaft über schöne Güter, die Verehrung ihrer Untergebenen viel beitrug, gestand sie sich selbst wohl kaum.

So verstrichen im ununterbrochenen Frieden drei Jahre, da erkrankte der Lord und starb in den Armen seines Sohnes. Elise betrauerte mit ihrem Gatten kindlich den liebenden Vater, sie suchte ihren Gemahl zu trösten, und es gelang ihrer Liebe fast ganz, denn noch immer sah Edmund die holde Geliebte in ihr.

Er war nun der Herr von größern Reichthümern als sie geahnet hatte, die stete Anwesenheit des Vaters hatte wohlthätig und mächtig auf Elisen gewirkt. Um ihm zu gefallen lebte sie still, denn sie ehrte und fürchtete ihn, sie wußte, daß sein Beifall ihres Gemahls Liebe erhöhe.

Jetzt war es anders, die klugen sie bewachenden Augen waren geschlossen, und unter dem Vorwande, ihren Gemahl zu zerstreuen, ward ihr Haus bald der Sammelplatz der Geselligen. Edmund selbst hatte Augenblicke, wo ihm das bunte Treiben Bedürfniß war; er liebte seine Gattin, aber sein sehnlichster Wunsch, Kinder zu haben, blieb unerfüllt. Auch Elise empfand tief und schmerzlich diesen Mangel,

ſie hatte das ein und dreißigſte Jahr zurückgelegt, ihre Schönheit war im Abnehmen, ſie kränkelte und fürchtete die Liebe ihres Gemahls zu verlieren, wenn ſie kinderlos blieb. Um ihm neu und intereſſant zu erſcheinen, ſuchte ſie zu gefallen und verfehlte bei dem wahrheitsliebenden Gemahl ganz ihren Zweck.

Zu dieſer Zeit kam ein Freund ihres Gatten, der lange in Italien gelebt hatte, nach England zurück; er hatte eine junge, ſchöne Gemahlin, welche Mutter eines lieblichen Zwillingspärchens war.

Lord C. ſuchte ſeinen Freund Harriwell auf, ſein Gut gränzte an Edmunds Landſitz, natürlich ſahen ſich die Freunde faſt täglich, und Eliſe fühlte ſich unglücklich, wenn ſie die Lady C. mit den holden Kindern bei ſich erblickte und Zeugin der Aufmerkſamkeit war, welche Edmund für die Gemahlin ſeines Freundes hatte. Eliſe war drei Jahr älter als ihr Gemahl. Dieſe Verſchiedenheit des Alters, welche früher Beide nicht beachtet hatten, ſchien ihr jetzt eine fürchterliche Kluft. Gram und Eiferſucht erhöhten ihre Kränklichkeit, ihre ſonſt ſo reizende Geſtalt verfiel, die ſchwarzen Haare ließen die Bläſſe ihres Geſichts nur noch mehr hervortreten. Ihre Kennt-

niſſe und Talente durfte ſie nicht zeigen, um nicht unvortheilhaft aufzufallen; das Talent, welches ihr ſo hohen Reiz gab, zu ihrem Leben zu gehören ſchien, das Dramatiſche durfte ſie nicht mehr üben.

Der Knabe des Lord C. war der Liebling Edmunds, weil er ſich ſo kindlich an ihn ſchmiegte. Der Lord Harriwell beſchäftigte ſich ſehr viel mit ihm und lockte den Aeltern oft die Erlaubniß ab, einige Tage bei Edmund zu bleiben. Schon früh kam er in deſſen Zimmer geſprungen, trieb tauſend kindiſche Poſſen, ſpielte mit den Geſchenken Edmunds, oder begleitete ihn auf einem kleinen Pferdchen, wenn der Lord ausritt.

Eliſe ſah darin eine Neigung ihres Gatten zu Lady C.; ſie haßte heimlich den Knaben, den ſie über Alles geliebt haben würde, hätte er ihr ſelbſt gehört. Edmund bemerkte dies, er ſcheute ſich in Eliſens Gegenwart ferner mit ihm zu koſen; aber er beſuchte jetzt öfterer ſeinen Freund um des Knaben willen.

Eines Tages ſaß ſie allein in ihrem Cabinette mit Leſen beſchäftigt, da öffnete ſich leiſe die Thüre, und jener Fremde trat ein.

„Ach!“ kreiſchte die Lady und wurde todtenblaß.

„Fürchten Sie nichts, Niemand hat mich bemerkt,“ ſprach er näher tretend, „ich will mich auch ſogleich entfernen und bitte nur um zehntauſend Pfund!“

„Zehntauſend Pfund? Das iſt viel!“

Eine ſo reiche, kinderloſe Dame kann doch wohl eine ſolche Summe verſchenken, auch komme ich zum letzten Male; denn ich gehe nach Südamerika.“

„Mein ganzer Geldvorrath beſteht in dreitauſend Pfund!“ ſprach ſeufzend die Lady, ging zum Schreibtiſch, zog ein Paket Banknoten hervor und reichte ſie ihm mit abgewandtem Geſicht.

„Das iſt zu wenig, haben Sie in Wahrheit nicht mehr Geld, ſo bin ich ſo billig, auch einen guten Schmuck anzunehmen.“

Bleich und zitternd gab ihm Eliſe einen werthvollen Ring.

„Es iſt immer noch zu wenig,“ ſagte kaltblütig der Fremde — „bedenken Sie daß ich ein großer Künſtler bin, ich kann Sie vom Tode erwecken.“

„So nehmen Sie,“ rief Eliſe ſchaudernd und fügte noch ein Halsband hinzu.

„Die Juwelen sind werthvoll," sagte der Mann und ließ das Halsband an der Sonne spielen, „haben Sie keine Furcht, Niemand sah mich. Ich bin schon lange hier in der Gegend und paßte den Augenblick ab, die Bedienten sind nicht so achtsam, und die Hauptperson, Lord Harriwell bei Lady C. Warum erröthen Sie, Lady? der Mensch hat oft wunderliche Launen, leben Sie wohl." Er packte den Schmuck ein und verließ das Zimmer.

Erschöpft von diesem Auftritte sank die Lady auf die Knie und betete: „Gott, lasse mich lieber sterben, als diesen Menschen noch einmal erblicken!"

Stimmen ertönten auf der Hausflur, sie hörte ihren Gemahl, glaubte sogar die Stimme des Fremden zu vernehmen und immer näher kam der Schall. Die Thüre flog auf, Edmund trat ein, den Fremden festhaltend, im Vorgemach stand die Dienerschaft des Lords.

„Ich bringe Dir hier einen Schurken, der Dich auf eine mir unbegreifliche Weise bestohlen hat und noch behauptet: Du habest ihm den Schmuck, den er, sich unbemerkt glaubend, aus der Tasche zog, um ihn fester zu verwahren — geschenkt!"

„Welch ein Auftritt!“ ſtammelte Eliſe!

„Vergieb, daß ich dich ſchreckte,“ ſagte Edmund.

„So reden Sie doch Mylady, ſoll Ihr Vertrauter gehangen werden als Dieb?“ ſchrie der Fremde.

„Ja,“ rief ſie zitternd, „ich hab' ihm den Schmuck gegeben!“

„Dieſen Schmuck, den meine fromme Mutter trug, den dir mein Vater ſelbſt um den Hals band? Eliſe!“ — Und zu den Fremden ſich wendend, ſprach er: „gieb den Schmuck, nimm dieſe Börſe — wenn Dir meine Gemahlin ſchuldet und verlaſſe die Gegend ſogleich, treff' ich dich, dann wehe dir!“ Doch ſich ſchnell eines Andern beſinnend, rief er den Dienern, befahl ihnen, den Fremden in ein verwahrtes Gemach zu bringen und ſcharf zu bewachen.

Als er ſich mit Eliſen allein ſah, gebot er ihr, zu ſprechen, und ſtellte ſich finſter, mit verſchränkten Armen ihr gegenüber.

Nach einer peinlichen Pauſe begann ſie: „meinen Vater verlor ich, als ich ein Jahr alt war, er war wie Ihnen bekannt iſt, ein guter Dichter, meine Mutter eine talentvolle Schauſpielerin. Sie wünſchte,

daß ich niemals die Bühne betreten möge, und gab mich, als ich zehn Jahr alt war, zur Erziehung zu einer Herrnhuterin. Einmal des Jahres ließ mich meine Mutter in die Residenz holen, und ich schmeichelte ihr dann die Erlaubniß ab, während meines Aufenthalts täglich das Theater besuchen zu dürfen.

Die Bühne schien mir eine Feenwelt, ich beneidete die Glücklichen, welche bald als Helden, bald als Götter funkelnd und strahlend die Zuschauer entzückten, und nahm diese lockenden Gestalten mit in meine Einsamkeit. Anfangs entzückte mich nur das Blendende der äußern Erscheinungen, später entwickelte sich auch der Kunstsinn in mir. Als ich wieder einmal zum Besuch zur Mutter kam, kopirte ich einige Schauspielerinnen so gut, daß sie ein „Bravo" nicht unterdrücken konnte. Ich bat meine Mutter flehentlich, mir zu erlauben, die Bühne betreten zu dürfen, und als sie unerbittlich blieb, fühlte ich mich unbeschreiblich unglücklich. Jemehr sie dagegen war, desto mehr Neigung empfand ich, allen Hindernissen, die sie mir entgegenstellte, Trotz zu bieten. Mißmuthig ging ich in meine Pension zurück, meine glücklichsten Stunden waren die, wenn ich mich allein befand und ungestört

Schiller's und Göthe's Dramen lesen konnte, welche mir eine ältere Freundin heimlich lieh.

Meine Mutter wurde sehr krank und rief mich zu sich, sie mußte die Bühne verlassen, weil ihre Brust sehr litt, und da ich ihr nützlich war, sie auch kein Kostgeld mehr für mich zahlen konnte, blieb ich bei ihr. Ich war damals dreizehn Jahn alt. Meine Mutter hatte nichts gesammelt, der Gehalt einer guten Schauspielerin war damals nicht so bedeutend, wie jetzt, und so sahen wir denn einer sehr trüben Zukunft entgegen. Gott führte uns einen Helfer zu. Ein reicher Edelmann, welcher mit dem verstorbenen Bruder meiner Mutter studiert hatte und sich damals in K. aufhielt, hatte von unserer bedrängten Lage gehört, auf die großmüthigste, zartsinnigste Weise sandte er meiner Mutter eine bedeutende Summe als Darlehn und wußte sich durch schnelle Abreise unserm Danke zu entziehen. Nun konnte sich meine Mutter sorgfältiger pflegen, der Arzt erklärte sie fur gerettet, wenn sie ihre Brust schone und ich war sehr glücklich. Ich erhielt nun sorgfältigen Unterricht und zwei Jahre flogen dahin. Auf's Neue und dringender beschwor ich jetzt meine

daß ich niemals die Bühne betreten möge, und gab mich, als ich zehn Jahr alt war, zur Erziehung zu einer Hernhuterin. Einmal des Jahres ließ mich meine Mutter in die Residenz holen, und ich schmeichelte ihr dann die Erlaubniß ab, während meines Aufenthalts täglich das Theater besuchen zu dürfen.

Die Bühne schien mir eine Feenwelt, ich beneidete die Glücklichen, welche bald als Helden, bald als Götter funkelnd und strahlend die Zuschauer entzückten, und nahm diese lockenden Gestalten mit in meine Einsamkeit. Anfangs entzückte mich nur das Blendende der äußern Erscheinungen, später entwickelte sich auch der Kunstsinn in mir. Als ich wieder einmal zum Besuch zur Mutter kam, kopirte ich einige Schauspielerinnen so gut, daß sie ein „Bravo" nicht unterdrücken konnte. Ich bat meine Mutter flehentlich, mir zu erlauben, die Bühne betreten zu dürfen, und als sie unerbittlich blieb, fühlte ich mich unbeschreiblich unglücklich. Jemehr sie dagegen war, desto mehr Neigung empfand ich, allen Hindernissen, die sie mir entgegenstellte, Trotz zu bieten. Mißmuthig ging ich in meine Pension zurück, meine glücklichsten Stunden waren die, wenn ich mich allein befand und ungestört

Schiller's und Göthe's Dramen lesen konnte, welche mir eine ältere Freundin heimlich lieh.

Meine Mutter wurde sehr krank und rief mich zu sich, sie mußte die Bühne verlassen, weil ihre Brust sehr litt, und da ich ihr nützlich war, sie auch kein Kostgeld mehr für mich zahlen konnte, blieb ich bei ihr. Ich war damals dreizehn Jahr alt. Meine Mutter hatte nichts gesammelt, der Gehalt einer guten Schauspielerin war damals nicht so bedeutend, wie jetzt, und so sahen wir denn einer sehr trüben Zukunft entgegen. Gott führte uns einen Helfer zu. Ein reicher Edelmann, welcher mit dem verstorbenen Bruder meiner Mutter studiert hatte und sich damals in K. aufhielt, hatte von unserer bedrängten Lage gehört, auf die großmüthigste, zartsinnigste Weise sandte er meiner Mutter eine bedeutende Summe als Darlehn und wußte sich durch schnelle Abreise unserm Danke zu entziehen. Nun konnte sich meine Mutter sorgfältiger pflegen, der Arzt erklärte sie für gerettet, wenn sie ihre Brust schone und ich war sehr glücklich. Ich erhielt nun sorgfältigen Unterricht und zwei Jahre flogen dahin. Auf's Neue und dringender beschwor ich jetzt meine

Mutter, mich als Schauspielerin auftreten zu laſſen, und ſie konnte meinen Bitten nicht widerſtehn. Glühend von Begeiſterung trat ich auf, begabt mit Jugend, Schönheit und Talent riß ich die Zuſchauer hin und ward ſchnell der Liebling des Hofes und des Publikums. Meine Mutter leitete mich, ihre Erfahrung und ihr weiſer Rath bildeten meine Anlagen, und nach kurzer Friſt ſtellte man mich den erſten Künſtlerinnen gleich. Zu dieſer Zeit erſchien unſer Wohlthäter wieder in K., der Herr von Helmhoff. Er beſuchte uns, er war ein ernſter, aber dabei freundlicher ſehr gebildeter Mann von zweiunddreißig Jahren. Meine Mutter floß über von ſeinem Lobe, als er ſich entfernt hatte, und ſprach viel von der Aufmerkſamkeit welche er mir bezeigt habe. Sie hatte ſich nicht getäuſcht, er kam öfterer, warb um meine Hand, die Mutter bat, mein freies Herz war ihm dankbar ergeben, ich ward die Seine und folgte, ihm begleitet von meiner Mutter auf ſeine weit entlegnen Güter.

Meine Mutter lebte noch ein Jahr bei mir, und ſtarb in der Ueberzeugung, daß ich glücklich ſei. Ach ich war es nicht! Ich liebte Helmhoff nicht, ſeine

Aufmerksamkeit und Liebe galten mir verwöhnten Geschöpfe nicht halb so viel, wie die Huldigungen des Publikums; das große Schloß mit den Prachtgemächern, der herrliche Park, die reizenden Fluren, die mir gehörten, waren mir nichts gegen die bunte Lampenwelt, gegen die Bühne, und allen meinen Schmuck hätte ich für einen Feenanzug von Flor und Schmelz hingegeben. Ich weinte oft in stiller Nacht und sehnte mich zurück in die bunte Welt, von welcher ich ganz abgeschlossen lebte; denn Helmhoff ging aus Eifersucht mit keinem Menschen um. Der einzige Mensch, den er seit Kurzem bei sich im Schlosse hatte, war ein Italiäner, Namens Stratti, der ihm in Florenz das Leben gerettet, und welchem er blind vertraute. Ich hatte im ersten Augenblicke, als ich den Italiäner sah, eine entschiedene Abneigung gegen ihn, und er schien sie durch heimlichen Haß zu vergelten. Er bestärkte Helmhoff's Eifersucht, er ward mein lästiger Beobachter.

Zu dieser Zeit besuchte mich meine Cousine, Elise Armand, eine junge Schauspielerin. Mit Entzücken betrat sie mein schönes Schloß, aber

ſchon nach wenig Tagen ſehnte ſie ſich hinweg; ſie bedauerte mich, das gefangene Vöglein!

Eliſe ſprang heftig auf und rief: „Es war fürchterlich in dem öden Schloße, ich konnte es nicht ertragen; ich flehte Helmhoff an, mich ziehen zu laſſen; er nahm meine Aeußerung für Grille, und ſagte: „;„Könnteſt du mir das thun, Eliſe? Willſt du mich tödten? Eher könnt' ich dich im Sarge ſehen, als ferne von mir wiſſen!"""

Stratti, ſein Vertrauter, erfuhr Alles; es lag in ſeinem Plane, ſich Helmhoff's ganz zu bemächtigen, er gab mir das Mittel zur Freiheit in die Hand und half mir, es zu gebrauchen. Noch einige Monate lebte ich, mit mir kämpfend, bei Helmhoff; dann, beſiegt von dem Drange nach Freiheit, nahm ich den Schlaftrank, den mir Stratti reichte und ſchien todt. Es gelang meinem Vertrauten, Helmhoff ſogleich zu einer Reiſe zu bereden; er verſprach für meine Beerdigung zu ſorgen und befreite mich. Meine Freude, daß ich nun wieder der Kunſt leben könne, übertönte die Stimme des Herzens, welche von Helmhoff's Trauer ſprach. Ich war ihm Dank ſchuldig, aber mein ganzes Lebensglück ſchien mir

ein zu hoher Preis für seine Güte. Er war in Italien, ich trat in Nord-Deutschland auf. Meine Cousine verheirathete sich nach Schweden; ich konnte es wagen, mich fort und fort Elise Armand zu nennen. So lebt' ich Jahre lang glücklich, geehrt, bis Stratti, der eigennützig bisweilen erschien, reichen Lohn an Gold für sein Schweigen zu fordern, einen Schatten auf meine schönen Tage warf.

Von Helmhoff war ich getrennt, todt für ihn. Du liebtest mich, dein war im ersten Augenblicke, wo ich dich sah, mein Herz. Ich schwieg, um die Deine zu werden; ich konnt' es nicht über mich gewinnen, Dir und dann auch Helmhoff meinen Betrug zu entdecken. Stratti wird schweigen. — Edmund denke dich in meine Seele, fühle dich in mein glühendes Herz, sei gerecht!"

„Lasse mir Zeit, mich zu sammeln!" sprach Hariwell und entfernte sich. Er sandte ihr die Kammerfrau, um sie zur Ruhe bringen zu lassen. Dann ging er zu Stratti, sprach wohl eine halbe Stunde mit ihm, und man sah den Italiäner darauf das Schloß verlassen.

Elise durchwachte die Nacht in banger Erwar-

tung. Was hatte ſie zu fürchten, was zu hoffen? Sie fühlte, ihr wahrheitsliebender Edmund konnte ihr nicht mehr vertrauen, wie früher; ſie fürchtete von ſeinem Ehrgefühl, daß er Helmhoff von ihrem Leben benachrichtigen und dann die gerichtliche Scheidung von ihrem erſten Gemahl einleiten würde. Furcht vor peinlichen Scenen und dem Geſpötte der Geſellſchaft, Eiferſucht und Neigung zu Edmund, Liebe zur Freiheit und Kunſt, und alle Launen, welchen der Kranke unterworfen iſt, beſtürmten ihr Gemüth.

Den andern Morgen erhielt ſie ein Billet von Edmund, ſie las:

„Eliſe, gönne mir Zeit, Alles zu überdenken, zu verſchiedenartige Empfindungen bewegen mich; ich gehe auf einige Tage nach London, gefaßter ſollſt du mich wieder ſehen.“.

Stolz zerriß Eliſe das Papier. „Er liebt mich nicht, ſonſt müßte er jetzt kommen; er begreift weder mein Herz, noch die Empfindungen der Künſtlerin!“ Trotz, Unzufriedenheit mit ſich und ihrem Leben, Widerwillen gegen Lady C—, mit welcher ſie nach ſolchen Auftritten nicht mehr zuſammen zu

treffen wünschte, eine geheime Hoffnung, Edmund durch Entfernung theurer zu werden, das Sehnen, wieder Herrin ihrer Handlungsweise zu sein, und angeborne Heftigkeit veranlaßte sie zu einem Entschlusse, wie er dieser nie ruhigen und nur über ihre Kunst klaren Frau kommen mußte.

Als Edmund nach drei Tagen zurück kam, fand er Elisen nicht mehr, nur einen Brief von ihr, in dem sie in schönen Worten unhaltbare Gründe für ihre Abreise und den Ort ihres Aufenthalts angab; ihm überließ sie es, ob er ihr folgen oder sich von ihr trennen wolle. Doch sprach sie sich auch hier nicht deutlich aus. Edmund, viel zu ruhig und wahr, um sich noch glücklich bei ihr fühlen zu können, verletzt durch den Gedanken, der Gatte einer Frau zu sein, deren erster Gemahl noch lebe, ja nicht einmal gerichtlich von ihr getrennt sei, beleidigt durch ihre Abreise — entschied sich für Scheidung.

Monate waren vergangen, Elise hatte in die Scheidung gewilligt, den Jahrgehalt, welchen Lord Harriwell ihr aussetzte, ausgeschlagen und jetzt eine

bedeutende Stadt des nördlichen Deutſchlands gewählt, wo ſie als Eliſe Armand wieder die Bühne betrat. Eine glänzende Toilette mußte die entflohene Jugendfriſche zurückzaubern, ihr meiſterhaftes Spiel verlorne Reize erſetzen. Den frühern, rauſchenden Beifall empfing ſie nicht mehr, aber nach ſo langer Einſamkeit genügte er Eliſen. Sie reiſte von Stadt zu Stadt, ſuchte jede Gelegenheit hervor, wo ſie noch einmal glänzen konnte, aber mit ſolcher Haſt, als fürchte ſie, daß der nächſte Augenblick ihr den letzten Schimmer von Schönheit raube.

So verflog ein Jahr, Eliſe kränkelte jetzt ernſthaft und ging in ein berühmtes Bad, dort Geneſung und neue Jugend hoffend.

Eines Morgens ſaß ſie, matt und erſchöpft, in trüben Erinnerungen verloren, im Garten; Tritte ſtörten ſie auf, vor ihr ſtand ein bleicher Mann von ungefähr acht und zwanzig Jahren, deſſen bekannte Züge einen unbeſchreiblich wohlthuenden Eindruck auf ſie hervorbrachten. Sie kalt höflich grüßend, ging er an ihr vorüber und in das Haus. Sie fragte ſogleich nach dem Namen ihres Hausgenoſſen, es war Herder.

Den andern Tag ſah ſie ihn in Geſellſchaft, der Zufall führte Beide ſo nahe zu einander, daß ſie Alles hören konnte, was er ſprach. Das war nicht mehr der unerfahrne, ſchwärmeriſche Jüngling, den ſie für ſo unbedeutend gehalten hatte; ein klarer, geiſtig gereifter Mann ſtand vor ihr, ein Weſen, zu dem ſie aufblicken mußte. Auch ſein Aeußeres hatte ſich vortheilhaft verändert, und ein gewiſſer Ernſt verlieh ſeinen Zügen etwas unbeſchreiblich Anziehendes. Wie hatte er, der ſie früher anbetete, ſich verändert; was war ſie, die glänzende Eliſe, jetzt?

Er hatte ſie geſehen und nicht erkannt — wenig Jahre hatten im Bunde mit ihrem unzufriedenen leidenſchaftlichen Gemüthe alle Blüthen von ihr abgeſtreift.

Bittre Thränen entſtrömten ihren Augen, und doch empfand ſie ein ſüßes Gefühl, und neues Leben zog mit Herders Erſcheinung in ihre kranke Bruſt.

Sie vernahm, daß er einen hohen Poſten bekleide, als Diplomatiker berühmt und der Stolz ſeines Vaters ſei; vermählt war er nicht.

Daß er ſie kennen mußte, war ihr gewiß; er hörte ja täglich ihren Namen; daß er ſie nicht

sogleich erkannt und jetzt nicht erkennen wollte, schmerzte sie tief.

Vergebens bemühte sie sich, auf die feinste Weise, ihn an sich zu ziehen; eben so fein wich er ihr aus. Er begnügte sich damit, sie höflich zu grüßen.

Wehmüthig suchte sie unter ihren Papieren das Lied, welches er ihr vor Jahren geweiht hatte. Es sah trübe sie an; denn hin war ihr Mai, ihr Glanz, selbst die Kunst hatte sich von ihr gewandt; ihre Mittel reichten nicht mehr aus zu Darstellungen, durch welche sie früher entzückt hatte. Sie empfand mit Schmerz die schnelle Vergänglichkeit der Mimenkunst; nicht einmal eine Spur blieb zurück von dem, was sie früher aus begeisteter Seele geschaffen!

Aeltere Schauspielerinen, als sie, glänzten noch in Gesundheit und Schönheit; Mütter blühten in ihren Töchtern auf. Wie beneidete sie jetzt die Dichterin, die Malerin, über welche sie sich sonst stolz erhoben — sie war nichts mehr, als ein einsames, verlassenes Weib, an dem Niemand Theil nahm.

Eines Tages schlugen mehrere Mitglieder des Kreises, welcher sich täglich im großen Saal ver-

ſammelte, vor, da die üble Witterung jeden Ausflug verhindere, ein Stück einzuſtudieren und vor einem kleinen Publikum aufzuführen. Der Vorſchlag ward mit Jubel aufgenommen, und da ſich ſo Viele hinzudrängten, mußte man ein Stück, welches ein zahlreiches Perſonal erforderte, wählen.

Man entſchied ſich für Romeo und Julia, und weil keine der Damen ſich getraute, die Julia zu ſpielen, bat man die Armand, welche in's Geheim dieſe Bitte ſelbſt veranlaßt hatte.

Bei den Proben erſchien ſie bleich und matt, aber ein Laut des Entzückens und der Bewunderung durchſäuſelte den Saal, als ſie Abends, beleuchtet vom Kerzenſchimmer, jugendlich, bezaubernd erſchien. Sie bot alle ihre Kräfte auf, um noch einmal Julia zu ſein.

Herder hatte ſeinen Platz nahe an der Bühne; wie damals blickte er auf zu ihr; ja, das war jene Eliſe, die er ſo glühend geliebt; wieder begrüßte die liebliche Stimme ſein Ohr. — Der Beifall am Schluß der Vorſtellung wollte kein Ende nehmen.

Mit dem Vorſatze, ſich zu erſtechen, hatte ſie die Bühne betreten; die Furcht vor dem Aufſehen

hielt sie ab, ihn auszuführen. Matt und erschöpft wurde sie nach Hause gebracht. Als sie nun die Schminke und allen Schmuck von sich gethan und ein bleiches, krankes Antlitz sie aus dem Spiegel anstarrte, da kehrte der Lebensüberdruß zurück. „Deine Zeit ist hin!“ sprach eine Stimme in ihr; „so scheide denn und lasse ein schönes, glanzvolles Andenken zurück!“

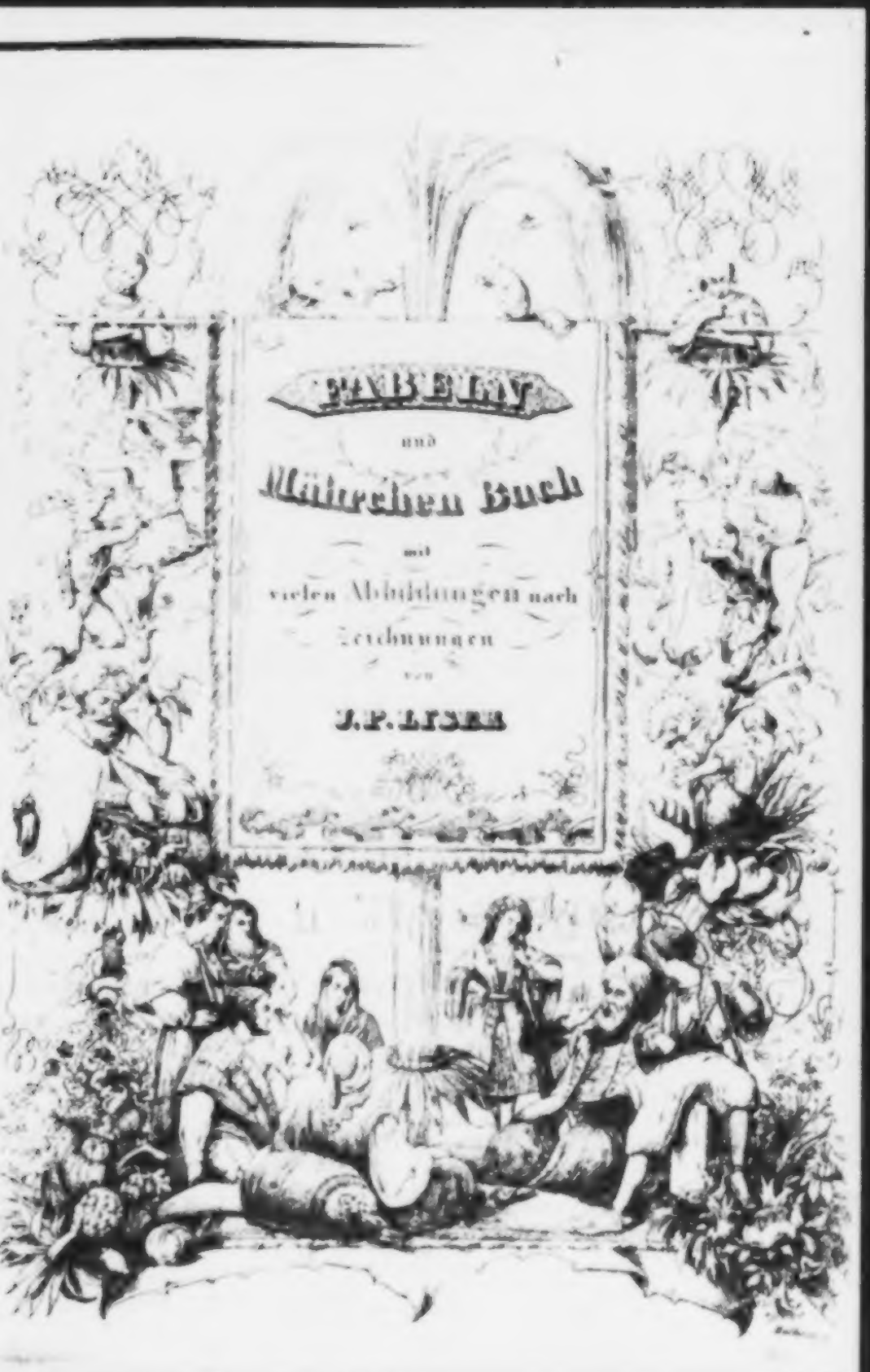
Religion, Ergebung und die Kraft, ohne Schimmer zu leben, hielten sie nicht aufrecht. Stille hüllte sie sich in ihren Mantel und verließ die Wohnung.

Als am andern Morgen Herder ungewöhnlich früh zum Brunnen ging, spülten die Wellen des Flusses einen Leichnam an's Ufer. Er erkannte Elisen.

So war das Ende einer Frau, die alle Gaben besaß, um zu glänzen — und so wenig, um zu beglücken; denn ihr fehlten Religion, Kraft des Willens und das Talent, auch im stillen Kreise zufrieden zu sein.

40.32438

Yu 40504
b 40


FABELN
und
Märchen Buch
mit
vielen Abbildungen nach
Zeichnungen
von
J. P. LYSER

1. Die Urne.

Der fromme Bischof [illegible]
Entwich in eine dunkle [illegible]
Des Pallasmäldchens [illegible]
Um weit vom Lärm mit seinem [illegible]
Und sich vertrauter umzugehn.
Er lebte hier schon sieben Jahre,
Nur von Olympiern gesehn.
Schon fielen seine grauen Haare
Wie Blätter, die der Nord verlangt;
Schon lönten seine Blumen [illegible]
Und täglich schlug sein Wesen [illegible]
An [illegible] schon lang der [illegible] [illegible]
Er fühlte, daß sein Ende nahte.
Sein weicher Arm, der kaum [illegible]
Noch leiten kann, ergreift die Spatte,
Und [illegible] macht er sich [illegible]
Und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Er war ein [illegible] [illegible]
Der einst [illegible] [illegible] [illegible]
Doch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Ein [illegible] [illegible] [illegible]

Von hellem Sternenglanz umgeben,
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Ist's Wahrheit? Ist es Augenkrug?
Er [illegible] die Urne [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Der Alte sinkt vor dem Altare
In Thränen auf sein Angesicht.
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] Noch ein Wunder! [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Von dieser Aschenkrug [illegible]
Der Grund des Felsens wird erschüttert
Und eine himmlische Gestalt,
Die wie ein Blitz vorüberwallt.
[illegible] Sokrates! — Der Alte zittert
Und in dem Strahlenbiadem
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

2. Das Pferd und der Esel.

Ein [illegible] Pferd [illegible] [illegible] [illegible]
Und fiel vor [illegible] [illegible] [illegible]
Ein dürrer Esel, [illegible] [illegible]
Von einem Esel [illegible] [illegible]
Wie geht es, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
So redete der Hengst [illegible] [illegible]
Du bist nicht recht gesund! [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Ach! sprach das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Allein der Hunger, und das [illegible] [illegible]
Des Treibers unverdientes Stoßen, [illegible]
Ist Schuld. O! [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Der [illegible] — — Ob hier es schon so [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Du [illegible] nicht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Dem wird [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Oft [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Da sprach das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Der hat gut predigen und von Verleugnung sagen,
Wer selber keine Sorgen hat.

Lichtwehr.

3. Der Wolf, der Fuchs und das wilde Schwein

Um eine Hürde schlich bei sternenloser Nacht
Ein ausgehungert Wolf, und fiel in einen Schacht.
Sein gräßliches Geheul durchhallte Feld und Heide.
Die Schafe hörten es, und hörten es voll Freude.
Kein Sperren, kein Klettern half, die Grube war zu tief.
Welch Glück, daß jetzt sein Freund, der Fuchs, vorüberlief!
Dem ruft er: „Hilf mir, Freund! Denk', ich erhielt dein Leben,
„Als dich ein grausam Heer von Hunden schon umgeben!“ —
„Ach! könnt' ich,“ spricht der Fuchs, „wie willig thät' ich's doch!
„Allein, nah' ich mich dir, so stürz' ich selbst ins Loch.
„Gehab dich wohl!“ — Er flieht. Nun kommt ein tapfrer Hauer.
Den schon halb todten Wolf befällt ein kalter Schauer,
Denn dieser war ihm gram. Jedoch das wilde Schwein
Schämt sich, des Gegners Feind in seiner Noth zu sein.
Der lange Rüssel wühlt; die Grube wird voll Erde,
Der Wolf entflieht, er schreckt auf's neu' die Wollenheerde,
Und denkt bei sich selbst: „ein edelmüth'ger Feind
„Nützt mehr in der Gefahr als ein verzagter Freund.“

Schlegel.

4. Der Löwe und der Fuchs

„Herr Löwe,“ sprach ein Fuchs, „ich muß
„Es dir nur sagen, mein Verdruß
„Hat sonst kein Ende.
„Der Esel spricht von dir nicht gut.
„Er sagt, was ich an dir zu loben fände,
„Das wüßt' er nicht. Dein Heldenmuth
„Sei zweifelhaft; auch gäbst du keine Proben
„Von Großmuth und Gerechtigkeit;
„Du würgtest ohne Unterschied;
„Er könne dich nicht loben. —“
Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
Dann sagt' er: „Fuchs, er spreche was er will!
„Denn was von mir ein Esel spricht,
„Das acht' ich nicht.“

Gleim.

5. Die Schlange

[illegible] eine Schlange,
Die [illegible] hielt.
Und weil sie [illegible] nicht lange;
Die Schönheit [illegible].

[illegible] sie immer mit dem Schatten,
[illegible]
Die endlich ihren [illegible] Schatten
Für eine fremde Schlange hielt.

Da biß sie, weil sie es nicht wußte,
Mit einer solchen Wuth nach sich
Daß sie daran sterben mußte. —
[illegible], Bewunderer, spiegle dich!

Lichtwer.

6. Der Knabe und die Datteln

Ein Schüler aß, wie viele Knaben,
Die Datteln um sein Leben gern;
Und um des Guten viel zu haben,
So pflanzt' er einen Dattelkern
In seines Vaters Blumengarten.
Der Vater sah ihm lächelnd zu
Und sagte: „Datteln pflanzest du?
„O, Kind, da mußt du lange warten.
„Denn wisse, dieser edle Baum
„Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
„Die ersten seiner süßen Früchte.“
Karl, der sich dessen nicht versah,
Hielt ein und rümpfte das Gesichte:
„Das Warten soll mich nicht verdrießen;
„Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
„So kann ich ja dereinst als Greis,
„Was jetzt der Knabe pflanzt, genießen.“

Pfeffel.

7. Der Wolf und der Hund

Ein ausgehungerter Wolf, ein Bild der Dürftigkeit,
Sah einen feisten Hund beim Mondenschein spazieren.
Sein runder Wanst erregt' in ihm nicht wenig Neid
Und starken Hunger; dennoch hielt er's für gescheidt,
Bei dieser Dogge sich manierlich aufzuführen.
Er schien vor Lust ganz außer sich zu sein,
Hier einen wackern Fremden zu begrüßen,
Und seiner artigen Gesellschaft zu genießen.
Darauf fuhr er fort: Dir scheint die Mahlzeit zu gedeihn.
Mich wird wohl nimmermehr ein feiner Schmaus erfreuen.
Kein Nachbar ladet uns mit andern lieben Gästen.
Wir fressen um den Fraß oft Blut
Und Leben zu, wenn mit verzweifeltem Muth
Die Herren Hunde sich in vollen Küchen mästen.
Der Hund erwiedert ihm: Freund, ich beklage dich.
Im Wald', ich glaub' es wohl, ist oft nicht viel zu fressen;
Doch willst du mit mir gehn, so wirst du, so wie ich,
Dich gut verpflegt sehn und aller Noth vergessen.
Mich loben Herr und Frau, mein Amt fällt gar nicht schwer.
Ich hüte Haus und Hof, und halte nächtlich Wache.
Auch du scheinst mir geschickt zur Hut und Gegenwehr,
Und mehr bedarf es nicht, daß man dich glücklich mache.
Vor Freude weint der Wolf. Als er nun mit ihm trabt,
Der Stelle [illegible], die man ihm angetragen,
Sieht er des Hundes Hals enthaart und abgeschabt,
Und wird neugierig, nach der Ursach' ihn zu fragen.
Davon, versetzt sein Freund, ist wohl allein
Mein Halsband schuld. Man legt des Tags mich an die Kett',
Aus Furcht, ich möchte sonst zu wild und beißig sein,
[illegible] ein Held, wie ich [illegible] Freiheit hätte.
Allein, was schadet das? Ich liege warm und still.
Der Knecht bringt Trank, der Koch bringt Speise — —
Ei, ruft der Wolf, Glück auf die Reise!
Wenn ich nicht thun kann, was ich will,
So bleib' ich bei der Väter Weise.
[illegible], und danke für den Koch.
Er sagt's, läuft fort, und läuft wohl noch.

v. Hagedorn.

8. Der Reisende.

Ein Wandrer hat den Theil der Welt,
Den Kuth bei ungestümem Wetter,
Um Blitz, Fall und Donnerwetter [illegible]
Umfaßt' Kuth [illegible] sich nicht [illegible].
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen
Denn stürmisch fällt er heute hin.

Der Wandrer [illegible] mit [illegible]
Daß Kuth mit [illegible] die Menschen [illegible]
Die [illegible] Weile [illegible] [illegible].
So oft ein neuer Sturmwind wehte,
Und schnell, ihm Ziel zu [illegible], [illegible]
So oft erlöst ein Lästerwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen,
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgehn.
Doch eh' der Wald ihn aufgenommen,
So sieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.

Der Räuber greift nach seinem Rohre,
Den schon die Nässe schlaff gemacht.
Er zielt und faßt den [illegible] [illegible].
Doch Wind und Regen sind zuwider:
Der Pfeil fällt matt vor dem Banditen,
Dem er das Herz durchbohren soll.

„O Thor!" [illegible] Kuth sich [illegible] [illegible].
„Wird dich [illegible] [illegible] Pfeil [illegible] [illegible].
„Eh' ich dem Sturm zu [illegible] [illegible]
„Hätt' ich die Donnerwolken [illegible].
„Es hatte [illegible] [illegible] [illegible]
„Daß die der Sturm erhält [illegible]."

Gellert.

9. Der Affe im Wasser.

Ein Affe, welcher [illegible] [illegible],
Im [illegible] zu [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible]
[illegible], [illegible] doch den armen [illegible]!
Er will auch seinem [illegible] sich [illegible].
Will dir zu [illegible] sich [illegible].
[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible].
Ach, wie's nicht um [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
So [illegible] er [illegible] und [illegible]
[illegible] eine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] er [illegible] [illegible].
Der von der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible], [illegible] dich [illegible] nicht!
Jetzt kann sich [illegible] [illegible] [illegible].
Man sagt uns [illegible], daß wir [illegible] [illegible] [illegible]
Ein frommer [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible]

10. Der Ziegenbock und der Hofhund.

Ein Ziegenbock betrat mit hoher Gravität
Den Meierhof, wo schon das and're Vieh
Versammelt war, und wie ein Völkerhirt
Des Gleichenheeres schritt er auf und ab.
Man sah ihn schweigend an. Er aber that
Sein weitbekanntes Mundwerk auf und sprach:
„Ich wäre wohl des Hofes Herr und Fürst,
„Wenn dem Verdienst der Ehrenkranz gebührt.
„Seht hier an meiner Stirn den hohen Hörnerschmuck,
„Der Krone gleich, ein Zeichen meiner Kraft!
„An meinem Kinne schaut den langen weißen Bart,
„Der Würd' und Weisheit sicheres Symbol.
„Leicht ist mein Schritt, und wenn der Lenz erscheint,
„Die holde Zeit, wo Alles sich vermählt,
„Dann duft' ich lieblich, gleichwie —"
„[illegible]."
Fiel ihm der Hofhund ein und faßt' am Bart
Den Helden. Dieser ließ des Kinnes halbe Zier
Zurück und floh zu Stall. Der Hof erscholl
Voll lauten Beifalls um des Barts zerzausten Rest.
Das Mundwerk, das man sich selber flicht,
Wird doch zuletzt und immer zu Gestank.
Das zeiget euch der Fabel weises Wort.

Krummacher.

11. Die beiden Knaben.

Ein jüngrer und ein älter Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Geriethen bald an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
Ach Bruder! sprach der kleine Bube,
Was meinst du, ist das Loch nicht tief?
Ich hätte Lust — Was? Lust hinein zu springen?
Du mußt doch ausgelassen sein.
Versuch' es nicht und spring hinein,
Du könntest dich ums Leben bringen.
Wir können uns ja sonst noch wohl erfreun,
Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden,
Und kindisch Schnee und Eis durchwaten.
Und kommst du dann zum Vater nach hinein,
So hast du's da erst auszubaden. —
Doch keine Vorsicht nahm unsern Knaben ein.
Wer weiß, im Schnee kann [illegible] [illegible]!
[illegible] [illegible] [illegible], er sprang hinein,
Und [illegible] sich's wohl in seiner Grube sein,
Doch kaum war er der Kälte [illegible].
So sprang der Philosoph so gut wie er hinein.
Wie leicht ist's, gute Lehren geben!
Wie schwer, auch selbst darnach zu leben!

Gellert.

12. Der Affe und der Geizige.

Einst hielt ein Geiziger sich einen Affen.
Ein Geiziger zu sein, und den sich anzuschaffen,
Das scheint dir sonderbar: allein bedenke doch:
Gesellschaft sucht, Geld, und Menschen fliehen ihn:
Auch hat ein Affe viele Tugend noch:
Dem Herrn darf nichts vor ihm verhehlen:
Er sieht mit seinen Augen rechnen, zählen;
Kein Mensch erfährt's, er sagt ihm nie davon.
Kurz, die Gesellschaft war nach unsers Geiz'gen Sinn.

Das Glockenläuten rief einst den Mann zur Kirche hin,
Denn durch sein Fasten, Beten, Singen
Dacht' er dem Himmel noch mehr Gaben abzuzwingen.
Da ließ er in der Eil' das Schreibpult offen stehn,
Wo ihn sein [illegible] im Geld' oft hatt' wühlen sehn.
Der Affe, der den Haufen Geld erblicket,
Und [illegible] die ganze Welt drücket,
Sinnt sich zur Lust ein Spielchen aus.

Er langt ein Goldstück an hervorzuzwingen,
Und zielt und wirft es durch die Fensterstangen.
Er wiederholt sein Spiel. Man sammelt sich ums Haus,
Man ruft: „Mir auch ein Stück, mein Peterchen!" langt und springet,
Und wem mit Hut und Hand ein Fang gelinget,
Dem jagt's ein Andrer wieder ab.

Indem der Affe noch dies Schauspiel gab,
Kam unser Harpax an. — „Was ist denn hier zu sehen?
„Worüber lacht man denn? — O wehe mir!
„Mein schönes Geld! Verfluchter Räuber, dir
„Will ich den Kopf vom Rumpfe drehen!
„Das Eingeweide will ich dir
„Aus deinem Leibe reißen!" — — „Mäßigt eure Hitze,"
Sprach hier ein Greis; „das Geld ist euch so wenig nütze
„Als ihm. Er wirft es weg, ihr sperrt es ein:
„Wer mag von euch der Klügste sein?"

Weiße

13. Die junge Fliege.

Ein junger Fliegenschwarm flog um den Rand
Von einem Topf Milch, der ohne Deckel stand.
[illegible]
„Man bricht doch in der Milch nicht etwa gar ein Bein?
„Frisch zu! Ich wage mich hinein;
„Wer Herz hat, folge mir, es wird ihn nicht gereu'n!"
Die Alte rief: „Du wagst dich in Gefahr des Lebens!"
Doch ihre Warnung war vergebens.
„Bin ich nicht selber groß genug?
„Und sind denn nur die Alten klug?"
Die Alte bat, umsonst war ihre Bitte.
Die Junge setzte sich recht in des Topfes Mitte,
Hier schwamm sie in der Milch (für sie war das ein See),
Sank unter, sträubte sich, kam wieder in die Höh',
Arbeitete, nicht wieder zu versinken:
Vergebens, denn sie mußt' ertrinken.

Gellert

14. Till.

Till Eulenspiegel zog einmal
Mit Andern über Berg und Thal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,
Ging Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab.
Allein, wenn sie bergaufwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
„Warum," fing einer an, „[illegible]
„Bergunter so betrübt?" „Ich ein," sprach Till, „[illegible]
„Wenn ich den Berg hinunter gehe,
„So denk' ich Narr schon an die Höhe,
„Die kommen wird, und da vergeht mir denn der Scherz.
„Allein wenn ich bergaufwärts gehe,
„So denk' ich an das Thal, das folgt, und fass' ein Herz."

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken,
So lern' so klug wie Eulenspiegel sein,
Im Unglück an das Glück, im Glück ans Unglück denken.

Gellert.

15. Sokrates und der Jüngling.

Ein Jüngling that auf seine Schönheit stolz;
Den führte Sokrates zu Phöbus Tempel,
Wo dieser schöne Gott in Marmor stand.
„Was spräche der, wofern er sprechen könnte,
„Mit Wahrheit von sich selber?" fragt' er ihn.
Der Jüngling gibt zur Antwort: „Dieser spräche
Mit Wahrheit von sich selber: Ich bin schön."
„Warum," erwiederte der weise Grieche,
„Begnügst du dich denn mit Gaben eines Steins?
„Willst du nicht höher als ein Stein dich schätzen?"

Ramler's Fabellese.

16. Der Esel und der Hund.

Ein Esel trollte seinen Schritt,
Ein leichter Windhund trabte mit;
Sie hatten Einen Weg zu reisen.
„Pfui!" spricht der Hund, „du träges Thier,
„Man kommt ja nicht vom Fleck mit dir!"
Er jagt voraus. In weiten Kreisen
Kehrt er zurück zum Esel hin,
Begafft ihn, verlacht ihn,
Und schießt dann fort, gleich einem Pfeile,
Und macht sich drei aus einer Meile.
Sie gehen weit, Berg auf, Berg ab,
Durch lange Wälder, lange Triften,
Der Esel immer seinen Trab,
Das Windspiel immer in den Lüften.
Doch dieses springt und rennt und fliegt
So lange, bis auf halbem Wege
Es schnaubend auf dem Rasen liegt.
Der [illegible], den Schritten nach so träge,
Kam an, wohin sein Ziel ihn rief.
Wer war es, der geschwinder lief?

v. Nicolay.

17. Die Schlange und der Aal.

„Betrachte mich einmal,"
Sprach eine Schlange zu dem Aal;
„Bin ich nicht wunderschön?
„Hat Jemand eine Haut so schön gemalt geseh'n?
„Deine Haut ist glatt; doch mein' ist glatt und schön." —
„Schön!" sagt der Aal. „Bin ich nicht schön wie du?
„Bin ich nur glatt? Wie geht's denn zu,
„Frau Nachbarin,
„Daß ich so wohl gelitten bin,
„Da Jedermann vor deiner Schönheit graut,
„Und wenn er deine bunte Haut
„Im Grase sieht,
„Erschrickt und flieht?"
Die wunderschöne Schlange spricht:
„Man flieht? Warum? Das weiß ich nicht." —
„Ich aber weiß es," sagt der Aal;
„Auch wissen es die Menschen alle:
„Zuweilen stichest du,
„Zuweilen bist du Gift und Gall."

Gleim.

18. Der Arme und der Reiche.

Arm, ein [illegible] Mann,
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] spricht zum Arm. „[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Gellert.

19. Der Fuchs ohne Schwanz.

Reineke verwirrte sich
In die ihm gelegten Stricke.
Ob er nun gleich selbst entwich,
Ließ er doch den Schwanz zurücke.

Um nicht lächerlich zu sein,
Predigt er den Füchsen ein,
Auch den ihren abzulegen.
Seine Hörer zu bewegen,
Sprach er als ein Cicero:
„Erstlich will's der Wohlstand so,
„Um sich zierlicher zu regen;
„Denn man trabt damit zu schwer
„Und zu unbequem einher.
„Zweitens macht ein Schweif zu kenntlich;
„Drittens hält er in dem Lauf
„Oft den schnellsten Brandfuchs auf;
„Viertens riecht er Vielen schändlich."

„Stumpfer Redner, schweige du!"
Rief ein alter Fuchs ihm zu;
„Solcher Rath ist zu belachen.
„Wen, wie dich, die Mißgunst quält,
„Wird den Vorzug, der ihm fehlt,
„Andern stets zuwider machen."

v. Hagedorn.

20. Der Esel und der Stier.

Ein Esel ging einst auf die Weide
Mit einem Stier. Da hörten beide
Ein Lärmen, als von einem Heer,
Und in den Dörfern rund umher
Zum Sturm mit allen Glocken läuten.
Was, sprach Herr Heinz, mag das bedeuten?
Ach, Freund, erwiedert ihm der Stier,
Ich zittre schon, der Feind ist hier!
Laß uns sogleich von hinnen fliehen,
Bis diese [illegible] weiter ziehen.
Bekämen sie uns hier zu fassen,
Wir müßten beide Haare lassen.
Der Esel sprach darauf: Ei nun!
Du willst entfliehen? Du magst es thun!
Dir graut, wie's scheint, als würdest du erstochen;
[illegible] man dich schlachten, schinden, kochen —
[illegible] bin ich frei.
Mein Schicksal bleibt stets einerlei;
Ich muß mit gleicher Last mich plagen,
Und meinen Sack zur Mühle tragen.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Zachariä.

21. Die Katze und die Tauben

Einst hatte Fritz ein schönes Taubenpaar
Und zur Gesellschaft — eine Katze.
Wie? was? Warum nicht gar
Den Tauben zur Gesellschaft — eine Katze?
Sehr wohl gewählt für Tauben! Freilich wahr!
Doch da durch strenge Zucht sie zahm und sittig war,
So fürchtet' er auch nicht die mindeste Gefahr
Von ihrer Mördertatze.
Es schien sogar, als ob ihr Spiel,
Wie Fritzen, selbst den Täubchen wohlgefiel,
Denn sie begannen oft die lächerlichsten Dinge.
Sie fielen Murnern oft mit ihren Schnäbeln an;
Er that, als ob er flöh', und eh' sie sich's versahn,
That er zwei krumme Sprünge
Und haschte sie. Sie flatterten
Und schlugen mit den Fittigen,
Und kamen sie nicht mit Gewalt davon,
So fingen sie sich bittend an zu schmiegen,
Und er gab ihnen gnadenreich Pardon.
Das Ding ging lange gut zu allerseits Vergnügen;
Doch einst vergaß der Herr Patron
Die scharfen Krallen einzuziehen,
Und als er eine in dem Fliehen
Erhascht', griff er so derb, daß klares Blut
Vom bunten Hälschen floß. Der Lustigmacher leckte,
Und ach! zu allem Unglück schmeckte
Dem Dieb die rothe Suppe gut.
Kein Mensch war da, der zur Vernunft ihn brachte,
Je mehr er kostete, um desto mehr erwachte
Die eingeschlafne Mordsgier,
Bis er, vom Mitleid leer und ganz vergnügt von ihr,
Das arme Taubenpaar zu seiner Beute machte.

So lang' ihr noch an Festigkeit
Nur Kinder und nicht Männer seid,
So sucht in früher Flucht stets eure Sicherheit!

Weiße.

22. Der undankbare Knabe

Ein wilder Junge wollt' in schwülen Sommertagen
In einem Strome sich zu baden wagen.
Im Wirbel reißt ihn fort die allzu rasche Fluth;
Der Knabe sinkt, und mit ihm auch sein Muth.
Ein Mann, den an den Strand sein guter Engel führte,
Und den der frühe Tod des armen Jungen rührte,
Sprang in den Fluß und zog mit starker Hand
Ihn bei den Haaren an das Land.
Der lose Bube sieht gerettet nun sein Leben.
O welchen Dank wird er wohl seinem Retter geben? —
Dankt er ihm thränend auf den Knien?
Nein, nein! — Er schimpft, er wirkt mit Steinen ihn.
Warum? Weil er's gewagt, um ihn herauszuziehn.
Ein Büschel Haar' ihm auszurufen,
Ein allzu schwerer Preis, sein Leben zu erkaufen!

Nach Justus Kabener.

23. Der Hecht

Ein Klausner, der am Tiberstrand
Einst fischte, zog in seinem Netze
Den größten Hecht erfreut ans Land.
„Verweg'ner," rief der Fisch, „verletze
„Nicht meine heilige Person!
„Dein Vorfahr hat mich stets geschonet,
„Ja gar, wenn er mich fing, mit gutem Fraß gelohnet.
„Ich trüge, sagt' er mir, die ganze Passion,
„Den Kelch, den Schwamm, das Kreuz, die Lanze,
„Die Nägel sammt dem Dornenkranze
„In meinem Kopf." — „Ei! ei! du frommes Thier!"
Versetzt der Greis. „Doch darf ich fragen:
„Was trägst du denn in deinem Magen?
„Der strömet über die Gebühr." —
„Ach, nichts! Ein Frühstück nur, ein Nest voll junger Aale." —
„Das dacht' ich wohl. Du Kannibale
„Trägst die Religion im Kopf,
„Und in dem Busen das Verderben.
„Fort, fort mit dir in meinen Topf,
„Damit durch dich nicht tausend sterben!"

Pfeffel.

24. Die Biene und die Hummel

Hummel. Immer fleißig, muntre Biene?
Um Verzeihung, daß ich mich erkühne,
Dich zu stören! — Aber, liebes Kind,
Siehst dir ja die kleinen Anglein blind.
Weißt du nicht? man muß sich auch vergnügen!
Komm, laß deine Arbeit liegen!
Lustig, lustig laß uns sein!
Komm mit mir, es soll dich nicht gereun!
Biene. Meine Arbeit ist für mich Vergnügen.
Weil ich so erzogen bin.
O, um Alles könnt' ich nicht so müßig fliegen,
Und was spräche dann auch wohl die Königin?
Hummel. Ei, die wird's auch gleich erfahren!
Biene. Kann es doch.
Hummel. So machst du ihr was weiß.
Biene. Pfui! Behüte!
Hummel. Jungfer Fleiß,
Du hast sie nichts zu befahren.
Sie soll mit uns, kurz und gut!
Wenn sie mir's nicht zu Gefallen thut,
So will ich sie selber, daß sie's weiß,
Bei der Königin verklagen,
Und, daß sie herumgeschwärmt, ihr sagen.
Biene. Wie es dir beliebt! — Muß ich dann auch leiden,
So ist Unschuld meine Trösterin.
Gerne will ich mit ihr leiden,
Und für alle eure Freuden
Geb' ich sie nicht hin.

25. Der reiche Geizhals.

Ein reicher [illegible], dem Tode nicht mehr fern,
Und [illegible], seine Schätze zu [illegible]
Ward krank und wollte doch nicht sterben;
Denn stirbt auch wohl ein Geizhals gern?
Er mußte nach dem Doctor schicken.
Zum Glücke bot ihm noch der letzte Thaler an,
Den er [illegible], ihm in die Hand zu drücken,
Und [illegible]
Doch [illegible] Tod [illegible] zu [illegible]
Der [illegible] Schmerzen
Und [illegible] Pfarrer [illegible]
Und [illegible]
Denn [illegible]
Trost [illegible]
Der Pfarrer [illegible]
„[illegible]" sprach der Greis, „[illegible] zu Herzen fallen;
„Und [illegible]
„[illegible]
„Ich [illegible]
[illegible]
[illegible]
Er [illegible]

Der Pfarrer kommt zu ihm. „Ich weiß wohl, sprach der Greis,
„Was ich Ihm einst gesagt, wenn Er's gleich nicht mehr weiß.
„Hier sieh' Er selbst, was ich und meine Frau ersparten.
„Ich zeig' Ihm nur die seltnen Arten.
„Steht Ihm das große Goldstück an?
„Da sind sie noch von größerm Werth.
„Doch weil sie Gott mir wunderbar beschert,
„So hab' ich ein Gelübd' gethan,
„Nicht Eins von allen [illegible],
„Und sollt' ich hundert Jahre leben.

„Sieht Er nunmehr die Silbermünzen [illegible]?
„Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
„Hier hab' ich, glaub' Er mir, mehr [illegible] Thaler liegen,
„Als ich und Er zusammen wiegen;
„Allein sie mögen immer liegen,
„Sie sollen alle für mein Haus.
„Doch laß' Er uns noch weiter gehn.
„Hier sieht Er die [illegible] liegen;
„Da such' Er eins für seine Kinder aus,
„Und bitt' Er Gott um Segen für mein Haus!"

Gellert.

26. Der Jüngling und der Greis.

„Wie kann ich's [illegible], um mich empor zu schwingen?"
Frug einst ein Jüngling einen Greis. —
„Der Mittel, [illegible], um es recht hoch zu bringen,
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Ist's oft durch Ernst und Fleiß geglückt,
Im Vaterlande groß zu werden:
Zu beiden macht man sich durch Geist und Herz geschickt.
Dies sind die Mittel großer Seelen.
Doch sind sie schwer, ich will es nicht verhehlen. —
„Ich habe leichtere entdeckt." —
Gut, sprach der Greis, willst du ein leicht'res wählen,
So sei ein Narr; auch Narren steigen oft.

Gellert.

27. Die Gutthat.

Wie rühmlich ist's, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten sein,
Und lieber minder sich ergötzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!

Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tausend Geld's durch Erbschaft zu.
„Nun" sprach sie, „hab ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu!"

Sie sprachs, gleich schlich zu seinem Glücke
Ein armer Kranker vor ihr Haus
Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Gabe aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth;
Sie weinte, ging und gab dem Armen
Ein großes Stück — verschimmelt Brod.

Gellert.

28. Die Selbstüberwindung.

Fritz war sehr heftig von Gemüth,
So sehr ihm auch sein Vater rieth,
Daß er gelassen werden sollte,
So gern er auch gehorchen wollte.
Doch hatt' er Tag für Tag mit seinen Brüdern Streit
Oft um die kleinste Kleinigkeit.
Dann klagt' er dem Papa sein Leid:
Ich wollte gern, allein ich kann's nicht lassen;
Ich bin gleich außer mir, und kann mich kann nicht fassen —
„Willst du, so kannst du auch. Nur habe guten Muth;
Laß sehn, was fester Ernst für gute Dinge thut.
Geh jetzt in unsern Blumengarten!
Gleich folg' ich dir." — Er ließ ihn lange warten,
Sehr lange! Fritzchen schmerzt' es sehr:
Er seufzte, stöhnte, wollte weinen —
Jetzt kam der Vater mit den Kleinen
Und freundlich ihm entgegen lief die [illegible]
Nun, Kinder, macht ein Spiel auf eurer [illegible] hier!
Das Spiel stand Fritzchen gar nicht an.
Es pflegte hier der Pudel viel zu machen,
Und dieser gab den andern viel zu lachen;
Gleich war sein Zorn und Eifer da.
Das Spiel ging an. Zwar ward was rechts gepudelt,
Und Fritzchen ward was rechts gehudelt;
Doch diesmal, aus Respekt für den Papa,
Verbiß er seinen Zorn, und zwang sich, mitzuscherzen,
Und als ein Scherz den andern gab,
Kühlt' auch sein Eigensinn sich ab,
Bald scherzt' er mit aus frohem Herzen.
Wie kam's? fragt ihn hernach Papa,
Du bliebst heut ruhig und gelassen —
Aus Liebe gegen mich? Gut! Doch so siehst du ja,
Es ist wohl möglich, dich zu fassen.
Du hast dich sonst nur nicht mit Ernst darum bemüht.
Was thut man [illegible] dabei, daß dich dein Vater sieht?

Brückner.

29. Der Bauer und die Schlange

Ein Ackersmann fand eine Schlange,
Die fast erstarrt von Kälte war.
Der gute Mann entriß sie der Gefahr,
Und ihrem nahen Untergange.
Er nahm sie mit sich in sein Haus,
Und sucht' ihr einen Winkel aus,
Wo noch ein Rest von Reisern glühte.
Allein sobald der Frost ihr aus den Gliedern wich,
Erhub die schöne Schlange sich,
Und lohnte dem mit Biß und Stich,
Der, sie zu retten, sich bemühte.

Vertraue Huld und Zärtlichkeit,
Die Freunden blindlings Hülfe beut!
Hier folgt der Schaden stets der Güte.

v. Hagedorn.

30. Die Vernunft

Die Leidenschaften hatten alle
Einst unter sich den Bund gemacht,
Die göttliche Vernunft, wodurch noch nach dem Falle
Der Mensch sich über jedes Thier erhebt,
Zu unterdrücken. Jede strebt,
Sich wider ihre Herrschaft zu empören —
Die Arme stellte, stellte ihnen vor,
Wie viel sie an ihr verlören —
Umsonst, sie wollten sie nicht hören,
Sie stürzten sie von ihrem Thron,
Und schwangen über ihre Trümmer sich empor.
Verlassen war die Arme. Bald schon
Verbannt die Zeloten von dem Regimente,
Als Bruderlieb' und Duldsamkeit
Sich gänzlich von der Erde trennte;
Und hin entschwand. Der Geist der Schwärmerei
Verwirrte alles, und ihr Sohn,
Der Aberglaube, schwang die Fahnen schon.
Und rief zum Streit und Mord herbei.
In ihren Händen Dolch und Feuerbrand
Erhielt die Ketzerei die Oberhand,
Und jedes Band
Der Treue, wie des Glaubens riß!
Das Licht ward Finsterniß.

Das sahe Zeus von seinem Strahlenthron,
Sein furchtbar Auge rollt, er schwur,
Zu rächen die Vernunft. Er winkt,
Als schon, gleich einem Blitze,
Minerva zu der Erde niederfuhr.
Die Göttliche durchdringt
Des Aberglaubens Nacht, und schwingt
Bald ihre Siegesfahne auf,
Hilft nun dem menschlichen Geschlechte,
Setzt die Vernunft in ihre Rechte,
Und steigt dann zum Triumph hinauf.

31. Der Esel als Vezier

Ein junger Löwe ward der Thiere Großsultan,
Und dachte nur auf Gasterei und Jagen.
Sich der Geschäfte zu entschlagen,
Nahm er zum Großvezier zuerst den Tiger an.
Sogleich entstanden heft'ge Klagen
Ob seiner Härte. Wohl! so sei's der Elephant:
Der ist zu stolz. — Der Bär! — Der drückt das arme Land
Mit Steuern. Kurz in sieben Tagen
Ward schon der siebente Vezier ernannt,
Und wider jeden schrie das Land.
Des ewigen Entsetzens müde,
Wird nun der Löwe toll und spricht:
So mag's der Esel sein, und damit Friede!
Denn ein für allemal, ich ändre weiter nicht!
Der Esel trägt des neuen Amtes Würde
Als Esel; sieht vom Volk sich bald verlacht,
Sieht seinen nahen Fall, wenn er durch jede Würde
Im Staate sich nicht sichre Freunde macht.
Klienten, Schmeichlern, Anverwandten
Theilt er sie aus: er macht die Brüder zu Gesandten:
Der Hase führt die Legion;
Den Maulwurf nimmt er zum Spion;
Der Affe prangt als Oberpriester;
Der Wolf ist sein Justizminister;
Der Fuchs regiert die Polizei;
Das Murmelthier die Kanzlei.

Vertraue nie den Thoren deine Rechte,
Denn eine schlechte Wahl zeugt hundert schlechte.

32. Die Raupe und der Regenwurm

Wie schön ist doch die Welt für mich gebauet!
So weit mein scharfes Auge schauet,
Bewundert es, geschaffen nur zum Glück,
Der großen Götter Meisterstück.
Für mich macht dieses warme Wetter
Die Sonne, die so hell vom Himmel auf mich scheint!
Denn Kälte, weiß sie, ist mein Feind.
Für mich trägt dieser Baum so weiche, süße Blätter!
Denn wer genießt sie sonst als ich?
Auch Blumen zeugte die Natur für mich.
Denn, wenn ich einst verwandelt werde,
Und mich vergöttert von der Erde
Erhebe, trink' ich ihren Nektarsaft.
Ja, weil die dunkle Nacht mir kein Vergnügen schafft,
So geht die Sonne mir zur Ruh,
Sie schickt mir denn erst die glänzende Laterne,
Den Mond, und tausend blanke Sterne,
Wenn niemand wacht, als ich, zu meinem Dienste zu.
Sprich, Regenwürmchen, sind wir Raupen nicht beglückt?
Und Regenwürmer sind wohl nichts, erbärme Made!
Als Ungeziefer? nicht? Es ist um dich doch schade!
Du hättest dich zum Menschen gut geschickt.

Willamow

33. Der Löwe und der Esel

Als einst der Esel mit dem Löwen jagte,
Und nach vollbrachter Jagd ihn fragte,
Drang meine Stimme nicht durch Mark und Bein?
Versetzte der: du kannst vortrefflich schrein!
Hätt' ich nicht dein Geschlecht gekannt,
Fürwahr ich wäre selbst davor gerannt.

Menke.

34. Jupiter und der Pfau

Der Pfau sprach zu dem Jupiter:
Du hast mir, Allgewaltiger,
Das schönste Kleid zwar angezogen,
Es übertrifft den Regenbogen:
Doch eins ist, was mich heftig quält,
Daß mir's an guter Stimme fehlt.
Verbessre sie! damit man spreche:
Ich sei das Thier, dem nichts gebreche.

Nein! sprach Gott Jupiter, mein Sohn,
Behalte deinen übeln Ton.
Es würden mehr Vollkommenheiten
Dich nur zum Uebermuth verleiten.
Voll Dünkels machtest du wohl dich
Zum Jupiter, zum Pfaue mich.

Trittel.

35. Der Zeisig

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit an Damons Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an, ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schlag.
„Ach, welcher singt von beiden doch so schön?
„Den Vogel möcht ich wirklich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude.
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle beide:
Doch welcher wird der schöne Sänger sein?
Getraust du dich, mir das zu sagen?
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen.
Schnell weist er auf den Zeisig hin:
Der muß es sein, so wahr ich ehrlich bin!
Wie schön und gelb ist sein Gefieder,
Drum singt er auch so schöne Lieder.
Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts Kluges singen kann.

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft, wie dieser Knabe schließt?
Wem Farb' und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.

Gellert.

36. Das milchweiße Mäuschen

Ein milchweiß Mäuschen war einmal
Von einer großen Mäusezahl
Die einz'ge ihrer Art.
Ihr Fellchen war dem Atlas gleich,
So glatt, so glänzend und so weich:
Sie selbst war klein und zart.

Kind! sprach die Mutter einst zu ihr,
Noch kennst du nicht das böse Thier,
Die Katze, unsern Feind.
Sie lauscht auf uns in finstrer Nacht.
Dein Fell ist weiß, nimm dich in Acht!
Mein Rath ist gut gemeint.

Auch vor der Eule hüte dich!
Dir fehlt Erfahrung, wie man sich
Klug aus Gefahren zieht.
Das Mäuschen dünkt sich klug, und spricht:
O Mutter, sorgt für mich nur nicht!
Ich weiß schon, wie man flieht.

Nun ging sie einmal auf den Schmaus
Des Abends ohne Mutter aus,
Und tanzte frisch und keck.
Doch da sie wieder heimwärts ging,
Da kam die Eule, husch' und fing
Mein weißes Mäuschen weg.

Ach! riefs, wie war ich doch bethört!
Hätt' ich der Mutter Rath verehrt,
So litt ich nicht den Tod.
Allein das weiße Mäuschen schrie
Umsonst, die Eule speiste sie
Zu ihrem Abendbrod.

Bertuch.

37. Pythagoras

In Kroton starb ein armer Greis.
Sein Freund, ein alter Pudel, harrte
Treu bei ihm aus; den Todesschweiß
Leckt er ihm vom Gesicht. Man scharrte
Den Leichnam ein. Der fromme Hund
Sprang wimmernd in den offnen Schlund
Und starb. Fort in die Schindergrube,
Gesellt, mit diesem schnöden Aas!
So schrie der orthodoxe Bube,
Der Todtengräber. — Unmensch! ja!
(So rief mit Augen, naß von Schmerzen,
Der göttliche Pythagoras!)
Den Freund auf seines Freundes Herzen
In Ruhe niedern! — Gute Seelen
Schließt Eines Gottes Himmel ein,
Ihr Pilgerreik, den sie sich wählen
Mag glatt nun oder zottig sein.

Pfeffel.

38. Der Rabe und der Fuchs.

Wurst wider Wurst! das ist das Spiel der Welt
Und auch der Inhalt dieser Fabel.
Ein Rabe, welcher sich auf einen Baum gestellt,
Hielt einen Käs' in seinen Schnabel.
Den Käse roch der Fuchs. Der Hunger rieth ihm bald,
Dem schwarzen Räuber sich zu nahen.
Ha, spricht er, sei gegrüßt! Ist hier dein Aufenthalt,
Erblickt man hier die reizende Gestalt?
Daß du gefällst, muß, wer dich kennt gestehen,
Erlaube mir die Lust, dich jetzo recht zu sehen. —
Ha, der Fasan muß dir an Farbe weichen:
Ist dein Gesang nur bald so schön,
So wird an Seltenheit dir auch kein Phönix gleichen!
Den Raben täuscht das Lob, das ihm der Falsche gab;
Er kann sich nicht vor stolzer Freude fassen,
Und sperrt den Schnabel auf. Sein Käse fällt herab,
Den gleich der Fuchs verschlingt. Er sagt: Mein schönster Rabe,
Ein Schmeichler lebt von dem, der ihn zu gerne hört,
Wie ich dir jetzt bewiesen habe.
Ist diese Lehre nicht zehn solcher Käse werth?
Des Fuchses Schüler schweigt mit sehnlichem Verlangen
Den schlauen Fänger auch zu fangen. —
Der trug einst Speck nach seinem Bau,
Und er begegnet ihm. Wie? spricht er, Hühnerfresser
Ist jetzo Speck dein Maht? Schalk, dein Geschmack war besser,
Sieh nur in jenen Hof. Die Hennen die dort gehn,
Sind flüg'rer Füchse Kost: nichts Schön'res kann man sehn.
Dich sollte wohl ein solcher Anblick rühren:
Allein du bist nicht so, nicht deinem Vater gleich.
Sonst warst du noch an Muth und der Erfindung reich:
Da suchte dich das Glück. — Der Fuchs läßt sich verführen,
Wirft seinen Fraß dahin, setzt dem Geflügel nach:
Doch dieses macht sich unter's Dach
Und krähet, ihm zum Hohn, im sichern Hühnerhause.
Krähet, ruft er, krähet! Mir bleibt ein fetter Fraß zum Schmause.
Er trabt zurück und sucht. Der frohe Rabe sitzt
Auf einem Baum, wo ihn die Höhe schützt.
Den Speck hat er verzehrt. Freund, schreit er, mit Vergnügen
Lern ich die Füchse zu betrügen:
Gedenk an meinen Käs', ich denk an deine List:
Vorhin war ich ein Thor, wie du es heute bist.

Lafontaine.

39. Die Quelle zu Mecca.

Abbanah ward in ernster Ruh
Durch Weisheit groß. Der Wahn der Leute
Schrieb seine Kunst der Quelle zu,
Die der Prophet von Mecca weihte.

Ein Jüngling, der sein Schüler war,
Vernahm das Mährchen. Auf der Stelle
Warf er der Gluth die Bücher dar,
Und trank nur aus der Wunderquelle.

Er trank schon lang das Wasser ein,
In dem er lauter Geist erblickte:
Und hoffte bald gelehrt zu sein,
Als ihn die Wassersucht erstickte.

Pfeffel.

40. Die beiden Hunde

Ein Junker hielt sich ein Paar Hunde,
Es war ein Pudel und sein Sohn.
Der junge, Namens Pantalon,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache stehn,
Den Schiebkarren ziehn, in's Wasser gehn,
Und dieses alles aus dem Grunde.
Der schlaue Fritz, des Jägers Kind,
War Lehrer unser's Hund's gewesen,
Und dieser lernte so geschwind,
Als mancher Knabe kaum das Lesen.
Einst fiel dem kleinen Junker ein,
Es müsse noch viel leichter sein,
Den alten Hund gelehrt zu machen.
Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh,
Doch seine Herrschaft zog ihn nie
Zu solchen hochgelehrten Sachen:
Er konnte blos das Haus bewachen.

Der Knabe nimmt ihn vor die Hand
Und stellt ihn aufrecht an die Wand:
Allein der Hund fällt immer wieder
Auf seine Vorderfüße nieder.
Man ruset den Professor Fritz:
Auch der erschöpfet seinen Witz
Umsonst: es will ihm nicht gelingen,
Den alten Schüler zu bezwingen.
„Vielleicht," spricht Fritz, „hilft dir der Stock."
Er holt den Stock; man prügelt Schnurren.
Doch der bleibt steifer als ein Bock,
Und endlich fängt er an zu murren.
„Was wollt ihr?" sprach der arme Tropf.
„Ihr werdet meinen grauen Kopf
„Doch nimmermehr zum Doctor schlagen.
„Geht, werdet durch mein Beispiel klug."
Ihr Kinder lernet jetzt genug,
Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen!

Pfeffel.

41. Der Esel und die drei Herren

Ein armer Bauer wollte sterben.
Drei Söhne standen um ihn her.
Ach, meine Kinder! seufzte er,
Ich hinterlaß euch nichts zu erben,
Als meinen Esel, der mir treu
Gedienet hat. Besitzt ihn alle drei:
Der brauch ihn heute, jener morgen,
Und wer ihn braucht, mag ihn versorgen.
Der Vater stirbt. Der älteste der Brüder muß
Den Esel wohl am ersten haben.
Von früh bis in die Nacht läßt er das Grauthier traben.
An Futter nichts, an Schlägen Ueberfluß.
Mein Bruder, denkt er, hat ihn morgen zu ernähren.
Der Esel kann die Kost auf heute wohl entbehren.
Der zweite kommt und holt den müden Gaul,
Da kaum die Nacht entwichen.
Haha! das Fressen macht ihn faul:
Der Bruder hat ihn vollgestrichen.
Geduld! ein Tag ist bald vorbei;
Und wieder Knüttel ohne Heu.
Den dritten Tag die alte Leier.
Du ließest dir's zu wohl bei meinen Brüdern sein:
Ich halte dir die Krippe rein,
Und spare mir den halben Dreier.
Ein wenig Fasten ist gesund.
Ich merke schon, du wirst zu rund.
Der Esel fällt vor Schwäche nieder.
Schnappt noch zum letzten Mal, und reget sich nicht wieder.
Nun theilt euch in die Haut, ihr Brüder!

v. Nicolai.

42. Der Bauch und die Glieder.

Einstmals empörten sich die Glieder
Des Körpers gegen ihren Bauch.
Auf! schrie der Mund, frisch auf, ihr Herren Brüder!
Was frohnen wir dem faulen Schlauch?
Herr Stomachus darf nur befehlen,
Den Augenblick vollzieht
Sein hohes Wort ein jedes Glied.
Nein, sagt! warum wir uns so quälen,
Daß wir des gnäd'gen Herren Appetit
Mit unserm sauern Schweiße stillen,
Und einen trägen Ranzen füllen?
Laßt ab, wir wollen sehn, was aus ihm wird,
Sobald sich keines von uns rührt.
Gesagt und auch geschehn!
Die Hand fing an zu sinken,
Der Fuß nicht mehr zu gehn,
Der Mund nicht mehr zu essen, noch zu trinken,
Kurz die Maschine still zu stehn
Der Magen mochte nun befehlen oder flehn. —
Allein wie bald wird den Empörern bange!
Der Aufruhr währete nicht lange,
Da fand dem Magen selbst nichts zu verdauen mehr:
Da gab das Herz kein Blut mehr her.
Den Gliedern schwanden ihre Kräfte,
In allen Gliedern trockneten die Säfte,
Kurz, jeder schrumpft erbärmlich ein,
Und konnte kaum, vor Schwachheit schon halbtodt,
Zu dem verachteten Magen schreien;
Wir sehn, befehlen muß so, wie gehorchen, sein.
Versage uns nicht dein Gebot,
Wir wollen gern gehorsam sein!

43. Die Schafe und der Herr

Du bist doch ungerecht! Uns Schafen, die wir dich
Mit unsrer Milch, mit unsern Kindern speisen
Mit Wolle kleiden, willst du keinen Dank erweisen.
Sieh durch das ganze Jahr geht es uns kümmerlich
Wir selber müssen uns von Rain die Nahrung holen,
Und gibst du nichts, wir geben alles dir!
Und dies unnütze Thier,
Das deinem Nachbar oft und oft dich selbst bestohlen,
Der Hund, der nichts als bellt und schreit,
Genießet so viel Gütigkeit!
Du lässest Nahrung ihm von deinem Tische reichen:
Was ist dem Undank zu vergleichen? —
Der Hund nützt mir und euch mehr, als ihr denkt:
Denn ohne seinen Schutz wärt ihr in euren Herden
Schon längst der Wölfe Raub geworden.
Ihr seid sehr ungerecht, wenn euch sein Vorzug kränkt:
Mißgönnt doch Bauern nicht, ihr Bürger, Rang und Orden!

Willamow

44. Die beiden Nachtigallen

Kein Wunder, wenn man dich beneidet!
Sprach eine Nachtigall zur andern: Ueberfluß
An allem seh ich hier. Dein Haus ist prächtig, rein,
Mit grünen Teppichen bekleidet;
Und Ameiseier trägt man dir in Menge hinein,
Wenn ich sie mühsam suchen muß.
Du darfst nur essen, trinken, singen! —
Wohlan! wenn dir mein Schicksal wohlgefällt,
Erwiedert jene, soll dir bald dein Wunsch gelingen.
Eröffne nur dies Haus, das mich gefangen hält,
Und tritt an meinen Platz. Ich fliege gern von hier
Und du kannst essen, trinken, singen!
An deinen Platz? Nein, nein! ich danke dir! —
Oft mögen wir mit Neid die Hoheit Andrer sehn,
Doch irren wir, es ist ein täuschend Glück!
Und um die schönre Freiheit wär es dann geschehen!
Drum klüger ist's, du bleibst zurück.

Willamow

45. Der Goldfasan

Es war einst eine Hungersnoth
Im Thierreich; alles schrie nach Brod
Die Vögel fielen aus der Luft,
Wie Mücken in die weite Gruft.

Ein Goldfasan schlich matt und schwer,
Und ächzend durch den Hain umher.
Ihm sah ein Specht von ferne zu,
Und sagte: Freund, was ächzest du?

An deiner Stelle hätt ich bald
Den fettsten Tisch im ganzen Wald,
Verkaufe nur dein reiches Kleid,
So hast du Brod auf lange Zeit.

Dem Goldfasan gefiel der Rath.
Er setzt seinen ganzen Staat
Bei einem alten Hamster an,
Der ihm zehn Scheffel Korn drum gab.

Nun pflegt er sich bei Fürstenkost
Doch plötzlich fiel ein Winterfrost
Und plötzlich ward der arme Narr
Am nackten Leibe blau und starr.

O weh mir! sprach er nun zum Specht,
Mein guter Freund, dein Rath war schlecht!
Ich weiß, man stirbt aus Hungersnoth,
Doch wer erfriert, ist gleichfalls todt.

Pfeffel

46. Der wahre Freund

Orest genoß das seltne Glück,
In Philimon den besten Freund zu lieben,
Und beide nutzten jeden Augenblick,
Die Pflicht der Redlichkeit harmonisch auszuüben.
Vereint in Neigungen, gelenkt von einem Sinn,
Und trostreich bei erlittner Plage:
So zärtlich flossen ihre Tage
Gleich sanften Sommerbächen hin.
Kein Eigendünkel, kein gefährlich Schmeicheln,
Kein feiner Stolz, kein niederträchtig Heucheln
Entzweite dies vertraute Paar,
Das an Verdiensten zwar
Sich gleich, doch nicht an Gütern war.
Orest war reich und durch sein Amt erhaben,
Sein Aufwand glänzte so, wie es sein Stand erheischt.
Doch Philimon, den Glück und Zeit getäuscht,
War arm bei seinen großen Gaben.
Er starb und hinterließ
Zwei unversorgte Erben,
Noch ungeschickt, sich etwas zu erwerben,
Mit einer Schuld — für sie das größte Kümmerniß.

Wie sehr empfand Orestens edle Brust
Der Freundschaft schmerzlichen Verlust!
Auf Einmal ändert er den Plan von seinem Leben,
Schränkt nun Bediente, Tisch und Kleidung ein;
Scheint ganz der Einsamkeit sich zu ergeben,
Und läßt die Schmähsucht immer schrein:
Seht! der sein Geld so klug sonst hat verwandt,
Der lebt jetzt wie ein Filz, und schändet seinen Stand!
Allein Orest, der seinen Zweck erreicht,
Ging nach vollendeten zwei Jahren
Zur großen Welt zurück, begleitet von den Schaaren
Goldreicher Diener. Nun vielleicht
Wird er mit Wucher das gesparte Geld verleihen!
Nein: Einen Theil gab er des Freundes Kindern hin,
Um diese würdig zu erziehn;
Den andern, sie von Schulden zu befreien.

47. Der Hut

Ein Bauer kam berauscht von einem Hochzeitsschmaus,
Und schlängelte, gleich dem Mäanderflusse,
Sich mit gesenktem Kopf nach Haus.
Auf einmal lag sein Hut ihm vor dem Fuße:
Er rafft ihn auf; mit freundlichem Gesichte
Hält er ihn hoch empor: Wer hat den Hut verloren?
Ruft er aus vollem Hals'. Ein jeder lacht des Thoren:
Nur einer sprach: Freund, merket ihr denn nicht,
Daß ihr mit bloßem Schädel wandelt?
Er setzt den Deckel auf, und schleicht nach seinem Hof,
Bescheidener, als mancher Philosoph,
Der öffentlich mit Weisheit handelt,
Und nichts für sich behält, weil der gelehrte Mann
Nicht glaubt, daß sie ihm helfen kann.

Pfeffel.

48. Der Auerochs, der Hund und der Wolf.

Ein Wolf jagt einen Hund. Man denke die Gefahr,
Worin der Flüchtling schwebt. — Er läuft mit schneller Eile
Zum Auerochsen hin, der in der Nähe war,
Und fleht mit Zuversicht, daß der ihm Schutz ertheile.
Er wird erhört. Doch ihn verfolgt sein Feind
Und spricht: Ich komme, Herr, dein einzig Kalb zu rächen,
Der Schnapphahn hat's erwürgt; ich sah es, ich, dein Freund,
Und den verwickten Hals soll ihm kein Andrer brechen.
Schon brüllt der Auerochs voll Zorn,
Und zeigt dem Hunde schon sein fürchterliches Horn:
Und dieser wirft sich flehend nieder,
Betheuert hoch: ihm sei das rohe Fleisch zuwider —
Als drauf der Kläger ihm mit Zeugen droht,
Kommt unverletzt das junge Kalb gesprungen.
Den frechen Lügner trifft der Tod.
Den wünsch' ich allen Lästerzungen.

v. Hagedorn.

49. Die Taube, die Dohle und die Elster

In einer Stadt, wo man verlängst der Eitelkeit
Den Nachtisch zum Altar geweiht,
Wo Häßliche der Göttin Spiegelglas berückte,
Wo sie die Alten und die Jungen schmückte,
Wo auch die Thiere schon des Beispiels Schädlichkeit
Ergriff, in dieser Stadt, dicht an der Pleiße,
Gerieth mit einer Dohl' einst eine weiße,
Mit einem stolzen Kropf gezierte Taub' in Streit.
Was war der Grund? — Was drei Göttinnen einst entzweit,
Der Schönheit Rang. Der Streit ist wichtig.
Die Taube sprach: Bist du denn übersichtig?
Mir schätzest du dich gleich? die Eitelkeit
Ist unerhört. Du bist an deinem ganzen Leibe
So schwarz, daß man mit dir zu fürchten machen kann.
Doch deinen Hochmuth seh ich nur voll Mitleid an.
Weil ich das, was ich bin, wohl bleibe.
Die Dohle spricht: Ich bitte dich,
Nur nicht zu zeitig triumphiret!
Die schwarze Farb' ist königlich,
Weil sie der Adler selber führet.
Die weiße Farb' ist kalt, so kalt, daß einen frieret,
Ein Vogel von Geschmack giebt mir gewiß den Preis.
Zur Endung unsers Zwists mag uns die Elster richten.
Denn die ist beides, schwarz und weiß.
Und, wie mich dünkt, geschickt, solch einen Streit zu schlichten.
Die Taube willigt drein. Schon hält in ihrem Sinn
Sich jede für die Siegerin,
Und fliegt, wie im Triumph, zur Elster hin.
Doch diese spricht: Wahrhaftig! euch geziemet
Zu streiten, wer die schönste sei!
Die Farbe, deren ihr euch rühmet,
Ist nur ein ekles Einerlei.
Ihr seid sehr frech; ich bin hier selbst zugegen,
Und gleichwohl wollt ihr euch nicht scheun,
Der Schönheit Preis euch beizulegen?
Wißt, wer gefallen will, der muß mir ähnlich sein.

Schlegel.

50. Der grossmüthige Räuber

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann
Ein Räuber nah' bei Landen an.
„Ach!" sprach der arme Wandersmann,
„Ich bitt' euch, laßt mir nur das Leben!
„Ich hab' euch ja kein Leids gethan,
„Und wollt' euch gern, was ihr verlangt, geben;
„Doch heute hab' ich nichts bei mir.
„Jetzt geh' ich nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben,
„Und morgen bin ich wieder hier
„Und bring sie mit euch, so wahr Gott über mir!"
„Gut!" hub er an, „du hast geschworen.
„Ich glaube dir — zieh hin! Ich wünsche dir viel Glück."

In Kurzem kam der Wandersmann zurück
„Ach!" sprach er mit erfreutem Blick,
„Seht, was ich Armer fand! Ihr habt's doch wohl verloren?
„Zehn Pfund und mehr noch — welch ein Glück!
„Und diese bring' ich euch zurück;
„Erlaßt mir das, was ich beschworen."
„Nein," hub der Räuber an, „ich habe nichts verloren;
„Behaltet euer Geld, weil ihr so ehrlich seid."

So fühlt oft selbst ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

Gellert.

51. Der Schmetterling

Es war einmal ein hübsches Ding
Von Farben und Gestalt,
Ein kleiner bunter Schmetterling,
Erst wenig Stunden alt.

Sein [illegible] Flügelpaar
War purpurroth und blau;
Gesäumt war es mit Gelbe gar,
Und er trug's recht zur Schau.

Zu allen Blumen flog er hin,
Und rief (wie's Märchen spricht)
Den andern zu: Wie hübsch ich bin!
Bewundert ihr mich nicht?

Gewiß kein Pfau ist so schön,
So [illegible] als ich.
Sagt, habt ihr einen je gesehn,
So aufgeputzt als mich?

Hier traf nun auch von ungefähr
Der kleine bunte Mann
Im Klee, von süßer Bürde schwer,
Ein munteres Bienchen an.

Weg! Biene, schrie er, packe dich!
Wie häßlich siehst du aus! —
Aber, sprach sie lächelnd, kennst du mich?
Komm erst und sieh mein Haus.

Geschicklichkeit ist wahrer Werth,
Und Güte nur gefällt!
Allein dein Putz — was nützt er dir?
Was nützt er wohl der Welt?

52. Ibrahim

Eh' Ferdinand mit frommer Wuth
Die Mauren von sich stieß,
Floß Omars junges Heldenblut
Durch Gusmanns Ritterspieß.

Aus Furcht vor Rache — reich und groß
War dieser Saracen —
Floh Gusmann, und blieb athemlos
Vor einem Garten stehn.

Hoch war die Mauer, doch er schwang
Sich pfeilgeschwind hinan;
Lief schnell in einen Laubengang,
Traf dort den Gutsherrn an.

Er flieht um Schutz. Mit seinem Stab
Schlägt Emir Ibrahim
Gutmüthig einen Pfirsich ab
Und theilet den mit ihm.

Nimm hin! sprach er, du bist mein Gast
Dies ist des Schutzes Pfand,
Den du von mir zu hoffen hast,
Und gab ihm seine Hand.

Doch plötzlich rief ein Mütterlein
Den edlen Greis hinaus.
Der schloß den Gast aus Vorsicht ein
Ins nahe Gartenhaus.

Drei Stunden harrt und nährt er hier
Bald Furcht, bald Zuversicht.
Sein Schutzherr öffnet jetzt die Thür
Mit Thränen im Gesicht.

Den du erschlugst, grausamer Christ!
Sprach er, der war mein Sohn.
Schön ist die Rache, schöner ist
Gehaltner Treue Lohn.

Fleuch! Vor der Gartenthüre steht
Ein schnelles Pferd. Man sucht
Dich an der See. Fleuch nach Toled —
Gott schütze deine Flucht!

Fragt nicht, was der und jener meint
Von Himmel, Höll' und Gott.
Der Tugendhaft ist Gottes Freund,
Und wär's ein Hottentot.

Pfeffel.

53. Das Kind und der Schatten.

Ein Kind hüpft' auf den bunten Matten,
Und sah, indem auf das bethaute Grün
Die Sonne tief aus Westen schien,
Sein Bild in einem langen Schatten.
Dies Bild, das hüpfend ihm gefiel,
War ihm ein angenehmes Spiel,
Und bald erregt es in dem Knaben
Den Wunsch, den manches Bild erregt,
Den Wunsch, der Klügere wohl zu bethören pflegt,
Den Wunsch: was ihm gefiel, zu haben.

Er eilt: der Schatten eilt mit gleichem Schritt:
Er springt: es springt der Schatten mit.
Am Ende, weil ihm nichts will glücken,
Verschmähet er das Bild, und zeiget ihm den Rücken.
Kaum geht er in gefaßner Ruh
Und wendet sein Gesicht dem heitern Lichte zu:
So folgt der Schatten ihm von freien Stücken.

Der Schatten ist die Ehre. Wer gewaltsam sie
Verfolget, der erhält sie nie.

54. Die Regierung der Welt.

Als Moses einst vor Gott auf Horebs Höhen stand,
Zum Fragen sich der Weltregierung that,
Und keine Antwort gnädig aufgefunden hat,
Rief Gottes Stimme: Sieh hinab ins flache Land!
Hier fließt ein klarer Bach. Ein reisiger Soldat
Steigt bei dem Bach vom Pferde,
Löscht seinen Durst und reitet eilig fort.
Aus einem Busche kommt ein Knab' ist von der Heerde,
Schöpft einen Trunk an eben diesem Ort,
Und findet einen Beutel bei der Quelle,
Nimmt ihn und läuft zurück. Kaum ist der Busch erreicht,
Als schon nach der verlassnen Stelle
Ein armer Pilgersmann gebückt am Stabe schleicht.
Auch dieser trinkt, und setzt sich auf den Rasen nieder.
Schnell mit verhängtem Zügel kommt der Reiter wieder,
Und sucht, und sieht den Greis, und fodert ungestüm
Das hier verlorne Geld von ihm.
Der Alte schwört, er hab' es nicht; der Krieger droht
Ihm mit dem Schwert, und sticht zuletzt voll Wuth ihn todt.

Bestürzt fällt Moses auf sein Angesicht:
„Wie kannst du, Herr der Welt" — — Ihn unterbricht
Die Stimme Gottes: Zürne nicht!
Mein Rathschluß hat auch hier gefügt.
Der Knabe, der den Raub davon getragen,
Ist schuld, daß dieser Greis in seinem Blute liegt:
Wie Recht! er hat des Knaben Vater einst erschlagen.

Gellert.

55. Der junge Bauer und sein Vater.

In einem alten Buch, das ich beim Pfarrer fand,
Sprach Fritz, ein Bauersohn, hab' ich gelesen,
Es sei einst eine Zeit gewesen,
Die man die goldne Zeit genannt.
Das Korn ist da von selbst hervorgekommen;
Die Fische sind im Teich gebraten herumgeschwommen;
Die Bäche waren lauter Wein,
Und in der Luft sah man gebratne Tauben fliegen.
O wäre doch die Zeit, lieber Vater! welch Vergnügen,
In solcher Zeit ein Mensch zu sein! —
Er hat die wahrlich viel von allem diesem Dingen!
Wir würden da gewiß ein gut Theil fröhlicher drum.
Sprich, wenn der Zufall selbst dein Feld bestellen könnte?
Ob er wohl uns ein künftigen Acker gönnte?
Jagd, Mühlen, Kälberei mußt' er gewiß sich an:
Was bliebe denn für uns in solchen goldnen Zeiten? —
Nein, Vater! so wollt' ich's nicht deuten;
Das steht nicht in dem Buch. Das Buch sagt auch:
Da war noch gar kein Geld! wir waren alle gleich! —
Noch besser! oder nicht? O, was für Zank und Streiten
Und Morden möcht' da nicht oft entstehn!
Wie oft wich' da Gewalt für Recht ergehn!
Nein, jeder kann seiner doch, was er erwirbt, behalten:
Hat selbig die Strafe Recht, das Arbeit ihm verfüßt.
Drum geh nicht nach der goldnen Zeit der Alten,
Und laß die Welt so, wie sie ist.

Willamow.

56. Der Fuchs.

Ein Fuchs, der um die Freiheit kam,
Trug jetzt an einem seiner Füße
Ein eisernes Geschmeide, das dem schärfsten Bisse
Nicht nachgab, und zur Flucht ihm alle Hoffnung nahm.
Das Nagen war umsonst: er sah wohl, daß die Kette,
An der er, wie ein Bauerhund,
Im Schloßhof angefesselt stund,
Zum Brechen kein Belieben hätte.
Was sollt' er thun, sich zu befreien?
Recht heldenherzig hat er sich das Hinterbein,
Das fest gemacht war, abgerissen,
Und hinkete nun auf drei Füßen
Dem Walde zu. Hier kroch er in sein Haus
Und heilte sich, und ging darauf wieder aus.
Doch bald erfuhr er, daß man eine Lust sich machte,
Und über seinen Gang recht unbarmherzig lachte.
Seht! rief ein junger Fuchs, ihr Nachbarn seht euch um!
Ein Dreifuß! ein Dreibein!
Herr Dreifuß, wartet doch und merkt auf unsre Fragen!
Ihr müßt uns euer Schicksal sagen!
Ei, sprach der Lahme, welcher Vorwitz nimmt euch ein,
Wär es wohl klug, wenn ihr mich noch verspotten wolltet,
Statt daß ihr mich beklagen solltet?
Pfui, schämt euch! Wollt ihr denn der Menschen Affen sein,
Die über fremdes Unglück lachen,
Und mit des Nachbarn Schmerz sich närrisch lustig machen!

Stoppe.

57. Die Spinne.

Kunstreiche Spinnerin, die ich
Hier so geschäftig finde,
Wie wunderbar ergötzt mich
Dein künstliches Gewinde!
Die Fäden — o, so fein spinnt sie
Die zarte Hand am Rädchen nie.
Wie sanft, wie gleich sie fließen!
Wie richtig sie sich schließen!
Sei ruhig unter meinem Tisch.
Nie soll's die Köchin wagen,
Und dich mit ihrem Federwisch
Aus deinem Winkeln jagen.
Hier will ich deine Wunder sehn,
Und sorgsam nach der Ursach spähn,
Was du dabei gewinnst,
Daß du so künstlich spinnest.
Was seh' ich? Eine Fliege fing
Sich jetzt in dem Gewebe.
Sie kämpft; du mordest das arme Ding,
Und raubst ihr das Leben?
Sucht deine Kunst auf Mordbegier?
Fort! sie gilt weiter nichts bei mir.
Wie schändlich, Kunst und Gaben
Zu böser Absicht haben!

58. Die lehrreiche Wohlthat

Ein Landwirth litt in einem Kriege
Von Feind und Bundesfreund durch starke Durchzüge.
Das Proviantcommissariat
Nahm ihm im Herbst und Winter Vieh und Saat,
Im Lenz und Sommer Vieh und Früchte;
Nichts ließ man ihm, als nur die traurigste Geschichte.
Allein durch Müh' und Unverdrossenheit,
Durch seines Ackers Fruchtbarkeit
Erholt er sich mit Glück in wenig Jahren.
Nach langer Zeit kam ein verarmter Mann,
Verkümmert, abgezehrt,
Und fleht ihn um Unterstützung an.
Ach! sagt er, was man mir beschert,
Das lohnet Gott!
Einst war ich reich, und nun — ach! groß ist meine Noth! —
Der Landwirth, dessen Herz vor Mitleid bald entbrannte,
Bedauert ihn, den er beim ersten Anblick kannte,
Ihn, der sein Gut im Kriege oft besucht,
Sich Geld, Kleinodien und [illegible] erfleht.
Mit Zaubernde mit Wucher sich ergemacht,
Die Spiel und Tanz und Wein in Kurzem ganz verschlungen.
„Herr Oberkommissär, ich kenne Sie schon.
Sie fragen doch [illegible] viel besucht.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Im Krieg [illegible]

[illegible]

59. Der Esel und der Hase

Es wollten vor uralten Zeiten
Die Thiere mit den Thieren streiten.
Sie musterten ihr [illegible].
Ein alter wohlerfahrner Bär
Ward zu dem Feldzug [illegible].
Als dieser in der Kriegerschaar
Den Hasen und den Esel sah,
Sprach er zum Löwen: [illegible] da
Sind nichts als Schwachen, auf mein Wort;
Man jage sie vom Heere fort.
Der Thiere weiser König sprach:
Mein lieber Feldherr, nur gemach!
Uns kommen beide sehr gelegen,
Ob sie dir gleich die Gall' erregen.
Wir brauchen zum Kurier den Hasen,
Der Esel soll zum Treffen blasen,
Den Feind mit seiner Stimm' erschrecken
Und unsern Kriegern Muth erwecken!

Laßt den Geringen auch nicht müßig:
Im Staat ist keiner überflüssig,
So schlecht er sein mag von Natur;
Gebt ihm die rechte Stelle nur!

[illegible]

60. Das Pferd und der Esel

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel eine schwere Last,
Die [illegible], ihn recht zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. — Du hast
Auf deinem Rücken nichts, sprach das geplagte Thier,
Hilf, liebes Pferdchen! hilf, ich bitte dich, hilf mir!
Was helfen! sagt der Grobian,
Du bist ein feiner Bursch, greif deine Knochen an.
Frisch zu! — Ich sterbe, liebes Pferd!
Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich. —
Ich will nicht, sprach das Pferd.
Kurz, unter dem zu schweren Sack
Ging der Esel. Sack und Pack
Warf man sogleich dem Rappen auf,
Die Eselshaut noch oben drauf.

Gleim

61. Der Hirsch

Was ich bin, sprach ein Hirsch, allein
Ein Raub der Hund' und Menschen sein?
Mit ängstlichen Gefahren leben,
Und länger noch als Raben, leben?
Mutter? so rief er jämmerlich,
Natur! warum erschufst du mich?

Ein Hase lief bei ihm vorbei,
„Du kennst Thier bist sorgenfrei,
Wie leicht, wenn Jäger uns entdecken,
Kann sich ein Häschen sich verstecken!"
Wo kam denn längst mein Leben hin,
Sprach [illegible], wenn ich sicher bin!

Inzwischen trabt ein großer Bär
Tiefsinnig seinen Holzweg her.
Wär ich so flink, rief er dem Hirsch,
Wie wollten sich die Jäger schämen!
Dich zog das Glück uns allen vor.
Ja, sprach der Bär, das weiß mein Ohr.

Ein Rebhuhnflug schoß schwirrend auf.
Was hilft mir, sprach der Hirsch, mein Lauf?
O könnt ich wie ein Rebhuhn fliegen!
Thor! siehst du nicht den Spürhund liegen?
Auf einen Fittich. Flieh, wie wir,
Der Jäger zielt nach uns und dir.

Ein Schuß geschah. Der Hirsch entflieht —
Wenn nichts sich der Gefahr entzieht,
Was will ich denn durch stetes Grämen
Mir vor der Zeit das Leben nehmen?
So sprach der Hirsch. Mich lehrt deucht
Was alle trifft, erträgt man leicht.

62. Die Beförderung.

Hans nährte sich vom Schiebekarren,
Und ließ sein Rädchen fleißig schnarren.
Die steilsten Hügel ab und auf
Fuhr er damit in vollem Lauf.
Kurz, er verstand vortrefflich seine Sache,
Und war ein großer Mann in seinem kleinen Fache.

Einst sprach zu ihm des Dorfes Edelmann:
Dich soll ein bessres Ämtchen zieren!
Wer so geschickt den Karren lenken kann,
Der weiß wohl auch ein Roßgespann
Mit sichern Händen zu regieren;
Drum laß den Schiebebock von schlechtern Leuten führen,
Und tritt bei mir als Kutscher an.

Ach, leider hatten Ihro Gnaden
Diesmal sehr übel sich bewahrt!
Hans war so plump, gleich bei der Probefahrt
Im tiefsten Kotb den Junker abzuladen;
Doch fiel er weich und ohne Schaden,
Und seufzte bloß: das war nicht fein!
Ich irrte mich in dir, mein Lieber,
Und sehe nun die Wahrheit ein:
Man kann ein guter Karrenschieber,
Und doch ein schlechter Kutscher sein!

Langbein

63. Der Hirsch und der Eber.

Ein Eber fragt den Hirsch: Was macht dich hundescheu?
Du bist so groß, und dein Geweih
So furchtbar! Sollst du dich nicht im Herzen schämen,
Vor Kleinern stets die Flucht zu nehmen?

Ich weiß wahrhaftig nicht, was dich so schrecken kann!
Das will ich, sprach der Hirsch, die im Vertrauen sagen
Der Abscheu hängt mir noch von meinem Vater an:
Ich kann das Heulen nicht ertragen!

v. Segedorf

64. Der Ochs und der Esel.

Ochs und Esel zankten sich
Beim Spaziergang um die Wette,
Wer am meisten Weisheit hätte:
Keiner siegte, keiner wich.

Endlich kam man überein,
Daß der Löwe, wenn er wollte,
Diesen Streit entscheiden sollte;
Und was konnte klüger sein?

Beide sehen tiefgebückt
Vor des Thierbeherrschers Throne,
Der mit einem edlen Hohne
Auf das Paar hinunterblickt.

Endlich sprach die Majestät
Zu dem Esel und dem Karren:
Ihr seid alle beide Narren!
Jeder gafft ihn an und geht.

Pfeffel

65. Alexander und Diogenes.

Er, dem der Ruhm durch Plündern und durch Morden
Das Schrecken einer Welt geworden,
Besucht er in Athen den berühmtesten Mann,
Den Cyniker Diogenes, [illegible]
[illegible] seine Armuth, beut ihm an,
Ein großes Glück ihm zu gewähren. —
Das kannst du mir gar bald verleihn,
Versetzt der Philosoph: tritt einen Schritt zurück,
Und nimm mir nicht den Sonnenschein!
Mehr fehlt mir nicht zu meinem Glück.
Der stolze Held sieht mit erstauntem Blicke
Den stolzen Bettler an, den nur ein Faß bedeckt,
Ein alter Mantel ziert, ein Stecken unterstützt,
Dem Speiserest und Wasser schmeckt,
Mit hohler Hand geschöpft. Ein so zufriedenes
Gemüth bewundernd ruft er aus: Bei meiner Ehre,
Wenn ich nicht Alexander wäre,
So wär' ich gern Diogenes!

v. [illegible]

66. Die Henne.

Herrn Servilers Henne legte Eier,
So fleißig eine legen mag;
Doch pflegte sie dabei den ganzen Tag
So stark zu schreien, als wär' im Hause Feuer.
Ein alter Truthahn, der das Schreien
Im Dunkeln hörte, ging voll Zorn zur Henne hinein,
Und sprach: Frau Nachbarin, das Schreien ist nicht vonnöthen;
Und weil es doch zum Ei nichts thut:
So legt das Ei und damit gut!
Hört, seid darum gebeten! —
Hum! sprach die Nachbarin, ihr ungezogener Wicht,
Ihr wißt hier schlecht, was [illegible]
Die Mühe mit sich bringt: Erst leg' ich meine Eier,
Dann erzähle ich sie.

Claudius.

67. Die Ziege, das Lamm und das Schwein.

Was für ein Loos wir fürchten müssen,
Sagt uns das eigne Gewissen.
Ein Bauer fuhr zur Stadt und nahm
Ein fettes Schwein, ein muthig Lamm
Und eine Zieg' auf seinem Wagen.
Still lag die Zieg' und ohne Klagen
Das fromme Lamm. Nur bloß das Schwein
Fing gar erbärmlich an zu schrein,
Und tobte, lärmte, sträubte sich.
Pfui! sprach der Bauer, schäme dich,
Du grobes, ungezognes Thier!
Sieh, wie geduldig liegen hier
Die beiden andern! — Ei nun ja!
Versetzt das Schwein, die Ziege da
Hat gute Milch, die läßt man leben,
So wie das Lamm, das Wolle geben
Und sich gefällig machen kann!
Allein wie schlimm bin ich daran!
Zum Zeitvertreibe dien' ich nicht!
Auch Milch und Wolle hab' ich nicht,
Komm ich zur Stadt, so weiß ich schon:
Der Tod ist mein gewisser Lohn!

[illegible]

68. Die Nachtviolen

[illegible]

69. Der Staar und die Lerche

[illegible]

Michaelis

70. Die Lerche

[illegible]

Pfeffel

71. Das Füllen

[illegible]

72. Die Gärtnerin und die Biene

Eine kleine Biene flog
Emsig hin und her, und sog
Süßigkeit aus allen Blumen.
Bienchen! spricht die Gärtnerin,
Die sie bei der Arbeit trifft,
Manche Blume hat doch Gift,
Und du saugst aus allen Blumen?
Ja, sagt sie zur Gärtnerin,
Ja, das Gift laß ich darin.

Gleim

73. Die Nachtigall und die Lerche

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst,
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst,
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog im Horizonte,
Weil sie die Sängerin nicht gnug bewundern konnte.
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall,
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren,
Ließ Philomele sich noch zweimal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr,
Und spricht: du singst viel reizender als wir,
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir:
Du singst das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen.
Doch Philomele lacht und spricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg' im Singen der Natur,
So lange sie gebeut, so lange sing' ich nur,
So bald sie nicht gebeut, so hör' ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.
O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, so lang ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind uns oft wenig Jahre hold.

Gellert.

74. Der Pavian und der Pudel

Ein großer, starker Pavian,
Der von dem Kloster sich entfernet,
Wo er dem Pater Guardian
Die Andacht abgelernet,
Traf mit dem Pudel Damotan
Zu gleicher Zeit am Strome zurücke,
Kaum sie auf der neuen Brücke,
Sah Damon einen Knaben sinken,
Der treibt auf dem Gewässer fort.
Der treue Spürhund sieht den Knaben,
Auf seine Kunst, Herz und Leben,
Knallt, taucht, und stürzt in den Graben.
Er schreit, er zappelt. Alle lachen.
Hier ist ein kleiner Streit von Pflichten,
Sprach der gelehrte Pavian.
Wär' ich beim Pater Guardian,
Ich würde gleich den Streit zu schlichten
Soll ich des Knaben Retter sein?
Ja freilich! spricht die Menschenliebe,
Doch wie, wenn ich im Wasser bliebe?
Nein! ruft die Selbsterhaltung, nein!
O wehe dem, versetzt der Pudel,
Der Scharfsinn und Menschenverstand
Zu guten Dingen nöthig hat!
Und holt den Knaben aus dem Strudel.

Pfeffel.

75. Der abgebrannte Bauer

Dem himmlischen Geschick zum Trutz
Reich auch dem Unglück bis zu Weg;
Bei einem starken Winterfrost,
Und bei geringer schmaler Kost
Befand ein alter Bauer sich
Gar kümmerlich und jämmerlich.
[illegible] steht dem armen Bauer [illegible]
Dem armen, seinem Haus in Brand.
Er ruft um Hülfe. [illegible]
[illegible] mit Löschen bei.
[illegible] brannte lichterloh
Das Haus von Holz, das Dach von Stroh.
Der Bauer sah darauf in Ruh,
Der schönen hellen Flamme zu;
[illegible] und sah lächelnd an:
Kann ich's nicht löschen, was [illegible]:
So will ich, statt mich zu härmen,
Mich an dem Feuer doch noch erwärmen!

[illegible]

76. Der donnernde Jupiter

Einst Jupiter sprach zu der Rache:
Geh, reiche mir den Donnerkeil,
Damit ich in geschwinder Eil
Dem Frevelmuthe ein Ende mache!
Doch die Erbarmung, die es hört,
Nimmt schnell der Rach' ihn aus den Händen,
Und bricht ihn ab an beiden Enden,
Daß er mehr schreckt, als verheert.

[illegible]

77. Der Esel, der Affe und der Maulwurf

Ein thörichter [illegible] klagte,
Weil der [illegible] Hand
Ihm nicht Hörner zugewandt,
[illegible]
Und der Affe [illegible]
Daß die Natur [illegible] sei,
Weil er [illegible] verlangt.
[illegible]
Spricht der Maulwurf: Ich bin blind;
Denkt an mich, wenn eure Plagen
Euch zu schwer zu tragen sind,
Und die mehr zu ertragen.

v. Hagedorn.

78. Der Spieler und der Greis.

Ein Spieler, der zehn tausend Gulden
Mit [illegible] durchgebracht,
Und auf sein Ehrenwort noch Schulden
Weit mehr, als er besaß, gemacht,
Verließ, [illegible] noch bei [illegible],
Doch [illegible] das Kaffeehaus
Und [illegible], die [illegible],
[illegible] heraus.

„Ich bitt' um eine kleine Gabe!"
Rief hier ein Greis, und er: Ich habe
Nicht einen [illegible], [illegible];
Nimm den Taback, [illegible].

„Was braucht es, Herr, daß ich erst rede?"
Versetzt der Greis mit [illegible]:
„[illegible]
[illegible]!"

Pfeffel.

79. Der Wegweiser.

Ein [illegible], [illegible] Weg verfehlte,
[illegible] in einem [illegible] Wald,
[illegible] und Wind [illegible],
[illegible], [illegible],
[illegible],
[illegible] auf einen Ort,
Wo sich zwei [illegible] scheiden.
[illegible] steht er hier
Und [illegible]: Ach, wer zeigt mir
Den rechten Weg [illegible]?
[illegible]
[illegible],
[illegible]
Mit einem rothen Kopf und einer langen Hand.
[illegible]
[illegible] Weis
[illegible].
Der arme Pilger [illegible],
[illegible],
[illegible]
[illegible]: Ach, [illegible],
[illegible] Wege verfehlen,
[illegible] mit mir gehn.
[illegible] der rothe Kopf den Mund und spricht:
Ich [illegible], [illegible] ich nicht.

Pfeffel.

80. Der Hund mit dem Fleische.

Mit einem Stückchen Fleisch, das er dem Koch genommen,
[illegible] zu entkommen,
In einen [illegible]. Er schwimmt und sieht hinein,
[illegible] und auch das Fleisch. Ihm däucht [illegible]
Ein anderer Hund mit Fleisch zu sein.
[illegible], auch [illegible] zu haben, [illegible]
[illegible]
[illegible] — weg war beides!
[illegible],
Und [illegible] er oft auch das noch, was er hat.

81. Der Kater

[illegible]

Pfeffel

82. Der Fuchs und die Elster

[illegible]

Gellert

83. Der Greis und der Knabe

Jüngst, als ich in der Dämmerung
Auf einer Bank saß,
kam mir ein Mütterchen entgegen.
Es war, der Frühling hatte

Es hielt ein armes Kind
Am Arm im Dämmer traut.
Sein blasses Haar war silberweiß,
Und Runzeln in seinen Augen.

Schwach klang seine dünne Stimme
Die Worte, deutete Klagen;
Und war vom Schicksal schwer
Sein krankes Herz zerdrückt.

Und manig greifet, trocknet Blut —
Vielleicht ist heute Nacht,
Ein Sohn wollt' dem Tod sie bei —
Von seinen blauen Pferde.

Es kamen in Zusammen, wandte sich
Gleichsam, Gruß machen,
Und sah sich Kleine Stich
Von seinen Mutter wieder.

Mein Kind! auf ich, mein Mann!
Was weckst du Scham und Schmerzen
Du bist so mich schämmert an
Der Blick will mir zu Herzen.

„Ich," sprach er, „Kind, von Alter schwach,
Und krank durch meine Kummer,
Kann ich an deinem kühlen Grab
Weinen in meiner Schwäche.

„Ich, liebes Mütterchen trocknest Herr,
Gott ist auch mein Trösten,
Glaube ich, ich in jener Welt
Kann deinen Mutter küssen.

„Ich bringe es dann. Werden Gott
Von meinen schweren Sorgen
Ich will vielleicht so sagen. Jetzt
Bin ich vielleicht schon morgen!"

Er schwieg. Ich sah den schwach Greis
Auf sein Gesicht gesunken,
Und auch durch seine Runzelchen
In großem Schmerz strömt.

Ich Kinder, Gott sei dankbar
Braucht ich nur Gebeten
Mein gutes Kind Zufriedenheit
Und gibt dem himmlischen Frieden.

Wo sich wird, da es mich verlaß
Mir kindlich sein Mutter!
Ich, Mein sie Kummer Dank lassen.
Was sie es so meinen.

Du Kleine, Dankt gib Segnungen
Dank ich auch so empfinden,
Und nicht sein Dank nur so schön.
Du sieht, am verschwinden.

Wilh.

84. Die Laster und die Strafen

Du Kinder des verwunden Drachen
Die Völker, rissen Eine Land,
Um schrecken sie Glück zu machen,
Stell sich so Hand Mensch fand.

Das Grab erklang, wo sie gingen;
Der Mord wurd fahl, die Ähre wild;
Der Strahl wurd mit Mark und Schlangen
Die Luft mit Gluth angefüllt.

Von ungeheer Lüst sie zurück.
Es folgte jammert nach, und mehr!
Die Strafe tanzte mit der Krücke
Ihnen langsam hinter drein her.

Du hörst von Himmel, Gott der Rache
Obwohl nicht eilt doch sicher spricht;
Kehrt du von Sünde nicht, so suchen
Ich komme ob spät, doch richtig nach.

Lichtwehr.

85. Der Mensch, das Vergnügen und der Schmerz

Du Freundliche! wer bist du? spricht der Mensch. — Vergnügen
Weil ich genannt. — Und du, aus dessen finstern Augen
Unbeweis und Zweifeln spricht? —
Ich bin der Schmerz. — Dich mag ich nicht;
Doch du, holdselige Vergnügen,
Preist mich ein, nimmst mit mir gehst!
Nein, guter Freund, verlegst das Vergnügen,
Was du begehrst, kann nicht gelingen,
Eher mich verjagst, mich sich begrenzen,
Auch meinen Nachbar anfeuchten.
Den zum Verletzten mit der Hammer anfeuchten
Eilt uns das Wahrheit Hand verbinden.
Hat man und so schweres gefunden,
Hilft sein ich nach, hilft gab ich her.

Wittenow

86. Abdallah

Abdallah, Hellenst Sohn, der vor dem Mordstreit
Wo vor Ein Mahomet sich hat zur Ehre bekannte,
Flieht um ein wildes Ziel, sich her dem Verfolger
Dem Volke Mekkas heimtückisch bestimmt.
Da sieht der Mordsucht aus Ost schwarzer Nacht
Er dankt. — Was? Dein Gebieb mich plötzlich abgeschlagen
Abdallah hält und spricht: die Hand ist angewurzelt
Daß ich nicht kämpfen darf, so Du mir gleich verlangen

v. Kapfberg

87. Boreas und die Eiche

[illegible]

88. Der Junker und sein Koch

[illegible]

89. Der Fuchs, der Spürhund und der Luchs

[illegible]

90. Der Freund in der Noth

[illegible]

91. Der Junker und der Bauer.

Ein Bauer trat mit dieser Klage
Vor Junker Alexandern hin:
Vernehmt, Herr, daß ich heut am Tage
Recht übel angekommen bin.
Mein Hund hat eure Kuh gebissen.
Wer wird den Schaden tragen müssen?
Schelm, das sollst du! fuhr hier der Junker auf,
Für dreißig Thaler war die Kuh mir nicht zu Kauf.
Die sollst du diesen Augenblick erlegen.
Das sei hiemit erkannt von Rechtes wegen!
Ach nein! gestrenger Herr, ich bitte, hört!
Rief ihm der Bauer wieder zu.
Ich hab es in der Angst verkehrt.
Nein, euer Hund biß meine Kuh. —
Und was war nun das Urtheil Junker Alexanders?
„Ja Bauer, das ist ganz was anders!"

Lichtwer.

92. Die Erschaffung des ersten Menschen nach der Sündfluth.

Es sahen der Schmerz und die Lust
Nach jener verderblichen Fluth,
Mit welcher die Rache des Zeus
Die Laster der Erde gestraft,
Am Fuß des hohen Parnassus,
Und formten ein Bildchen von Thon.
[illegible], ist es nicht schön!
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Doch wem sei dieses Geschöpf? —
O Vater, nimm es uns nicht!
Wir haben es mühsam geformt.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Stieg jetzt Themis herab,
Und sprach: Vernehmt den Schluß
Des ewigen Schicksals. Euch allen
Gehöre dies neue Geschöpf:
Du, der du den Geist ihm verliehen,
Nimm, Zeus, wenn es stirbt, den Geist;
Du, Erde, sein Gebein;
Denn mehr gehöret dir nicht.
Euch beiden, dem Schmerz und der Lust
Euch werde sein Leben zu Theil!
Des Schicksals Spruch ist erfüllt.
Dies neue Geschöpf ist der Mensch.
So lange sein Leben hier währet,
Gehört er dem Schmerz und der Lust,
Und stirbt er, so kehret der Leib
Zur Erde, woraus er genommen,
Und seine Seele zu Gott.

Herder.

93. Von der Eichel und dem Kürbis.

Sohn, mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh umher!
Keines steht von ungefähr,
Wo es steht. Das Firmament,
Wo die größte Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Athems leichter Raub,
Jedes, auf Gottes Allmachtswort,
Jegliches an seinem Ort.
Alles ist in seiner Welt
Gut und weise. Dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Sondern meistert Gott in ihr.
Gleich ein Thor war jener Mann,
Den ich dir nicht nennen kann;
Der, als er an schwachen Ranken
Einen Kürbis hangen sah,
Groß und schwer, wie keiner [illegible]
Den du selbst gesehen hast,
Den verwegenen Gedanken
Dachte: Nein, solch eine Last
Hätt' ich an so schwaches Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen!
Mancher Kürbis, groß und weiß,
[illegible] bei Gott, in gleichem [illegible]

Hätte sollen herrlich prangen
Hoch am starken Eichenbaum.
Also denkend geht er fort,
Kommt ermüdet an den Ort
Einer Eiche, lagert sich
Längelang in ihrem Schatten,
Und schläft ein. — Die Winde hatten
Manche Woche nicht geweht;
Aber, wie er schläft, entsteht
Schnell ein Brausen. Starke Weste
Schütteln Blätter, Zweig' und Aeste;
Und vom hohen Gipfel fällt
Dem Verbesserer der Welt
Eine Eichel auf die Nas'.
Plötzlich rafft er aus dem Gras
Sich erschrocken auf. Die Nase
[illegible] und der kluge Mann
[illegible]

[illegible] Hätt' [illegible]
Schwerer Kürbis' hangen sollen,
[illegible] mein Gesicht
[illegible]? ich lebte kaum.
[illegible] hab' ich gedacht:
[illegible] hat alles wohl gemacht!

Gleim.

94. Der Gärtner und der Schmetterling.

[illegible] mich in Freiheit doch mein kurzes Leben [illegible]
So bat ein Schmetterling in eines Gärtners Händen.
Nur wenig Tage sind uns Vögelchen erlaubt,
Und also grausam ist's, wenn man uns [illegible]
[illegible], der Blumen Schmuck wird nicht durch uns [illegible]
Ein unvermischter Duft ist alles, was wir [illegible] —

[illegible] nicht zu [illegible] Haus.
[illegible] des Gärtners [illegible] für alle Schuld.
[illegible] Schmetterling [illegible]
[illegible] in seinen Jungen [illegible]
[illegible] Bösewicht verdienet Straf' und Tod.
[illegible]

[illegible] Die Schildkröte und der Skorpion

[illegible]

96. Der Geizhals

Ein Geizhals fiel in einen Fluß, der tief
[illegible] war. Ein Fischer, der das Leben
Ihm retten wollte, sprang hinein, und rief:
Er möchte nur die Hand ihm geben.
[illegible] der Geizhals sprach, indem er sank:
Ich kann nichts geben! — und ertrank.

[illegible]

97. Die Milchfrau

Nachlässig aufgeschürzt, [illegible]
Mit leichten Füßen ging ein artig Bauerweib
[illegible] nach der Stadt, und trug auf [illegible]
Ein Stübchen süße Milch in einem [illegible] Topf.
[illegible]

[illegible]

98. Das Gelübde

[illegible]

[illegible]

99. Die Dryas

[illegible]

Pfeffel.

100. Der Philosoph und der Narr

[illegible]

v. Nicolay.

101. Der Dachs und das Eichhörnchen

Wohin so eilig, kleines Thier!
Komm doch einmal herab zu mir!
So sprach ein Dachs, als er ein Eichhorn sah:
Und dies erwiedert drauf: was soll ich da?
Ich habe keine Zeit und viel zu thun.
Wie thöricht, sprach der Träge nun:
Ich sehe dir oft aus meiner Wohnung zu,
Und wundre mich, wie unermüdet du
Von einem Zweig zum andern hüpfest,
Und durch die Nachbarsbäume schlüpfest!
Und wie du keine Ruh noch Rast
Vom Morgen bis zum Abend hast.
Wie kannst du das in aller Welt ertragen,
Und noch so munter sein und so geschwind,
Als wenig unter Thieren sind?
Und ich muß mich mit meiner Trägheit plagen!
Freund, spricht das Eichhorn, ist nicht schwer zu lösen:
Wenn immer ihr in euren Löchern lauert,
Als wäret ihr lebendig eingemauert,
Und nur vom eignen Fette zehrt:
Da ist es wohl nicht fragenswerth,
Warum euch das Leben auch beschwert.
Denn bei der unerträglichen Ruh
Nimmt eure Trägheit immer zu.
Wer aber Fleiß und Arbeit liebt,
Wird täglich mehr daran geübt.

102. Die Vorsicht

Ein junges, muth'ges Roß,
Dem Arbeit nicht so recht gefiel,
Als Freiheit, Müßiggang und Spiel,
Riß sich von seinem Joche los,
Und lief davon auf grüne Weiden.
O welche Freuden!

Den Lenz und Sommer strich
Im heitern Müßiggange hin.
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn.
Es sprang umher und freute sich.
Allein der Winter nahm die Freuden
Den grünen Weiden.

Die Weiden wurden leer;
Die Luft durchschnitt ein rauher Nord.
Das Pferdchen lief von Ort zu Ort,
Und fand kein Dach, kein Futter mehr.
Jetzt warf es ängstlich seine Blick'
Auf sich zurück.

Ich Thor! rief es, ach! ach!
Hätt' ich die kurze, schöne Zeit
Der Mühe, Arbeit nicht gescheut:
Jetzt hätt' ich Hafer, Heu und Dach!
Wie schändlich, für so kurze Freuden
So lang zu leiden.

Weiße.

103. Der Fischer und der Schatz

Ein Fischer, der mit seinen Netzen
Brot und Zufriedenheit gewann,
Thut einen schweren Zug. Voll Mitleid und Entsetzen
Traf er im Sack des Garns jetzt einen Todten an.
Der soll, sprach er, von mir den letzten Dienst erhalten!
Wie er um's Leben kam, so kann auch ich erkalten! —
Er trug ihn fort an einen sichern Platz,
Den nicht die hohe Fluth erreichte.
Hier grub er tief, und schwitzt', und keuchte,
Und fand im Schaufeln einen Schatz.

Schilt nicht die Schickung blind! Noch stets ist sie bereit
Der Tugend Werke zu vergelten.
Sie hegt mit gleicher Wachsamkeit
Für gute Menschen und für Welten.

v. Hagedorn.

104. Das Chamäleon

Zwei Wanderer vom Kennerorden
Begegneten sich vor Athen,
Nachdem sie Land und See durchlaufen,
Und alles in der Welt gesehn,
Vielleicht auch nicht gesehen hatten.
Sie machten, müd' vom langen Gehn,
Sich Platz in einer Ulme Schatten,
Und schwatzten viel von Wallfischgarten,
Von Affen und den Maratten,
Von Mostrich und Sirenen,
Von Hottentotten, Jroksen,
Und endlich vom Chamäleon.
Es ist ein sonderbares Wesen.
Auf einer Art, halb Fisch, halb Molch;
Sein Schwanz ist spitzig wie ein Dolch;
Im Gang' ist gegen ihn die Schnecke
Ein Windspiel; seine Haut ist gelb —
„Halt, Freund, die Haut ist karmesin;
Ich sah es lang in einer Hecke,
Worin die Brombeeren stehen.
Es schnappte Luft, denn andre Speise
Genießt es niemals.“ „Es ist grün.
Ich schwör' es, grün! Auf meiner Reise
Nach Chios sah ich's im Gras“
„Es ist doch karmesin!“ — „Zum Teufel!
Ihr lügt!“ — „Ein Schurke sagt mir das!“ —
Die Zänker hätten ohne Zweifel
Sich lahm und blutig demonstrirt,
Hätt' ihr Geschrei nicht einen dritten
Bejahrten Mann herbeigeführt.
Ihr Herren, worüber wird gestritten? —
Freund! über das Chamäleon!
Könnt Ihr uns seine Farbe sagen? —
O, warum das nicht? lieber Sohn! —
Wir hätten bald uns drum geschlagen.
Mein Nachbar meint, es wäre grün,
Und ich behaupte: karmesin. —
Da' laßt beide euch belehren:
Das Thier ist weder roth noch grün,
Schwarz ist es, schwarz; das kann ich schwören.
Ich habe gestern eins gekauft,
Und es beim Licht genau besehen.
Die beiden Streiter wollten gehen.
Wenn ihrs nicht sehen wollt, so lauft!
Ich hab' es hier, zum Glücke,
In meinem Schnupftuch, sprach der Greis.
Zeigt her! — Er zog es aus der Ficke,
Und, siehe da! das Thier war — weiß.

Pfeffel.

105. Die seltsamen Menschen

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde liefen schaarenweise,
Und größten ihren Freund. So pflegt es zu geschehn.
Da hieß er allemal: Uns freut's von ganzer Seele,
Dich hier zu sehn, und nun erzähle!
Was ward da nicht erzählt! Hör! sprach er einst, ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen ist.
Alsbundert Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beisammen, fest auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott und Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt; kein Mund wird naß gemacht;
Es können um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe stehn; sollt auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie bleiben ungestört sitzen.
Denn sie sind taub und stumm. Doch läßt sich dann und wann
Ein halb gebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt, und wenig lügen kann.
Ob sie die Augen gleich darüber oft verkehren,
Man hab mich oft erstaunt an ihrer Seite stehen.
Denn wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man häufig hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt, Brüder, daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah. Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich. —
Allein, was ist ihr Zweck? So fragten hier die Freunde.
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde. —
O nein! — So suchen sie der Weisen Stein? — Ihr irrt! —
So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden? —
Nein! — So herrun sie alte Sünden? —
Das ist es alles nicht! — So sind sie gar verwirrt!
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn? — Sie spielen! —

Lichtwehr.

106. Die zwei Wespen

Arzt Moslem holte Schiraswein
Dem kranken Hatem vorgeschrieben.
Im Glase war ein Rest geblieben.
Schnell fanden sich zwei Wespen ein.
Die der Geruch herbeigetrieben.
Die eine flog nur auf den Rand.
Trank, stärkte sich, behielt Verstand.
Die andre, weiche nicht so witzig,
Und nicht vorlieb mit Tröpfchen nahm.
Fiel auf den Wein und trank so hitzig,
Daß sie berauscht ums Leben kam.
Mit Recht, sprach Hatem, meine Lieben,
Verdeut den Wein der Alkoran
Dem ungeschlachten Muselmann.
Er tränke sich den Tod daran.
Doch jede Lust, zu weit getrieben,
Ist Schiraswein, der tödten kann.

Tritter.

107. Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten,
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein;
Es baut und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig sein.
Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefährer Stoß
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Wände reißen los.
Doch, wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll,
Ein neues Lustschloß aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.
Die Sehnsucht muß den Schmerz besiegen.
Das erste Haus steht wieder da.
Wie lebhaft war des Kinds Vergnügen,
Als es sein Haus von neuem sah.
Nun will ich mich wohl besser hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tisch, ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und stehe fest, und wackle nicht!
Das Haus bleibt unerschüttert stehen,
Das Kind dient auf sich zu erfreun.
Es wünscht, es wieder neu zu sehen,
Und reißt es bald mit Willen ein.

Schilt nicht den Unbestand der Güter,
Du siehst dein eigen Herz nicht ein.
Veränderlich sind die Gemüther,
So mußten auch die Dinge sein.
Die Güter, die wir stets erwerben,
Wird das Vergnügen endlich matt,
Und würden sie uns nicht entrissen,
Wo fänd' ein neu Vergnügen Statt?

Gellert.

108. Die Sonne und die Thiere.

Der Eul: O Sonne, scheine nicht so hell!
Ich werde noch, vor Mattigkeit und Schmerz,
Bei meiner Arbeit unterliegen.
Die Schlange: Dank sei dem Zeus für seinen Sonnenschein!
Er liegt sich darin mit Vergnügen.
Die Nachteule: Du mußt mehr untergangen sein,
Mit deinem mir verhaßten Licht!
O Sonne, schone mein Gesicht!
Ich liege hier, mit allem Fleiß verhüllt,
In meiner Wohnung tiefsten Gründen,
Und doch hat sie dein Strahl erfüllt.
Ich werde noch erblinden.
Die Feldmaus: O sei mir lange so gegrüßt,
Wohlthätiger Sonnenschein! Es reifen meine
Aehren.
Die Sonne: Schweigt, Unvernünftige, schweigt!
Ich werde mich an euch nicht kehren.

Willamow.

109. Der Adler, die Sau und die Katze.

Einst baute sich der Vögel Königin
Ein Nest auf einem Eichenbaum,
Die Katze fand im hohlen Stamme Raum,
Die Bache lagerte sich an die Wurzel hin.
Sie lebten nachbarlich und still; es war noch nie
Die Ruh und Eintracht unterbrochen;
Doch falscher Argwohn störte sie.
Die Katze kam zum Adler hingekrochen,
Und sprach: Hört! unsrer Kinder Tod,
Wo nicht der unsrige — doch das zu unterscheiden,
Fällt Mutterherzen schwer — scheint gar nicht zu vermeiden.
Ein guter Freund warnt in der Noth!
Seht nur, ich bitte, seht! wie wühlt die wilde Sau!
Sie gräbt, und will den Baum gern aus der Wurzel heben.
Traut, schaut, wie! Wie muß ich arme Frau
An unsern Kindern das erleben!
So bald die Eiche fällt, die schon beschädigt ist,
So seh ich, wie die Sau die lieben Kätzchen frißt,
Die ich verlassner Weib, wer weiß wie lange,
Wer weiß, ob heute nicht zum letzten Mal umfange!
Nachdem sie dies gesagt, schleicht sie zur Bache hin.
Ach allerliebste Nachbarin!
Euch ahnt wohl nimmermehr, warum ich traurig bin?
Die Kindern jammern mich, die eure Brüste saugen.
Man traue keinen Adleraugen!
Könnt ihr auch schweigen? Gebt doch Acht,
Was aber uns der böse Vogel macht!
Ich weiß, er schärft schon die Klauen,
Und raubet, wenn ihr euch aus eurem Lager macht,
Die schönen Kinderchen! Doch alles im Vertrauen!
Nur sagt mir nicht hernach: das hätt' ich nicht gedacht!
Nun wünscht sie tausend gute Nacht,
Geht nächtlich aus, kehrt nächtlich in ihr Loch zurücke,
Und freut sich der gelungnen Tücke.
Der Adler hütet stets das Nest,
Damit der Bache Zahn nicht seine Jungen spieße,
So wie die Sau den Eichbaum nicht verläßt,
Damit der Adler nicht auf ihre Ferkel schieße.
So groß nun voller Mangel war,
So fürchteten sie doch der Ihrigen Gefahr;
Und da sie stets in ihrer Wohnung blieben,
So wurden sie von Durst und Hunger aufgerieben
Und die Betrognen dienten bald
Dem listigen Katzenvolk zum neuen Unterhalt.
Was können böse Zungen nicht
Leichtgläubigen für Schaden hinterlassen!
Wer lügt, um jemand Weh zu sprechen,
Ist ärger, als ein Dieb, zu hassen.

v. Hagedorn.

110. Die Rehe

[illegible] Kind, du wagest dich so fröhlich [illegible]
[illegible] kein Jäger uns und meint?
[illegible] er dich, so bist du todt!
[illegible] ein Reh zu seinem Sohne.
[illegible] sprach der Rehbock, sage mir
[illegible] der Jäger für ein Thier?
[illegible] ich ihn erst, ich will ihn [illegible]
[illegible] das ist ein Ungeheuer.
[illegible] von Gestalt! [illegible]
[illegible] dem Wächter sehen. [illegible]
[illegible] Der Bär ist nur so schrecklich nicht.
[illegible] dem Löwen ist mir nicht so schlimm zu Muthe —
[illegible] der Zahn, [illegible]
[illegible] Sein Angesicht [illegible]
[illegible] zum Jäger hin, der in dem Grase ruhte.
[illegible] doch er [illegible]
[illegible] das ist er nicht! [illegible]
[illegible] und ist [illegible]
[illegible] dieses Thier ist schön, und glatt, [illegible]
[illegible] zwar frostig, doch nicht [illegible]
[illegible] Jägern hält ich mich.
[illegible] kann das Thier [illegible]
[illegible] ihm das [illegible]

[illegible] man die [illegible]
[illegible] entdeckt:
[illegible] man wenn sie auch [illegible]
[illegible] hinter die das [illegible]
[illegible] nicht aus Irrthum [illegible]
[illegible] für [illegible]

Lichtwer.

111. Der Lügner

[illegible] Schalk [illegible]
[illegible] er hätt' ein Bein gebrochen.
[illegible] wenn ihm der zu Hülfe kam,
[illegible] er am Bettlerst [illegible]
[illegible] war der Dank [illegible] er wich
[illegible] Alten dem, der sich betrügen ließ
[illegible] Spiel hat, er schon oft getrieben
[illegible] er sein Bein einst wirklich brach,
[illegible] jammernd auf der Straße lag.
[illegible] weint er. Helft mir doch, ihr Leute!
[illegible] schwör's bei jenem Sonnenlicht,
[illegible] scherze diesmal wahrlich nicht!
[illegible] wo ist einer [illegible] geblieben!
[illegible] hilft mir doch! Nehmt meiner euch doch an,
[illegible] laßt mich nicht so lange liegen!
[illegible] jeder Nachbar schreit, so lang er kann
[illegible] auch einen andern zu betrügen!
[illegible] Lügner, wenn er auch die Wahrheit spricht,
[illegible] glaubt man doch nicht!

112. Die Schnecke und die Grille.

Still, langsam, mit Bescheidenheit
Kroch eine wohlbetagte Schnecke
Am nah gelegenen grünen Hecke.
Der Weg, so kurz er war, war für die Schnecke weit.
Kein Zeiger an der Uhr kann sachter gehen.
Jetzt zieht sie Hörner ein; jetzt streckt sie Hörner aus;
Jetzt bleibt sie eine Weile stehen,
So drückt die Klausnerin das angewachs'ne Haus.
Hier rühmte sie das Glück der Grille,
Die nicht am Zaune saß und sang.
Wie leicht ist doch die Grille da! wie schnell ihr Gang!
Sie [illegible], lebt in der Fülle,
Sie legt ein Sprung in Sicherheit.
Ich kann dem Feinde nicht entgehen;
Mich zwingt mein Wohnhaus still zu stehen. —
Die Grille, die sich nennen hörte, nahm sich Zeit
Auf dieses Selbstgespräch zu lauschen.
Und [illegible] darauf der Mißvergnügten zu:
Wie gern wollt ich mit deinem Glücke tauschen!
Wenn mich die Witterung nicht ruhen läßt, liegst du
[illegible] vor [illegible]. Sturm und Regen
Wenn ich im Sommer kaum dem Storch entgeh,
[illegible] im Winter [illegible] bei Frost und Schnee,
Kannst du gemächlich dich in deinem Hause pflegen.
O Schnecke! jedes Thier fühlt seine Pein.
Noth und Gefahr kann alles zwingen.
[illegible]
[illegible], ich will es mir [illegible].

Lichtwehr.

113. Der Affe

Ein [illegible] Eichhorn tanzt in bunter
Und [illegible] Sprüngen hin und her
Auf einer Eich', und war bald unten
Bald oben, hüpfte kreuz und quer,
Und machte Männchen fein und zierlich.
[illegible] ein Aff'. Ein Affe ist,
Wie ihr [illegible] aus der Fabel wißt,
[illegible] gefährlich.
[illegible] ein Weilchen an,
[illegible] er die Eich' hinan,
[illegible] in Possierlichkeiten
Dem kleinen [illegible] abzustreiten.
Er that dem Eichhorn alles nach,
Und machte Männchen, sprang behende
Von Zweig zu Zweigen. Aber ach!
Das Spiel nahm ein betrübtes Ende:
Wie konnt es auch wohl anders sein?
Der Affe fiel, und brach ein Bein.
[illegible] durch sein Geschrei kamen
Die Affenbrüder allzumal
Und hörten, wie des Bruders Qual
[illegible] Warnung [illegible]
[illegible] fremde Thorheit nachzuahmen.

Tiedge.

114. Der Küster und der Schulze

Ein Küster trug bei vollem Becher,
Trotz einem Baccalaureus,
Den Bau der Welt nach dem Copernicus
Im Krug den Bauern vor. Ein grauer Zecher,
Der Schulz, schlug auf den Tisch: Ei, Herr, was schwatzt er?
Die Erde soll sich um die Sonne drehen?
Hat er die Schrift? ließ nicht ein Josua
In ihrem Lauf die Sonne stille stehen? —
Das ist's ja, was ich sagen will:
Seit jenem Tage steht sie still.
Verlaßt, Küster Hinz; den Pfarrer möcht' ich sehen,
Der aus der Bibel je bewies,
Daß er sie wieder laufen ließ.

Pfeffel

115. Der Knabe und der Hund.

Von einem Hund geleitet, schlich
Ein blinder Greis an einem Stabe
Durch eine Stadt. Ein frecher Knabe,
Der [illegible] glich,
Schnitt, um sich einen Spaß zu machen,
Des Mannes Kompaß, den Strick, entzwei,
Und sprach zum Hund mit schlauem Lachen:
Fleuch! armes Thierchen, du bist frei.
Dein Graukopf mag sich selbst bewachen.
Der Pommer fuhr den kleinen Wicht
Voll edlen Grimmes an die Waden,
Und sagte: Nein! ich fliehe nicht.
Du willst nur wohlthun, um zu schaden.

Pfeffel

116. Der alte Hund.

Zehn Jahre hatte schon der treue Hund
Die Burg des Herrn Tag und Nacht bewachet.
Nun war er [illegible], der Schwindel hatt' entkräftet
Auf Erde ihm; [illegible] Schlund
Vermochte kaum [illegible] mehr zu rufen.
Noch lag er immer auf des Schlosses Stufen,
Und harrte still auf den zu nahen Tod.
Einst nahm der Schloßherr ihn wahr. Er bot ihm [illegible]
Und sprach: Du bist der ärgste meiner Knechte.
Ich gebe dir das Gnadenbrot!
Das Gnadenbrot! rief Phylax, o der Gnade!
Die einen Greis nicht hungers sterben läßt,
Der nur für dich gelebt! Ha, Schade, schade
Für solche Huld! Er schweigt. Vom Gram gebeugt
Flieht er den Hof und suchet sich ein Nest
Im dicksten Dickicht aus. Doch eine Dryade
Nahm ihn auf ihren Schooß. Gleich einem sanften West
Bläst ihn der Tod hier an, und mit gesenkter [illegible]
Haucht er den letzten Hauch ihm von der Lippe.

Pfeffel

117. Die beiden Wächter.

Zwei Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht,
Auf allen Bier- und Branntweinhäuseln,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken:
Denn keiner brannte von dem Span,
Woran der andre sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an.
Und jeder wollte bloß den andern überleben,
Um noch im Sarg' ihm einen Stoß zu geben.

Man rieth, und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren.
Doch endlich kam die Sache vor Gericht.
Da mußte sich's denn offenbaren,
Warum sie seit so vielen Jahren
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brodneid? War er's nicht?
Nein! Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht
Allein so sang der andre nicht;
Der sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beid' im Singen zänkisch banden,
Aus dem Verwahr und dem Bewahr
War Spott, Verachtung, Haß und Rach' und Wuth entstanden.

Man sagt sogar von sehr gelehrten Leuten,
Daß sie um Wort' und Kleinigkeiten
Sich eigensinnig oft entzweiten.
Vielleicht soll diese Fabel auf sie deuten?

Gellert.

118. Der alte und der junge Dichter.

Ein junger Dichter, leicht und kühn,
Kam einst zu einem alten ernsten Dichter hin,
Zog ein Gedicht hervor, und bat den Alten
Es durchzusehn. Ich, spricht er, schreibe flüchtig fort,
Wenn das Genie mich treibt. Doch nochmals jedes Wort
Zu prüfen, dies kann ich nie von mir erhalten.
In diesem Liede, fuhr er fort,
Wünscht ich, daß alles sich an Nachdruck gleiche.
Durchlesen Sie's, und ist mir ein nicht passend Wort
Entschlüpft, so zeichnen Sie's mit einem Striche.
Der alte Dichter nimmt das Lied,
Und giebt es ihm den andern Tag zurück.
Der ungeduldige Jüngling übersieht
Die Blätter mit geschwindem Blick
Drei Werke nur vertilgt? Ei,
Das freut mich sehr. Allein, warum denn diese drei?
Warum? Wir schienen diese drei
Die einzigen von Saft und Stärke.
Was sollen hie allein im ganzen langen Werke?
Ich streich sie weg. Sie finden leicht
Drei schlechtere: dann ist das Lied vollkommen leicht.

v. Nicolai.

119. Die Fackel

Als lange Finsterniß Aegyptens Land
Drei Tage lang auf Mosis Wink bedeckte,
Gab Pharao Befehl, daß man am sohlen Strand
Des Nils, wo seine Hofburg stand,
Auf einen Obelisk ein großes Windlicht steckte.
Kein Bürger war, wenn er die Straße zog,
Und schauernd die Gefahr erwog,
Der den Monarchen nicht gesegnet hätte.
Der Fackel Schein lockt aus der dicken Nacht
Auch einen Narren herbei, der sich von seiner Kette
Mit wilder Stärke losgemacht.
Er gafft sie lachend an, klimmt auf die Pyramide
Und nimmt sie weg. Gleich einer Eumenide
Schwingt er sie durch die Stadt, und steckt mit toller Hand
In einem Augenblick ein ganz Quartier in Brand.
Der Flamme falber Blitz durchstreift die schwarzen Nebel,
Und füllt die Luft mit Angst und Graus.
Nur das noch brauchten wir! rief der ergrimmte Pöbel.
Verdammte Fackel! lösch sie aus!
Ihr haben wir das Unglück zuzuschreiben. —
Nein! rief ein weiser Greis, die Fackel ist nicht Schuld;
Euch schenkte sie des Königs Huld,
Die Finsternisse zu vertreiben.
Wie manchen irren Fuß hat sie
Dem Strome entwandt! Ward sie von einem Tollen
Mißbraucht, so bindet ihn! Sie hätte nie
In solche Hände fallen sollen.

So schreibt der Spötter der Religion
Die Blutbegier, die Inquisition
Und ganze Myriaden Übel —
Geburten des Betrugs, der Tyrannei,
Der Dummheit und der Schwärmerei —
Dreist auf die Rechnung unsrer Bibel,
Die lauter Wahrheit lehrt, und jede That verdammt,
Die nicht aus Menschenliebe stammt.

Pfeffel.

120. Der Sperling und die Feldmaus

Zur Feldmaus sprach der Spatz: Sieh dort den Adler sitzen,
Sieh, weil du ihn noch siehst; er wägt den Körper schon,
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sturm und Blitzen
Und zieht nach Jovens Thron.
Und dennoch, ob ich gleich nicht adlermäßig bin,
Flieg' ich ihm gleich. Du fliegst, rief die Maus.
Indeß flog jener auf, kühn mit gewohnten Schwingen,
Und dieser wagte, ihm nachzudringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie beide bis zur Höh' gemeiner Bäume trug,
Als beide sich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und beide, wie sie schien, gleich unermeßlich flogen.

Der ungeübte Thor will kühn, wie Milton, fliegen,
Nach dem er Richter wählt, nach dem wird's ihm gelingen.

Lessing.

121. Die Theilung der Erde

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu, nehmt, sie soll euer sein:
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt.
Der Ackermann griff zu des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edlen Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und sprach: der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern;
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn!

Weh mir! So soll ich denn allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreu'ster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun? spricht Zeus, die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein!

Schiller.

122. Die Fliegen

Was mag wohl in der Schale sein?
Gift oder Zucker? Wer will's wagen?
Wer fliegt von uns zuerst hinein?
Sprach eine Fliege zu der andern. — Ich will's wagen,
Rief eine. — „Welche Kost! Ich kann es euch nicht sagen,
Wie süß. Versucht ihr es so gut, wie ich.
So fliegt doch! hier ist genug für euch und mich.
Sie thatens. — Welch Gericht! Das ist Ambrosia!
So hieß es jetzt; bald aber hie und da:
O Weh! O Weh! wie wird mir! Falsche, das ist Gift —
Du mordest uns. Verfluchte! — Fluche mir nicht, mich trifft
Ein gleiches Schicksal. Ach, daß keine sich
Mir widersetzt! Keine klüger war, als ich!
Sie sprachs, fiel todt dahin, mit ihr der ganze Haufen. —
Man muß nicht mit Gefahr sich kurze Lust erkaufen!

Willamow.

123. Der Kukuk

Der Kukuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was spricht man, fing er an zu schreien,
Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?
Was spricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder!“
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.“
Und von der Amsel? fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort.“
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was spricht man denn von mir?
„Das,“ sprach der Staar, das weiß ich nicht zu sagen,
Denn keine Seele redt von dir.“
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen.

Gellert.

124. Der Fuchs und die Trauben

Ein Fuchs, der auf die Beute ging,
Fand einen Weinstock, der voll schwerer Trauben
An einem hohen Ulmbaum hing.
Sie schienen ihm ein köstlich Ding,
Allein beschwerlich abzuklauben.
Er schlich umher, den nächsten Zugang auszuspähn:
Umsonst! Kein Sprung war abzusehn.
Sich selbst nicht vor dem Trupp der Vögel zu beschämen,
Der auf den Bäumen saß, kehrt er sich um, und spricht
Mit sehr verächtlichem Gesicht:
Was soll ich mir viel Mühe nehmen!
Sie sind ja herb und taugen nicht;

So geht der Wissenschaft Verachtung aus dem Mund:
Wer sie nicht hat, der tadelt sie.

v. Haller.

125. Der Rabe und die Eule

Wann kommst du doch aus deiner Höhle?
Wann hören wir die Lieder deiner Kehle?
Trübsinnig Stiefkind der Natur!
(Zur Eule sagte dies der Rabe.)
Ich möchte wissen, was an solcher Kreatur
Minerva wohl gefunden habe!
Du zwingest mich, o Rabe, dir,
Erwidert sie, zwei Gaben anzuzeigen:
Die liebt Minerva sehr an mir,
Allein sie fand sie nicht an dir:
Ich kann im Finstern sehn und schweigen.

v. Nicolai.

126. Die Fledermaus und die zwei Wiesel

Zur eignen Sicherheit den Gegner zu berücken,
Ist nicht gefrevelt, heißt nur, in die Zeit sich schicken.
Einst kam die Fledermaus in eines Wiesels Loch;
Dies war den Mäusen Feind, und sprach: Wie darfst du doch,
Du Mißgeburt von Maus! dich meinen Augen weisen?
Wiewohl du kommst mir recht: jetzt eben wollt' ich speisen.
Was? schreit die Fledermaus, ich eine Maus? o nein.
Mein gutes Wieselchen! Das mögt ihr selbst wohl sein.
Die mich zur Maus gemacht, sind Lügner oder Feinde;
Die Kater unsers Dorfs sind meine besten Freunde.
Es lebe, was auf maus't! Der Schlauen wird geglaubt:
Sie rettet unverletzt ihr unerkanntes Haupt.
Doch sie geräth gar bald, durch ihr Gesicht betrogen,
In eines andern Bau; dies war der Maus gewogen.
Ihr waren gegentheils die Vögel sehr verhaßt.
In Hoffnung fraß sie schon den ungebetnen Gast.
Dies merkt die Fledermaus: ihr glücklich zu entgehen,
Ruft sie: Wofür denn werd' ich von dir angesehen? —
„Für einen Vogel.“ — Ich? du Wiesel irrst sehr:
Soll dich ein Fittig teuschen? kennt man nicht Mäuse mehr?
Der erste Donnerschlag zerschmettre hier die Katzen.
Es leben unter Mäus't es leben alle Ratzen!

v. Hagedorn.

127. Der Löwe und der Wolf

Im langen Thal der Sarmaten
Schlug König Löw' und Meister Bär
Den Richterstuhl auf. Der Rathsverwandten
Gesammtes Chor stand rings umher.

Sogleich erscheint die Kuh und klagt
Der Thiere strengem Oberhaupt,
Es hab' ihr Kind, eh es getagt,
Ein unbekannter Dieb geraubt.

Der Löwe sieht umher, zu hören,
Ob in der Näh' ein Zeuge sei.
Ich, ruft der Wolf, kann heilig schwören,
Herr König, ich war nicht dabei!

Und wer verklagt dich? spricht der König. —
Verläumder, fällt ihm jener ein.
Ich bin jetzt krank und esse wenig,
Und kann es nicht gewesen sein.

Schweig! ruft der Löwe. Das Gewissen
Läßt einen Bösewicht nicht ruhn.
Du hast der Kuh das Kalb zerrissen;
Der Bär soll dir ein Gleiches thun!

So starb der Wolf, und wie man sagt,
Verrieth sein Bauch, was er gethan.
Wer sich entschuldigt, eh man klagt,
Der giebt sich selbst zum Thäter an.

Lichtwehr.

128. Hassan.

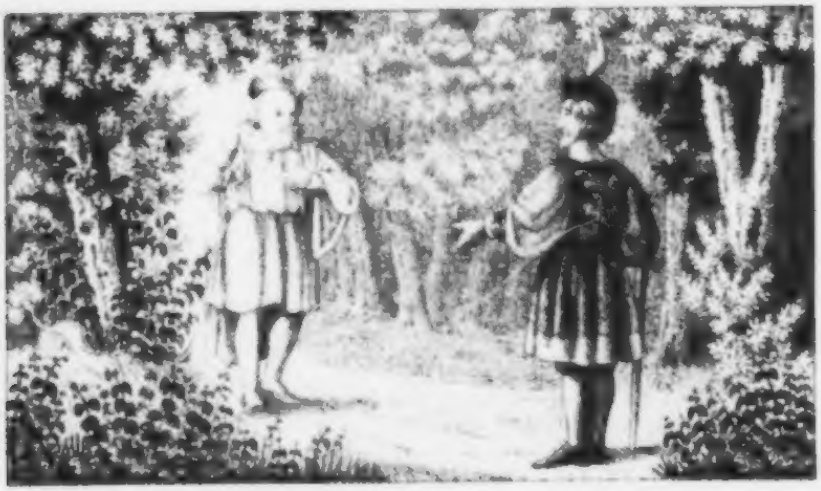
Der reiche Hassan saß gebückt
Am Schluß des Jahrs vor einer Schiefertafel
Im Schatten eines Palmbaums, zählte dort entzückt
Die guten Werke her, die er verübet hatte.
„Vier Beutel der Moschee von Ispahan,
„Und drei der großen Karavane
„Von Mekka. Ferner: sechs Tomane
„Dem heil'gen Derwisch Nuschirwan,
„Daß er des Tages dreimal für mich bete
„Und fünf am großen Ramazan
„Dem frommen Volk für Amulete.
„Mehr: wöchentlich ein Brot für meine Nachbarin
„Die, selber arm, ein Waisenkind verpfleget."
Indem er mit so frohem Sinn
Die Summen Gott vor Augen leget,
Wischt eine rosenfarbne Hand
Die Posten alle weg; der letzte nur bleibt stehen
Der Perser dreht, von Zorn entbrannt,
Sich plötzlich um, den Bösewicht zu sehen,
Der seine Rechnung stört, und sieht, im Lichtgewand
Des Aethers, einen Geist mit goldnen Schwingen
Auf seinem Stuhl gesehnt: Ich bin von Gott gesandt
Um jedes gute Werk vor seinen Thron zu bringen.
Das, wie des Opfers Wohlgeruch,
Von reiner Hand geweiht des Gebers Lohn vergrößert
Und habe dir nach meinem Buch
Die Rechnung, die du schriebst, verbessert.
So sprach Asariel zum stolzen Erdenkloß,
Indem er nach und nach in Ambraduft zerfloß.

Pfeffel.

129. Die Stadtmaus und die Landmaus.

Einst ist mit vielen Komplimenten
Auf Ortolanen, wilde Enten
Und hundert andre Leckerei'n
Die Stadtmaus eine Feldmaus ein.
Ein Teppich von durchwirkter Seide
Trug stolz ein silbernes Servis.
Wo bei der unbezahlten Freude
Sich's Wirth und Fremdling schmecken ließ
Nichts ward am Traktament vergessen.
Was nach der Mode sich gehört,
Als schnell ein Lärm, im besten Essen
Die schwausende Gesellschaft stört.
Es rasselt wie mit einem Schlüssel
Was an der Thüre zum Gemach.
Der Wirth springt über Tisch und Schüssel
In's Loch, der Fremde hinten nach.
Der Lärm hört auf. Mit vollem Sprunge
Kommt man auf's neue nun hervor.
Da, spricht der Wirth, ist Rinderzunge
Komm, Fremdling, lege wieder vor!
Ich danke! sprach der Kostverächter
Zum Städter; morgen komm zu mir.
Im Felde leben wir zwar schlechter:
Allein weit ruhiger als hier.

Michaelis.



130. Salabeth.

Der reiche Salabeth, ein Weiser, deſſen Hand
Der Arme nie verſchloſſen fand,
Sich, Allen wohlzuthun mit ſeinen großen Schätzen,
An einen Heerweg ein Gebäude ſetzen,
Worin er Jedermann, der dieſe Straße ging,
Mit Mild' und Freundlichkeit empfing.
Verherrlicht durch der Dichter Zungen,
War ſchon ſein Lob durch ganz Arabien erdrungen,
Als Alamin es hört. Den nimmt der Ehrgeiz ein,
Den ſpornt die Eiferſucht, dem Weiſen gleich zu ſein.
Wie? ſprach er, ſollt' ich ihm an Großmuth weichen,
Da wir uns beide doch an Reichthum gleichen?
Schnell wird ein Palaſt aufgeführt, wird angefüllt
Mit allem, was der Pilger Durſt und Hunger ſtillt.
Dann werden alle, die des Weges kommen,
Beſchenkt und gaſtfrei aufgenommen.
Als Alamin einſt auf dem Hofe geht,
Erſcheint ein Bettelweib, das um ein Almoſen fleht,
Er giebt, und giebt mit Luſt, und giebt mit milder Hand.
Dem Weibe war der Hof bekannt:
Durch andre Wege kehrt ſie zwölf Mal noch zurücke
Und immer giebt er mit vergnügtem Blicke.
Zum letzten Mal nur ſagt er ihr:
Mich dünkt, mein gutes Weib, ihr wart ſchon öfter hier?
Ja, ſprach ſie, dreizehn Mal habt ihr mir Geld gegeben:
Doch, Herr, euch kann ich nicht, ich kann
Nur unſern Salabeth erheben,
Den ſprach ich dreißig Mal um eine Wohlthat an!
Stets gab ſie mir der große Mann:
Ich weiß gewiß, daß er mich kennen mußte,
Ob er es gleich gut zu verbergen wußte:
Nie ſagt er mir ein Wort. Seid immer reich
Wie Salabeth, an Großmuth ſeid ihm nicht gleich.

Ha, Salabeth! Soll ich die Ehre den Vorzug laſſen?
Werd' ich durch deine Schuld des Volkes Spott? Weh mir!
Wenn ich in nichts dich übertreffen kann,
So übertreff' ich dich im Haß: Zu tödtlich haſſen — —
Nein, tödten will ich ihn! Hier ſchwör ich dir den Tod,
Weil mir dein Leben unaufhörlich Schande droht!
Er ſagts, und reiſet ab. In wenig Tagen
Hat ihn ſein raſcher Gaul zum Salabeth getragen.
Er ſieht ein großes Schloß; er ſieht den Salabeth,
Der, unerkannt von ihm, vor ſeiner Thüre ſteht.
Gehört das Schloß, hebt unſer Reiter an,
Dem Salabeth? Ja, ſpricht der alte Mann;
Es pflegt kein Reiſender ſein Haus vorbei zu gehen;
Steigt ab, ihr werdet gern geſehen!
Ihm folget Alamin, und geht an ſeiner Hand
Das Haus, macht jeden Ausgang ſich bekannt,
Und fragt zuletzt den dienſtbefliſſnen Alten,
Woher, und wer er ſei. Mein Herr iſt Salabeth,
Spricht dieſer kalt; er hat bisher mich unterhalten,
Allein noch nie mein Glück erhöht.
Ich ſeh; ruft Alamin, du biſt hier unzufrieden.
Hör an, mein Freund! wolltern du mir in einem Stück
Zu dienen ſchwörſt, ſo ſchwör ich dir: ein größer Glück
Iſt dir auf Lebenszeit beſchieden,
Als du zu hoffen wagſt. Drauf macht er ihm den Grund
Der Reiſ' und ſeinen Vorſatz kund.
Wohl! ſpricht der Greis, ihr ſollt euch rächen!
Ich ſchwör' es euch: doch, haltet das Verſprechen!
Seht jenen Wald, der vor uns liegt,
Wo Salabeth ſich alle Morgen
Mit Sonnenaufgang hin verfügt!
Er iſt allein: Gefahr iſt gar nicht zu beſorgen.
Dort tödtet ihn! Dann ſteht zur rechten Hand
Der Weg iſt leer und unbekannt,
Und führt mit Sicherheit. Ihn werden Wölfe treffen;
Man wird ihn ſuchen und vergeſſen.

Eh' noch das erſte Roth am Horizont erſcheint,
Erwartet Salabeth im Walde ſeinen Feind.
Der kommt. Er hat bereits das Schwert gezücket
Und ſtutzt, als er den Alten hier erblicket.
Wo, fragt er, iſt denn Salabeth?

Herr, spricht der Greis, er ist's, der vor dir steht!
Es sind nun über achtzig Jahre,
Daß ich die Welt gesehn; und diese grauen Haare
Sind längst zum Tode reif! Von deinem Schwert
Erwart' ich ihn. Jetzt kann ich ihn freiwillig leiden.
Wenn die Natur befiehlt, muß ich gezwungen scheiden.
Bin ich noch älter, und mein Haupt begehrt
Ein zweiter, ist es gar nichts werth.
Du bist der erste, der mein Leben
Gefordert, nimm es hin! es ist dir gern gegeben!

So viele Tugend überwand!
Dem Feinde fiel der Säbel aus der Hand;
Er warf sich zu des Siegers Füßen,
Ließ reuevolle Zähren fließen;
Und Scham, und Wehmuth, und Erstaunen band
Die Zung' ihm. Schluchzend konnt' er kaum die Worte sprechen:
Großmüthiger! verzeih mir ein Verbrechen — —
Schweig! dir ist längst verziehn! versetzt der edle Greis.
Der braucht nichts zu verzeihn, der nichts von Rache weiß.
Mit diesen Worten hebt er ihn
Vom Boden auf. Ach, Alamin!
Der Ehrgeiz hatte dich zur Tugend angetrieben:
Nun lerne noch, zu deinem und der Menschen Glück,
Um ihretwillen selbst sie lieben!
Er sprach's mit liebevollem Blick,
Umarmt ihn, führt ihn in sein Haus zurück,
Beschwört mit ihm den Bund der Freundschaft, und nach sieben
Gastfreundschaftlichen Wochen ließ er ihn,
Durchglüht von edlern Tugendtrieben,
Zurück in seine Heimath ziehn.

Bawo.

131. Die Löwin und der Hund.

In einem Hain bei Tranquebar
Kam eine junge Löwin nieder,
Ein Weibchen edler Art, sehr großmuthsvoll und bieder.
Sie hatte schon vor einem Jahr
Mit ihrer Milch ein Hirtenkind genähret,
Das in dem Busch verirret war,
Und als sie's seiner Mutter zurückgekehret,
Ihr Kind bewachet hat. Jetzt traf sie bittrer Gram,
Weil ihr der Tod ihr eignes Löwchen nahm.
Ein treuer Hund, der ihr zur Seite wachte,
Sah es mit Schmerzen an, und brachte
Ihr einen jungen Tiger dar. Sie stutzt und spricht:
Was soll ich mit dem argen Wicht?
Ach, Mütterchen, antwortet er, ich dachte,
Weil du kein Kind mehr hast, du könntest ihn
Statt deines eignen auferziehn. —
Ich einen falschen Tiger? lieber sterben,
Als eine Brut erziehn, die nie sich bessern kann.
Warum nicht? Kann man Laster erben,
Beliebt der Freund, so steckt auch wohl die Tugend an.

Pfeffel.

132. Der beste König.

Der Thiere König starb. Man eilt
Zur Wahl, hält Reden, streitet, macht Parteien —
Am Ende wählt man unter Zweien,
Dem Löwen und dem Hirsch. Die Stimmen sind getheilt;
Der eine, sagt man hier, ist gütig von Gemüthe;
Der andre, sagt man dort, ist stark und schützt das Reich.
Der Orang Utang spricht: Ich riethe
Zum Elephanten euch.
An Stärke gleichet er dem Löwen, und an Güte
Ist er dem Hirsche gleich.

Beglücktes Land, worin ein Fürst regieret,
Der huldreich ist und Frieden liebt;
Und wenn ein Feind Gewalt verübt,
Sein Heer voll Muth zum Streit und Siege führet!

v. Hauer.

133. Das Feigenbäumchen und die Eiche.

Der Frühling sank ins Thal hernieder,
Und liebelächelnd war sein Blick,
Sein warmer Athem wehte wieder,
Und neues Leben kam zurück.
Und sanft erweckt sein leiser Flügel
Ein Bäumchen am bekannten Hügel,
In einer Eiche Nachbarschaft,
Ein Feigenbäumchen voller Saft.

Das Bäumchen fühlt ein süßes Beben,
Und kann der Lust nicht widerstehn,
Entfaltet schnell sein schönes Leben
Dem ersten warmen Frühlingswehn,
Und spricht zur nackten Schwester Eiche:
„Fühlst in der weiten Schöpfung Reiche
Fühlst du allein dich nicht beglückt,
Daß du dich nicht gleich mir geschmückt?“

Die Eiche spricht: „Dem ersten Lächeln
Des Frühlings, Nachbar, trau ich nicht:
Im Sturme wird oft sein leises Fächeln,
Der Blätter, Blüthen, Zweige bricht.“
Und sieh', — es wandelt sich das Wetter,
Und ach! des Bäumchens zarte Blätter,
Die schnell der erste Schein entlockt,
Hat schneller noch der Frost zerstört.

Und du, leichtgläub'ger Jüngling, traue
Dem ersten Liebesgruße nicht;
Naht sich ein neuer Freund, so baue,
Wenn er von warmer Freundschaft spricht,
Nicht blindlings auf der Freundschaft Treue!
Der schnellen Wahl folgt späte Reue.
Nur der es lange treu gemeint,
Nur der Geprüfte sei dein Freund.

Prömmel.

134. Die Kirchen-Vereinigung

In einer griechischen Abtei
Am Fuß des hohen Tabor nährte
Der Prior einen Papagei,
Den er das Ave singen lehrte.
Er sang die Hymne so geschickt,
Daß ihn das fromme Volk entzückt
Mehr als Sanct Rochus Hund verehrte.
Der Prior starb. Das Heimweh wacht
Im Virtuosen auf; er kehrte,
Geschwinden Flugs bei dunkler Nacht,
Ins alte Vaterland zurücke,
Und stellte sich dem Hofe dar.
Der Adler, der zum guten Glücke
Ein Freund der edlen Tonkunst war,
Erhob, als er in der Kapelle
Sich hören ließ, ihn auf der Stelle
An des verstorbnen Mufti Platz.
So hohe Würden hatte Matz
Sich auch im Traume nicht versprochen.
Doch Ehre bläht, Gewalt macht kühn
Das neue Haupt des Sandedeln
Gebar gleich in den ersten Wochen
Die Grille, seine Psalmodie
Bei allen Vögeln einzuführen.
Der frohe König billigt sie;
Der Waldgesang, die Liturgie
Des Herzens konnt' ihn nicht mehr rühren,
War für sein Ohr Kakophonie.
Zudem ist ja das Reformiren
Des Fürsten Steckenpferd. Sogleich
Ließ er in seinem ganzen Reich
Den neuen Kanon publiciren.
Nun schützte zwar der Vögel Chor
Die hergebrachten Rechte vor;
Allein da half kein Protestiren.
Der Mufti drohte mit dem Bann;
Der Sultan sprach von Strangulirn,
Und kurz, das neue Lied begann.
Die Sänger wetzten sich den Schnabel
Und orgelten mit Angst und Pein
Das tollste Wirrwarr durch den Hain,
Das seit der Symphonie zu Babel
Auf unserm Erdenrund erschall.
Den Vorfang führten andachtsvoll
Der Storch, der welsche Hahn, die Eule,
Die Gans, der Kuckuk und der Pfau,
Sie kollerten sich braun und blau,
Und füllten mit Klaggeheule
Das Land auf eine halbe Meile.
Ein weiser Rabe, lahm und grau
Vor Alter, saß bei dem Monarchen
Und schwieg. Mit zornigem Gesicht
Sprach der Despot zum Patriarchen:
Rebell, weswegen singst du nicht?
Weil dein Gebet mein Herz empöret,
Versetzt der Alte, glaube mir,
Der Schöpfer hat ein jedes Thier
Sein eigenes Gebet gelehret,
Das ihm gefällt. Ein Lobgesang,
Den Furcht erpreßt, ist Uebelklang,
Ist Lästerung, die ihn entehrt.
Befiel nur meinen Tod. Es schwieg
Der Sultan. Wie Meereswogen
Wallt ihm das Blut. Noch wankt der Sieg
Doch bald rief er: Ich ward betrogen!
Heil dir, mein Freund! Du zogst ihn ab,
Den Schleier, der mein Aug' umgab.
Und ihr, empfangt die Freiheit wieder,
Ihr Vögel, singet eure Lieder
In eurem angebornen Ton.
Jetzt drangen sie in dichten Kreisen
Entzückt zu des Monarchen Thron,
Und lobten Gott nach tausend Weisen.
Der majestätische Choral
Steigt wirbelnd in die lichten Sphären.
Der Sultan staunt. Zum ersten Mal
Hört er, was keine Mufti hören,
In der verschiedenen Melodie
Die feierlichste Harmonie.

Pfeffel

135. Der Blinde und der Lahme

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andere leiten soll.
Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann, kann selbst nicht gehen,
Doch scheint's, daß du zu einer Last,
Noch sehr gesunde Schultern hast.
Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Wege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein.
Der Lahme hangt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken,
Und so vereint wirkt dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.
Beschwer' die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen
Und jenen schenken, wird gemein,
Wir dürfen nur gesellig sein.

Gellert

136. Der Schwan und die Lerche

Was fliegst du denn beständig über mir?
Sprach zu der Lerch' ein Schwan. Ich höre gern dich singen!
Versetzte sie. Mich singen? Ei, was träumet dir,
Wer füllte dir den Kopf mit solchen Wunderdingen?
Nie sang ein Schwan! — Im Ernst? So singt ihr Schwäne nicht?
Nein, niemals? — Aber doch am Ende eures Lebens?
Auch dann nicht. Fleug nur fort, und warte nicht vergebens. —
Allein, verzeih es mir, weil Jedermann es spricht — —
Was Jedermann spricht, glaube darum nicht!
Sonst wirst du dich noch oft betrügen.
Es giebt auch allgemeine Lügen!

137. Der grüne Esel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tausend Thoren zu beschämen!
Neron, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gassen durchzuziehn.
Er zieht, und Jung' und Alt' erscheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Esel, zeisiggrün! der rothe Füße hat!
Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab.
Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen.
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Esel sehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.
Man lief die beiden ersten Tage
Dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Warterin [illegible] von dem schwarzen Schaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so geräth das Kind in Schlaf.
Drei Tage waren kaum vergangen,
So war es um den Werth des armen Thiers geschehn
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Esel mehr zu sehn;
Und so bewundernswerth er anfangs allen schien,
So dacht' jetzt doch kein Mensch mit einer Sylb' an ihn.

Ein Ding mag noch so närrisch sein;
Es sei nur neu, so nimmts den Pöbel ein.
Er steht und staunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kommt die Zeit und denkt an ihre Pflicht.
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen oder nicht.

138. Der Affe und der Löwe.

Ein Affe, der bei einem Biographen
Als Famulus gedient, zerbrach sein Joch.
Kam an des Löwen Hof, und ward, was alle Sklaven,
Ein Schmeichler, der im Staube kroch.
Herr König, sprach er einst im Ton des Patrioten:
Wie kommt es, daß kein Annalist,
Kein Sammler großer Anekdoten,
In deinem Reich bestellet ist?
Wie manchen schönen Zug von Tapferkeit und Treue,
Von Weisheit, Großmuth, edler Reue,
Von Mutterpflicht, Geduld und stiller Frömmigkeit
Verschlingt der Ocean der Zeit!
Auf deinen Wink bin ich bereit,
Die hohen Tugenden, die Krieg und Frieden
In unserm Staat erzeugt, vom libyschen Alcides —
Hier bückte sich der Biograph —
Bis zum bescheidnen frommen Schaf,
In thierischen Ephemeriden
Der grauen Ewigkeit zu weihn.
Kerl, fiel der Großsultan ihm ein,
Du schwatzest wie ein Mensch aus den polirten Staaten
Des Occidents, wo gute Thaten
So selten sind, daß man sie zählen kann,
Rührt deine Faust hier einen Griffel an,
So laß ich dich lebendig braten!

Pfeffel

139. Der gütige Besuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz, einer von den feinen Leuten
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten,
Wie denken, ewig reden heißt:
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen;
Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben
O! rief er, welch ein trauriq Leben!
Wie, schließen Sie denn nicht bei Ihren Büchern ein?
Se sind Sie denn so ganz allein,
Und müssen gar vor langer Weile lesen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich so geschwinde.
Ich bin, sprach der Poet, noch nie allein gewesen,
Als seit der Zeit, daß sie zugegen sind.

Gellert.

140. Der Gott der Jahreszeiten und die Raupe.

Zur Raupe sprach der Genius
Des Jahrets: Nach der Götter Schluß
Mußt du forthin nur schlafend leben,
Und dich des Raupenstands begeben! —
Was nennst du, sprach die Raupe drauf,
Im Schlafe leben fester Essen?
Ich würde bald den Schlaf vergessen,
Befördert ich das Lebens Lauf
Nicht täglich mit gewohntem Essen.
Der Genius versetzt darauf:
Die Furcht kannst du bei Seite legen,
Du wirst das Schlafen nicht bereuen,
Ein andrer Stand wird dich erfreuen:
Ein Wunder, das ich ist gelobe,
Wird, weil du schläfst, mit dir geschehn.
Du wirst, ehn' einige Wochen gehn,
Ein kleiner, bunter Vogel werden!
Die Raupe schickte sich darein.
Sie sagte: Kannst mir nicht anders sein,
So will ich mit dem Schlaf nicht säumen,
So mag mir bald was Schönes träumen
Drauf hüllte sie sich schleunig ein.
Als sänke sie ins Grab hinein;
Und so verhüllt ward, ehn' sie wußte,
Sie bald dem ersten Stand entrissen.

Jetzt kriegt der Schmetterling hervor.
Und fliegt auf einen Ast empor,
Entfaltet, schwingt und sonnt die Flügel.
Sieht ihren perlenfarbnen Spiegel,
Sieht Purpurroth und Veilchenbraun,
Und Himmelblau, bestäubt mit Gold.
Das Vöglein wird sich selber hold,
Und kann sich gar nicht satt beschaun.
Befreit, vom Strahl der Sonne, steiget
Es fröhlich in die Lüfte, neiget
Allsdann sein prächtiges Gefieder,
Und läßt sich in dem Garten nieder,
Den lichtgefärbte Blumen malen,
Trinkt Honig hier aus goldnen Schalen
Und wieget sich auf Kaiserkronen,
Auf Tulpen und auf Anemonen.
Ihr Götter! ruft es, welche Lust,
Wären die Raupe nichts gewußt!

Lessing.

141. Der Vater Martin.

Der alte Vater Martin war
Mit Ehren sechs und achtzig Jahr.
Er schlich so matt, er schlich so schwer
An seinem Stab im Dorf einher;
Sein Haupt, mit weißem Haar geschmückt,
War längst dem Grabe zugebückt.

Im Dorfe liebt' ihn Groß und Klein,
Man lud zu jedem Fest ihn ein,
Man gab ihm stets den schönsten Kranz
Beim Hochzeitreihn und Aerndtetanz;
Denn Martin war so sanft, so gut,
Und scheuchte nicht den frohen Muth.

Das Pfingstfest kam; die erste Nacht
Ward mit Gesang und Tanz vollbracht
Da sammelte sich Groß und Klein,
Und sang und sprang im Mondenschein.
Der alte Martin aber schlich
Zu seiner Freunde Gräber sich.

Die Nacht war schön, ein Lüftchen nur
Durchzog des Kirchhofs stille Flur,
Und lispelte mit sanftem Hauch
Im thaubeglänzten Rosenstrauch,
Der frischgepflanzt von lieber Hand,
Am Grabe eines Jünglings stand.

Der alte Martin seufzte schwer,
Er sah empor zum Sternenmeer,
Und fiel aufs Grab, wo Anna schlief,
Voll heißer Andacht hin, und rief:
„Ach lieber Gott! ach führe du
Den alten Martin auch zur Ruh!

All' meine Freund' und Nachbarn hier
Sind längst, du lieber Gott, bei dir;
Ich bin so einsam und allein,
Und möcht auch gern dort oben sein.
Du lieber Gott, was soll ich doch
So spät auf deiner Erde noch?

Ich bin ja alt und lebensatt,
Mein Geist ist schwach, mein Herz ist matt;
Mein zitternd Haupt ist silberweiß,
Was soll hier noch der matte Greis?
Ach nimm ihn auf, und decke du
Sein müdes Haupt mit Erde zu!"

Und Martins Bitte stieg zum Ohr
Des großen Herrn der Welt empor.
Er winkt Erhörung seinem Flehn,
Und ließ den Todesengel gehn,
Daß er bereitete sein Grab,
Und nähm ihm ab den Pilgerstab.

Der Engel wehte Trost und Ruh'
Dem frommen Vater Martin zu;
Er trat zu ihm im Lichtgewand,
Und reicht ihm seine kalte Hand.
Er sprach zu Martin: „Küsse mich!"
Da küßt ihn Martin, und — erblich.

Mahlmann.

142. Der Lohn der Tugend.

Mit stillen, brünstigen Gebeten
Kam täglich, vor Jehovens Thron,
Arist ein, frommer Greis, getreten,
Und bat für seinen frommen Sohn.
Er ist, o Gott, mein Trost auf Erden,
Laß ihn dafür so glücklich werden,
Als dein Geschöpf es werden kann!
So betete der heil'ge Mann.

Einst sank er zu des Altars Fuße
In himmlische Begeistrung hin;
Da trat mit einem holden Gruße
Ein lichter Seraph neben ihn.
Der Herr, so sprach er, der dich höret,
Freund, hat dir deinen Wunsch gewähret,
Und morgen krönet hier der Lohn
Der Tugend dich und deinen Sohn.
Der Alte wacht in seiner Zelle,
Und betet, bis es Morgen war.
Jetzt tritt sein Fuß in die Kapelle.
Ein Leichnam liegt vor dem Altar.
Es ist sein Liebling — Keine Zähre
Entweiht sein Auge; Gott sei Ehre!
So ruft er, küßt mit Himmelslust
Den Sohn und stirbt an seiner Brust.

Pfeffel

143. Der Knabe und der Schmetterling.

Ein Knabe, der, sich zu vergnügen,
Im Felde Schmetterlinge fing,
Sah einen Trauermantel fliegen,
Den allerschönsten Schmetterling.
Ach, rief er keuchend, laß dich fangen!
Du sollst in meinem Schränkchen prangen,
Mein allerliebster Schmetterling!
Und sprang mit diesen Worten über Thal und Hügel
Dem Vogel nach, der bald sich niederließ,
Sich sonnte; bald mit schnellem Flügel
Dem brohnden Hute sich entriß;
Den kleinen Jäger jetzt auf Seitenwege führte,
Dann rückwärts flog, dann links, dann rechter Hand,
Und wenn der Knab' ihn fast berührte,
Schnell hinter einen Strauch verschwand.
Mein Kleiner läßt sich immer äffen,
Der Vogel fliegt zum Bach, er läuft ihm nach,
Und wirft, ihn endlich noch zu treffen,
Den Hut darüber in den Bach.
Doch selber der Verlust vom Hute
Bewaffnet ihn mit neuem Muthe.
Er jagte, warf und schlug, und seht! er fing,
Gleich da die Sonne unterging,
Zwar freilich nach verlornem Hute;
Zwar Leid und Kleid voll Staub; zwar bebend vor der Ruthe —
Doch, was thut das! genug, er fing
Den allerliebsten Schmetterling.

Michaelis

144. Der Hahn und der Fuchs.

Ein alter Hausbahn hielt auf einer Scheune Wache.
Da kommt ein Fuchs mit schnellem Schritt
Und ruft: O hör', Freund! die Sache
Verdient's, ich bringe gute Zeitung mit.
Der Thiere Krieg hört auf; man ist der Zwietracht müde:
In unserm ganzen Reich ist Ruh' und Friede.
Ich selber trag ihn die von allen Füchsen an.
Komm doch herab, mein Freund, daß ich dich herzen kann!
Was guckst du so herum? — Greif, Hatt und Bellard kommen.
Die Hunde, die du kennst, versetzt der alte Hahn,
Und als der Fuchs entläuft, fragt er: Was sticht dich an?
Nichts, Bruder, spricht der Fuchs, der Streit ist abgethan:
Allein ich zweifle noch, ob die es schon vernommen.

v. Hagedorn.

145. Der Bettelmann und der Tod.

Ein alter Bettelmann ging über eine Brücke,
Des Lebens müd' und satt sich in den Tod zu stürzen,
Durch einen Sprung von aller Noth sich zu befreien.
Die Furcht, kein ehrlich Grab zu finden, hielt zum Glücke
Von diesem Selbstmord ihn zurücke.
Doch hielt ihn dies nicht ab, zu jammern und zu schreien:
O Tod, verkürze meine Pein!
O Tod, erbarme dich! — In diesem Augenblicke
Erschien der Tod. Vor Schrecken fiel die Krücke
Dem Alten aus der Hand, und in den Strom hinein.
„Hier bin ich," sprach der Tod, „mich deiner zu erbarmen!"
So? lieber Tod, versetzte jener, bist du hier?
Mein Trost, mein Stab entfiel mir Armen,
Schwimm ihm doch nach, und hol' ihn mir!

Drollinger.

146. Das Pferd und das Fullen.

Ein alter britischer Wallach,
Der auf dem Eis' ein Bein zerbrach,
Kroch markerroll nach seinem Stalle,
In dem ein rundes Füllchen trab.
Ei, guter Oheim! was ist das?
Rief es, wie kannst denn du zu Falle?
So rasch ich bin, so ist doch mir
Der Fuß noch nie ausgeglitten. —
Ganz wohl, versetzt das arme Thier:
Allein du läufst noch nie im Schlitten.

So ist noch oft die Heiligkeit,
Womit sich kleine Seelen blähen,
Blos Mangel an Gelegenheit,
Die Fehler Andrer zu begehen.

Pfeffel.

147. Der Affe

Ein Affe dachte hin und her,
Es wär' doch besser, spielt er,
Wenn ich ein Mensch geworden wär'.
Da ließ ich Wasser, Wasser sein,
Und speiste Braten, tränke Wein.
Da könnt' ich mich in Ruhe pflegen,
Den Kopf auf weiche Polstern legen,
Und hätt' ich Aemter noch dabei,
Die wären für mich Spielerei,
Und ich besorgte sie so nebenher.
Doch würd' auch dies für mich zu schwer,
So hielt ich einen Sekretär;
Denn in der Welt kann alles gehn,
Man muß den Vortheil nur verstehn.
Da ließ ich mich dem Volke sehn!
Ich hätte Uhren, Ring' und Degen,
Und sechs Bediente allewegen,
Von silbernen und goldnen Tressen schwer,
Die gingen hinter ihren Gnaden her.
Ich hielte Kutscher, Pferd' und Wagen,
Und dürft in meinen alten Tagen
Mich nicht mit müden Füßen plagen.
Und hätt' ich nun den Tag recht lustig zugebracht,
So könnt ich jede Nacht
Mit wahrem fürstlichen Vergnügen
In meinen Federbetten liegen.
Pfui Teufel! das müßt ein Leben sein!

Ihn höret Zeus, und fällt dem Affen ein:
Sei Mensch; und Mensch von hohem Range!
Nur komm mir keinen Klagen mehr;
Du findest künftig nicht Gehör.
Gedacht, geschehn! Es währete nicht lange,
Daß er das neue Glück genoß,
Und Wein wie Wasser in sich goß,
Da ward dem jungen Herren bange.
Es meldeten sich das Podagra,
Und hundert Schäden hie und da,
Die kaum der Arzt zu nennen wußte,
Und Schwindsucht verschwiegen mußte.
Bei Tage jammert er nach Ruh,
Des Nachts schlief er kein Auge zu.
Zeus! rief er, Zeus erbarm dich mein
Und laß mich wieder Affe sein.

Wie oft thut ihr, ihr niedern Stände,
Den Wunsch, den dieser Affe that.
O folget lieber gutem Rath,
Brauchet eure Füß' und eure Hände!
Und wie vertauscht um Ehr' und Gut
Zufriedenheit und frohen Muth.

148. Die Tabackspfeife.

„Gott grüß Euch, Alter! Schmeckt das Pfeifchen?
„Was? der! Ein Blumenkopf
„Von rothem Thon, mit goldnem Reifchen!
„Was wollt Ihr für den Kopf?“

O Herr, den Kopf kann ich nicht laſſen!
Er kommt vom bravſten Mann,
Der ihn, ich weiß nicht welchem Paſſen,
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet lag man unter Leute
Der Türken Glieder mähn!

„Ein ander Mal von Euern Thaten!
Hier, Alter, habt kein Trepf,
Nehmt dieſen doppelten Dukaten
Für Euren Pfeifenkopf!“

Ich bin ein armer Kerl, und lebe
Von meinem Gartenfeld;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf — ich gebe
Ihn nicht um alles Geld.

Hört nur: Einſt jagten wir Huſaren
Den Feind nach Herzensluſt,
Da ſchoß ein Hund von Janitſcharen
Dem Hauptmann in die Bruſt.

Ich hob ihn auf mit meinen Armen! —
Er hätt' es auch gethan!
Und trug ihn laufs aus dem Gewimmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegt' ihn, und vor ſeinem Ende
Macht' er mir all' ſein Gold,

Und dieſen Kopf, drückt mir die Hände
Er liebt als ein wackrer Held.

Das Geld muſt du dem Wirthe ſchenken,
Der dreimal Plünderung litt!
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie, wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen, oder ſiegen,
Im Stiefel mit herum.

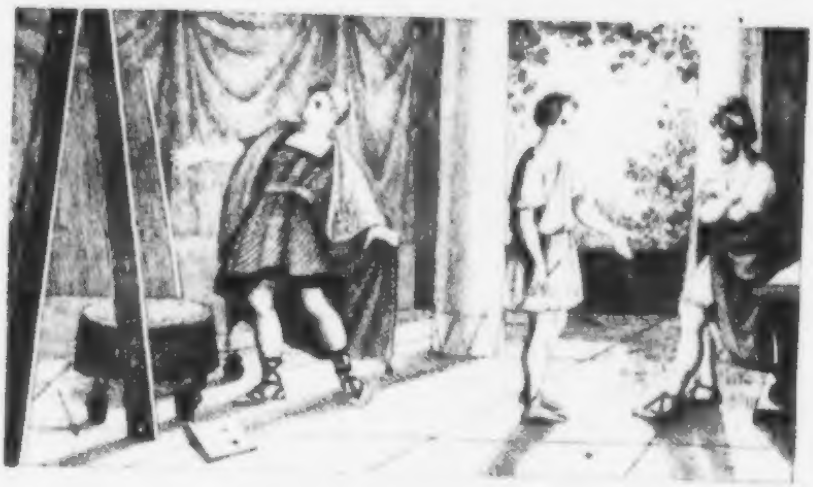
Vor Prag verlor ich auf der Strecke
Mein Bein, durch einen Schuß,
Da griff ich erſt nach meiner Pfeife,
Und dann nach meinem Fuß. —

„Ihr rührt mich, Alter, bis zur Thräne;
O ſagt, wie hieß der Held,
Dem ich einſt gleich zu ſein mich ſehne?
Gern preiſ' ich ihn der Welt.“ —

Man hieß ihn nur den tapfern Walther
Dort liegt ſein Gut am Rhein,
„Das war mein Ahne, lieber Alter!
Und jenes Gut iſt mein!

Kommt, Freund! Ihr ſollt bei mir nun leben,
Vergeſſet eure Noth,
Und trinkt mit mir von Walthers Reben,
Und eßt von Walthers Brod.

Nun topp! Ihr ſeid kein wahrer Ecke!
Ich ziehe morgen ein;
Und euer Dank ſei, wenn ich ſterbe,
Die Todtenpfeife, ein!



149. Der Maler.

Ein junger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einem Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.
Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O, rief er bei dem ersten Blick,
Ihr Götter, welch ein Meisterstück!
Ha, welch ein Fuß, und wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde
Mit viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm, und in dem Schilde,
Und in der Rüstung angebracht;
Der Maler ward beschämt gerühret,
Und sah den Kenner klüglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet:
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Gellert.

150. Die Eule.

Die Eule flog, nach einer alten Sage,
Gleich andern Vögeln nur am Tage,
Und schlief bei Nacht. Einst, als ihr Wildpret rar
Durch Frost und Wassersnoth geworden war,
Fing sie, genagt vom Hunger, kläglich an zu schreien
O Pallas! kannst du mir die Gabe nicht verleihen,
Den Raub bei dunkler Nacht zu sehn:
Die Tochter Jupiters erhört ihr Flehn.
Die Eule sieht, wohin sich jedes Thier verstecket
Kein Zeisig, keine Maus bleibt unentdecket.
Gesättiget und müde von der Jagd
Schläft sie, sobald die Sonn' erwacht.
Das Jahr darauf ist fruchtbar; alles brütet
Und mehrt sich siebenfach. Der Eule schmecket
Die Einsamkeit nicht mehr; sie sucht die nächste Nacht
Kein Futter, schlafen will sie, bis der Tag sie weckt.
Doch kaum erscheint der Tag, so schmerzet sie das Licht;
Sie taumelt, stößt sich, wird von Alt und Jung geneckt,
Und sieht forthin am Tage nicht.

Hast du dich von der Welt verwöhnet,
So taugst du nicht mehr für die Welt,
Dein Scharfsinn in der Schrift gefällt;
Dein Umgang aber wird verhöhnet.

Weiß.

151. Anſelm.

Noch mehr Vermögen zu bekommen —
Der Reiche muß ja reicher ſein —
Schifft ſich Anſelm in Hamburg ein.
Wie bald iſt nicht nach Indien geſchwommen.
Vergebens rufen ihn die nächſten Anverwandten
Vom wüſtlichen Entſchluß zurück!
Er ſpricht von ſeinem künftgen Glück,
Von Silber, Gold und Diamanten,
Von Inſeln, die er noch entdecken werde,
Von Schätzen auf und in der Erde.

Viel Glück dazu! das Schiff geht ab;
Die naſſe Reiſe ſcheint beflügelt,
Schon glaubt Anſelm ſein Glück beſiegelt
Schon ſiehet er das grüne Kap.
Allein, allein!
Die gar zu ſtille See pflegt Sturm zu prophezeihn.
Schnell wird der Himmel ſchwarz bezogen,
Der Sturm erwacht und reißt die Waſſerwogen.
Man bebt, man zieht die Segel ein,
Umſonſt! der Sturm fängt an, dem Untergang zu dräun,
Der Himmel bleibt unaufgeheitert;
Die Hoffnung ſinkt, das Schiff zerſcheitert!
Anſelm, Anſelm! das grüne Kap!
Ach, rief er aus, als er ſich auf ein Brett begab,
Das Bißchen Leben nur zu retten:
Wenn wir doch keinen Goldburſt hätten.

O Menſchen, ſchränket doch die durſtige Begierde
Nach Geld und Silber ein!
Und laßt des Herzens wahre Zierde
Den Reichthum eures Lebens ſein:
Kein Peru kann der Seele Werth erhöhn.
Sucht Schätze, die mit euch in Ewigkeiten gehn!

Hermann.

152. Der Irrwiſch und der Wanderer.

Ein Irrwiſch ging ins Feld; ein Wanderer ging ihm nach.
Geriethe in einen Sumpf, und brach
In Fluch' und Verwürf' aus: Verwünſchtes Licht!
So boshaft mich zu hintergehen! —
Mein Freund, ich führte dich ja nicht,
Verſetzt der Schein, wer hieß dich meines Weges gehen?

Schilt Andre nicht, wenn dir ein Unglück widerfährt:
Dem Unverſtand iſt Schelten unwerth.

Gellert.

153. Der Mann und das Vögelein.

Ein Vogler fing ein Vögelein,
Das ſprach zum Vogler: Sieh, wie klein,
Wie leicht ich bin! — Was nützt ich dir?
Laß mich zum Walde wiederkehren!
Aus Dankbarkeit will ich dafür
Dich auch ein ſchönes Sprüchlein lehren. —
Wohlan! laß ſehn, verſetzt der Mann,
Was mich ein Zeiſig lehren kann!

Das Vögelein war herzlich froh,
Und ſagte zu dem Vogler ſo:
Mein Spruch iſt der: Ein weiſer Mann
Glaubt nur, was er begreifen kann,
Und grämet ſich zu keiner Friſt
Um etwas, was unmöglich iſt. —

Ein rarer Spruch, verſetzt der Mann,
Den ſich ein jeder ſagen kann.
Wer glaubt wohl ungereimte Dinge?
Jedoch dein Werth iſt ſo geringe,
Daß ich damit zufrieden bin.
So fliege doch nur wieder hin,
Du Närrchen! ich entlaſſe dich.

Das Vögelein, ſobald es ſich
Auf einen nahen Baum geſetzet,
Denkt: Laßt uns ſehn, ob der Mann,
Der meinen Spruch ſo wenig ſchätzet,
Nun auch die Probe halten kann!
O! fängt es zu dem Vogler an,
O! ſeht ihn doch den dummen Mann,
Den auch ein Zeiſig äffen kann!
Denn wiſſe nur, mein Leib enthält
Das größte Kleinod von der Welt,
Den herrlichſten Karfunkelſtein,
Zwei Tonnen Goldes waren dein,
Die haſt du mit mir fliegen laſſen. —
Weg flog darauf das Vögelein.
Bald kommt es wieder aufzupaſſen,
Ob ſich der Mann hat laſſen äffen.
Der flucht, und ſchlägt ſich vor die Stirn. —
Mann! ruft es, haſt du denn kein Hirn?
Geht wohl ein großer Edelſtein
So leicht in meinen Schlund hinein,
Als Saat von Mohn, von Hanf, von Rüben?
Du warſt zu gierig, lieber Mann!
Sonſt wärſt du bei Vernunft geblieben.
Nimm immer noch ein Sprüchlein an:
Vogler macht blind, und Wünſche trügen!
Nun geh! und ich will weiter fliegen.

v. Nicolai.

154. Die beiden Affen.

Auf einem dicht bewachsnen Hügel,
Wo, vor der strengen Mittagsglut,
Einst eine reisende Gesellschaft ausgeruht,
Sahn unter einem Baum zwei Affen einen Spiegel.
Hans, der nicht wußte, was es war,
Besah den Fund an allen Orten.
Ei! rief er endlich, das ist Morten!
Du bist getroffen auf ein Haar!
Sieh! sagt er, und sah sich im Glase,
Sieh doch einmal die stumpfe Nase!
Das haarige Gesicht! wie ähnlich! ha,
Leibhaftig, Bruder, stehst du da!
Ei, laß doch sehn! sprach Morten — Hans, wie kannst du lügen?
Ist hier ein Zug von meinen Zügen?
Die Nas' ist platt, die Augen klein;
Dein ganz Gesicht stimmt überein.
Dies Bild, nach allem Recht, ist dein.
Doch willst du mir's zum Angedenken
Der alten Freundschaft gütig schenken;
So nehm ichs dankbar an! Trennt dich der Tod von mir,
So hab ich doch ein Bild von dir. —
Was hilft es, Thoren zu bekriegen?
Der ärgste Thor sucht allemal,
Weil Wahn zu seinen eignen Zügen
Ein brüderlich Original.
So oft ich auf den Schauplatz wandre,
Hör' ich von keinem: Das bin ich!
Ein Luchs ist jeder gegen Andre,
Ein Maulwurf aber gegen sich.

Michaelis.

155. Der Wolf, der Löwe und der Hund.

Ein Wolf hatt' einst ein Pferd zerrissen
Und fing nun an mit Appetit
Die Frucht des Sieges zu genießen.
Ein Löwe, der umsonst sich um den Raub bemüht,
Durchstrich den ganzen Wald, und kam mit leerem Magen
Dahin, wo unser Held die Mittagsmahlzeit hielt,
Und bald nur noch den ersten Hunger fühlt.
Den Wolf verdroß es zwar; doch durft er es nicht wagen,
Den unverschämten Gast, der stärker war, als er,
Mit scheelen Augen anzublicken.
Es fiel ihm in der That nicht schwer,
Sich diesmal in die Zeit zu schicken.
Was, dacht er, will ich thun? Gesetzt, ich sage Nein!
Und widersetze mich: so frißt er ungebeten
Und gleichwohl scheint es fast ein Schimpf für mich zu sein,
Ihm mein erworbnes Gut freiwillig abzutreten —
Ein Schimpf? Als ob die Noth, die keinen Mann entehrt,
Die einen Hektor selbst dem Stärkern weichen lehrt,
Der Tapferkeit zuwiderliefe! —
Doch unser Isegrim dacht' anders, hielt das Ding
Für schimpflich, sann daher auf eine List, und hing
Den Kopf, und that, als ob er schliefe.
Der Löwe kam und ließ sichs trefflich schmecken,
Und fürchtete sich nicht, den Wolf vielleicht zu wecken.
Indem er fraß, kam noch ein magrer Hund herbei,
Der wußte seinen Trieb unmöglich zu bezähmen,
Ein Maulvoll Pferdefleisch mit auf den Weg zu nehmen.
In Meinung, daß der Wolf im Ernst entschlafen sei.
Doch der ward schlimm bezahlt. Der Wolf sprang auf ihn zu,
Würgt ihn und sprach: Was willst denn du?
Verwegner! wer lud dich zu meiner Mahlzeit ein?
Ich lieg' und schlafe zwar; allein
Man schläft nicht jedem zu Gefallen.
Was man dem Einen gönnt, erlaubet man nicht Allen!

Stoppe.

156. Die beiden Hunde.

Zwei Hunde dienten Einem Herrn!
Der eine von den beiden Thieren,
Joli, verstand die Kunst, sich lustig aufzuführen,
Und wer ihn sah, ertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge,
Und spielte voller Ungestüm.
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge;
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln,
So falsch und boshaft war sein Herz!
Gleich fing er wieder an zu schmeicheln;
Dann hieß sein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt' und schrie,
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen.
Er hieß der lustige Joli.
Mit ihm vergnügte sich Lisette,
Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette,
Und beide theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit,
Sie aber übertraf ihn weit.
Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Wesen,
Zum Witze nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur; doch wachsam um das Haus.
Ging öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahren,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da fließen Thränen!
Seht! ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz.

So gilt ein Bischen Witz mehr, als ein gutes Herz!

157. Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn! sprach er, um dich zu versorgen,
Hab' ich vor langer Zeit einst einen Schatz verborgen.
Er liegt — — hier starb der Vater schon.
Wer war bestürzter, als der Sohn?
Ein Schatz — das waren seine Worte —
Ein Schatz? Allein an welchem Orte?
Wo sind' ich ihn? Er schickt nach Leuten aus.
Die Schätze sollen graben können,
Durchsucht der Scheunen harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.
Nach viel vergeblichem Bemühen
Heißt er die Fremden wieder ziehen,
Sucht selber in dem Hause nach,
Durchsucht des Vaters Schatzgemach,
Und sind't mit leichter Müh — wie groß war sein Vergnügen —
Ihn unter einer Diele liegen.
Vielleicht hat mancher eh die Wahrheit finden sollte,
Wenn er mit minderer Müh' sie suchen wollte.
Denn Wahrheit, die wir alle nöthig haben,
Die uns als Menschen glücklich macht,
Ward von der Weisheit Hand, die uns sie zugedacht,
Nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben.

Gellert.

158. Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste,
Warf vom durchsichtigen Gespinnste
Die Spinne einen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück,
Sie aufgeblüht, wie ein Pendant,
Der jetzt, von seinem Werth erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen schlichet.
Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen.
Sieht bieser Spinne lange zu,
Und fragt zuletzt: Was webst denn du?
Unwissender! läßt sich die Spinn' erbittert hören,
Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
Ich webe für die Ewigkeit!
Doch kaum erhielt sie den trotzigen Bescheid:
So reißt die Magd, mit Werken in den Händen,
Von den noch nicht gepaßten Wänden
Die Spinne nebst der Ewigkeit. —
Die Kunst sei noch so groß, die dein Verstand bringet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.

Gellert.

159. Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern sah,
Da hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gelebt, gehört, gethan!
Und fing, da er vom Tanzen redete,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf pelzisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sahn
Bewunderten die Windung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder,
Allein anstatt, wie er, zu gehn

Sie konnten sie kaum aufrecht stehn.
Und mancher saß die Länge lang darnieder.
Um desto mehr rief sich der Tänzer schön:
Doch keine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, scheuten alle, fort mit dir!
Du, Narr, weißt länger sein, als wir? —
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sei nicht geschickt: man wird dich wenig hassen,
Weil dann dir jeder ähnlich ist.
Doch je geschickter du vor vielen Andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen.
Zwar wird man wohl auf kurze Zeit,
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch bald macht dir aus der Geschicklichkeit
Der Neid ein unvergeßliches Verbrechen.

Gellert.

160. Der Affe.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
Im Brett einmal die Dame ziehn,
Und sah auf jeden Zug, den sie dem Steine gaben,
Mit einer Aufmerksamkeit, die stolz zu sagen schien,
Als könnt' er selbst die Dame ziehn.
Er legte bald sein Mißvergnügen,
Bald seinen Beifall an den Tag.
Er schüttelte den Kopf jetzt bei des Einen Zügen,
Und billigte darauf des Andern Schlag.
Der eine, der zum Siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn,
Der Affe stieß darauf an ihn,
Und nickte, daß er machen sollte.

Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
Wenn du's so gut verstehst? sprach der staunende Knabe.
Den? jenen? oder diesen da,
Auf welchen ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daß er sich fragen ließ,
Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja!

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob sie das, was du verstehst, verständen,
So frage sie um Rath. Sind sie mit ihrem Ja
Bei deinen Fragen deutig da:
So kannst du mathematisch schließen
Daß sie nicht das geringste wissen.

Gellert.

161. Die Berathschlagung der Pferde.

Ha! sprach ein junger Hengst, wie Sklaven sind es werth,
Daß wir im Joche sind! Wo lebt ein edles Pferd,
Das frei sein will! Wie glücklich war
In jener goldnen Zeit der Väter Schaar!
Die waren Helden, edel, frei,
Und tapfer! In die Sklaverei
Bog keiner seinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polacken.
Der weite Wald
War ihr geraumer Aufenthalt,
Auch scheuten sie kein offnes Feld;
Sie grasten in der ganzen Welt
Nach freiem Willen. Ach! und wir
Sind Sklaven! gehn am Joch, arbeiten wie der Stier!
Dem schwachen Menschen sind wir Starken unterthan!
Dem Menschen! — Brüder, seht es an,
Das unvollkommne Thier!
Was ist er? was sind wir?
Doch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn!
Pfui! auf zwei Beinen nur! —
Zieht er den [illegible]?
Sieht man, daß seine Nase dampft?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Ist er großmüthiger, als wir?
Ist er ein schön'res Thier?
Hat er die Mähne, die uns ziert?
Und doch ist er, o Schmach! der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn, wir fürchten seine Macht,
Wir führen seinen Wagen, wir lieben seine Schlacht:
Er siegt, und hört Lobgesang;
Die Schlacht indeß, die er gewann,
War unser Werk, wir hatten es gethan!
Was aber ist der Dank?
Wir ziehen ihn zur Pracht vor seinem Siegeswagen,
Und ach! vielleicht nach drei, vier Tagen,
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug!
Entreißet euch der niedern Sklaverei;
Entreißet euch dem Joch, ihr Brüder! werdet frei!
Leicht ist die Sache, halten wir
Nur fest zusammen. Sagt, was meinet ihr?
Er schwieg. Ein wieherndes Geschrei,
Ein wilder Lärm entstand, und jeder fiel ihm bei.
Ein weiser, erfahrner Schimmel nur,
Ein zweiter Nestor, sprach: Wahr ist es, die Natur
Gab uns die prächtige Gestalt,
Die keiner hat, als wir; auch gab sie uns Gewalt
In unserm Huf. Jedoch mit milder Hand
Bekam der Mensch weit mehr Verstand,
Der baute den Stall, worin wir sicher sind
Vor Bär und Wolf, vor Regen, Frost und Wind;
Wer macht, daß wir auch dann der Hungersnoth entgehn,
Wenn wir das [illegible] sehn.
Wenn Eis vom Himmel fällt, und alles weiß und [illegible]
[illegible] die Noth
[illegible] von unsern Krippen ab?
Der Mensch, der gute Mensch! [illegible]
Er streut Futter aus, und ärndtet sorglich,
Er drischet seines Korn, und bringt es unter Dach.
Zwar helfen wir dabei; doch thun wir keinen Schritt
Und keinen Zug umsonst. Er macht uns täglich satt
Mit Speis' und Trank, und wenn er Sonntag hat,
So haben wir ihn mit.
Wir dienen ihm, er uns; wir leben mit einander,
Sind mit einander frei. Der Rappe Bucephal,
Ein Grieche, welcher einst den Menschen Alexander
Auf seinem Rücken trug, war König in dem Stall,
Wie jener auf dem Thron. Und kam er in ein Feld,
Wo Ruhm zu ernten war, so war auch er ein Held.
Und beide, Pferd und Mensch, eroberten die Welt,
Und theilten den Ruhm des Sieges. Würden wir
Vom Bucephal sonst Nachricht haben?
Und läge nicht das edle Thier
Schon längst in tiefer Nacht begraben?
Menenius Agrippa mag so gut
Die Römer kaum besänftigt haben,
Da sie voll Uebermuth
Sich aus der Vaterstadt begaben,
Als dieser Nestor seiner Brüder Wuth.
Denn er voran, und nach ihm alle
Die muthigen Rebellen, Paar an Paar,
Selbst dem, der ihr Wortführer war,
Begaben alsbald sich wieder nach dem Stalle.

Gleim.

162. Mikromegas.

Ein Männchen war so winzig klein,
Als keiner aus dem Heer der Affen,
Die Jupiter zum Scherz geschaffen,
Und doch der Sehnsucht, groß zu sein,
Schon oft halb aus der Haut gesprungen.
Nichts ließ er unversucht; allein
Noch war kein Mittel ihm gelungen;
Das beste fiel zuletzt ihm ein.
Er machte sich vom Bambusrohre
Zwei Stelzen, und mit keckem Schritt
Erschien der kleine Schelm damit
In der erstaunten Brüder Chore.
Ein jeder ruft, so laut er kann:
Betrachtet doch den großen Mann! —
Geduld! ihr habt noch nichts gesehen.
Bald soll ein Titan vor euch stehen,
Versetzt er, klimmt auf einen Berg,
Und scheint nun, was er war, ein Zwerg.

So pflegt es manchem Schuft zu gehen.
Auf Stelzen pflegt er groß zu sein;
Doch wenn er sich, vom Stolz geplagt
Auf einen höhern Standpunkt wagt:
So wird der Riese wieder klein.

Pfeffel.

163. Der Kobold.

Einst ließ auf einer Burg ein Poltergeist sich sehen,
An Stirn und Bart ein Greis, an Wuchs ein Kind.
Gekleidet und gegürtet, wie die Pager sind,
Mit Reisekapp' und Stab versehen.
War je ein Kobold lebenswerth,
So war es dieser hier; er stand vor Stall und Heerd.
Doch durfte man durch Spott es nicht mit ihm verderben,
Sonst folgten Schläge, Beulen, Scherben.
Dabei besaß er auch die Kunst zu prophezeih'n.
Kein Sterbetag fiel unverkündigt ein.
Stets hatte man, noch eh' der Fall geschehen,
Den Zwerg in Bei verhüllt gesehen.
So unterschied er sich durch Dienst und guten Rath
Von Geistern, die die Menschen quälen.
Ich will nur eine That erzählen,
Die klügste, die vielleicht ein Kobold that.
Es sah das Schloß, nicht ohne Schauer,
Ihn plötzlich in der tiefsten Trauer.
Ein abgekrümmter Hut, der fast den Mann verbarg,
Ein ungeheurer Flor, der sich nicht enden wollte:
Dieß zeigte klar, daß bald ein Großer sterben sollte.
Die meisten deuteten es auf des Burgherrn Sarg.
Noch andre rietzen auf den Sohn und Erben,
Ja mancher sah sie beide sterben.
Man rieth sich müd' und jeder blieb gesund.
Doch endlich starb des Burgherrn Hund.
Was? willst du einen Hund zu meiner Freundschaft zählen?
So hörte man den Herrn auf seinen Kobold schmälen.
Nur nicht so hitzig! rief der Greis.
Wer ward von dir geküßt? aus deiner Hand gespeist?
Wer lag an deiner Brust? wer schlief in deinen Armen?
Wer fand in Schwachheit oder Noth bei dir Erbarmen?
Wer anders, als dein Hund? Natürlich fiel mir ein,
Er müßte wohl dein Bruder sein. —
Hier schämte sich der Herr. — Du, merke dir die Lehre,
Die dir das kleine Männchen giebt:
Daß der zu Menschen nicht gehöre,
Der Thiere mehr als Menschen liebt.

L. Schwehr.

164. Die Wespe und die Spinne.

Frau Spinne! rief die Wesp' einmal,
Wer hat dir solche Lust zur Einsamkeit gegeben?
Du führst ein todtengleiches Leben.
Mir wäre das die größte Qual. —
Ich wollte dich, versetzt die Spinne, längst schon fragen
Was ich nicht wohl begreifen kann:
Wie kannst du solch Geräusch ertragen,
Und hörst dich niemals satt daran?
Dies sind noch jetzt in unsern Tagen
Des stillen Grüblers und des lauten Hofmanns Klagen.

165. Der Feigenbaum und die andern Bäume.

Es sprach einmal der Feigenbaum
Zu Quitten-, Kirsch- und Apfelbäumen:
Wie gönnt der Mensch euch so viel Raum!
Euch sollt er aus dem Wege räumen,
Denn sauer seid ihr insgesammt,
Die ihr von sauren Aeltern stammt.
Unendlich übertreff ich euch.
Wer nur in meine Frucht gebissen,
Hat sie Entzücken rufen müssen:
Wie zuckersüß, wie honigreich!
Könnt' ich doch von der Stelle gehen!
Ich schäme mich bei euch zu stehen.
Sie sagten: Stolzer Feigenbaum!
Wir gehen alle, was wir können.
Und gönnt der Gärtner uns den Raum.
Warum willst du ihn uns nicht gönnen?
Es scheint, weil er uns stehen ließ,
Daß ihm vor unserm Obst nicht schaure,
Das keine schmeckt ihm oft zu süß,
Und dann erwählt er sich das saure.
Besäß er deine Frucht allein,
Sie würd' ihm bald zum Ekel sein.

v. Knonau.

166. Der Hund und die Maus.

Ein wohlbeleibter, großer Hund,
Der von des Herren Tafel aß,
Und täglich sich bis an den Schlund
Harpoenmäßig überfraß.
Sucht' auch die kleinsten Brosamlein,
Die hie und da zerstreuet lagen,
Und ließ die Mäuse Mäuse sein,
Und sie die Stühl' und Bänke nagen.

Deß straft ihn eine magre Maus,
Wie sauber räumst du doch das Haus!
Was taugen dir so kleine Bissen?
Du machst, o Hund, auf diese Weise,
Daß wir bedrängten, armen Mäuse
Vor Mangel noch verderben müssen.

Ei! sprach der Hund, was hast du dich
Der Hunde Speisen anzumaßen?
Ein jedes lebt allein für sich.
Iß du, was sonst die Käfer aßen,
Und was den Fliegen zugehört,
Und laß uns Hunde ungestört!

Ach, sprach die Maus, das muß ich wohl!
Du sackst dich übermäßig voll,
Und zwingst mich noch, den kleinsten Thieren
Ihr bißchen Naschwerk zu entführen.
Mit Vorsatz übertret' ich nicht
Die mir bekannte Mäusepflicht;
Doch ach! man kennt in größter Noth
Nicht Pflicht, nicht Ordnung, nicht Gebot.
Und dieses Unheil, wie ich spüre,
Rührt her vom Geiz der reichen Thiere.

v. Knonau.

167. Diogenes.

Diogenes, der in Athen
Bei Tage Menschen auszuspähen,
Mit Licht umherging; sieht im Gehn
Einst einen Priester vor den Thüren
Des Tempels der Barmherzigkeit,
Und ruft: Ich bitt' um eine Gabe,
Ehrwürd'ger Herr! um einen Deut,
Daß ich mein schwaches Alter labe.
Mein Segen gnüge dir, mein Sohn!
Versetzt der Pfaff', und schleicht davon.
Der Weise tritt an einen Laden
Voll Bänder, Fächer und Pomaden.
Hier drinnen stand ein schönes Weib;
Ihr kauft für euren Zeitvertreib,
Madam, wollt Ihr nicht auch des Armen,
Der fast verhungert, euch erbarmen?
Sie spricht, mich jammert deine Noth;
Da! kauf dir ein Gerstenbrod.
Drauf wirft sie mit vergnügtem Blicke
Der Krämerin zwölf Silberstücke
Für ihres Hundes Halsband hin.
Der Arme kraßt sich in den Haaren
Und geht. Der Prinz von Salamin
Kam diesen Augenblick gefahren:
Diogenes lief eilig hin,
Und hing sich an den goldnen Wagen.
Halt, Sohn der Götter! hör mich!
Fort, Schlingel! hieß es, packe dich,
Sonst laß ich dich zu Tode schlagen!
Ein Sklave, der von ferne stand,
Sprang auf, und riß mit edler Hitze
Den Alten weg, und seine Hand
Warf ihm zwei Heller in die Mütze.
Ihr Götter! rief der weise Mann,
Hier treff ich einen Menschen an:
Der gab mir tröstlich, der gab gerne;
Und hurtig löscht er die Laterne.

Pfeffel.

168. Torpil.

Torpil, der reiche Filz, gab einst, doch nur im Traum,
Ein königliches Mahl, und hatte hundert Gäste.
Aus Cypern war der Wein bei diesem Freudenfeste;
Der Schüsseln Menge fand nicht auf der Tafel Raum.
Entzückt sah er sich selbst im hellen Gästekreise.
Wie krümmt und quälet sich der ächzende Torpil!
Ihn wecken Geiz und Angst. Gleich schwört er tausend Eide,
Daß er, so lang' er lebt, nicht wieder träumen will.

v. Hagedorn.

[illegible]. Johann der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin,
Früh, mit den Lerchen um die Wette,
Spät, schon mit einem Fuß im Bette.
Und wenn er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals, aus freier Brust.
Ein Nachbar, mein Freund! Wie hieß ich schon wieder:
Wer war's? — Der muntre Seifensieder.

Im Lesen war er etwas schwach,
Er las nichts als den Almanach,
Und Hauspostillen, und Psalmen,
Die Winterabende auszufüllen,
Und schlief, die Schrift war oft nicht klar,
Beim Licht kleiner Bücher ein.

Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der, reich, und stolz, und lächerlich
Im Schmucke keinem Fürsten wich.
Ein Garkoch richtender Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der stets zu halben Nächten aß,
Und seiner Wechsel oft vergaß.
Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Sänger nimmer zu.
„Zum Henker! lärmst du dort schon wieder,
„Vermaledeiter Seifensieder!
„Ach, wäre doch, zu meinem Heil,
„Der Schlaf hier, wie die Austern, feil!"

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er am andern Morgen kommen,
Und spricht: Mein lustiger Johann,
Wie geht es euch? wie fangt ihr's an?
Es rühmt ein jeder eure Waare:
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?
Im Jahre? Herr, mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil sei.
So rechn' ich nicht. Ein Tag bescheert,
Was der, der nach ihm kommt, verzehrt.
Das bringt im Jahr — ich weiß die Zahl —
Drei hundert fünf und sechzig Mal.

Nun gut, so will ich anders fragen:
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen? —
Mein Herr, ihr forschet allzusehr:
Der eine wenig, mancher mehr,
So wie's denn fällt: Mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage;
Und, wer sie alle recht gezählt,
Der hätte mehr, wie ihr, gewählt,
Dem war die Arbeit kein Vergnügen,
Der war gewiß kein Seifensieder!

Drauf schien den Reichen zu erfreun,
Hans, spricht er, du sollst glücklich sein!
Jetzt bist du nur ein schlechter Prahler:
Da hast du hier hundert Thaler!
Nur entziehe mir den Gesang!
Das Geld hat einen bessern Klang.

Er dankt, und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als diebischer Furcht zurücke,
Hält seinen Beutel dicht umfaßt,
Und herzt und wiegt die liebe Last.
Dann wird, sobald er heim gekommen,
Des Beutels Inhalt hervorgenommen,
Gezählt, und Nummer fünf beschaut,
Und einem Kasten anvertraut.

Dem, allen Dieben Trotz zu bieten,
Ein dreifach Schloß und Wächter hüten,
Und den der feige Thor bei Nacht
Mit banger Wachsamkeit bewacht.
Sobald sich nur der Haushund regt,
Sobald der Kater sich bewegt,
Durchsucht er alles, weil er glaubt,
Daß ihn ein schlauer Dieb beraubt,
Bis, oft gebissen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen:
Sein Mops, der keine Kunst vergaß,
Und wedelnd bei dem Kessel saß;
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen,
So glatt von Fell, so weich von Tatzen.

Er lernt zuletzt, daß Gut und Geld
Nicht für die Sorgen schadlos hält,
Die der Besitzende genießet,
Dem Armut Kost und Schlaf versüßet;
Der braucht, was ihm sein Fleiß beschert,
Und nie vermißt, was er entbehrt.

Dem Nachbar, den er bald erblickt,
Wie der das Geld ihm zugeschickt,
Dem stellt er nun, mit Lust zur Ruh,
Den vollen Beutel wieder zu,
Und spricht: Herr! lehrt mich bess're Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen!
Nehmt euren Beutel wieder hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden:
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wiedergibt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder.

v. Hagedorn

170. Flora und die Blumen.

„Kinderchen des holden, süßen Frühlings,
Hört, o hört der Mutter treue Warnung.
Wenn ein leiser Westwind euch umschmeichelt,
Trauet nicht dem lächelnd süßen Werber.

Wartet, bis der goldne Vater rufet,
Bis die treue Mutter euch erscheinet,
Die euch weckt aus eurem Winterbettchen,
Und euch Kleider bringt und schöne Kränzchen.“

Also sprach zu ihren Blumenkindern
Flora scheidend, und ging auf zum Himmel.
Alle Blumen sagten ihr Gehorsam
Und Geduld zu, bis sie wieder käme.

Als sie kam, der goldne Vater Frühling
Rief die Kinder aus dem Winterschlafe,
Und die Mutter brachte schöne Kleider,
Rief umher, und sucht' und zählet' alle.

Ach da fand sie manches schöne Knöspchen
Früh hervorgelockt vom losen Winde.
Ausgetreten war's aus seiner Hülle,
Hatt' hervorgeblickt mit seinem Äuglein;

Und war bald erstarret von des süßen
Heuchelnden Verführers Hauch vergiftet:
Denn der Winterwind war Frost geworden,
Und erstarret stand das arme Blümchen.

Traurig rief die Mutter ihrem Zephyr,
Der es brach: und sie begrub es weinend.
Ach das ungeduld'ge, frühe Blümchen
Prangt nun nimmer mehr im Kranz der Flora.

Herder

171. Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch' verheertes Land den Nachruhm groß gemacht,
Floh einstens, nach verlorner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an,
Und ward von diesem frommen Mann,
Nebst seinem Reitknecht, aufgenommen;
Doch beider Tod war nah. Ach, fing der Reitknecht an,
Werd' ich wohl in den Himmel kommen?
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herren Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer und unwürdiger Mann;
Allein mein Herr, ja, der wird in den Himmel kommen,
Denn er, ach er hat viel gethan!
Er hat drei Könige bekriegt,
In sieben Schlachten selbst gesiegt,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.

Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an.
„Warum habt ihr denn alles dies gethan?“
Warum? zu meines Namens Ehren,
Und meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held, zu sein.
O! fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt' euch, laßt's euch nicht verdrießen,
Ich sag' es euch auf mein Gewissen,
Der Reitknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wahrlich mehr, als ihr, gethan.

Gellert

172. Die Stunden des Tages.

Entrückt von der Tage Geschwätze
Schlief unter Juno's schwarzer Macht
Der größte Theil der müden Erde.
Da sprach Juno zu der Mitternacht:
Geh' und versammle mir die Stunden,
Die diesen Tag der Welt entschwunden!
Gehorsam an die Pforten
Versammeln sich die Stunden ihrem Bunde.
Juno sprach, so waren sie vorhanden,
Gebt Rechenschaft, sprach er, ihr Töchter von der Zeit!
Der Tag wird noch der Welt, ihr flüchtig zu durchstreichen:
Was habt ihr in so vielen Strichen
Für uns're meiner Kinder Heil,
Vom Morgen bis zur Nacht gethan?

Ich, Juno, sprach die erste von den Stunden,
Fand noch die Welt vom Schlaf und Traume gebunden.
Die Weile wurde mir zu lang,
Drum schlief ich meinen Gang.

Gut! sprach der Götter Haupt, wie steht es mit der andern?
Ich fand, versetzte die, zwar Viele schon erwacht,
Man that bequem, ich machte was bedacht;
Man fing gemächlich an, von Haus zu Haus zu wandern.
Doch eh' ich noch was thun gesehn,
Zwang mich die Schwester, fort zu gehn.

Ich, fing nunmehr die dritte an,
Fand schon die ganze Welt geschäftig.
Man schwatzte, lachte, schalt heftig.
Doch ob man auch was was gethan,
Wird dir die vierte Stunde sagen.

Juno, sahe nun auch die vierte fort
Du mußt die fünfte Stunde fragen.
Von Arbeit weiß ich viel zu sagen,
Doch von Verrichtungen kein Wort.

Die fünfte sprach: zu meiner Zeiten,
O Jupiter, da sammelt es von Festen.
Da hab ich richten, schlichten, streiten;
Doch ob man etwas ausgerichtet,
Mein Vater, weiß ich weiter nicht.

Die Nächste sprach: ich hab sie speisen
Die folgende: Sie hielten Mittagsruh —
Die nach ihr kam: Auf meinen Reisen
Sah ich den Spaziergängen zu.
Die Stunden, die noch übrig waren,
Die fingen mit einander an:
In unsrer Zeit ward nichts gethan.

Wohlan, sprach Jupiter, die Erde soll erfahren,
Daß Jupiter die schändlichen Stunden wählt:
Geht mit dem Morgen aus, und wartet bis zu Jahren,
Dem zum Gebrauch der Stunden Weisheit fehlt.

Michaelis.

173. Perill und die Glücksgöttin.

Fortuna, wolltest du die Menschen recht beglücken,
So müßte den geschätzten Blicken
Die ganze Zukunft offen stehn.
Im Kummer würden wir alsdann auf nahe Freuden
Mit hoffnungsvollem Muthe sehn;
Im Glück, an unsre künftige Leiden
Gedenkend, uns zu hüten [illegible].
So sprach Perill. Wohlan! ließ sich die Göttin hören,
Ich will dir deinen Wunsch gewähren.
Hier ist mein Buch, und hier
Das Blatt, das dein Geschick enthält. Nimm hin und lies:
„Ein Wüterich wird einst Perill erwählen,
Und endlich auf der Folter sterben!"
Perill erblaßt und schweigt. Nun will ich sehn, Perill,
Spricht sie, wie glücklich dich die Nachricht machen werde.
Sie setzt sich, und verfolgt mit freundlicher Geberde:
Und eben dieses ist, was ich dir zeigen will.

Der Fürst läßt ihn nach Hofe kommen,
Er wird in seinen Dienst genommen;
Mit Ruhm erhoben, mit der Neigung. Ihn erwählt
Der Herr zum Führer seiner Heere,
Und ihn zum Richter seiner Ehre,
Wenn irgend ein Vasall in seiner Pflicht gefehlt.

Du siehst, Perill, du näherst dich dem Throne.
Allein Perill sieht nicht den Reiz der Krone.
Tiefsinnig, traurig, ohne Trost
Bringt er in seinem Glück die Stunde,
Und [illegible] Ruhe,
[illegible]

Ach Göttin! ruft er endlich aus, in diesem Glück
Betrug ich mich! Die Kenntniß seiner Pein
Verträgt sich nicht mit gegenwärtigem Glücke:
Das Gut, nur allein
Soll' uns bekannt, die Qual verborgen sein.

Wohl! sagt die Göttin an, auch dies will ich dir schenken.
Sogleich vergaß Perill der Folter Angedenken.
Nichts sieht er mehr, als den verheißnen Thron.
Schon groß und mächtig ist er schon,
Allein dies reicht ihm nicht. Eilt! Eilt, verhaßte Stunden!
Geschwindester Morgen, komm! damit ich König sei.
Der Morgen kommt, der Morgen geht vorbei:
Der Tag, so fest erwartet, wird nicht empfunden,
Wird ihm ein Jahr durch Ungeduld.

O Göttin, dies ist es nicht länger auszustehen.
Die Göttin spricht: Wohl! ist es meine Schuld,
Daß dich ein Glück gequält, was du vorher gesehen?
Allein du kennst mich! Sei ruhig, armer Thor!
Sie macht ihn wiederum unwissend, wie zuvor.

v. Nicolai.

Dies Bildchen gehört zu Nr. 169. Johann der Eisenfresser.

174. Weizen und Unkraut.

Es war ein Mann, der hatte den schönsten Acker
Der ganzen Gegend auf sich zu bringen.
Als aber seine Knechte, kaum daß sich
Mit Saat bedeckt in den Furchen war,
Die Körner mußte sorgen, und heimlich sprachen:
Auch mit dem auch hat Gottwald; und was immer
Das Sprichwörtlein zu dem Thema, will sprechen:
Er ist verzagt! hat es, Herr Herr,
Nicht seinen Samen auf das Feld gestreut?
Wie kommt denn denn Unkraut hier?
Verhehlen sprach der Herr: ein Feind
Da kam der Nacht und streut das Unkraut aus.
Das gibt nicht! Knie nicht Knechte sprang da
Herr, war ein Mann, so schau wir auch Acht,
Und reißen's aus. — Nein mögen, sprach der Herr,

Damit ihr nicht, wenn ihr auch Unkraut reißt,
Mit meinen Weizen, den ich ausgestreut,
Zugleich aber ausrauft. Lasset alle
Bis zu der Ernte wachsen, und ich will
Mähern den Schnittern sagen: Sammelt am
Zuerst das Unkraut auf, und bindet es
In Bündlein, daß man es verbrennen kann.
Den Weizen bringt in meine Scheunen ein.

Mein Freund, hörst nun du Christen Mann!
Wie viele den Weizen ausstreut, und so oft
Das Unkraut reifet, ist ein schlimmer Wirt
Der meine Ernte, ist dem Feinde gleich,
Der böse Unkraut in den Weizen streut!

Pfeffel.

175. Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, welchem sein Handel
Nicht gab ein sattes Auskommen,
Und auf den Markt am Montag ging
Zum Glück verkaufen sein Erzeugnis.
Er fand, indem er ging, auf Steine seinen Stumpen
Klein der unsichtbare Mann
Mit so für einen Weg.

Und auf der wenig Geld des Kaufmann und den Händler.
Sehr hart, und hat das Glück, daß mehr den eigentlichen.

O Herr, auf die du Gottheit ja,
Was willst du mich, daß ja begleiten?
Was mein glücklicher als du,
Wenn du gewollt, daß in dein Werk ja schaffen.

Pfeffel.

Zum Bilderbogen gehört zu Nr. 169: Johann der Seiltänzer.

176. Der Kanarienvogel

Ein Vogel aus Kanarien
Hat sich in deutsche Luft hin gewagt;
Schnell war ein Bürschen mit Netzen da,
Und fangen den Fremdling dann.
Ach, spricht da Hänsel, die nicht,
Was hilft, er singt nicht hell genug. Sein Vater hat recht!
Fort will ich, spricht da Rudolf zum Paar:
Der hilft sich selbst einen Käfig an.
Schwein wird er! hat ein Käfig an,
Nicht wahr? der Fremde, da sieht Schade!

Der Rudolf spricht: er singet nur so lange
Der Bürschen wollen nicht so sein!
Du Jammerhans! ganz recht!
Schon wird den Vögelein bange,
Die da in Freiheit, in der Morgenluft singen,
Wenn sie der Nachtigall, dem lustigen Finken, oder
Drist, auf so, Vogel! singen hör'n wollen.
Singt nicht den Lobgesängen, Freiheit!

Hiebel.

177. Der Mandarin und sein Sohn

Ein Mandarin hatt' einen Söhnchen,
Der Knabe war ich sehr artig,
Sein Schwert schimmert. Kurz, so ist, der Bube,
Macht ich vor der Schwierigkeit Thron.
Hat sie nur einen Vater hier,
Ich weiß, er ist bei Zeit recht,
Euch recht so dem Prinz zu Lehre geben,
Hier ist er, Prinzen sich sehr sehr Schwert,
Und ich die Lei! — Ein Mandarin Prinzen Mann,
Mandarin der Mandarin, dem Prinzen so zu gewichten!
Nun sich ihn auf die Zeichnung!

Der Prinzen sah erzürnt: Ich sehe dem gut,
O Kinder, sah Lehrer auf. — Nein, sah! Dein Schwert
Prinzen in die so viel! Du sah sah schlecht auf Knabe
Der Knabe ihn an die Pferd. Der Vater Ehre ich sie!
Ich sehe Mandarin einen vor sah
Ein chinesisch Schwertbruder.
Der Lehre schenkt mit Prinzen der Zeit
Der Mandarin. Herr, schon sah sehr sehr guten Rath,
Du sieht sich Prinzen Mandarin sah.

Pfeffel.

178. Der junge Kater.

[illegible]

Lichtwehr.

179. Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr.

[illegible]

v. Nicolai.

180. Die drei Ringe.

Ein reicher Mann hielt bei großen Festen
Jedesmal den schönsten Gastmahl;
Das Größte Feste währt nur ein,
Drei es ein Fest zu heißen.
Er übertraf an jedem Mittl.
Die Gäste insgesammt, so daß das Gerücht
Der Mann war oft auch durch Gastfreiheit klug:
Er wußte nicht, daß Zeitpunkt und Mittel
Stets bei den Großen Mehre machen.
Doch wußt' er, daß das war für ein gutes,
Ein gütig Zusammt zu machen. —
Ein gütig Zusammt! Das kann nicht möglich sein,
Dergleichen gibt es nicht. Auch nicht ein einziges! — Nein —
Nun gut! wir wollen mit besserer Meinung
Auf der Weisheit Stufen schreiten weiter.
Daß es dem Weisen in jenen frühen
Jahrhunderten auch mehrere Arten
Als heutzutag auch meinen Freunden,
Wer meinen Ring besitzt, auch meine Güte erbt.
Den Ring, welcher auf der nachsten Ring
Der hat Belieben Zeit auf seiner Hand empfing,
und den gleich nahen Freund auf dem Weg verlassen,
hat seine Güte bis dort unendlich [illegible]

Wer seinen Stein auf seinen Ring verwendet,
Der hat sich Müh' erspart,
Und macht ein Zusammt nach meiner Art:
„Ihr, meiner Lust zu sein, mich wurdet auch begnadet,
„Ihr seien meinen Freunden heim!"
Allein mein Zusammt gelingt zu Tische nicht. —
Es kann bei Leute Zank entstehen,
Es will der Gäste, die Meinen sagen Bitten,
Auch seiner Pflicht, schonend zu entfernen,
Die Gastlichkeit mit Vergnügen sein.
Es Gäste, der Gute hat, und er kann gelten,
Hat es gut, ohne sich durch Zwietracht zu verwirren,
Die Gastlichkeit durch den Ring von Tisch zu Tischen führen.
Der Gute, der gelegt hat den ersten,
Bekam sein Mahl bei guten Leuten;
Es waren Gute gleich, und gleich es seinen Zahlen,
Und sich seinen die gleich einsam mit den Ring.
Kommt durch drei Jahrhunderte,
Verbreitet er seinen Ruhm, bis daß am Ende kam,
Das Gastfreundschaft, und Freude seine Damen,
Und Liebe sich um seinen Ring.
Der arme Mann! Nun muß er sein Vermögen
Zum ewigen zwei seinen Stimmen suchen.
Doch sieh, auch das Ziel der Weis' erlaubt!
Zum Ziel, auf sein Begehr, der Ring Kandidat zum
Zwei Gäste, die dem ersten Tisch
Mitsammen Freude sind, in gleiche Kosten ein;
Er wählt sie, voll des Eifers, und macht von seinem Vermögen
Sich mit drei Ringen auch drei Gäste.

Es sieht. Das Zusammt ist klar.
Und der es schenkt, will schenken
Von seinem Gute Gutzgut nehmen.
Sie aber sind der Ringe drei.
Sich wählen sie sind, sein Schein auch, einerlei,
Sie wissen kaum zu sichten Leuten.

Die Sache war von Wichtigkeit.
Wem gleich, so man sich heiter schreit,
Und nimmt gelost zu Zeitschrift zu den Sachen
Und Gutes Mächtiges thaten,
Die Mehr' und Zeit sie Gute vielen,
Und mit schönem Recht schlichten.
Allein die Last sich Kunstgriff hatt!
Die Sache sich, und sieht sie jetzt noch, unentschieden
Doch ist nur seinen Ring zu jeder Zeit gefunden,
und glaubt, daß er sie nichten hat.

Es stellet Euch auf den Glauben treu,
Daß sie Gutzgut, sie ist zu frommen Sitten
Den seinen Meinen sich erhalten,
Als vielleicht, es einig wahre sei.

181. Der Hühnerhund.

Der treuen Diener guter Sinn
Ergötzt die weiteste Breite:
Bellt, wo sein Herr sie Hasen sehen,
Hat Hündchen Lust, die Jagde Lust.
Bellt auf das Pferd der Damen gleich
Was mag wohl, spricht er, Lieber Hund?
Kost ist es wie auch angelaut:
Doch wird er, wie ein Prinz, bedient.
Der Diener satt er, sein Kuchen
Und Schmeichelei schützen ihn.
Sagt! wo ist Herr und Zeug verblieben
Den Lieblichen aufgeladen?
Ich bin gelaut: was ist mein Lust,
Wenn ich Fell, Bach und Sumpf durchstreichen?
Hast Brot mit abgenagte Knochen!
Warum bin ich nicht gleichfalls krank?

Ich bin, nach jenen Weisen Leben,
Hat gute Schuld zu manchen Ach
Der strengen Vorsatzgesetz,
Der Zeiten Thorheit zu ehren.
Wollen wird krank, als Mensch genau
Entgeht der Thorheit sind verkommen.
Sich er den alten Tiger kommen,
Hat sprach: Gebrüll hat Sanftmut!
Der Hühnerhund erscheint gar heilig,
Sei es sein Lobspruch vernahm.
Und sieht Pferden war so freilich,
Daß es Ihnen [illegible] sei Ihm kam.
Es sich, wie Zeit, sagt begleitet,
Und krank, sich Lobeshebt
Auch Mutter Gehen meint, und sieht
Dem Weisen sicher als Gott bereitet.

Lichtwehr

182. Das Testament.

Philemon, der bei großen Schätzen
Ein christlich mildes Herz besaß,
Und Andrer Mangel zu ersetzen
Den eignen Vortheil gern vergaß;
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Nächsten beizustehn.
Zwei Nachbarn haßten ihn, zwei Nachbarn ruhten nie,
Viel Schimpfliches von ihm zu sprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher, als sie.
Ist dies nicht schon ein groß Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, sich für den Schimpf zu rächen.
Nein! sprach er, laßt sie nur sich schmähn,
Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
Wie viel sie Recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menschen haben können.

Er stirbt. Man sucht sein Testament,
Und liest: Ich will, daß einst, nach meinem Sterben,
Mein hinterlaßnes Gut die beiden Nachbarn erben,
Weil sie das Gut mir nicht gegönnt. —
So mancher Freund verwünscht dies Testament!
„Wie? kann ich ihn nicht noch beneiden?
Wie gibt er [illegible] diesen Leuten?“ —
Die beiden Nachbarn [illegible]
Den Sinn des Testaments [illegible].
Denn konnte [illegible] man nicht leicht zu [illegible],
Sonst hätten beide nichts [illegible].
Doch sie bekamen [illegible] das völlige Vermögen.
Wie rühmten sie den [illegible] nicht!
Er war die Großmuth selbst; er war der Armen Licht,
Und [illegible] sind sie des Testaments [illegible]:
Denn ob er stirbt, war er's noch nicht.

Zwei unsre Nachbarn nun beglückt:
[illegible]! Wie wollen [illegible] gehn.
Der eine Nachbar weint entzückt
Dem reichen Kasten Ruh und Leben.

Er hütet ihn mit treuer Hand
Und wacht, wenn andre schnarchend liegen,
Und wünscht mit Zittern sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Träume erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füßen aus dem Bette,
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit [illegible] Sorgen,
Sein vieles Gut vermehrt zu sehn,
Und nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, dem er leiht, doch leer zurücke gehn.
Kaum hat er sich noch satt gegessen,
Auch hungert er bei vollem [illegible],
Und schont das Brot, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gunst und über Zehrung ab,
Und wird, mit jedem neuen Tage,
Der Seinen Last und seine Plage.

Der andre Nachbar lachte sein:
Den Vortheil, sprach er, will ich nutzen;
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich der Sorgen nicht [illegible].
Er hält sein Wort, und hat in wenig Jahren
Sein vieles Gut in fremder Hand:
Durch Straßen, wo er sonst stolz auf- und abgefahren,
Schleicht jetzt sein Fuß ganz unbekannt.
Ach! sprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Daß uns der Reichthum wird verderben,
Drum hat er uns sein Gut vermacht.
Du hungerst karg, ich hab' es durchgebracht,
Wir waren werth, den Reichthum zu [illegible],
Denn keiner wußt' ihn recht zu nützen.

Gellert.

183. Der Reisende und der Wegweiser.

Ein Reisender kam auf an einen Fluß.
Den, wollt er nicht der Nacht Raub werden,
Mußt er durchaus mit seinem Roß passiren.
Doch dazu fehlt es ihm an muthigem Gemüthe.
Wer, rief er, kann dem Wasser trauen,
Das seine Ufer hat? kann man nicht Meilen laufen!
O daß ich niemand hier zu Rathe ziehen kann.
Ohn nicht zu forschen ist' — kam Glück kam ein Mann
Freund! rief er ihm, wärst Du Patronen traun,
Sich hier in diesen Strom zu wagen?
„Keine, hier ich schändlich sie im Stiche,
Als wie der Herr, reit unter mir,
Er reit ich, glaub' ich, auch in Höllen.
Es scheint mir gleichwohl manche Stelle
Nicht so gar kalt und tief.
„Es könnte sein — antwortet der Schalk — vielleicht,
Vielleicht auch nicht." — Nun mehr kann, ein Mann
Und Ernstgesicht, wenn Er will sie mir bezeichnen
Und zeigte mir den tiefen Pfad.
„Lebe wohl, mein Herr, dazu muß Rath."

Der Reisende reist schnell von seinem Gaul herab,
Der andere braust, just kann in seinem Zorn
Ein Thema Unsinn und weiter.
Mein Freund! Herr! wohin? ruft ihm der erste Reiter
Mit Schrecken nach: gemach, mein Freund, gemach!
Mein ist hier kein Schelm, Dieb und Aff!
Und ohne sich an sein Geschrei zu kehren.
Jagt er noch mehr, hört aber weit nicht hören.
Doch sieh, da hält er um, und kommt, o welches Glück!
Ganz kleinlaut an den Strand zurück.
Was soll gut, mir so viele Kosten zu machen!
Nun hat mein Pferd! kann mir ich keinen Dienst versprechen.—
„Ein Esel! — rufet der Thor — Nein, mir behagt das
Pferd
Doch schon ist gar zum Dank noch einer Lehre werth
Der einem wichtigen Geschäfte
Vertraut Du lustig hin oft Deine eignen Kräfte,
Meine Du kennst Dich, und traue Dir dem gar nicht,
Der so gefällig scheint, und, was Du weißt, verspricht
Und ob ich Dir einen Dienst und mich Dir zu
Warum ist keiner Hals für mich ein Anderer wagen?"

Gellert.

184. Die Theilung.

Ein reicher Vater war gestorben'
Drei Söhne hatten, und ihn Kind erwarben.
Sich auch erhielt. Nach langer Zeit
Kam Krieg ins Land. Da ich man mit der
Brandfackel, Mordgeist, Wüthereien
Zwei Brüder von den Seinen.
Verjagen durch der Feinde Macht
In meinen Jahren Hilf' und Rat

Der dritte hört, hin, und spricht: Ich will den Segen
Den ich, mit unser Väter Kind,
Durch Müh' gewann, durch Kind erwarb,
In dem geretten Eigenthum legen.
Was? Meine sollten auch sein?
Ich? meine Brüder? ich allein
Der Glückliche? — Verwaiste Brüder,
Kommt, theilt mit mir! — Und in Gnaden wieder

Hölty.

185. Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Obrigkeit,
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler, wer verdienter wäre.
O! rief die stachlichte Partei,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sei?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Blümchen in die Zellen tragen,
Und stets mit Kunst beschäftigt sind,
Daß unser Volk den Honig nimmt,
Wer sieht es nicht, daß wir die Besten sind,
Was braucht man also noch zu fragen.
Doch sehen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig sein,
Wüßten wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dies schadet unserm Werthe nicht;
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Stock uns für geschickt gehalten.
Er achtet unsre Pflicht auch schon,
Er soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir, mit euch zugleich vereint,
Zur gemeinen Republik gehören.
Sie trennen drauf sich Stachel mehr.
Nun wollten die, die Honig machten,
Zuerst, oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
Die Herrlichkeit in einer Pflicht
Besteht, sprach er, im Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Die sind allein die besten Bienen.

Gellert.

186. Der Kiebitz und die Eule.

Ein Kiebitz war einst spät zur Eule hingekommen,
Und klagt ihr sein schreckliches Unglücksfall:
Die Menschen, ach! sie haben mir die Eier all
Aus meinem Neste weggenommen!
Die Unglückserzählung! die Eulen nicht
Vom Mitleid, nicht vom mütterlichen Liebe;
Sonst würden sie — so spricht
Nicht ich, gekränkt mit innigem Wehmuthsbetriebe.
Die Eule wird vom bittern Schmerz erweicht,
Nimmt herzlich Theil an seinem Leiden,
Und doch, spricht sie mit sanftem Ton, mich däucht
Dies Unglück konntest du vermeiden.
Du bist doch schuld! — Ich schuld an dem Verlust?
Ich bin mir dessen nicht bewußt.
Was konnt' ich thun, dem Uebel vorzubeugen?
Du riefst ja, sagt die Eule drauf, durch dein Geschrei
Die Menschen selbst herbei.

Die Klugheit weiß zu rechter Zeit zu schweigen.

Seidel.

187. Der Hund und die Katze.

Zu seines Herren Katze
Sprach einst ein Hühnerhund, als eben sie die Tatze
Nach einem kleinen Vogel streckt',
Und ihn des Thierchens Schreien weckt:
Ei was soll doch dies dumme Mädchen!
Laß mich und hier die Vögel ruhn.
Geh auf den Hof und hol' ein Huhn,
Das kannst du sonder Müh erhaschen,
Und füllet dir
Dein Eingeweide besser,
Als zwanzig solche Mückenfresser.
Geschwind gesagt, verfehlte hier
Die Vogelfängerin, und strich sich mit der Tatze
Den Knebelbart. Wär ich an deinem Platze,
Ich wüßte klug den Rath. Am Willen fehlt mirs nicht;
Nur schade, daß es mir an Kraft dazu gebricht.
Ein Huhn ist stark; was würd' auch Mutter sagen,
Käm sie dazu? Doch dürft ich Sie wohl fragen,
Mein lieber Waidemann,
Warum Sie denn und wann
An dürren Knochen sie die Zähne sich zermalmen?
Ein Kälbchen an der Weide dort,
Wie durstig treiben Sie's nicht fort?
Das würde besser doch Ihr Eingeweide füllen,
Als jene Speise sonder Saft.
Wohl wahr, versetzt der Hund; auch hätt' ich sicher Kraft,
Dem Kälbchen fein im Stillen
Das Hälschen umzudrehn; nur fehlt es mir dazu —
An Muth meinst du?
Nein, wahrlich nicht! am Willen.

Wie gut, daß Hang zur Grausamkeit
Nur selten sich beim Starken findet!
Und Schwäche oder Furchtsamkeit
Dem Bösewicht die Hände bindet,
Der sie der lieben Unschuld übern,
Die oft sie nur beim Wollen meinet!

v. Stamford.

188. Jupiter, die Thiere und der Mensch.

Als Jupiter der unbewohnten Erde
An Thieren Adler' und Menschen that,
Bestimmt' er jeglichem den künftigen Beruf,
Sein Lebensziel, sein Theil Vergnügen und Beschwerde.

Zum Esel sprach der Gott: Dein Schicksal legt dir Last
Und harte Knechtschaft auf, nur Disteln, keine Rast.
Dies ist dein Loos, ertrag's und lebe dreißig Jahre.
Der Esel Erstling schreit: Zu viel verleihst du!
Wie? Dreißig Jahre? Herr! ich nehme mir zwanzig Jahre,
Sonst quält ich mich zu lang, es grauen mir schon die Haare.
Zeus winket ihm Erhörung zu.

Zum Hunde spricht er: Wache fleißig!
Hüt' eifrig Haus und Heerde; du bekommst von mir
Muth, Treue, Wachsamkeit, und du erreichst dafür

Zu edlen Jahren fünf und dreißig!
Das Mädchenamt ist schwer! ich bitte, Herr, um die.
Die Dauer meiner Pflicht und Mühe einzuschränken:
Und fünf und zwanzig mir davon zu schenken!
Die Gunst gewährt ihm der Gott.

Zum Affen sagt er drauf: Du Halbmensch, deine Mienen,
Dein ganzes Wesen kann zu nichts als Kurzweil dienen;
Du machst, geschickt, bei der Knecht' und Kinder Spott
So viele Jahre lang, als ich dem Menschen Tage gebe;
Du wirst nach der Affen Zahl ...
Mich doch der Hälfte! lächerlich zu sein,
Bedarf ich wenig Zeit. Zeus willigt ein.

Es nähert sich der Mensch. Du meine Freude,
Spricht Jupiter, du zierst mein neues Götterwerk;
Du bist mein Meisterstück. Wie ist die Erde dein!
Für dich so schön, so fruchtbar, so voll Schätze!
Versäume nicht, dich zu ergötzen,
Weil ich zum Leben dir nur dreißig Sommer lege.

Fast wie der erste Blitz, der erste Donnerschlag,
Erschreckt ihn dieses Wort. Er ruft: Dein Schöpfungstag,
O Zeus, bereichert mich mit deinen besten Gaben.
Doch soll mein Dasein nur so wenig Jahre haben?
Das ist bejammernswerth! O wenn ich erbitten mag,
Wünsch' ich, du wollst mir zu meinem längern Leben,
Was du dem Esel, Hund und Affen abgekürzt, geben.
Es sei, sprach Jupiter, doch sind solche Schöpfungen;
Dein längres Alter soll nach jenen dreißig Jahren
Nach jedes Thieres Stand erfahren.

Ganz unveränderlich ist dieser Götterschluß.
Nur unsre Jugend ist der Sitz der Zufriedenheiten:
Wir spielen dreißig Jahr ohne Gram und Ueberdruß.
Wir kennen nicht den Zwang der strengern Zeitzeiten,
Und unser Leben ist Genuß,
Und wußte Jupiter nur solche Alter geben.
Ach, hätte doch der Mensch nie diesen Wunsch gethan!
Hört' ihn kein Gott verdient, nach seinem Ziel zu streben!
Kaum, daß der Jahre Lenz, die Zeit der Lust, verstreicht,
So überladen wir mit unermeßnen Bürden
Der Hausstand, Aemter, Pflichten, Würden,
Bis daß der Esel Last dem trägsten Lastthier gleicht.
Der Handelsmann lebt nur seinem Gute,
Vermeidet den Gebrauch, ... was er hat,
Häuft, verehrt, zählt, verschließt, ... den Vorrath,
Ist schlechter, wie dem Hund, auch ein so scharfer Hüter
Der ... Reichthum, den sein Alter sorglich macht,
Liegt, wie der Halbmensch, an der Kette.
Noch glücklich, wenn er nicht auch dessen Schicksal hätte,
Daß ihn Kind, Knecht und Magd belacht.

v. Hagedorn.

189. Der Hirsch und der Fuchs.

Hirsch! wahrlich, das begreif ich nicht,
Sprach einst ein Fuchs zum Hirsch, wie du so gern
Und zitternd läufst, wo dir der Muth so bald gebricht,
Der schlechte Windhund kann dich jagen
Besieh dich doch, wie stark du bist!
Vergleiche doch die Stärke deiner Glieder!
Den größten Hund, so groß er ist,
Wirft ein beherzter Stoß des spitzen Horns danieder.
Und muß man nicht die Feigheit übersehn,
Wie Hunde sind zu schwach zum Widerstehn:
Doch, daß ein Hirsch nicht weichen muß,
Ist unverwehrt. Hör' meinen Schluß:
Ist jemand stärker, als sein Feind,
So darf er sich nicht schon vor ihm zurücke ziehen.
Du bist den Hunden nun weit überlegen, Freund.
Drum schick' einmal, darfst du wohl fliehen? —
Gewiß, ich hab' es nie so richtig überlegt,
Versetzt der Hirsch, von nun an bleib ich unbewegt,
Wenn mich die Jagdhund' überfallen.
Von nun an widersteh ich allen.

Zum Unglück, daß der Jäger Schaar
So nah mit ihren Hunden war.
Sie hallten, daß der weite Wald
Von dem Geräusche widerhallt,
Und schon ist Schwach und Stark, ist Fuchs und Hirsch entflohn.
Natur wirkt mehr, als Demonstration.

Lessing.

190. Die Tulpe und das Veilchen.

Nicht weit von einem Veilchen stand
Die stolze Tulpe da,
Und sprach, den Kelch ihm zugewandt,
Verächtlich, als sie es sah:

Wie niedrig stehst du, wie versteckt!
Bemerkt man dich doch kaum!
Ich rag' hervor, bin gleich entdeckt,
Gleich einem zarten Baum.

Mir hat der kluge Gärtner hier
Den besten Platz ersehn.
Bewundernd steht er oft bei mir,
Und ruft: wie schön! wie schön!

Wer aber sieht und rühmet dich?
Wer deiner Farben Pracht?
Und wie sich gar mit mir vergleich',
Vergleiche Tag und Nacht. —

Sei immer stolz! mich kränkst du nicht
Ich habe Wohlgeruch,
So viel ich kann, dies ist mir Pflicht
Und auch Belohnung genug.

Magst du gleich, bewundert sein,
Den Vorzug gönn' ich dir.
Ich flöße Ruh' und Sehnsucht ein;
Den Vorzug gönn' auch mir.

191. Der Bischof und der Bettelbube.

Einst ging ein Bischof durch die Straße,
Als sich ein Bettelbub' ihm naht,
Der, mit tief abgezognem Hut,
Ihn anspricht: Herr! sein Sie so gut —
Wie an dem Hals steck' ich in Schulden —
Und schenken Sie mir einen Gulden
In diesem lieben neuen Jahr:
Das wär ein christlich Werk, fürwahr!
Was? schreit der Bischof eifervoll,
Ich glaube, Junge, du bist toll!
Ein Gulden, bei so schlechter Zeit,
Ist wirklich keine Kleinigkeit!
Nun, Herr, fällt dem der Bettler ein,
So müssen es acht Groschen sein!
Nichts, nichts! versetzt der Bischof drauf.
Geh fort! und halte mich nicht auf!
Acht Groschen! einen Groschen dann!
Fort! fort! auch den nicht. — Nun wohlan!
Sie sehn, wie ich mich handeln lasse.
Ein Hellerchen! Geh deiner Straße!
Nichts, gar nichts! hörst du? — Das ist arg!
Doch sind Sie mit dem Gelde karg,
So lassen Sie sich nur bewegen,
Und geben mir doch Ihren Segen!
Den sollst du haben, lieber Sohn!
Erwiederte mit sanftem Ton
Der Geistliche. Knie hin vor mir,
Den besten Segen geb' ich dir. —
Nein! sprach der Bube gar verwegen,
Behalten Sie nur Ihren Segen;
Ich hab' ihn allzuschnell bedacht:
Denn wär er einen Heller werth,
Hochwürdiger Herr, Sie gäben ihn
Gewiß nicht so gutwillig hin.

[illegible]

192. Der Kukuk und die Grasmücke.

Zum Kukuk sprach die Grasmücke,
Die ihn auf einem Baume sah,
Und neben ihm, mit Kummer in dem Blick,
Wehmüthig bittend stand:
O sorge doch, daß nie dein Kukuksei
Mehr in mein Nest gelegt werde;
Die Jungen machen mir zu viel Beschwerde,
Und ein entsetzliches Geschrei.
Sie nehmen meinen Jungen Futter
Wie aus dem Schnabel weg, und traurig sehn
Und schmachten meine Kleinen. Ich als Mutter
Muß sie wohl gar verschmachten sehn.
Auch werfen diese fremden Gäste
Die Schwachen endlich aus dem Neste.
Das ist für ein gefühlvoll Mutterherz
Ein namenloser Schmerz. —
Was willst du, sprach der Kukuk, mit der Klage?
Ich glaube gar, Erbarmen oder Schutz.
Was nicht zu ändern ist, ertrage!

Was kümmert Stolz und Eigennutz
Sich um des Nächsten Noth und Plage?

[illegible]

193. Das Kamel.

Nach seines Meisters heiserer Pfeife
Und einer Trommel hohlem Ton
Zog ein Kamel, mit einem Schweife
Von Buben einst durch Lissabon.

Die Pforten und die Fenster sprangen,
Wohin das Thier den Fuß nur hob,
Und hundert Recensenten sangen —
O Wunder! — gleich entzückt sein Lob.

Ei, seht doch! rief der hohe Priester,
Wie sittsam es die Kniee beugt!
Dabei, versetzte der Minister,
Trägt es, so schwer man will, und schweigt.

Wie stolz hebt es die hohe Stirne
Und seinen Schwanenhals empor!
Kräht eine hochgeborne Dirne,
Und wirft die freche Brust hervor.

Schweig, eitles Ding! und laß dir sagen,
Brummt ihre karge Großmama,
Daß man es oft zu ganzen Tagen,
Gleich den Karthäusern fasten sah.

Ein Hauptstück habt ihr übersehen,
Sprach jetzt ein Buckliger zu ihr;
Der Höcker ist, ihr müßt's gestehn,
Das schönste noch am ganzen Thier.

So ist der Menschen Lob beschaffen.
Ein jeder preist nur, was ihm nützt,
Nur seinen Freund, nur seinen Affen,
Nur das Talent, das er besitzt.

Pfeffel.

194. Das Hündchen.

Ein Hündchen hatte sich durch Necken
Das Knurren angewöhnt.
Zwar war es Anfangs bald versöhnt,
Doch auch sein Zorn war leicht zu wecken.
Man schalt, man straft' auch wohl: allein
Was half's? Es fing in solchen Fällen
Nur desto stärker an zu bellen,
Und biß noch ebenein,
Und biß, wie man leicht denken kann,
Zuletzt fast überall und jedermann.
Was ward am Ende draus? so wirst du fragen:
So hör' es: als es einst auf Jemand bellt' und biß,
Und ihm von hinten zu sein Kleid zerriß,
Da ward es jämmerlich geschlagen,
Und blieb zeitlebens lahm.
Was meinst du, war es zu beklagen,
Daß es solch Ende mit ihm nahm?
Konnt' es doch selber nichts, sich zu entschuld'gen, sagen.
Das eine — merk es! — sagt' es nur:
Vertilge früh des Bösen erste Spur,
Gewohnheit wird zur anderen Natur!

Reidel.

195. Die zwei Todtenköpfe.

Beim Graben einer Gruft sah
Ein Todtenkopf den andern liegen,
Und sprach: Wer bist du, der so nah
Sich darf zu meiner Gruft verfügen?
Ich war, sprach der, ein Ruderknecht,
Ab schwarzes Brod, trank aus den Flüssen,
Schlief auf der Erde, lebte schlecht,
An Schuh und Kleidern abgerissen,
Bis der erwünschte Tod mich fand,
Den ich oft inniglich begehrt:
Der hat mich aus dem Joch gespannt,
Und mir die Freiheit nun gewähret.

Gemeiner Kerl, hinweg von mir!
Schrie ihm der andre Kopf entgegen,
Nichtswürdiger! was willst du hier?
Dein Zuspruch ist mir ungelegen.
Ich bin ein andrer Mann, als du!
Ich bin mit Königen verwandt,
Und nicht aus Pöbelblut entsprossen!
Ich trage Stern und Ordensband!
Ich fahr in prächtigen Karossen!
Ich streue Tonnen Goldes aus;
Ein großer Palast ist mein Haus.
Im Keller hab' ich Fässer Weine
Aus Ungarn, Welschland und vom Rhein.

„Ich bin! ich hab'!" Ach, armer Mann!
Ich war, ich hatte! mußt du sagen,
Hub' hier des Sklaven Schädel an.
Du hast ja nichts mit der getragen,
Ich seh' nicht Stern, nicht Ordensband,
Auch nicht dein königlich Gewand;
Ich seh' nicht deine Fässer Wein
Aus Ungarn, Welschland und vom Rhein;
Ich seh' nicht deine Tonnen Geld,
Nicht deine prächtigen Karossen,
Was du besessen und genossen,
Blieb alles auf der Oberwelt,
Dort oben war ein Unterschied,
Hier sind wir gleicher Herrlichkeit.
Hier gleicht dein Schädel jedem Schädel;
Schön sieht wie häßlich, arm wie reich;
Dumm sieht wie klug aus, schlecht wie edel:
Der Tod macht Hack' und Zepter gleich.

Triller.

196. Die beiden Maulthiere.

Zwei Maulthier', eines mit des Amtmanns Kasse,
Das andre mit des Müllers Hafer wohl bepackt,
Marschirten Einen Weg. Der Esel, mit dem Fasse
Voll Münze, trabte nach dem Takt,
Warf stolz den Kopf empor, ließ hell die Schellen klingen,
Und blickte triumphirend oft
Den Nachbar an, der still einher ging. Plötzlich springen
Sechs Räuber aus dem Busch, die lang' auf Raub gehofft
Dem Kassendiener wird die Baarschaft angehalten,
Und als er sich zur Wehre setzt, der Kopf gespalten.
Den Hafertrager läßt man ruhig gehn.
Der ruft: Dank sei der Armuth! Ich bin ohne Wunden.
Schatzmeister, dir wär' auch kein Leid geschehn,
Hättest du beim Müller einen Dienst gefunden.

v. Wulfen.

197. Karl der Fünfte.

Des Kriegs mit Schwert und Worten müde,
Floh Karl der Fünfte von dem Thron
In eine Zelle, suchte Friede,
Und fand ihn hier. Dem Götterfohn
Gab nun ein Gärtchen mehr Vergnügen,
Als einst Pausens Herbeerfeld.
Nicht Cäsar mehr, war er noch Held,
Doch bloß um über sich zu siegen.
Sein Zeitvertreib war Gottes Welt
Mit ihrem großen Bilderbuche,
Auch macht er allerlei Versuche
Auf Turriano's Geist gestützt;
Schuf öfters wandelnde Figuren,
Mit Dädals Kunst aus Holz geschnitzt.
Sein liebstes Spiel trieb er mit Uhren:
Er drehte sie, wie sonst den Staat,
Zerlegte, prüfte jedes Rad,
Und zeigte jedem seine Sphäre.
Einst sann er wochenlang darauf,
Ob es denn gar nicht möglich wäre,
Zwei Pendeluhren gleichen Lauf
Und einen gleichen Ton zu geben.
Allein umsonst war seine Müh',
Umsonst auch seines Freunds Bestreben.
Ei! rief er endlich lachend, sieh,
Es will uns nicht einmal gelingen,
Zwei Seiger in ein Joch zu bringen,
Und mir und meiner Priesterzunft
Kam es zu Sinne, die Vernunft
Von Tausenden und ihr Gewissen
In eine gleiche Form zu gießen!

Pfeffel.

189. Der Schmetterling und die Biene.

Was fliegst du doch den ganzen Tag
So flatterhaft umher?
Schon oft dacht' ich darüber nach,
Was wohl die Ursach wär?

Ich seh doch nichts hervorgebracht.
Du hast, so viel ich weiß,
Nicht Honig oder Wachs gemacht,
Wie ich durch meinen Fleiß. —

So sprach die Bien' auf einer Ros',
Aus der sie Honig sog,
Zum Schmetterling, der sorgenlos
Zu ihrer Nähe flog.

Ich kann, so sprach der Schmetterling,
Nicht rasten und nicht ruhn
Vor vieler Arbeit, kleines Ding,
Kennt' ich bis jetzt nichts thun. —

Geschäftig ohne Absicht sein,
Und wär' es lebenslang,
Bringt nicht Gewinn, nicht Freuden ein,
Ist nichts als Müßiggang.

Einst bleibt von deinem Dasein auch
Nicht die geringste Spur.
Denn Kraft und Zeit sind zum Gebrauch!
Der Weise lebet nur.

199. Der Vater und sein Sohn.

Ein guter frommer Bauerknabe,
Den Junkis Hund einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herren, mit einer guten Nacht
Recht derbst zu thun, wieder kam,
Ganz, kurz nach der verübrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land,
Frau, die im Stein nicht Zeit zum Lügen fand,
Lag auf die unverschämteste Weise,
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt,
Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mirs glauben oder nicht,
So lag' ich euch und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — — dazu gerathen habe.
Nicht weit vom Weg, wo man nach Frankreich führt.
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd.

Gut, sprach der Vater, nimmt mich Wunder,
Obwohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn,
Für euren Exempel mich besonders,
Und werden keine Stunde gehn,
Da wirst du eine Brücke sehn. —
Wir müssen selbst darüber gehn —
Da hat so manchen schon betrogen:
Denn abentheuer hilft dort nicht gar zu nichts sein.
Auf dieser Brücke steht ein Stein,
An den läßt man, wenn man denselben Tag gekramt,
Und stiehlt, und leicht sogleich das Mein.
Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen.
Ach! sprach er, lauf doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen!
Wie groß, sagt ich, daß er gewesen wär'?
Wie euer größtes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, ist fünf mir's ein, war erst ein halbes Jahr,
Allein das weiß' ich wohl beschwören,
Daß er so groß, als mancher Ochse, war.

Sie gingen noch ein gutes Stück,
Doch Fritzchen schlug das Herz. Wie konnt es anders sein?
Es bricht doch niemand gern ein Bein.
Da sah nunmehr die rechterliche Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
Ja, Vater, fing er an, der Hund, von dem ich rede,
War groß, und wenn ich ihn auch noch vergrößert hätte:
So war er doch viel größer, als ein Kalb.

Die Brücke kommt. Fritz! Fritz! wie wird dirs gehen?
Der Vater geht voran, doch Fritz hält ihn geschwind.
Ich, Vater, spricht er, seid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen,
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind. —
Kannst du den Thoren durch Vernunft nicht bessern,
Gedichte dann ein ähnliches Vergehn,
Und such das Thörichte noch zu vergrößern,
Der Thor wird dann wie vor dem Spiegel stehn,
Und tief beschämt sein eignes Bildniß sehn.

Gellert.

200. Verdienst und Zufall.

Vom engen Wirkungskreis, der es lang umfing,
Und der beschränkenden Stille,
An der sein Herz, als an der treusten Freundin hing,
Entriß sich das Verdienst, und unternahm — was's Größ'!
Wer's hat Vermögen einer Kraft,
Die durch den Nichtgebrauch erschlafft? —
Die wühlende Wanderschaft
Nach Fremdem Heiligthum. Der Weg, wie der zur Hölle,
Ist breit, ist immer voll, nur nicht so blumenreich.
Bei jedem Schritt begegnet euch
Ein Abenteuer: Unfall zeichnet jede Stelle.
Der Ritter Glücken tritt hier recht nach seinem Sinn,
Erblickt eine Straße dem, wirft dem Fehdezeichen hin,
Und weiß dabei den Anlaß sich zu geben,
Als ließ er augenblicks für euren Dienst sein Leben.
Bei solchen Fährlichkeiten denkt ihr leicht,
Daß das Verdienst den Rückweis anzuweichen,
Und, sich durch manche Wege durchzuschleichen,
Unfähig, nur erst spät sein Ziel erreicht.
Allein ihr wähnt, der Priester hab' ihm unterlassen
Den Ehrentempel aufzuschließen,
Es heiß umarmt, und mit geheimnißvollen — Posen
Den längst bestimmten Kranz ihm überreicht?
Nichts weniger! der Tempel war verschlossen.
Doch ähnlichen Empfang ist das Verdienst gewohnt,
Die kleinste Bitte wird schon oft ihm abgeschlagen,
Schon oft die schönste That durch Thorte nur belohnt.
Es läßt auch hier, für jämmerliche Klagen
Zu flehn, sich in Geduld. — Ein alter blinder Mann
Läßt anklopfn, als Pförtner wie er kann
Und ruft dir, Narren, ohne Fragen
Und ohne Wahl, nur weil so lauter schreien,
Und stürzt sich ihm nahn, zu taufenden hinein.
Ein jeder stritt hier, dem andern vorzueilen;
Doch schnell zurück, noch schneller stürzte sie das Glück.
Stolz ging der Troß hinein, beschämt kam er zurück.
Nicht einer durfte dort verweilen,
Der alte Pförtner merkt zuletzt von ungefähr —
Wie flieht — auch das Verdienst. „Kommst du nicht näher
her?
Bin ich nicht werth, daß man ein Wort mir gönne?
Du trotzest auf dein Recht! Doch wisse, mich verschmähte
Mein nicht zum Lauf. Herein tat ich dich zwar, doch spät
Dien' aller Welt zum warnenden Exempel,
Damit sie lerne, daß der Schlüssel zu dem Tempel
Nie aus des Zufalls Händen kommt."
Kannst hören mich, spricht das Verdienst, die Stirn,
Daß nichts auf Erden deinem Fleiß nimmt;
Daß Mars sein Schwert dir leiht, und Themis ihre Wage:
Und daß dein Mund sie nach Gewissen und nach Pflicht,
Nur nicht nach Launen und Schimären
Das Urtheil über Werth und Unwerth spricht.
Den Eintritt in den Tempel mußt du mir erschweren,
Doch mich daraus vertreiben sollst du nicht.

Gellert.

201. Die Pilger.

Ein Iman sandte seine Söhne
Nach Mecca zu des Sehers Grab.
Sie reisten, wie die Diogene,
Das heißt zu Fuß. Beim Abschied gab
Der Heilige mit einer Thräne
Des Segens jedem einen Stab,
Und sprach: Laßt diesen euch regieren.
Ihm schenke Gott die Wunderkraft,
Euch stets den rechten Weg zu führen,
Sie traten ihre Pilgerschaft
Jetzt muthig an. Einst rief im Gehen
Der jüngste Bruder: Laßt doch sehen,
Wer wohl den schönsten Stecken führt?
Stracks blieb die Karavane stehen.
Die Stäbe werden recensirt,
Und in die Läng' und in die Quere
Gedreht, gebogen, advisirt.

Und jeder schwur bei seiner Ehre,
Daß seiner doch der schönste wäre
Als man sich heiser demonstrirt,
So kam es, wie in unsern Tagen,
Zum Schelten, endlich gar zum Schlagen.
Ein Derwisch, fromm und weise, lief
Zu den Athleten hin und rief
Mit strafender, erhabner Stimme:
Laßt ab, Unsinnige! laßt ab
Von eurem mörderischen Grimme.
Der Vater gab euch diesen Stab,
Euch auf die rechte Bahn zu leiten.
Und wie? den braucht ihr, ihm zum Hohn
Als Werkzeug toller Streitigkeiten,
Wie Christen die Religion.

Pfeffel

202. Der Hänfling und der Sperling

Ein Hänfling mußte Speis' und Trank
Sich mühsam in die Höhle ziehen,
Doch war er frohen Muths und sang
Erlernte Melodieen.

Ein Sperling sah's und flog herbei!
Wie bist du Armer zu beklagen!
Ich könnte diese Sklaverei
Nicht eine Stund' ertragen.

Stürb ich vor Durst und Hunger nicht,
So stürb' ich wahrlich an der Kette,
Mit welcher ich ein solch Gewicht
Hinauf zu winden hätte.

Du jammerst mich, und doch hüpfst du
So froh hinauf, so froh hinunter:
Und dein Gesang — ich hört' ihm zu —
Ist so belebt, so munter.

Was giebt dir diesen seltnen Sinn? —
Das will ich im Vertrauen dir sagen —
Weil ich gewöhnt an Mühe bin,
Kann ich sie leicht ertragen.

203. Der Arzt und der Kranke.

Kunst wie bekannt man sich? — „Schlecht, mein Herr Doktor, schlecht;
Ich bin so matt, ich kann mich fast nicht rühren!"
Die Korsen werden triumphiren,
Wenn England ihnen hilft. — „Mein Schlaf ist auch nicht recht!"
Der alte Pastl ist doch ein Eisenfresser! —
„Vorgestern war mir ungleich besser,
Als heute." — Genua hat mehr mit ihm zu thun,
Als mit dem Theodor. — „Könnt ich nur etwas ruhn!
Das würde mehr, als Arznei mich stärken!"
Noch eins! es läßt sich England merken,
Daß es mit Portugal gemeinschaftliche Sache.
Den Spaniern zuwider, machs —
„Gut, mein Herr Doktor! gut!
Allein was sagen Sie" — Wer weiß, was Frankreich thut! —
„Allein, was sagen Sie zu meinem Fieber denn?"
Ach, damit hat's nicht Noth! Auch mit Subsidien
Kann Frankreich schon genug dem Spanischen Hof dienen —
„Allein, ich sehe nicht, wie mir dies nützen soll?"
Nur guten Muths! Was gilts? es bessert sich mit Ihnen.
Doch meine Zeit ist kurz. Mein Herr, Sie leben wohl!

Williamow

204. Philippus, König in Macedonien, und Aster.

Oft ist der Witz ein scharfes Schwert,
Der plötzlich aus der Scheide fährt,
Und, den es schützen soll, verletzt.

Philippus war bemüht, in Thracien zu dringen,
Und auf dem Zuge nach Methone zu bezwingen,
Als Aster, den man dort den besten Schützen hieß,
Sich ihm zum Dienst entbieten ließ.
Den Augenzeugen ward erzählt:
Er habe nie der Schüsse Ziel verfehlet:
So weit der stärkste Bogen trägt,
Hab er die Vögel oft im schnellsten Flug erlegt.
Wohl! sprach Amyntas Sohn, wenn wir mit Staaren stritten.
Soll er beim Angriff uns begleiten! —
Vortrefflich! wer bewundert nicht
Den göttlichen Verstand, sobald ein König spricht!
Der Schütze, seine Kunst nicht mehr verhöhnt zu sehen,
Eilt den Belagerten nachtrücklig beizustehen.
Er steht in ihrer Stadt, verstärkt die Gegenwehr,
Und macht den Sturm dem tapfern Heere schwer.
Doch seinen Arm bei jedem Schusse fühlet,
Bis endlich gar ein Pfeil, der auf den König zielet,
Den schnellen Flug mit dieser Aufschrift nimmt:
Philippus rechtem Aug ist Asters Pfeil bestimmt.
Der König, der ihn nicht so fürchterlich geglaubet,
Bereut den Witz, der ihm das Auge raubet,
Und schickt den Pfeil zurück mit dieser Gegenschrift:
Und Aster kommt an's Kreuz, wenn ihn Philippus trifft.
Kaum wird der Friede drauf der frohen Stadt versprochen,
So wird auch Asters Witz durch seinen Tod gerochen.

Jagemann.

205. Selmar und der Schatz.

Mein alter Oheim Selmar war ein Mann
Von altem deutschen Schlage;
Aus lauter goldnen Faden spann
Die Parze seine Tage.
Als ein geborner Philosoph
Führt er auf seinem Meierhof,
Umkränzt mit Korn und Reben,
Das angenehmste Leben.

Verehret und geliebt zugleich
Von Kindern und von Greisen,
Nicht reich an Schätzen, aber reich
An Tugenden des Weisen,
War er doch stets durch seinen Pflug
Und seinen Weinkarst reich genug,
Um der bedrängten Armen
Sich hülfreich zu erbarmen.

Gebrach's an Geld, so gab er Rath,
Litt bei des Nachbars Leide,
War vor Gericht sein Advokat,
War froh bei seiner Freude.
Den Mädchen las er Männer aus,
Band selber ihren Hochzeitstraus,
Und war bei ihrem Feste
Der munterste der Gäste.

Gab es in Ehen Zwist, so nahm
Man ihn zum Schiedsmann; kränkte
Ein Sohn die Eltern, ward er zahm,
Wenn er ihn weislich lenkte.
Er strafte sanft, gab duldsam nach;
Helft, sprach er, wir sind alle schwach,
Die Fehler wie die Plagen,
Einander liebreich tragen.

Einst sank ihm seine Scheidewand;
Er räumte die Ruinen
Mit seinem Knecht hinweg, und fand
Ein Kästchen mit Zechinen.
Er eilt damit entzückt ins Haus,
Und ruft im süßen Taumel aus:
Nun kann ich mit Geschenken
Die Armen recht bedenken.

Kaum war der erste Tag vorbei,
So sprach er: von dem Gelde
Verhülf ich meiner Meierei
Zu manchem schönen Felde.
Was sag' ich? traun! ich kaufte mir
Ein stattlich Rittergut dafür.
Auch dazu reicht die Kasse,
Daß ich mich adeln lasse.

Als er sich so verwundert sah,
Kam seine Hühnerzofe
Und sprach: das junge Volk ist da,
Und tanzt schon auf dem Hofe:
Des Sonntags war es so der Brauch,
Und immer tanzte Selmar auch.
Nun schalt er: Meint ihr Affen,
Man hat sonst nichts zu schaffen?

Von manchem Plan den Kopf erhitzt,
Eilt er, sich einzuriegeln,
Und grübelt, und addirt, und sitzt
Vor seinen goldnen Hügeln.
Vom letzten Monat bleibt ein Rest
Von zehn Dukaten ihm, den läßt
Er fröhlich zu dem andern
Für's Rittergütchen wandern.

Man klopft. — Verschlossen wird der Schrank.
Ein Bauer war's. Mit Zähren
Bat her: Ach, Herr! mein Weib ist krank,
Sechs Kinder muß ich nähren:
Der Pachtherr mahnt, der Schlösser dräut,
Wenn wir bis nach der Erntezeit
Nur zehn Dukaten hätten,
So könnten wir uns retten.

Wie? sprach er, und ward feuerroth,
Meint ihr, mir schneit's Dukaten?
Geht, Freund! ich weiß in eurer Noth
Für jetzt euch nicht zu rathen.
Der Bauer seufzt, und sagt kein Wort
Doch kaum ist er ein Weilchen fort,
So hört er auf den Stufen
Des Hauses laut sich rufen.

Wer war's? mein Oheim, der sein Herz
Jetzt wieder fand. Er eilte
Dem Landmann nach; mit edlem Schmerz
Umschloß er ihn, und weilte
An seiner Brust. Vergebet mir,
Mein Freund! so sprach er: tilget hier
Mit diesen hundert Gulden
Nicht eure, meine Schulden.

Nun rief er auf den Lindenplatz
Des Dorfs gesammte Glieder;
Warf in den Hut von seinen Schatz
Drei Hände voll. „Ihr Brüder,
„Nehmt hin, und theilet euch darein!
„Mir wär' es Gift, wollt ich allein
„So vieles Geld besitzen;
„Vertheilt nur kann es nützen,"

Ein Flecken war jetzt abgebrannt;
Die Häuser aufzubauen,
Ward nun der ganze Rest versandt:
Und Selmar, voll Vertrauen
Auf Gott, blieb immer reich genug,
Von dem, was Feld und Weinberg trug
Ein Theil mit milden Händen
Den Armen auszuspenden.

206. Der Wucherer.

Ein Wucherer kam in kurzer Zeit
Zu einem reichlichen Vermögen;
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beschwor es oft, allein durch Gottes Segen.

Um nun sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertrauen
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hospital für fromme Arme bauen.
Indem er nun den Bau zu Stande brachte,
Und vor dem Hause stand und heimlich überdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte,
Ging ein verschmitzter Freund vorbei.
Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieser Freund das Haus bewundern sollte,
Fragt ihn mit freudigem Geschrei,
Ob's groß genug für Arme sei?
Warum nicht? sprach der Freund, hier können viel Personen
Recht sehr bequem beisammen sein;
Doch sollten alle die hier wohnen,
Die ihr habt arm gemacht, so ist es viel zu klein.

Gellert.

207. Das Veilchen und die Rose.

Ein Veilchen stand verborgen da
Auf einem Blumenbeete,
Und eine Rose war ihm nah,
Schön wie die Morgenröthe.

Du kleine Niedliche, sprach sie,
Warum so tief gebücket?
Was die Natur dir mild verlieh,
Dein Wohlgeruch entzücket.

Du ahnest diesen Vorzug kaum
Vor mancher stolzern Blume;
Gehst nicht dem finstern Neide Raum
Bei deren Lob' und Ruhme.

Das Veilchen lächelt sanft und spricht:
Ich suche nicht zu glänzen;
Mir genügt's, wenn mich ein Mädchen bricht
Das Haar sich zu bekränzen.

Was mir die gütige Natur,
Die alles schafft, beschieden,
Schein' es auch Andern wenig nur,
Ich bin damit zufrieden.

Dir gab sie schön're Farb' und Pracht,
Dir fähren Duft. Mit Rechte
Wird dir die Huldigung gebracht
Vom blumigen Geschlechte.

Ich liebe dich, sprach drauf die Rose,
Und glänzte gleich der Sonne.
Du bist im kleinen Kreise groß,
Du bist der Weisen Wonne.

Der Gärtner hatte zugehört,
Und sprach nach einem Weilchen:
Wie seid ihr beide nur so werth
Du Rose und du Veilchen!

O möchten doch die großen Herrn
Verdienst der Niedern schätzen!
Und diese, sonder Neid, sich gern
An Andrer Größ' ergötzen.

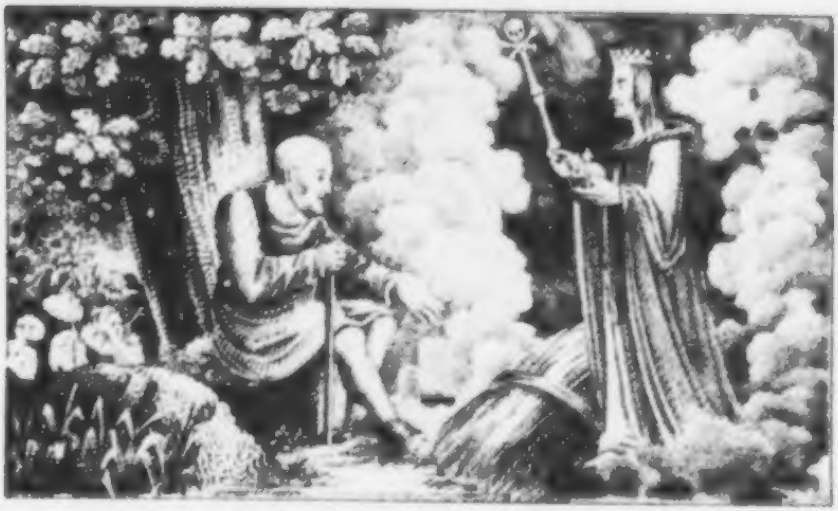
Geibel.

208. Der Esel und das Schwein.

Ein Esel sprach: Nun, das befremdet mich!
Ich bin den Menschen lächerlich;
Kein Thier ist wohl verachteter, als ich;
Und gleichwohl seh ich nicht, weswegen.
Der Mensch muß es nicht überlegen.
Ich bin ein arbeitsames Thier:
Die Last kommt nicht von meinem Rücken.
Ja, man beladet mich fast über die Gebühr
Auch weiß ich mit Geduld in alles mich zu schicken.
Fällt unserm Knecht ein Gang nur ein,
So muß ich ihm anstatt des Esels sein.
Früh fängt es oft kaum an zu tagen,
So muß ich zum Verkauf die Gartenfrüchte tragen,
Und die Verkäuferin dazu.
Zum Müller trag ich das Getreide,
Und wenn ich hundert Wege thu',
Bedarf ich keiner fetten Weide.
Man braucht die Sorge nicht, ob mir die Mahlzeit schmeckt,
Denn Distrin selbst sind mein Konfekt.
Gewiß, an Mäßigkeit hab ich nicht meines Gleichen.
Die Menschen thun nicht recht, daß sie mich so verschmähn
Zwar muß ich an Gestalt dem Pferde-Freilich weichen;
Und mir bewundernd nachzusehn,
Bleibt niemand auf der Straße stehn.
So hab ich, wie ich mir das selber nicht verhehle,
Auch keine Nachtigallenkehle;
Doch wenn man nur mit mir gerecht verfährt,
Sind diese Fehler ja kaum des Bemerkens werth.

Beim Menschen dich zum Spott zu machen,
Reicht schon ein Fehler zu, antwortet ihm das Schwein,
Wir mögen noch so nützlich sein,
So hindert sie das nicht, uns höhnisch zu verlachen.
Weil ich in Pfützen mich manchmal herumgewühlt,
So weißt du selbst, wie sie den Namen, den ich führe,
Zu allen Zeiten mitgespielt,
Doch schmeck ich ihnen gut. Was klagen zwar wie Thiere
Da seines gleichen selbst kein Mensch zu schonen pflegt!
Auch sie betrachten alle Leute
Allein von ihrer schlimmen Seite.

Schlegel.



209. Der Greis und der Tod.

Ein Greis von acht und achtzig Jahren,
Ein armer, schwacher, kranker Greis,
Mit wenigen, schneeweißen Haaren,
Kam aus dem Wald und trug ein schweres Bündel Reis
Auf seinem alten krummen Rücken.
Der alte arme Mann!
Wie oft mußt er sich wohl mit saurer Mühe bücken,
Als er die Reiserchen im Walde las!
Er hatte keinen Sohn, sonst hätte der's gethan.
Weil er's vor Mattigkeit nicht weiter tragen kann,
Setzt er es ab; und als er krumm da saß
Bei seinem Bündel, und bedachte,
Wie viel Bekümmernis, und Sorg, und Müh, und Neid
Die Hand voll Holz ihm machte:
So seufzt er lebensatt, und weint und ruft den Tod.
Befreie mich, spricht er, von aller meiner Qual!
Komm doch, du lieber Tod! ach komm doch nur einmal
Und bringe mich, mich armen Greis zur Ruh!
Der Tod erscheint, und gehet auf ihn zu.
Was willst du? fragt er ihn, du armer Alter, du!
Der du so flehentlich mich hergerufen hast?
Du trägst auch eine schwere Last,
Ach, lieber Tod, erwiederte der Greis darauf,
Ach, hilf sie mir doch auf!

Gleim.

210. Die Schwalbe und der Storch.

Storch, klappre nicht! rief einst die Schwalbe; laß uns fliehn;
Sieh dort am schwarzen Kirchhofsthore
Den Jäger mit gespanntem Rohre:
Ein leiser Druck so sind wir hin.

Der Storch versetzt: Ich flöhe, wär' ich Lerche,
Ein Rebhuhn, oder ein Fasan:
Allein die Jäger sehn uns Störche
Von Alters her für heilig an.
Ein Sprichwort haben sie, das saget:
Wer uns verjagt, hat auch die Freiheit mit verjaget.

Ach, Freund! verließ dich nicht auf diesen Wahn,
Antwortet jene; vormals hieß es immer,
Wir Schwalben brächten Glück ins Haus:
Der Junker selbst litt uns im Zimmer;
Und nun hat kaum die Fledermaus
Ein härtres Loos als wir. Ich flog beim Küster
Schon sieben Sommer ein und aus:
Allein sein Enkel, ein Magister,
Kommt von der hohen Schul' in unser Dorf zurück,
Und schimpft, trotz Minervens Eule,
Mit so viel Kunst und so viel Glück
Auf Barbarei und Vorurtheile,
Daß ihm der Alte Vollmacht giebt,
Mein Nest — um die Vernunft zu rächen —
Mit sieben Eiern auszurechen.

Ihr Boten der Vernunft! wenn ihr die Menschen liebt,
So denket noch, wenn ihr sie lehret,
Ob ihr durch jede Wahrheit auch ihr Glück vermehret!
Weit besser für das Heil der Welt
Ist frommer Irrthum, der erhält,
Als kalte Wahrheit, die zerstöret.

Pfeffel.

211. Dionysius und der Reiche.

In Syrakus lebt' einst ein reicher Mann,
Der hatte seinen Schatz vergraben,
Man zeigt es Dionysen an,
(Ein Nachbar mochte wohl den Ort bemerket haben —)
Und der Tyrann schickt Häscher auf den Platz,
Und raubt ihm seinen ganzen Schatz.
Noch bleibt, zu seinem großen Glücke,
Von seiner Baarschaft ihm ein Rest zurücke,
Den er im Hause selbst verwahret hat.
Mit diesem schleicht er fort nach einer kleinen Stadt.
Was that er nun damit? vertraut er ihn der Erde?
Ei ja; damit auch der ihm noch geraubet werde?
So thöricht ist er nicht. Nun kauft er sich ein Feld,
Düngt, säet; sparet weder Fleiß noch Geld,
Macht urbar, was versäumt gelegen,
Und steigt in kurzer Zeit zum vorigen Vermögen.
Ein Glück, wenn Dionys es diesmal nicht erfährt!
Doch hier kommt ein Befehl. Laß sehn, was er bedeute!
Was sonst, als daß der Fürst den Mann zu sehn begehrt!
Ich hab' es wohl gedacht, er riechet neue Beute.
Mit Zittern kehrt der gute Mann
Nach Syrakus zurück,
Und sieht sein schönes Gut schon für verloren an.

Ich wünsche dir, spricht der Tyrann,
Ein Freund des Plato jetzt, zum neuen Reichthum Glück:
Es freuet mich, daß meine That
Bei dir so gut gewirket hat.
Ich habe dir beweisen wollen,
Daß, wenn das Glück uns wohl gewollt,
Wir das uns anvertraute Gold
Gebrauchen, nicht verscharren sollen.
Besitze dein Vermögen nun in Ruh!
Hier steht der Schatz, den du vergraben.
Und ich dir nehmen ließ, nimm ihn dazu
Jetzt bist du würdig, ihn zu haben.

v. Nicolai.

212. Der Schatzgräber.

Höret, Kinder! sprach ein kranker Mann,
Der durch den Weinbau viel gewann:
In unserm Berge liegt ein Schatz;
Grabt nur darnach. — An welchem Platz?
So fragten alle: sagt den Ort! —
„Grabt, grabt!" Er starb bei diesem Wort.

Kaum war der Greis zur Gruft gebracht,
So ward gegraben Tag und Nacht;
Mit Karsten, Hacken, Spaten ward
Der Weinberg um und um gescharret.
Da war kein Kloß, der ruhig blieb:
Man warf die Erde gar durch's Sieb
Zog Harken in die Läng' und Quer,
Nach jedem Steinchen hin und her;
Allein es ward kein Schatz verspürt.
Sie hielten sich für angeführt.
Doch kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jeder Weinstock dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug,
Und gruben nun Jahr ein Jahr aus,
Des Schatzes immer mehr heraus.

Bürger.

213. Der Fuchs und das Eichhorn.

Der Fuchs, ein Attila der Hähne
Und Hühner, war nunmehr betagt
Und schwach, verlor fast alle Zähne
Und ward vom Podagra geplagt.
Ein wohlbewährtes Sprichwort sagt:
Der allerärgste Schelm auf Erden
Muß noch zuletzt ein Mucker werden.
Warum? ist hier die Frage nicht.
Genug, der alte Bösewicht
Begonnte seine Räubereien
Durch Seufzen, Fasten und Kasteien
Vor allen Thieren zu bereuen.
Mit thränenvollem Angesicht
Trat er nach dem zermalmten Knochen
Von einem feisten Auerhahn,
Dem er nur erst vor wenig Wochen
Voll Grausamkeit den Hals gebrochen,
Andächtig eine Wallfahrt an.
Er wählte sich die rauhsten Stege,
Die man im Walde finden kann,
Und traf auf dem verwachsnen Wege
Ein junges rasches Eichhorn an.
Das sah er mit vergnügten Sprüngen
Sich auf die höchsten Wipfel schwingen,
Und schnell erhebt sich in der Brust
Des Büßers eine fromme Lust,
Sich an dem Tänzer zu erbauen,
Und in der Näh' ihm zuzuschauen.
Sei mir gegrüßet, lieber Sohn!
So sprach er in gebrochnem Ton.
Ich sehe mit vergnügtem Herzen
Dich so beglückt, so sorgenfrei
Des Lebens Gram von dannen scherzen;
Doch ich gestehe dir dabei,
Daß ich auf meinen Pilgerzügen
Vorlängst ein graues Eichhorn fand,
Das diese seltne Kunst, zu fliegen,
Weit besser noch, als du, verstand.
Der Vorwurf kränkte Mätzchens Ehre.
Ich denke, hob es spöttisch an,
Daß ich die Traub' erreichen kann,
Die viel zu hoch dem Fuchse wäre.
O, sprach der Alte, glaube mir,
Du kannst mit jenem Wunderthier
Auf keine Weise dich vergleichen.
Es drückte fest die Augen zu,
Und konnte doch so flink, wie du
Die Wipfel weit entfernter Eichen
Mit einem sichern Sprung erreichen.
Ha! sprach das Eichhorn, armer Greis!
Das kann ich auch, so viel ich weiß.
Es schließt sogleich die Augenlieder,
Nimmt einen ungemeßnen Satz,
Und stürzet auf den Rasenplatz
Vor unsers Fuchses Fuße nieder,
Der plötzlich alle seine Kraft
Verrätherisch zusammenrafft,
Den kühnen Springer bei dem Nacken
Mit scharfen Krallen anzupacken.
Das Eichhorn schrie: Barmherzigkeit!
Herr Fuchs. Der Spaß geht allzu weit.
Sie thun, als wollten Sie mich fressen.
Gemach! mein lieber kleiner Sohn,
Sprach Reineke mit bitterm Hohn.
Das Spaßen hab' ich längst vergessen.
Ich suchte mir ein Abendessen.
Auf diesen freundlichen Bericht
Rief Mätzchen voller Angst und Grauen:
Ihr Götter! welch ein Strafgericht
Giebt mich in dieses Heuchlers Klauen?
Jedoch ich schweig und murre nicht,
Du aber bist ein Bösewicht.
Dich sah ich erst als Pilger wallen,
Ich hörte dein Gebet erschallen!
Und nun dankst du den Göttern nicht,
Die so viel Gutes dir erweisen,
Und dich mit meinem Fleische speisen?
Ein Meister in der Heuchelei
Bleibt auch bei seinen Frevelthaten
Dem Schein der Gottesfurcht getreu.
Der Falsche, den erhaltnen Braten
Hinabzuschlingen schon bereit,
Blickt jetzt voll Ernst und Heiligkeit
Nach des Olymps azurnen Kreisen,
Und faltet, um den Zeus zu preisen,
Der Pfoten blutgefärbtes Paar.
Das Eichhorn nimmt den Zeitpunkt wahr,
Und schneller, als des Habichts Schwingen
Durch die zertheilten Lüfte dringen,
Erreicht es einen nahen Ast.
Froh sieht es unter tausend Flüchen
Den Feind in eine Höhle kriechen,
Und ruft ihm nach: Mein frommer Gast,
Willst du forthin ein Eichhorn speisen,
Mußt du nicht eh die Götter preisen,
Als bis du es verzehret hast.

Pfeffel.

214. Der Fuchs.

Der Fuchs fand einst im Meierhof ein Buch.
Es hätt' ihm mehr behagt, hätt' er ein Huhn gefunden,
Denn diesem galt jetzt der Besuch.
Das Buch, in Leder eingebunden,
Das Meister Fuchs im Grase fand,
War — o bejammernswerther Schade!
Die weltberühmte Pulpiade,
Sonst Reineke der Fuchs genannt.
Es steckte zwar der Fuchs die Nase tief hinein,
Es schien, als hätt' er Lust zu lesen;
Allein wie konnt es möglich sein?
Er war auf Schulen nie gewesen.
Der gute Schlucker suchte hier
Ein Pflaster für den leeren Magen;
Er suchte Fleisch und fand — Papier.
Er wollte schon den Band zernagen,
Als er im Buche, hier und da,
Sein eignes Bildniß schimmern sah.

Sogleich ward es mit großer Lust durchbildert.
Er fand sein liebliches Gesichtchen überall,
Bei manchem Freudenfest, bei manchem Trauerfall
Recht nach dem Leben abgeschildert.
Zuletzt gerieth er auf ein Stück,
Worin der Künstler ihn zum armen Sünder machte,
Ja schon bis untern Galgen brachte.
Der Kater Hinz hielt einen Strick
Und hieß ihn auf die Leiter treten;
Der Bär hob an mit ihm zu beten. —
Hier schimpft und sprach der Hühnerdieb:
Entweder mein Gedächtnißkasten
Hat so viel Löcher als ein Sieb;
Wo nicht, so lügen die Fontasten,
Die dies gemalt, mit allem Fleiß.
Denn nach der Bilder Sinn zu rathen,
Stehn viele hier von meinen Thaten,
Wovon ich keine Sylbe weiß.
Was unser Fuchs sprach, würden wir
Von hundert alten Helden hören,
Wenn sie der Bücher, die wir hier
Von ihnen lesen, kundig wären.

Lichtwehr.

215. Der Käse.

Ein fetter Ziegenkäs', in Leinwand eingebunden,
Ward einst von einem Paar
Naschhafter Katzen aufgefunden.
So angenehm die Beute war,
So heftig war der Streit, die Theile gleich zu messen.
Willst du allein den Käse fressen?
Zwei Drittel nimmst du weg! — Wie schändlich lügest du!
Von deinem Theile kommt mir noch die Hälfte zu —
Man wählt zum Richter sich des Nachbarn Affen,
Sein Herr ist in dem Magistrat,
Er weiß von ihm das Recht, er soll uns Recht verschaffen.
Man ruft ihn her. Er kommt, ein ernster Rath
Im Mantel und im Ueberschlage
Der Weisheit seines Herrn, setzt an den Tisch sich hin,
Und spricht: Ich will den Streit nicht in die Länge ziehn,
Hier ist mein Messer, hier die Wage!
Seht selber auf das Zünglein hin,
Und merkt, wohin es überschlage.
Nicht wahr? Zur Rechten! Ja! — Schon gut! den Augenblick
Soll ihm geholfen sein. Flugs schneidet er ein Stück
Vom rechten Theile weg, und schiebt es in den Rachen.
Wie stehn die Schalen nun? — Die Linke hat zu viel! —
Gleich wollen wir sie leichter machen.
Der Richter wiederholt das Spiel
So schnell und oft, und macht zur Rechten und zur Linken
So fein die Schalen niedersinken,
Daß er bereits den Käse halb verzehrt.
Herr Richter, nun genug! Wir sind zufrieden:
Ein kleiner Unterschied ist gar nicht werth,
Daß Sie sich ferner noch ermüden.
So rufen die Partein. — Ei, pfui! das geht nicht an!
Gerechtigkeit ist eine Sache,
Die man nie zu genau in Obacht nehmen kann.
Ich bin ein ordentlicher Mann,
Im Dienst so treu, daß ich mir ein Gewissen mache,
Wenn ich nur um ein halbes Gran
Dem oder jenem Tort gethan. —
Er hilft den Schalen noch mit manchem neuen Schnitte,
Hier einer Nuß, dort einer Erbse groß.
Steht nun das Zünglein in der Mitte?
Vollkommen! auf ein Haar! — So werfet nun das Loos!
Ach, Schwester! sagt die eine Katze,
Ich lasse dir zu wählen frei.
Recht gut! nun ist es einerlei,
Versetzet jene drauf, und reckt die Tatze
Von ungefähr zur nächsten Schale hin.

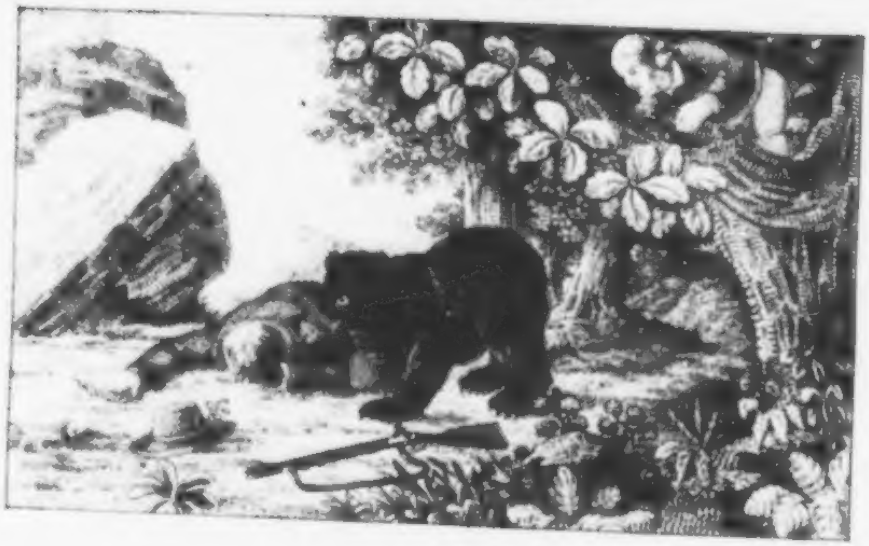
Noch nicht, ihr Damen, spricht der Affe,
Wer zahlt mir erst für mein Bemühn?
Erlauben Sie, daß ich auch mir mein Recht verschaffe!
Wie viel mag jetzt das Restchen sein?
Nicht wahr, Ein Drittel noch vom ganzen Kapitale!
Das zieh ich für die Sporteln ein! —
So gebts in manchem Tribunale.

v. Nicolai.

216. Der Rabe und die Pfauen.

Auf eines Fürsten Hof ging eine Heerde Pfauen,
Ein Aufzug, welchen anzuschauen
Kein Auge müde ward; denn jeder trug sein Rad,
Mit Farben, wie sie nur der Regenbogen hat,
Gebreitet hinter sich, ein wenig stolz darauf.
Aus den empor gestiegnen Rädern
Entfielen wunderschöne Federn,
Und nicht umsonst. Ein Rabe las sie auf,
Und schmückte heimlich sich damit,
Und ging, mit abgemeßnem Schritt
In die Versammlung rechter Pfauen,
War auch ein wenig stolz, und ließ sich auch beschauen.
Allein man kannt ihn alsobald,
Nahm ihm den fremden Zierrath ab,
Biß ihn gelind', und gab
Dem armen Dieb die vorige Gestalt.
So leicht gestraft, ging er mit großen Freuden wieder
In die Gesellschaft seiner Brüder.
In dieser kam er noch weit übler an;
Denn sein Vergehen war den Raben kund gethan.
Sie stehn umher um ihn, sie lachen, spotten, schrein
Herr Pfau, Herr Pfau! sie hauen auf ihn ein,
Und raufen ihm, einmüthig, mit Gewalt
Die eignen und die fremden Federn aus.
Der arme Schelm entflieht in eines Dichters Haus,
Und rettet sich, allein in kläglicher Gestalt!

Gleim.



217. Die Bärenhaut.

Zwei Helden, die der Dreyerstand
Von Jugend auf in Wechselchören
Bald tapfer hatte fluchen, und bald singen hören,
Verließen, um die Zahl der Reisenden zu mehren,
Ihr lieberreiches Vaterland.
Mehr Lust, als Fähigkeit zu großen Werken.
Die Noth, und etwas Eigensinn
Trieb sie zuletzt nach Polen hin,
Die Mißvergnügten zu verstärken.
Gesang und Geld, und Muth nahm kurtig ab.
Zum Glück, daß diesen sonst galanten Leuten
Ein Kürschner Tisch und Stube gab,
Vielleicht in Hoffnung besserer Zeiten.
Zu diesem sagten sie: Ein großer Wütherich,
Ein ungeheurer Bär läßt sich im Walde sehen;
Euch soll, an Zahlungs Statt, die Haut zu Dienste stehen.
Herr Wirth! das Fell ist schön, der Anschlag rittertich:
Es liefe wider unsers Landes Ehre,
Wenn ein Gascogner sein Kostgeld schuldig wäre!
Die Bestie wird euch und uns erfreun.
Beim Element, wir wollen uns ergötzen:
Den Bären soll gewiß kein Teufel besser hetzen! —
Der Kürschner lächelt zwar, doch geht er's ein,
Und jene säumten nicht, den Streich ins Werk zu setzen
Sie nehmen rüstig ihren Lauf
Zum Walde hin. Ihr Gegner zeigt sich wieder.
Schnell fährt ein kalter Schauer ihnen durch die Glieder
Der eine sprintt vergagt den nächsten Baum hinauf;
Den andern wirft Gefahr und Angst zur Erde nieder.
Er streckt sich starrend aus, hält klug den Athem an,
Und stellt sich mausetodt, so gut er weiß und kann.
Denn was er oft gehört, ist ihm noch unvergessen,
Daß Bären selten Todte fressen.
Das Thier betrachtet ihn, beriecht ihn, kehrt ihn um
Und läßt sich durch den Schein betrügen.
Pfui! ruft es, welch ein Aas! Wir Bären sind nicht dumm,
Uns muß was Frischeres vergnügen.
Er trabt zurück. Der Held verläßt den Baum,
Und eilt dem Freunde zu. Ich sehe dich am Leben!
Ruft er bewundernd aus, und dennoch glaub' ich's kaum,
Kein kleiner Heiliger hat dir jetzt Schutz gegeben.
Allein wie steht es nun um unsres Feindes Haut?
Er war, wie ich mit Schrecken sah,
Hier deinen Ohren ziemlich nah;
Was hat er dir denn anvertraut?
Der raubste von allen Scythen,
Versetzt der Freund, gab mir den Rath:
Die Haut nicht eher feil zu bieten,
Als bis man erst den Bären hat.

v. Hagedorn.

218. Der Knabe und sein Vater.

Ein Knabe aß, wie viele Knaben,
Die Datteln für sein Leben gern;
Und um das Guten viel zu haben,
So pflanzt er einen Dattelkern
In seines Vaters Blumengarten.
Der Vater sah ihm lächelnd zu,
Und sagte: Datteln pflanzest du?
O Kind! da mußt du lange warten
Denn wisse, dieser edle Baum
Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
Die ersten seiner süßen Früchte.
Karl, der sich dessen nicht versah,
Hielt ein, und rümpfte das Gesicht. —
Ei, sprach er endlich zum Papa:
Das Warten soll mich nicht verdrießen!
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
So kann ich ja dereinst als Greis,
Was jetzt der Knabe pflanzt, genießen.

Pfeffel

219. Der gefangene Trompeter.

Wer zu der That Ermunterung giebt
Hat leider sie mit ausgeübt.
Ein dicker Mohr, mit Namen Peter
Ward bei der Reiterei Trompeter,
Und bald darauf in einer Schlacht
Zum Kriegsgefangenen gemacht.
Man gab ihm manchen Rippenstoß:
Er aber rief: Laßt mich doch los,
Ich habe ja nicht mitgekriegt
Und euch kein Leides zugefügt.

Mein Säbel war ja nie gezückt,
Und mein Pistol nie losgedrückt.
Gedlasen hab' ich nur allein,
Das wird so strafenswerth nicht sein.
„Nicht strafenswerth? versetzte man
Dein Blasen eben hat's gethan,
Du machtest unsern Feinden Muth
Sie fochten, daß wir ihrer Wuth
Kaum Widerstand zu thun vermochten. —
Du hast so gut, als sie, gefochten?

220. Das Glück.

Das beide Glück kam an der Hand
Der Weisheit einst vom Himmel nieder
Und die beglückte Erde wand
Dem Gaste Kränz' und sang ihm Lieder.
Umlagert war des Glückes Pfad.
Es ließ sich nicht vergebens bitten,
Die goldnen Freuden hinzuschütten,
Wo irgend eine Stimme bat.

Die Weisheit, die mit Wort und That
Das Glück erst zum Beglücker weihte,
Ging immerdar, wohin es trat,
Dem Glück, als Führerinn, zur Seite
Jedoch der Strahl in ihrem Blick,
Den Markt des Lebens zu beleuchten
Der Ernst und ihre Würden scheuchten
Das Heer der Flehenden zurück
Und leerer ward es, immer leerer

Das drängende Gewühl verschwand
Daß, bis auf wenige Verehrer,
Des Plutus Tempel einsam stand.

Da sprach das Glück zur Weisheit: „Liebe
Du sahst, wo du mit mir erschienst,
Ward alles öd'; am Ende bliebe
Mein Tempel ohne Gottesdienst,
Wenn wir zusammen länger gingen;
Drum bitt ich dich, laß mich allein!"
Und sie, entfernt, sich aufzudringen,
Entwich in einen Lorbeerhain.

Nun brach, wie eine Hungerquelle,
Die Schaar hervor, umfloß das Glück
Und nur die Weisheit blieb zurück.
Die Thorheit trat an ihre Stelle.

Tiedge.

221. Das große Loos.

Frau! sagte Meister Till, ich muß
Zuletzt noch aus der Stadt: so schlecht stehn unsre Sachen.
Doch rührten wir auch jemals Hand und Fuß,
Dem Glück ein Pförtchen aufzumachen?
Pfui, laß uns nicht so schläfrig sein!
Laß uns noch heut ein Lotterieloos kaufen!
Durch dieses Thürchen schlüpft gewiß das Glück herein,
Und bringt uns Geld und Silberhaufen.
Frau Till, ein Weiblein guter Art,
Sprach immer Ja zu allen Dingen.
Das Loos kommt an, wird heilig aufbewahrt,
Und unser Pärchen darbt und spart,
Um nach und nach den Einsatz zu erschwingen.
Doch das papierne Pförtchen stand
Ein halbes Jahr Fortunen offen,
Und immer noch ließ sie, als wärs ihr nicht bekannt,
Vergebens ihren Eingang hoffen.
Jetzt krähte schon der muntre Hahn
Den Morgen der Entscheidung an,
Und Till sprang jubelnd aus dem Bette:
„He, Weibchen, freue dich mit mir!
Das große Loos — was gilt die Wette? —
Bekommt kein Menschenkind, wie wir.
Ein goldner Traum hat mirs versprochen,
Und Träume halten gern ihr Wort:
Bemüh dich nicht, Kaffe für mich zu kochen;
Ich will gleich fort, ins Lotteriehaus fort,
Zum letzten Mal vielleicht berühren meine Sohlen
Den harten Pflasterweg; denn liebt das Glück uns treu,
Alsdann ade, Fußgängerei!
Ich lasse stracks mir eine Sänfte holen,
Und mache mich vor Stolz so schwer wie Blei.
Die Sänfte, Kind, sei dir so gut, als Brief und Siegel,
Daß uns das große Loos gehört.
Erblickst du sie, dann wirf vor Freude, wie bethört,
Flugs Teller, Schüsseln, Töpf' und Tiegel,
Und Schrank und Tisch und Stuhl und Spiegel,
Kurz, wie man sagt, das ganze Haus
Zum Fenster Schlag auf Schlag hinaus!
Was wollen wir den alten Plunder schonen?
Wir werden bald in goldnen Zimmern wohnen." —
Er rannte fort, und seine Gattinn sprach:
Karl, lauf dem Vater schnell ans Lotteriehaus nach,
Und laure vor der Thür, bis man vom Saal hernieder
Nach einer Sänfte läuft und ruft;
Dann aber komm im Fluge wieder,
Gleich einem Vogel in der Luft! —
Das Knäbchen hatte schier drei Stunden lange Weile,
Und hörte noch von dem, was er begierig dort
Erwartet', kein stummes Wort;
Doch plötzlich sprang in höchster Eile
Jemand die Trepp herab, und oben riefs: Fort, fort!
Nur eine Sänfte gleich! Geschwind um Gottes willen! —
Karl fragte schnell: für wen? mein lieber Mann! —
Der Renner flog vorbei, und fuhr ihn unsanft an:
„Für wen denn sonst als Meister Tillen?" —
Der Bube flog hinweg, als ritt' er gleich Kurier
Auf Doktor Fausts berühmtem Mantel.
Die Mutter harrt auf ihn mit flammender Begier,
Und schwärmte, da er stammelnd ihr
Bericht gab, wie verletzt vom Giftbauch der Tarantel:
Sie sprang bacchantisch wild mit aufgelöstem Haar,
Und schleuderte durchs Fenster, was im Zimmer
Wand-, niet- und nagelfest nicht war.
Mit Brummen überstieg das Sänftenträgerpaar
Die vor der Thür gehäuften Trümmer.

Man öffnet jetzt das kleine Haus,
Und denkt, Herr Till wird flink heraus
Trotz einem jungen Böcklein springen:
Doch welch ein Schreck! er liegt darin
Bewegungslos und ohne Sinn,
Als sollte man für ihn die Todtenmesse singen.
Man sprizt ihm Wasser ins Gesicht,
Man heult und schreit ihm in die Ohren,
Vergebens! Er ermannt sich nicht,
Und scheint für diese Welt verloren.

Allein nach kurzem Zeitverlauf
Schlug er, geweckt durch steigendes Getümmel,
Die Augen mählig wieder auf,
Und seine Gattinn rief: O tausend Dank dem Himmel!
Ha, Männchen! fuhr sie fort, ward dir vor Freude schwül?
Ja, ja, das große Loos ist traun kein Pappenstiel!
Doch hätt ich dich darüber in der Blüthe
Des Lebens eingebüßt, (davor mich Gott behüte!)
So wär die Lotterie dennoch ein böses Spiel.

„Das ist sie! sprach er matt: ich fiel
In Ohnmacht über — unsre Niete." —

Das dreißigtausendthaler Loos
Warf einem reichen Mann Fortuna in den Schooß.
Man munkle, wie man will, von dieser Menschenklasse,
Daß sie sich mit Gefühl und Mitleid nicht befasse:
Mich freuts, daß ich von dem, der jenes Loos gewann,
Ein andres Liedchen singen kann.
Er hörte kaum durch fliegende Gerüchte
Tills tragikomische Geschichte,
Da rief er seufzend aus: Der arme, gute Mann!
Nein, ich will wahrlich nicht verschulden,
Daß er vor Gram verzagt! Geschwind, geschwind, Johann!
Lauft hin und bringt ihm — diesen Gulden! —

Langbein.

222. Der Rang

Vor Zeiten als am Hofe gar
Ein eignes Amt für Narren war,
Statt, daß sie doch in unsern Tagen
Dabei noch andre Würden tragen,
Kam eines Fürsten lust'ger Rath
Dem edlen Kanzler, aus Versehen,
Zu seiner rechten Hand zu stehen.
Hilf Zeus, wie schäumte der Magnat!
So schäumt ein Auerochs kaum im Gefechte.
Fort, rief er, Schurke! packe dich!
Ich lasse keinem Narren die Rechte!
O, sprach der Hofnarr, aber ich!
Und sprang mit einem losen Winke
Dem Staatsminister auf die Linke.

Pfeffel.

223. Baharam

Ein Königssohn aus Persien
War Baharam. Des Thrones Erben
Nicht durch die Schmeichler zu verderben
Ließ Hormuz in Arabien
Durch einen Weisen ihn erziehen.
Der gab ihm Adel, nicht sein Blut
Der lehrte seinen kühnen Muth
Vor nichts, als vor dem Laster fliehen
Schon war auf dieser wilden Flur
Der Prinz zum Purpur reif geworden
Als er des Vaters Tod erfuhr.
Er macht sich auf, verläßt die Horden,
Und eilt auf den ererbten Thron.
Doch fern von seinem Vaterlande
Geräth der edle Königssohn
Zwei Jahrelang in Sklavenbande.
Man glaubt ihn tod. Die Nation
Wählt einen andern Autokraten.
Den Kesra. Dieser herrschte schon
Ein Jahr in Hormuz weiten Staaten,
Als der befreite Baharam
Ganz unverhofft nach Kasbin kam,
Und von dem Schach und den Magnaten
Der Ahnen Reich in Anspruch nahm.
Kein Krieg soll unser Recht entweihen.
Sprach er, der Thron sei dem bestimmt,
Der zwischen zwei ergrimmten Leuen
Das Diadem vom Kampfplatz nimmt.
Dies ist, versetzt mit schlauem Witze
Der König, schon mein Eigenthum;
Strebst du nach dem, was ich besitze,
Wohlan! so kämpfe du darum!
Das will ich! rief mit edler Hitze
Der Prinz, und wählt zum ernsten Fest
Den Tag, den Ort, die Ungeheuer,
Die man von Stund an hungern läßt.
Der Tag erscheint. Das Abenteuer
Zog eine Welt zum Rennplatz hin,
Auf dem in königlicher Feier
Auch Kesra sammt dem Hof erschien
Doch freilich außer den Staketen,
Auf einem marmornen Altan.

Beim ersten Schalle der Trompeten
Zeigt sich ein Herold auf dem Plan,
Und legt auf einem Purpurkissen
Die Krone zu des Prinzen Füßen,
Der, ohne fürstliches Gewand,
Mit einem Dolch an seiner Hüfte,
Gleich einem Gott im Kreise stand.

Jetzt tönt die Losung durch die Lüfte —
Von beiden Seiten stürzt das Paar
Der Leunen auf ihn los! Die Schaar
Erbebt vor Angst. Mit kühner Seele
Jagt er dem ersten seinen Stahl
Ins Herz, und schnell, wie Schlag auf Strahl,
Umklammert er des andern Kehle.
Bis ihn sein ehrner Arm erstickt
Dann setzet er die Königskrone.
Sich auf das Haupt. — Heil! Heil dem Sohne
Des Hormuz! rief das Volk entzückt.
Und Kesra? Starr vor Scham und Staunen
Lag er auf dem Altan gebückt,
Bis ihn der Jubel der Posaunen
Und seines Volks Triumphgeschrei
Aus seinem schweren Traum erweckte.

Er eilt mit festem Schritt herbei.
Sei König! rief er laut, und streckte
Die Arme nach dem Sieger aus;
Ich steige fröhlich von dem Throne,
Der dir gebührt. Dein Heldenstrauß
Erwarb dir mehr als eine Krone,
Mein Herz. — So sprach der edle Feind.
Und ward, wie die Annalen melden,
Nicht nur ein treuer Knecht des Helden,
Er ward und blieb sein treuster Freund.

Pfeffel.

224. Die beiden Säcke.

Aus Liebe zu den Menschen wollte
Der Götterkönig Jupiter,
Daß Jeglicher zwei Säcke tragen sollte,
Mit eig'nen Fehlern der,
Mit Fehlern Andrer jener angefüllt.
Nimm, sprach er zu dem Menschen, diese Säcke,
Daß jeder deinen Sinn zur Tugend wecke.
Der eine zeichnet dir ein Bild
Von deinen eignen kleinsten Schwächen,
Die du sogleich zu unterdrücken hast.
Und warnet dich vor größeren Verbrechen,
Vor Strafbarkeit und Schuldenlast.
Du wirst die Fehler andrer, ihr Vergehen
Verzeihn, entschuld'gen und nicht sehen.
So wirst du weise schon auf Erden,
Und im Olymp einst glücklich werden.

Der Mensch mit Freud' in seinen Blicken,
Neigt vor dem Gotte sich, und geht
Mit seinen Säcken fort. Doch seht!
Den Sack mit eignen Fehlern hängt er auf den Rücken,
Und den mit Andrer vor die Brust.
So bleibt er sein sich unbewußt,
Sieht seine Fehler nicht, und kann sie nicht vermeiden,
Hält sich für gut, für fleckenlos;
Allein der kleinste Fehl von Andern dünkt ihn groß,
Er sieht ihn gleich und tadelt ihn mit Freuden.
Bald ist ihm Jedermann ein Bösewicht,
Ein Uebertreter jeder Pflicht.
Er häufet nun mit wiederholter Klage
Sein Elend sich für seine Lebenstage.
O fiel es noch dem Thoren ein,
Die beiden Säcke zu vertauschen!
Er würde sich bei Fehlern oft belauschen,
Sie hassen, fliehen und bereun,
Voll Nachsicht gegen Andre sein,
Und mehr sich seines Lebens freun.

225. Der Traumgott und der Arme.

Du armer Alter dauerst mich!
Ich bin der Traumgott, ich beglücke dich.
Du sollst in einem Nu befreiet von Beschwerden,
Ja, wenn du willst, ein König werden.
Statt deiner Lumpen hänge ich dir den Purpur um;
Zum Zepter mach ich deine Krücke;
Es stehe, lauschend auf dein Wort und deinem Blicke
Ein Schwarm Bewunderer um dich herum.

Der Kraft und Leben gern in deinem Dienst verzehret,
Und nur ein kleines Theil von deinem Glück begehret.

Geh, guter Traumgott, geh! Auf einen Augenblick,
Denn länger währt es nicht, verlang ich gar kein Glück —
Ei! welcher Fürsten Glück hat längre Zeit gewähret?

Willamow.

226. Die beiden Bauern.

Zwei Bauern, Hein und Kilian,
Die nachbarlich auf einen Jahrmarkt stiegen,
Durchstrichen einen Wald. Hein ging voran.
Jetzt sah er einen Sack mit Geld im Grase liegen,
Er rafft ihn gierig auf, und steckt ihn lächelnd ein.
Das war ein schöner Fund! Herr Vetter Hein,
Sprach Kilian; der hilft uns auf die Beine!
Uns? sagt Er, wie versteht Er das?
Das rechte Wort ist Euch — Je nun, ich meine,
Die Hälfte sei für mich — Ei Spaß!
Der Fisch ist mein; ich hab ihn ja gefangen,
Rief Hein. Der Vetter ließ die Flügel hangen,
Und schlich so stumm, als wär er selbst ein Fisch.

Dem neuen Krösus nach, als schnell aus dem Gebüsch
Ein paar verwegne Räuber sprangen,
Hein klapperte vor Furcht. Was fangen wir nun an?
Wir sind verloren! — Wir? sprach Kilian,
Ihr irrt euch, lieber Spießgeselle;
Das rechte Wort ist Ihr. Husch! flog er ins Gehölz
Hein konnte gar nicht von der Stelle.
Die Räuber fielen ihm mit Säbeln auf den Pelz;
Geld oder Blut! hieß es. In Todesangst versenket
Gab er den Schatz, und ebenein kein Kleid.
Wer, wenn das Glück ihm lacht, an sich nur denket,
Hat keinen Freund in Widerwärtigkeit.

Pfeffel.

227. Der Fuhrmann und Jupiter.

Das Beten hilft, nur nicht allein;
Auch eigner Fleiß muß wirksam sein.
Ein Kärrner, der sich selbst zum Schaden
Sein kleines Fuhrwerk überladen,
Saß endlich fest mit seiner Last
In einem Wege voll Morast.
Sogleich rief er in dieser Noth
Zum Jupiter, dem mächtgen Gott,
Und bat mit vielen Seufzern, ihn
Mit seinem Karren herauszuziehn.

Nachdem er lange Zeit gebarrt,
Und endlich nach der faulen Art,
Schon in sein Schicksal sich ergab,
Rief eine Götterstimm' herab:
Was schreit und heult da für ein Thor?
Hol deine Hacke frisch hervor!
Räum weg den Koth, wie sichs gehört,
Und peitsche tüchtig auf dein Pferd!
Dann ruf zum Jupiter aufs neu',
Und glaube mir, er steht dir bei!

Zachariä.

228. Aesop.

Aesop ging einst nach einem Städtchen hin.
Ein Wandrer kommt und grüßet ihn,
Und fragt: Wie lange, Freund, hab' ich zu gehen
Bis zu dem Flecken dort, den wir von weitem sehen?
Geh'! spricht Aesop. Und er: das weiß ich wohl,
Daß, wenn ich weiter kommen soll,
Ich gehen muß; allein, du sollst mir sagen,
In wie viel Stunden? — „Nun, so geh!" — Ich sehe wohl
Brummt hier der Fremde, dieser Kerl ist toll,
Ich werde nichts von ihm erfragen,
Und dreht sich um und geht. He! ruft Aesop, ein Wort!
Zwei Stunden bringen dich an den bestimmten Ort.
Der Wandrer bleibt betroffen stehen:
Ei! ruft er, und wie weißt du's nun? —
Und wie, versetzt Aesop, konnt' ich den Ausspruch thun,
Bevor ich deinen Gang gesehen?

Bewundert die Behutsamkeit
Des Phrygiers, ihr Richter unsrer Zeit!

v. Nicolai.

229. Die Schaafe, der Hammel und der Hund.

Auf einer Wiese weideten die Schafe
Und Phylax hielt getreulich sie in Zucht;
Nahm eines nur zehn Schritte weit die Flucht,
Er trieb's zurück, zaust' es auch wohl zur Strafe,
Und stellte bald die Ordnung wieder her.
Darüber murrten viele sehr.
Der Hund, hieß es, ist unter allen Thieren
Leicht das unnützeste, und uns zur Qual nur da.
Stets bleibt er unsrer Heerde nah,
Und will nach seiner Laune sie regieren.
Wie übel sind wir doch daran!
Wir dürfen nicht ins nächste Büschchen gehen,
Und ließ es auch der Hirte selbst geschehen,
Schnell kommt doch Phylax dann
Und treibt, mit grimmigem Gebelle,
Uns an die kaum verlaßne Stelle.
Und wir, wir haben ihm doch nichts gethan.
Was geht er uns, was gehen wir ihn an?
Ein Hammel hört's, der älteste der Heerde,
Den sie zum Leiter auserseh'n.
Kopfschüttelnd und mit ernstlicher Geberde
Spricht er: Ihr Thoren, ihr! wie sehr habt ihr gefehlt!
Der Hund ist unser bester Freund und Retter.
Zu unserm Schutz verliehen ihn uns die Götter —
Doch seht! was lauschet dort an jenem Baum?
Es war ein Wolf. Sie sahn ihn kaum,
So zitterten auch ihre Glieder,
Und manchen sanken schon vor Angst die Knie nieder.
Sie kannten ihren Feind. Wo ist ihr Schutz?
Wer bietet diesem Feinde muthig Trutz?
Sie fliehen nicht. Doch daß er ihn vertreibe
Und daß die Heerde sicher bleibe,
Kommt Phylax schon; der schlaue Hühnerdieb
Verschwindet in dem Wald, wohin die Treue
Mit bellendem Geschrei
Und unerschrocknem Muth ihn trieb.

Wer vor Gefahr euch warnt, euch Schutz verleiht,
Dem lohnt nicht mit Haß und Unzufriedenheit;
Ihm, eurem treuen Freunde, weiht
Gehorsam, Lieb' und Dankbarkeit.

230. Die Einwohner zu Jassus.

In Jassus herrscht' in früher Zeit
Der Griechen viel Gemächlichkeit;
Besonders liebte man, von Fischen
Sehr leckre Schüsseln aufzutischen.

Es war daher der Alten auch
Dort allgewöhnlicher Gebrauch,
Wenn eine Ladung angeschwommen,
Geschwind zum Kauf herbei zu kommen.

Man kündigte durch Glocken an,
So bald der Fischverkauf begann:
Und alles ließ dann stehn und liegen,
Dem Fischmarkt eilig zuzufliegen.

Ein Zitherspieler, durch das Land
Als Virtuose wohl bekannt,
Ließ einst, auf allgemein Begehren,
Sich dort in dem Odeum hören.

Man drängte sich mit Ungestüm
Der Mode wegen hin zu ihm,
Und suchte Beifall und Entzücken
Durch lautes Bravo! auszudrücken.

Doch mitten in der Herrlichkeit
Erklang zum Fischkauf das Geläut:
Schnell sah man das Odeum räumen,
Um nicht den Einkauf zu versäumen.

Nur einer blieb bewundernd stehn,
Nicht einmal ahnend, was geschehn,
Und schien, als könnt' er nicht verschmerzen,
Dies süße Gastmahl zu verscherzen.

Wie? ruft der Künstler, du allein?
Dein Kunstgefühl ist echt und rein:
Du bleibst und wartest bis zu Ende,
Damit ich mein Konzert vollende.

Was gab es denn? befragt ihn der;
Es läßt mir öfters das Gehör.
Sprich, warum ist man so zu Haufen
Der herrlichen Musik entlaufen? —

Die Glocke rief zum Fischkauf,
Drum eilt man so zu Sprung und Lauf. —
Die Glocke? o da muß ich gehen!
Er lief und ließ den Künstler stehen.

Schilt nicht die grobe Sinnlichkeit
Der Bürger der alten Zeit.
Wer schätzt die Kunst in unsern Tagen
Wohl höher als den werthen Magen?

Weiße.

231. Der Perser und seine drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt' einst ein Perser sein Vermögen
Drei Söhnen aus, nebst seinem Segen,
Und theilt' es unter alle gleich.
Noch einen Demant, sprach der Alte,
Bleibt hier, den ich für den behalte,
Der mittelst einer edlen That
Darauf den größten Anspruch hat.

Um diesen Anspruch zu erlangen,
Ließ er die Söhne sich zerstreun.
Die Prüfungszeit war kaum vergangen,
So stellten sie sich wieder ein.
Hört, sprach der älteste der Brüder,
Im Walde vertraut ein fremder Mann
Sein Gut ohn' einen Schein mir an.
Ich gab es ihm getreulich wieder.
War diese That nicht lobenswerth?
Du hast gethan, was sich gehört,
Ließ sich der Vater hier vernehmen.
Wer anders thut, der muß sich schämen;
Denn Ehrlichkeit ist unsre Pflicht.
Gut ist die That, doch edel nicht.

Der zweite sprach: Auf einer Reise
Sah ich, daß unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einem See
Hinunter fiel. Ich ritt dahin.
Schnell sprang ich nach, zog's in die Höh,
Und rettete des Kindes Leben.
Ein ganzes Dorf kann Zeugniß geben.
Du thatest, sprach der Greis, mein Kind,
Was wir als Menschen schuldig sind.

Der jüngste sprach: Bei seinen Schafen
Fand ich an eines Abgrunds Rand
Einst meinen Feind fest eingeschlafen.
Sein Leben war in meiner Hand.
Ich weckt' ihn auf, zog ihn zurücke. —
O, rief der Greis mit heiterm Blicke,
Dein ist der Ring! Ein edler Muth
Thut Gutes dem, der Böses thut.

Lichtwer.

232. Der Quell der Jugend.

Vor Zeiten war ein Quell bekannt,
(Wo will ich sagen, wenn ich's finde)
Der ward der Jugendquell genannt.
Wer aus ihm trank der ward zum Kinde.
Was kriechen konnte, zog dahin.
Manch altes Weibchen kam am Stabe,
Und ward zur Puppenspielerin;
Und mancher Graubart ward ein Knabe.
Die Greise stürmten fast den Ort;

Stets hatten sie den Quell umringet,
Und ritten, wenn sie sich verjünget,
Auf Steckenpferden kindisch fort.
Schon waren viele tausend jung,
Als das Verhängniß, eh' man's dachte,
In einer Erderschütterung
Den ganzen Brunnen trocken machte.
Der Quell war hin; doch man vernahm,
Daß seine Wunderkraft von allen
Die ihn besucht, eh er verfallen,
Auf ihre Leibeserben kam,
Zwar sie behielten die Gestalt,
Die Runzeln blieben an der Stirne,
Das Haar blieb grau, der Leib blieb alt;
Sie wurden Kinder am Gehirne.
Drum, wenn ein Alter spielt und flucht,
Wenn er den Leichtsinn manche Schwänke
Der Jugend unternimmt, so denke:
Sein Ahnherr hat den Quell besucht.

Lichtwehr.

233. Jupiter in der Unterwelt.

Den Ort der Seligen zu sehen,
Stieg Jupiter von des Olympus Höhen
Aus seinem sonnenglänzten Zelt
Hinunter in die Schattenwelt.

Mit hoher Göttermilde
Begrüßt er erst Elysiums Gefilde;
Dann tritt er in den Ort der Qual,
Ein unabsehbar weites Thal:
Wie viel die eigne Schuld in dieses Thal gesendet,
Das melden Zahl und Sprache nicht.

Und sinnend steht der Gott; dann wendet
Er sich zu Rhadamanth und spricht:
Laß, Sohn, mir treue Kunde kommen
Vom Wunder, das ich hier vernommen.
Es faßt der weite Höllenraum
Die Menge der Verlorenen kaum;
Doch wenige zählt ich nur der Frommen.
Ist dies das götterähnliche Geschlecht?
Sprich, Sohn, was lehrte so von Pflicht und Recht
Die schwachen Kinder meiner Erde?
Sprich, Sohn, daß ich ihr Retter werde,
Sollt es das Werk der Eigenliebe sein?
„O nein, mein Vater, nein!"
So ist's der Sinne Reiz, des Blutes heißer Drang? —
„Es ist, sprach Rhadamanth — der Müßiggang."

Prömmel.

234. Der Hahn und die Eule.

Der Hahn war in der zwölften Stunde
Zu Mitternacht, bei schwachem Mondesschein, noch wach.
Da sah er eine Eul' auf eines Hauses Dach
Mit einer Maus im Munde.
Du Scheusal der Natur, entflieh!
Rief ihr der muntre Hahn entgegen,
Warum fliegst du bei Tage nie?
Warum nur in der Nacht, wenn sich Gespenster regen?
Die Eule sprach: Verkennst du mich?
Ich bin Minervens Liebling! Ich
Der Weisheit Sinnbild! Weise lieben
Die stille Einsamkeit, wie wir! —
Ja, wärst du in deinem finstern Loch geblieben,
So glaubt' ich's fast. Doch sprich, was willst du hier?
Nicht wahr, du suchst nun auszuüben,
Was du den langen Tag voll Tück' ersannst,
Und nur zur Zeit der Finsterniß erreichen kannst?
Die Leichtschlummernden belauern?
Sie würgen, fressen und hernach
Die Zeit verschnarchen oder auch vertrauern?
Wenn das die Weisheit heißen mag,
So nennen wir es Bosheit, List und Ränke,
Denn so denkt nur der Räuber und der Dieb,
Der stets verhüllt bei Allen bleibt,
Und länger, als ich bin und denke,
Wie du, sein Wesen auch im Dunkeln trieb.

235. Der Esel und der Hund.

Der Esel warf einmal dem Haushund Melfas vor,
Daß er sehr leckerhaft und sehr gefräßig wäre.
Freund sprach er, merke dir die Lehre,
Daß dies der größte Fehler ist,
Wenn man nach Herrenspeisen schnappet,
Und nichts den Tag lang thut, als frißt!
Du weißt, wenn unser Herr bei Schüsseln dich ertappet,
Wie dir es geht! dein Rücken hats gefühlt;
Sein Stock hat dir oft wol mitgespielt!
Auch thut es noth, daß ich noch eins erwähne:
Wie mancher wird durch dich erschreckt!
Du bleckst um ein Nichts die Zähne;
Man weiß oft nicht, was dir im Kopfe steckt.
Den Reisenden ist wohl kein Thier verhaßter,
Als du mit deiner Heftigkeit.
Sieh! Jachzorn und Gefräßigkeit
Das sind zwei ungeheure Laster!
Die Zeiten sind verderbt. Ihr Herren Thiere thut,
Was euch die Leidenschaften heißen.
Ihr seid Schmarotzer, grob, rachsüchtig bis zum Beißen,
Ja viele sind so wild, einander zu zerreißen;
Das Herz der wenigsten ist gut,
Oft hab' ich's schon mir vorgenommen,
Ihr Herz zu reinigen, und den Versuch gemacht;
Allein der Undank ist bereits so weit gekommen,
Daß man auch eines Lehrers lacht.
Kurz, Fleiß und Arbeit sind verloren!
Ich predige nur tauben Ohren. —
Das wundert mich! Du predigst gleichwohl schön.
Der Einsicht Lob muß man dir zugestehn,
Versetzt der Hund, der schalkhaft ihn verhöhnt.
Ohn' einen Punkt würd' ich sie ganz vollkommen nennen,
Wie hast du den vergessen können?
Du hast der Faulheit nicht erwähnt.

Schlegel.

236. Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht in's Holz, wie ich gemerket habe,
So sagte Fritz, ein kleiner munterer Knabe
Und hüpfte, indem er dieses sprach,
Dem Vater schon von weitem nach.
Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine schmerzlich stach.
Er schalt und lief ein gutes Stücke,
Dem wilden Schwarme zu entfliehn;
Allein umsonst er lief, jemehr verfolgt man ihn.
„Ha! sprach er, laßt ihr nicht das Ding im Guten bleiben,
„So wart ihr [illegible], ich will euch schon vertreiben."
Und muthig nahm er seinen Stab
Und schlug in ihren Schwarm; doch ließen sie nicht ab,
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nun mehr um sich zu rächen.
Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth.
„O sieh mal, Vater! das heißt stechen;
„Ich hab's bald so, bald so versucht,
„Ich lief, ich schlug, und doch half weder Schlag noch Flucht.
Fritz, hub der Vater an, du hast's nicht recht versucht.
Geh künftig ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger dich stechen.
Denn wer mit kleinen Feinden ficht,
Der hat von ihnen nimmer Friede;
Am klügsten ist man achtet ihrer nicht,
So werden sie zuletzt des Streites selber müde.

Gellert.

237. Der Esel des Silen.

Der Esel, zum Olymp erhoben,
Im Dienste eines Gottes, des Silen,
Begann sein neues Schicksal sehr zu loben,
Und wähnte sich erhebt zu sehn.
Er folgte seinem trunknen Herrn.
So oft er seinen Herrn zu Bachus Festen trug,
Auch hatt' er jetzt des besten Futters g'nug.
Drum schien er auch an Kraft und Muth wie neu geboren.
Einst ging er auch zu einem Göttermahle.
Da sieht er den Pegasus in einem bessern Thale
Olympischer Gefilde stehn. Er stutzte zwar
Beim Anblick dieses Thiers mit einem Flügelpaar;
Doch wagt er's, brüderlich dies Götterpferd zu grüßen.
Er freute sich recht herzlich schon,
Mit ihm das Glück des Umgangs zu genießen,
Als Pegasus verächtlich und mit Hohn
Ihn von sich wies. Ich bin ein Sohn der Götter
Und du der Esel des Silen.
Wie stolz der Müller! rief der kleine Spötter;
Die Götter lächeln schon wenn sie von fern dich sehn
Seht! rufen sie, seht da den Esel kommen!
Es naht Bachus und Silen!
Doch wärest du zum Gott dich aufgenommen,
So macht er uns bekannt! Du schreist ja so schön!
Der Spötter ging und ließ den Pegasus stehen.

Der Esel, magst du ihn im Stall
Der Götter oder Menschen sehen,
Er ist verachtet überall.

238. Die Säcke des Schicksals.

Wer Besters sucht, dem ist nie wohl
Mit seinem Schicksal unzufrieden,
Pries Timon immer kummervoll,
Was Jupiter nicht ihm beschieden.
Mit stetem Murren plagt er ihn,
Zeus, endlich müde seiner Klagen,
Schickt den Merkur zur Erde hin,
Läßt ihn empor zum Himmel tragen,
Faßt seine Hand und führet ihn
In das olympische Magazin.
In Millionen aufgeschüttet,
Und von den Parzen zugesiegelt,
Sieht er hier Säcke hingestellt,
Wovon nach Jupiters Berichte,
Ein jeder ungleich am Gewichte,
Ein Schicksal, einen Stand enthält.
Da! wähle selbst von allen Säcken
Nur merke dir, spricht Jupiter,
Daß in den meisten Sorgen stecken,
Doch in den leichten weniger.
Nun, großen Dank! Herr Jupiter,
Spricht Timon; laß uns denn ein wenig
Versuchen, was ein jeder wiegt.
Der nächste, welcher vor ihm liegt,
Ist Nummer Eins für einen König.
Er faßt ihn an. Zu viel für mich!
Den trag' ein Atlas, nur nicht ich
Ob ich den andern heben werde?
Für einen Großen, zeigt die Schrift.
Er hebt. Der Sack zieht ihn zur Erde.
O wehe dem, den dieser trifft!
Viel Aemter bringt er kaum vom Platze.
Hier stehet Ruhm, beschwert durch Neid,
Hier liegt ein Sack mit einem Schatze;
Und dort ein Sack Gelehrsamkeit!
Von Argwohn und von Geize der,
Von Hypochonder dieser schwer.
Nun folgt der gemeine Haufen,
Die, deren Loos kein Zettel nennt,
Die Zeus nur an der Nummer kennt.
Mit diesen läßt sich's leichter laufen.
Er hebt und wählet lange Zeit.
Als ihm die Auswahl endlich glücket,
Spricht Jupiter: Was diesen drücket,
Ist nichts als Unzufriedenheit.
Von mir sei diese Thorheit fern,
Erwiedert Timon, dieser eine
Behagt mir, laß mir ihn! — Recht gern!
Er war schon ohne dies der deine.

v. Nicolai.

239. Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum
Bei dem ich eingekehret,
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leicht beschwingte Gäste,
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen grünen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt' er den Wipfel,
Gesegnet sei er allezeit,
Von der Wurzel' bis zum Gipfel

240. Die beiden Hähne

Zwei Hähne stritten einst
Mit vielem Groll und Eigensinn — du meinst
Der Herrschaft wegen und der Ehre?
Nein, wer von beiden schöner wäre.
Natürlich wollt' es jeder sein,
Nur diesen Vorzug nicht dem andern zugestehen.
Nach langem Hadern kam man überein,
Zu einem Dritten hinzugehen,
Damit der bösen Streit
Der eitlen Selbstgefälligkeit,
Der ihnen doch so wichtig war, für beide
Durch seinen Richterspruch entscheide,
Allein mit Unpartheilichkeit.

Da wühlt ein Maulwurf, wo sie stehen,
Sich aus der Erd' heraus,
Und kaum, daß sie ihn vor sich sehen,
So bitten sie sich schon sein Urtheil aus.

Ich? spricht er, euren Streit zu schlichten?
Ich bin ja blind.
In Dingen, wo die Augen nöthig sind,
Vermag ich nicht zu richten;
Doch rath' ich wohl: Vertraget euch
Und glaubt, ihr wäret Beid' an Schönheit gleich.
Doch dies genügt nicht. Die Katze soll entscheiden.
Auch diese sucht den Urtheilsspruch
Mit der Unschuld ganz zu vermeiden,
Sie habe ja nicht Gesicht g'nug,
Sie kennte keinen [illegible];
Denn jeder war bei ihrer List zu klug.
Sie weist zuletzt den Fuchs zum Richter. —
Zwar machten sie bei diesem Rath
Erst ernstliche Gesichter,
Doch da sich eben einer naht,
So gehn sie eilig ihm entgegen,
Um ihren Streitpunkt vorzulegen.
Er hört und räuspert sich, sieht dann
Bald diesen bald den andern an,
Streicht sich bald so, bald anders wieder,
Besieht den Kopf, den Hals und das Gefieder,
Bleibt abermals ein Weilchen stehn,
Damit er nicht zu schnell entscheide,
Und nun — ergreift er sie und würget Beide.
Ich habe nie was Schöneres gesehn,
Spricht er, doch schmeckt ihr beide schön.

Die Lust hat oft die Streitsucht schon gebüßet,
Wie oft das Leben selbst verkürzet!

Meidel

241. Der alte Fuchs und die Jungen

Der Fuchs nahm seine beiden Söhne
Zum erstenmal bei seinem Ausgang mit,
Auf daß er nach und nach zur Klugheit sie gewöhne
Sie führend langsam, Schritt vor Schritt.
Der Fuchs gab Antwort, wenn sie fragten,
Verbesserte, wenn sie ein falsches Urtheil sagten,
Zeigt' ihnen, wo er konnte, Freund und Feind,
Und warnt' und lehrt', sie Gefahr zu vermeiden.
Jetzt kamen sie, eh einer es vermeint,
An ein verfänglich lockend Eisen.
Seht, sprach der Fuchs, hier dürft ihr euch
Von diesem Hühnerfleisch zu speisen!
Geht nicht hinan! Das Eisen schnappt und hält euch fest,
Und jämmerlich müßt ihr ins Reich
Der Schattenwelt hinüber gehen.
So lieblich euch der Braten dünkt,
So reizend der Geruch euch winkt!
Naht nicht! es ist um euch geschehen!
Die Jungen horchten noch auf ihres Vaters Rath,
Als dieser sich der Falle selber naht.
Schon greift er zu, will schon sich glücklich preisen;
Doch kaum berührt er das Eisen,
So fängt es ihn. Zum Glück
Nahm's ihm vom rechten Ohre nur ein Stück.
Beschämt ging er zurück.

Willst du den Andern Lehren geben,
So mußt du selbst nach diesen Lehren leben.

Meidel

242. Der Ziegenbock.

(Legende.)

Der heilige Patriz vertrieb sich oft die Zeit
Mit einem Ziegenbocke.
Matz war auch wundersam gescheut,
Und meckerte, wie eine Silberglocke.
An seinen Sprüngen fand der gute alte Mann
Ein immer neues Wohlbehagen;
Doch ließ er auch den Schäcker dann und wann
Zur Küche Holz und Wasser tragen.

Einst kam das Böcklein nicht nach Haus.
Ein Räuber metzelt' und zerstückte
Den armen Matz für sich zum Schmaus.
Der hochbestürzte Bischof schickte
Ein ganzes Heer von Dienern aus;
Allein, sie kamen heim, dem Bischof zu verkünden,
Es sei kein Bock, kein Räuber aufzufinden,
Ein Donnerschlag für unsers Bischofs Ohr.
Er stand vor Schrecken starr gleich einem Meilensteine,
Und trug am Sonntag der Gemeine
Das Schelmstück vor.
Der Schnapphahn saß dabei und suchte sich zu fassen,
Doch ihn verrieth Erröthen und Erblassen.

Schon längst verdächtig war der Mann;
Drum sah der Bischof ihm mit Grimme
Scharf ins Gesicht, und rief mit Donnerstimme:
„Matz! Matz! wo bist du? Sag' es an!“

O Wunder! kaum begann der Mann also zu fragen,
So meckerte das Böcklein aus dem Magen
Des Diebes hell und klar heraus.
Der Bube floh in vollem Lauf.

Man hielt ihn aber fest beim Kragen,
Und es gelang ihm nicht sich durchzuschlagen.

Er ward dem Bischof vorgeführt,
Und beichtete, dem Schein nach, tief gerührt.
Er habe leider höchst vermessen,
Den werthen Bock geschlachtet und gegessen.
„Schaft!“ rief Patriz, von Zorn entbrannt,
„Wo ist die Haut? Hast du sie auch gefressen?“
„Ach nein! sie liegt verscharrt in meines Kellers Sand.“

Und schnell, auf einen Wink des Oberpriesters, machten
Sich Leute fort, und überbrachten
Des Todten zottiges Gewand. —
Der Bischof gab das Fell in seiner Diener Hand,
Ließ es fein säuberlich entfalten,
Und, wie im Leben ausgespannt,
Es vor den Mund des Räubers halten.
Dann hob er seinen krummen Stab,
Und sprach das Machtwort aus: „Komm, Mahl verlaß dein Grab!“ —

Urplötzlich sah man jetzt des diebischen Gesellen
Verschrumpften Leib wie eine Pauke schwellen,
Und drin entstand ein schrecklicher Rumor.
Der Mund zerriß von Ohr zu Ohr,
Und flink, zum höchsten Volksvergnügen
Kam durch das angeweite Thor
Der Bock in seine Haut gestiegen,
Sprang munter und gesund an seinem Herrn empor
Und Meister Dieb lag in den letzten Zügen.

Drauf wandte sich mit heiterm Sinn
Der Bischof zur Gemeine hin
Und sprach: „Dies Beispiel mag euch lehren
Das Eigenthum der Geistlichkeit zu ehren!“

Langbein.

243. Der Schmetterling und die Biene.

Die Biene sprach zum Schmetterling
Hast du nicht lange Weile?
Ich, lange Weile? Kleines Ding
Da geh' und frag' die Eule!

Was die wohl thun und fühlen mag
In ihrer finstern Höhle?
Still sitzt sie da den ganzen Tag
Mit schwermuthsvoller Seele.

Ich fliegt schäkernd her und hin
Und freue mich des Lebens,
Und wenn ich froh und lustig bin
So leb' ich nicht vergebens.

Wohl sprach die Biene drauf: Allein
Was nützt dein frohes Leben?
Du sollst auch Andern nützlich sein
Auch ihnen Freude geben!

Kennst du die Zellen, die wir bauen
Und auch, um Andrer willen,
Die unsre Kunst mit Lust beschauen
Mit süßem Honig füllen?

Wo ist der Nutzen den ihr schafft?
Wo eure Arbeitsliebe?
Vergeblich habt ihr Zeit und Kraft,
Ihr faulen Tagediebe.

Seht doch den Stolz, die Prälerei
Der übermüthigen Biene!
Sie glaubt wohl, daß ich unnütz sei?
Daß ich zu gar nichts diene?

Ich lege Eier, viel an Zahl —
Bald wirst du Thierchen finden,
Die fressen deine Bäume kahl,
Verstehst du? deine Linden!

Der Müßiggänger schadet noch
In Kind und Kindeskindern,
O möchte diese Brut sich doch
Zum Wohl der Welt vermindern.

Geibel.

244. Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: die Glocke tönt
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.

Das Kind es denkt: Die Glocke hängt
In droben auf dem Stuhle,
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt,
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum
Das arme Kind, im Schrecken,
Es lauft, es kommt als wie im Traum
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag
Nicht in Person sich laden.

245. Der Minnesänger.

Ein Minnesänger wanderte mit seiner Leier
Den Rhein hinauf. Sein ganzes Gut bestand
In einem Pferd, in einem Wagen, einem Dreier,
Den Früchten seiner Kunst. Nicht weit vom Speier
Kam ihn der Hunger an, und, wie bekannt
Bei Sängern ist, der Durst zugleich. Ihn abzukühlen
Und das zu harte Brot hinabzuspülen,
Kehrt er in einem Gasthof ein,
Wirft seinen Batzen hin, und fordert rothen Wein.
Der Wirth sieht ihn mit aufgeworfner Nase
Und schielend an, geht zu dem Fläschen hin,
Das in dem Winkel liegt, füllt seinen Krug von Zinn,
(Nicht bis zum Rande) kommt mit einem [illegible]
Zum Tisch, und legt es vor den Fremden hin.
Zerstreut und seitwärts sehend gießet
Er hoch und schief und schwankend ein,
So daß die Hälfte von dem Wein
Daneben fließet.
Der Sänger sieht ihn mürrisch an,
Hofft Abbitt' und Ersatz. Der Wirth, ein roher Mann,
Lacht plump hinzu. He he! Herr Dichter, lebet!
Euch ist das Glück auf heute hold!
Denn in dem Zeichenbuche steht:
Vergoßner Wein bedeutet Gold.

Den Sänger schmerzt der Spaß. Er sinnt auf Rache —
Geduld ist nicht der Dichter Sache —
Nach kurzem Schweigen spricht er: hier ist noch
Ein Dreier, bringt dafür mir doch
Ein Stückchen Käse her, so schmeckt der Wein mir besser.
Der Gastwirth nimmt das Käsemesser
Und geht hinaus. Der Meister Fiedler
Schleicht sich indessen zu dem Faß,
Und öffnet unvermerkt den Hahn.
Der Gastwirth kommt und sieht das rothe Naß

Das auf der Diele rinnt. Wer hat mir das gethan?
Spricht er ergrimmt, und drehet geschwind den Hahn
Zurück. Die Gäste sehn den Sänger an:
Der, sagt er, der war bei dem Faß.
So packt mir ihn! Bezahlen muß er mir den Wein,
Und hat der lumpige Geselle
Nicht Geld genug! so zahl' er mit dem Felle.
Nun stürmt man auf ihn los. Ihr Herren haltet ein!
Was habt ihr für Beweis? Gesetzet,
Kann es der Wirth nicht selbst gewesen sein,
Der seinen Hahn nachlässig zugedrehet?
Doch wohl! man theilt sich zwischen Ja und Nein,
Man schreit, man zankt, man schimpft, man schickt sich an
zu schlagen.
Jetzt kommt der Bischof angefahren, hält im Wagen
[illegible], geht in ein nahes Haus
Und ruft die Zänker vor. Mit heftigem Geberde
Kramt nun der Wirth des Sängers Bosheit aus,
Und fordert, daß er ihm sein Fäßchen wieder fülle.
Auch diesem legt der Bischof nun zu reden auf,
Und er erzählt der Sache völligen Verlauf:
Hochwürdiger, wir zweybeyde
Der Wirth für meinigen mir ausgegossnen Wein
Ein gutes Glück auf heute.
Ich Dichter wollte dankbar sein,
Und nun ihm beide mehr gewinnen
Zu lassen, ließ ich ihm mit gutem Vorbedacht
Das volle Fäßchen rinnen.
Das fürstliche Gefolge lacht —
Der Wirth muß seinen Schaden tragen;
Den Sänger nimmt der Bischof in den Wagen,
Führt ihn mit sich nach Bruchsal hin,
Und erst nach sieben fetten Tagen,
Und wohl beschenkt, entläßt er ihn.

v. Nicolay

24. Die neue Eva.

Lieber Gott, man muß sich plaken
Wie ein Lastthier auf der Welt
Nütze lügen, Stöcke hacken,
Daß der Schweiß zu Erde fällt
Wie und alle frommen Christen
Leben hoch im Paradies,
Wenn sich Eva nicht gelüsten
Den verbotnen Apfel ließ.

Lieb ich, wie die Weiber alle,
Weiß auch Obst und Nähkorbe;
Würd ich doch im großen Falle
Nicht so schwach wie Eva sein!
Wie sprach will Nähkorbe
Das zu Wintern, Ehrem Mann:
Doch im Reicher Ehrt du klagen,
Und er reint schnell in an:

Weiter? reißt euch, ist die Schwäche:
Ach, verstanden bildet ihr
Weiß den Zerpfeil selbst erwählet!
Mutter, das beflecht' ich schon,
Glaubt ihr sich ein Kontrolle
Wirklicher zu bestehn:
Du weißt Tag' und Art ins Feuer,
Und kann kommt, wir wollen sehn.

Sie versprach sich gut zu halten
Und so fest wie Jäch' an Bach,
Trippelten die lieben Kinn
Von dem reichen Manne nach.
Dieser gab das schönste Zimmer
Seinen Hauses Sinn ein;
Verlangen, hier wird von euch nimmer
Grosse Zehrtrott merklich sein.

Ihr seid täglich aufgetragen
Einen Schmelzen der euch sehn.
Dacht gemacht mit Belagen,
Und hilft du heute Kühn!
Man wird du verlockt euch bringen
Lärm und fesselt Faust und Blick;
Denn euch dürft auf schnellen Schwingen
Wenn ihr du verlangt, ihr Glück!

In dem neuen Paradiese
War den Leuten trefflich wohl:
Doch am achten Tag sprach Lise:
Fast wird ich vor Neugier toll,
Meine Finger glühn und Freden
Von dem siebenten Gericht
Strackt den Deckel aufzuheben
Lieber Walter, meinst du nicht?

Hast du, schmält er, schon vergessen,
Daß du all dein Glück verlierst,
Wenn du, Thörchen, dieses Essen
Wie dem Finger nur berührst?
Willst du dich denn wieder plaken,
Wie ein Lastthier, auf der Welt,
Nütze lügen, Stöcke hacken,
Daß der Schweiß zur Erde fällt?

Eine kam gute Lehre
Fand der Gattinn Ohren taub:
Denn du war schon der Vogler,
Neugier, rettungsloser Raub.
Neugier spielte hier die Schlange;
Lise hob die Deck empor,
Und ein Mährchen, das schon lange
Darauf harrte, sprang hervor.

Weich Gebäude mach Hindernisse
Doch dies kommt nicht zurück
Das entstehne Thierchen bringen,
Und das mit ergötzlichem Glück
Was bekam der Hundert Bunde
Von der Flucht der Prüfungsmann
Und er trieb in dieser Stunde
Seine Gäste spottend aus.

Ach du schlichen jetzt voll Reue,
Durch den Paradiesen Thor,
Um mit Thränen nun weit neue
Weg zu spalten ein zuvor.
Walter rieb sich hinteren Ohren,
Und schaut Lisen ins Gesicht:
Tadeln können zwar die Thoren
Aber Jäger darum nicht!

Langbein

247. Die Königswahl der Vögel.

Dem Storche ward von einem Fuchs erzählt,
Daß alle Thier' auf seinem Lande
Zum Könige den Löwen sich erwählt;
Und sich durch diese neu geknüpften Bande
Die Wohlfahrt aller sehr befördert sei.
Der Storch erzählt dies überall den Vögeln wieder:
Wir sind zwar, doch es, jetzt noch frei:
Gebrechen und befehlen nicht, wie Glieder
Des Staates thun; allein der Unterthanen Joch
Ist wohl nicht schwer und drückt nur wenig,
Und wahrlich! rühmlicher und schöner wär es doch,
Wir hätten gleichfalls einen König!
So sprach er, und die Vögel, die es hörten,
Erwogens reiflicher und stimmten endlich ein,
Daß sie wie andre Thier, ein Oberhaupt begehrten.
Wer aber soll nun König sein?
Das soll am Wahltermin entschieden werden.
Es ist nun Zeit und Ort bestimmt.
Man kommt, versammelt sich, sieht ganze Heerden,
Woran die Menge fast kein Ende nimmt.
Und doch sind's nur ein Dutzend Abgesandte
Von jeder Art, Bekannt' und Unbekannte.
Man schreitet nun zur Wahl. Doch welch Geschrei!
Wie lieb man hier die Herren sich gebehrden!
Es will ein jeder König werden,
Weil, wie er glaubt, er dessen würdig sei.
Das geht nicht! ruft der Papagei.
Recht, sprach die Drossel, wer um die Wette fliegen
Und wer durch seinen höhern Flug
Die andern Vögel wird besiegen,
Soll König sein! Man nennt den Vorschlag klug;
Und er beliebt — ob manche gleich durch Schweigen
Und andre laut ihr Widerstreben zeigen.
Die meisten stimmen schweigend bei.
Dem Kukuk aber ist die ganze Vogelschaar
Den Urtheilsspruch, weil seine Augen
Zum Sehen in die Ferne am besten taugen.
Es wird gestellt, was von den Abgesandten nun
Den Flug bei Einzelnen thun.
Man stellt sich, schickt sich an. Der Kranich giebt ein Zeichen
Und alles sucht, die Sonne zu erreichen,
Man fliegt und fliegt — Die Luft scheint eine Brücke
Die immer höher, immer weiter
Zum Aetherweit im Himmel führt.
Wie sich der Anfang ganz verliert!
Und bringen sich kaum über einen Hügel,
Und jenen Federn mit gelähmten Flügel
Bald wieder um. Mit Scham und mit Verdruß im Blick
Bleibt Vogel Strauß sogleich zurück.
Man harret und noch und noch! — Nun ist die Wahl
entschieden.
Der Kukuk erscheint und spricht: Des Adlers Flug
Trug ihn zur höchsten Höh! Wir werden all' erwählen,
Es waren in seiner Brust das Gleichen auch schon
Er, der voll Majestät und rühmend überflog
Der König Adler lebe hoch!
Der alte Kukuk eilt dem Wonnerchen schnell entgegen,
Und sieht im Zeichnen was ein
Es führt seinen Rath im Innersten sich regen.
Fühlt nur Bewunderung, wem die Pflicht gereicht zu sein.
Doch welch Gelächter! Mit dem Adler schwebt
Ein winzig Vögelchen herbei,
Das voller Ernst den Königsthron begehrt.
Weils höher, als der Adler aufgeflogen sei.
Die Sach' erklärt sich bald. Ihn hoben
Des Adlers Fittige bequem empor;
Und da sich endlich ihre Kraft verlor,
Hüpft unser Zwerg, wohl ausgeruht, von oben —
Doch schwindelnd schon — zehn Spannen hoch hervor.
Man hörts; man will den Prätendenten nicht beschaun!
Und nennet witzig ihn den König übern Zaun;
Dem Adler huldigt man mit frohem Ungestüm.
Der Jubel tönt aus tausend Kehlen.
Man rühmt die Weisheit, Huld und Macht an ihm.
Und alle Tugenden, die ihn beseelen,
Und kehret dann, berauscht von seinem Glück,
In seine Heimath stolz zurück.

Wie konnten sie auch besser wählen?
O möcht' es keinem Reich' an einem Adler fehlen!

Seidel

248. Der Hund und die Katze.

Laß uns den Bund der Freundschaft schwören!
So sprach die Katz' einmal zum Hund:
Doch dünkt schien der Antrag zu verdrießen.
Mit einer Katze schließ' ich keinen Bund!
Gewöhnt er; ihr meint's nicht ehrlich.
Durch eure Bosheit und Verstellungskunst
Seid ihr für die redlichsten Gunst
Nur undankbar und oft gefährlich. —
Du irrst dich, Vetter! wir sind freundlich
Und meinen es, wenn wir auch schmeicheln, treu und gut.
Mich dünkt, ihr Herren Hunde denkt von uns zu feindlich
Ihr habt ein viel zu hitzig Blut.
Der Herr spricht schon aus eurem Blick
Ihr bellt gleich auf, wenn nicht am Tisch
Aus Aerger doch, und aus Verdruß;
So, daß man euch gewöhnlich fürchten muß.
Kann sein; versetzt der Hund und schwieg. Die Katze
Hat eben einen Ueberrest von Fleisch
Auf einem Tisch, sie springt, ergreift es mit der Tatze
Verzehret es ohne viel Geräusch,
Und schleicht sich weg. Der Hund bleibt liegen.
Doch man vermißt das Fleisch. Wer war der Dieb?
Wer anders als der Hund, der still im Zimmer blieb?
Wie leicht kann nicht der Schein betrügen!
Man schimpft und droht; er bleibt gelassen.
Die Katz wiederholt die List. —
Schon fängt man an, den Ehrlichen zu hassen,
Weil, wie man glaubt, er schlau und mäßig ist
Die Katze schmeichelt schwarz und schmiegt
Sich freundlich an jeden an,
Und nimmt, wo was zu naschen liegt
Und schleicht zur Thür hinaus, so oft sie kann.
Doch endlich wird sie angetroffen,
Da sie dem Koch' ein Nierenstück
Im Maul schon hat. Kein Ausgang war jetzt offen.
Bestürzt bei diesem Mißgeschick
Verkriecht sie sich; umsonst! sie wird gejagt
Bald hier, bald da, dann erst die Thür eintragen.

Und der, gezeigt von tausend Kerzen,
Die sorglos und verschwand.
Das Hauses Unschuld ward erkannt:
Denn Ehrlichkeit währet doch am längsten!

[illegible]

249. Jupiter und der Esel.

Quält man mich nicht vom frühen Morgen
Bis Abends in die späte Nacht hinein
Mit Lasten, schwer wie Stahlen...[illegible],
Und doch soll ich noch froh und munter sein!
Mit Mehl im Sack, mit mancher andern Bürde,
Die wohl ein Pferd erdrücken würde,
Wenn's auch der stärkste Rappe wär',
Treibt mich der Bauer vor sich her.
Und wenn ich langsam geh' und schleiche,
Auf ... gepreßtem Herzen seufz' und keiche,
So spottet und verhöhnt man mich.
Man giebt mir unbarmherzig Streiche,
Und niemand, ach! erbarmet meiner sich.
Der Mensch sogar, will er den Dummen nennen,
Nennt einen Esel ihn. — Dabei
Muß man zur Nahrung mit magern Disteln gönnen,
Und etwas [illegible] Stroh und Heu. —
O Jupiter! vernimm doch die gerechten Klagen,
Und ende sie nach deiner Mildigkeit.
Der Gott vernah'm und gab, dem Leiden zu entsagen,
Ihm mehr Genügsamkeit und größere Geduld.
Nun trägt der Esel muthiger die Lasten,
Er klagt und seufzet nicht mehr, und kann
An Disteln sich begnügen, kann auch fasten
Und hält den Schlag für ... [illegible] an —
Gewiß mit Wohlgefallen ...
[illegible] ... wenn ... und ...
Mit einer Last und zu erdrücken ...
Denn kein ... [illegible]!

[illegible]

250. Der Elephant.

Ein junger Elephant sollt' einst zum Zug
Geschickt gemacht und unterrichtet werden.
Wie mochte der sich wohl gebehrden!
Man denkt sich nur seine Last ...
Ein ungeheures Thier mit ... Zähnen,
Schwerfällig schon zum Gehn, soll nun
Sich drehn und wenden müssen,
Sich dabei zu benehmen wissen,
Und nach Musik und Takt das alles thun!
Ich möchte wohl dies Kunststück sehn,
Und würde gern, bei seinen Schwänken zugegen,
Das Gelächter dabei ertragen,
Doch lasset uns zurück zu unserm Schüler gehn.
Er horchet aufmerksam auf alle Lehren,
Die man ihm giebt, und merkt sich jeden Schritt
Allein er macht doch manchen falschen Tritt
Und muß sich drehn und schreiten lernen.
Der erste Tag des Unterrichts
Ist endlich glücklich überstanden.

Der Abend naht, die Nacht ist schon vorhanden.
Zu seiner Ruhe stört ihn nichts.
Doch unser Elephant denkt jetzt an keinen Schlummer,
Der Unterricht, der ihn ganz verwirret, hält ihn wach.
Und Ungeschicklichkeit und Schande macht ihm Kummer;
Er wiederholt daher von dem verflossnen Tag
Den Unterricht, den man ihm gab;
Geht ... auf und ab,
Und übet sich, bis er der Wächter hört,
Den sein Geräusch im Schlafe störet.
Der kommt mit vieler Angst herbei,
Zu wissen was geschehen sei.
Und welch ein Schauspiel muß er sehen!
Erstaunt bleibt er bei seinem Zögling stehen.
Bewundert dessen Fleiß, und mit gerührtem Blick
Kehrt er ins Kämmerlein zurück.

Wer sieht das Rühmliche der Ehr- und Wißbegierde
Nicht schon beim Elephanten ein?
O möchte sie doch auch die Zierde
Des Knaben und des Jünglings sein!

[illegible]

251. Der Schwan und die Ente.

Zwei Enten ruderten auf einem Flusse
Und schnatterten den Schwan,
In seinem lustigen Verdrusse,
Von ... mit ... an.
Woher! woher die Meise? fragten beide.
Gewiß, Sie sind ein schönes Thier!
Denn Ihre Federn sind so weiß wie Seide.
... Sie schlanken Wuchses sind, ...
Auch eine schöne Brust Sie haben!
... einen ... wahren ...
Ausmacht, wie ... Zwei Enten —
Nur eins ist doch, was ...
Durch unsern Umgang leicht verbessert werden kann,
Und ... der ...
Die ... der ... —;
Gewiß, Sie ... und ...
Wie wir in unserm ...
... schwimmen und ...
Und ... selbst ... —
An Stoff zum ... fehlt's nicht ...
Zum Beispiel ... die Nachtigall singt ...;
Doch sind wir nicht auch schöne Sänger?
Und ... wir nicht ... länger? —
— Ja, länger, ... der Schwan.
Ich ... das Verdienst ist eine.
Die Dummen ... gewöhnlich ...
Die Schwätzer ... Schreier,
Und weil der Stoff zum Schweigen doch
Den Dummen ... fehlen ...
So ... sie doch noch.
So geht es bei den Menschen auch.
Drum ist das Sprichwort im Gebrauch:
Sie schnattern wie die Enten.

[illegible]

752. Das Pedagog und die Spinne.

[illegible]

(Der kleine Däumling.)

Es hatt ein Bauer einen Sohn,
Und Größe war sein Hoffnung schon
Zum Schluß des Monates kleine Ring,
Mit welchem Neugierde Empfang
Macht's hier vom Jünglein aufgenommen!
Kaum daß er ist geboren kommen,
Da wollen sie's Bildnis sei der Hand,
Zeigt's in die Kammer. Hier Hand
Die Kammern mit vielen Kissen.
Er legt ihm drei Kissen zu Füßen,
Spricht: „Herr Meister Kissen Knecht,
Mit seinen Augen wohlbewacht hält!
Drauf saß er sein Füßen hin.
Man bringt ein Licht her und sieht an
Ihre Zähne, ihre Kopf, ihre Gesicht,
Ihre Gestalt und Eigenschaft.
Man kommt der Mutter. Wie der Mann
Der Schönheit macht die Zähne sagt
Die dem hochgeliebten Kindlein
Ihr Lächeln Nahrung sein trägt.
Das Kindlein macht die Brüste leer
Und Kissen mit und ohne Mut
Schreien bringen sich Schmerz
und zu Kissen mit Kissen sich
Sich Kissen Kissen in Kissen.
Und Kind mit Kissen, ist zum Essen,
Diese Kissen Kissen zum Kissen,
Ihre Schmerz und zum Essen.
Herz, aber mit in Schmerzen
Für Kissen Kissen Kissen
Mit ist im Kissen ist,
Als kommt in Kissen.

Ein Mann? Ha, was kann er sagen
Mensch, hier kostet seiner Kräfte!
Hat als gingen irrdisch ab,
Dem Mutter hat zum Mann zum Kap.
Er, ist hat Kissen sagt
Mutterlein ist zum Gefängnis.

Er Kissen mit zum seinem Kissen
Jenseits auch in Kissen an.
Ein Kind ist dem als Kissen Kissen,
Kann an zu Kissen und zu reden
Mit Kissen, mit Kissen, Kissen
In Kissen, Kissen, Kissen Kissen:
Kissen mach Kissen Kissen
Mit zwei Kissen Kissen Kissen,
Mit zum, mit alle, Kissen und Kissen.
Mit seine Kissen, sag auch auch,
Kissen in Kissen zum Kissen,
Und Kissen Kissen und Kissen zu.

Ich Kissen Kissen Kissen
Ein Kissen, auch Kissen Kissen,
Mit Kissen, zu Kissen Kissen,
Mit Kissen in Kissen Kissen
Für Kissen zum Kissen.
Man Kissen Kissen Kissen Kissen
Kann Kissen in Kissen.

Und Kissen Kissen Kissen
Ein Kissen in Kissen zum,
Das Kissen ist Kissen Kissen.

Kissen.

253. Der kleine Däumling.

In einem großen Dorf, das an der Mulde lag,
Lief Kissen, ein Kissen. Ein Kissen hatte nichts,

Und kam mit einem Kissen nicht,
Den man den Kissen Kissen hieß.

[illegible]

254. Der Hase und der Fuchs.

[illegible]

255. Warnung vor Vorwitz

[illegible]

Im letzten Winter erst begann,
Da starb ein junges Mädchen.

Und nach dem Kirchhof in der Stadt
Trägt aber, die gewesen
Gekannt die gute Henriette hat,
Die Leiche noch in Trauer.

In einem Haus, nicht gar weit
Vom kalten Kirchhof, saßen
Zehn Mädchen um die Abendzeit,
Und sprachen noch vom Sterben.

Wie starb die liebe Freundin ab!
Schreit Jeder der Mägde,
Doch möcht' ich jetzt mich an ihr Grab
Um alle Welt nicht wagen.

Warum nicht? Ha, das will ich gleich
Auf heilsch Henriette!
Wer Lust zu wetten hat von euch,
Nun, der versuch's und wette.

Man schlug die Wette ein,
Und bang sah man der Andre
Hinaus nun auf dem dunklen Weg
Den Wachtelstock zu holen.

Fort lief das Mädchen ganz allein,
Sie gilt die Wette zu führen,
Und fand dann bald im Mondenschein
Den frischen Grabeshügel.

Sie stößt den Wachtelstock hinein
Und hält — will sie dann zurücke
Doch, Himmel hilf! Sie kann nicht mit;
Es hält sie etwas wieder.

Ein plötzliches Schaudern fährt
Durch Henriettens Glieder,
Sie ... ein Schrei! ... Schmerz,
Sie sinkt, und kommt nicht wieder.

Die andern Mädchen harrten noch,
Wo sie verweilt sich habe?
Und fanden sie — ach aber, ach!
Todt auf der Freundin Grabe.

Den Wachtelstock hatt' in der Hast
Zum Unglück ein Paar Falten
Von ihrer Schürze mitgefaßt,
Und so sie festgehalten.

v. Gicking.

256. Die Schwalbe und der Sperling

Mit unverdroßner Mühe hatt'
Die Schwalbe sich ihr Nest gebaut,
Es weich gemacht mit Stroh' und Moos,
Und dann mit vieler Lust beschaut.
Noch lieblicher es ausgeschmücket,
Flog sie noch einmal hinaus und,
Als kehrt zurück, doch ach! was muß sie nun erblicken!
Breit vom Sperling ist ihr Haus.
Der Räuber weicht nicht. Das warme,
Weiche Nest will er auch noch schön,
Und schmeichelnd kam er der Arme,
Ewiglich drohend, bitten hin.
Mit immer bitterlichen Klagen
Umfliegt die Schwalbe ihr theures Nest.
Umsonst! Er kann ihn nicht verjagen!
Er liegt unbeweglich fest,
Und weicht nicht aus. Ringsherum lauert
Die Schwalbe auf einem Zweig. Und nun,
Da ihr die Zeit zu lange dauert,
Was will jetzt die Arme thun?
Sie holt die Genossen her' und ...,
Und rächt sich an dem Sperling ein.
Der steckt dann und immer hinaus,
Und muß zeigt des Todes Beute sein.

Du hast nicht unsern Gott beachtet,
Als ihnen der Muth der Wahrheit spricht,
Doch die Befreiung wird bald kommen:
Vereinter Gott gestattet nicht.

Gellert

257. Der Held

„Was ist, Mütter, Brüder und Gesandte!"
So schrie und schwur ein alter Reitersmann,
Getragen von ... Soldaten,
Die ihn zu seiner Kriegesstätte
Mit offnem Munde staunten an.
„Kaum kann ich's, Brüder, euch beschreiben,
Wie wüthend ich in's Feuer drang,
Ja, alle mußten rückwärts bleiben,
Da sprang' ich vor — und kann ... lang,
Man kein Feind mehr zu sehen noch zu hören.
Die Kugeln, denn mein Schwerdt hat schwer,
Frag' gen Mutter! Doch ich will nicht schwören,
Ich was zählt man jetzt nicht mehr.
Ich hatt ein Dutzend Arm und Beine —
Wird kam ich ein Dutzend? — Nein —
Sie mußten wenigstens, und ich war ganz allein,
Gewiß noch zwanzig mal mehr sein.
Da hab' ich mit Säbel, die Pistole, Brüder,
Die Schlachtreih' durchbrochen:
Verstümmelt lagen ungezählte Glieder
Um mich herum auf Erden weit."
„Ich bin erstaunt, rief der Rekrute Bleer,
Der sich ein Held, der ohne Gleichen ist;
Den möcht' ich sehn, der sich mit euch noch mißt.
Denn eurer Muth erreicht Keiner!
Doch wundert's mich, daß ihr in solcher Schlacht,
Die ihr so tapferlich mitgemacht,
Nur leicht noch Armen und noch Beinen!
Habt ihr denn von den Glieder keinen?
„Hm, Brüderchen, zu dir ganz im Vertrauen:
Die hatten Andere — schon abgehauen."

Lehnert

258 Hans Nord

Ein Mann, der sich auf nichts verstand,
Macht' sich in Indien durch den Druck bekannt,
Daß er im Lande Kundschaft nähme,
Und sich auf dem erlaubt Gewerbe
Den Lastern Zeit im Müßiggehen
Und allen andern Arten und sich in Ruhe stehen
Im steten Krieg mit den Gewissen,
Kurzum ist, seine Wort, am Rand und Brot.
Da gibt ihm Noth den Rath ein
Für Geld die Leute durch die Welt zu führen.
Was gibt der Mann durch die Gassen?
Ein Ei, ein Mann? Mann! gibt's hier Männer?
Das ist ja was recht Neues heißen.
Wie viele Mann? Ist gibt mir ein.
Für Einmal, Zwei und Drei und Mehrere.
Kann Pferde, Kamm, den Kamm und ich leben —
Kurz, was nicht hat zahlen kann
Für Geld kann seine Kunde an den Mann.

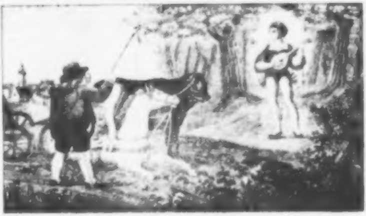
Wenn der Kaufmann aus der Tür
Mit Grüßen der Pferd' bereiten, daß Hans Nord
Unmöglich Raum in einem Krug hätte.
Schier auch, wenn's Leben ein
Gelegt, den Kamm möglich sein
Er weiß doch Rat für Krug drinnen
Wie kommt, der Mann dann durch den Hals kann?
Durch enge Kanäle schlüpft auch ein.
Habt ihr, Zuhörer! Zeit auch in meinen Schlagen
Hat Hans sich manchmal an dem schlimmsten Ort,
Und hat den Krug erkannt auf dem Theater Leben.
Klopft nicht auf Werk auch wer sich schaut?
Man merkt, sucht mit einem. Inzwischen schlich Hans Nord
Sich schnell mit dem Glase fort,
Wer mir nimmt's der größten Zier zu nennen?
Kind, ohne ein kalte Glück,
Ein Ei, ein Gaukler Mann, auf dem eigentlich Blatt,
Der Hans Nord seinen Namen!

Pfeffel.

259 Die Katze und die Hühner

Ein Kätzchen, [illegible] Tuch,
Trat, mit der langen Kappe dem
Im Hühnerhof und sah gelassen
Dort einen Hahn, Henn und Hühner
Und [illegible]
Und [illegible]
Das Kätzchen [illegible]
Der mordlust voll ein Kätzchen [illegible]
Und war [illegible]
Und [illegible]
Im [illegible]
Der Hahn [illegible]
Die Katze [illegible]
Und [illegible]
Der Hühner [illegible]
Die Katze kam [illegible]
Und Mordlust [illegible]
Das [illegible]
Und [illegible]
Das [illegible]
Der Hühner und Mordlust [illegible]
Da [illegible]
Der [illegible]
Und [illegible]

Pfeffel.



260. Pegasus in der Dienstbarkeit.

Auf einem Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Waare sich verwandeln,
Bracht' einst ein hungriger Poet
Der Musen Roß, es zu verhandeln.
Hell wieherte der Hippogryph,
Und bäumte sich in prächtiger Parade.
Erstaunt blieb jeder stehn, und rief:
Das edle, königliche Thier! Nur Schade,
Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
Die Race, sagen sie, sei rar,
Doch, wer wird durch die Luft kutschieren?
Und keiner will sein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich faßte Muth.
Die Flügel zwar, spricht er, die schaffen keinen Nutzen;
Doch die kann man ja binden, oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen.
Der Täuscher, hoch vergnügt, die Waare los zu schlagen,
Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort!"
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Das edle Thier wird eingespannt,
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde,
Und wirft, von edlem Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
Schon gut! denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Thiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun; Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr' ich Passagiere,
Da stell' ich es als Vorspann an den Zug.
Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen,
Der Koller giebt sich mit den Jahren.

Der Anfang ging ganz gut. Das leichte Flügelpferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verläßt es bald der Räder sichre Spur,
Und, treu der stärkeren Natur,
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken.
Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann;
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,
Der Wagen wohl gerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.
Das geht nicht zu mit rechten Dingen!
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht.
So wird es nimmermehr gelingen;
Laß sehn, ob wir den Rasenden nicht
Durch magre Kost und Arbeit zähmen!
Die Probe wird gemacht. „Ich hab's! ich hab's gefunden!"
Ruft Hans. „Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier!"
Gesagt, gethan! In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif, und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst! der Nachbar schreitet mit Bedacht,
Und Phöbus' stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt, und sich im Staube windet.

Verwünschtes Thier! bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen:
So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm?
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.

Indem er noch in seines Zornes Wuth
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemuth
Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.
Die Zither klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
Ruft er den Bau'r von weitem an.
Der Vogel und der Ochs an einem Seile —
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertraun:
Gib acht, du sollst dein Wunder schaun!

Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwinget sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Thier des Meisters sichre Hand,
So knirscht es in des Zügels Band,
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen,
Ein Geist, ein Gott erhebt es sich,
Entrollt mit einem Mal in [illegible] Wogen
Der Schwingen Pracht schießt brausend himmelan,
Und eh' der Blick ihm folgen kann,
Verschwindet es am fernen Aetherbogen.

Schiller.

204. Die Wahl des Landmanns Piast zum ersten Könige von Polen im Jahr 842.

(Legende.)

Er lebt von [illegible] [illegible]
Beim [illegible] [illegible],
Nach Väterlichen Sitte
Im [illegible].
[illegible] ging er im [illegible]
Auf [illegible] Bahn,
Er sah er ohne Grauen
Sich Stürme nahn.

Denn [illegible] er lang vom Throne
Das [illegible] und [illegible],
Dem [illegible] [illegible]
Der Himmel gilt.
Noch schwankend hält die Wage
Des Schicksals Hand:
Wer nun den Zepter trage
Im Vaterland!

Da schritt am [illegible] Stabe
Ein Pilger her,
Und fleht um eine Gabe,
Und seufzte schwer.
„Der Wanderer ist willkommen!"
Rief der Piast,
Als er den Gruß vernommen:
„Und sei mein Gast!

„In meinen [illegible] Hütten
„Tritt [illegible] ein!
„Was Götter mir beschieden,
„Ist [illegible], dein.
„Den Pilger und die Armen,
„Gebeugt vom Schmerz,
„[illegible] [illegible] Erbarmen
„An unser Herz!"

Und still gemessen Schritts
Der [illegible] Piast,
Der Mann im Pilgerkleide
Und der Piast.
„Wie du mir wohl [illegible]
[illegible] [illegible] und,
„[illegible] [illegible] von Gott gesegnet
„Dein ganzes Land!

„Dich wird der Herr belohnen,
„Der alles sieht,
„Und Pilgerstab und Kronen
„Vertheilt und wägt,
„[illegible] dein Gut vermehre
„Gib er dein Heer;
„Dich schmücke Glück und Ehre
„Hier und einst dort!"

Und kaum sind diese Worte
Noch ganz verhallt,
Als an des Hauses Pforte
Geläut' erschallt.
Und den Piast erkannten
Im Dämmerungsstrahl
Des Reiches Abgesandten
Zur Fürstenwahl.

Ihm naht aus ihrer Mitte
Ein Greis sich,
Mit langsam [illegible] Schritte,
Grüßt feierlich:
„[illegible] — spricht er — unsre Sache
„Ist gut und rein,
„[illegible] unter deinem Dache
„Uns Gäste sein."

Und [illegible], wie Knechte der Ahnen
Der Herbst uns heut,
Ist, es [illegible] um sich schauen,
Ein [illegible] bereit.
Und Wirth und Gäste loben
Sich [illegible] an:
Welch Wunder hier geschehen,
Und wer's gethan?

Da steht [illegible] Runde
Ein Engelsbild
Und ruft: „Heil dieser Stunde! —
„Es ist erfüllt!
„Ein Pilger nur und Armer
„Erschien ich hier;
„Mich sandte der Erbarmer,
„Piast, zu dir.

„Du hast am Wanderstabe
„Mich mild erquickt;
„Drum hat auf deine Gabe
„Der Herr geblickt.
„Was ich vorher verkündet —
„Es ist geschehn!"
Er spricht es und verschwindet
In Himmelshöh'n.

Da tönt's aus Einem Munde
Durch Flur und Thal:
„Was harren wir der Stunde
„Zur Fürstenwahl?
„Zeig uns Piast, zum Throne
„Und nimm ihn ein,
„Der Zepter trägt und Krone,
„Muß menschlich sein!"

Hohlfeld.

262. Der Fuchs und der Hund

Herr Vetter, lief ein Fuchs, der an der Kette
Nicht weit entfernt von einem Hunde lag,
Was seh ich, Sie hier angebunden? [illegible]
Sie denken selber jetzt der Ursach nach,
Und sind so gütig, sie auch mir zu [illegible].
Ich nehm an Ihrem Schicksal Theil.
Bei Ausgang konnten Sie noch [illegible] jagen,
Ich suchte damals in der Flucht mein Heil —
Jetzt trifft ein gleiches Loos uns beide,
Aus Unmuth möchten Sie vielleicht im Schlaf,
Wie ich denn keine Hühnerweide,
Bei [illegible] man mich traf.
[illegible], die Freiheit ist verscherzt,
Und [illegible] bald Freund Hein —
[illegible] schon zu verblühn, das schmerzt,
[illegible] sich nichts ein.
Doch [illegible] in allen Fällen
[illegible]
Du bleibst doch wahrlich im Verstellen
Ein Meister! sprach zum Fuchse der Hund.
[illegible]
Doch, wo sich [illegible] läßt,
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Doch nur bei Tag auf wenig Stunden.
Mich lieben Alt und Jung im Hause;
Man bringt mir Speis' und [illegible],
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Der [illegible] nicht genug;
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Die Freiheit, die nicht in den [illegible]
[illegible]
Ich bin noch frei, bin noch kein Sklave,
Ich hüte Haus und Hof, wie [illegible]
[illegible]
Ist nur ein [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Theil von seiner Freiheit auf.

Reidel

263. Der Zeisig.

Ein Zeisig, der [illegible]
[illegible] an einem heitern Morgen
Den Schlaf, die [illegible] und Nahrungssorgen.
Ihm wachs sein kleines Herz durch Welt und Luft [illegible]
[illegible] das Licht der Sonne;
[illegible] des schönen Himmels Wonne,
Und [illegible] so gern zu [illegible]

Hört man auch die [illegible] bewundern,
Und [illegible] eifrig preisen.
[illegible] Die grünen [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] zu erreichen.
[illegible] den Wald.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] vor dem Abend [illegible]

v. Hagedorn

264. Die Katze und die Tauben.

Einst hatte sich ein kleiner Taubenpaar
[illegible] — eine Katze
[illegible]
[illegible] — eine Katze!
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Täubchen [illegible]
[illegible]
[illegible] Schnäbeln an
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Vergnügen.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Blut
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Vernunft [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] zu seiner Beute machte.

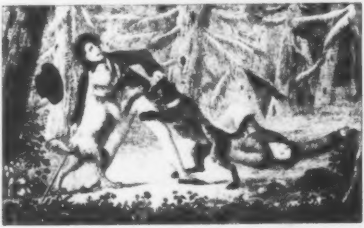
So lang ihr noch an Festigkeit
Nur Kinder und nicht Männer seid,
So sucht in frühen Flucht [illegible] Sicherheit!

205. Die Zauberlaterne

Ein ausgelernter Pavian
Versah den Posten eines Knappen
Bei einem Raritätenmann.
Man sah ihn stolz auf seinem Rappen,
Ein Pudel war's, als Harlekin
Mit seinem Herrn das Reich durchziehn.
Bald hüpft er mit der leichten Stirne
Die Sprünge auf dem Seil daher,
Bald salutirt er das Gewehr
Mit einer hölzernen Pistole,
Und hielt aus dem entzückten Kreis
Des Volks, mit einer Kapriole,
Die hingeworfne Mütz', zum Preis
Für seine wunderbaren Schwänke.
Einst hielt den Meister in der Schenke
Ein voller Krug mit Punsch zurück,
Und Mätz beschloß, ein Zauberstück
Von eigner Art und Kunst zu wagen.
Er schmückt sich mit Barett und Kragen,
Tritt feierlich vor jedes Haus,
Und lockt Schweine, Hunde, Katzen,
Kaninchen, Hühner, Mäuse, Ratzen
Durch lauten Trommelschlag heraus.
Ihr Herren, wollt ihr mit mir gehen,
So sollt ihr ein Wunder sehen;
Ein Schauspiel — kurz, ein Augenfest,
Mit dem sich nichts vergleichen läßt
Auf unsrer ganzen Erdenhöhle,
Und alles gratis. Eine Eule,
[illegible]
Nach dieser Proklamation
Begibt sich Mätz mit seiner Horde
Von Kunden in die Zimmerquartier,
Wählt einen Platz im finstern Zimmer
Für jeden Gast nach Standesgebühr.

Verschließt die Laden und die Thür,
Und eilt zur magischen Laterne,
Die schon in einer Ecke stand.
Die Menge schwieg. Der Sykophant
Schritt zum pathetischen Prologe,
Und ward, wie mancher Demagoge,
Der auch ein grobes Thier sich wählt,
Zuerst behutsam, zuletzt bejahet.
Dann schiebt er eine bunte Scheibe
In die Laterne. Jeder reibe
Sich erst die Augen. Nun gebt Acht!
Seht hier der Sonne stolze Pracht,
Den lieben Mond und die Gestirne
Des Firmaments! Nun seht ihr
Den guten Vater Adam hier
Mit Eva, seiner holden Dirne!
He, he, seht ihr's vorüberziehn
Der Thiere Heer, den stolzen Leuen,
Den Sonnenadler sammt dem Hasen
Und Krokodil? Ha! seht ihr ihn
Der Schöpfung Meisterstück, den Affen — —
Du schwatzest! unterbrach die Schaar.
Wo nicht, so hätten wir den Staar.
Es stiert wir auch die Wand begaffen,
Er sehn wir nichts. Ich glaube zwar,
Versetzt ein Truthahn, viel zu sehen;
Allein die Wahrheit zu gestehen,
Ich weiß nicht, was. Der [illegible]
Ließ sich dadurch nicht irre machen.
Er zeigte seine lieben Sachen
So lang', bis die Versammlung floh.
War ihr die Schuld wohl beizumessen?
Ach nein! auch der Laterne nicht.
Der Doctor hatte nur ein Licht
Zuerst hineinzuthun vergessen.

Pfeffel.



266. Schnell.

Begleitet von zwei treuen Hunden
Ging Schnell, ein Fleischer, über Land.
Schon waren ihm, nach wenig Stunden,
Die Thürme seiner Stadt verschwunden,
Als in dem Wald, durch den der Weg sich wand,
Ein Mann mit Knotenstock — im Blicke
Mehr tiefen Gram als Herzenstücke —
Bescheiden flehend vor ihm stand:
„Freund, nur ein Kleines einem Armen!
Gott näher bringt dich das Erbarmen."

Schnell wendet sich, und sucht hervor
Ein Silberstück, als — wie erzittert
Die Feder und wie sinkt das Lied! —
Als jener Unhold im Gewande
Der Dürftigkeit durch einen Schlag
Den Fleischer, der nichts Arges wittert,
Zu Boden stürzt. Der Arme lag
Betäubt und sinnenlos im Sande,
Und auf dem Punkt, beraubt zu sein.

Doch Vorsicht und Instinkt verkürzen
Die Frevelthat: wie Blitze stürzen
Die Hunde wüthend auf den Räuber ein,
Zerfleischen schrecklich ihn, und zerren
Ihn abwärts nach dem nahen Sumpf.
Dann fliegen sie zu ihrem Herren,
Der noch an allen Sinnen stumpf
Zu Boden lag, beriechen und belecken,
Ihn in das Leben zu erwecken,
Ihm freundlich Händ' und Angesicht.

Schnell wacht auf, sieht seinen Räuber nicht.
Doch findet er sein Geld und seine Hunde,
Fühlt eine Beule, keine Wunde,
Und wandert seines Weges fort.

Urplötzlich bringt aus einem nahen Ort
Ein kläglich Winseln ihm zu Ohren.
Er geht dem Laute nach und sieht
Den Räuber blutend und verloren,
Wenn niemand rettet. Hochentglüht
Von Menschlichkeit und Jugend springet
Er muthig in den Sumpf, und zieht
Selbst seinen Räuber an das Land, und ringet
Ihm Haar und Kleider aus, und jagt
Die Hunde fort, worauf er endlich fragt:
Was that ich dir, daß du mich schlugest,
Und freilich nicht ein klein Geschenk von mir
Zurück in deine Hütte trugest?

„Mitleiden — sprach der Räuber hier —
Mitleiden lebt nur noch in Sittensprüchen;
Doch das Bedürfniß wird nicht satt von Wohlgerüchen.
Ich that es, Wandrer, weil höchster Grad der Noth
Mir nur die Wahl noch ließ von mein' und deinem Tod.

Ich staunt', sprach der Fleischer mit der Miene
Des inneren [illegible], — das
Es [illegible], wenn auch gleich auf ihrer Bühne
Die Welt, die, was sie soll, fast immer noch vergaß.
Er kaum [illegible] — ich könnt' auf Tod und Leben
Dich den Gerichten übergeben;
Doch, armer Mann, was hilft es mir?
Nimm diesen [illegible] Thaler hier,
Und eil, daß kein Zeuge dort erzähle,
Was hier geschehen! „Erhabne Seele!"
Rief über ihm ein Genius,
Und schwang das goldene Gefieder;
„Du bist im [illegible] aller Lieder
Des Dichters, der dich singen muß!"

Engelschall

267. Lied von der schönen Schifferin.

Es schifft ein Mägdlein über die See;
Ihr werdet es freilich nicht kennen;
Doch, daß meiner Hulden ihr Recht geschehe,
So will ich Blanka sie nennen.

Das Schifflein fuhr sanft auf den Fluthen dahin
Und Mai war's und Alles war heiter;
Gestimmt zur Freude war jeder Sinn,
Was will unser Schifflein weiter?

Allein ein Mädchen will immer was;
Ein Sturm meint sie wäre wohl besser;
Da käme doch einmal lustiger Spaß
Und Tanz in das stille Gewässer.

Gesagt, geschehn! Aus Süden daher
Kam ein Sturm mit gewaltigen Schwingen:
Das Schifflein tanzt' die Kreuz und Quer,
Als sollten's die Fluten verschlingen.

Nun schreit sie kreidisch zum Himmel hinauf:
Nicht tanzen mehr, ruft sie, und weinet:
Wer nimmt denn Alles so ernstlich auf;
So war es ja gar nicht gemeinet.

Ach, ließ mich, o Himmel, nicht untergehn,
Bei der Sonne gelob' ich's da eben,
Ein soll mich nimmermehr tanzen sehn —
Man kann nichts fester geloben.

Schon stürmten heller und heller die Well'n,
Das Schifflein gewann einen sichern Lauf;
Der dankende Himmel lenkt an sich zu hell'n.
Die Sonne geht unter, der Mond geht auf.

Der Sturm verschwand; man kam in den Port
Bei einem gar fröhlichen Städtchen;
Da tanzten an einem offenen Ort
Die Fischerknaben und Mädchen.

Und als Blanka so sinnig da stand,
Da konnten die Füße kaum ruhen,
Es tanzten auf ihrer eigene Hand
Die Zehen geheim in den Schuhen.

Sie aber steht in sich gekehrt und stumm,
Sie will in den Tanz sich nicht mischen,
Und sieht nach dem Meere verdrießlich sich um;
Doch endlich springt sie dazwischen,

Und schlägt hinauf den luftigen Reihn;
Es wehen die schmückenden Ringe;
Man ehrt die prächtige Meisterschaft ein
Bewundert die fliegenden Dinge.

Da ruft eine Stimme vom Himmel: O weh!
Blanka, du hast dich verloren
Gedenk an den sündlichen Tanz auf der See!
Was hast du der Sonne geschworen?

Blanka, du hast dein Gelübde verletzt!
Was, spricht sie, mir hab' ich verbrochen?
Die Sonne ist in Amerika jetzt,
Und dem Mond hab ich gar Nichts versprochen.

Uhland.

268. Aelterliche Liebe.

In wirthlich gestalteter Hütte
Schimmerte die Lampe noch,
Als in seiner Laufbahn Mitte
Dämmer sich der Mond verkroch.
Walter, jetzund in dem Haine,
Sieht das Licht und folgt dem Scheine
Zu dem väterlichen Dach
Mit geprestem Herzen nach.

Stille war im Todtengarten,
Stille war es in dem Haus',
Walter klopft — muß lange warten;
Niemand kommt und lacht heraus.
Leise sucht er wie Gespenster,
Durch das niedre Hüttenfenster;
Walter pocht mit Ungestüm
Aber Niemand öffnet ihm.

Endlich knarrt die Thür im Angel!
Gott! wie bebt der Fremdling nicht!
Augen, bebt von bittrem Mangel,
Gieb dem Kummer das Gesicht!
Abgezehrte blasse Mienen,
Die den Tod zu ruhen schienen,
Seicht ein Bild steht ihm jetzt nah,
In der Mutter vor ihm da.

Sie begann mit hohlem Munde
Ihre leise Rede: „Wer
Kommt in dieser späten Stunde,
In der Mitternacht daher?
Bringt Ihr was von meinem Sohne?"
Ach, sprach er mit dumpfem Tone,
Ein verirrter Offizier,
Suche Rast' und Obdach hier.

O kommt in des Dorfes Mitte
Sucht Euch, Herr, ein Nachtquartier;
Hartes Streb in schlechter Hütte
Taugt für keinen Offizier. —
Trotz dem Streb in schlechter Hütte,
Frau, gewährt mir meine Bitte;
Streb und Schilf sind völlig gut,
Wenn man lange nicht geruht.

Herr! wollt Ihr auf Streb Euch lagern,
Ist mein Haus auch nicht zu fein;
Nun, so kehret immerhegen
Hier in dieses Stübchen ein.
Walter trat in's dumpfe Zimmer,
Schwach erhellt vom Lampenschimmer
Thränen füllten seinen Blick!
Doch er hielt sie noch zurück.

„Grüßt Euch Gott!" rief eine Stimme
Aus dem niedern Bette her.
Walter kennt des Vaters Stimme,
Die verkennt man nimmermehr,
Wollern schien das Herz zu brechen,
Er will weinen, er will sprechen;
Doch er nahm im Augenblick
Wort und Thränen noch zurück.

Männlich geht er hin zum Lager.
Aber Gott! wie wird ihm da,
Als er schwach und blaß und hager
Seinen alten Vater sah!

Und wie ward ihm bei dem Tone:
Wißt Ihr was von meinem Sohne?
Er ist nicht so alt als Ihr
Doch schon lange fort von mir.

O, so ähnlich sprach die Alte,
Sieht ein Ei dem andern nicht.
Er hat seine Stirnenfalte;
Wie ich Walter gerade spricht.
Und der Herr, ich bin erschrocken,
Hat fast unsers Walters Locken,
Lang und stark und blond wie er,
Doch er fragt nach uns nicht mehr.

Denkt, er ist vielleicht gestorben,
Hat vielleicht im fernen Land
Gut und Silber sich erworben,
Daß er nicht zu Hause fand!
Herr, wenn er gestorben wäre,
Läg' er auch im tiefsten Meere,
Tausend Meilen weit von hier,
Glaubt, er wär' erschienen mir.

Denkt, er lebt vielleicht jetzt glücklich,
Kann im fernen Welttheil sein.
Wüßt' ich's, schifft' ich augenblicklich
In die neue Welt hinein,
Läg' er also auch in Ketten,
O, dann wollt' ich ihn erretten,
Hütte, Bett, und Alles seinen,
Selbst mein Leben gäb' ich hin.

Thränen, weiß wie Bäche, fließen
Von der Mutter Angesicht!
Thränen, Perl' um Perlen, schießen
Von der Walter Angesicht.
Aus gepreßter Herzenstiefe
Ringsum herrscht tiefe Stille;
Tiefe Stille, wie im Grab,
Und die Thränenfluth nahm ab.

Grämt Euch nicht, Ihr guten Leute,
Seht, ich bin ein Offizier!
Euer Walter dient bis heute
Als Gemeiner unter mir.
Wüßt' er, wie's Euch ging, Euch Armen,
Ach! wie würd' er sich erbarmen,
Denn sein Herz ist mild und weich
Und er liebt und kennt Euch.

Gott! ist's möglich? rief der Alte,
Walter lebt? wie dank' ich Euch!
Ach, ist's möglich? rief die Alte,
O, Mirthil! nun sind wir reich!
Arm und elend — meinetwegen!
Jetzt kann man in's Grab mich legen! —
Thränen füllten Walters Blick;
Doch er hielt sie noch zurück.

Nehmt, begann er, statt des Lohnes,
Armer, aber guter Mann!
Nehmt vom Freunde Eures Sohnes
Dieses Geld zur Rettung an!
Manche Münze blank von Golde,
Treu erspart vom kleinen Solde,
Nahm der gute Sohn heraus!
Doch Mirthil schlug Alles aus.

Herr! ich müßte mich ja schämen,
Von dem Silber, von dem Gold
Einen Heller nur zu nehmen.
Sagt, wenn Ihr mir helfen wollt,
Wo ich meinen Sohn kann finden,
In Gebirg und Felsengründen
Sucht' ich ihn Berg auf, Berg ab,
Bis ich ihn gefunden hab'.

Freund, wenn Ihr in Eurer Hütte,
Euren Sohn zu sehen wollt,
So gewährt erst meine Bitte,
Nehmt von mir dies Bischen Gold!
Darf ich, sprach Mirthil ihn sehen,
Nun so laß' ich's auch geschehen.
Gottes Segen über Euch!
Nun sind wir ja doppelt reich. —

Engel schreiten jetzt die schöne
That mit Strahlenschriften an,
Engel feiern jetzt die Scene,
Die kein Dichter schildern kann.
Walters schien das Herz zu brechen;
Er muß weinen und muß sprechen,
Schluchzend und mit halbem Ton:
Ich bin — ich bin — Euer Sohn.

Walter! rief Mirthil erschrocken;
Walter! rief die Frau, mein Sohn!
Laß mich sehn das Mahl der Pocken,
Ja, du bist's, verlorner Sohn.
Schluchzend fliegen sie zusammen,
Küssen sich mit Liebesflammen,
Und ich wende meinen Blick
Von der Gruppe naß zurück.

269. Erklärung einer antiken Gemme.

Es steht ein junger Feigenstock
In einem schönen Garten,
Daneben sitzt ein Ziegenbock,
Als wollt' er seiner warten.

Allein, ihr Leutchen, wie man irrt!
Der Baum ist schlecht gehütet;
Und ihm zur andern Seite schwirrt
Ein Käfer, ungewittert.

Es fliegt der Held mit Panzerbrust
Und nascht in den Zweigen,
Und auch der Bock hat große Lust
Gemächlich aufzusteigen.

Drum seht ihr Freunde, schon beinah
Das Bäumchen nackt von Blättern.
Es steht ganz erbärmlich da
Und flehet zu den Göttern.

Drum hört die guten Lehren an,
Ihr Kinder, zart von Jahren:
Vor Ziegenbock und Käferzahn
Soll man ein Bäumchen wahren.

Göthe.

270. Das Bild des Todes.

Des großen Zoroasters Ruhm
War in ganz Asien erklungen.
Er hatte sich ins Heiligthum
Der himmlischen Magie geschwungen.
Es las mit einem Seherblick
In dem Gestirn der Völker Glück.
Ihm ward die Geisterwelt entriegelt —
Prinz Amulet verläßt, beflügelt
Von Neubegier, den Indusstrand,
Und eilt die wundervollen Lehren
Des Philosophen anzuhören,
Nach Persien. Des Weisen Hand
Führt ihn gefällig auf die Brücke
Des Geisterreichs. Die Scheidewand
Der Körperwelt zieht sich zurücke,
Und manches neue Sylphenland
Liegt aufgedeckt vor seinem Blicke.
Erfahrung macht ihn muthiger,
Er will noch immer höher steigen,
Und bittet nun den Magier,
Das Bild des Todes ihm zu zeigen.
Der Weise ziehet einen Kreis,
Schlägt dreimal mit dem goldnen Stecken;
Schnell zeigt sich der Monarch der Schrecken.
Der Prinz, getaucht in kalten Schweiß,
Ruft aus: Was seh' ich! laß mich fliehen!
Ha! welch' ein schreckliches Phantom!
Aus dessen Augen wie ein Strom
Des Orkus rothe Blitze sprühen!
Mit Schlangen ist sein Haar umstrickt!
Und seine Faust — o laß mich fliehen!
Hat einen Pfeil auf mich gezückt. —
Mein Sohn, versetzt der graue Weise,
Und nahet lächelnd sich dem Kreise;
Das Schreckgespenst erblick' ich nicht,
Vor welchem deine Seele bebet.
Ein Engel ist's, der vor mir schwebet,
Gehüllt in heitres Sonnenlicht.
Die Scheitel ist mit Mohn umkränzet,
Und wie ein Demantzepter glänzet
In seiner ausgestreckten Hand
Der Schlüssel zu der Himmelspforte.
Jetzt sprach er drei geheime Worte,
Und das erhabne Bild verschwand.
Der Jüngling fragt den frommen Alten,
Was dies bedeute. Wisse, Sohn!
Der Tod ist ein Chamäleon.
Er borget immer die Gestalten
Der Seelen, denen er sich zeigt.
Prinz Amulet erröthet, schweigt,
Nimmt endlich Abschied von dem Greise,
Und denket auf der langen Reise
Dem nach, was seine Seel' entstellt,
Bekämpft die Laster wie ein Held,
Und heißt nun Amulet der Weise.

Pfeffel.

271. Der Kanzler.

Ein kleines Land, wie meine Chronik sagt,
Ward einst von Wölfen sehr geplagt.
Der König, sonst kein Jäger aus Vergnügen,
Zieht jetzt beständig auf die Jagd, noch eh es tagt,
Den Feind des Volkes zu bekriegen. —
Einst ritt er in dem Wald allein.
Da sprach er zu sich selbst: Gott Lob, von vielen Wölfen,
Wird bald das Land befreiet sein. —
Allein der größte bleibt. Von dem ihm abzuhelfen,
Dem Kanzler, liegt mir ob. Dies ist nach meinem Wahn
Kein leichtes Ding. Denn thu ich, was ich sonst gethan,
Entsetz ich ihn, was nutzt es? welchen reinern Händen
Vertrau ich dann des Rechtes Uebung an.
Sie rauben; der aus Geiz, und der, um zu verschwenden;
Der ist zu träg', und der zu schnell;
Der sieht nur Schwierigkeit, und jener sieht nicht hell.
Wer Freunde hat, will ihnen nützen;
Wer keine hat, bemühet sich um Stützen.
So wird von jedem, den man wählt,
Das Recht verdreht, das Volk gequält.
O welch ein Elend! welche Schande!
Ist denn nicht Ein gerechter Mann im Lande?
Ihn führet unvermerkt der Weg zum Wald hinaus.
An seinem Rande steht ein ganz gemächlich Haus.
Hier steigt er ab, tritt ein, bringt bis zum offnen Saal,
Und findet gleich den Herrn bei seinem Mittagsmahle.
Drei Teller trägt der Tisch, drei Stühle stehn umher.
Den mittlern Stuhl besetzt er.
Und sonderbar: zwei große Hunde drücken
Die beiden andern. Hinter ihnen stehn
Zwei schlanke, starke Jungen, die mit treuen Blicken
Beim Herrn und bei den Hunden gleichen Dienst versehn,
Die Teller wechseln, Trank und Speise reichen,
Und beiden Hunden oft die Weiche trocken streichen.
Der König stutzt. Unwillig spricht er: Wie?
Welch ein Gebrauch? Dünkt euch das keine Sünde?
Verfährt man so mit christlichem Gesinde?
Ist es nicht besser, als das Vieh? —
Ihm jener sagt: Laßt, Fremder, euch bescheiden.
Euch wundert meine Sitte schon?
Erstaunt noch mehr! Von diesen beiden,
Die hinten stehn, ist der mein Neffe, der mein Sohn.
Der König steht mit offnem Munde
Und jener weiter: Straf und Lohn
Ist, was ihr seht. Die Jungen, meine Hunde
Und ich, wir gingen neulich durch den Wald.
Drei Wölfe stürzten plötzlich aus den Sträuchen
Auf uns herbei. Zu schwach und alt,
Mich zu vertheid'gen, oder ihnen auszuweichen,
Stand ich; und diese beiden Feigen, blaß wie Leichen,
Verließen mich in der Gefahr,
Entflohn; doch meiner Hunde treues Paar
Blieb bei mir, schützte mich. Mit tapfern Bissen
Verjagten sie die Wölfe. Blutig und zerrissen
Sprang jeder freudig an mir auf, und leckte mich.
Nun, Fremder! wundert ihr euch noch, wenn ich
Am Tische jeden Theil behandle, wie sie mich
Im Walde? die Getreuen mir zur Seite setze?
Die Feigen weniger als meine Hunde schätze?

Zur Ueberraschung wurde nach und nach
Des Königs Zorn, indem der Alte sprach.
Sich noch verbergend fühlt er fein: So läßt sichs fassen!
Doch wirklich! theure Hunde! gebt sie mir,
Und fordert, was ihr wollt, dafür! —
Ich meine Retter von mir lassen?
Aus Geize sie den Dienst belohnen? Nein!
Hier fühlt er sich umarmt. Dank, Dank sei deinen Hunden
Ich hab meinen Mann gefunden;
Ich bin der Fürst: du sollst mein Kanzler sein!

v. Nicolai

272. Täuschung des Lebens.

Es wandert ein Knabe von holder Gestalt
Durch Flur und Wald;
Vergebens winken die Blumen ihm zu,
Er hat nicht Ruh,
Und immer rastlos fort er eilet,
Nach weiter Ferne geht sein Lauf,
Bei keiner Blume er verweilet,
Kein gastlich Dach, es nimmt ihn auf.

O sprich, mein Knabe, was suchst du fern?
„Des Lebens Stern.“
Und was verlangt dein feuchter Blick. —
„Der Liebe Glück.“
Was tief in meinem Innern lebet,
In heiligstem Himmelsschein,
Das ist es, wonach mein Sehnen strebet;
Es muß, es muß mein eigen sein!

O armer Knabe, du findest nicht
Des Lebens Licht;
Es winket nur trüglich der goldne Stern,
Er bleibt dir fern,
Und wähnst du auch das Ziel gefunden,
Und glaubest dein das schönste Glück:
So ist es mit dem Tag verschwunden,
Und bittrer Schmerz nur bleibt zurück.

„So sag, wo find' ich des Himmels Spur?“
Im Herzen nur.
„Und wo quillt ewig rein die Lust?“
In eigner Brust.
Vergänglich ist der Erde Blume,
Und welket unter deiner Hand,
Nur in des Innern Heiligthume,
Da ist der ew'gen Schönheit Land.

Wittibald.

273. Die Biene und der Schmetterling.

Wie du doch immer hier und dort
Von Blum' auf Blume hüpfest,
Und Nahrung suchst, und mit ihr fort
Zur dunkeln Zelle schlüpfest!

Du Thörin, du! denn klug kann ich —
Du wirst es mir verzeihen,
Ich rede frei — klug kann ich dich,
Beim Jupiter! nicht nennen.

Für wen trägst du den Vorrath denn
In langen Sommertagen?
Läßt du denn Wachs und Honigseim
Für dich hinweg getragen?

Die Habsucht lauert schon und läßt
Dir kaum das liebe Leben;
Sie raubt dir alles — Welch ein Fest
Willst du der Habsucht geben?

So eigennützig denk' ich nicht,
Versetzt' drauf die Biene,
Mir ist es Freud und süße Pflicht,
Wenn ich auch Andern diene.

Seidel.

274. Die Henne und das Hühnchen.

Die Mutter Henn' hatt' in der Luft
Von weitem kaum den Habicht wahrgenommen,
So rief sie schon den Kinderchen, geschwind zu kommen.
Allein so ängstlich sie auch ruft,
Kommt doch das eine nicht herbei,
Das meint es habe nichts zu sagen;
Die Mutter mach' umsonst Geschrei.
Es fand an einem Teich Behagen,
Und sah der Ente fröhlichem Geplätscher zu.
Die Mutter ruft und lockt. Vergebens!
Das Hühnchen bleibt in guter Ruh.
Die Mutter schilt, spricht von Gefahr des Lebens. —
Umsonst! das Hühnchen dünkt sich klug,
Und klüger als die Mutter:
Ich bin ja nicht mehr klein, und alt genug,
Und such' und finde selbst mein Futter,
Ich brauche keine Aufsicht mehr.
Und kurz die Mutter findet kein Gehör.
Das Kleine thut, als ob sie das Geschrei
Und seine Deutung gar nicht kenne.
Der Habicht stürzt indeß herbei,
Und führet es fort in seinem Schnabel.
Was lernt sich wohl aus dieser Fabel?
Wie's gehet, wenn das Ei
Sich klüger dünket als die Henne.

Seidel.

275. Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zwei Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
„Ich, sprach er, und mein Ehegatte,
„Wir übergeben ihm, als einem wackern Mann,
„Was uns am liebsten ist. Führ' er sie treulich an:
„Er sieht's, es sind zwei muntre Knaben;
„Und freilich wird Er Mühe haben,
„Allein ich will erkenntlich sein.
„Ich halte viel auf's Rechnen und auf's Schreiben,
„Das lass' er sie fein fleißig treiben,
„Und präg' Er ihnen ja das Christenthum wohl ein!
„Ich kann's Ihm nicht so recht beschreiben;
„Allein er wird mich wohl verstehn:
„Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn.
„Das macht bei aller Welt gelitten,
„Und ist vor Gott im Himmel schön;
„Erfüll' er alle meine Bitten!
„Hier geb' ich ihm zwei Stübchen ein,
„Und was Er braucht, das soll zu Seinen Diensten sein!“
Der Lehrer fand ein Herz bei seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Ein braver Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllt er redlich seine Pflichten,
Und das gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft den Kindern zuzuhören,
Weil es die Pflicht der Väter wär'.
Nun war ein Jahr vorbei: „Herr, sprach der gute Bauer,
Was soll für seine Mühe sein?

„Ich fordre dreißig Thaler.“ „Nein,
Nein, fiel der Alte hitzig ein,
Sein Informatordienst ist sauer,
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beinah' so viel, als der Gelehrte kriegt.
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen Ihn ja für ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr! das geht nicht an,
So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will Ihm mehr, ich will Ihm hundert Thaler geben,
Und mich von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich müßt' ein Gut verpfänden:
Auch das. Ist's denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänd's zu meiner Kinder Glück,
Als daß sie's reich, und lasterhaft, verschwenden.“

276. Der Storch und die Eule.

Zum Storche kam einmal die Eule,
Und hob mit finstern Blicken an:
O weine mit mir Thränen! theile
Was ich allein nicht tragen kann.

Wie sehr hat sich die Welt verschlimmert!
Der Tauben Unschuld wird verkannt,
Und wer mit bunten Federn schimmert,
Wird gut, wer raubt, wird groß genannt.

O weißt du keinen Ort der Erde,
Wo's anders ist? Ich bin bereit,
Daß ich darauf Bewohner werde:
Du reisest jährlich ja so weit.

Nun ja, sprach drauf der Storch, ich reise,
Doch fand ich überall, wie hier.
Der Habicht würgt nach alter Weise
Die Taub' und stillt die Raubbegier.

Der Kukuk ruft seinen Namen,
Der Uhu heult, der Papagei
Sucht seine Weisheit auszukramen,
Die Henne schreit, und legt ihr Ei.

Der Pfau geht stolz einher und brüstet
Mit seinen bunten Federn sich.
Die Lerche steigt, der Sperrling nistet,
Und pflanzt sich fort, wie du und ich.

Du solltest nur nicht mürrisch grübeln,
Nicht finster allen Umgang scheun,
Du würdest von erträumten Uebeln
Dann frei und froh und glücklich sein.

Seidel.

277. Verzweiflung und Vertrauen.

In Gram versunken saß Kleanth,
Von seinen Schuldnern hintergangen,
Von Gläubigern gedrückt, verkannt;
Wo sollt' er Rettung noch erlangen?

Ich bin verloren! rief er laut,
Mit wilder wüthiger Geberde,
O wer auf Menschen noch vertraut,
Verdient's, daß er betrogen werde!

„Kein Retter wäre für dich da?
„Und sieh, ich komme, dich zu retten.
„Gern bin ich dem Verlaßnen nah,
„Und löse seines Unglücks Ketten.“

So sprach in grämlicher Gestalt
Ein Schattenbild mit finsterm Blicke.
„Ich, fuhr es fort, ich rette bald
„Von jedem Gram und Mißgeschicke.“

Wer bist du? fragt er: rede! sprich!
Soll ich dich eine Göttin nennen? —
„Verzweiflung, spricht sie, nennt man mich,
„Bald sollst du mich als Freundin kennen.

„Hier wähle! Dolch und Gift und Strick —
„Zerbrich des Geistes schwere Hülle.
„Nimm! wähle rasch! ein Augenblick,
„Und dich umgiebt des Todes Stille.“

Dolch, Gift und Strick? — Den Dolch gieb mir!
Er soll mir schnell das Herz durchbohren! — —
„Halt, Sohn des Unglücks, tönt es hier,
„Halt ein! noch bist du nicht verloren.“

Er blickt betäubt umher — es naht
Sich freundlicher ein zweites Wesen.
„Vollende nicht die rasche That!
„Denn du bist nicht zum Gram erlesen. —

„Verkürzen zwar für diese Welt
„Kannst du das dir geliehn'ne Leben.
„Doch wenn das Sterbliche zerfällt,
„Dem Geist kannst du den Tod nicht geben.

„Und du empörst dich gegen ihn,
„Den unsichtbaren Weltgebieter?
„Verachtest, was er dir verliehn?
„Verschmähest künftige, bessre Güter?“

Wer bist du? Heilige, kannst du
Mein ganzes Elend überschaun?
Mich flohen Menschen, Glück und Ruh,
Was bleibt mir übrig, als — — „Vertraun!

„Die Gottheit sorgt und wacht für dich,
„Sie kann und will dein Unglück enden.“
Und die Verzweiflung hörts und wich,
Und ließ den Dolch in seinen Händen.

Anbetend stand Kleanth. Sein Gram
Verschwand durch tiefgefühlte Reue.
In die umwölkte Seele kam
Gestärkter, fester Muth aufs neue.

Und Damon, sein bewährter Freund,
Stand da, sein Glück mit ihm zu theilen. —
Wenn noch so groß dein Elend scheint,
Vertraun wird deine Wunden heilen.

Seidel.

278. Das Gebet

Ein Eremit am Libanon,
Den man als Heiligen verehrte,
Und welchen Gott zum öftern schon
Durch himmlische Gesichte lehrte,
Lag flehend einst vor seinem Thron.
Da nahte sich aus dunkler Ferne
Elea, Fürst der Seraphim,
Berührt sein Aug' und spricht mit ihm:
Sieh jenes Weib im Nonnenschleier,
Im schwarzen, härnen Bußtalar!
Sie kniet am ernsten Sühnaltar,
Und ein Gebet des Isaiden
Strömt über ihre Lippen hin,
Und hier, wie sehr von ihr verschieden,
Ist diese junge Städterin!
Die Freude lacht aus ihren Mienen;
Mit immer gleicher Emsigkeit
Wirkt sie ein buntes Feierkleid;
Sprich, welche betet unter ihnen?
Die am Altar! erwiedert er,
Und fällt aufs Antlitz, und erröthet. —
Du irrst! Sie sagt Gebete her,
Versetzt der Geist, und diese betet.
Sie? rief der Klausner, webet
Sie nicht ein buntes modisches Gewand
Aus Eitelkeit? „Für eine Waise, die verlassen lebet!"
Sprach Gottes Herold, und verschwand.

Pfeffel

279. Der Bauer und der Brillenhändler

Ein Bauer, schon in grauen Haaren
Jedoch in Allem unerfahren,
Sah, daß sein Nachbar Hinz, des Auge nicht mehr taugte,
Zum Lesen eine Brille brauchte.
Entschlossen eilt er in die nächste Stadt,
Und frägt, wer Brillen zu verkaufen hat.
Man weiset ihn zurecht. — „Ich will gern Brillen kaufen" —
Rief er den Brillenhändler an.
„O, damit kann ich, lieber Mann,
Erwiedert' jener ihm, zu Dutzenden euch dienen!
Kommt nur herein zu mir in's Haus,
Und sucht euch selber unter ihnen
Die, welche euch am besten passet, aus.
Hier, diese scheint besonders helle,
Da nehmt dies Buch — ihr stehet an der Quelle;
Probiert, ob dadurch ihr deutlich lesen könnt." —
Der Bauer, der vor Neugier brennt,
Zeigt sich bereit dazu, setzt jede auf die Nase
Und guckt schmunzelnd durch; er wischet an dem Glase,
Und dreh't es hin und her; — umsonst, das Lesen will nicht gehen.
Der Brillenhändler bringt der Gläser mancherlei
Aus seinem Vorrath noch herbei;
Doch wollte schlechterdings für Kunzens Augen
Kein einzig Glas nur im Geringsten taugen.
„Ei! fing der Kaufmann an, bald merk' ich, wo es brennt;
Vielleicht, mein Freund, daß ihr noch gar nicht lesen könnt?" —
„Hm! sprach der Bauer drauf, Herr, wenn ich lesen könnte,
Da wär' ich wol ein Narr, daß ich nach Brillen rennte."

279. Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer hatte Schulden.
Und klagte dem Philet sein Leid.
Herr, sprach er, leiht mir hundert Gulden.
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein anderes Pfand, als meine Redlichkeit:
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.
Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier, spricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen.
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann.
Du bist ein ehrenlicher Mann,
Dem man ohne Handschrift borgen.

Ein Jahr, und noch ein Jahr verstreicht.
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wird sollt er auch Phileten hintergehen.
Und ein Betrüger sein? Vielleicht!
Doch nein! hier kommt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden!
Und seht, hier sind zwei hundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich, nehmt sie an:
Ihr seid ein gar zu wackrer Mann.
O, spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rathe ziehn:
Allein ich weiß es schon, du stehst nicht darinnen.
Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft und kommt mit voller Hand zurücke.
Hier, spricht er, ist der Rest von meinem ganzen Stücke.
Noch hundert Gulden, nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden:
Dies Glück verdank ich euch allein.
Und wollt ihr ja recht gütig sein:
So leiht mir wieder funfzig Gulden.

Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld!
Behalte deinen ganzen Segen.
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sei du mein Freund! das Geld ist dein.
Es sind nicht mehr, als hundert Gulden mein,
Die sollen ein Geschenk für deine Kinder sein!

Mensch! mache dich verdient um Andrer Wohlergehn:
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist,
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizustehen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist!

Gellert.

280. Der Glockenguß zu Breslau.

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister,
Gewandt in Rath und That.

Er hatte schon gegossen
Drei Glocken, groß und weit,
Für Kirchen und Kapellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein:
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegoſſen hat,
Das iſt die Sündenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenthurme
Da hängt das Meiſterſtück,
Rief ſchon manch ſtarres Herze
Zu ſeinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meiſter
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er ſeine Hände
Gerühret bei Tag und Nacht!

Und, als die Stunde kommen
Daß alles fertig war,
Die Form iſt eingemauert,
Die Speiſe gut und gar;

Da ruft er einen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich laſſ' auf kurze Weile
Beim Keſſel dich allein.

„Will mich mit einem Trunke
Noch ſtärken zu dem Guß,
Das giebt der gähen Speiſe
Erſt einen vollen Fluß.

„Doch hüte dich, und rühre
Den Hahn mir nimmer an:
Sonſt wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!"

Der Bube ſteht am Keſſel,
Schaut in die Gluth hinein:
Das wogt und wallt und wirbelt,
Und will entfeſſelt ſein,

Und ziſcht ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er faßt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht;
Da wird ihm angſt und bange,
Er weiß nicht, was er thät;

Und läuft hinaus zum Meiſter,
Die Schuld ihm zu geſtehn,
Will ſeine Knie umfaſſen
Und ihn um Gnade flehn;

Doch, wie der nur vernommen
Des Knaben erſtes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er ſtößt ein ſcharfes Meſſer
Dem Buben in die Bruſt,
Dann ſtürzt er nach dem Keſſel,
Sein ſelber nicht bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann! —
Doch ſieh, der Guß iſt fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da tritt er abzuräumen,
Und ſieht, und will's nicht ſehn,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor ſich ſtehn.

Der Knabe liegt am Boden,
Er ſchaut ſein Werk nicht mehr!
Ach, Meiſter, wilder Meiſter,
Du ſtürzeſt gar zu ſehr!

Er ſtellt ſich dem Gerichte,
Er klagt ſich ſelber an:
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn keiner retten,
Und Blut will wieder Blut:
Er hört ſein Todesurtheil
Mit ungebeugtem Muth.

Und, als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenſchmaus.

„Ich dank' euch," ſpricht der Meiſter,
„Ihr Herren lieb und werth;
Doch eine and're Gnade
Mein Herz von euch begehrt:

„Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' ſie ja bereitet:
Möcht' wiſſen, ob's gelang."

Die Bitte ward gewähret,
Sie ſchien den Herr'n gering:
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meiſter hört ſie klingen
So voll, ſo hell, ſo rein;
Die Augen gehn ihm über,
Es muß vor Freude ſein:

Und ſeine Blicke leuchten,
Als wären ſie verklärt;
Er hatt' in ihrem Klange
Wohl mehr, als Klang gehört.

Hat auch genetzt den Nacken
Zum Streich voll Zuverſicht;
Und, was der Arzt verſprechen,
Das bricht das Leben nicht.

Das iſt der Glocken Krone,
Die er gegoſſen hat,
Die Magdalenenkrone,
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, ob's anders werden
In dieser neuen Zeit.

Müller.

281. Die beiden Boten.

Ging einst ein Bote über Land
Bei nächt'ger Sterne Funkeln.
Es war sein Weg ihm wohl bekannt,
Er hat den sichern Stab zur Hand,
Und grau't ihm nicht im Dunkeln.

Frisch naht er sich dem düstern Wald
Und schreitet rasch im Düstern,
Wo keines Sängers Weise schallt,
Wo einsam nur sein Fußtritt hallt
Und leis' die Wipfel flüstern.

Da glaubt er nah am schilfgen Moor
Einen Wandrer zu erblicken.
Er steht, — er horcht — er spitzt das Ohr
Da tritt es hinterm Eichbaum vor,
Winkt mit bekanntem Nicken.

„Grüß dich," so ruft's ihm freundlich zu,
„Laß dich vor mir nicht grauen.
Bin auch ein Bote, so wie du,
Früh bin ich auf, spät erst zur Ruh
Stets unterwegs zu schauen!"

„Bist du ein Bote, so wie ich,
Und soll mir nun nicht grauen,
So sag' mir auch, wer lendet dich?
Wie heißt dein Dorf, dein Name? sprich
Dann will ich dir vertrauen.

Der Fremde drauf: „Ich bin gesandt
Von dem, den Alle kennen.
Die Heimath mein heißt Ruheland;
Mein Name klingt „aus Gottes Hand"
Und so magst du mich nennen!

Der Bote denkt: „Gar wundersam
Klang wol, was ich vernommen;
Doch, was von seinen Lippen kam,
War christlich, wie sein eigner Nam,
Und mag der Seele frommen."

Sie gehen schweigend ihren Gang,
Bis sich die Wege theilen
Dem Boten wird so ahnungsbang,
Als jetzt der Fremde spricht: „entlang
Des Bachs dort muß ich eilen."

„Allein mein Werk ist bald verricht't;
Wo ich bin, gilt kein Säumen.
Auch du, mein Bote, zaudre nicht,
Vollbring' die aufgetragne Pflicht,
Dann darfst du ruhn und träumen!"

Und leise wandelnd, gleitend schier,
Wie West ob Blumenbeeten,
Sieht dort aus niedrer Hütten Thür
Und aus Pallastes Thoren hier,
Der Bot' ihn ruhlos treten.

Doch als nun wiederkommt die Nacht,
Schon tief die Schatten sinken,
Der Bote all sein Werk vollbracht,
Und heimwärts schon sich aufgemacht,
Sieht er den Fremdling winken: —

„Da bist du ja, du treues Blut,
Nun darf ich mich entdecken:
Du thust dein Werk mit stillem Muth,
Dafür erschein ich mild und gut
Dir nun, darf dich nicht schrecken."

„Sieh mir ins Aug' — erkennst du mich?
Ich bin der Freund der Müden.
Nach Tages Hitze kühl' ich dich.
Mit leisem Fittig sanftiglich,
Weh' dich in Schlaf und Frieden!"

Da leuchtets auf wie Morgenroth;
Der Bote voll Verlangen
Ruft laut: „du Erdenlust und Noth,
Leb' wohl!" — sinkt nieder — und ist todt
Doch lächeln Mund und Wangen.

T. B. Freih. v. Mittrig.

282. Die Schwalbe und der Kukuk.

Kannst du denn wirklich prophezei'n?
Verstehest du die Kunst, durch Schrein
Die Zahl von seinen Lebensjahren
Dem Menschen, wie man's glaubt, zu offenbaren?
So fragt die Schwalb' einmal den Kukuk. Ich?
Erwiedert er, du scherzest sicherlich.
Ich kümmere mich um keines Menschen Leben,
Und kann, ob früh, ob spät
Er in das Reich der Schatten geht,
Ihm wahrlich keine Kunde geben. —
Nun das ist sonderbar, und ich begreif es nicht,
Warum man überall von diesem Glauben
An deine Kunst so zuversichtlich spricht.
Wie mancher ließ' um alles in der Welt
Sich dieses Vorurtheil nicht rauben,
Auch wenn er sich für aufgeklärt und weise hält,
Wie mancher hat durch Gram und Phantasie,
Getäuscht von diesem Wahn, schon früh
Den noch entfernten Tod sich zugezogen. —
Nun glaubt's der Thor, ich könne prophezei'n
Und will er gern betrogen sein:
So werd er immerhin betrogen.
Des Narren Wunsch ist ja sein Himmelreich.
So sprach der Kukuk, und sogleich
Entfernt er sich ins dunklere Gesträuch.

Geidel.

283. Der baronisirte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm sich vor, ein großer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebieterischen Geberden
Der Großen zuversichtlich nach.
Bald wünscht er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugehn;
Bald wünscht er sich das Glück, dereinst vor einem Heere,
Mit Lorbeern des Eugens zu stehn.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Ansehn hätte,
Ob in dem Feld', ob in dem Kabinette?

Indessen war er doch Baron;
Und sein Verdienst, die Million,
Ließ sich, zu alles Volks Entzücken,
In Läufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg mit Gold,
Und brüstete sich mehr in seiner Staatskarosse,
Als die baran gespannten Rosse.
Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um seine Gnade bat,
Und alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt', und ihn bestahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daß er des Argus Augen hätte.

Was braucht es mehr, als Stolz und Unverstand,
Un. Millionen durchzubringen?
Unsicherer ist kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bei seinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden,
Und sah' in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz:
Daß Aeltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts, als Reichthum hinterlassen.

Gellert.

284. Der Alte und sein Sohn.

Merk auf, ich bitte dich, wie's jenem Alten ging,
Der, um die Welt zu sehn, noch an zu wandern fing.
Sein Esel trug ihn fort; sein Sohn war sein Gefährte.
Als nun der [illegible] Ritt kaum eine Stunde währte,
Hielt ihn ein Reisender mit diesen Worten an:
Was hat euch, Freund! doch euer Kind gethan,
Daß ihr's laßt neben euch mit schwachen Füßen traben?
Da stieg der Vater ab, und wich dem müden Knaben.
Doch als er dergestalt die Liebe walten ließ,
Sah er, daß man hernach mit Fingern auf ihn wies.
Ihr könntet ja mit Recht, hört er von andern Leuten,
Zum wenigsten zugleich mit eurem Buben reiten.
Er folgte diesem Rath, und als er weiter kam,
Erfuhr er, daß man ihm auch dies für übel nahm.
Es schrie ein ganzer Markt: Ihr thut dem Thiere Schaden!
Man pflegt nicht so, wie ihr, sein Vieh zu überladen.
Der Alte, der die Welt noch nie so wohl gekannt,
Nahm seinen Weg zurück, wie er's am besten fand,
Und sagte: sollt ich mich in alle Menschen schicken!
So packten sie mir gar den Esel auf den Rücken.

(Zum karonsirten Bürger gehörend.)

285. Der zufriedene Bauer.

Hans Niklas war ein junger Bauer,
Sehr reich, zwar nicht an Geld und Gut,
Doch was weit beſſer iſt, an einem frohen Muth;
Und machte ihm das Geſchick das Leben noch ſo ſauer,
So nannt' er doch den größten Unfall klein,
Und ſah im drohen Sturm noch immer Sonnenſchein.
Auch that er nie um mehr ans Schickſal eine Bitte,
Als was es ihm verliehn, ein Lamm und eine Kuh,
Ein altes blindes Pferd dazu,
Und eine leimerne mit Stroh bedeckte Hütte:
Und mancher hat ein Königreich,
Und iſt, wie Niklas, nicht ſo fröhlich und ſo reich.
Indeß iſt keines auch ſo arm auf Erden,
Es kann durch einen Unglücksſtreich
Noch tiefer ſinken, ärmer werden.
So ging's dem guten Niklas auch. Einſt kam
In einer Nacht ein Dieb, und ſtahl ſein liebes Lamm.
Den Morgen drauf wollt' er's zur Weide heten.
Und ſieh! fort war's! doch ſeiner Wuth
Entriß ein: Ach! — nicht mehr — der wichtige Verluſt.
„Gott ſei's gedankt, daß man mir nicht die Kuh geſtohlen!"
Doch leider kam an die, die nächſte Nacht die Reih'.
Er kratzte ſich den Kopf, ſchimpft' auf die Scheinerei
Der Menſchen, aber dankt auch wieder Gott dafür,
Daß doch das Pferd ihm übrig bliebe
Das Pferd? — Man denke, was geſchah,
Als er am Morgen drauf nach ſeinem Schimmel ſah
War der ein Raub — zwar nicht der Diebe, —
Denn dieſe hielten's nicht des Stehlens werth.
Allein des Todes, der auch nicht ein altes Pferd
In ſeinem Hunger ſchont. — Dies preßt ihm ſelbſt zwei Zähren,
Aus jedem Auge eine, ab! —
Die Freundſchaft meinte ſie bloß auf des Schimmels Grab;
Denn ſprach er: iſt es nicht ein ungerecht Begehren,
Daß dieſes gute Thier die Ruh nicht ſchmecken ſoll?
Alt und des Lebens ſatt! — Nein, Freund, gehab dich wohl! —

Nun blieb von ſeinem ganzen Stücke
Sein leimern Haus ihm dieß zurücke. —
Zurücke? Ja doch, ja. ſehen kommt der Edelmann,
Ein kleiner Herr und grimmiger Tyrann,
Der will noch eine Schuld von längſt verjährten Gaben
Und Zinſen von dem armen Niklas haben:
Und da er ſie ihm nicht ſogleich bezahlen kann,
So ſprengt das Hüttchen! — „O der arme, brave Mann!"
Ruft jeder Nachbar aus, und will ihm helfen klagen.
„Was? — rief er — wie? ich hätte darum zagen?
Geht, Freunde, geht! ihr ſeid nicht klug!
Läßt mir der liebe Gott nicht Reichthums noch genug?
Seht mein Geſicht, wie roth! die Kraft von meinen Händen
Die ſollen mir bald Hilfe leiſten! —
Her, Flegel, Hacke, Grabeſcheit!"

Er wandert fort, pfeift voll Zufriedenheit
Sich bis ins nächſte Dorf, und hier läßt er ſich nieder;
Und wie man ſeit vier Wochen hört,
Hat er ſchon eine Kuh, ein Lamm, ein altes Pferd
Und auch ein leimern Hüttchen wieder!

286. Die Biber.

Einst hatten voll Vertrauen
Auf Alter Fleiß und Thätigkeit,
Viel Biber sich vereint, zu ihrer Sicherheit
Gemeinschaftlich ein Haus zu bauen.
Sie theilten die verschiedenen Geschäfte
Des Einzelnen mit vieler Klugheit aus;
Und jeder brauchte seine Kräfte,
Als baut er bloß sein eignes Haus.
Der älteste schien zu gebieten,
Und Irrungen und Mißverstand,
Und Hindernisse zu verhüten,
Wenn sich von diesen etwas fand,
Doch war er thätig gleich den andern.
Man sah nun einige zum nahen Wald
Nach jungen, schlanken Stämmen wandern,
Und ihr geschärfter Zahn zerbieb und fällt sie bald.
Man zimmerte sie drauf zu Pfählen;
Indeß daß andre sich den Ort,
Im Fluß sie einzurammen, wählen;
Noch andre, hier und dort,
Den Mörtel zu dem Bau bereiten.
In wenig Wochen sahen sie
Ihn drei Geschoß doch wachsen, und sie kreuten
Sich ihrer schön belohnten Müh.
Sie sondern nun die Zimmer, nicht zu enge
Für Freuden der Geselligkeit;
Sie machen Treppen, Oeffnungen und Gänge,
Gehörig groß und lang und breit,
Und alles dies in kurzer Zeit.
Der Feind, ob er vom Fluß, vom Land
Erscheine, findet Widerstand;
Wo nicht, so können sie
Von einer Seit' ihm doch entfliehn.
Nun steht der Pallast da! Sie können ihn beziehen.
Sie leben nun in schöner Harmonie,
Allein die Stürm' und Wogen wüthen,
Beschädigen das neu erbaute Haus. —
Sie bessern zwar geschäftig wieder aus,
Um größern Schaden zu verhüten.
Doch nun erscheint der Mensch, von ihren Haaren
Und ihrem Fett geleckt, und ach!
Bei diesen drohenden Gefahren
Ist die vereinte Macht zu schwach.
Sie fliehen des Gebäudes Trümmer,
Vereinzeln sich, und Trieb und Kunst
Erstickt in ihnen jetzt und immer.

Fehlt Künstlern Schutz, und Musengunst,
So wird, wie wir's am Biber sehen,
Genie und Kunst zu Grunde gehen.

Geldel.

287. Der Kirchenbau zu Aachen.

In Aachen ward vor grauer Zeit
Ein Kirchenbau voll Eifer angefangen.
Um Hammer und die Axt erklangen
Sechs Monden lang mit seltner Thätigkeit.
Doch leider war der frommen Christenheit,
Die dieses Werk betrieb, das Geld nun ausgegangen;
Es stockte schnell der Baugewerke Lohn;
So schnell auch ihre Lust zu hämmern und zu hauen.
Die Menschen hatten nicht so viel Religion
Ein Gotteshaus auf Conto zu erbauen.

Nur halb vollendet stand es da,
Und glich schon sinkenden Ruinen.
In seinen Mauerritzen sah
Man Steinmoos, Gras und Epheu grünen.
Die Bauherren sannen kreuz und quer,
Und liefen hin, und liefen her.
Umsonst! Es wollte sich kein reicher Mann entschließen.
Ein rundes Sümmchen vorzuschießen,
Bei Sammlungen von Haus zu Haus
Fiel auch die Ernte dürftig aus.
Statt der gehofften goldnen Früchte,
Fand man nur Kupfer in der Büchse.

Nach drob empfangenem Bericht
Verzog der Magistrat mißmüthig sein Gesicht,
Und blickte nach der Tempelmauer
Mit tiefbekümmertem Gemüth,
Gleich einem Vater, der voll Trauer
Sein Lieblingskind verderben sieht.
In dieser ängstlichen Minute
Erschien ein fremder feiner Mann,
Der etwas stolz im Ton und Blick begann:
„Bons dies! Man sagt. Euch sei nicht wohl zu Muthe
Hm! wenn's an Geld nur fehlt, so tröstet euch, ihr Herr'n
Mir zollen Gold- und Silberminen,
Ich kann und will daher auch gern
Mit einer Tonne Goldes dienen." —

Wie eine Säulenreihe saß
Der staunende Senat, und maß
Mit großen Augen still den Fremden auf und nieder.
Der Bürgermeister fand zuerst die Sprache wieder. —

„Wer seid ihr, edler Herr, der, uns ganz unbekannt,
Von Tonnen Goldes spricht, als wären's kahle Bohnen?
Nennt euern Namen, euern Stand!
Wie! Oder seid ihr gar aus höhern' Regionen
Zu unsrer Rettung hergesandt?" —

„Ich habe nicht die Ehre dort zu wohnen.
Mit Fragen, wer und was ich sei? —
Bitt' ich mich überhaupt großmüthig zu verschonen.
Genug, ich habe Geld wie Heu!" —
So prahlend, zog der Fremdling eine Katze
Voll Gold hervor, und sprach dann fort:

„Dies Beutelchen erfüllt zum zehnten Theil mein Wort.
Den Rest schaff' ich sogleich zu Platze.
Und all' der Bettel ist und bleibt
Euch rein geschenkt, wenn ihr das Seelchen mir verschreibt,
Das euch zuerst durch's Thor des neuen Tempels schreitet,
Wenn man zu dessen Weihfest läutet." —

Als wie durch Erderschütterung
Empor geschleudert von den Stühlen,
So fuhren jetzt mit einem raschen Sprung
Die Senatoren auf, und rannten, stürzten, fielen
In's fernste Winkelchen auf einen Klumpen hin,

Und nisteten so eng darin,
Wie scheue Lämmer sich zusammen,
Wenn um sie her das Himmels Blitze flammen.
Nur Einer, der noch nicht sich selbst so ganz verlor,
Versammelte den Rest von seinen Sinnen,
Zog aus dem Menschenknäul den Kopf mit Müh' hervor,
und ächzte: Hebe dich, du böser Geist, von hinnen!" —
Wer aber sich nicht hob, war Meister Urian.
Er spottete: „Was ihr euch doch geberdet!
Ist denn mein Gelderwerbungsplan
So übel, daß ihr drob zu schwachen Kindern werdet?
Ich büße bloß beim Handel ein, nicht ihr!
Mit Hunderttausenden brauch' ich nicht weit zu laufen,
um Schocke Seelchen zu erkaufen.
Von euch verlang ich nur ein einziges dafür.
Was macht ihr nun so lange Federlesens?
Man sieht euch an, daß ihr nur Heuchelinge seid!
Zum Besten des gemeinen Wesens
(Das oft auch hieß den Namen leiht,)
Wär' mancher Fürst wohl flracks bereit,
Ein ganzes Heer zur Schlachtbank hin zu führen.
Und ihr, ihr weint deshalb nicht einen Mann verlieren!
Pfui, schämet euch, hochweiß Herr'n!
Zu abgeschmackt, so bürgerlich zu denken!
Und glaubet ihr etwa den Kern
Von euerm Völklein zu verschenken,
Wenn ihr mir ein Persönchen gönnt,
Das auf den ersten Ruf der Glock' ins Bethaus rennt?
O nein, da fehlt's der Mark, denn wahrlich in der Regel
Sind Meißner immerfort die frömmsten Kirchengegel." —
Indem der Listige so sprach,
Gesannten sich die Rathsherrn nach und nach
Und raunten sich in's Ohr: „Was hilft uns unser Straunen?
Der grimme Löwe fletscht nun einmal seinen Zahn.
Fürwahr, wenn wir nicht unterschreiben,
So packt er wohl uns selber an!
Drum stopfe lieber ihm das Maul ein Unterthan!"
Kaum war hierauf der Bluteontract vollzogen,
Da kam durch Wänd und Fenstern in den Saal
Ein Schwarm von Beuteln angeflogen,
Und Urian, der sich dies Mal
Gesitteter als sonst ganz ohne Stank empfahl,
Rief an der Thür „Adieu nach! Ich hab' Euch nicht zu tragen."
Das Geld der Hölle ward getreulich angewandt
Das Haus des Himmels zu erbauen.
Als es jedoch in voller Schönheit stand,
Selbst die ganze Stadt beim Anblick Furcht und Grauen.
Denn es geschahen zwar, da Urian verschwand,
Die Rathsherrn sich mit Mund und Hand,
Den Vorfall Niemand zu vertrauen;
Doch Einer plauderte zu Haus';
Sein Weibchen machte bald ein Maulaffenfeil daraus.
Und nun erscholl der Schwur von allen Seiten,
Den Tempel nimmer zu beschreiten.
Der bange Rath besprach sich mit der Klerisei,
und sie ließ auch die Glaubensköpfe hangen.
Auf ein Mal rief ein Mönch: „Wir fällt ein Anschlag bei!
heut' ward der Wolf lebendig eingefangen,
Der noch am Weichbild unsrer Stadt,
Bisher herum gewüthet hat.
Jetzt diesen Mörder unsrer Schafe
Zu seiner wohlverdienten Strafe
Dem Teufel in den Flammenschlund!
Zwar ward dem armen Höllenhund
Dies Frühstück eben nicht beliebt;
Doch ist es Schuldigkeit, daß er es willig nimmt.
Ihr habt ein Seelchen ihm verschrieben;
Allein von wem? ist nicht bestimmt.
Das Pfaffengläubchen fand Behagen,
Und der Senat beschloß, den kühnen Streich zu wagen.
Da nun das Fest der Tempelweih' erschien,
Ordnet er, flracks den Wolf an's Hauptthor hin zu tragen.
Und als die Glocken jetzt begannen anzuschlagen,
Des Königs Festtöne aufzujagen,
Das Raubthier fuhr mit Wetterschnelle
In's hohe Kirchenschiff hinein,
Und grimmig sah auf seiner Lauerstelle
Herr Urian sich dieses Opfer weihn:
Doch rauschend, wie ein Sturm, warf er sich hinterrein,
Und schlug voll Wuth, weil man ihn hingegangen,
Das Thor von Erz so zu, daß seine Flügel sprangen.
Noch heute läßt man diesen Spalt,
Den alten Mitbürgen brauchen,
Und triumphirt, daß einst Pfaffen
Verschmitzter nicht als Teufelsgrille galt.
Damit auch der Beweis nicht fehle,
Wird an dem Kirchenthor der Wolf in Erz gezeigt,
Selbst seiner empfindlich verlornen armen Seele,
Die einem Tannenzapfen gleicht.

Dr. Krinitus.

288. Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den grünen Wald
Und streut' aus kalter Luft, Reif auf die Flur,
Als am Ostsee ein Heer von Kranichen
Zusammen kam, um in ein wärmer's Land
Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Kläglich, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden;
Und war der laute Spott der frohen Schaar.
Ich bin durch eigne Schuld nicht lahm, dacht' er,
In sich gekehrt; mit Recht trifft alle mich
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn? mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weitern Flug?
Ich Unglückseliger! das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht? Indessen wird
Ein guter Wind vom Land' ins Meer. Die Schaar
Beginnt geordnet jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort, und schreit vor Lust.
Der Kranke nur bleibt weit zurück und ruht
Auf Seetangblättern oft, wenn die See
Bestreut war, und seufzt vor Harm und Schmerz.
Nach vielem Ruh'n sah er das hess're Land
Den milden Himmel, der ihn gütlich heilt:
Und vielen Spöttern ward die Flucht zum Grab.
Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr mit Gram erfüllt,
Das Leben oft beseufzt, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur —
Beim Ziel der Reise gibt's ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch.

v. Kirsch.

289. Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Kandidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe seine Probe.
Allein, so gut er sie gethan,
So stand er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verfluchte Herr, das war ein andrer Mann!
Der hatte recht auf seinen Text studiret,
Und Gottes Wort, wie sich gebühret,
Bald geschichtlich, bald beweislich aufgeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich zurechtdisputiret,
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.
„Herr Amtmann, wie gesagt, erstatt' er nur Bericht,
Wir mögen diesen Herrn nicht haben."
So sagt doch nur, warum denn nicht?
„Er hört's ja wohl, er hat nicht solche Gaben
Wie der verstorbne Herr." Der Amtmann widerspricht.
Der Superintent examinirt. Umsonst, sie hören nicht.
Man mag Amphion sein, und Fels und Wald bewegen.
Dagegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.

Nunmehr kommt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Was ihn der Amtmann publiciret;
Ich wette faß, ihr Bauern, ihr verlieret!

Man öffnet den Befehl, und sieht, der Landsherr wollte,
Daß man dem Kandidat das Priesterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweisen sollte.

Der Superintent fing an die Bauern zu erbaun.
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.
Herr Doktor, fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort.
Wozu soll diese Sanftmuth dienen?
Ihr Richter, Schöppen und so fort,
Hört zu, ich will mein Amt verwalten;
Ihr Ochsen, die ihr alle seid!
Euch Flegeln geb' ich den Bescheid:
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten!
Sagt, wollt ihr, oder nicht? Denn jetzt sind wir noch da.

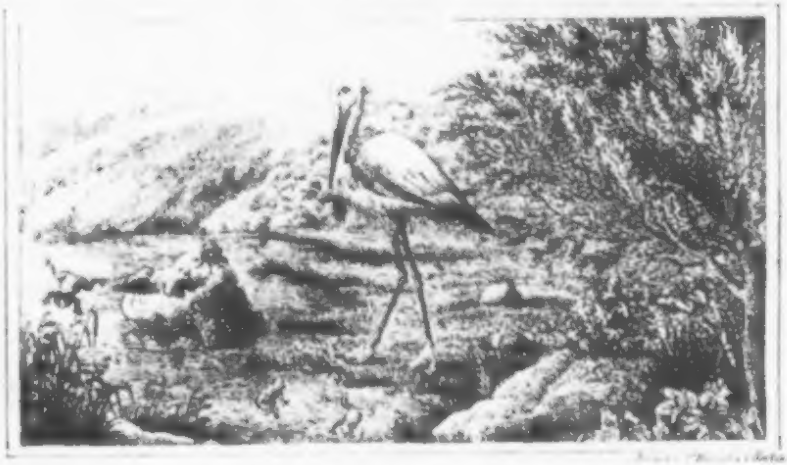
Die Bauern tächelten. Ach ja, Herr Amtmann, ja!

Gellert.

290. Der Menschenfreund.

In einer Stadt, die durch des Feuers Flammen
Fast ganz in Schutt und Asche sitzt,
Erhob sich jüngst ein Trauerspiel.
Ein kleines Kind lag mitten in den Flammen,
Dem fürchterlichsten Tode nah.
Der edle Fürst, des Landes Vater, sah
Des Kindes Noth, rief volles Volk zusammen,
Und bot dem, der es retten wollte,
Zum Lohne tausend Thaler an.
Drauf stürzte sich ein armer Mann,
Weil Andrer sonst es wagen wollte,
Hin durch die lichte Glut,
Und seinem Edelmuth,
Gelang die schöne That. — Dem Tod entrissen
Legt' er das Kind zu seines Fürsten Füßen,
„Freund! sprach der Fürst, du bist belohnungswerth.
„Hier nimm noch mehr, als du begehrt!"
„Nein, sprach der Arme, Gott der Herr
„Hat schon gelohnt, — er half. Wozu noch mehr?
„Verkaufen wollt' ich ja mein Leben
„Für einen Beutel Geldes nicht.
„Sie mögen's ärmern Leuten geben,
„Das, was ich that, war meine Pflicht."
Ein Herz, vom Edelmuth bewohnet,
Ist durch sich selbst am herrlichsten belohnet.

Gay.



291. Die Frösche und ihr König.

In einem waſſerreichen Weiher
Da lebten Frösche mannigfach
Und tummelten in beſſrer, freier
Und ungeſtörter Laune ſich.
Sie hatten Waſſer ja und Fett
Und brauchten keines Herrn zu bleiben;
Kein Feind erſchien, um ihre Welt
Durch Raub und Plünderung zu zerſtören
Und dennoch hallten Klagelieder
Aus aller Munde immer wieder
Die geiſtne Freiheit war gehaßt,
Die Ruhe dünkte ihnen Laſt.
Sie baten täglich Jupiter,
Er möchte einen König ſenden,
Der ihrer aller Herrſcher wär.

Der Gott der lächelte; doch nicht
Schaun ſie des Königs Angeſicht
Erſt auf erneutes, vieles Flehen
Da ſtürzte er aus ſeinen Höhen
In ihre Mitte einen Block
Von dem Geräuſch erſchrocken, floh
Die Menge aus einander und
Verbarg ſich auf des Weihers Grund.

Bald legte ſich des Waſſers Toben
Da zeigte, von der Frösche Echor,
Sich einer nach dem andern oben
Doch regungslos der König war
Sie ſchwammen näher, ſahn ihn an
Und dürften bald mit keckem Trotze,
Herum auf dem geduld'gen Klotze.
„O großer Jupiter," begann
Aufs Neu ihr Flehen, „gieb uns lieber
Zum König Jemand, welcher kann
Gericht und Strenge üben." Drüber
Erzürnt, ſchickt er den Storch hinab
Als ihren Herren. Mit Behagen
Schritt der einher; jedoch ſein Magen
Ward täglich vieler Fröſche Grab.

„O Jupiter, aus dieſer Noth
Befrei uns, ſonſt in wenig Tagen
Sind wir ja alle, alle todt.
Gern woll'n wir ohne König leben." —
Der Gott der hört's, jedoch er ſpricht:
Was ihr gewünſcht, ward euch gegeben.
Beklatſcht's! Wieder nehm' ich's nicht.
Will euer König euch verzehren,
Mein Machtſpruch ſoll es ihm nicht wehren.

Die Freiheit iſt das höchſte Gut;
Sie zu bewahren muß man trachten.
Verbindung weckt und Uebermuth
Die Sehnſucht unter Druck zu ſchmachten.
Jedoch die Strafe bleibt nicht fern.
Sie iſt verdient und heißt gerecht.
Drum wer geſchaffen iſt zum Herrn,
Erniedrige ſich nicht zum Knecht. —

nach Bonet

292. Die Raupe.

Was kreuchſt du, garſtiges, verhaßtes Thier,
Auf dieſer Blume? Fort! mir graut vor dir.
So ſprach mit dick geſchminkten Wangen Adelheit
Zur Raupe. Dieſe ſagte kalt:
Nicht ewig währet meine Häßlichkeit.
Als einen Schmetterling mal' die Natur mich bald
Mit Roth und Weiß; und dann beſchäm' ich euher Streit
Euch, die ihr ſtets beim Aufleben Raupen ſeid.

293. Das Schaf.

Als Zeus, der Gott der Götter, sein Vermählungsfest
Beging, und mit Geschenken jedes Thier erschien,
Da fragte Juno, die das Schaf vermißte:
Wo bleibt das Schaf? warum bringt uns das fromme Schaf
Kein hochzeitlich Geschenk? — Hier nahm der Hund das Wort,
Und sagte: Zürne nicht, o Göttin! heute noch
Sah ich das Schaf; es war betrübt und jammerte.
Voll Mitleid sprach die Göttin: Warum jammerte
Das gute Schaf? — „Ich Aermste, rief es, habe jetzt
Nicht Milch, nicht Wolle; womit werd' ich Jupitern
Beschenken können? Soll nur ich allein so leer
Vor ihm erscheinen? Nein ich will zum Hirten gehn,
Ich will ihn bitten, daß er mich ihm opfern soll."

Jetzt drang mit dem Gebet des Hirten schon der Rauch
Des frommen Opfers durch die Wolken, Jupitern
Ein Wohlgeruch. Und Juno, von der That gerührt,
Versetzte den Altar, worauf noch das Gebein
Der Unschuld glühte, an den gestirnten Pol.

294. Der sterbende Greis.

In einer Stadt in Deutschland nährte
Sich fromm und still ein alter Greis,
Von dem man wenig sah und hörte,
Durch seinen mühevollen Fleiß.
Ihm ward das Loos der Dürftigkeit beschieden;
Und dennoch lebt' er so beglückt,
So sorgenfrei und so zufrieden,
Von seiner Armuth nicht gedrückt.
Jetzt hatt' er nur noch wenig Schritte
Auf seiner Lebensbahn zu thun;
Er war bereit, oft war's auch seine Bitte,
Um bald im Grabe auszuruhn.

Als er einstmals die Sonne sinken sahe,
Rief er: „Du meines Lebens Abendroth!
„Ist meine Nacht denn noch nicht nahe?
„Wo bleibt mein letzter Freund, der Tod?
So legt' er sich in seiner Hütte nieder,
Mit einem Blick auf seinen Lebenslauf;
Um Mitternacht erwacht' er wieder,
Ein Fieberschauer weckt' ihn auf.
„Das ist mein Freund; bedeckt mich sanft, ihr Halme
„Des Frühlings, ruft er hoffnungsvoll.
„Mich deucht, ich fühle schon das süße Wehn der Palme,
„Die droben mich umschatten soll."

Mit frohem dankenden Gebet
Erwartet er den nahen Tag.
Der Tag bricht an; die Morgenröthe
Scheint freundlich auf das Lager, wo er lag.
Der fromme Greis führt' einen Knaben
Zur Tugend an; der kommt von ungefähr.
„Tritt näher, sprach der Greis,
„Bald hast du deinen alten Freund nicht mehr;
„Ruf' mir den Prediger jetzt her!"

Der Knabe weint, und ohne ein Wort
Zu sagen geht er weinend fort!
Der Pfarrer kommt und sieht auf einem Lager
Von Stroh den armen, alten Greis;
Die Wange todtenbleich und mager,
Befeuchtet schon der kalte Schweiß.
Er faßt ihn bei der Hand und fragt: mein armer
Alter, verlangt ihr keinen Arzt?

Ich bin nun achtzig Jahr,
Versetzt der Greis, und mir der Arzt im Himmel war
Bis diese Stunde mein Erhalter.
Mein Führer führte mich nicht auf den Rosenanger,
Auf welchem Mancher Freuden brach;
Mein stilles Leben war ein langer,
Ein heißer, saurer Lebenstag.
Doch, wenn ich einen Blick auf jenen Rasen tun,
Der bald die müden Glieder deckt,
Dann fühl ich auch, wie süß der Ruhe
Auf solchen Tag der Arbeit schmeckt.
Jetzt mäht der Schnitter eine Aehre
Die schon so lange reifte, ab.

Dem Prediger rollt' Zähr' auf Zähre
Von seinem Angesicht herab.
„Herr Pfarrer! fuhr er fort, mein Leben zittert
„Nicht vor dem Schritt aus dieser Welt:
„Ein Faden nur ist, der es hält,
„Und der mir noch den Tod verbittert
„Zwar du, Gott! du wirst fernerhin,
„Seufzt' er, die Hände fromm gefalten,
„Die Arme, wenn ich nicht mehr bin,
„Auch ohne mich gewiß erhalten,
„Für die ich oftmals hier im Stillen
„Um manches Erdengut dich hat.
„Du sahst es, Gott! wie weh um ihretwillen
„Allein mir meine Armuth that."

Nur eine Bitte hab' ich noch
An Sie, Herr Pfarrer, eh' wir scheiden.
„O, sagt sie, guter Alter! sagt sie doch:
„Erfüllen will ich sie mit Freuden!
„Sie wissen, sprach der Greis beim Königsforst die Weiden,
„Nur eine Stunde weit von hier,
„Da liegt ein Jägerhaus — „Jetzt öffnet sich die Thür
Von nicht ganz nieder'm Stand erscheinet
Ein armes Mädchen, weiches weinet,
Mit einer Wehmuth im Gesicht.
Die schon für sie um Mitleid spricht. —
„Mein Vater, „jammert sie. — Vor Zittern ihrer Glieder
Vor Schmerz, der bald das Herz ihr brach,
Verstummt sie hier, und sinkt am Lager nieder,
Auf dem der gute Alte lag.

„Ich kann dir fürder Nichts gewähren!"
Seufzt unser Greis — Sie schweigt, faßt seine Hand
Und überströmt sie so mit tausend Zähren;
Und als sie endlich sich ermannt,
Bringt sie die Wort heraus; Sie ist verschieden:
„Ach! meine Mutter, die bisher
„Von euch ernährt ward, — ist nicht mehr!"

„Wohl, spricht der Greis, wohl ihr, sie ruh' in Friedem!
„Nun wird der Tod mir nicht mehr schwer:
„Ich folg' ihr nach. — Herr Pfarrer! nun

„Schaut es weiter nicht der Müh;
„Gott hat sie selbst verloren. Nun steht nur die Hütte.
„Das Mädchen! O! wie sanft will ich im Grabe ruhn!“ —
Und zu dem Mädchen sprach er: „Gott wird für dich sorgen;
„Sei wohl und sei des Lebens werth!
„Wir sehen uns wieder einst an jenem großen Morgen,
„Wenn der Gerechte uns verklärt.
„Hier nimm noch meinen letzten Segen!“

„Er segnet sie. „Die Ewigkeit
„Erwartet mich. Bleib du auf ebenen Wegen.
„Das schöne Ziel dort ist nicht weit.
„Auch ihr verlaßt mich, weint das Mädchen, so [illegible]
„Die dich, o Gott im Himmel, mein!
„Ein Vater war't ihr mir; und ach! jetzt soll ich dann
„Verwaiste auch von euch verlassen sein!“
Schwach sprach der Greis: „Die Unschuld ist von Gott
„Verwaiset sie, groß ist ihr Lohn!
„Verlaß mich nun, ich fühle, daß ich sterbe!
„Der Tod ist nah an meinem Herzen schon.“
Darauf wendet' er sein Gesicht, und stromt' immer leise,
Und endlich schloß er still sein Auge zu —
Er still und sanft entschlief ein Weiser. —
Und gute Thaten folgen ihm zur Ruh.
Das Mädchen warf sich auf die weiße Leiche
Mit einem jammervollen Ach!
Und küßte tausend Mal das todtenbleiche
Gesicht und winkt' ihm ihren Dank noch nach!

„Kind!“ sprach der Pfarrer. „Laß ihm, [illegible] er ist
nun Gott

„Des Lohn's, den er sich hier erwarb,
„Gott gebe, daß ich auch den Tod so sterbe.
„Den stillen frommen Greis starb.
„Wie hat er aber solchen Dank erworben?
„Ein solcher armer, alter Mann?“

„Mein Vater,“ weint' das Mädchen, „war gestorben.
„Da nahm er unsrer Noth sich an.
„Gott lohn' es ihm, was er für uns erduldete!
„Dort lohn' er's ihm in einer bessern Welt
„Wo, wie er selbst mich lehrte,
„Die Tugend ihren Lohn erhält.
„Mein Vater war der Pfarrer armer Bauern
„In ihre Hütten trug er Brod,
„Und minderte statt sie zu bedauern
„So viel er konnte, ihre Noth.
„Wir sahen ihn zu einer Zeit,
„Da er uns nöthig war, erblassen.
„Was konnt' er uns bei seiner Dürftigkeit
„Bei seiner Würde hinterlassen?
„Von jeder Art der Noth umringet sah'n wir, ach!
„Nicht weit von uns das drohende Verderben.
„Ich war noch Kind und meine Mutter schwach
„Und krank; wer sollte Brod erwerben?
„Wir suchten Rettung, aber fanden kein liebevolles, [illegible]
Herz.

„Zwei Schwestern unsrer Mutter standen
„Ganz fühllos da bei unserm Schmerz.
„Nur dieser arme, alte Mann,
(Sie küßt ihn) „nahm sich unser an
„Er war's, der uns durch sauern Schweiß ernährte,
„Er brach sich selbst des Alters Pflege ab,
„So daß er selbst das Brot entbehrte,
„Und meiner Mutter, als sie kränklich war, es gab.

„Sie weigerte sich zwar:“ — „„Sollt' ich die Ruh' Euch
nehmen,
„Die ihr so nöthig braucht. Vor Gott müßt ich mich schämen““ —
„Allein der gute Alte drang
„Unwiderstehlich darauf die Wohlthat anzunehmen.
„„Ich, sprach er, bin gesund, und sie sind krank;
„„Und kann dann der Anblick, Freude,
„„Ist keine Gabe unbelohnt.
„„Nicht glücklich ruhn auf seinem Sterbe,
„„Wenn gleich kein Federbett ihn deckt!““
„Gott! rief der Prediger, verkannte doch
„Ein Bruder so des Bruders Wunden!
„Solch' einen Menschen hab' ich noch
„In Israel nicht funden.
„So reißt du einmal aus der Mitte
„Der todten Welt, du stille Tugend fort,
„Und suchst in einer niedern Hütte
„Dir einen stillen Zufluchtsort!“

Ihr Jüngling' und ihr Mädchen! wer
Wünscht nicht des Greises Tugend zu erreichen?
So fromm zu sein so gut, wie er?
So geht denn hin, und thut desgleichen!

Tiedge

295. Die Ameise und die Grille.

Eine faule Grille sang
Einen ganzen Sommer lang,
Und war immer eine Plage
Für den fleißen andern Morgen,
Weil der Sommer Nahrung hat,
Wurde sie auch täglich satt;
Aber als der Winter kam,
Der der Flur das Leben nahm,
Und man Nichts die fand,
Spricht sie zu der Nachbarin,
Einer Ameis': „Ach ich bin
Ja so hungrig, gieb mir doch
Ein klein wenig nur zu leben;
Deine Kammer hat ja doch
So viel Vorrath, und ich will
Dir's ehrlich wieder geben
Mit den Zinsen im April.“

„Schwesterchen,“ antwortet' ihr
Die Ameise, „sage mir
Doch nur erst, wie brachtest du
Deine Zeit im Sommer zu?
Sage mir, was thatest du?“
„Was ich that? Du weißt es wohl!
Ich, die Freundin vom April,
Sang beständig; daß du mich
Nicht gehört, und konnte ich,
Schwesterchen! was Bessers thun?“
„Grillchen, nein! Doch tanze nun.“

Gleim

296. Der Eſel in der Löwenhaut.

Arbeit ſcheut, der Ruhe wenig,
Hatt' ein Eſel, Säcke tragen
Mußte er, an allen Tagen
Schwerbeladne Karren ziehn.
Endlich ließ man einmal ihn
In die Heide laufen, kehrt
Sich ſein Futter ſorglichen.
Doch entfernet ferner er ſich
Ins Gebüſch hinein und fand
Eines Löwen Haut da liegen.
Bald damit geſchmückt, kannt,
Kaum ſich ſelber noch bekannt,
Unſer Eſel da. Vergnügen
Strahlte aus ſeinen Zügen.
„Aller Arbeit biſt du los;
Keiner von dem Heer der Brüder,
Selbſt dein Herr nicht, kennt dich wieder.“—
Alſo dacht' er und ſpaziert
In der Heide auf und nieder.
Was ihn ſah erſchrack und ſloh
Voll Beſtürzung von der Weide.
Aber ach, des Eſels Freude
Dauerte nicht lange ſo.
Denn der Herr, der ihn verloren
Glaubte, ſuchte eifrig ihn
Und erkannte an den Ohren,
Daß es nur ſein Eſel ſei,
Der von Fern ein Löwe ſchien.
Schläge gab es nun aufs Neu,
Und es mußte, wie verdin
Wiederum an allen Tagen,
Nun ſein Mütchen Säcke tragen,
Schwerbeladne Karren ziehn.

Nimmer macht das Kleid den Mann.
Sich mit fremdem Schmucke ſchmücken
Zeiget aber Thorheit an;
Und dergleichen Hochmuth kann
Sonſt'gen Ruf nur niederdrücken

nach Bourr.

297. Der Palaſt.

Seit tauſend Jahren ſtand ein goldner Palaſt,
Und war den Mäuſen und den Ratzen
Seit tauſend Jahren her verhaßt,
„Welch eine plumpe Marmorlaſt!
„Nicht ein bequemes Loch! Ein Aufenthalt der Ratzen,
„Mehr nicht!“ Was haben die Zweibeinigen gedacht,
„Als ſie das dumme Ding doch wohl für uns gemacht?
„Sind es nicht Narren, daß ſie Gottes Gaben,
„Getreid' und Speck, vertilgen haben?“
Das Völkchen hatte mit nie müdem Zahn
Seit tauſend Jahren der die Mauern untergraben.
Und was ſein Eifer nicht gethan,
Thut nun die Zeit: das Haus fängt ſich zu ſenken an.
Ein ſchneller Erdenſtoß erſchüttert
Es vollends: alles fällt zerſplittert.
Geräth, Gemäuer und Getreid
Liegt nun vermiſcht, zertrümmert und zerſtreut:
Ein Klumpen ohne Form. Aus ſeinen Löchern ſchlüpfet
Das graue Volk hervor, durchrennet und durchhüpfet
Den Schutt, hält Rath und beſtellet: „Nun iſt das Haus,
„Wie ſichs gehört. Mit [illegible],
„Die Völker alle zu bethören,
„Sie ſollen jeden Bau der alten Art zerſtören
„Und einen Plan von uns begehren!“

298. Der Esel, welcher den Schooßhund spielen will

Des Herren Freude war ein Hündchen,
So weiß wie Schnee, so artig, klein.
Es kürzte ihm so manches Stündchen,
Durch seine Künst' und Schmeicheln.
Und nahm dafür so manchen fetten
Und guten Bissen von ihm hin. —
Dies sah der Esel. Ich will wetten,
So dachte er in seinem Sinn,
Auch ich kann leicht auf solche Weise,
Dem Herrn gewinnen meine Speise.
Was soll ich länger noch mich plagen,
Alltäglich schwere Säcke tragen'?
Bin ich nicht stark und bin gesund,
Um Vieles größer, als der Hund?
An Klugheit kann mirs auch nicht fehlen.
Denn, warum sollt ich es verhehlen,
So gut wie an dem Wagen ziehn,
Kann ich dem Herren Kurzweil machen.

So sprach er und schritt stolz dahin
Und die es sahen, mußten lachen.
Und Alle riefen: „Schaut, o schaut,
Was dieser Esel sich getraut!" —
Da nahte er dem Herrn und ließ
Sich auf ein Knie, umhalste dann
Den guten, fast erdrückten Mann.
Doch den verdroß gewaltig dies.
Er rief die Diener und mit Schlägen
Begrüßten die des Esels Nicken:
Statt sich belohnet zu erblicken,
Konnt' er vor Schmerzen kaum sich regen.

Die Fabel zeigt, daß Jedermann
Was er vermag nur treiben soll.
Wer das, was er durchaus nicht kann,
Verrichten will, verdienet wohl,
Daß Hohn und Strafe ihn belehre,
Was da zu thun ihm nur gehöre.

nach Bauer.

299. Der Hirt Abuzael.

Der Hirt Abuzael sah seine Heerde weiden,
Und sagte zu sich selbst: Die sanften Thiere die!
Nur wenig Gras, so leben sie.
Von ihnen hat kein Thier zu leiden,
Wie von der tollen Wölfe Brut:
Die dürstet nur nach Lämmerblut.
Ach! war es nöthig, daß die Erde
So gräuliche Verwüster trug?
Warum wies ihnen Gott nicht so, wie dieser Heerde,
Den Klee zur Nahrung an? für beide wächst genug.

Urplötzlich wird ihm Aug' und Ohr
Von unsichtbarer Hand berührt: er glaubt ein Flor
Fall ihm vom Aug', ein Fell vom Ohr.
Er sieht den kleinsten Halm von Thierchen eingenommen:
Er hört sie jammern: Kinder, flieht! die Lämmer kommen.
Zu Tausenden verschlinget euch
Ihr mörderischer Schlund. O wären sie dem frommen,
Dem gut gesinnten Wolfe gleich!
Nie schadete der unserm Stamme,
Ihr Götter! rächt durch ihn uns an dem tollen Lamme!

Die Ziegen.

[illegible] Mensch und Tier, muß man nicht [illegible],
[illegible] der Himmel andern Menschen schickt.
Die Ziegen haben Jungfer Lenen,
Da sie reifer noch waren, — schändlich oft
Zerbrochen der Nachbarin mit der Kuh.
Der Hirtin ist's [illegible] verdrießlich,
Und noch nicht weiß sie, [illegible] die Ziegen
Herrschen auf ihrer [illegible] Weide.
Da [illegible] kam Hermes! sprach die Gott. — Die Ziegen
[illegible] Hörner, und noch — Wort. Nun schwatzte
[illegible] Wort so viel, als sie der Hörner hatten.

Die Kuh.

[illegible] Mensch nicht auf die beste Stufe Art;
Da kann es nur selten recht thun.
Ich [illegible] Schimmert ist meiner Kuh
Vor tausend Menschen vorzuziehen.

Wo [illegible] ich immer gelassen von der
[illegible] ich [illegible] verbissen?
Dann [illegible] Ochs und der Esel mir
Die Kost, die [illegible] mißfiel. —

Denn kommt mir [illegible] Schelmenstück
Der andern vollkommt in Sinn,
Wer Muthwill [illegible] hilft mehr hinn,
und [illegible] mit [illegible] Schmitze.

Die Hirtin, [illegible] ihr [illegible] Brust
Der Mutter ich [illegible] empfinden.
Sie [illegible] Kraut und Rauh den Garaus,
Und [illegible] die Kürbchen mit Früchten.

Sie [illegible] auf die [illegible] Feste hüten
In [illegible] Verlangen,
Bewacht mit [illegible] so [illegible] Eifer
Als [illegible] Hirte [illegible].

Doch [illegible] den Schluß [illegible] vom Abend an hab
[illegible] ihrem [illegible]
Den [illegible] Zeichen [illegible]
Die [illegible] Herde [illegible].

Jetzt [illegible] die [illegible] Hütte
Ihr Gott [illegible] Wonne zu weiden.
„O mehr' mein Ich ich [illegible] aufmachen!“ —
Er schnaubt, [illegible] mehr [illegible].

Bald machte der [illegible] Schmutter ihr Herz
Den Hirten der Hütte zu preisen.
Jetzt gärmet und [illegible] entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Mütterer und Mutter.

Und [illegible] Ihr' Ehr und auf Herz mir ein Ehron
Ihr [illegible] mit [illegible] Schritt.

Ihr [illegible] die Schmutz durch Mark und [illegible]
Sie [illegible] ihr ins Weiden im Stroh.

„O Himmel! vergelte mir [illegible] Schand,
Und strafe nicht meine Verbrechen!“
Sie wollen, [illegible] rächte sich Gottesstrafe
Ihr [illegible] Kuhe zu rächen.

Kaum aber hatte vom [illegible] Tor
Sich [illegible] der Nachbarin [illegible],
So [illegible] sie noch lauter [illegible]
Das Weiden vom Stalle zu [illegible].

Barmherziger Himmel! erbarme dich [illegible]
Und [illegible] Kühe in Nöthen!
Auf [illegible] sie [illegible] in die Kühe [illegible]
Und [illegible] und [illegible] sie [illegible].

Der [illegible], indem [illegible] im Schreck [illegible]
Das [illegible] Herz an ein [illegible]
[illegible] [illegible] nach [illegible] Weiden [illegible]
Sie [illegible] von dem Pfahl in der Kammer.

Nun [illegible] ist auf [illegible]
Stieß auf die Faden der Zelt.
Schon [illegible] der Wagen, der Hammerstag [illegible]
Mich [illegible] [illegible] Pfeile.

[illegible] [illegible] mit [illegible] Kraft [illegible]
„Will [illegible]
Es [illegible] [illegible] zu [illegible],
Es [illegible] [illegible] Zimmer.

O Mutter! [illegible] [illegible] Kat.
Er [illegible] mit [illegible] mit [illegible] Spiegel.
Die [illegible] mit [illegible] Stierchen [illegible] zu:
Die [illegible] [illegible] [illegible] Kugel.

Herr [illegible] [illegible] Herzen [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible],
Die [illegible] [illegible] zu [illegible].

Wo [illegible] ein [illegible] [illegible]
Im [illegible] und [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible].

Wie [illegible] es [illegible] [illegible],
Die [illegible] zu [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] Herz,
Das [illegible] [illegible] nicht [illegible].

Wo [illegible], ich [illegible] von Gott [illegible].
Bist gut und nur [illegible] zu [illegible].
Drum [illegible] ich [illegible] gut [illegible] und [illegible].
Zu [illegible] [illegible] Leiden.

„Er, [illegible] mir ein Wunder, [illegible] so [illegible]!“
Rühlt er [illegible] mir den Busen.
Gott [illegible] ich [illegible] doch recht ergeben:
Das bet' ich [illegible] Amen!

Bürger.

271. Der wilde Kater

[illegible]

272. Der Löwe und der Hase

[illegible]

273. Die zwei Bäche

[illegible]

305. Vom Manne, welcher kalt und warm blies.

Als Eis und Schnee die Flur bedeckten,
Verirrt ein Wandrer sich im Wald.
Die Nacht, so wie der Hunger schreckten
Ihn mehr und er schien schon kalt.
Da fand ein Faun ihn und brachte
Ihn in sein Haus und pflegte sein.
Der fast Erstarrte erwachte
Zum Leben wieder, und er blies
Sofort sich eifrig in die kalten
Und starren Hände. — „Wozu das?“
Fragt ihn der Wirth. — „Sie warm zu halten.“
Erwidert jener. „Das ist gut!“
Versetzt der Wirth, doch [illegible] sich
Erwärmt, und schürt des Feuers Glut
Sich mehr zusammen und versah
Den Gast mit Speis' und warmem Wein,
Der ihm Erstärkung sollte sein.
Doch kaum hat der den Lippen nah
Den Trank gebracht, so bläst er da
Mit vollem Munde auch hinein.
[illegible] sage mir es an.
Hast jetzund dieß du gethan?
So fragt der Wirth. „Der Wein war schier
Zu heiß, und darum blies ich mir
Ihn kühler“, war die Antwort hier.
Merkwürdig! Es kommt heiß und kalt
Zugleich aus einem Munde. Nie,
Ich schwör's, und wär' ich noch so alt,
Soll der in meinem Hause weilen,
Der also bläst. Drum fort mit dir.
Nicht länger darfst du nun mit mir
Des Hauses Schutz und Ruhe theilen.

Die Fabel lehret, den zu fliehen,
Der doppelzüngig, so und so
Die Worte dreht und nimmer ihn
Im Haus zu dulden; will man froh
Durch's Leben gehn, des Glücks genießen,
Das uns der Himmel hat gewährt,
Und nicht an seinem eignen Heerd
Den Störer seines Friedens wissen.

nach Boner

306. Die wilden Thiere.

Ein Fürst [illegible] in seinem [illegible]
Viel wilde [illegible] zu warten
Und pflegen, [illegible] zu vermehren. Einmal trat
Er eine weite Reise. Seinen Staat
Indessen zu regieren, nahm' er seine Räthe
Zwei Vettern an. Als die den Garten einst besahn,
Hub Einer an: Es ist auf alle Fälle
Doch grausam, Thiere, die [illegible] umgethan,
Hier einzusperren, und an Ketten sie zu legen.
Die gütige Natur schuf alle Wesen frei:
Wir wollen ihre Ketten brechen. — [illegible]
[illegible] der Andre: [illegible]
[illegible] jede Polizei.
Die Thiere wurden los gelassen, drangen
In Städte und in Hütten, würgten Groß und Klein.
Zu spät sah man die Thorheit ein:
Sie waren nicht mehr einzufangen.

Die Leidenschaften gleichen Thieren,
Die man an Ketten legt: es wird sie nie
Die ruhige Vernunft regieren:
Gesetz und Strafe zähmen sie.

307. Der Löwe und die Maus.

Als sich einst ein Löwe im Walde erging,
Zur Kurzweil sich ein Mäuschen fing,
Und tödten wollte: da bat die Maus:
„Herr Löwe, laß mich frei nach Haus.
Du bist im ganzen, weiten Land
Als edel und bieder nur bekannt;
Wie möcht's um diesen Ruf jetzt stehn?
Darum, Herr Löwe, laß mich gehn.
Was würde ein König für Ruhm erjagen,
Wenn man ihm würde den Recht erschlagen?
Denn größer würde der Ruhm nicht sein,
Bewältigt der Löwe ein Mäuslein,
Mehr ehrt es den, der nicht vernichtet,
Der Sinn auf sein Verderben gerichtet.
Doch lässest du mich wieder los,
So könnte ich dir nützen bloß,
Doch nimmer schaden.“ —
Da lächelt der Leu
Und ließ das geängstete Mäuschen frei.
„Ich werd's dir danken,“ sprach es froh,
Indem es in sein Versteck entfloh.

Noch war der Tag nicht hingegangen,
Da lag der Löwe im Netze gefangen.
Sein halbes Reich hätt' er gegeben
Für seine Freiheit. Doch da eben
Als er so stöhnend und traurig lag
Erschien das Mäuschen. — „Guten Tag,
Herr Löwe, was ist denn geschehn,
Daß ich dich muß so traurig sehn?“
„„Man hat mich gefangen, das ist mein Leid!““
„Darum, Herr Löwe, hat's keine Noth!
Du hast mir das Leben geschenkt, wohlan,
Nimm meinen Dank dafür jetzt an.“

So sprach das Mäuschen. Und behende
Zernagte sie der Schlingen Ende
Mit scharfem Zahn; da ward ein Loch
Im Netz, wodurch der Löwe kroch.
Er sah sich gerettet, sah sich befreit
Durch des treuen Mäuschens Dankbarkeit.
„Ich that es gern,“ so sprach die Maus,
Und wich des Geretteten Danke aus. —

Der Mächtige soll Milde üben;
Nie ist sie unbelohnt geblieben.
Wenn uns nicht schaden, doch nützen kann,
Ist er zu Dank uns zugethan,
Und sei er auch gering und klein. —
Dies lehrt die Fabel vom Mäuslein.

nach Homer

308. Der Wolf und das Lamm.

Ein Wolf stand einst am Bach und trank,
Ein frommes Lämmchen trug sein Gang
An eben diesen Bach. Dies sah
Der Wolf, und schrie: Was machst du da?
Du trübst mein Wasser, Bösewicht! —
„Ach! gnäd'ger Herr! ich trank noch nicht.
„Ich kam den Augenblick erst her.“
Verdammtes Schaf, berichte dir,
Du schimpftest mich vor einem Jahr. —
„Wie ich noch nicht geboren war?
„Ich bin erst sechszehn Wochen alt.“ —
So war's dein Vater; und alsbald
(Aus Furcht er möchte beim Proceß
Nicht viel gewinnen), würgt' er es.

309. Die Witwe von Malabar.

Ein junges Weib in Malabar
Verlor den Mann. — Des Landes Sitte war,
Daß immer mit des Gatten Leiche
Die Witwe sich ins Feuer warf:
Doch dies und andre barbarische Gebräuche
Verbot nunmehr der neue König scharf. —
Wenn dieses unter uns geschehen wäre,
Vielleicht hätte wohl das weibliche Geschlecht
Den weisen Herrn; allein dort war es ihm nicht recht:
Die Weiber machten sich's zu einem Punkte der Ehre,
Und unsre Freundin schien allein das Verbot, —
Mein junges Weib, erpicht auf diesen edeln Tod,
Eilt zu dem Fürsten, nimmt noch mit sich, ihr zu rathen,
Des Landes besten Advokaten.
Herr! spricht sie, kniend vor dem Thron;
O! mache doch nicht mich zum ersten Gegenstande
Des Spottes und allgemeiner Schande,
[illegible]
Von allen meinen Anverwandten,
Großmüttern, Schwiegermüttern, Schwestern, Tanten,
Ward noch nicht Eine, welche sich
Der eitlen Welt [illegible] O! laß zum mindesten mich
[illegible] mein König! ich beschwöre dich.
[illegible]
[illegible] Fürst. [illegible] der Anwalt an:
[illegible] doch Landesbrauch
[illegible] Herz erweichen kann,
[illegible]
[illegible] in jener bessern Welt
[illegible]
[illegible]
Die Witwe hört [illegible] zu.
[illegible], was träumest du?
[illegible], spricht er, ist der Lohn, nach der geheimen Lehre
[illegible]
[illegible]
Ja! daß ich doch so [illegible] wäre!
[illegible] ich that es bloß zu meiner eignen Ehre.
[illegible] ich mich wieder sehnen? nein!
[illegible]
[illegible] —
[illegible], o Herr! will ich gewiß erfüllen.

310. Der Löwe und der Esel.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

311. Der Vatermörder.

Ein Vater [illegible]
[illegible]
Der Mensch, der Thiere Fürst, erfand
Den Vatermord [illegible].

Der Thäter floh, dem Blutgericht
Sein Opfer zu entziehn,
In einen Wald; doch konnt' er nicht
Den innern Richter fliehn.

Verstörten Blickes, todtenbleich,
Mit Wangen [illegible],
Dem Dämon der Verzweiflung gleich,
Traf ihn ein Hirte an.

Voll Grimm zerstört der Mörder
Ein Nest mit einem Stein,
Und mordet die kleinen Schaar
Der Vögelein.

Halt ein! rief ihm der Schäfer zu,
Verruchter Schadenfroh!
Mit welchem Rechte marterst du
Die frommen Thiere so?

Fromm! fromm! sprach jener, daß die Wuth
[illegible]
Ich that es, weil die [illegible] Brut
Mich Vatermörder [illegible].

Der Mann [illegible] seine That
[illegible] treu [illegible],
Er holt den Richter, und das Rad
Bestraft [illegible].

Gewissen, des Verruchten Freund,
Verläßt im Tod' ihn nicht,
Und zieht, auch wenn er sicher scheint,
Den Frevler vor Gericht.

312. Die Schafe und Jupiter.

Die Schafe riefen: Zeus! [illegible] doch die Tyrannei
Des Menschen an: wir müssen Woll' und Milch ihm geben
Und [illegible] Lämmer, und zuletzt das Leben.
O! mache doch uns guten Thiere frei!

Ihr Thoren wißt nicht, was euch nützt,
Versetzt Zeus: der Mensch allein ist's, der euch schützt.
Euch stellen wilde Thiere nach,
Und ihr seid träg' und wehrlos und schwach,
Bald wäret ihr und euer ganz Geschlecht zerstöret,
Wenn ihr euch [illegible] überlassen wäret.

Ihr Bürger, murret über die Regenten nie!
Die schlimmsten selbst sind besser noch als Anarchie.

313. Der Hirt und der Jäger.

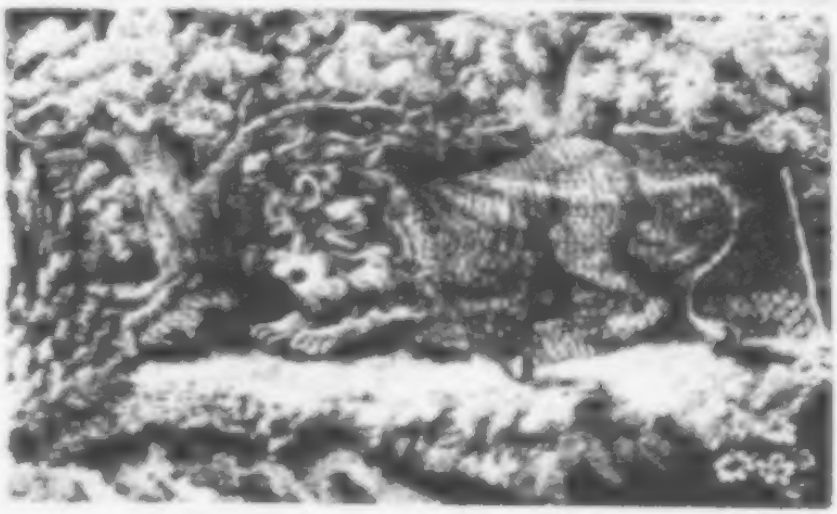
Bei seines Vaters Rüden lag
Der junge Hans im Gras' und [illegible]
Mit Schwänkchen sich den langen Tag,
Wodurch er seinen [illegible] würzte.
Schnell springt aus einer nahen Schlucht
Ein Jäger. Staub und Schweiß bedeckt
Den Mann, der auf ein Schmalthier sucht,
Das ihm gleich einen Irrweg steckt.
„Ich hab's verschlafen; ruhe hier
„Am Rain, und hüte meine Kühe,"
Sprach Hans, „ich jag' indeß dein Thier,
„Und bring' es dir mit leichter Mühe."
Der Waidmann gibt ihm Hund und Rohr.
Der flinke Hirt eilt nach dem Walde;
Indeß legt jener sich aufs Ohr,
Und gähnt, und streckt Arm' und Bein.
Hans streicht lange durch den Wald.
Nun [illegible]
Das schmale Wild; die [illegible]
Der neue Jagdherr wird geäfft.
[illegible]
Sucht seinen Herrn. Auf grüner Matte
Schläft der, indessen [illegible]
Ein schlimmer Dieb entwendet [illegible].
Der Abendwind trägt das [illegible]
Und bellt, und spürt mit Angst und Mühe
Dem Jäger nach; doch unsichtbar
Bleibt der und die gestohlnen Kühe.
Hans schleicht betrübt nach Haus' und klagt
Den Fall, den er zu spät bereut.
[illegible]
[illegible]
Auf jeden [illegible]
 Ein jeder thue seine Sachen!
Dem Jäger ziemt die Jagd allein,
Der Kuhhirt muß bei'm Vieh verwachen.

314. Der Tod und seine Candidaten.

Der Erde mächtigster Despot, —
Nicht [illegible], nicht [illegible]
Der Fürst der Mitternacht, der Tod
[illegible]
Vor seinem schwarzen Parlament.
Nach einem kurzen Kompliment
Sprach er: Es blüht unsern Staaten
Jetzt ein Regiment! Wer mehr Noth
Am meisten macht, dem will ich gleich
Das Amt verleihn. Ihr Candidaten,
Wer ihr auch seid, herbei. — Er schwieg.
Die [illegible] und der Krieg
Bereiteten sich den Weg, und traten
Mit des Verdienstes ehrem Blick
Vor seinen Thron von [illegible].
Ich bin, sprach jener, unter allen
Der [illegible], Kronvasallen,
Der Ostwest und das [illegible]
Verwüstet. Der Sultan winkte
Die Zustimmung an. Der Krieg hat
Die Autorität schwer. Nach ihnen rückt
Die [illegible] Pest aus ihrem Sitz.
Monarch! rief sie mit bitterm Witz,
Ich will mir selbst nicht Weihrauch brennen
Wenn Tod [illegible] in den Flammen.
Der König sprach: Dich hält den Eifer!
Und wollte, voll Aufrichtigkeit,
Das Ehrenamt der Pest verleihen,
Als sich ein fremder Postulant,
Ein Doctor in der Heilkunst, nahte.
Sir, sprach er, dir und deinem Rathe
Ist mein Verdienst schon längst bekannt
Von meinem glücklichen Talente
Enthält der Kirchhof und dein Staat
Schon manches Hundert Monumente.
Indem der Fürst mit dem Gewinn
Den Antrag reiflich überdachte,
Erschien ein neuer Candidat,
Der allem Zwist ein Ende machte.
Er tat lieber nur an der Thür
Den [illegible] an, und lachte.
Man trat er vor, und lachte: Sir!
Bist du gerecht, so wirst du mir
Gewiß das Regiment zuerkennen.
Denn alle diese Prahler sind
Nur Pfuscher gegen mich zu nennen.
Die lebert stets mein Brodhalter;
Die weih ich jeden Tag zum Feste;
Du bist es, dem ich jedes Jahr
Ein Dutzend [illegible] mäste.
[illegible] rief der Schach, so sage doch,
Wer bist du, Fremdling? — Sir, ein Koch.

315. Die Hausfrau und die Hühner.

Man schlachte doch die fetten Hühner:
Sprach eine Frau zu ihrem Diener.
Kaum hört dieß der wachsame Hahn,
So [illegible] dem Hausern kund gethan.
Gefahr, rief er, droht unserm Leben.
Ich weiß nur Einen Rath zu geben:
Eßt wenig, daß ihr mager bleibt;
Ihr Vielen, [illegible] gut bekommt.
Sie folgten ihm, und wurden mager;
Doch [illegible] schlachtete sie noch nicht.
Die Frau besucht den Hof, und spricht:
Das Vieh wird ganz entsetzlich hager;
Wird es nicht [illegible] abgethan,
Verzehrt es gar. — Hört, rief der Hahn:
Was werden wir mehr Hunger leiden!
Sein Schicksal kann man nicht vermeiden,
Weil alle Vorsicht doch nichts frommt,
Ihr, was erwartet wird da kommt.



(Diese Abbildung gehört zur Fabel Nr. 307. Die Löwe und die Maus).

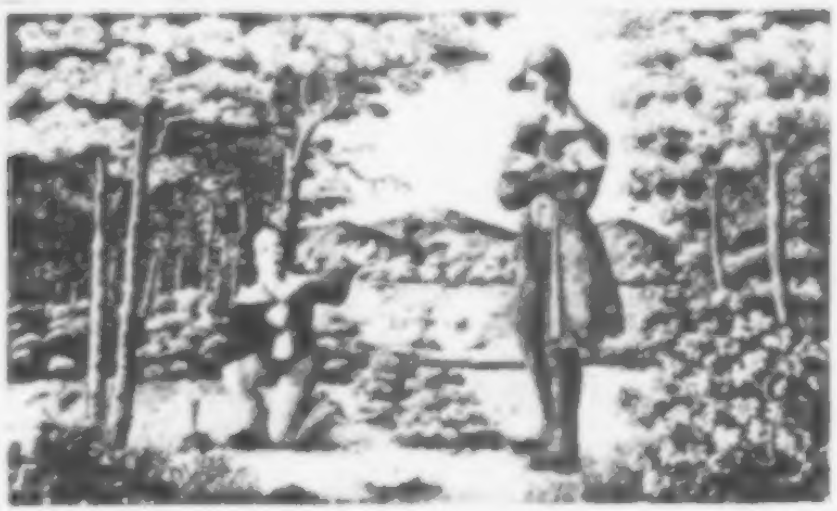
316. Homers Rapsodist.

[illegible]

[illegible]

317. Der Hofmann und der König.

[illegible]



118. Der Knabe und die Datteln.

[illegible]

Pfeffel.

119. Der Fischreiger.

[illegible]

Oleim.

320. Leander und Hero.

[illegible]

321. Die Pflanzung des Weinstocks.

[illegible]

322. Die Zwietracht.

[illegible]

323. Der Löwe und sein Kriegsheer.

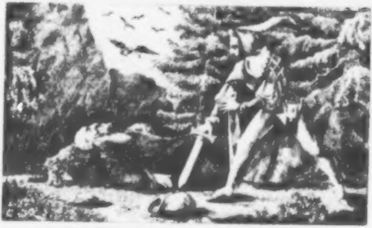
[illegible]

Der König spricht hierauf: Dich brauch' ich, [illegible]
Des Feindes Mienen zu erspähen;
Dich zum [illegible], Fuchs!
In meinem Kriegsrath, Elephant!
Gebrauch' ich dich, du bist Verstand.
Dein Amt, denn du bist listig, Fuchs!
Ist, [illegible] zu [illegible],
Und hinaus, Hamster! zu miniren.
Was aber, großer König! nützt dir,
So fragte Meister Wolf, der Bär und Esel? [illegible]
Ist jener, dieser dumm; und [illegible]
Ist nichts zu machen. [illegible] O schweiget!
Versetzt der Monarch; [illegible]
Der Esel zum Trompeter dienen,
Der schnelle Hase zum Kurier.

Sehr mannigfach sind die Geschäfte
Im Staat. Ihr Herrscher prüft der Unterthanen Kräfte!
Wenn ihr mit Klugheit [illegible] wollt,
So wird kein Amt sein, dem ein guter Diener fehlt.

324. Irin.

[illegible]



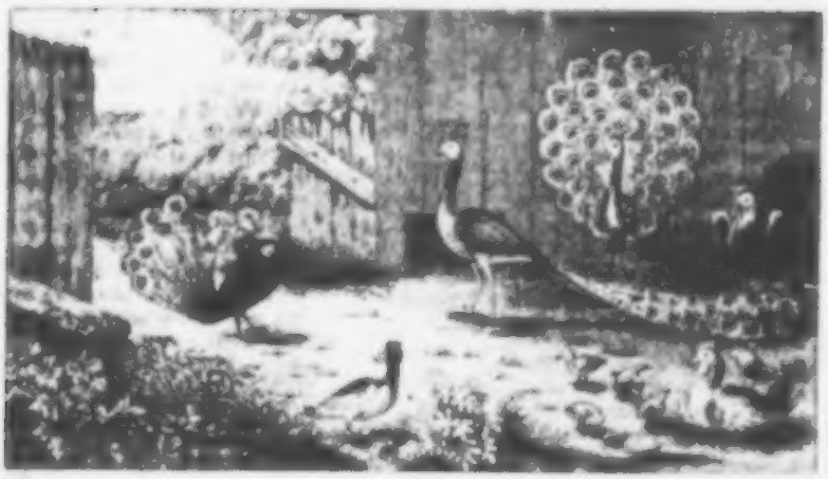
325. Der Jude und sein Mörder.

Durch einen düstern Wald, wo Räuber sich
Verborgen hielten, wollt' ein Jude einst
Reisen reisen. Darum ging er zuvor
Zum König hin und bat um sicheres
Und treu Geleit. „Das soll dir werden," sprach
Der König, und er rief sofort herbei
Den Mundschenk und befahl: „Bei deinem Leben
Geleite sicher diesen Mann hindurch
Durch jene Waldung!" —
Beide gingen fort.
Doch bald bemerkt der Schenke, daß der Jude
Viel Geld und der Güter viele trug,
Und dacht' in seinem Sinn: „Wär' dir das Geld,
So bist du frei von aller Noth. Wer sieht's,
Wer kann beim König dich verklagen, wenn
Den Juden du ermordest?" — Dieser ward
Gewahr, welcher schreckliche Gedanke
Durch seines Führers Seele ging. „Thu's nicht,"
So sprach er flehend, „daß der Mord sich werde
Der Welt verborgen lassen; denn es sind
Die Vögel, welche hier vorüber ziehn,
Die Zeugen deiner schlimmen That und werden
Sie offenbaren, wenn auch Menschen sie
Nicht sehn." — Doch Spott nur schien das Wort
Des Juden Jenem, und er zog das Schwert
Und stieß ihn nieder, spottend, daß das Huhn,
Das just vorüberflog, seinen Tod dereinst
Berichten werde. —
Das geraubte Gut
Nahm er mit sich nach Haus. Doch als einst
Ein Huhn dem Herrn ein Rebhuhn gebracht, da
Gedacht' er an des Juden Rede, die
Ihm lächerlich erschien. — „Was lachest du,"
Fragt ihn der König, „ob des Huhnes?" — „Herr!"
Erwidert er, „der Jude, den ich einst
Geleiten sollte, sagte es!" — Und nun
Erzählt' er die Geschichte jenes Mords
Und was der Jude dabei sprach. Sogleich
Ließ ihn der König greifen, und am Galgen
Büßt er nach wenig Tagen.
Ob die Schuld
Auch noch so tief verborgen scheint, sie kommt
Ans Licht, früh oder später, und sie wird
Sich selbst verrathen, wenn kein Auge sonst
Sie anklagt, als das pochende Gewissen.
Und wer, durch Geld zum schändlichsten Verrath
Verleitet, Treue bricht, verdient's und muß
So schimpflich enden als der Mundschenk hier.

nach Boner.

326. Der Geizige und sein Nachbar.

Ich Unglückseliger! so jammerte
Ein Geiziger: Man hat mir einen Schatz,
Den ich im Garten jüngst vergrub, entwandt,
Und einen Stein an seinen Platz gelegt.
Du hättest deinen Schatz (so tröstet ihn
Sein Nachbar) nie genutzt: denk' nun,
Es sei der Stein dein Schatz, dann bist du noch
So reich, als du zuvor gewesen bist.



(Diese Abbildung gehört zur Fabel Nr. 216. Der Rabe und die Pfauen.

127. Wanzstreit der Thiere.

Die Thiere hatten rund um Mensch mann
Den Streit zu schlichten sprach das Pferd: Ich dachte,
Daß wir den Menschen mit zu Rathe zögen.
Weil er nicht selbst an andrem Streit sich hat,
Er wird er, glaub' ich, unparteiisch richten. —
Doch hat er auch Verstand noch so sagte
Der Maulwurf höhnisch; unter sich verschieden
Verkommenheiten empfinden Menschen ist
Mensch vor allen blind. — Das war deutlich
Gesagt, sprach der Hamster. Auch der Hirsch
Mit sah: Zu weit! der Mensch besitzt übermäßig
Selbstsüchtigkeit genug zum Richteramte. —
Schweigt ihr! befahl das Pferd, der Kampf Combatten
Wen weiß, wer auf die Mutz seiner Sache
Sich nicht verlassen kann, ist immer bereit
Die Einsicht seines Richters zu bezweifeln. —

Der Mensch wurd hingerufen. — Nur ein Wort noch,
Rief ihm der Klüger zu, bevor du sprichst!
Bau' an, nach welcher Regel, Mensch, schlimmer du,
Der Thiere Wesen? — Nach welcher Regel? sah er
Zur Antwort; ohne Hemmis nach dem Maße,

In welchem sie mir nützlich sind. — Vortrefflich!
Versetzt der schlaue Affe; ich sehe
Mittun auch auf unsre eignen Ohr
Zu stehen. Mensch, du bist für uns zum Richter
Nicht tauglich, Mensch! Verlaß nur die Versammlung

Der Mensch entfernte sich. Nun sprach der Maulwurf:
Ihm Hamster der Hamster und der Hirsch
Von seinem Volk. Du hast es, Pferd, der Klug
Hast du, wie oft, der Mensch klein unter Nichter
Nicht sein. — Aus besseren Gründen, sprach das Pferd,
Hat stets sich die Sache mit Verachtung
Ein an. — Doch wenn ich endlich darauf,
Es steht mich, daß es sei, der ganze Wanzstreit
Nichtswürdig. Wenn ihr wollt, erlaubt mich selber
Zur den Menschen, der sei der Richter:
Wenn ich keine nicht; und ganz von kennen.
Dem schafft der Elephant, der Tiger,
Der Bär, der Wolf, der Fuchs, der alte Ehrlich,
Der alle, der ich kaum Thiere kennt war.
Da ich gehört vom Pferd einstimmigen,
Hat sich die friedliche Versammlung
Im großen wieder, waren All und Ein

128. Der Habicht und der Tauber.

Ein Tauber bat den Habicht in die Kammer
Hat ruft der gastfreundliche Wirtsmann.
Ist es Ein regelt, daß ich dich,
Dich, den Mörderer, der mit Brüdern und mit Mutter
Von mir und meinen Brüdern spricht?
Doch es giebt Götter, die den Fremden rächen. —

Ich möchte da den Mörder sprechen!
Versetzt der Habicht. — Ist unrechter Mitmensch!
Was ist ein? und du klagend gar die Götter!
Schont der Tauber. Ich möchte da vergessen,
Daß du selbst dem Sperbermord, ein frecher Spötter,
Die Hölle, mich aufgespießt hin.

329. Die Hindin und ihr Kalb.

Auf einer Insel, die der Fuß
Des [illegible] nie betreten hatte,
Schlug einst auf einer fetten Matte,
An deren Rand' ein heller Fluß
Vorbeiglitt, eine weiße Hinde
Mit ihrem kaum entwöhnten Kinde
Ihr Lager auf. Das kleine Thier
War lauter Leben, lauter Freude,
Durchgaukelt [illegible] [illegible],
Genoß der kräuterreichen Weide,
Fraß bis zum Platzen Gras und Kraut,
Trank ohne Durst aus allen Quellen,
Lag [illegible] bald auf fauler Haut,
Und schaukelte bald in den Wellen
Des Baches seinen feisten Bauch.
Dem Müßiggang' und Ueberflusse
Folgt schlaffer Ekel auf dem Fuße.
So ging es unserm Kälbchen auch.
Es nahte wimmernd sich der Mutter,
Und sprach [illegible]: Ach! ich bin krank;
Die Milch schmeckt mir der Trank,
Mir [illegible] [illegible] das frische Futter;
Ich athme nicht, [illegible] [illegible] Luft.
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
So [illegible] [illegible] [illegible] meine Gruft.
Kind! rief die Mutter, laß uns [illegible];
Hier [illegible] es auf dein Leben an.
Fort in die Welt! Gesagt, gethan.
Das Paar verließ die [illegible] [illegible],
Der junge Flüger [illegible] [illegible] Freude;
Geschwind war der Mutter Gang,
Doch blieb die Führerin des Knaben,
Und ließ ihn ganze Stunden lang
Bald durch [illegible] Halden traben,
[illegible] über [illegible] [illegible],
Auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], klimmen
Die Augen, [illegible] [illegible] [illegible],
Und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Krümmen.
Der Abend kam, zum ersten Mal
[illegible] er sich [illegible] schlafen legen.
[illegible] [illegible] er, morgen bring' ich [illegible]
[illegible] [illegible] der [illegible] [illegible],
[illegible] ging auf [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]. Der arme Tropf
[illegible] [illegible] [illegible] an zu nagen,
Und [illegible] [illegible] mit [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]. Er hing den Kopf,
Und [illegible] nicht mehr. Kaum nach zwei Tagen
[illegible] [illegible] [illegible] ihm kaum die Macht
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] —
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Es war Nacht,
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Kalbe
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] Er [illegible] [illegible] [illegible].
Die Sonne war schon aufgegangen,
[illegible] er [illegible] den Nacken hebt;
Er sieht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
In seinem Feierkleide prangen.
Er rafft sich auf. Mit lecker[illegible] Zahn
Kaut er die bunten Balsamkräuter,
Und ruft: Halt, Mutter, halt! Mein Plan!
Ich bleib', ich reise nicht mehr weiter;
Hier hab' ich ein Elysium,
Wo könnt' ich es wohl besser finden?
Nein! nein! in diesen [illegible] Gründen
Sei einst mein Grab. — Kind, sieh dich um,
Versetzt die Mutter. Nun betrachtet
Das Kalb, was es zuvor [illegible],
Und hängt die Ohren und [illegible] stumm.
Sohn! sprach die Mutter, willst du wissen,
Wie man ein Gut gebrauchen muß,
So lerne sparsam es genießen.
Die Mäßigkeit würzt den Genuß.

330. Zu früh gelacht.

Beim Goldschmidt Bergner einem [illegible] Mann,
Der Gold für Messing oft schon eingehandelt,
Und Zinn in Silber hatte umgewandelt,
Bei diesem klopfte jüngst ein Schäfer an.
Herr Bergner fragt: „Freund, was ist zu's Belieben?"
Der Schäfer sprach: „Ihr seid in aller Welt
Berühmt; drum habt die Güte, mir zu sagen,
Wie viel ihr wohl bezahlt in [illegible] Geld
Für einen Klumpen Gold, den kaum zwei Männer tragen."
Wie hüpfte in der Brust Herr Bergnern das Herz!
Ein solcher Klumpen dacht' er, ist kein Scherz.
Dem Tropfe müssen wir ein Schnippchen schlagen.
Drauf spricht er: „Kommt herein, mein guter Freund,
Daß wir verständig von der Sache sprechen."
Er trägt ihm auf, die Tafel möchte brechen.
„Langt zu! Eßt! Trinkt! Es ist gut gemeint."
Der Schäfer thut sein Möglichstes beim Schmause.
Zuletzt fragt Bergner freundlich: „Habt ihr ihn zu Hause,
Den Klumpen Gold? Vielleicht wohnt ihr nicht weit,
[illegible] ich bin mitzugehen gern bereit."
„Ach!" seufzt' der Schäfer, „das, das eben thut mir leid
Und ist gewiß die Strafe meiner Sünden,
Daß ich den Klumpen noch nicht fand.
Jedoch verlaßt euch drauf, ich habe viel Verstand
Und werde ihn gewiß noch ein Mal finden." —
Darauf ergriff der Schäfer seinen Stab
Und Bergner — trug die leeren Schüsseln ab.

Niemeyer.

331. Die Nachtigall und der Pfau.

Die Nachtigall, gebildet von Natur,
Fand bei den Singevögeln keinen Freund,
Nur Neider fand sie. Will mich mein Geschlecht
Nicht lieben, dachte sie, so such' ich mir
Bei Fremden einen Freund, und flog zum Pfau
Und sagte nach der Wahrheit: Schöner Pfau!

Dich hab' ich stets bewundert. — Und ich dich,
Du anmuthsvolle Sängerin! — So laß
Uns Freundschaft halten; trennen darf uns nichts.
Wir sind gleich angenehm, dem Auge du,
Und ich dem Ohr. — Sie schlossen einen Bund,
Und blieben ihm bis an ihr Ende treu.

Verschiedenheit der Künste schadet nie
Der Freundschaft; ihre Gleichheit schadet oft.

332. Die Raupe

Was kriechst du, garstiges verhaßtes Thier,
Auf dieser Blume? Fort! mir graut vor dir.
So sprach mit dick geschminkten Wangen [illegible]
Zur Raupe. Diese sagte kalt:
Nicht ewig währet meine Häßlichkeit.
Als einen Schmetterling malt die Natur mich bald
Mit Roth und Weiß; und dann beschäm' ich außer Streit
Euch, die ihr stets beim Aufstehn Raupen seid.

333. Der Fuchs und das Hühnchen.

Ein Hühnchen, das sich in der [illegible],
Indem es Weizenkörnchen las,
So weit vom Mutterdach entfernte,
Und sorglos hier sein Futter aß,
Sah jetzt aus eines Ulmbaums Höhle
Sich einen [illegible] Brandfuchs nahn.
Das arme Ding befahl dem [illegible]
Mit Ächzen seine bange Seele.
Mein Kind, rief ihm der Schächer zu,
Was ängstest dich? was zitterst du? —
Doch ich begreife deinen Schrecken.
Ach! meiner Brüder List und Wuth
Pflegt oft genug mit eurem Blut,
Weh' sei's geklagt! sich zu beflecken.
Umsonst sucht' ich die Hühnerbrut
Durch frommen Zuspruch zu bekehren;
Sie spotten meiner treuen Lehren.
Es sei darum! ein Biedermann
Läßt sich im Wohlthun doch nicht stören;
Er trachtet stets, so gut er kann,
Der Bosheit insgeheim zu wehren.
Das thu' auch ich. Zwei Stunden schon
Trug' ich nach einem frommen [illegible].
Ich weiß, daß meines Bruders Sohn,
Der [illegible], und sein Mordgeselle
Der Marder, heut beim Sternenschein
Euch trachten, den Besuch zu machen.
O! lasset ihr mich zu euch ein,
Ich würde gegen diese Drachen
Gern euer liebes Haus bewachen.

Das Hühnchen führet auf diese Wort
Den Erzfeind nach dem Hühnerhofe.
Doch kaum erreichen sie den Ort,
So gab es eine Katastrophe
Gleich der Bartholomäusnacht.
Der Unhold zog die Heuchlertracht
Des Augenblicks aus; er stürmte
Das schlecht verwahrte Thor, und thürmte
Auf Leichen, Leichen auf. Sein Zahn
Zerriß zuerst den [illegible]
Der [illegible], den [illegible]
Mit Wächtern, Kindern und Kapaunen;
Dann fielen [illegible] Puten
[illegible]. Das Hühnchen sah
Halb todt im Winkel. Auch bleibt [illegible]
Der Wüthrich nicht, und sprach: Nun eile
Zu deinen Eltern, und [illegible],
Daß jeder Fuchs durch Frömmelei
Herr über eurer [illegible] sei.

334. Die Knaben und die Rebhühner.

In einem Weizenfeld' entdeckten
Zwei Brüder eines Rebhuhns Nest
Mit kleinen Jungen; diese steckten
Sie — nur eins, die eins — jauchzend ein.
Die Hühnchen flattern zwar, und schrei'n
Zur Mutter, die mit bangem Krächzen,
Um die Knaben schleicht; allein
Sie fragen nichts nach ihrem Ächzen,
Und theilen fort. Ein Hühnchen war
Noch übrig. Das ist mein, sprach Fritz,
Der ältre. Ei! warum nicht gar!
Rief Hans; der Streit ist hier nichts nütze;
Wir müssen würfeln. Dummkopf, nein!
Schrie jener, faßte das Huhn beim Bein,
Indeß es Hans auf seiner Seite
Am Flügel hielt und an sich riß.
Der Streit entschied sich bald, die Beute
Zertheilte sich. Hans schalt, und schmiß
Sein Stück dem Bruder ins Gesicht.
Der säumte nicht es nachzuthun.
Nun ging es los. Die kleinen Wichte
Ergrimmten, warfen Huhn um Huhn
Sich wie Granaten an die Köpfe.
Bei jedem Wurf nahm ihre Wuth
Noch zu, bis sie die ganze Brut
Der armen mißhandelten Geschöpfe
Zerquetscht im Staube liegen sahn.
Jetzt kam ihr Vater, [illegible] Johann,
Mit einem Wagen Heu zurücke,
Und [illegible] die Verwüstung an.
Ha! rief er mit ergrimmtem Blicke,
Und ließ die Peitsche Streich auf Streich
Um der [illegible] Schultern spielen:
Ihr Schlingel! wer erlaubet euch
Den Vögeln in ihr Nest zu greifen!

(Diese Abbildung gehört zur Fabel Nr. 80. Der Hund mit dem Stück Fleisch).

335. Die junge Witwe.

Hört, der Ehemann von Philomenen
Zieht eine Reis' in jene Welt.
Die junge Frau zerfließ in Thränen:
„Wie kann ich ohne dich hier leben? nein, hier hält
„Mich nichts mehr auf; ich folge dir, auf ewig dein."
Indessen reiste der Mann allein.

Der Vater unsrer Schönen war
Ein kluger, wohlerfahrner Mann.
Er ließ den vollen Strom der Thränen schweigend an;
Doch endlich dacht' er: die Gefahr
Ist jetzt vorbei, den Strom kann ich nun hemmen,
Und sprach: Mein Kind! du weinst zu viel.
Wenn Thränen die Jugendblüthe gleich verschwemmen,
Hilft dieß dem Mann? Ein jedes Ding hat Maß und Ziel;
Weil du doch unter Männer noch am Leben bist,
So rath' ich, weine dich nicht um den todten blind.
Ich meine nicht, daß deine Traurigkeit
Sich schnell in Fröhlichkeit verkehren sollte;
Mein Kind, nein, daß nicht; allein ich wollte —
Versteh' mich nach der weislich vorgeschriebenen Zeit —
Ein zweiter Bräutigam, noch jung und schön,
Viel schöner, als der abgeschiedne Mann,
In Vorschlag bringen. — — Ach werd' ich mich so vergessen?
Ach! sie hört ein: ein Kloster nehm' ich lieber an.

Der Vater lächelte. Gar bald verschwand
Ein Monat. An den Kleidern, Geschmeiden, Bändern
War in dem folgenden bald dieß, bald das zu ändern.
Zum Putz ward jetzt die Trauer; ja man fand,
Sie stehe hübsch. Der liebenswürdige Schwarm
Kam bald in seinen Taubenschlag zurücke.
Es kamen Arm in Arm
Die Freude mit dem Sonnenblicke,
Das Lachen, das sich beide Seiten hält,
Der leichte Tanzgott, der auf Füße tritt
Auch die Beherrscherin der Modewelt
Die Göttin [illegible] kam und brachte Karten mit.
Die Schöne badet sich im Jugendquell vom Morgen
Bis in die Nacht. — Der Vater, dem die Sorgen
Um seiner Tochter Schmerz
Nicht mehr das gute Herz
Zerrissen, noch den Kopf zerbrachen,
Sagt ihr kein Wort; doch endlich fängt sie selber an:
Wo ist denn nun der junge Mann,
Mein Vater, den Sie mir versprachen?

336. Der junge Hund.

Der Morgen graut, der Jäger übt
[illegible]
[illegible] Hunde,
[illegible]
Ein junger Hund, den man zur Probe mit
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Der [illegible] nicht mehr zu schweigen, gibt das Zeichen
Des Hundes; alles lauert mit Keuchen
Herbei, und lacht, und wartet — nichts,
Und lacht des plauderhaften Wichts.
Doch er bellet bei seinem [illegible] Wollen.
Der Jäger kömmt, packt den Gelichter
Beim Fell, und giebt ihm weidlich durch und spricht:
Das merke dir: wenn zu erfahrnen Alten
Ein junger [illegible] kömmt, so ist es seine Pflicht
Zum wenigsten das Maul zu halten.

337. Der persische Bauer.

In Erwian
War einst ein armer, schlichter Mann.
Sein ganz Vermögen war ein kleiner Garten,
Sein ganz Geschäft, ihn abzuwarten.
In diesem seinen Gärtchen stand
Ein Obstbaum, weit umher bekannt.
Die Frucht des Baumes war so schön,
So schmackhaft und so groß dabei,
Daß man ihm rieth, nach Ispahan zu gehn.
Und, da der Schach auf Früchte lecker sei,
Ein Körbchen voll dahin zu tragen.
„Was dünket dich? ich wette fast,
„Du kriegst, ich will nur wenig sagen,
„So schwer an Golde heim zu tragen,
„Als du an Früchten heimgetragen hast."
Je nun! ich sollte es selber meinen —
Er kauft ein feines Körbchen ein,
Packt seine schöne Frucht hinein,
Nimmt freudig Abschied von den Seinen,
Und tritt den Weg nach Ispahan
Mit herrlichen Entwürfen an;
Macht mit dem Golde von dem Kaiser
Sein Gärtchen größer, baut sich neue Gartenhäuser,
Kommt endlich, eh er's denkt, nach Ispahan,
Und meldet sich beim Obermarschall an.
Man kennt den Hof. Wer dringt, dem stehn die Thüren offen,
Wer hören will, kann lange hoffen.
Der Marschall nimmt die Frucht, und kurze Zeit hernach
Berichtet er dem Manne, daß der Schach
In eigener Person das Obst verzehret,
Es sehr gelobt, und mehr begehret.
Der arme Per'er zählt auf ein gewisses Glück,
Und harrt nur auf den Augenblick,
Dem Kaiser glimpflich zu berichten:
Er sei der Bauer mit den Früchten.
Er stellt sich in das Vorgemach, beschaut,
Begafft die Höflinge, die hier demüthig stehen,
Und sieht, indem er gafft, ein kleines Zwerglein gehen,
Krumm, bucklich, lahm, so mißgebaut,
Daß sich mein guter, armer Mann
Des Lachens nicht enthalten kann.
Zum Unglück war dies Zwergleln der Minister,
Ein Männchen schwarzer Galle voll,
Von Blicken scharf, von Stirne düster.
Er sieht sich um, erblickt den Fremden: bist du toll?
Vermessener! — Er winkt, man packt ihn
Gar unsanft an, und schleppt ihn nach dem Kerker hin.
Hier mag er sein Geschick erwarten.
Er flucht dem Baum, er flucht dem Garten,
Er flucht den Freunden, deren Rath
Ihn in dies Ungemach gestürzet hat;
Doch alles Fluchen kann die Sachen
Nicht ungeschehn, nicht besser machen.
Ein Jahr fließt nach und nach dahin,
(Ach eine lange Zeit für ein so kurzes Lachen!)
Und keine Seele denkt an ihn.
Nun kommt die Zeit der Früchte wieder.
Man bringt dem Schach die besten dar;
Er rümpft die Nase, legt sie nieder.
„Nein! das ist keine Frucht, wie im vergangnen Jahr.
Was für ein herrlich's Obst das war!
Wird wohl der Mann zurücke kommen!
Wo kam er her, wo ging er hin?
Hat man ihn auch bezahlt? Erfragt mir ihn!"
Man forscht, und man erfährt die klägliche Geschichte;
Der Kaiser lacht bei dem Berichte.
Gut! bringt ihn her! ich will ihn sehn,
Den armen Schelm! Nun solls ihm besser gehn. —

Ei, guter Freund, ich weiß, wie dir's ergangen:
So spricht der Schach, es thut mir leid,
Doch kurz und gut, für Kerker, Obst und Zeit
Kannst du nunmehr, was dir beliebt, verlangen.

Ein Beil versetzt der Mann.
Erbitt ich mir, Salz und einen Alkoven

Der Kaiser fängt zu lachen an,
Und spricht: was nützt dir Beil und Salz und Alkoran?
Das Beil, den Ölbaum umzuhaun; das Salz, den Ort
Zu zeichnen, daß kein Mensch hinfort
Da pflanzen soll; den Alkoran,
Den größten Eid darauf zu schwören,
Daß ich, und die mir angehören,
Zeitlebens nicht nach Hofe wiederkehren.

338. Die Rechte der Großen.

Ein Sperling sieht auf einer Linde
Den Käfer schwirren, und geschwinde
Pickt er ihn an. Erbarme dich,
Ächzt dieser und verschone mich.
Schweig! spricht der Mörder; du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein.

Ein Sperber sieht den Sperling sitzen,
Fängt seinen Schnabel an zu spitzen,
Und schießt auf ihn herab. Der schreit:
O Vetter, thu mir doch kein Leid!
Schweig! spricht der Mörder; du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein.

Ein Adler sieht den Sperber lauern,
Und packt ihn an mit scharfen Klauen.
Ich treibe mit dir einerlei
Gewerbe, ruft er; laß mich frei!
Schweig! spricht der Mörder; du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein.

Ein Jäger sieht den Adler hacken,
Und schießt den Pfeil ihm in den Nacken,
So daß er nur noch sagen kann:
Was hab' ich dir gethan, Tyrann?
Schweig! spricht der Mörder; du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein.

339. Der Wettstreit.

Der Leopard, das Krokodil,
Der Tiger, die Hyäne
Begegneten sich einst am Nil,
Und zeigten sich die Zähne.
Dies ist Tyrannengruß, kein Zank;
Man zankt in diesem Orden
Sich sonst um nichts, als um den Rang
In dem Talent zu morden.
Und eben dies geschah auch hier:
Die grimmigen Magnaten
Voll königlicher Raubbegier,
Gedachten ihrer Thaten.
So manches Wild und Schaf und Rind,
Als ich des Tags erwürge, —
So prahlte die Hyäne, — sind
Für meinen Ruhm mir Bürge.
Pfui! fuhr das Krokodil sie an,
Das heiß' ich wenig schaden:
An Menschen üb' ich meinen Zahn,
Wenn sie im Nil sich baden.
O! schweig', rief der Tiger hier,
Auch das sind Kleinigkeiten:
Ein großer Fürst fiel unter mir,
Der Titus unsrer Zeiten.
Ich, sprach der Leopard, kann mich
Kühn über dich erheben:
Der beste Fürst erlag durch dich,
Den schlimmsten ließ ich leben.

340. Der Pfau und die Henne.

Zur Henne sprach der Pfau: Sieh doch einmal,
Wie stolz und trotzig tritt dein Hahn einher!
Und dennoch sagt kein Mensch: der stolze Hahn!
Nur mich nennt jedermann den stolzen Pfau.
Das Huhn versetzt: Der Mensch verzeihet gern
Den Stolz, der auf Verdienst gegründet ist.
Mein Hahn ist stolz auf seine Wachsamkeit
Und Mannheit; du bist nur auf Federn stolz.

341. Die drei Paternoster.

In der freien Stadt Augsburg in Schwabenland
War ein frommer Bischof, Sankt Ulrich genannt,
Der ward nicht müde mit Hülf' und Erbarmen,
Theilte sein Hab und Gut mit den Armen.
Ein Mal, als zu Sankt Peters Stadt
Ihn der heilige Vater beschieden hat,
Heißt er einem der Armen zu ihm treten,
Bittet ihn, fleißig für ihn zu beten,
Drei Paternoster bei dem Schlag
Des Herzglöckleins an jedem Tag,
Befiehlt auch dem Schaffner Sorge zu haben
Daß ihm nimmer fehlen die milden Gaben.
Des Armen Gebet nun zum Himmel dringt,
Sobald das Herzglöcklein erklingt;
Und dem Bischof in wunderbaren Zeiten,
Des Gebetes Inbrunst anzudeuten,
Wehen die heiligen Engel nach Rom
Den Schall des Glöckleins vom fernen Dom.
Nur eines Tages verstummet der Klang:
Das macht den heiligen Bischof bang,
Und er bittet vom Papst mit treuer Gebärde
Die Rückkehr zu seiner verlassenen Heerde.
Als nun der Bischof kommt nach Haus,
Ruft er bald seinen Armen heraus;
Spricht: Sage mir, Sohn, ganz unverhohlen,
Hast du gebetet, wie ich befohlen,
Drei Paternoster den Tag drei Mal

Bei des Herzglöckleins tönendem Schall?
Der Arme, demüthig blickend, spricht:
Nur ein Mal, o Herr, geschah das nicht,
Als dein Schaffner mich stieß aus der Pforte,
Und die Gabe mir weigert mit bösem Worte.
Wie nun der Bischof das vernommen,
Läßt er den Schaffner vor sich kommen;
Spricht zu ihm: Eile geschwind, mein Sohn,
Nach Rom zu des heiligen Vaters Thron,
Und laß dir aus seinem päbstlichen Munde
Geben bestimmte und deutliche Kunde,
Wie viel ein Paternoster sei werth;
Ich selbst bin's, der es zu wissen begehrt.
Der Schaffner wollte sich nicht verweilen,
Reis'te den Tag wohl zehen Meilen,
Kam bald zurück in die Vaterstadt,
War sehr ermüdet und herzlich matt.
Das Paternoster, sprach er, gilt wenig,
Der Pabst schätzt es einen güldenen Pfennig.
Darauf der Bischof lächelnd spricht:
Mein Sohn, die Antwort genügt mir nicht!
Du mußt mir des Pfennigs Größe sagen,
Oder den Pabst noch ein Mal fragen.
Der Schaffner, der glaubte zu rasten im Haus,
Mußte noch ein Mal nach Welschland hinaus,
Kam hungrig und durstig zum Bischof wieder,
Dehnte gähnend nach Ruh die Glieder.
Der Pfennig, sprach er, muß sein so breit,
Als unter dem Himmel die Erd' ist weit.
Möcht' nicht den Beutel oder die Ficken
Zu solchem Pfennigsein nähen und flicken;
Auch muß Herr Goliath Münzwardein
Sankt Christoffel Stempelschneider sein.
Du hast doch den Weg nicht umsonst gegangen,
Antwortet der Bischof, doch hätt' ich Verlangen,
Auch von der Schwere zu wissen ein Wort.
Sonst wärst du noch nicht am rechten Port,
Müßtest noch ein Mal den Pabst befragen,
Um Alles genau und bestimmt zu sagen
Von des Pfennigs Stempel, Wappen, Gestalt,
Rand, Dicke, Gewicht und innerm Gehalt.
Der Schaffner hielt das sehr verdrießlich,
Zwar sich im Innern heftig erboßen,
Murmelte heimlich von Zaubrung,
Doch mußte er leisten Gehorsam,
Und statt zu ruhn', zu trinken, zu essen,
Mußt' er gen den Weg noch einmal messen;
Wollt' aber nun so die Sach' erwägen,
Als müßt' er den Pfennig selbst ausprägen.
Drum bracht' er von dem Römischen Hof
Folgenden Bericht dem frommen Bischof.
Der Pfennig soll viel mehr noch gelten,
Als die köstlichsten Schätze aller Welten;
Von dem lautersten Golde soll er sein,
So klar, wie der Sonne himmlischer Schein;
Seine Schwere soll größer sein als das Gewicht
Der Sünden der Welt am letzten Gericht.
Sein Stempel das Bild von Gottes Sohne,
Sein Rand die heilige Dornenkrone,
Sein Wappen das blutige Kreuz im Feld
Umringt von gesühnten Sünden der Welt,
Ein solcher Pfennig ist allein so reich,
Daß er stehe dem Paternoster gleich.
Da blickt der Bischof den Schaffner an,
Und spricht: Sieh nun, du thörichter Mann,
Wenn du des Gebetes Werth erwogen,
Um welche Schätze du mich betrogen,
Als du dem Armen die Gabe gewehrt,
Und die drei Paternoster mir gestört,
Die bei des Herzglöckleins Schlag
Der Arme betete jeden Tag!
Drum hast du drei Mal wandern müssen
Nach Rom, die Sünde abzubüßen;
Und was du gesündigt an Geld und Gut,
Hat völlig bezahlt dein Fleisch und Blut. —

A. Apel.

342. Das Schaf, der Hund und das Kaninchen.

Ein Schaf, ein Hund und ein Kaninchen kamen
Zugleich auf eine Welt. Sie unternahmen
Erziehungen verschiedener Natur.
Der Hund ergötzt sich mit Bellen und mit Spielen;
Das Schaf graß den lieben Klee der Flur,
Und das Kaninchen suchte nur
Den ganzen Rasen aufzuwühlen.

Ein Arbeitbuch ist eine Flur:
Ihr Leser! seid ihr auch von dreierlei Natur?

343. Die Eiche.

In einer Nacht, worin der Nordwind rasete,
Ward ein erhabener Eichbaum umgestürzt. Ein Fuchs,
Der in der Nachbarschaft sein Lager hatte, sah
Ihn Morgens hingestreckt. „Was für ein Baum! Wie groß
Hätt' ich, da er noch stand, ihn nimmermehr geglaubt."

Im Grabe wird der große Mann nach Werth geschätzt.

344. Die Bienen und die Bären.

Ein Bienenschwarm ersah zum Aufenthalt
Sich einen großen Eichenwald.
Hier sind die Blüthen zahllos, sagten sie:
Hier läßt uns fleißig bauen, unser Müh
Wird hier belohnt, wir leben unter Zellen hier. —
Zum Unglück kannte diesen Wald ein Bär,
Der kam mit seinen jungen Bären,
Den süßen Vorrath aufzuzehren.

Was hilft in Welschland Müh und Fleiß den Ackersmann,
Der die Soldatenbänder nimmer führen kann!

345. Holien.

Zu [illegible], [illegible] zu Lande nicht,
Wo mein Geschichtchen eine Mähre,
Gleich der vom Junker Blaubart, wäre,
[illegible] bei der Lampe düsterem Licht
Ein Jüngling, [illegible] der Zeiten [illegible]
Nennt ihn das Jahrbuch Ho — li — en
Mit Namen; [illegible] auf seiner Matte,
Von einem Räuber umgeben,
Der sein Gemach erstiegen hatte;
Und sah, wie der, was ihm gefiel,
In einen weiten Brotsack steckte.
Er regt sich nicht auf seinem Pfühl,
[illegible] nur mit einem Aug'. Jetzt streckte

Der Dieb zum Abschied noch die Hand
Nach einem Topf mit [illegible].
Der [illegible] in einem Winkel stand.
Laß, rief mit [illegible] Geberde
Jetzt Holien, laß, armer Mann,
Mir diesen Topf, damit ich morgen
Für meine Mutter kochen kann!

Der Räuber sagt: Schlaf' ohne Sorgen!
Solch einen Sohn bestehl' ich nicht.
Mit Reu und Scham im Angesicht
Warf er bei diesen Worten wieder
Was er geraubt, und [illegible] nieder.

346. Der Kellerwurm

In eines [illegible] Fasses Schlunde
Wuchs an dem [illegible] Grunde
Ein kleines Würmchen auf. In diesem Raum gebannt,
Durchkroch, durchwühlt' er nur der Hefen feuchte Masse.
So weit er [illegible] war, so weit er Nahrung fand.
Kurz, ein Geschlecht [illegible] hin und ein Geschlecht entstand,
Und keinem fiel es ein, daß außer diesem Fasse
Ein andrer Raum sich denken lasse.
Ein einzig [illegible] zeigte froh
Ein [illegible] Genie,
[illegible] die Natur der Zimmer, die Distanzen,
Die Höhe, Breite, die Gestalt des Ganzen,
[illegible], [illegible], [illegible] die [illegible], [illegible]
[illegible] und [illegible] [illegible].
[illegible] es [illegible] auf [illegible],

Des Fasses [illegible] durchkroch,
[illegible] es an ein kleines Loch.
Den Eingang einer engen Röhre.
Es schlüpfte durch den [illegible]
Und langt an seiner Mündung an.
O welch ein Anblick! wie bewundert,
Es [illegible]! „[illegible]
„Der Weiten! und in welcher schönen [illegible]!
„Welch eine reine Luft umfächelt sie!
„Was für ein Glanz strömt von dem großen [illegible]!"
(Des Kellers [illegible] Laterne.)
„Das ganze Weltall seh' ich hier.
„[illegible] [illegible] du, [illegible]!
„Du [illegible] mich, du zeigst mir alles [illegible]."

Im Fasse steckt das Volk, der Philosoph im Keller.

Zu „Lieser:“ Die Kerzen und das Küchenlämpchen gehörig

347. Das Schwein und der Gaul.

Sich wälzend in dem Mist und grunzend vor Vergnügen
Sah einst das Schwein den edlen Gaul,
Von seinem tapfern Herrn bestiegen,
Und gleichen Muthes voll, mit ihm ins Lager fliegen.
Nach Ehre wässert dir das Maul?
O Thor! so spricht das Schwein: vielleicht in wenig Stunden
Kehrst du zurück, bedeckt mit Wunden,
Wenn du nicht gar den Tod gefunden.
Nein! sichre Ruhe lob' ich mir.
Man nenne mich ein träges Thier
Nicht Einen Tag von meinem Leben
Wollt ich für tausend Siege geben.
Die Schlacht beginnt. Das edle Roß
Trägt seinen Herrn durch Spieße, durch Geschoß
Er streuet Tod und Schrecken in dem Heere
Des Feindes aus, voll Durst nach Sieg und Ehre.
Mit seinen Wunden leicht bestreift
Kehrt unter ihm sein Gaul zurücke, Ein Bote läuft
Voraus, die Wiederkunft des Helden
Den frohen Seinigen zu melden.
Jetzt springt er in den Hof. Mit stolzem Wiehern blickt
Der Gaul umher, und sieht den Schlächter, der die Klinge
Schon auf des Schweines Hals gezückt,
Damit er es zur Küche bringe.
Nun, spricht der Schimmel, sieh mich hier!
Noch bin ich frisch, gesund, gelobt im ganzen Lande.
Erkennst du nun, daß weit unsichrer Schande
Und Feigheit ist, als Muth und Ruhmbegier!

348. Zeus und das Schaaf.

Das Schaaf, das viel von andern Thieren litt,
Trat vor den Zeus und flehte: Milder doch
Mein Elend! — Zeus voll Gnade: Frommes Thier!
Ich sehe, daß ich dich zu wehrlos schuf.
Dem Fehler abzuhelfen, sage selbst,
Ob ich mit fürchterlichen Zähnen dir
Den Mund bewaffnen, und mit Krallen dir
Die Füße rüsten soll. — Den reißenden
Waldthieren gleich zu sein begehr' ich nicht. —
So sprich, ob ich dir in den Speichel Gift
Soll legen. — Ach! versetzt das Schaaf, man haßt
Die Schlangen ja so sehr um ihren Gift.
So will ich, fuhr Zeus fort, an deine Stirn
Die Hörner pflanzen, deinem Nacken Kraft
Ertheilen. — Nein, o Vater! könnt ich dann
Nicht auch so flößig werden, als der Bock?
Doch schaden mußt du können, sagte Zeus.
Sonst trägt man dir zu schaden keine Scheu
Muß ich das, seufzete das sanfte Schaf,
So laß mich, guter Vater, wie ich bin.
Denn wenn du mir zu schaden Macht verliehst,
Wie leicht bekäm ich dann zu schaden Lust!

Zeus segnete das unschuldvolle Schaf,
Das nun zu klagen lebenslang vergaß.

349. Die zwei Gärtner.

Ein Vater ließ bei seinem Sterben
Den schönsten Garten seinen Erben,
Zwei Söhnen. Diese theilten sich
Den Grund nach alter Deutscher Sitte;
Bezogen beide brüderlich
Die gute väterliche Hütte,
Und jeder baute seinen Strich
Nach eigner Regel. Meister Fritze,
Der jüngste von den Brüdern, war
Ein Agronom, der wie ein Staar
Vom Feldbau schwatzte, Frost und Hitze,
Schnee, Hagel, Regen, Stürme, Blitze
Und Donner auf der Nagelspitze
Anatomirte, ja sie gar
Die Fruchtbarkeit von jedem Jahr
Trotz dem Kalender prophezeite.
Auch hieß sein Bruder Florian
Ihn nur den Doctor Wetterhahn.
Oft kann er in die Läng' und Breite
Mit seinem forschenden Genie
Den Gründen nach, warum und wie
In einer Bohne tausend Fasern;
Warum ein Knöspchen, der doch kaum
Der Eichel gleichet, einen Baum
Erzielt, auf dem die Vögel hecken,
Indeß die Erbse kümmerlich
Am Boden kriecht, und mit dem Jahre
Ihr Daseyn schließt. Indem er sich
Den Kopf zerbricht und in dem Haare
Sich kraut, verderret sein Salat.
Die Raupe frißt ihm den Spinat,
Die Wespe seines Obstbaums Blüthe,
Der Nachtfrost seine Spargelsaat;
Und kurz, indem er sich bemühte
Den Dolmetsch der Natur zu seyn,
Gieng ihm sein Garten ins Verderben;
Er nahm nicht einen Heller ein,
Und hätte müssen Hungers sterben,
Wenn ihm sein Bruder nicht mit Brot
Und Zugemüß' in seiner Noth
Aus Großmuth beigesprungen wäre.
Kaum färbte noch das Morgenroth
Den grauen Saum der Hemisphäre,
So trat der wackre Florian
Schon mit Gesang sein Tagwerk an.
Statt über die Natur zu klügeln,
Und, wie Herr Fritz, mit kühner Hand
Ihr dunkles Zeichbuch aufzuriegeln,
Gestand er seinen Unverstand.
Er düngte, tränkte, deckte, harkte,
Las Raupen ab, riß Unkraut aus,
Brach mancher Braut den Hochzeitstrauß,
Versah mit Früchten manchen Schmaus,
Trug manchen Korb mit Kohl zu Markte,
Und brachte schweres Geld ins Haus.
Sein Bruder, der einst einen Braten
Mit ihm an einem Sonntag' aß,
Rief: Brüderchen! wie machst du das?
Ich darbe, und dir schneit's Dukaten. —
O! mein Geheimniß ist nicht groß:
Du grübelst, sprach er, und ich grabe.
Du bist ein Philosoph, ich bleib'
Ein schlechter Gärtner. Doch ich habe
Mein schönes Brot und den Genuß
Von Gottes Gaben; du hast Leiden
Und Kreuz; verzehrst dich vor Verdruß.

Wer war der klügste von den beiden?

350. Der Affe.

Ein Affe kam zum ersten Mal
In einen reichen geschmückten Saal
Voll Spiegel und gemahlter Meisterstücke.
Ein schöner Kopf mit einer Staatsperücke,
Das Bild von einem Admiral,
Dem Vetter seines Herrn, fällt ihm ins Aug'. Er stutzet:
„So war ich neulich aufgeputzt:
„Mein Bildniß, ganz gewiß!“ Sein zweiter Blick
Trifft einen Spiegel. „Welche Fratze!
„Was für ein Höcker! welche Tatze!
„Das ist wohl ein Familienstück.“

351. Der Pfeil und der Adler.

Ein Pfeil, vom Bogen abgeschnellt,
Flog hoch empor zum Himmelszelt,
Und rief mit stolzem Selbstvergnügen
Dem Könige der Vögel zu:
Sieh her, ich kann so hoch wie du,
Ich kann bis an die Sonne fliegen.

Der Adler sprach: Du blinder Thor!
Was hilft dir dein erborgt Gefieder?
Durch fremde Kraft steigst du empor,
Und durch dich selber sinkst du wieder.

352. Der Elephant.

Ein mißvergnügter Elephant,
Geneigt zu Neuerung und Unbestand,
Nahm sich auf einmal vor, den Willen
Des Führers nicht mehr zu erfüllen.
Als ihm nun der, vom hohen Sitz herab,
Den Stachel, doch nur sanft, zu fühlen gab,
Gerieth er gar in Wuth. „Wie! denken sie, die Schwachen,
„Zu feigen Sklaven uns zu machen?
„Liegt für das thierische Geschlecht
„In jeder Stärke nicht ein unverkennbar Recht?
„Herab mit ihm! Kein Elephant ertrage
„Hinfort der tollen Herrschaft Plage!“

Gesagt, gethan. Sein Rüssel führt zurück.

Umschlingt des Führers Leib, reißt ihn von seinem Throne,
Und schlägt ihn an ein Felsenstück.
Des Führers Schwester, Weib und Tochter, nebst dem Sohne,
Des Mordes Zeugen, werfen sich
Vor dem Ergrimmten auf die Erde,
Und rufen mit verzweifelnder Geberde:
Sieh, Wüthrich! elend sind wir alle nun durch dich,
Zertritt auch uns! — Der Leser fühlet
Auch ohne meinen Wink genug,
Auf welche Nation bis jetzt das Beispiel zielet,
Und er erkennt sie Zug für Zug.
Hier aber trennet sich des wilden Thiers Betragen
Ganz von dem übrigen. Großmüthig, edel, klug,
Schämt sich der Elephant bei so gerechten Klagen;
Er weint in des Erschlagenen Blut,
Fühlt die Gefahr gemilderter Wuth,
Den Weinenden den Schaden zu vergüten,
Umfaßt er sanft des Führers Sohn,
Hebt ihn auf seines Vaters Thron,
Und trägt ihm auf, ihm zu gebieten.

Ach! warum gleichest du, verführte Nation,
Dem edlen Thiere nur im Wüthen?

353. Der Hamster und die Ameisen.

Ameisen! arme Thierchen! rief
Ein Hamster: lohnts der Mühe wohl,
Daß ihr den ganzen Sommer euch
Mit Arbeit quält, und wenig doch
Einsammelt? Meinen Vorrath seht! —
So bald dein Vorrath größer ist,
Als du ihn brauchst, versetzen sie,
So ists nicht unrecht, daß der Mensch
Dir nachgräbt, deine Scheuren leert,
Und deinen räuberischen Geiz
Dich mit dem Tode büßen läßt.

354. Der Bauer und der Fluß.

Ein Bauer saß auf einem Stein
An eines breiten Flusses Rande,
Und sah mit Murren oft hinein.
Ein Pilgersmann, der an dem Strande
Verweilte, rief ihm liebreich zu:
He! guter Freund, was murrest du?
Herr, sagte Hans mit finsterm Blicke,
Ich muß nach jenem Dorfe gehn,
Das wir am andern Ufer sehn;
Und da der Waldstrom ohne Brücke
Sich durch das lange Thal ergießt,
So muß ich hier so lange harren,
Bis er vorbei geflossen ist.

Du lachst, o Demas, dieses Narren,
Der doch dein eignes Bild dir weist.
Du taumelst dich in dem Gewühle
Der Welt, die stets dich mit sich reißt,
Und sprichst im peinlichen Gefühle
Der Reue: Morgen sagt mein Geist
Dem Trunk, der Buhlschaft und dem Spiele
Auf ewig ab. Warum nicht heut?
Erwartest du, gleich jenem Thoren,
Wie sich der Strom von selbst verloren,
Der dir den Uebergang verbeut?
Ein jeder Tag schraubt deine Ketten
Dir fester an. Nur frisch hinein!
Wenn es dir Ernst ist frei zu seyn,
So mußt du dich durch Schwimmen retten.

355. Die eherne Bildsäule.

In einen Klumpen schmolz bei einer Feuersbrunst
Die Bildsäul' eines großen Meisters, und dieß Erz,
Das einem andern Künstler in die Hände fiel,
Ward von ihm angewandt, daraus ein neues Bild
Zu schaffen, doch an Schönheit und Geschmack dem gleich.
Dieß sah der Neid, und knirschte. Doch besann er sich
Zuletzt auf einen Trost, und sprach: Der arme Mensch!
Er hätte dieses Stück, das noch erträglich ist,
Doch nie hervorgebracht, wenn nicht die Statue
Des alten Künstlers ihm das Erz dazu geliehn.

So höhnet man die Dichter, welche nichts gemein
Mit Griechen oder Römern haben, als den Stoff.

356. Die Mücke.

In freier Luft sich wiegend sprach
Die kleine leicht geflügelte Mücke:
Hier stellt uns stets die Schwalbe nach;
Die schlingt in einem Augenblicke
Der Unsern hundert auf. Nein, nein! des Bauern Dach
Ist sicherer. Sie fliegt hinein, und sieht, es kleben
An jedem Balken Spinneweben,
In welchen dürre Mückenkörper schweben.
Sie schaut im Bauren einen Gast?
Fort! spricht sie, nach des Edelmanns Pallast!
Schon summt sie in dem offnen Saale:
Der schöne Sitz! wo meiner Sicherheit
Nicht Spinne, nicht Drache droht.

Der Abend kömmt. Zum angefüllten Mahle
Wird schon die Tafel aufgedeckt,
Und der krystallne Kronenleuchter angesteckt.
Ha! ruft sie, welch ein Glanz! Fliegt hin, versenget
Die Flügelchen, und seufzt, als sie am Wachse hänget:
In freier Luft, im niedern Hüttchen drohten mir
Nur äußre Feinde mich zu morden;
Ich Unbefangene bin hier
Aus Lust zum Glanz mein eigner Feind geworden.

357. Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht, inständig an,
Daß er sein Glücke machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathstuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittschrift dar.
Der Gönner las sie durch, und las sie mit Vergnügen.
Es kränkt mich, fing er an, und nahm ihn bei der Hand,
Daß ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb' und ehre den Verstand,
Sie sollen dieses Amt vor allen andern kriegen.
Er sprach darauf mit ihm, und was der Jüngling sprach
Verrieth den besten Geist, geschaffen zum Studiren,
Zum größten Amte nicht zu schwach,
Und werth, die Andern zu regieren.
Ach! sprach der Gönner hoch erfreut,
Nun kenn ich Sie, das Amt ist Ihre!
Und in der größten Freundlichkeit
Ging er mit ihm bis vor die Thüre!
Hier bot der Jüngling ihm ein großes Goldstück an,
Um sicherer noch zu gehn. Nein, sprach der wackre Mann,
Nunmehr wird dieses Amt nicht Ihre!
Denn wer Geschenke giebt, nimmt sie auch wieder an.
Ihr Herz ist schlecht. Hier griff er nach der Thüre.

358. Der Fuchs und der Bauer.

Ein aufgejagter Fuchs floh schnell nach einer Hütte,
Vor deren Thür ein Bauer stand,
Der Lagerholz in Büschel band.
Gewähre, rief er, mir aus Mitleid eine Bitte:
Verbirg mich, bis die Hunde sich zerstreun.
Der Bauer spricht: Geh nur ins Haus hinein.
Der Fuchs: Auch schwöre mir, wenn dich die Jäger fragen,
Daß du mich nicht verrathen willst. Der Ackersmann
Schwört hoch und theuer, nichts zu sagen.
Die Jäger kommen endlich an:
„Freund, hat sich nicht ein Fuchs hierher geschlagen?
„Wenn du die Spur uns zeigst, so ist ein Trinkgeld dein."
Der Geldbegierige will keinen Meineid wagen,
Und spricht: Ich sah ihn nicht. — Allein
Ihm fällt ein Jesuiter Kunstgriff ein;
Er winkt und weiset nach der Hütte.
Die Jäger merken nicht darauf,
Und setzen den gehemmten Lauf
Im Walde fort. Kaum sind sie tausend Schritte
Entfernt, so kriecht mein Fuchs heraus,
Und schleicht davon. — Verfluchtes Vieh! mein Haus
Verstatt' ich dir, und rette dir das Leben:
Ruft der erzürnte Bauer aus,
Und du kannst ohne Dank dich von mir wegbegeben?
Der Fuchs, voll Grimm, dreht kurz sich um, und spricht:
Die Zunge hielt mir Wort, doch nicht
Die Augen und die Finger. — Falscher Bösewicht!
Ich möchte jene gern dir aus dem Kopfe reißen,
Und diese von den Händen beißen;
Denn bessern Dank verdienst du nicht.

359. Der Wolf, der Fuchs und das wilde Schwein.

Um eine Hürde schlich bei sternenloser Nacht
Ein abgezehrter Wolf und fiel in einen Schacht.
Sein gräßliches Geheul ist durchhallte Feld und Heide.
Die Schafe hörten es, und hörten es mit Freude.
Kein Sprung, kein Klettern half, die Grube war zu tief.
Welch Glück, das jetzt sein Freund, der Fuchs, vorüber lief.
Dem ruft er: Hilf mir, Freund! Denk, ich erhielt dein Leben
Als dich ein grausam Herr von Hunden schon umgeben! —
Ach, kannt' ich's, sprach der Fuchs, wie willig thät ichs doch!
Allein, wär' ich mich hier, so stürz ich selbst ins Loch.
Gehab dich wohl! — Er flieht. Nun kommt ein tapfrer Hauer,
Den schon halbtodten Wolf befällt ein kalter Schauer,
Denn dieser war ihm gram. Jedoch das wilde Schwein
Schämt sich des Gegners Feind in seiner Noth zu sein.
Der lange Rüssel wühlt, die Grube wird voll Erde.
Der Wolf entflieht, erschreckt aufs neu' die Wollenheerde.
Und denket bei sich selbst: ein edelmüth'ger Feind
Nützt mehr in der Gefahr, als ein verzagter Freund.

360. Der Philosoph und der Bauer.

Von einem schrecklichen Orkan
Ward ein beschädigt Schiff zerschlagen.
Doch kamen, von dem Mast getragen,
Ein Philosoph und Bauersmann,
Des Volkes ganzer Rest, auf einer Insel an.
Sie hatten weder Geld noch Speise,
Nur seine Wissenschaft der Weise,
Der Bauersmann sein Beil. — Der Hunger tödtet mich
Rief dieser. — „Wie? Kleinmüthiger! so drücket dich
„Ein augenblicklich Uebel nieder?"
(Der Weise war's, der dieses sprach:)
„Ich, ahnet mir, ich finde tausendfach
„Das Wenige, was ich verloren, wieder.
„Siehst du die Mauern jener Stadt?
„Ich denke nun, daß sie zehntausend Bürger hat,
„Die seinen Weisen zu gehören, noch gehöret,
„Und jetzt kommt einer an, der sie
„Moral, Physik, Astronomie,
„Und hundert andre Künste lehret.
„Sie aufklärt, besser macht, sich Lieb' und Ruhm erwirbt
„Glaubst du, daß leicht ein Mann bei ihnen Hungers stirbt?"

Mag sein' verlegt der Bauer: doch doch steht uns Weise
Hier, Herr, gebrauchen Brot auf heute.
Hilf uns durch Wissenschaft aus unsrer nahen Not!
Sonst sind wir morgen beide todt.

Der Weise sinnt, und sinnt vergebens.
Der Weisheit ganzer Schatz weiß ihm kein Mittel an,
Das ihm die Fristung seines Lebens
Mit ehrenvoller Art verschaffen kann.
Der Bauer lächelt: „Freund, bei deinen vielen Wissen
„Wird doch mein dummes Beil uns beide retten müssen."
Er geht in den nicht fernen Wald,
Fällt Holz, und bindet es in Bellen,
Schleppt sie zur Stadt, verkauft sie bald,
Und sättigt sich und den Gesellen.

361. Predigt am Magdalentage.

Ein Pfarrer predigte am Fest der Magdalene
Vom Gräuel ihrer ersten Lebensart;
Doch für die reuerfüllte Schöne
Ward auch zuletzt kein Lob gespart.
Ach! fuhr der Redner zu den Damen,
Die vor ihm saßen, eifernd fort:
Wie viel sind unter euch, die mehr an diesen Ort
Umherzugaffen, als sich zu erbauen kamen!
Abkenderlich ist Eine mitten unter euch,
Bei der hilft weder Drohn noch Bitten.
An unverschämten, lüderlichen Sitten
Bleibt sie vielmehr sich immer gleich.
Wie heilig hat sie jedes Jahr
Im Beichtstuhl Besserung versprochen,
Und ihr Gelübde gleich darauf gebrochen!
Da sich nun ihre Frechheit immerdar
Vermehrt, wer kann es uns wohl übel nehmen,
Wenn wir sie öffentlich beschämen?
Erinnre, wenn dein Bruder sich versündigt hat,
Ihn einmal, sagt die Bibel, oder zwier daran:
Doch bessert er sich nicht von seiner Missethat,
So zeig' es dem Gericht, das heißt, der Kirche an.
Das soll auch jetzt von mir geschehen. Also wißt,
Andächtige, es ist — es ist —
Was thu' ich? soll ich namentlich sie nennen?
Ja, ja! ihr alle sollt sie kennen:
Vielleicht bringt dieses sie zurück zu ihrer Pflicht. —
Doch ohne Widerwillen kann ich nicht
Den Namen, den sie so befleckt hat, nennen.
Ich will auf andre Art vor eurem Angesicht
An ihr das Strafamt doppelt schärfen:
Ich werde mein Gebetbuch nach ihr werfen.
Gebt Acht, auf welchen Kopf es fällt. —
Indem er es nun in die Höhe hält,
Wird jeder bange vor dem Falle,
Und jede bückt sich.
„Wie verderbt ist die Natur
„Es wäre, dacht' ich, Eine nur,
„Nun seh' ich wohl, sie sind es alle."

362. Die Schwalbe.

Vor alten Zeiten war die Schwalbe Progne,
Gleich Philomelen tonreich und melodisch:
Bald aber wurden ihr einsame Büsche
Zuwider, und sie wählte sich zum Wohnsitz
Die Stadt. Doch weil der Städter auf ihr Singen
Nicht gleich entzückt wie Hirt und Hirtinn lauschte,
Verlernte sie es ganz, und lernte bauen.

Hofft nicht, ihr weisen Dichter, auf den Beifall
Der großen Welt, Vergraben in Geschäften,
Besiegt um Pracht, zerstreut durch Ueppigkeiten,
Verschmähet sie der Musen süße Lieder.

363. Der Priester und der Kranke.

Es rasete die Pest in einer großen Stadt:
Die Priester wurden heiser vor den Krankenbetten,
Die Leichenbitter müd' und matt.
Es starben Alte, die noch gern gelebet hätten,
Und Junge vor der Zeit; und manch Geschlecht ging aus.
Ein Ordensmann, bemüht die Seelen noch zu retten,
Besuchte jedes Krankenhaus.
Einst fand er einen Greis, schon nahe seinem Ende;
Stroh war sein Pfühl, sein Hausrath kahle Wände
Zwei Sägen und ein Beil sein Hab' und Gut.
Freund! hub er an, faßt einen frischen Muth:
Der Kerker dieser Welt wird Euch nun aufgeschlossen,
Wo Ihr der Wehmuth viel und wenig Lust genossen.
Verzeiht, antwortete der arme kranke Mann,
Ich habe gut gelebt, so weit ich denken kann:
Mich quälten weder Neid, noch Haß, noch Nahrungssorgen.
Mein Werkzeug, das hier liegt, erwarb mir alle Morgen
Des Tages Unterhalt. Von Schulden war ich frei.
Gesund, mein eigner Herr: was fehlte mir dabei? —
Der Pfarrer wußte nicht, was er hier machen sollte.
Doch fragt' er, ob er auch gern sterben wollte.
Warum nicht? sprach der Greis, da, wie Ihr sehen könnt,
Mir Gott so lange Zeit des Lebens Lust gegönnt.

O möchten Groß und Klein des Alten Lehre fassen!
Wer sich genügen läßt, lebt fröhlich, stirbt gelassen.

364. Die Honigfliege und die Bremse.

Die Zellen, Biene, sind zu klein;
Auch würzhaft muß dein Honig sein:
Brummt eine Bremse. Ich danke dir,
Spricht jene: denn du tadelst klug.
Doch ich bin nicht geschickt genug:
Drum Mühmchen, gieb ein Muster mir.

365. Die Stiefel

Braucht niemand neue Stiefel hier?
Ein schönes Paar! Ich will kein Geld dafür:
So rief in Wien ein Krämer an dem Graben,
Und ihn umschließt gar bald ein dichter Kreis.
(Wer kauft nicht gern um solchen Preis?)
„Ihr Herren! Einer nur kann meine Stiefel haben:
„Der soll es sein, der mir beweisen kann,
„Ihm sei sein Weib vollkommen unterthan."

Er sprichts, und alle stehn und schweigen.
Prahlt irgend auch ein Ehemann,
So überschrei'n ihn zwanzig Zeugen.
Der Kreis zerfließt gemach. Ein Schneider tritt heran:
„Die Stiefel her! ich bin der Mann.

„Der seine Rippe zähmen kann.
„Muckst meine Liese nur, so läßt die Elle
„Ihr nicht ein Fleckchen heil auf ihrem ganzen Felle.
„Ihr Nachbarn, sagt, sind dieses Prahlerei'n?"
Die Nachbarn. Nein, das ist wahr: der bändigt Liesen.
Der Krämer. Wohl! deine Herrschaft scheint bewiesen:
Dein sollen auch die Stiefel sein;
Und dieses schwarze Wachs geb' ich dir oben drein.
D. Schn. Wo steck' ichs hin? mein Wamms ist ohne Taschen
D. Kr. So schieb' es in den Busen
D. Schn. Nein,
Es schmutzt. Mein Hemd ist erst gewaschen?
Wie würde da Frau Liese schrei'n!
D. Kr. So? Trotz der Elle? Hört ihrs, Brüder? —
Geschwind gieb mir die Stiefel wieder!

366. Die Traube.

Mit einer großen und sehr seltnen Traube
Kam einst ein armer Bauersmann
Am Hofe seines Königs an,
Bot sie ihm dar, und sprach: Erlaube,
Daß ich dir bringe, was ich kann;
Viel ist es nicht. — Die Wahrheit zu gestehen,
Nahm ich die Traube nur zum Vorwand dich zu sehen.
Auch kömmt sie dir mit allem Rechte zu:
Die Frucht ist ja so selten, als ein Fürst, wie du. —

Das volle Herz, aus welchem sich dieß Lob ergießet,
Das ihm so kunstlos von den Lippen fließet,
Erfreut den Fürsten. Liebevoll
Dankt er für das Geschenk, und prächtig im Erwiedern
Befiehlt er alsobald, daß man dem Biedern
Zwei hundert Thaler reichen soll.
Der Bauer kehrt, die Taschen voll,
Ins Dorf zurück, erzählt den Vorfall seinen Brüdern;
Die melden ihn dem Pfarrer, der dem Edelmann.
Was? ruft der Junker aus: so viel für eine Traube?
Der Herr verschwendet seines Vaters Schatz. Wohlan!
Nun soll man sehn, wie listig ich ihn schraube.
Aus seinem Stall wählt er das schönste Roß,
Setzt sich darauf, und reitet vor das Schloß.
Aus seinem Fenster sieht der Fürst ihn traben,
Und lobet laut das edle Pferd.

„Hältst du es, Herr, der Ehre werth,
In deinem Marstall es zu haben:
Gebiete, so gehört es dir.
Zu hoher Gnade halt' ichs mir." —

Der König spricht: Ich nehm' es an und danke dir.
Allein womit kann ich die Gabe dir vergelten? —
Da! meine Traube! holt sie mir! —
Sieh, welche Frucht! in ihrer Art so selten,
Als dieser Gaul in seiner. Nimm sie dir.

367. Der Maler und die Eule.

Ein Maler, der die Trümmer eines alten Schlosses
Abschildern wollte, sah wie dort die Eule hurtig
Auf eine fette Maus fiel. Schickt sich dieses, sprach er,
Für Pallas weisen Vogel? — Und warum nicht? fragte
Die Eule. Weil ich in der Einsamkeit mit ernster
Betrachtung mich beschäftige, verlangt ihr darum,
Was ihr von euren Weisen zu verlangen scheinet.
Auch ich soll anders nicht als von der Luft mich nähren?

368. Der Fuchs und das Stachelschwein.

Ruhmredig sprach der Fuchs zum Stachelschwein:
Ich bin erfinderisch, durch hundert Wege
Weiß ich mich von den Feinden zu befrei'n;
Du aber scheinest mir so träge
Von Körper, als von Geiste stumpf zu sein:
Zum Schutz bedienst du dich der Stacheln ganz allein.

Jetzt hören sie den Laut der Hunde.
Der Fuchs entläuft. Das Stachelschwein
Ballt sich: bewaffnet liegt es ruhig auf dem Grunde.
Puß bellt es an, läßt ab, und rennt dem Fuchse nach.
Den sieht der Igel jetzt durch Feld und Büsche fliegen,
Durch manche Schliche die Verfolger triegen!
Allein zuletzt erschöpft und schwach,
Fällt er. Der Jägerschaar eilt auf ihn zu mit Knütteln.

Was hast du nun von deinen hundert Mitteln?
Ruft jener: Sie beschützen dich
Nur schlecht; mein einziges, doch sichres, rettet mich.

369. Die Ameisen.

Ein Ameisenhügel, hoch und breit,
War schon durch seiner Bürger Aemsigkeit
Zur festen Stadt empor gethürmet;
Doch Eier und Getreide lagen unbeschirmet
Im Sonnenschein. Ein Sturm entsteht: der Wolken Fluth
Zerschwemmt den Bau, ersäuft die junge Brut.
Alsbald läßt sich das kleine Völkchen hören:
O Zevs! den wir umsonst so dankbarlich verehren,
Du brichst die Ordnung der Natur,
Um selber deine Kreatur,
Um ganze Völker zu zerstören. —
Zevs schwieg, und rettete den weisen Antonin,
Der, eingeschlossen von Barbaren
Bereits des Durstes Opfer schien.

370. Der Affe und die Nüsse.

Ein Affe fand dereinst viel schöne Nüsse
Und wollte sie verzehren; denn die Süße
Der Kerne ward ihm oft gerühmt
Doch als er in die Hülle biß,
Fand er sie nur voll Bitterniß,
Und hart die Schalen. — „Wie geziemt
Sich's wohl zu loben solche Früchte
Es scheint man hat mich nur genarrt!" —
So sprach er, schnitt ein schief Gesichte
Und warf die Nüsse fort. —

Oft wahrt
Die Schale außen rauh und hart
In jener doch den süßen Kern.

Zwar hättest du wohl diesen gern;
Jedoch du scheust die kleine Müh
Bis zu demselben durchzudringen.
Und darum willst du lieber nie
Ihn kosten, als dich also zwingen.
Die Weisheit ist die süße Frucht
Nach der so Viele sehnlich trachten
Doch wer sie zu erlangen sucht,
Darf nicht die bitt're Hülle achten,
Die sie umgiebt und Lernen heißt.
Beschwerden mag es dir wohl schaffen;
Allein du handelst gleich dem Affen
Wenn drum die Frucht du von dir weißt.

nach Bonne.

371. Der weiße Elephant.

In Siam [illegible] man den weißen Elephanten
Er wird auf Gold bedient und wohnt in einem Schloß;
Der fromme Pöbel küßt die Fährte des Giganten;
Mit Weihrauch fröhnet ihm ein bunter Pfaffentroß.
Oft sieht man Heere gar im Krieg' ihr Blut verspritzen,
Um dieses Kleinod zu besitzen.

Zu seinem Wärter sprach ein solcher Elephant: —
Er hatte, wie man sagt, für ihrer zwei Verstand —
Ich bitte dich, mir anzuzeigen,
Warum gerade nur vor mir
Sich aller Menschen Kniee beugen:
Ich bin ja nur ein bloßes Thier.

Er war die Antwort des erstaunten Heiden:
Erlauchter Fürst! Sie sind in Wahrheit zu bescheiden
Ihr treuer Knecht kennt ihren hohen Stand
Er weiß, daß nach dem Tode großer Menschen Seelen,
Die man als Helden pries, sich das Gewand
Der weißen Elephanten wählen.

Wer? ich ein Mensch? versetzt' das biedre Thier:
Und wegen dieses Wahns hält man mich hier gefangen?
Freund, laß mich in den Wald, man treibt sein Spiel mit mir
Und hat euch alle hintergangen.
Urtheile selbst: Der Elephant kennt nur
Den Stolz des Edelmuths, verachtet schwache Feinde,
Ist mäßig im Genuß der Güter der Natur,
In seiner Liebe keusch, und stirbt für seine Freunde:
Nun sage mir, wie ists in aller Welt
Nur möglich, daß man uns für Menschen hält?

(Zu „Lyſer: Der Knabe auf Stelzen und der Mann", gehörig.)

372. Der Geizige und ſein Neffe.

Im Winter wollte ſich, wie mancher Obſtfreund pflegt,
Ein reicher Geizger mit Aepfeln laben.
Er hatte von Pomonens Gaben,
Wie Vorsdorfs edler Baum ſie trägt,
Gerade ſich'rein Hundert zugelegt,
Auf lange Zeit daran genug zu haben,
Verſchloß er ſie vor einem Knaben
(Sein Neffe war's, der manchen Schwank
In Alles Manier zu ſpielen wußte,
Und oft dafür zur Strafe — faſten mußte,)
In einem wohl verwahrten Schrank.
Sobald der Abend kam, beſuchte
Und zählte ſie der Ehrenmann,
Und fand er manche faul, alsdann
Nahm er ſie mit ſich, ſeufzte, fluchte,
Und ſpeiſ'te ſie ſeufzend allein.
Dem Jungen, den dies ſehr betrübte,
Und der nicht weniger, als er, die Aepfel liebte,
Gab ſein naſchhafter Dämon ein
Dem Fitz den Schlüſſel zu entwenden.
Er that's, als dieſer einſt im Armſtuhl ſchlummernd ſaß,
Und auf dem Tiſch ſein Schlüſſelbund vergaß.
Mit vollen Taſchen, vollen Händen
Gitt flugs der kleine Dieb vom Schrank zurück,
Kriecht unters Dach und leert ſeine Taſchen,
Gelonnen ſeinen Raub hier ruhig aufzunaſchen.
Allein ſein widriges Geſchick
Bewegt jetzt den erwachten Alten
Die Aepfelmuſterung zu halten.
Der Schlüſſel fehlt. Er merkt das Wageſtück,
Und ſucht voll Eifer in den Stuben,
Im Saal, im Keller ſeinen Buben;
Und fragt zuletzt aufs Taubenhaus,
Gerappt ihm, ſchilt ihn weidlich aus,
Droht, ihm die Rippen zu zerſchlagen,
Und ihn zum Haus hinaus zu jagen.
Wie konnte, ſprach der arme Wicht,
Mir träumen, daß Ihr zürnen ſollet?
Ich nahm, was Ihr nicht eſſen wolltet:
Die faulen Aepfel nahm ich nicht.

373. Der alte Specht und der junge Auerhahn.

Wie ruhig bleibt ihr hier auf deinem Aſte ſtehn!
So ſprach der alte Specht zum jungen Auerhahn?
Sieh dort den ſchlecht verſteckten Schützen;
Die iſt ſein Pfeil beſtimmt, er legt den Bogen an. —
„Unmöglich, daß ſein Eifen mich verletzen kann.
„Er hat es ja zurückgezogen."
Die Saite ſchwirrt; der Pfeil durchzog den Auerhahn.

Der Jüngling traut dem Schein, und wird betrogen;
Erfahrung lehrt erſt den Mann.

374. Der Perlenkranz.

Vor Alten lag in einem heitern See
Ein Eiland, das mit Zimet gränzte,
Und dem ergötzlichen Aufenthalt der holden Fee
Und ihrem kleinen Hofe diente.
Vier junge Schönen zierten den,
Die sie als Pagen sich mit jedem Reiz geschmücket,
Wenn Prismalien sein Ideal erdacht,
Und deren Größte sie, als die Erzieherin,
Was einem höhern Sinn als Aug' und Ohr entzücket,
Das Bild der Jugend aufgedrücket.
Einst rüstete die holde Lehrerin
Also die Kinder an: Nun, Fächter, wird mein Wagen
Euch bald zurück zu euren Eltern tragen.
Ihr wißt, wie sehr ich eure Freundin bin:
Doch bin ich nicht mit allen gleich zufrieden,
Und Einer nur hab ich den Preis beschieden,
Den ich zum Lohn der Wahlen ausgesetzt:
Es ist ein Perlenkranz, den Amazon beim Erwachen
Die Schwester, die mein Herz am höchsten schätzt,
Um Kranz ihrem Feld zum ersten anzufachen,
In diesem Kästchen finden wird.
Sie reichet jeder eins von diesem Drahte
Mit Funkunft weiter. — Halb freudig, halb verwirrt,
Und mit Ehrfurchtsbezeigungen bunte
Die holde Gruppe sich, die Gabe zu empfahn.
Du, du bekömmst den Preis, auf jede von den Schönen
Der andern gar, als sie allein sich sahn.
Nein, sie, erwiderte mit Freudenthränen
Ihr jede, die nur ist es vorhin.
Sie stritten lange, keine wollt' gewinnen.
Ein schwer Amt! ihn entgiebt die Nacht.
Früh eilten nun die traulich Huldgesinnten
Den schönen Zellen zu. Kaum hatte Aurorens Pracht
Der Zellenberge blaue Zinnen,
Als Eine sich zuerst aus ihrem Bett erhebt,
Und Stumm und schlichtern auf den Zehen
Zum Pantheon tritt, ihr Kränzchen zu besehen.
Wie glühet ihr Gesicht! wie matt, wie bebt
Ihr Herz, als sie darin das Kränzchen findet!
Ihr Rosenmund küßt dreimal das Geschenk,
Wovon sie ganz den süßen Wahn empfindet.
Doch plötzlich hat sie es, der Schwestern eingedenk,
Zurück: sie sehen es nicht wissen:
Sie sind so gut! Ich schleiche mich allein
Zur Pythia, werfe mich zu ihren Füßen,
Und bitte sie, mir zu verzeihen.
Nun eilt sie das Allerheiligste zu verschließen.
Dies thaten alle. Doch die gute Fee
Sah still gerührt auf ihrem Kanapee
Den frommen Zug in ihren Wunderspiegel.
Ihr Kummerherz wird abgeschickt,
Sie her zu rufen. Der, als sie's erblickt,
Eilt zu den Schönen hin. Mit holder Scham geschmückt
Erscheinen schnell die himmlischen Gestalten.
Nun? rief sie ihnen zu: wer hat den Kranz erhalten?
Sie schweigen. Ihre Freundin drückt
Sie liebreich an ihr Herz. Ihr wolltet euch betrügen:
So sprach sie, hab dafür gekämpft und gesiegt!
Zehn Jahre Fleiß bereitet Ein Augenblick Vergnügen
Nicht mir allein, auch euch. Mit mütterlicher Hilfe
Hab' ich euch dieß geprüft: es sollte keine siegen.
Den Preis fand jede denn in ihrem Kästchen liegen.
Weil jede seiner würdig ist.

375. Der Fuchs und der Storch.

Zum weit gereisten Storche sprach der Fuchs: Du hast
In fremden Landen viel gesehn; erzähle mir
Was du bemerkt. Der Storch fing an, ihm jeden Zimmer
Zu nennen, jede Wiese, die mit Veilchen ihn
Gesättigt, und mit köstlich schmeckendem Gewürme.
So reiset mancher deutsche Jüngling nach Paris
Und London, und weiß nichts bei seiner Wiederkunft,
Als wie der Pudding hier, der die Pastete schmeckt.

376. Das Eichhorn, der Hund und der Fuchs.

Ein Eichhorn und ein Hund, die brüderlich
Auf einem Schloß gelebt, entrissen sich dem Eifen
Der Knechtschaft, und begaben sich
Wie Freund Orest und Pylades, auf Reisen.
Es überraschte sie die Nacht in einem Hain.
Gasthöfe giebt es nicht in der Dryaden Reiche.
Der Hund quartierte sich in einer hohlen Eiche,
Sein Freund auf einem Ast im obern Stockwerk ein.
Die Pfeifer schliefen schon. Schimmernd Sternenheer
Erleuchtete den Wald. Da schlich aus einer Höhle
Ein Fuchs verdeckt er nahm das Eichhorn wahr:
Ei, sieh doch! bist du hier? so rief ihm der Kerfax
Mit glatten Worten zu. Mich freut von ganzer Seele
Dich, liebes Kind, gesund zu sehn.
Vergieb mir, wenn ich dich in deiner Ruhe störe;
Allein ich konnte nicht dem Drange widerstehe,
Den Blutsfreund, welchen ich vor allen lieb' und ehre,
Ans Herz zu drücken. Mein Papa
War deiner seligen Mama
Geliebter Bruder; also sind wir Vettern.
Bei seinem Tod' empfahl dich mir der wackre Mann
Als einen zweiten Sohn. Nimm ihn zum Gruß an,
Dies war sein letztes Wort. O! kannt' ich Hütten,
Wie herzlich hätt' ich dich geküßt!
Komm doch herab! — Das Eichhorn roch die List,
Und sprach: Ich würde gleich an deinen Busen eilen,
Allein ich will mein Glück mit einem Freunde theilen,
Der unten in dem Baum gelagert ist;
Ich bitte dich, ihn aufzuwecken.
Gut! denkt der Fuchs, hier giebt es einen zweiten Schmaus
Er klafft vor dem Baum: der Jagdhund springt heraus,
Zerreißt den Schelm, und läßt sein Fleisch sich trefflich schmecken

Bewaffne dich mit Gegenlist,
Wenn dir der schlaue Feind gefährlich ist.

377. Der Ziegenbock und das Schaf.

Zum Ziegenbock, der schwarz von Haar,
Von ellenlangem Bart und finstrer Stirne war,
Und einem graduirten Meister
An stolzem Gang' und frecher Miene glich,
Und der, durch manchen Kampf noch dreister
In keinem Bocksgefechte wich:
Den die Natur nur sparsam mit Gehirn,
Doch zum Ersatz mit langen Hörnern an der Stirn
Zum Kampf versehn; und der, um seines Sieges gewiß
Zu sein, sich mit dem Feind' in eine Lache schmiß,
Und wenn die Schum den Gegenpart vertrieb,
Als Triumphirer auf dem Felde blieb:
Zu diesem kam ein armes Schaf, das silberhelle
Sehr weiche Wolle führte, die mit einem Felle
Bekleidet war, und flehete um Klee ihn an,
So rührend, als nur Armuth flehen kann. —
Meinst du, mein Futter werde mir umsonst gegeben?
Erwiederte der Wucherer, der anders nie
Als auf fünffachen Werth des Pfandes lieh.
Zu schenken hab' ich nichts: doch man muß leben
Und leben lassen. Wenn du zahlst und Sicherheit
Mir schaffen kannst, will ich auf kurze Zeit
Von meinem Futter dir so viel du brauchest leihen. —
„Die baldige Bezahlung werd' ich gar nicht scheuen:
„Nur leihe sonder Pfand und Bürgschaft mir: denn wer
„Verbürgt für Arme sich? und ach! woher
„Ein Pfand?" — Du hast ja noch um deinen Leib, versetzte
Der rähe Filz, ein Fell, und schätzte
Mit Einem Blick den Werth. Verpfände mir
Den Balg indeß: in warmen Sommertagen
Pflegt man ja keinen Pelz zu tragen.
Laß mir zur Sicherheit ihn hier:
Ich will ihn dir verwahren vor den Schaben.
Im Winter, wenn du zahlst, sollst du ihn wieder haben.
Was war zu thun? die arme Mutter brauchte Klee,
Und ließ, nicht Hunger mit den ihrigen zu leiden,
Geduldig sich vom Bock entkleiden.
Gab ihm den Balg, und futterte
Daheim die Jungen. Doch der Winter kam heran
Und strenger Frost trieb sie zum Zahlen an.
Sie darbte kümmerlich vom Munde
Sich jeden Bissen ab, und lief zur Stunde
Zum Gläubiger, ihr Pfand zu lösen hin.
Der Bock hielt den gebrachten Klee dicht vor die Nase.
Durchsah ihn scharf, ob sie mit Grase
Ihn nicht vermischt, verwahrte ihn,
Und gab ihr die nun halb zerfreß'nen Stücke
Von einem Fell, das weiland ganz war, kalt zurücke.
Gott! rief sie mit bethränten Blick,
Ich hab' euch meinen Balg vom Leibe geben müssen,
Und nun gebt ihr mir ihn zerrissen,
Voll Löcher und ganz kahl zurück.
Verfahret nicht so hart mit einem armen Thiere
Gabt ihr mir aus Erbarmen Klee,
Damit ich nicht verhungerte;
So gebt mir auch ein Fell, damit ich nicht erfriere.
Kauf dir beim Kürschner eins! erwiederte
Der Bock voll Zorn und stieß sie vor die Thüre.
Die gute Wollenträgerin
Ging nun mit tief gebeugtem Sinn
Und halb zerfreßnem Balge zu dem Löwen hin.
Ihm dieses schändliche Betragen
Des Bocks und ihre Noth zu klagen.
Der weise König sprach: Der Bock ersetze dir
Dem Fell, und zahle was du willst dafür.
Auch soll dem Eigennützigen zur Strafe,
Und euch zum Abscheu, fromme Schafe,
Gestank sein Antheil sein. Der Löwe winkt
Ersatz dem Bocke zu: Der Bock ersetzt — und stinkt.

378. Der Papagei und die vierfüßigen Thiere.

Nach sieben durchgeirrten Jahren
Kam einst ein Papagei, gesprächig und erfahren,
Ich weiß nicht wie, zurück ins väterliche Land,
Das ehemals Golomb errieth und fand.
Der Zufall führet ihn zum ödesten Reviere,
Dem sichern Sitze freier Thiere,
Wohin noch nie der Mensch gekommen war.
Er mischt sich froh in ihre Schaar,
Und plaudert, und erzählt vom großen Meere,
Und von der andern Hemisphäre,
Die er gesehn: vom Menschen sonderlich,
Dem Gotte, der, wohin er dringet,
Herr der Natur, der andern Thiere sich
Bemeistert, sie zu Tausenden verschlinget,
Sie zähmet, ihm zu dienen zwinget.

Aufmerksam horcht der stumme Chor.
Ei! fängt der Eber an: ich stelle mir ihn vor,
Den Menschen. Ein Geschöpf von solchen Gaben
Muß einen mächt'gen Hauer haben.
Der Elephant: Wie lang mag wohl sein Rüssel sein?
Der Löwe: Welchen Nacken deckt die goldne Mähne!
Der Bär: Man denke sich die Klauen und die Zähne!
Der Hirsch: Hat er ein leichtes, dünnes Bein?
Der Stier: Sind ihm zwei Hörner angeboren?
Der Esel: Und wie steht es mit den Ohren?

379. Die Sperlinge

Was keinem Menschen nutzt scheint manchem Menschen unnütz,
Als wäre diese Welt für ihn allein geschaffen.

Ein alter Dom, der lange Zeit den Spatzen Nester
Gewähret hatte, ward gebessert. Als er prachtvoll
Nun wieder dastand, kamen sie zurück, und suchten
Die alten Wohnungen, und fanden sie — vermauert.
Da schrien sie: Was ist aus dem großen Bau geworden?
Ein unbrauchbarer Klumpen Steine. Laßt uns fortziehn!

380. Der gereiste Zwerg.

Einst kam in's Eiland der Pygmäen
Ein Zwerg aus unsrer Welt zurück.
„Wohlan, was hast du dort gesehen?"
Fragt sein Papa. „Mit starrem Blick,"
Versetzt er, „sah ich ganze Schaaren
Von Riesen: auf mein Wort, sie waren.....
Fünf Fuß hoch." — „Wisse," sprach der Mann,
Der einst mit Gullivern gereiset,
„Daß man nicht gleich ein Riese heißet,
Wenn man kein Zwerg mehr heißen kann."

381. Die Gans und der Sperling.

Im Hühnerhofe eines Herrn, den seine Renten
Genährten, ward bei raren Tauben, Hühnern, Enten
Ein Häufchen Gänse mit genähret,
Die sich — den Kropf gefüllt, den Kopf geleert —
Hier trefflich wohl befanden. Einst erscheint
Ein Sperling auf dem Hofe, meint
Hier sei für ihn wohl auch der Tisch gedecket,
Naht sich getrost, pickt auf, so viel ihm schmecket.
Die Gänse zischen schon den unwillkommnen Gast
Mit langen Hälsen an. — Was zürnt ihr? fragt er: laßt
Mich ruhig essen; bin ich nicht so gut, als ihr?
Ei! seht einmal! so gut als wir?
Der unverschämte hürre Wicht!
(Schreit eine fette Gans: er denkt doch nicht,
Hier habe man für ihn und seines Gleichen
Die Mahlzeit angerichtet? Nein, die reichen
Hochwürdigen, hochwohlgebornen Herrn
Bewirthen uns nur, sehn es gern,
Wenn uns die Tafel schmeckt. —
Was Fräulein Gans sich auch,
Versetzt der Spatz, auf ihren wohl gepflegten Bauch
Zu Gute thut, so acht' ich meine Freiheit doch
Viel höher, als den vollsten Trog,
Und ihren dicken Wanst und ihre enge Klause.
Wie? glaubt Sie denn, daß man in diesem Hause
Aus Freundschaft Ihr den Tisch bestellt?
Ja, großen Dank! zu seinem Schmause
Braucht Sie der Herr. Ihr Fett, Ihr Fleisch gefällt.
Die Gnad' und Ehre gönn' ich Ihr,
Und lebe meine Freiheit mir:
Die geb' ich um kein Gastmahl hin.
Noch sprach er, als die Köchin kam,
Die Gänse fühlte, weg, und unsre Rednerin,
Die fetteste, zur Küche mit sich nahm.

Gryphin prahlt, daß die Großen ihn
Oft freundschaftlich zur Tafel ziehn.
Du bist ihr Zeitvertreib und nicht ihr Freund, Gryphin!

382. Die beiden Kohlköpfe.

Zwoen Wanderer, beide warm und kalt,
Entdeckten einſt im Gras ein buntes Futteral.
Sie fielen beide drauf; ein jeder ſucht die Beute
Dem andern zu entziehn. Es kam zum harten Streit:
Hilf Jupiter, wie zauſten ſich die Leute!

Sie riſſen ſich im Zorn den Reſt der Locken aus.
Der Schwächſte krümmte ſich zuletzt im Staube.
Der Sieger, der im Schweiß und Blute ſchwamm,
Griff gierig nach dem ſchönen Raube,
Und fand im Futter — einen Kamm.

Pfeffel.

383. Der Eichhaſe und der Hühnerhund.

Aus ſeinem Buſch verpflanzet in ein Bauer,
Ward an der ſchwarzen Küchenmauer
Ein Eichhaſ' aufgehenkt, der ſein beweglich Maul
Den ganzen Tag bald verwärts und bald rückwärts trat.
Ein müder Hühnerhund beſucht die Küche,
Sich bei dem Reſt der Kohlenglut
Zu betten, dehnt ſich aus, und rümpft ſich, und ruht.
Der Tagedieb! wenn ich ihm gliche,

Wer tröſte denn die Katze hier?
Rief jener. Sieh nur her, und mache mir
Es nach. — Oh! ſoll ich denn der Ruhe nicht genießen?
Verſetzt der Hund: auch ſie hat ihre Zeit,
So wie der Fleiß: und den laß ich mich nie verdrießen,
Sobald er nützlich iſt. Sechs Hühner brocht' ich heut:
Doch du mit deinen dürr'gen Füßen
Irrſt müßig Geſchäftigkeit.

384. Der Löwe mit dem Eſel.

Als einſt der Löwe mit dem grauen Tiger,
Das ihm mit groſſer Stimme feinen Raub
Zuſammentrug, nach dem Walde ging,
Rief eine Krähe von dem nächſten Baume:
Ein herrlicher Geſellete! Schämſt du dich
Denn nicht, mit einem Eſel umzugehen?

Der Löw' erwiderte: Den beut' ich gern
Zu meiner Seite, wenn ich brauchen kann

So denken Große, wenn ſie Niedrige
Der Ehre ihres Umgangs würdigen.

385. Der Athem des Königs.

Der König [illegible], der von schwerer Krankheit
Genesen war, berief die Thiere zu sich,
Und sprach: Ich that dem Himmel ein Gelübde,
Wenn ich genesen würde, ein Jahr als Pilger
Durchs Land zu ziehn; ihr Thiere! wählt nun einen
Der hier euch an meiner Statt regiere. —
Sie hielten Rath, und wählten [illegible] einstimmig
Zuletzt den Wolf, allein mit der Bedingung,
Die strengste Gerechtigkeit zu üben,
Kein Thier, als nach erwiesenem Gerichte,
Zu tödten; und der Wolf beschwur es feierlich.
Vergnügt zog der Löwe nun von dannen.

Der neue König ging umher sich Speise
Zu suchen, aber fand für seinen Gaumen
Nichts schmackhaft genug. Das Suchen währte
Acht Tage lang, so daß er endlich krank ward,
Und [illegible] und verlangt im Leib unerträglich.
Da trat der Hammel ihn an, und fragte:
Warum ist dein Gesicht so verfallen? —
Die schweren Sorgen wegen des ich trage;
Die Staatsregierung macht mich krank und hager.
Komm her, mein Vater! riech meinen Athem.
Der Bock tritt näher, riecht, und führt ein wenig
Zurück und sagt: Ja, Herr! es geht in Wahrheit
Ein arger Geruch aus deinem Munde.
Der Wolf fährt [illegible] auf, und spricht: Der Frevler
Hat jetzt in mir den König, dessen Stelle
Ich wahr' und vertret', frech gelästert;
Und würgt ihn — nach [illegible] Gerichte.

Am achten Tage trieb des Hungers Krankheit
Zurück. Das Schaf begegnet ihm, und fragt:
Was fehlt dir, Herr? warum siehst du so schlimm aus?
Der Wolf erwidert: Mich drückt die Last des Amtes,
Das man mir aufgelegt, dies macht mich hager.
Komm her, mein Theuer! riech meinen Athem.
Das Schaf, aus Furcht, es möcht' ihm wie dem Bocke
Ergehen, spricht voll Demuth: Deines Mundes
Geruch, o starker König! ist uns Knechten
Geruch der Fülle, das der Herr gesegnet. —
Das ist nicht Wahrheit, ruft er, das ist Lüge;
Und [illegible], die er aufgestellt, erklärten:
„Das Schaf hat Lüge wider seinen König
„Gesprochen, [illegible], verdient den Tod
„Zu sterben." Nun verzehrt der Wolf es ruhig,
Und thut es — nach erlogenem Gerichte.

Nach dieser Mahlzeit war er auf acht Tage
Gestärkt: allein die Krankheit kehrt wieder.
Der Fuchs begegnet ihm. Als dieser fragt:
Was fehlt dir, Herr? bekommt er gleiche Antwort:
Komm her, mein Vater! riech meinen Athem.
Der Fuchs versetzt: Ich habe gestern Abends
Mich so verkühlet, daß ich heut den Schnupfen
Bekommen habe; drum verzeih, Herr König! —
Und trollt geschwind über seine Straße.

386. Die Wünsche des Esels.

Ein Esel wuchs heran, und sollte nun
Dem Gärtner, seinem Herren, Dienste thun;
Man packet eine ganze Heerde
Von Frühlingsblumen ihm in Körben mit der Erde
An jedem Morgen auf, und treibet ihn
Damit zum nahen Städtchen hin.
„Das Frühjahr, seh' ich, macht uns Eseln viel Beschwerde.
„O Sommer, komm doch bald!" Er kömmt; die Mühe nicht.
Man giebt dem Grauthier, Kohl, Salat und Rüben
Zu schleppen. Schwerer, da die Sonne heißer sticht.
„Geduld! der Herbst macht dieser Qual ein Ende."
Ihr Knechte, ruft im Herbst der Gärtner, rührt die Hände!
Das Obst den Bäumen abgepflückt,
Und tücht'ge Lasten nach der Stadt geschickt!
„Ein neues Kreuz! Doch in den Wintertagen
„Giebt mir gewiß die Erde nichts zu tragen.
„O Winter, eil' herbei!" Der Winter schleicht heran.
Dem Knechte wird nun anbefohlen,
Des Tages zweimal Mist zu holen.
„Nun Mist? und zweimal gar? O Lenz, komm bald heran!"

Der Knabe wünschet sich zum Jüngling, der zum Mann;
Der Alte fängt gern beim Knaben wieder an.

387. Aristipp.

Ein reicher Geizhals in Athen
Bat Aristippen einst, sich doch für seinen Knaben
Nach einem Lehrer umzusehn.
„Er braucht nicht alles zu verstehn;
„Allein ich muß ihn wohlfeil haben.
„Was möchte der geringste Preis wohl sein?" —
Je nun! für jedes Jahr fünf Minen. — Nein,
Das ist zuviel. Ein Sklave der nicht unerfahren
In Künsten ist, pflegt theurer nicht zu sein;
Den kauf' ich, den setz' ich zum Lehrer ein.
So hab' ich in den sieben Jahren
Die dreißig Minen mir erspart,
Den Jungen groß, den Sklaven eben drein. —
Recht gut, mein Freund! Genau besehen,
Hast du noch mehr Gewinnst davon:
Zwei Sklaven bleiben dir. — Wie soll ich das verstehen? —
Der, den du kaufst, und dein Sohn.

388. Der weiße Bock.

Der schönste weiße Bock, der in der Heerde war,
Wird zu dem Bacchusfest geführet.
Von Golde strahlt der Hörner Paar,
Mit Blumen ist das Haupt gezieret;
Das Tympanon ertönt, die helle Cymbel klingt,
Ein Chor von Knaben tanzt und singt.
Ei! denkt der Bock, was hat's mit diesen Festlichkeiten,

Mit diesem herrlichen Empfange zu bedeuten?
Wer bin ich denn? Bin ich ein großer Herr?
Bin ich ein Gott? — Jetzt überschreitet er
Des reich geschmückten Tempels Schwelle.
Mit Weihrauchdampf empfängt man ihn;
Die Priester liegen auf den Knien.
Die Flamme macht den Altar helle. —
Bei meinem Barte! man huldigt mir.
Du gutes Volk! ich will dafür
Dir allzeit gnädig sein. — Es kommt indessen
Ihm eine große Bremf' umd Ohr.
Er wirft voll Stolz den Kopf empor:
Wie, einem Gott, so nahe? wie vermessen!
Verächtliches Geschmeiß, hinweg! Erhabner Gott!
Verzeihe mir, versetzt mit bitterm Spott
Die Bremf'; ich wollte hier, von deinem Rumpf zu essen
Das Messer blinkt: im Blute liegt der Gott.

Stolzieret nicht mit euren Herrlichkeiten,
Ihr Thoren! Keiner weiß, wohin sie leiten.

389. Der Hund und sein Herr.

Ein Hund war seinem Herrn entlaufen. Viele Tage
Nachher traf ihn der Herr an einem sichern Ort,
Und fragt' ihn: Guter Philax! sage,
Warum liefst du von meinem Hofe fort?
Ich liebte dich so sehr, ich füllte dir den Magen
Mit Leber. — Ach! fällt ihm der Hund ins Wort,
Nicht über deinen Arm, o Herr, hatt' ich zu klagen;
Doch unbarmherzig ward ich immerfort
Von deiner Dienerschaft geschlagen.
Taub war dein Ohr; du wehrtest ihnen nie,
So sehr ich auch um Hülfe schrie.
Nun sprich, ob du mich selber schlugest,
Ob du die tolle Tyrannei
Der Untergebenen ertrugest,
War es für mich nicht einerlei?

390. Der Pelekan.

Ein frommer Pelekan sah seine Jungen schmachten,
Und riß mit dem scharfen Schnabel sich die Brust auf,
Und tränkte sie mit seinem Blute. Dies sah der Adler,
Und rief ihm zu: So sehr ich deine Vaterliebe
Bewundern muß, so sehr bedaur' ich deine Blindheit.
Sieh doch, wie manchen undankbaren Gauch hast du
Statt eigner Jungen ausgebrütet. Wär ihr Leben
Um solchen theuren Preis erkauft zu werden würdig!

Für wohlgerathne Kinder sorgt ein guter Vater.
Doch wenn er sich für seinen ungerathnen Buben
Das Blut vom Herzen zapft, ist seine Liebe Thorheit.

391. Der Fuchs und der Maulwurf.

Der Fuchs lag einst, auf Beute lauernd,
Im Schatten, als aus seinem Loch
Hart neben ihm ein Maulwurf kroch.
O! sprach der Fuchs, das blinde Thier bedauernd,
Die Götter haben dich gewiß im Rausch gemacht,
Da sie dir nichts zum Sehen gaben.
Du hast wohl Recht dich zu vergraben;
Dein Leben ist schon Todesnacht.
Nicht doch! rief jener aus: auch ich bin wohl bedacht:
Auch mich erfreut, gleich dir, das Leben.
Scharfsehend hat der Thiere Gott mich nicht gemacht;
Doch hat er mir ein Ohr gegeben,
Das schärfer hört, als dein Paar Augen sieht.
Nicht wahr? du merkest nicht, was hinter dir geschieht?
Mir sagt mein Ohr, es werde jetzt ein Bogen
Von einem Schützen angezogen;
Vermuthlich gilt es dir. Er spricht's; die Saite schnellt
Den Pfeil ins Ziel, der Fuchs fällt.

392. Zeus und das Pferd.

O du der Thier' und Menschen Vater! sprach das Pferd
Zum Zeus, der auf die Erd' herabgestiegen war,
Man nennt mich ein Geschöpf vorzüglich schön gebaut;
Ich glaube dies auch leicht; doch sollte nicht an mir
Verschiedenes zu bessern sein? — So sage denn,
Worin du dich verbessert sehen möchtest, sprach
Der gute Gott mit Lächeln. Und das Pferd begann:
Weil ich den Menschen, deinen Liebling, tragen soll,
So könnte mir der Sattel angeschaffen sein,
Den mir mein Freund, der Reiter, auf den Rücken legt.
Wenn meine Beine schmächtiger und höher sind,
Bin ich im Laufe schneller. Eine breiter Brust
Vermehret meine Stärke, und ein Schwanenhals
Erhöhet meine Schönheit. — Unzufriedenes,
Kurzsichtiges Geschöpf! dein Wunsch wird dich gereu'n.
Der Schöpfer sprach das große Schöpfungswort und warf
Den Blick auf einen Klumpen Thon: der Thon zerfiel,
Und aus ihm sprang das häßliche Kameel hervor.
Das Pferd voll Schrecken fuhr zurück und schauderte.
Sieh hier, sprach Zeus, den angeschaffnen Sattel! sieh
Den Schwanenhals, die breite Brust, die schmächtigen
Und hohen Beine! Willst du: schaff' ich so dich um.
Noch schauderte das Pferd, und Zeus fuhr gütig fort:
Geh hin, und bleibe, wie du bist! Doch daß du dich
Des kühnen Tadels reuevoll erinnern kannst, —
Hier winkt der Gott Erhaltung dem Kameele zu —
So daure fort, du neuestes Geschöpf von mir!
Und nie soll dich das Pferd ohn' einen Schauder sehn.

(Zu „Lyser: Das alte und das junge Jahr," gehörig.)

393. Der Löwe und der Fuchs.

Zum Redner ward der Fuchs bestellt.
Auf seinem Zuge durch die Welt
Des Löwen Majestät am Ganges zu begrüßen.
Herr Reineke, bald Schranz und bald Pedant,
Mit dem Geschmack der Großen wohl bekannt,
Ließ Lob und Preis in vollen Strömen fließen.
Er übertrieb so sehr die alte Rednerart,
Die Tugenden ein wenig zu erhöhen,
Die Fehler selbst zu Tugenden zu drehen,
Daß fast sein Lob Satyre ward.
Die Lippen heißend fühlt die Menge,
Die Augen bald verwirrt der Erde zugekehrt.

Der Löwe merkt es in die Länge,
Ergrimmt darob, springt auf, und stört
Die Rede so: „Dank sag' ich dir, Geselle,
Wenn alles Wahrheit ist; allein
(Hier fürchtet jeder schon, er packt ihn bei dem Felle)
Wofern du Lügen einstreust, — mag dies Gott verzeihn.

So sehr man auch die Lobgier unterdrücket,
So hört man immer doch den Schmeichler nachsichtsvoll.
Dies ist der Fleck, wo es uns alle jucket,
Und wer ihn kratzt, der thut uns wohl.

394. Die Furien.

Merkur! sprach Pluto zu dem Götterboten:
Kehrst du zur Oberwelt zurück, so suche
Doch drei zu Furien geschickte Mädchen
Mir auf: die meinigen sind stumpf geworden.
Merkur ging ab. Nach diesem sagte Juno
Zur Iris, ihrer Dienerin: Was meinst du?
Sind wohl zwei oder drei vollkommen strenge,
Vollkommen züchtige Bewohnerinnen
Der Erde für mich aufzutreiben? Suche
Sorgfältig nach, ob du so keusche findest.
Ich spräche dann der Venus Hohn: die rühmt sich
Das weibliche Geschlecht ganz zu beherrschen.
Und Iris ging, und sucht' in allen Winkeln
Der Erde: doch umsonst; und unbegleitet
Kam sie zurück. Und Juno rief voll Unmuth:
Ist's möglich, daß auf Erden keine Tugend
Zu finden ist? — Und Iris gab zur Antwort:
Ich hätte dir drei Mädchen bringen können,
Die alle drei vollkommen streng' und züchtig
Gewesen, keiner Mannsperson gelächelt,
Den kleinsten Funken Lieb' in ihren Herzen
Erstickt: allein ich kam zu spät. Schon hatte
Merkur sie für den Pluto abgebetet. —
„Wozu will Pluto diese Tugendhaften?"
Zu Furien. Er brauchet frische, sagt er:
Die seinigen sind ihm zu stumpf geworden.

12 Jan. 19

L.S.12.1.8

L.S.20.5.8

L.S.23.10

17 Juli 1973

17 Juli 1973

Deutsche Volksblumen.

Durch

Friedrich Goldschmied.

Mit einem Bilde, gezeichnet

von

Jean Pierre Lyser.

Leipzig.

Verlag von Fischer und Fuchs.

Deutsche

Volksblumen

durch

Friedr. Goldschmied.

LEIPZIG.

Verlag von Tauchnitz jr.

An

Ludwig Tieck

und

D. Wolfgang Menzel.

Die **Zaubermähr**, die Meeresfei **Venedig**,
Sie spielt am Estrich mit den Adamanten,
Ihr sind die Meeresfischer, frei und ledig,
Des Wellentanzes muntre Musikanten.

Die arme Nixe, reich und ruhmesredig!
Ihr ward zerbrochen von der See Trabanten
Der Meerkrystall, damit er nimmer predig
Von schlimmer Zeit und Meeresduellanten.

Da fuhret **Ihr** nach Jahren auf der Gondel,
Ihr Ringe werfend in die Wellenloge,
Und feevermält war jeder von **Euch** Doge!

Da sanget minneselig **Ihr**, wie Blondel,
Der Wundersang war **Eurem** Volk das Manna,
Und **Euch** erscholl ein freudig Hosianna!

Friedrich Goldschmied.

Vorwort.

Meine elf Mährchen könnten ohne Paß in die Welt wandern, wäre nicht eines darunter, was ohne Mitgift sich vielleicht weniger Glück versprechen dürfte. Die Mähr vom gestiefelten Kater, in der alles so bunt und toll vorüber huscht, was nur Drolliges und Luftiges, Derbes und Zartes auf Gottes Erdboden existirt, hat einen genialen Zeichner gefunden, der uns in das schönste Chariwari einer Scene versetzt, die zwar nicht durch reizende Gruppirung, zarte Ausführung und das angenehme Spiel von Licht und Schatten das Auge sogleich fesselt, wohl aber als schnurriges Mährchenbild, das allerdings sehr ernst gemeint und worin der Ernst, welcher scherzt, die Hauptaufgabe des Zeichners gewesen, jegliches tiefer blickende Auge für sich gewinnen wird.

In der Sagengeschichte des D. Faust, die nach einem alten Volksbuche ohne Titelblatt mitgetheilt wird, ist

im Ganzen das alterthümliche Kolorit absichtlich beibehalten worden, nur nicht an solchen Stellen, wo der alte Ausdruck zu unklar war und zu Mißverständnissen verleiten konnte. Auch wird der D. Faust ohne Zweifel das alte Gewand behaglicher finden, als ein neues Habit, das ihm sicher nicht so gut stehen würde.

Geschwind zur Mefostofelischen

Ouverture

zum „gestiefelten Kater," nach dem Titelbild von Jean Pierre Lyser.

Das Hauptbild verschaulicht die Scene, wo der Kater den Popanz persuadirt, sich in eine resp. Maus zu verwandeln. Der Kater erscheint als vacirender Gelehrter und doctor philosophiae, gestiefelt, hält in der Linken sein Wanderstöcklein, etwa einen tüchtigen Ziegenhainer, spielt mit der Rechten an einem sehr zierlichen Busenstreif auf der Brust, trägt seine gewöhnlich gelben Lederhosen und einen unsichtbaren Brustlatz, und hat zur Seiten ein niedliches Ränzchen. Die Physiognomie drückt katziges, schmieg- und schmeichelsames Blinzeln aus, während er den Schwanz ob purer Katzennatur in die Höh'

reckt. Er ſcheint ſo eben ſeine Petition gemacht zu haben und den Beſcheid zu erwarten. Ihm genüber der Popanz, eine Kalibanfigur mit der Larve des Fieschi und einer reich verſteinten Krone, hält mit der Linken einen Portierſtab und in der Rechten eine Knute, indem er noch im Arme ein Bündel Ruthen mit dem Liktorenbeil trägt. Am Beile hängt die Wagſchale der Gerechtigkeit, freilich ſehr ſchief, aber ganz natürlich, denn in der linken Schale liegt nur ein wenig Heu, in der rechten dagegen ein voller Geldſack. An der Schale, worin das Heu liegt, hängt zwar noch ein Barbirmeſſer, aber umſonſt, ſie muß in die Höhe ſchnellen. Das popanziſche Korpus zieren Ketten, woran zwei Halseiſen hängen, und prangt mit Orden und dem △ der Freimauer. Auch ein Buch der Weisheit erblickt man und zwar aufgeſchlagen, worauf eine Brille und eine gewaltige Naſe befindlich, ſintemal der Weisheit eben ſo gut als der Gerechtigkeit oft derbe Naſen gedreht werden. Hinten am Schopfe hat ſich der Popanz einen unſterblichen Haarbeutel angebunden. Dieſer Zopf könnte ſich füglich auf's junge Deutſchland beziehen, denn unter ihm hängt ein Edikt und die Strafruthe des Himmels, ein Komet. Das Fußwerk des

Popanzes ist seltsam genug eine Löwenklau und ein zischender Schlangenkopf. Beides soll andeuten, daß der Popanz eben so oft gewaltig auftritt und niederschmettert, als er schlangengleich heimtückisch vergiftet.

Die Dekoration ist der Palast des Popanzes. Die Säulen scheinen aus Kanonenläufen zu bestehen. Man schaut durch's offene Fenster in die mondbeglänzte Zaubernacht.

In der Arabeskeneinfassung ist zu sehen, wie der Kater den verwandelten Popanz, das Popanzmäuschen, verfolgt, bis er es endlich auf dem Spiegel des Narren oder der Wahrheit — gleichviel — erhascht, und unten im Mittelpunkte verschlingt. Die Verfolgung wurde dem Kater übrigens gar nicht so leicht gemacht. Denn die Kinder des Popanzes, als da sind: eine Vogelscheuche (mit einem Dreimaster, aufgespreizten Rockschößen, um die Hüfte ein Skalpirmesser geschnallt, an den Händen Stülphandschuhe und in der Rechten Amors Geschoß), von einem Nachtlämpchen hold erhellt und verklärt, ferner Hofgelehrte nebst ihren kollegialischen Eseln, junge Europäer im schwarzen Sammtrock und mit weißem Filzhut, gespießte Frösche, arme Sünder am Galgen und

Irrwische, scheinen Alles angewandt zu haben, den Kater auf dem ohnehin schon wirren Arabeskenweg noch mehr zu verwirren. Aber er ist ein tüchtiger Kater, und Gevatter Fuchs über ihm scheint sagen zu wollen: wahrlich, wenn ich nicht der Fuchs Reineke wär, möcht ich schon der gestiefelte Kater sein, denn — auch ich fresse Mäuse. Oben über Fuchs, Kater und Popanz erblickt man ein wundersames Portrait, und wenn der Beschauer dasselbe mit Kater und Fuchs vergleicht und sac similia findet, so ist das natürlich, denn als olim dem Jupiterkopf der gestiefelte Kater entsprang, da sprach der Olympier Zeus: **simile simili gaudet!**

Außer diesen angedeuteten Arabesken sind noch einige Extravaganzen bemerkenswerth. In der untersten Ecke des Bildes erblickt man einen Doppelkopf, ein Eselportrait mit schrecklichen Ohren und eine Magisterfratze mit römischer Nase, Brille und furchtbarer Perücke und geistlichem Krägelchen, Herrn Gottsched bezeichnend. Gleich über ihm einen Uhu mit gebogner Nase, über seiner Schuld brütend. Er ist in's Helle gerathen und wird von Buschkleppern in Krähengestalt eifrigst verfolgt in der Nähe der Vogelscheuche; gleich an Amors Geschoß

befindet sich ein Schmetterling, der das Unglück gehabt, am Bogen hängen zu bleiben. Gleich am Dreimaster sieht man einen Stulpenstiefel, den der ritterliche Kater im Vorbeirennen verloren und der zum größten Leidwesen der Vogelscheuche in's Gesicht fliegt. Weiter hinauf sieht man den Jagdranzen des Katers, mit einem Fuchsschwanze, der eben dem Kater entfallen zu sein scheint. Ueber dem Kater, der jetzt nur noch einen Stiefel anhat, sieht man einen jungen Deutschländer — ein knackendürres Männchen ohne Laub und Lob — auf einem Federkiele voltigiren. Ihm fliegt der andre Stiefel, den der Kater jetzt eben verloren, grad an den Hirnkasten und wird wahrscheinlich das Haut- und Knochenmännchen vollends aus der Balançe bringen. Oben in der Ecke erscheint ein Spukgeist mit der Maulsperre, nicht unähnlich der Ahnfrau. Links in der obersten Ecke ist zu sehen ein jämmerlicher Literatur-Frosch von einem Pfeil durchbohrt, in dessen letzten Seufzern das Wörtchen Gutzkow ertönt. Darneben figurirt ein einelliges Teufelchen, das die Seele des Frosches eben in voller Glorie zu holen scheint. Weiter unten hängt an einer Guirlande ein armseliger Schächer (eine Art Gimel am

Gamma des Galgen), die Hände auf den Rücken geknebelt, mit herabflatterndem Haupthaar. Mit gebücktem Kopfe scheint er über sein Schicksal nachzudenken, während ihn schon die Raben umflattern und sein Kadaver in Beschlag nehmen wollen. Unter dem armen Sünder am Galgen erblickt man ein Wappenschild, wie es Hogarth in dem Leben einer Buhlerin anbrachte. Auf den ersten Blick erscheint es wie das altfranzösische Wappen mit den drei Lilien; statt der Lilien sind aber hier Bierhähne. Was das Schild hier soll, wird erklärlich, wenn man den darunter befindlichen Pudelkopf nicht außer Acht läßt. Dieser Pudelkopf nämlich ist das getreue Portrait des Hundes M. in einer bekannten Novelle. Darunter ist ein Paradiesapfel ersichtlich, daran die in eine Fliege verwandelte Eva nagt. Gleich darunter sieht man eine geschüpperte Schlange, die den Schmetterling frißt, der so eben als verwandelter Geist aus dem nahen Todtenschädel gekrochen. Rechts unten an der großen grünen Guirlande fliegt eine lyrische Bienenkönigin. Tief unten zur Linken des Katers guckt ein majestätischer Storch hervor und scheint dem Kater, der die Popanzmaus eben auf dem Spiegel der Erkenntniß erwischt, sagen zu wol-

len: ich bin ganz der Meinung des Herrn Professors. Der Narr, der dem Kater den Spiegel, worauf die Popanzmaus attrappirt wird, vorhält, ist mit der Fratze des Mefostofiles geschmückt, trägt die Schellenkapuze und macht eine höhnische verschmitzte Lache. Daneben ist der Kelch der Kritik befindlich, über ihm schwebt der Göthische Geist als Schmetterling, und eben kriecht ein Salamander, Namens Bettina, heran, und guckt tückisch nach dem enteilenden Schmetterling auf. Unter dem Kater, der, behaglich zusammengekugelt, das Popanzmäuschen in aller Ruhe verzehrt, figurirt eine Rosette, Edelsteinbild der Wunderblume des Mährchens.

Leipzig, im Jahre Null.

Friedrich Goldschmied.

Mährchen.

Der geſtiefelte Kater.

Schelme gab's zu jeder Zeit.
Doch der Erzſchelm ſteht nicht weit
Von der nagelneuſten Zeit!

L. T.

Es war einmal ein Windmüller, der hatte zwei kluge Söhne und einen dummen, der Michel hieß. Der Müller aber ſtarb und ließ ſeinen drei Erben die Mühle, einen Eſel und einen Kater zurück. Da ſprachen die Klugen zum Dummrian: wir beide nehmen die Mühle und den Eſel, nimm du den Kater! Da nahm denn auch Michel den Kater, rieb ſich aber die Augen und ningelte, denn das wußte er doch, daß er betrogen war. Michel war indeß friedfertig und hatte viel Engelgeduld, nahm den Kater auf den Arm und trug ſein Erbſtückchen ins Stübchen. Da ſtreckte er ſich auf eine Bank der Länge lang hin, wie er gewachſen war, und ſein Kater lag neben ihm, der fing an zu ſpinnen und zu ſchnurren wie ein Spinnrädel. Michel murmelte immer vor ſich hin, als ob ihn was wurmte und ihm im Kopf herumginge, und fabrizirte Gedanken. Und wie er ſo nachdachte und grübelte, entfuhr

ihm ein Seufzer, so stark, daß der Kater davon erwachte und alle Viere ausstreckte.

Mein Gott, mein Gott, was soll aus mir werden! rief der Michel aus allertiefester Brust höhle.

Wie das der Kater gehört, sprang er auf, spitzte die Ohren, stellte sich auf die Hinterbeine, begann mit den Vorderfüßen zu balanziren wie ein Deklamator, machte eine filosofische Miene und sprach:

Mein Herr Michel! Sie sind ein seelenguter Kerl und wären grade noch dumm genug, wenn Sie halb so dumm wären. Ich habe Sie immer vor Liebe im Herzen und im Ranzen getragen, Sie haben mich oft gestreichelt, mir manch Stück Speck und viele Schlappermilch gegeben, und ich bin Ihnen außerordentlich dankbar dafür. Sie haben überdieß eine hübsche Gestalt, rothe Backen und einen Rothbart, Sie wären mit einem Wort der liebenswürdigste Mensch, wenn — Sie meinen Witz und meine Spürhaare hätten. Aber klagen und zagen Sie nicht! Sie sollen glücklicher werden als Ihre bösen Brüderchen, die mich immer gestäupt und menschlichen Unsinn mit mir getrieben, Sie sollen ein Glückspilz, ein Prinz, ein König werden, wenn Sie mir etwas versprechen.

Nu, was denn? frug Michel, ganz entzückt über das geschwänzte Katzenmännlein.

Ei, hub der Kater wiederum und ganz vertraulich an, weißt du denn nicht, daß du ein geborener Bräutigam bist

und ich dein Freiersmännlein? Apropos, guck mal zum Fenster hinaus, da geht Meister Strumpfsohle, der Schuster. Ruf' ihn herein. Du lässest mir ein Paar Stiefeln anmessen.

Ach ja, Herr Kater! sprach Michel und zitterte dabei wie Espenlaub. Er war nämlich dem Schuster noch ein Paar Sohlen schuldig. Doch rief er den Schuster in aller Angst, und der Kater freute sich fast die Hinterbeine weg, die eben beschuht werden sollten, über das schafslederne Schurzfell, mit dem der Meister hereintrat und das seinen dürren Knochen durch das stetige Anschlagen pudelnärr'sche Töne entlockte.

Meister, schrie der Kater, hat Er Mäßer und Maßlade mit?

O ja, mein gnädiger Herr, sagte stammelnd der Schuster und machte dazu einen erbaulichen Knix.

Nun, so nehm' Er mir Maß zu einem Paar Stulpenstiefelchen.

Da trippelte denn der Schuster ganz schüchtern, seine Zipfelmütze in der Hand, zum Kater. Der Kater aber saß auf der Bank, die Vorderbeine — wollt' ich sagen — die Arme kreuzweis über die zottige Brust geschlagen, und reckte recht gnädiglich wie ein elfjähriger Edelbube den einen Hinterfuß dem gebückten Schusterlein hin. Der Kater maß grade 4 Stich und Meister Strumpfsohle verschluckte seine Verwunderung, denn das schuhmachende Geschöpf stand da wie eine stroherne Vogelscheuche und wagte weder Lachen noch Grinsen. Der Schuster ging seine Wege und brachte nach zween Tagen

dem jungen Herrn Kater die bestellten Stulpenstieflein. Da ward's Micheln blitzblau und grün vor den Augen und wollte sich verstecken und guckte vor Angst hurtig zum Fenster naus. Wie nun der Schuster ob der Bezahlung immer nur Micheln anstierte und schäbige Fratzen schnitt, da lief dem Kater die Galle über und er sprang auf und am Schurzfell empor und kratzte dem Pechmann eine solch blutige Inschrift ins Gesicht, daß der hinausfuhr wie der Wind und sich nimmer mehr sehen ließ.

Da waren denn der Kater und der Michel nun wieder allein, und der Kater steckte seine Stiefelchen an die Beine, reichte Micheln das rechte Pfötchen und hätte vor lauter Ironias sicherlich Katzenthränen geweint, wenn sie nicht leider so rar wären.

Aber noch Eins, herzliebster Michel, mußt mir versprechen! fügte gerühret der Kater hinzu.

Na was denn? mein guter Kater?

Du weißt, lieber Michel, ich bin ein Kater von Profession, mein Vater war einer, mein Großvater war einer, mein Urpapa war einer und der war auch einer, der dem lieben Gott die Perlhühner und die Enten und die Kanienchen und die Sperlinge stahl, um den alten Adam zu speisen. Kurz und gut, wenn du klug bist, hängst du mir deine Jagdtasche um.

Michel hatte kaum dem romantischen Jäger gewillfahrt, als das Käterchen spornstreichs zum Tempel hinausstapelte und

plötzlich über alle Berge zu ſein ſchien. Ein Viertelſtündchen — und der Kater kam wieder gewackelt, langte ein Dutzend Kanienchen aus dem Querſäckel, gab ſie dem Michel und ſprach:

Da haſt was zu beißen und knacken, denn du biſt hungrig, daß dir die Kinnladen knallen. Ihr Menſchen ſeid einmal an ſolche Braten gewöhnt; mir macht eine Maus millionenmal mehr Appetit.

Urplötzlich ſchmetterten und gellten von der Landſtraße her Poſaunen und Poſthörner, und wie der Blitz ſprengten im geſtreckten Galopp Kourire vorbei, die ſungen und bliesen:

Liebe Leut, liebe Leut!
Euer König gebeut,
Will haben Kanienchen!
Tra — ta — ta — tienchen!

Zugleich flog die Sage durch's Land, der König geruhe allergnädigſt todkrank zu ſein und habe den mörderlichſten Appetit nach ſolchem Gethier. Seine Eßluſt wäre ſo grauſam, daß er ſchon alle ſeine Leibjäger gefreſſen, die ihm kein Rebhuhn oder Kanienchen gebracht, und er habe geſchworen bei dem Beelzebub, den erſten beſten zu braten, der ohne Hühnlein und Kanienlein zu ihm käme. Aber Allen habe er tauſendjährige Gnade und ewigen Steuer-Ablaß verkündet, die da was brächten.

Potz Element, ſchrie der ſtulpengeſtiefelte Kater, das iſt ja Weizen auf meine Mühle! Michelinsky! hol' mir ein Bischen Kohl und eine Achtelmetz' Kleie — marſch!

Und der Stiefelkater ſteckte die Kleie und den Kohl ins Ränzel und ſpazirte aufs Waidwerk. Da ging er auf einen Galgenberg los, da drinnen gab's Gruben und Schluchten und Höhlen und Löcher, daß er nicht wußte, ob er zu Füchſen oder zu Schlangen oder zu Kanienchen oder zum Popanz käme. Der Kater war aber ein zu pfiffiges Bürſchchen und vieler Fakultäten Magiſter, daß er nicht ſchon Alles hätte vom Weiten wittern und riechen können. Da fackelte er denn auch jetzt gar nicht lange, erholte ſich Raths bei ſeinen Spürhaaren, legte behutſam den Jagdranzen mit der Oeffnung an eine Höhle und der Herr Mäuſetod ſelbſt legte ſich leiſe auf ſeinen höchſteigenen Ranzen nebenhin, alle Viere ſtreckend wie mauſetod. Siehe, da watſchelten im Nu die frommen Kanienchen zu Legionen hervor, all' übereinander purzelnd und mit getroſtem Hopphopp über den Rücken des Katers hinweg trippelnd. Das war ein Erntefeſt für die Kanienchen; der Kater aber hielt ſtille Kirmſe und da er mit ſeinem Rücken eine lebendige Brücke geſchlagen, ſo dacht' er: wart — ich breche ſie ab, daß ihr ins Waſſer falit und euren Brückenzoll gebt! Ein Schub — und der Steg war weg. — Wer baut auch auf buckliche Brücken? S' war den Kanienchen ſchon recht!

Die ſchrecklich ſanfte Niederlage der Kanienchen brachte einige in Ohnmacht, und — was machten die andern? Denkt Euch, die waren ſo pfiffig und verkrochen ſich gleich in dem unmenſchlichen Jagdranzen.

Da war auch der Kater ſchon da und ſchnürte den Ran-

zen so verteufelt fest, daß die Mandel Kanienchen drinnen auch nicht ein Murchen herausbrachte. Massakriren und kapiniren willst du sie nicht, dacht' er in seinen Gedanken, steckelte fort und buckelte mit seinem Ranzen immer feldein — troll troll zum König.

Da bat der Kater die königlichen Eckensteher, die Kammerbedienten und Hosenkreuzträger inständiglichst und in den gelecktesten Ausdrücken, Se. Majestät um Gottes- und Himmelswillen ihm, dem respectiven Gesandten Sr. Erzellenz des Grafen von Karabas, augenblickliche Audienz zu geben zu geruhen zu bitten, denn er trage in seinem Portefeuille (er griff dabei gar grimmiglich an seine Jagdtasche) Depeschen von der allerallerwichtigsten Wichtigkeit. Wie das die Kerle vernahmen, wurden sie blutroth und stürzten bestürzt mit solcher Vehemenz in das Zimmer des Königs, daß die Tagewächter am hellichten Tage davon erwachten und die Sturmglocken zogen — die Schlafmützen! Und siehe da — die hitzigen Höflinge fuhren wie die Hunde unter einander und jeder wollte beim Könige zuerst klaffen und bellen und rannten vor Feuereifer an die Kieselsteinwände des Palastes und die Sammet- und Atlasmenschen fingen Feuer und glimmten wie Schwämme und im Hui flackerten die Domestiken und Lakaien und Pagen und Vasallen am ganzen Leibe und die Ministerköpfe loderten lichterloh zum Fenster hinaus und leuchteten als Straßenlaternen und die Stadt brannte und die Dörfer brannten und es wollte ein Landbrand werden und der große Wassermann, Landre-

gen, konnte sich mit seiner Brandspritze nicht satt genug spritzen — da war der Kater geschwind ins königliche Zimmer gesprungen, hob den halbtoden König aus dem Asbestbette und schleppte ihn hin auf den Balkon vor's Volk und schrie zu den Leuten aus vollem Halse:

Laßt sie brennen, die Minister!

Da respondirte die ganze Stadt: Pereat! Pereat! Und die Glocken wurden mäuschenstill und der Tagewächter bekam eine Nase und schlief wieder ein und das ganze Jerusalem kroch wieder in seine Hütte.

Nun war das Intermezzo vorbei und der Kater führte den König zurück in's Himmelbett, stellte sich mit seinen Stulpenstiefeln recht gravitätisch vor ihm hin, rückte seine Vatermörder zurechte, strich das Genie aus den Haaren, krabbelte sich sonst noch am Kopfe, befühlte den Spürbart, öffnete feierlichst die Aula der Eloquenz und sprach folgendermaßen:

Eure unüberwindlichste, großmächtigste, allergnädigste Majestät werden mir, dem gestiefelten Leibkater Sr. Schwenzelenz des Grafen von Karabas, in meiner allerkratzfüßigsten, allerbücklichsten, allerhundesamsten ersterbendsten Devotion es nicht krumm nehmen, wenn ich so fürchterlich kühn bin, kühn zu sein und Eurer königlichen Majestät von Gottes Schaden etzliche niedliche Thierstückchen aus der Küchenpoesie meiner hochgräflichen Intelligenz zu improvisiren.

Dabei hatte auch schon der hoffähige Kater die Kanienchen mit der rechten Tatze aus der Jagdkatze gezogen, hielt sie bei den

Schwänzen empor, ließ dem Herrn König die allerunterthänigsten Thierchen etwas vorzappeln, daß dem das Maul wässerte und schwepperte, und empfahl sie Sr. Allerkränklichsten Majestät majestätischem Magen und allmächtigster Gurgel und allergnädigstem Raffzahn zu Dero Allerhöchst Gnaden.

Da freute sich der König recht königlich über den kreuzbraven Grafen von Karabas, aber am allermeisten umgaukelte ihn die delikate Bratenpoesie der improvisirten Kanienchen und er schnupperte schon im Gedanken die spezifischen Düfte und freute sich tod wie ein Kind über die Zuckerdietchen.

Und so achten Sie dieß — sprach der Kater zu guter Lezt, indem er schon auf die Klinke der Thüre drückte, um wieder abzustiefeln — und so achten Sie dieß als einen Akt der Loyalität meines edeln Herrn Grafen, welcher von Ihrer mondsüchtigsten Majestät allergnädigsten Kränklichkeit und infallibelstem Appetit und landschreiendstem Hunger unterthänigst allergehorsamst zu hören die verdammteste Pflicht und Schuldigkeit einigermaßen zu haben vermeinte. Nun Adieu, Ihre Majestät, und lassen sich der Herr König das Portiönchen wohlschmecken! Fidele, flotte, gesunde Schnabulage!

Der König, so krank er auch war, sprang aus dem Bett, lief flugs dem kleinen Teufelsgesandten nach und erwischte ihn grade noch auf der hölzernen Treppe. Er machte barsch den Vokativus: o Kater! und der Kater blieb stehen.

Ich wollte Ihm nur noch ein Schwanzgeld geben und

eine Dose geben und einen Orden geben und auch ein fett Pfründchen geben!

Da sagte der Kater kurz, wie er war: ich will kein Schwanzgeld nehmen und keine Dose nehmen und keinen Orden nehmen; aber eine fette Butterbemme will ich nehmen — oder eine gespickte, gebratene Maus!

Und die Diener des Königs brachten eine ellenlange Bemme getragen und die Butter so dick drauf, daß der Kater erschrack und einen entsetzlichen Katzensprung that.

Nun — laßt ihn springen! Er wird den Weg schon allein wissen.

Guten Morgen, Michel!

Schön guten Morgen, Herr Kater! Sie sind meiner Treu recht lange gewesen und ich dachte in meinen dummen Gedanken: der Herr Kater, wer weiß?

Ich weiß, dummer Teufel, versetzte der Kater und gab Micheln einen nervigen Nasenstüber.

Nehmen Sie's ja nicht übel, Herr Kater, daß ich dumm bin!

Bitte sehr, bitte sehr! Aber — zu dir gesagt — wärst du 'ne Katze, die Mäuse haschten dich, statt daß du die Mäuse haschen solltest. Also sei ja froh, daß du ein Mensch bist. Dann will ich dir noch was sagen, erstens: daß ich Alles weiß, zweitens: daß du dumm bist, und drittens: daß der König nach Rebhühnern schnabulirt. Das merk' dir mal, sonst schreib' ichs dir mit den Krallen hinter die Ohren!

Sie ſind recht hübſch; a — ber — ich — —

Kerl, haſt du Blech vor den Ohren? Dir läuft der Kourir vor der Naſe vorbei und orgelt ſich faſt die Gurgel zu Schanden auf dem lieblichen Brummeiſen, als wollt' er die Luft in Allarm ſetzen.

Und der Michel ſperrte Maul und Naſe auf, hing die Ohren in die Luft und hörte entſetzlich:

Wo, wo iſt der Kater?
O Leut, euer Vater
Der König wird kühner,
Will haben Rebhühner!

Da machte auch ſchon der Kater querfeldein, rudelte ſich unterwegs, ganz beiläufig, ein Bündel Rebhühnlein zuſammen und rannte, haſt du nicht geſehn, ſchnurſtracks zum König.

Klingel — Klingel — und der Kater war vor'm Landesvater.

Gottwillkommen, Herr Legationsrath von Kater! Sie bringen Depeſchen? Vielleicht Rebhühner?

Gehorſamer Diener! Anbei auch ein Kondolenzſchreiben, Herr von König, vonwegen Ihrer unſterblichen Majeſtät allergnädigſten einſtweiligen Hungertodes. Meiner gräflich Karabaſiſchen Tendenz allriechende Naſe hat gleich Ihren fehlenden Braten gerochen und ſchmeichelt ſich, Allerhöchſt Ihren krepirenden Unterleibswürmern durch etzliche Medizinalſtückchen wieder auf die Beine zu helfen, und Ihre königlich revolutionäre

Zunge zur bürgerlichen Ruhe und zur konſtitutionellen Ordnung zu bringen. -- Da machte der König einen Knix und der Kater ein buckliches Kompliment.

Und was geſchah? Der Kater nahm's Katzenpanier — wollt' ſagen — das Haſenpanier und war, kaum zu glauben, in 3 Minuten, 2 Sekunden und 1 Tertie wieder bei Micheln.

Hol' alle Teufel, ſind Sie's? ſchrie Michel aus allen Hälſen.

Nun freilich bin ich's nicht — alter guter beßter bretsnageldummer Michel! Ich bin ich nicht, nein ich bin mein Geiſt, ja nein mich hat der Teufel geholt. Bin ich behext? Bin ich dein Kater, bin ich ein Bengel oder dein Engel? Kerl, ſei mir ein vernünftiger Menſch, oder ich halte dich für 'ne unvernünftige Maus und freß' dich! Wahrlich, ich ſage dir, ich bin ein Katzengenie! Sieh', der König war ſchon auf der Reiſe und zwei Meilen mit Tode abgegangen, da erwiſcht' ich ihn noch zwiſchen Himmel und Erde, gab ihm eine Pille gegen den Tod — und ſo verſchluckt' er meiner Treu eine Rebhühnerſeele, daß er ganz ſeelig wieder auf den ſeligen Thron ſtieg. Der mauſetode König war wieder mauſelebendig, und da's ihm nicht eine Hundeſeele glauben wollte, nahm er das ganze Land in die Hand und drückte es ſo unbarmherziglich mit den Fingern, daß Mann und Maus, wo nicht glauben, doch fühlen mußte.

O weh! murmelte Michel.

Juchheh! ſchrie der Kater, wär nicht der König ins Um-

kommen gekommen, ſo hätt' er keine Luſt zu Rebhühnern bekommen; und hätt' er keine Luſt zu Rebhühnern bekommen, ſo konnt' ich ihm nimmer zu Hilfe kommen; und konnt' ich ihm nimmer zu Hilfe kommen, ſo hätt' ich keinen goldenen Mausorden bekommen, ich ſage, einen goldnen goldnen Mausorden; und hätt' ich nicht einen goldenen Mausorden bekommen, ſo hätt'ſt du auch keinen zu ſehen bekommen — Punktum — da ſieh' mal!

Da ſah denn Michel eine ganz graue, übliche liebliche Maus, wie ſie hauſt und mauſt, die ſtak in Katers Pfötchen (um mich ſo auszudrücken) und ſchien eine mündliche Petition vonwegen der Freiheit zu machen.

Das hübſche Goldmäuschen, frug Michel, hat Ihnen der Herr König geſchenkt?

Ei freilich, ſprach ganz pathetiſch der Kater. 'S iſt pures Katzengold, man nennt's aber Mausorden, den der König an geiſtreiche Tafeldiener, z. B. an mich verſchenkt, um den guten goldnen Mausorden im Maul, auf der Hand oder an einem Katzenhaarbande zu tragen. Je länger man ihn trägt, deſto goldner wird er, bis er vor lauter Goldwerth keinen Karat und Gran mehr wiegt. 'S iſt ein ganz eigner Witz, den ich Katzenſiloſof in die Schlußform bringe: Gold kann man eſſen; 'ne Maus iſt Gold: folglich kann ich welch's eſſen. Soll ich praktiſch und faktiſch ſiloſofiren?

Ich weiß nicht, meinte Michel, weil er nicht wußte, ob er aus oder in die Wolken fallen ſollte.

Ein Knacks, ein Biß — und die Goldmaus lag eine Schippe tief im Mäusekirchhof des Katermagens begraben.

Gesegnete Mahlzeit, stotterte Michel, dem nun der Mauserden mahlklar geworden.

Schön Dank, versetzte der Kater, 's war meiner Seelen ein goldner Bissen! So ein katzritterlicher Imbiß ist zu kostbar für die geschmacklose Menschheit und eine Pretiose in einer goldlosen ach gottlosen Zeit. Aber umsonst ist der Tod — nein doch, der Tod dieser Maus kostet mir schmähliches Geld und unmenschliches Geld obendrein. Verflucht, vermaledeit sei meine Katzennatur! Verdammter Eßwitz! Nun muß ich noch gar 'ne Maus bedauern, die ich gemauft, ach 'ne Maus, die 'ne Rolle von 100 Dukaten spielte. Daß ich das Mausen nicht lassen kann! Freß' ich je wieder 'ne Maus — das schwör' ich dir, Michel, bei meinem Graubart — so soll mich die ganze Mäuseschaft auffressen! Wie mich das Ding verschnuppt und mein Gewissen in katzkleine Stückchen zerbeißt, kann nur ein Mensch, der ein Kater ist, ahnen. 'S ist 'n tausendes Glück, daß auf dem Mausfell kein Titeldiplom deines Grafen von Karabas war; sonst wär' auch das in die Pilze gegangen.

Als wie meines? frug Michel verlegen.

Ja deines, versteht sich! — sprang sprechend der Kater wie der Blitz auf — mach' mir ja keine Landstände oder Landumstände, bevor du nicht bist das Gräflein von Karabas! Du bist zwar arm, blutsarm, bettelarm wie eine Kirchmaus

und kannſt nicht einmal einen Wechſel auf einen Heller, geſchweige auf einen Kirchenthaler ausſtellen; aber deine Krone liegt in der Mauſter, ſintemal und alldieweil du ein guter Kerl biſt, ein hausbacknes Genie, und ein Räthſel errathen haſt, was, von einem Michel aufgelöſt, wie eine Ouverture zur Geiſtreichheit klingt. Wahrlich, ich ſage dir, du wirſt einer Katze die Tatze lecken und einem Kater die Stiefeln glaçiren, wenn ich dir ſage: du wirſt noch heute mit mir Paradiesäpfel eſſen! — Nichtwahr, dir juckt das Gräfle'n in allen Gliederchen?

Ich dächte —

Nun wenn du denkſt — das iſt mir lieber als eine Trillion Schwadrillionen Ratten, du wirſt zuſehens immer michelloſer, moderner, geiſtreicher, gräflicher — und ich, ich werd' immer katerloſer, menſchlicher, engliſcher gegen dich! Gräflein in spe! Wiſſen Sie was? Ich verkeile meinen Katzenfrack und mache mein Katerthum einer Gottſeibeiuns verſchriebenen Seele zum Weihnachtsgeſchenk, die dann als Katze mir's danken ſoll, den Teufel recht göttlich geprellt zu haben. Und wiſſen Sie noch was? Wir machen jetzt Sieſchaft, und haben Sie Ihr Gräfchen und Schäfchen in's Häfchen geſchafft, dann unbändige Brüderſchaft. Getrauen Sie ſich einen Kater zum Pater zu machen, ſo ſind Sie kein Quackſalber; und bin ich verwandelt und in's Jenſeits geſetzt, ſo ſeh' ich — ſo wahr ich Ihr Beichtvater in spe bin — ein Pfund Sterling einem Sperling zum Fraß vor und beſtell' auf der Stelle

drei Mäuſe vom Untersberg, Rammelsberg und Kulmberg, mich mit Haut und Haar aufzufreſſen, wenn ich da wieder 'ne Maus eſſe! Nun will nur einmal den Raud halten, zu hochdeutſch, das Maul halten, wie ſich's für einen noch nicht emanzipirten Kater gehört; ſonſt kommt mein wunderſamer Geſchichtſchreiber in ſeinem ganzen Leben nicht zu Rande. Und Michel! machſt du ein einziges Wort, ſo iſt der Graf fort! — — —

Nun ſtimmen die Kroniken von Schilda und Schöppenſtätt darin überein, daß der Kater Zeit ſeines Lebens nimmer ermangelte, friſch Wildfleiſch zu erangeln, um der königlichen Tafel allerlei Kurzweil zu ſchaffen. Und der König geruhte, dem allerunterthänigſten Kater höchſteigenhändig ein Handſchreiben zu ſchreiben, das in den mangelhafteſten, kraklichſten Zügen und mit angelſächſiſchen Birnhaken verfaßt ward. Es war Alles ſo fein gebauen und in Stahl geſtochen, daß der gute Kater eine Brille aufſetzen mußte, um den hieroglyfiſchen Königsdank wie 'ne antike Inſchrift mit filologiſchem Takte und diplomatiſcher Umſtändlichkeit zu verdeutſchen. Der Kater war aber ein Mann von kurzem Procedere, machte es wie ein pfiffiger Redakteur mit dummen Gedichten, und gab den ungenießbaren Dankbrief, weil's keine genießbare Maus war, dem Könige dankbarlichſt und allerehrfurchtsvoll wieder zurück. Daraus machte ſich denn der König auch gar nichts, denn er dachte in ſeiner allerweiſeſten Weisheit: was verſteht denn ein Kater vom Kanzlei-ABC? Bin ich dennoch der

größte Poet en gros, der dem lumpigen Volk da was vordichtet und ihm Alles nachsingen zu lassen zu befehlen zu geruhen beliebt? Wie höflich, wie majestätisch, wie übergöttlich sind meine Gedichte fürs Volk, das vor filologischer Maulwürfigkeit und filosofischer Kopf- und Topfzerbrecherei meine lithografirten Klexe gar nicht verstehen und meine auf englisirtem Stempelpapier mit in die saftigste Staatspoesie getunkter Stahlfeder verschriebenen Eisenbahnpoesien nicht einmal lesen kann! Ich befehle ohn' alle Gnade, daß ich der unmenschlichste, allerhöchste subjektivste Lyriker meiner radikal unästhetischen, unverweigerlich allergehorsamsten Objektivitäten bin, aber nicht auf der gemeinen, dem Dichterplebs von mir allergnädigst bewilligten Lyra, sondern auf dem furchtbar lieblichen Brummeisen, in der Imperialpoesie auch Maultrommel benamset; auf welchem hyperpoetischen Instrument ich neunundneunzigmal hellere Gelegenheits-Töne zu kommandiren potent bin, als die hellsten und hellsten der Lyra sind.

Da lachte sich der Murner, der Kater nämlich, zwier bucklich und bucklich und gerirte sich so genial, daß er den Streckvers minnte:

O Gottpoet im Himmelszelt,
Wer hat denn Ihre Versverse bestellt?
Bin doch der Filologen einer,
Der Wörter und der Sätze Schreiner;
Aber Höchst-Ihre Dichtung
Nimmt nihilistische Richtung!

Es lyrisirt Höchst-Ihr Subjekt,
Ein Ultra, Hühner und Konfekt!
Ihr Liedermund ist ein Pantoffel,
Drin steckt die Poesie: Kartoffel!
Ihr fehlt der subjektive Pfeffer,
Der jede Niete salbt zum Treffer!
Sie sind auf dem Brummeisen König
Und auf der Lyra ganz untönig!

Das fuhr dem Herrn König ziemlich stark in die Nasenlöcher, doch weil er einmal alle Erhabenheit mit Strumpf und Stiel von den Vätern geerbt, zuckt' er die Achseln, streckte sich riesenhoch in die Höh' und gab mit schrecklicher Energie das Mund-Mandat: Ich bin erhaben!

Hab' ich's doch gleich — respondirte der Kater ganz kleinlaut — an Ihrer erhabenen Position gespürt, daß Sie tausend und ein Talent zur erhabensten Komik haben! Wenn Sie erhoben sind, sind Sie erhaben — das ist wahrhaftig wahr —, und ich stell' mich de facto auf die Hinterfüßeliers und hochachselzucke wie Sie und werde Ihr Leibaff' und gröle ohn' alle Malise:

Der Filologen ganze Race,
Die wittert alle Aase
Und stirbt am Knochenfraße!

Denn da ich ein Stück Stockfilolog von Haus aus bin und zeitlebens die pikanten klassischen Mäuse mit Nest und Test aus den Leihbibliotheken gehascht und mitunter genascht, und da ich diesen allerliebsten zwerghaftesten Schlachtlämmern Knall

und Fall das Fell ausgezogen, um Pergament zu hundegelehrten Kommentaren, waſſertiefen Diſſertationen, zu Fliegenklatſchen, die Fliege der Zeit todtzuſchlagen, und zu meinem, allen 4 Fakultäten ſo ſpekulativem Doktordiplom zu fabriziren: ſo hole der Teufel den Nachſatz.

Was der Teufel, ſagte der König mit ſichtbarer Rührung, Er iſt ja mein Sirchen ein Ausbund von Filolog? Ich dachte: die Leutchen können nicht drei zählen, und Er, par exemple, zählt gar vier —

Wer denkt? (ſchrie der Kater laut auf) — Hofnarren denken — und Sie — Sie ſind der Generalultimus dieſer Denker!

Das geſtiefelte Unthier hatte ſich lange ſchon nach dem Loch umgeſehen, das ihm der Zimmermann gelaſſen, und eſchappirte ganz königlich vonwegen ſolch hundelochwürdiger Hambachiade auf dem Dampfſchiff der Freiheit „Vogel Greif" hellewog durch die Luft. Der König kommandirte kreuzgrimmiglich eine luftige Jägerſchwadron Gensdarmerie, die Heuſchrecken, herbei; aber der Kater hatte auf ſeiner Dampfflucht eine Schreckenslegion Queckendampfwolken als Contra-Steckbriefe über Luft und Land firirt, daß der König mit ſammt ſeinen Luftbäſchern im Pech ſaß. Aber, um Himmelswillen, wo mag nur der Kater hin ſein? Still nur, der ſitzt ja auf dem alten Flecke, auf dem Katzenherd hinter dem Ofen! Er denkt in ſeinen Gedanken: er ſitz' auf den Müllerſack und rauche ein Pfeifchen Taback, und ſchläft dabei wie 'ne Ratze und ſchnurrt Micheln gottserbärmlich die Ohren voll.

Der Kater hub ſich endlich unter mancherlei Dehnungen vom Mittagſchläfchen empor, erbat ſich von Micheln Spiegel und Raſirapparat und war binnen fünf Minuten ein geſcheutes Menſchchen geworden. Das Seifenbläſige, Bartſchäbige, Kopfgewaſchene und Geniegeſcheuerte ſind die vier Kardinalſymptome des Erzfiliſterthums, scilicet der Selbſtentbärtigung, und der Kater wollte nun einmal mit aller Gewalt ein Filiſterchen werden. Auch ermangelte er nicht, alle dermalen graſſirenden Modejournale und Toilettengrammatiken von Kamaſchendorf und Perückenſtädt zu konfiszíren, und machte Miene die Köpfe der ſchimmelſcheckigen Redaktoren und buntjäckigen Modeſchriftſteller alleſammt zu proſkribiren, ſofern ſich ein Einziger unterfinge, ein geiſtloſer Geiſtreicher zu ſein und hölliſche Leiertöne mit modiſchen Notabilitätskarrikaturen in die Herrnländer zu ſchicken. Der Kater prüfte Alles und behielt das Beſte für ſich, d. h. er ließ ſich Kamaſchen anmeſſen, Magiſterfrack von Anno 1777 ſchneideriſiren, Manſchetten anſtecken, einen Burſchendegen anſchnallen, die Kamaſchenſchuhe in Rieſenkaloſchen, in Kanonenſtiefeln einpferchen, mit grauſamſchönen Klunkern und Franzen und allmächtigen Ritterſporen, eine Buſennadel ins Halshemdchen einhäkeln, mit einem zentnerwichtigen Pirnaiſchen Sandedelſtein dekorirt, ſchaflederne Handſchuh mit buſchigem Wolfsgrimmer anheften, vorher aber in den Goldfinger einen Bea-Conſtriktorring und in den Zeigefinger einen Kaſtorfingerhut einzwängen, einen dreieckigen Dromedarhut ins Gehirn drücken, Kardinalbrillen von Fenſterglas mit Mondſchein-

gemälden auf die Nase binden, ein ellenlanges Duschzigärrchen, ein elegisches Brummeisechen und ein Sprachröhrchen auf die von Bonbons und Zuckerkügelchen überkalkte Zunge legen, einen Bambusstock oder vielmehr einen grün vom Zaun abgebrochenen Pflaumenbaum einhändigen und kurz und gut, weiter nichts. Michel mußte den Vorreiter machen und eine Schaar Mäusegesinde den Nachtrab. So war Doktor Kater's Auszug aus der Windmühle beschaffen.

Der Kater marschirte immer vorwärts unter dem Inkognito eines reisenden Stockfilologen und Michel mußte — wohl oder übel — zum Inkognito eines Grafen von Karabas greifen. Michel biß allerdings in die sauerste Ammer, denn 1. machte der Kater solch' tolle kreuz- und Quersprünge, daß der Graf ohne Kutsche oft sitzen blieb, 2. war Michel an Eilmärsche gar nicht gewöhnt, desto mehr aber an's Niederkauern. Als sie nun vollends ins nächste Dorf kamen, wollt' es dem Michel die Hundeseele von Wirth nicht einmal glauben, daß er hochgräflich sei, und brachte den einfältigen Pythagoräischen Lehrsatz zu Markte:

Ein Graf ohne Fuhrwerk —
Ein Schaf ohne Uhrwerk

Da nahm der Kater sein Seitengewehr und gerbte den Schenktisch so jämmerlich durch, daß der Tisch aus der Haut fuhr und dem Wirth eine Million Kochstückchen d. h. Späne heckte. Die Biergläser wurden verrückt und tanzten im Kreisel sich die Henkel und Zinnschneppen vom Leibe, das Billard

ſchob ſich vor Angſt zur Thüre hinaus und die Kellner kollerten ſich wie krepirende Ratten in allen Ecken und Winkeln herum und was machten die Mäuſe? Denkt euch, die fraßen im paniſchen Schreck die Dielen entzwei und hobelten in aller Eil Bretſtückchen zuſammen, um ihre vom Schlage gerührten Schweſterchen in ehrlichen Naſenquetſchen unter die Dielen zu begraben. Aber Gottesſchreck und Herrjemine! Wie die Herrſchaften die Koſten und Unkoſten blechen wollen, da ſehen ſie — kaum glaublich! — den biertonnigen Wirth, die Beine in die Höh', auf dem Kopfe gehen und, ſintemal die Schenkſtube von der gläſeremanzipirten Braunſchweiger Mumme in einen Mummelſee verwandelt war, mußte ſich der Kerl köpflings im groſſen Stubenbierkruge herumkollern und als ein lebendiges Mühlrad zähneklappernd die Hopfen- und Gerſtenweinſündflut durchrädern. Und meiner Treu! der arme Sünder ſah aus wie ein Schiff, das im Waſſerſalzfaß des Ozeans vegetirt, das gleichfalls die Beine, die Maſten in die Luft ſtreckt, an den Balançirſtangen die Hoſen als Segel trägt und mit dem ſchwerfälligen Kopfe auf dem Gewäſſer dahinläuft, wolfgierig den Schafſtall der Wellenlämmchen durchraſend. Wie nun aber zu guter Letzt der vermummte Krüger den Mummelſee der Mumme mit den tollſten Grimmaſſen durchfurchte und die fettwolligen Wellenheerden alleſammt todbeißen und ihnen das Bierblut mit der Zechzunge, einem Blutegel, mit aller Gewalt abzapfen wollte: da ſprang unſer Mummler, Cavalliere Kater, wie ein Galgenmännlein aus dem Bierglas auf und der geſtie-

selte Geist des Mummelsees zerbrach hurtig und geschwind den Zauberstab und der Wirth ward wieder ein Mensch, nämlich ein Stehaufmännchen, und lief wie eine gebadete Maus zum Hause hinaus.

Meine Herrschaften ließen Zeche Zeche sein und machten sich, quasi re bene gesta, wiederum auf die Socken. Sie waren kaum etzliche Stündchen gelaufen, als ein Zetergeschrei der Postillione die furchtbare Kunde ruchtbar machte in allen Landen, daß der König so eben beschlossen habe, den Beschluß zu beschließen, zu beschließen, heute einmal mit der zuckersüßesten, allerallerhübschesten Prinzeß Töchterlein dem allergetreusamsten Volke die Aufwartung zu machen.

Da gerieth der Kater in poetischen Wahnsinn und improvisirte:

Tirauda, tirauda, mein gräflicher Michel!
Heut schneid' ich das Glück wie das Gras mit der Sichel!
Heut sollt Ihr aufstehen ein fürstliches Rötlein,
Juchheida, juchheida mit purpernen Hötlein!

Michel, entzückt bis in den dritten Himmel, hätte den Kater sicherlich abgeschmatzt und ihm eine altdeutsche Batschhand gegeben; aber!

Blitzkerl, rief ganz grimmiglich der Kater, nun nimm' dich in Acht! Wenn du Ohren hast zu hören, so höre!

Da spitzte Michel die Ohren und sperrte das Maul eine Meile weit auf.

Ich beschwöre dich bei meinem Blaubart, fuhr Filoloß

Kater fort, indem er mit seinem Pflaumenstöcklein im Sande ein Dutzend Figuren beschrieb, ich beschwöre Sie ferner — alles Dutzen hat aufgehört — bei Ihrem Rothbart, kein Scheunthor zu sein, sondern ein Scheinthor, das heißt verdolmetschet: ein erzgescheuter Politikus! Jetzt all' Ihre sieben Sachen zusammengepackt und dort an den Fluß hingegangen unter die Brücke, da werfen Sie Ihre paar Lumpen ins Rohrschilf und stürzen sich auf meine Verantwortung mutternackt mitten ins Wasser. Aber hole der Teufel Ihre ersoffene Seele, wenn Sie im Wasser nicht Feuer schreien, als ob Sie am Spieß stäken! Also die Beine in die Hand genommen, Graf Karabat, und ins Wasser geworfen! Ich bleib' derweil hier und wart' auf den König.

Da war auch der König schon da, fuhr aber nach damaliger Mode auf gottseliger Schneckenpost, die der Kater als moderner Belletrist für einen Leichenwagen ansah, worin sich vielleicht der höchste Herrscher zu Tode fahren und sein Kadaver höchstseigen in die Katakomben abführen wolle. Wo Trauer Staat macht, dachte der Kater in seinem Katzköpfchen, da ist hohe Zeit, d. h. bald Hochzeit! Die brillante Leichenkutsche ist gar nicht so bitter — für meinen Graf Karabas!

Der Kater war auch ohne Wein voll süßen Weines ob eines allerliebsten Gedankens, den er von fern in der Königskutsche ganz allerliebst personificirt sah. Er sprang helleweg immer vornweg, fingerte an die fünfzig Rosenkränze am Schnürchen ab, schnurrte eine Hecke schnurriger Liedlein vor

ſich hin, bald wie 'ne Grasmücke, bald wie 'ne Zippe, die's Zipperlein hat, bald wie 'ne leidige Heidelerche, bald auch wie ein alttöniger, auf dem letzten Loche pfeifender Diskantiſt, und geberdete ſich ohne Spaß wie ein gottvergnügtes Jüngelchen vor einer Million Zahlpfennigen. Das köſtliche Minnelied: Brumm brumm, das er da ſang, leſe man nach in der Gebrüder Abel und Kain Bibliotheka klaſſiſcher Volksliederchen.

Himmel, Hölle, Feuer, Hilfe! ſing Michel mörderlich an zu ſchreien, als wollt' er die himmliſchen Heerſchaaren vom Himmel herunterlocken. Denn ſieh', der kniffige pfiffige Kater hatte ſo eben ein Zigärrchen geſchmaucht und ſtand auf der Brücke und warf den brennenden Stumpf hinunter vor Michels Naſe hin. Und ſiehe da, der ſonſt ſtockſtumme Fiſch ſchnappte darnach, wie nach der Zuckerſchote, und verbrannte ſich dermaßen das Maul, daß er Feuer und Hilfe rief.

Das war dem Kater Waſſer auf ſeine Mühle, war da nicht faul, rannte im geſtreckten Galopp dem König entgegen und brüllte ihn an wie eine Kanone:

Herr Gott, Herr König — Seine Potenz, Graf Karabas will ertrinken und die Kleider ſind ihm geſtohlen! Um Himmelswillen Hilfe, Hilfe, Hilfe!

Der König, wohlwiſſend, daß im Herrn Grafen der hochedelſte Küchenmagnat krepiren würde, apportirte hurtig und geſchwind ſeine Halloren und Generaltaucher und hatte den allergnädigſten Genuß zu ſehen, wie der Graf, mit einem Rohrſperling in der Hand, aus dem Fluſſe geriſſen und leben-

digermaßen im königlichen Beiwagen beigesetzt ward. Die Postillione packten, wie schon trunken von wegen des Wassertrinkgelds, das Mundstückchen ihres Postwunderhorns, bluſen mit erschrecklicher Amtsmiene ihre dickfleischigen Backen auf und schmetterten vollbackig und backpfeifig ein fürchterliches Te deum laudamus, während die Hofschneider und Hofkellner im Beiwagen wetteifernd sich fast die Füße abliefen, dem geretteten Grafen mit Purpurlumpen und Goldmänteln die Blöße zu bemänteln und Torten in den Mund zu schieben und Limonaden, Eisberge und Weinkrüge hinunter zu schütten.

Wie das vorbei war, ließ der König den guten Grafen ein Kondolenzschreiben auf einem Kafébrete serviren, eine in den zarteſten, leckerhafteſten Ausdrücken auf kararischer Marmorplatte vom Meiſter Steinmetz inſkribirte Jeremiade. Auch wurde der Graf offiziell geladen, auf dem handbreiten Stege der Beiwagendeichſel in prächtigſter Gala in die Königskutſche zu Hof zu ſpazieren. Der Graf ließ ſich das nicht zweimal ſagen, marſchirte pünktlich hinüber und wurde von König und Prinzeſſin Tochter vor lauter Händedrücken und Küſſen beinahe erdrückt und gebiſſen. Des Königs Goldtöchterlein, die Prinzeſſin zumal, vergaffte ſich ſo unſterblich in den Blitzgrafen, daß Michel augenblicklich ſeinen Erzengel, den Kater vermißte, um ſich gleich engliſch verkoppeln und trauen zu laſſen. Die künftige Gräfin war zwar was runzlich, aber konnte gut ſchmunzeln und ihre Augen rollten unaufhörlich wie ſmaragdene Hochzeitkutſchen hinüber zur allerliebſten Larve des Grafen. Graf

Micheln, ein Stock und Flock in anderen Dingen, wandelte wirklich in Sachen der Liebe ein wohliches Etwas an und ſprach recht gräfliche, zärtliche Wörtchen mit. Doch die Prinzeſſin wurde unglücklicher Weiſe mit jeder Minute älter und klüger. Da ging ihr ein Seifenſieder auf und ein geſcheuter Gedanke entbrannte auf dem vom Hofmeiſteröl getränkten Dogt ihres Vernunftlämpchens. Da dachte denn die kluge Jungfrau: der Graf iſt arm, man hat ihm Alles geſtohlen, ja das Waſſer hätte beinahe den ganzen Graf geſtohlen, er mußte jedenfalls den Bettelſtab in die Ewigkeit nehmen, wenn wir nicht waren! Ja der hübſche Graf wäre mir zehnmal hübſcher, hätt' er 'ne Grafſchaft, und zehnmal unhübſcher, wenn er nichts hat. Da hat mir mal mein Hofmeiſter ein Geſchichtchen aus der Geſchichte erzählt, daß es vor langer langer Zeit in Italien eine Mandel Marquis gegeben, bildſchöne Kerle, wie z. B. Graf Karabas, die alle auf einem Kirſchbaume geſeſſen und vor Hunger ſich um das Schock Kirſchen gezauſelt, was da noch droben hing. Gott behüte mich vor ſolcherlei gravitätiſchen Grafen!

Michel war ſo zum Bettelgrafen gekommen wie einer zur Ohrfeige; doch wäre es lügenhaft zu ſagen, daß er ſich drum graues Haar wachſen ließ. Im Gegentheil, er hielt ſeinen Rohrſperling immer noch in Händen, den er im Waſſerſchilfe gefangen und der ihm mit ſeinem drollig ſcheckigen Schnabelſingſang zum unerſchöpflichen Liebeslexikon ward. Der Wundervogel da war ihm auch ſicherlich lieber als ſeine Liebſte,

die's hinter den Ohren hatte, und es ging ihm wie einem zahnlosen ABCSchützen, der eine Puppe lieber hat als sein leibliches Schwesterchen. Was es aber mit dem Rohrsperling für eine Bewandniß hat, kann ich gar nicht einmal sagen, denn er sitzt beständig im Rohre und schneidet sich Orgelpfeifen. Das wußte nun Michel — wollt' sagen — Graf Karabas, und darum war er ins Schilf gewaten und hatte sich den singenden Wassernix aus dem Neste geholt, wie der eben — s'ist jammerschade zu hören! — eine Mandel Eier bescheeren wollte. Darum hielt er ihn auch jetzo wie eine Butterbemme in der Hand und der Rohrfink pfiff ihm so wunderschön durch die Finger, daß der Bauermichel ein wirklicher Vogelbauer, nein der erste Orgelbauer von der Welt von wegen der Rohrflöte hätte werden können, wenn nicht — — da saß der Vogel wieder im Neste! Denn ach, Michels Hand hatte sein Gedakt zugegeben und der Sperling entwischte gar kühnlich zur Kutsche hinaus und dem König war's recht unerfreulich zu sehen, wie schon halb auf der Zunge ein Leckerbissen davon flöge. Sie hörten vom weiten noch die verteufelte Rohrdommel eine Tremulanten-Elegie pfeifen, zum Spotte des Grafen und zum Todärgern des Königs.

Solch vogelartiger Schabernack konnte unsern Grafen nicht im Mindesten exaltiren und sah geduldig den Vogelwitz für eine Vogelkirsche an, die man in Gottes Namen ungepflückt in der Luft hängen lassen kann. Aber der König, höchlich erzürnt über den demagogischen Spaßvogel, ließ eine Hetze Heu-

ſchrecken mit Steckbriefen durch die Luft jagen, um den Flügelorgeliſten in Gewahrſam und Gehorſam in die Bratpfanne anherzubringen, die jedoch alle bis auf zwei, die den Tod vom weiten gerochen und zu Hauſe geblieben, unverrichteter Sache recht jämmerlich vom Waſſer zu Tode getauft wurden.

Der Kater hatte indeß immer auf neue Streiche geſonnen und war mitſammt ſeinen Katerſtreichen eine gute Strecke vornweg. Und da kam er denn ganz zufällig in eine unmenſchlich grasgrüne Au, wo eine Wieſe die andre mit ſaftigerem Wuchs überwies, wo rötlich geſchipperte Gänſeblümchen, ſafrangelbe Butterblumen und blutrothe Fleiſchblumen, blauäugiges Vergißmeinnicht und Ritterſporen, Guckguckwurzel und Tauſendgüldenkraut, Milchſtengel, Schafgarbe und wilde Nelken in Hülle und Fülle beiſammen ſtanden und die Luft dermaßen durchwürzten, daß der Kater unmenſchlich viel nieſen mußte. Die jungen Haſen watſchelten ihm recht behaglich im Graſe vor ſeiner Naſe herum; doch ließ er die armen Buſchlämmerchen laufen, und daß er keinen Imbiß forçirte, könnt ihr euch denken. Die Mäuſe- und junge Haſengilde war dem Schnabel eines zum Belletriſten avançirten Stiefelkaters zuwider und was er im Schilde führte, wäre heut noch ein Univerſalgeheimniß, wär' er nicht auf dem Fuhrwege fortgeſtiefelt und hätt' er nicht eine Maſſe Kornfelder gefunden, wo es von Bauern und Kornhauern ſchwarzdick wibbelte und krabbelte.

Da nahm der Kater die Hundelochmiene eines vom Adel an, hielt drohend den Imperatorſtock in die Höh' und prokla-

mirte den ſchwitzenden triefenden Senſenleuten mit Donnerſtimme, wie folgt.

Ich laſſ' euch Alle ins Hundeloch werfen und in tauſend Stückchen zuſammenhauen, wenn ihr nicht alle, wie ihr hier ſeid, euerm Könige ſagt, daß die ganze Flur hier mit Strunk und Stiel dem Grafen von Karabas gehört! Alſo — kommt der König des Wegs — wonach männiglich zu achten! Punktum.

Wie die Senſenmännchen ſahen, daß der gnädige Herr kein Federleſens mit ihnen mache, ſchrieben ſie ſich's hinter die Ohren, und da ihnen vollends das liebe Leben ſo lieb war, warfen ſie Senſen und Sicheln hurtig in's Korn und kauerten und lauerten am Fußſteige. Und wie endlich die königliche Wagenburg heranwackelte und der König die Bauern durch ſeine Marſchälle und chargirten Pedelle nach dem Beſitzer der goldenen Wunderflur ringsum befragen ließ, ſchrieen die einſtudirten Dümmlinge am Wege männiglich im ſchrecklichen Unisono: Graf Karabas, Karabas!

Gotts Himmelelement, ſagte der König zum armen Wieſen- und Feldgrafen, gnädiglich vor Erſtaunen ihm die Hände abdrückend, da hat ja der hochgräfliche Graf Gründe und Pfründen, wie ich ſie mein Lebtag nicht gründlicher zu finden und zu ergründen gewußt!

Freilich, erwiederte höflichſt und dreiſtiglich zugleich der nun causaliter zum Grafen kreirte Miché, nachdem er zuvor aus dem nagelneuſten Komplimentirbuche vom Mag. Kater die feinſten kalmückiſch-bengaliſchen Frasen ſich auf die Fingernägel

mit Kirschblute geschrieben, freilich, freilich! Und freilich muß ich immer wiederholen: freilich!

O wie geistreich — dachte im völligen Ernst die zuckersüße Prinzessin — und nicht nur geistreich, sondern auch reich! 'Sist doch ein scharmanter Mann! O wär' er doch mein Mann!

Verzeihen Ew. hochwohlgräfliche Höchstheit, sprach schnell das engelische Königskind, den Graf Michel beliebäugelnd, verzeihen Sie, daß ich nicht umhin kann, umhin zu können und Ihnen die Antwort auf mein Frägelchen zu ersparen: wer war wohl Ihr unterthänigster A B C-Lehrer?

Da platzte der Graf unwillkürlich mit seiner gebräuchlichen Lache heraus und genirte sich gar nicht, im dorischen Dialekt zu entgegnen:

Ik binn vum Durfe, mei Frölen, unn mei Schullmehster hat gehebßen Megibster Kater, unn hat mer geseit, daß er jizt en klenen Studijum in den Bibbeltheken machen wölle. 'Siß á racht gelihrter Härre, unn wie ik nuch inn der Mähle war, da hat er mer vál vum Litteratur'schen erzellt, unn iß pulihtscher — buhl alle Teubel — wie meine Grubßemahd! Mei Sirel, Se könn mer's glöben odder nich!

Daß der Graf aus der Rolle fiel und nicht grasselig, aber schasdrollig sprach, da war die Sprachrolle dran Schuld, die so dumm war, ihm aus den Händen zu fallen, und zweitens und drittens auch die unhöflichen Höflinge, die, ohne Kammerbefehl sich zu bücken und ihm das Röllchen wieder in die Hand zu drücken, solch gräßliches Wagniß im Wagen gar

gerne nicht wagen wollten. König und Goldtöchterchen hatten zum größten Glück kein Wörtel verſtanden. Der König verſtand zwar viel Imperatoriſch und die Prinzeſſin noch viel mehr Amoriſch; aber doriſch verſtanden ſie doch nicht. Sie ſchenkten dem Grafen daher mäuschenſtill eine kopfnickliche Audienz und bewunderten unaufhörlich die vielſeitige Sprachpotenz des extraordinären Herrn Grafen.

Magiſter Katzenbein, nein der geſtiefelte Kater, hatte indeß von wegen der Meilenſtiefelchen etliche Poſtmeilen überſprungen, auch mit ſeinem philologiſchem Spürtakt gerochen und zum Ueberfluß noch ſich an den fünf Fingern abklaviert, was man im Wagen zu ſprechen und nicht zu ſprechen gewagt. Da ſtand ihm auf einmal ein allmächtiger Wald vor der Naſe und die Holzhacker häufelten unzählige Scheitlachtern und Holzhaufen, ſintemal ſie ſpalteten und ſäbelten in die Millionen. Eichen und Föhren, Birken und Buchen, Weiden und Erlen und Gott weiß was für Bäume waren allda in dem unüberſchlichſten und überſeeligſten Walde ſo luſtiglich durcheinander gewachſen, wie ſie der Herrgott nicht alle Tage zu ſeinem Vergnügen ſo wachſen läßt. Und Zeichen und Wunder — denn ſieh': Hirſche, mit hundertjährigem Zickzack gehörnet, liefen die Kreuz und die Quer wie der Mücken luſtige Banditenſchwärme in Wirbelſäulen und wie der Heuſchrecken engliſche Heerſchaaren in galoppirenden Rudeln, verſteht ſich, nicht nebeneinander, ſondern all übereinander, ein zwei drei vier fünf Hirſchhoch; ja viele und abermals viele mußten ſich jäh-

lings auf der allertollesten Sichselbstbetsjagd an der höchsteigenen Galgenschlinge „Geweih" im Gewipfel erhängen und sich am schalgrünen Galgen lebendigen Leibes vom Rabengesindel auffressen lassen.

Das sind mir doch Tauben, die sich von selbst spießen, braten und essen lassen! Da wird der König, beim Guckguck, wollüstiglich leppern mit sämmtlichen Lippen und in Gedanken jegliches Wildstückchen mündlich besprechen — scilicet — gleich roh auffessen und am Ende noch den Grafen vor Liebe auffessen, derweil der das Wild hat und nicht ißt. So dachte der Kater. Ach — er hatte gut denken und der Graf zu verschenken!

Mag. Kätzkatz lief geschwind zu den Holzhackern, zeigte diesen ganz eigentlichen Stockfilologen die Zähne, als ob sie Mäuse wären, und redete sie im katerthümlichen Bariton barsch und farsch also an.

Ihr Bengels und Engelmänner, ich laß euch wahrhaftig, so wahr ich der Graf Karabas bin, allesammt die Nase abschneiden, das Fell über die Ohren ziehen und euch Rangen mit glühenden Zangen zerreißen, so ihr nicht dem König dort sagt, daß Wald und Wild dem Grafen von Karabas sei!

Die Holzhacker zogen gar gläubig die Hütchen und Pudelmützchen, und sagten ja.

Da war der katzsprüngige Kater hinweg wie ein Fegefeuer, und der König kam wirklich und die Holzhacker verwandelten sich in allerliebste Holzschreier und schrieen dem König was kunterbund vor vom Grafen von Karabas.

Auch hier die Waldburg iſt Ihre Beſitzung? frug der König den Grafen, ohne Antwort zu wollen. Das iſt ja ein Luſtwäldchen, wie ich im Himmel noch keins geſehn! Und meiner Treuen, da birſcht und birſcht und haſ't ſich ja Alles, an die dreitauſend Trillionen, wahrhaftig lebendige Braten! Ich müßte ohn' allen äſthetiſchen Geſchmack, ich müßte ein rindslederner Proſaiker ſein, ich müßte den Geiſt Ihres Waldküchenjournals nicht ſchon einmal gefaßt und gekoſtet haben, wenn ich Sie nun nicht als Wild- und Raugrafen emeritiren und zum Knall- und Fallfürſten und zum Tafelhirſchherzoge und zum Küchenthier- Spür- und Kürfürſten allerhöchſt o'ergnädigſt allergeruhſamſt deſigniren wollte. Sie ſind der Genius meines Geſchmacks, und darob und derohalben wird hinführo mein höchſteigener Geſchmack Ihr unterthänigſter Genius werden, der Ihnen zu ſchmeicheln zu ſagen ſich mitnichten und nimmermehro genirt: dieſe königliche Kleinigkeit, allerſchönſt liebwerthſeinmüſſende Prinzeſſin, 'gebornes Silber- Gold- Platinatöchterchen meiner Majeſtät, mandatmäßig künftig ſein ſollende Braut — —! Wollen Sie mehr?

Micheln lachte das Herz zum Leibe heraus und die erzherzige Hochherzigkeit von Prinzeſſin ſprengte alle alle ſprengbare Geſichtsminen, um — eine eine verliebte Miene zu machen. Aber du dermalen abweſender und damalen anweſender Michel, gräfliche Hoheit, die Sie vom Knappen zum Grafen nach Art der geſcheuten Schuljungen geſprungen, man warte doch ein hübſch Weilchen! Ew. Liebden liebliche Liebe kommt zwar

wie der Dieb in der Nacht; aber die Ehe, die Ehe, die will ehrliches Federleſen. — Nun meinetwegen.

Der kätzige Stiefler hatte bereits manch merkliches Stück Weges durchwebelt und war — Golgatha und Scheblimini! — an einen Galgen gekommen, dran baumelten jämmerlicher Weiſe vier, ſage vier arme Sünderchen, noch friſch zappelnd und die Augen verdrehend und die Zungen als Brücken der hinauspaſſirenden Lebensgeiſter ausſtreckend. Der gerührte Kater wollte bitterlich heulen und konnte doch nicht, und um aus Verlegenheiten zu kommen, die nur dem Thiere paſſiren, miaute der Magiſter ein klein Bischen in der bekannten Katzenmanier und ſprach:

Ihr hochgeſchätzten Schächer da droben, warum hängt ihr die Köpfe und guckt ſo pietiſtiſch zur Erden? Habt ihr den Himmel geſtürmt und der Herr Zebaoth hat euch mit Kreide an die ſchwarze Tafel gemalt? Vermault euch, ihr gigantiſchen Infanten, was ſeid ihr?

Da brummten die Galgenſtricke halbgebrochenen Auges und Lautes: Das — jung' — Pei — tſch — land!

Wie heißt ihr?

Heu — li — a — ner!

Haha! Wer hat euch an den Galgen genagelt?

Der — Log — os!

Ja ja, es log os, euer Lügenmaul, und der Logos iſt ein gar logiſcher Scharfrichter, und hingt ihr nicht ſchon, ſo ſprach ich: hol' euch der Henker! Ihr ſeid die Popanze und

Popänzchen und Kometenschwänzchen der liederlichen Liederzeit! Auf deiner Stirn, Pariser Schlaraffenkopf, glüht das Lied vom Heuler und Heuchler wie eine satanische Kohle, und auf dem Feuerherde deiner Augen, Nummer 2, will sich der Teufel was Gut's kochen, eine Kritik von Gottes sämmtlichen Werken! Gevatter Tod, seligen Andenkens, ist euer Rathgeber gewesen, und da sehet am Galgen zu, wie ihr durch die Welt kommt!

Hilf uns! Hilf uns! preßten und würgten die Galgenmännlein aus der geschnürten Kehle heraus.

Könnte ein Kater ein paulinischer Pope sein? Wie jammerschade, euch helfen zu müssen! Aber ich schwöre bei mir, dem König der Katzen, euch schlechterdings helfen, abschneiden, kuriren und euch Teufel englisiren zu wollen, wenn ihr 'n Schwabenstreich macht! Hört mal ihr Galgner und Lotterbuben, dort kommt der König, und saget ihr ihm, die Schächer des Grafen v. Karabas zu sein: so garantir' ich euch höchsten Herrschaften da droben für erpresse und ungepreßte Lumpengedanken kanonischen Kastenablaß, nein nein Kanonenstiefelablaß und die Gnade eurer popanzischen Majestät! Also aufgepaßt, ihr Hallunken! Ego, Mag Kater, ein Stellmacher, stelle euch hiermit in persona und an der Ediktalstelle eures eigenen Golgatha's die katzenellenbogische Alternative: entweder aus der papistischen Bannbulle die Quintessenz des Paradieses zu trinken, am Galgen nämlich; oder — um nicht zweimal in den hyperkritischen Rauchfang der Galgenluft gehangen zu werden —

ins liebe Gras zu beißen, zum loyalen Symbol, daß ihr den Graf Karabas küßt!

Sie alle krächzten aus der beengten Gurgel ein todenstimmiges: ja — o — ja!

Und es geschah noch zur selbigen Stunden — der Kater war längst über die Berge — daß der König vorbeifuhr und die Schädelstätte mit den hangenden prangenden Galgenmännerchen mit großen Augen anlohte. Und wie Allerhöchstderselbige die zwischen Himmel und Erde lebenden Menschenkinder zähnefletschen und an der unreifen Todeskirsche nagen und am Spinnwebfaden des Lebens sich anklammern sah: da wäre das Königsherz beinah schwammweich worden und das Königsaug' hätte gegrauset und das Großtöchterlein zart wär' in Ohnmacht gefallen und die Königshunde hätten geheult — wenn es sich schickte! Da ließ der König sein Fuhrwerk anhalten und konnt' es vor Neugierde nicht über sich bringen, sich selber das gestrenge Mandat zu geben, das Kutschkabinett zu verlassen und sich zur höchsteigenmündigen Konversation mit den wunderlichen Galgenwessiren allerbequemlichst herabzulassen.

Was sieht euch an, schon Feierabend zu machen, ihr Wichte und Gaudiebe? frug sie der König, indem zufälligerweise Graf Karabas als Adjutant neben ihm stand.

Graf Karabas gab uns den Abschied! stöhnten im Nu die hohlstimmigen Blitzkerle.

Ei Sie hochmögender, allerallmächtigster Graf, rief wie vom Schlage gerührt der bleiche König, mit halb verkohlter

Stimme, des Grafen Hand augenblicklich ergreifend, ſagen Sie doch, was haben die Leutchen verbrochen?

Graf Michel, von ſeinem Rathgeber, dem Kater, hinlänglich gewitzigt, las eilig die Stereotypfraſe von den Fingern und ſagte:

Die haben Schmuggel mit meinen Seidenraupen getrieben, die ſie in Nußbutten verſchachert, haben in die Poeten und Profeten gehauen und geſtochen, und gingen eben mit einem kritiſchen Univerſalopodeldok hauſiren, als ich ſie glücklich an der Grenze erwiſchte. Da ließ ich die ſonſtigen Revuekönige ſelbſt die Revue paſſiren, ihnen Fleiſcherhunde auf den Rücken binden und ſie ſo als nichtsnutzige Notabilitäten zu Nutz und Frommen des Volkes unter Sünderglockengeläute auf die grüne Wieſe der Ewigkeit ſchaffen. Nun — ich gab ihnen ein Rechenexempel zur Kurzweil am Galgen auf!

Laſſen Sie doch, ſagte der König zum Grafen gewandt, den Wüſtlingen einmal Gnade für Recht ergehen und ſchenken Sie den Dürſtlingen vom Waſſer des Lebens, da ihnen die Sonne ſo ſehr auf die Pelze brennt!

Nun meinethalben, meinte der Graf, und den Schächern wurden alsbald die Halsbänder gelöſt und Brotbriefe gegeben.

Da traten ſie ſämtlich vor den König und Grafen, fielen auf ihre Kniee und ſchlugen die Kreuze der Reverenz.

Man nagelte nun die waſſerfarbigen Unbilder der beiden Hoheiten vermittelſt des mit fatalen Emblemen verzierten Goldrahmens an das Galgengerüſte, und die allerheidniſchen Ma-

jeſtäten, die groſſe und die kleine, geruhten allerweiſeſt haupthochheiligſt die ſogenannte Erlaubniß zu geben, daß die zerknirſchten Libertiner vor allerhöchſtihren Götzenbildern hündiſche Abbitte und kindiſche Geſtändniſſe laut und vernehmlich abſingen ſollten.

Nachdem das vierblättrige Kleeblatt die Abbitte fein abgebeten, publizirte der Chef der Libertiner mit donnergrolliger Rede ſeine Ohrenbeichte, wie folgt.

Ich heiße Kriſtoforus Wagner und war weiland Famulus des D. Fauſtus. Da kam ich einſten mit meinen Geſellen, Namens Kühnbalg, Mundkoch und Präſewedel, nach Toledo in Spanien in ein Wirthshaus, wo etliche Schwarzkünſtler zechetten und vermeinten: es könne keiner in der Welt die Kunſt beſſer als ſie. Wie nun der Fürnehmſte unter ihnen erſah, daß ich ſeine Kunſt und Gaukelpoſſen beſpöttelte, beſann er ſich eifrigſt an mir zu rächen und mir Eins zu verſetzen. Nimmt daher ein wächſernes Männlein, was er in Vorſorge bei ſich getragen, und ſticht es mit einer Nadel in ein Aug', daß es alle, ſo bei Tiſch ſaßen, ſahen. Und es geſchah alſobald, daß mir ein Aug' im Kopfe verrückt war und verdarb, ſo daß das Waſſer aus der Sehhöhle auf den Tiſch träpfelte, ich wußte nicht wie und woher. Derohalben ich ſehr ergrimmete und mir ein mächtiges Meſſer langen ließ. Mit dieſem ſchnitt ich in den Tiſch ein rundliches Löchlein und fragete dannen den Schwarzkünſtler: ob er mir wolle meinen Augapfel zurückgeben? Derſelbige ſprach: mit nichten — e könne es nit thun, auch wenn

er gern wollte, sintemal das Ganzäugige heraus wäre! Da ließ ich, Kristoforus Wagner, ein spanklein Hölzlein bringen, und steckete es in den Tisch: da wuchs eine schöne Rose daraus, die war ganz blutroth! Dermalen ich noch einmal frug: ob er denn mein Aug' wieder schaffen wolle, da er doch könne? Und der Erzschwarzkünstler sagte abermals nein. Hierauf zückte ich nunmehro mein Messerlein und hieb die Rose vom Stengel. Und alsbald fiel diesem Künstler der Kopf auf den Tisch und das Rosenblut spritzte bis an die Decke. Die aber dabei saßen, meineten vorerst, das wäre nur schabernackisches Blendwerk, und baten mich sehre, ich möchte ihm den kritischen Kopf wieder aufsetzen, eh' er erkalte und verblute. Aber ich sagte recht schadenfröhlich: der Schaden da ist geschehen, um mein Aug' und um seinen Kopf!

Drauf nahm der andre Libertiner das Wort und sprach: Ich habe vor meinem Leben gern ein Sprüchlein gesungen, das ich von einem Minnereimer gelernt, der den Tannhäuser gut kannte, das hieß also:

Laßt uns mit frohem Leben
Zum Venusberge schweben,
Das Gute wohl genießen,
Es dankbarlich verschließen,
Und nichts verrathen nicht!

Da verrieth ich denn Alles und ich wurde verrathen und an den Galgen verkauft! Verdien' ich nicht Mitleid? Ich glaube.

Da kam der dritte an die Reihe und drückte sich so aus:

Ich war hochgelahrt und hatte bereits mehre hundert Jahre an einem Faſtnachtsliedchen für die Weltlyrik geleiert, bis ich mich endlich damit hören ließ. Und beim Dintenbecherklange brach mir mein Carmen den Hals, denn es blieb mir halbgeſungen im Hals ſtecken, und das Defizit will ich, bei meiner Ehre und Libertinage, hier nachholen.

Edit Nonna, edit Clerus,
Ad edendum nemo serus,
Bibit ille, bibit illa!
Bibit servus cum ancilla,
Bibit Abbas cum Priore,
Bibit cocnus cum factore!
Et pro Rege et pro Papa
Bibunt vinum sine aqua!
Et pro Papa et pro Rege
Bibant omnes sine lege!
Bibunt primum et secundo,
Donec nihil sit in fundo!

Nachdem ſich dieſer mit ſeinem glaubwürdigen Fragment allerſeits empfohlen, kam der Letzte zur Ausſage und ſagte:

Ich bin nichts und nirgends und darum kann hier ich nichts ſagen, außer etwa was Nichtsſagendes, par exemple, daß ich wie mein Nachbarchen ein geiſtloſer Geiſtreicher, ein ſogenannter Wichtelmann bin, daß ich eine Haube aufhabe von meiner Großmutter, Frau Gottſched, daß ich um die Schule gelaufen und Bier ſtudirt, daß ich der Schriftſteller Schriftpreller -- ſoll heißen — Kritiker bin, daß ich Roſenblätter rauche, um roſigen

Dampfſtoff zu Buchſtabennovellen zu haben, daß meine Ideen Sandkörner, meine Skriptur ein liederliches Dictionnaire ohne Grammatik und Syntax, und vollends meine Poeſien keine Kaktusblumen ſind, daß ich Mitternachts nicht zu Hauſe und am hellichten Tage in die Nacht verreiſt bin, daß ich die Roſe von Jericho, wie mein Mundkoch und Küchenbalg, gar nicht verſtehe, erſtlich weil ſie 'ne poetiſche Wunderroſe iſt und zweitens weil wir einen genialen Eſelsſprung über die zehn Gebote und das Vaterunſer gemacht, daß ich ferner, daß ich, daß — das daßt ſich was weg — wo war ich — bin ich bei Sinnen? Nein — ja — nein! — Nun: ich wollte wenigſtens den Herrſchaften da hier da ein vernageltes Probeſtückchen meines pikanten Brüh- oder Briefſtils vormachen. Hier kann ich doch beiläufig ein ungedruckt Manuſkriptchen an den Mann bringen; ſonſt fällt mir das ſchwer, obſchon ich ein Leichtfuß bin, und nur ein Hellerhonorar kann mich meiner Papierbürde entladen, ſo ſchlecht bin ich und ſo matt, um mein Schlechtes in noch ſchlechtere und dennoch beſſere Heller auszuwechſeln, die meine vom ewigen Manuſkripttragen ermatteten Rocktaſchen erleichtern und durch ihr Kupfergeklimper mein Bischen Geiſt noch vollends zu Grabe läuten. Nichtwahr, meine Herren?

Die Herren ſprachen: o ja!
Das iſt das Pferd von Troja!

Ein ſolcher virgiliſcher Streckvers von einem alten gepuderten Poeten, wie Blumauer, mußte nothwendigerweiſe die jungen Peitſchländer ſammt und ſonders verſchnuppen, und König

und Graf verſahen ſichs kaum, als auch ſchon die kaum abgeſchnittenen Galgenmännlein die neue Frechheit begingen, unbedingt durch die Lappen zu laufen. Das hätten ſich doch die Herrſchaften ſogar nicht im Schlafe träumen laſſen! Da dachten die Legalitäten: ſie haſchen zu laſſen und ihnen gehörig das Fell durchzugerben, verlohnt ſich der Mühe nicht — ſind doch die Racker keinen Schuß Pulver werth! Und der Graf, die alte ehrliche Michelshaut, ſagte zum König zu guter Lezt: die laufen in Gottesnamen und wiſſen nicht, daß ihnen der Teufel den Laufpaß viſirt!

Da geruhten die Hoheiten, das auf ſich beruhen zu laſſen, und fuhren wieder ihre Wege. Es führte ſie aber die Straße durch zaubergrüne Urwälder und ägyptiſche Goldfelder, an Seen mit ſeligen Inſeln, an Forellenbächen und Weihern, an maleriſchen Bergweilern, und durch Milch- und Honigdörfer, an perlenverſchneieten Alpenkronen und an wilden Zaubergärten himmelragender Felſenneſter vorbei. Und der König und die liebe Prinzeſſin konnten ſich nicht ſatt genug ſehen, und waren poetiſchen proſetiſchen Sinnes alſo entzückt und entrückt, daß ſie leibhaftig durch die Thore des Paradieſes zu fahren wähnten. Und die königliche Jungfrau begann zu blinzeln und dem edelſteinreichen Grafen die Augen zu zücken, denn es ward ihr ſelig und wohlig um's Herz und die allmächtige Liebe durchfuhr mit unaufhörlichem Blitzſchlag ihr geſegnetes Leibchen.

O Sie goldpüppiges Landgräfchen, rief im Wonnetaumel der König, all' Ihre Oaſen und Hügelgelände wären die unbe-

zahlbarſten Topaſen meiner eigenen Landſchaft, die dagegen eine Sandſchaft, eine Wüſte iſt! Ihnen gegenüber bin ich ein Lumpenkönig, nämlich ein Bettelmann, und jeden neumodigen Scharlachlatz und jede fleckſcheckige Jacke muß ich um ſchweres Geld aus den Schneiderpaläſten der Zankapfelſtadt des Paris beziehen, während das Alles Ihnen von ſelbſt anwächſt, da Ihnen die Kleider gleich gemacht aus der Erde herauswachſen und, wo ſie gehen und ſtehen, an Ihren Leib hüpfen und ſich zaubergeſchmeidig von ſelbſt daran ſchmiegen. Ihr Schneiderchen iſt das Vöglein im Wald und Ihre Hemdſpinnerin die Seidenraupe auf dem Maulbeerbaum, die weben und nähen Ihnen beide in ihren Neſtern und Weißſtübchen die Faſerhemdchen und Federgewänder, und der Ameiſenkönig bügelt ſie emſig und fein, und ein ſommerlicher Bienenſchwarm kittet ſie mit Honigſeim an Ihre gräflichen Glieder. Mein braver Herr Graf, Sie verdienen Großmeiſter meines brillanteſten Ordens zu werden; ja Sie verdienen noch mehr — Sie verdienen der Leſer und Liebhaber meines Lieds aller Lieder zu werden! Ich bitte Sie der ewigen Seligkeit willen — küſſen Sie doch mein allerſchönſtes Gedicht, das mir über alle Maßen gelungen und woran die Hofkritiker, die Hofmeiſter, ſo viele Jahre gefeilt!

Und der gottſelige Graf hing ſich der glatten Prinzeſſin an den elfenbeinernen Hals, und gaben ſich gegenſeitig die allertraulichſten Spitze und ſchmatzten ſich trunken und predigten einander von erbaulicher Liebe bis in Ewigkeit. Amen.

Der Geſtiefelte war unterdeß an ein wunderherrliches Schloß

gekommen, da waren zu schauen die hängenden Zaubergärten der Semiramis, queckſilberne Springbrünnlein, paradieſiſche Luſtgewäſſer mit herumgaukelnden und von majeſtätiſchen Zauberſchwänen an Diamantenſchnüren gezogenen Nachen aus lauter lauter Perlenmuſcheln, künſtliche Vulkaninſelfen, darinnen ein Hünenſchmied mit dem Blaſebalge der Windsbraut das ewige Feuer ſchürte und ein gigantiſches Schwert hämmerte und ſich einen Lindwurm zum Morgenbrod brätelte, eine tauſendjährige Baumſchule mit Zedern und Terebinthen, mit Platanen und Pinien, mit Steineichen und Tannen voll ſchwertiger Nadeln und goldenen Zapfen, mit einem Wort — alle Herrlichkeiten der Welt und noch mehr. Denn ſiehe! Auch war da zu ſchauen der ſchwarztuchene Leichenwagen der Nacht, gezogen von grauelhaften Rappengerippen mit Mondſilbergebiß und ſternigen Zügelſträhnen. Die Deichſel glich einer Milchſtraße und der ſchauerliche Wagen der blauen Grotte, umzäunet von Meerſchilf und Rohrſtauden, umflattert von Möven und jungen Greifen. Zwei Baſaltklippen prangeten als Statuen des Schlafs und des Todes und zugleich als Telegrafen zur ewigen Inſel der Seligen zu beiden Seiten. Vorn auf dem Kutſchbock ſaß, die Zügel ſtraff handhabend, der eingeborne Sohn der Nacht, der lebendige Tod. In der dunkeln Grotte des Wagens aber ſaß die Zauberfrau Mab vor ihrem Wunderkeſſel, die Wolfswurzeln da drinnen in Guckgucksblumen und dieſe wieder in Salamander und Schlangen, gräuliche Kräben und Eulen und in geiſterausheulende Hündchen verwandelnd. Auf dem Haupte des Kutſchers

schwebte und gackelte im Ringelreigen ein irrlichtähnliches Flammenpaar, um seine Zügel drehten sich bläuliche Kugeln, darin die milchblumigen Zügel wie Lilien durch bodenlose Blumenscherbel hindurchliefen, und auf seinen Achseln entstrebten zwei Falkenflügel, aus Legionen goldgrüner Schmetterlingsflügel zusammengesetzt, darinnen die Sterne als Johanniswürmchen erblitzten und Mond und Sonne mit Silber- und Goldreifen minnesam lächelten im vertraulichen Zwiegespräch. Unter ihm saßen die Schatten, mit baumlangen Schwertern einander bekämpfend, oben auf dem Wagen lag das uralte Weib des königlichen Tages, die mondbeglänzte Zaubernacht, ihr langgesträhltes Silberhaar stralte als Milchstraße am Himmel und ihr Gewand war aus Wolken und ihr Schleier aus Mondschein gewebt. Sie spielte in der Hand mit einem Strauße von Mohn, ihr Haupt war mit Mohnkörnern besät und auf ihrer Stirn stand in Young's Nachtgedanken vertieft der ewige Nachtwächter mit der Zauberlaterne, der genieglänzende Mond. Und über ihr saß auf dem Gipfel des Firmaments der König der Könige mit weltenfarbigem Gewande auf einem Throne, aus Himmeln erhöht, und hielt den Thierkreis und die Kugel der Kugeln.

Nachdem dieß Alles der hellsehende Magister gesehen, und noch dazu ohne Brille und Frauenhofer — denn die Kater sind Katzen und können im Dunkeln schön munkeln, das heißt: sehen —, raunte die Mähr in seinem Ohr, daß das Schloß dem närrischen Popanz gehöre, dem Chef der Zauberer, welcher

bekanntlich das Zwerggeschlecht der Menschen gar nicht erriechen, aber gar zu gern fressen mag.

Der Gestiefelte faßte einen Eisenfressermuth und ein baumstämmiges Herz, lief graden Wegs in die Behausung des verteufelten Goliaths und war eben vor seiner Thür, als der Popanz im donnerdrolligen Dialekt schrie:

Ich rieche Menschenfleisch!

Verzeihen Ew. Majestät Großmogul, Großsiegelbewahrer Sr. sataniſchen Heiligkeit! rief der gestiefelte Kater, in's Zimmer hineinpolternd und stolpernd. Verzeihen — Sie versprechen sich — Sie wollen sagen: ich rieche Katersleisch! Verzeihen Sie ja, meine hochwohlmögliche Unmöglichkeit! Warum sollten Sie sich nicht irren können, da ich doch auch von Ihrem Genre bin und mich tagtäglich Millionenmal irre und ein Schloß für ein Mausloch und die Bauern für Grafen ansehe? Ich konnte vor meinem Tode nicht ermangeln, zu Ihnen eine kleine Wallfahrt zu machen, da ich von Ew. popanziſchen Schwenzelenz das Allerwunderseltsamste, Allerunglaublichste gehört. Ich bin von gar hoher Abkunft und von Geburt ein Kater, bin — beiläufig gesagt — in einer Scheune auf dem Berg Ararat in einem Bündelchen Heu ausgeheckt worden, und mußte in meiner Jugend ein Metzger werden. Dann ward ich ein Scharfrichter, der die Ratten regelrecht abköpfte, jetzt bin ich ein reisender Gelehrter und bitte Sie ergebenst um einen Zehrpfennig.

Wo iſt dein Bündel und deine Gelehrſamkeit? frug gnädig der Popanz.

Die Poeten und Filologen tragen wie die Müllerburſche kein Bündel, haben aber die Gelehrſamkeit hinter den Ohren — ſagte der Kater.

Du ſiehſt mir recht weiß hinter den Ohren — ſo ſieht wohl die Weisheit?

Ei freilich, Herr Popanz, die Weißen ſind die Weiſen: das will ich Ihnen durch ein ſchlagendes Beiſpiel beweiſen. Sie kennen die Weißen, die Europäer, und die Schwarzen, die Nichteuropäer, und ſagen Sie ſelbſt: ſind die Schwarzen ſo weiſe wie die Weißen und die Weißen ſo dumm wie die Schwarzen? Jaja, die Pechdummen ſind die Schwarzen! Und aus dem einfachen Grunde: weil ſie in der Tinte ſitzen, und wer ſich in die Tinte geſetzt hat, den hält ein Dummer für geſcheut. Alſo im Resumé: die Pechkohlrabenſchwarzen ſind die Stockblitzbretsnageldummen!

Kater, ſagte der Popanz, dein Talent iſt mehr werth als eine Mandel Mäuſegenies, und dein Katzengenie gilt mir — freu' dich des Lebens! — mehr als zwanzig Talente attiſcher Konventionsmünze. Magiſter der ſieben Mäuſe und Doktor der ſpekulativen Waſſerrattenfiloſofie, du ſpieleſt ſo keck in die Menſchheit hinüber, daß mich dein Katzenbalg dauert! Sag': willſt du ein Menſch werden?

Ei mit dem größten Vergnügen, Herr Popanz! Aber — laſſen Sie mich noch Dreiviertelſtündchen in meiner antiken

Haut, denn mich juckt's Jagd zu machen auf Ihre Journale und Novitäten dort. Ach — du lieber Gott im Himmel droben! — meine Springbeinchen lieben den Hopfer zu sehr und ich muß, ich muß —

Hops — und der Kater saß wie ein kleiner Magister aus der akademischen Zwerg- und Zwirnfabrik mit unter den Steinen der Weisen, nein nein unter versteinerten Weisen, und sackelte gar nicht mit den Fakultäten alsobald anzubinden.

Der Popanz aber lachte sich hucklig und bucklig über das närrische Animalmännchen und setzte sich zum Spaße mit hin an die aus einem Granitfelsen gemeiselte Zeitungstafel.

Da kriegte der Kater, der seine kritische, hyperpoetische Rolle nicht gern umsonst spielen wollte, einige Leutchen aufs Korn, die gar zu gelahrt sich geberdeten. Die Altbärte, dacht' er, will ich euch abschneiden mit der Damaszenerklinge meines Fraumutterwitzes. Aber —

Dem Kater grade genüber stand der Popanz der Popanze, ein höllisches Ungethüm, eine aus tausend und abertausend tragikomischen Substanzen zusammengeschmiedete Karrikatur. Statt der Augen staken in seinem mörderlichen Kopfnischel zwei gläserne Leuchtkugeln, so groß wie der Mond und so hell wie die Sonne, und statt der Haare sah man die höllischen Heerschaaren, die Praestigiatores, ein unzähliches Schlangennest. Seine Stirn war ein Kirchdach hoch, ein steinknöchernes Riesengebirge, sein Backenbart der Odenwald und die Nase ein chinesischer Porzellanthurm. Und die Ohren? Hört:

das waren ausgehöhlete Felsblöcke, und der Mund, der Mund — der glich einer italiſchen Räuberhöhle und die Raffzähne glichen Banditen in Reih und Glied mit immergezückten Dolchen. O und die Krone über dem Schlangenhaupte war ein ungeheures Diſtel- und Neſſelneſt, drauf hockte der Vogel Greif mit feuerſpeiendem Schnabel, ſeine Drachenbrut mit Lindwürmchen abſpeiſend. Das übrige Körperſtück des verteufelten Popanzes war das Bruchſtück eines ſchneemännigen Koloſſes, Schulter und Bruſt waren wie aus einem Bleizuckerblock und die Mammuthbeine bedeckten Pantalons, aus tauſendelligem Weiberſommer gewebt. Seine Arme — das Gott erbarme! — waren aus einer Million Menſchenknochen gedrechſelt und mit Lindenbaſte zuſammengeröbelt. Die Hände waren aus Eiſenblech und inwendig hohl und die Höhlung ſo weit, daß große geheime Apotheken und Zauberbibliotheken, Pulver- und Bleimagazine darin aufgeſchichtet lagen. Die ſämmtlichen Eiſenfinger waren zugleich Doppelbüchſen und Piſtolen, und in der einen Hand hielt er ein zweiſchneidiges Skalpiermeſſer und in der andern eine Köhlerſtangel mit doppelzinkigem Haken, um ein Schock Filiſter aus dem Monde zu angeln, und dann das grasgrüne Menſchenfleiſch wie Heu hinunterzuſchlucken. Sein Hauch war der Grauvogt Föhn, der die Königsalpe der Welt heimſucht, und ſein Blick ein Blitz, der das Meer in eine Salzſäule und die ganze Menſchheit in feurige Buchſtaben verwandelt.

Unſer Kroniſt, der Zauberer X X, ſchwört an dieſer Stelle

hoch und theuer, daß er wahrhaftig nichts Lügenhaftes nicht ſage, und verſpricht Allen alle Perlen und Goldkörner des Ganges im Teſtament zu verſchreiben, wenn ſich die Sage in einen Lügner verliebt.

Der Zauberer, dieſer Spitzbub der geſunden Vernunft, fällt ohne Vortheil nie von der Bank, geſchweige denn aus der Erzählung. Man kann ihm hundert Mal die Leviten leſen und den Dolch ins Gehirn ſtoßen und ihn unter Steinen begraben — er ſteht auf wie aus einem Federbett und lacht uns alle nach Noten aus und trommelt auf unſerm Ohrenfell wie zuvor.

Die Popanze bauen keine Häuſer in die Luft, aber in den Sand: darum lag das Zimmer des Generalpopanzes auf ebener Erde. Es war der heilige Gräſerhain der Todten, nämlich ein Gebeinacker voller Hünengräber, ringsum vom Waſſer des Lebens umfloſſen. Die Leichenſteine mit ihren uraniſchen Inſchriften waren die Kanzeln des Urians, der ſo die Leichenpredigt nur abzuleſen brauchte, um ſogleich die armen Seelen im Fegefeuer mit der Hornhaut des ſchwarzen Ritterthums zu überziehen. Auf dem Grasgarten der Gräber wuchſen allerhand Wurzeln und Blumen, Mooſe, Geſträucher, Kräuter und Unkraut, als da ſind: Kellerhals, Hanfenfuß und Brennneſſeln, Pilze und Sädebäumchen, Biſſeln und Wermuth und Sauerampfer. Und dazwiſchen ſtanden die guten Geiſter, um ſich den Zähnen des Popanzes zu entrücken, in Blumen verwandelt als Lilien und Karthäuſernel-

len, als Bifolien und Zentifolien, die blüheten und dufteten auf den Gräbern ihrer heiligen Leiber und machten ihren Hügel zum irdiſchen Eden. Aber taub und duftlos lagen die gefallenen Geiſter als geknickte Tulpen verſtreut, und die ſataniſche Windsbraut las ſie auf und entführete ſie und band ſie mit dem Zaubergarn zuſammen zu einem Strauße in's Knopfloch des teufliſchen Grünrocks. Narziſſen und Hyazinthen ſtanden vor dem Garten des Guten und Böſen als getreue Eckarts und warneten Andre umſonſt vor dem zur Grube zwingenden Liebeszauber, in deſſen verblümete Wörtchen ſie ſelbſt verſtrickt und verzückt waren. In ihren eigenen Kelchen war der Wein des ewigen Lebens mit Aſchen und Eſſig gemiſcht, und ein einziger Blutstropfen des bekannten Pedells unſers Popanzes hatte ihren ſchneeweißen Blumenſtengel ſchwarzroth gewaſchen.

Dem geſtielten Kater brannte die Mordluſt wie eine Kohle auf dem Köpfchen. Die Rache rollte ihm in den Augen wie der auf Wolkenrädern dahinjagende Donnerwagen, und drohete heimlich um Mitternacht die Donnerkeile auf den ſchlafenden Popanz zu ſchleudern. Er ſaß ſtumm und ſtier auf dem Stuhle, einem Grabe, am Zeitungstiſche der Zeit, deſſen Geſtell aus Leichenſteinen und deſſen Tafeldecke aus Sargbretern beſtand, mit tauſendjährigem Mooſe und ſpärlichem Grün überfirnißt. Ein Erdzimmer — ein Todenhof? O ihr Kleingläubigen! Der Palaſt des Popanzes iſt, wie ſein Herr, in jeder Minute ein andrer — ein diamantenes Schloß und ein

Schutthaufen — eine lachende Grotte und eine Sandbank! Der Popanz, der Popanz ſteckt in einer Mücke und ſticht uns Blaſen, ſteckt in der Tinte und ſchreibt Teufelszeug, ſteckt im Gehirn und brütet Novellen für Modejournale, ſteckt im letzten letzten Groſchen, hüpft aus der Taſche und vergiftet als Vitriolſäure in einer winzigen Ammer unſre Zunge und unſern Geſchmack! O der Popanz, der Popanz kommt als Gedanke in unſre Gedanken, als Buchſtabe in unſre Buchſtaben, frißt das B und das D und ſteht als P und als T da! Er iſt Rieſe und Däumling in einem Sack, der Vogel Rock und ein Zaunkönig, ein Krokodil und eine Maus — und auf dieſe Maus ſpekulire ich, dachte der Kater. Eine Maus, eine Katze und eine Hyäne, ſo verwandt ſie auch ſind, gehen nie mit einander ſpaziren. Für die Hyäne bin ich ein Fraß, für die Maus ein Freſſer — und darum mach' ich der Maus den Garaus.

Der Kater guckte zur einſtweiligen Kurzweil wie 'ne Spitzmaus nach den allerfeinſten Leſepapieren und langte ſich etwelche mit ſeinen Pfötchen vom Tiſchchen herunter, nicht um ſie zu zernagen und damit einen Nachdruck in succum et sanguinem zu machen, ſondern wie andre ehrliche Leutchen um zu leſen. Er ſah nämlich zugleich die langweiligen Leſeleute, die ihm vor einem Weilchen unſichtbar waren, wieder um die Tafel herum ſitzen, alle alle wie hergehext. Und da ſaßen denn traulich zuſammen die Herren Birnberger, der Mondſtiliſter, Stabell — alſo benamſet, weil er die Elle am

Stock trug — ein Athener und Gerber von Profeſſion, Madame Clair-obscur, Hofdame und als weiße Frau in den hohen Häuſern herumhockend und ſpukend und todweiſſagend, ferner die Herren Maulwolf, der Ritter voller Furcht und Tadel, im Schild eine Löffelgans und einen Flederwiſch führend, Errant, ein irrender Leiermann, Moſche mit dem holden Ei, Zwillingskind und Mauſchelpoet, Seichtesleben, ein poetiſcher Quackſalber und Dunſtverſtändiger, Graunthal, der Unbekannte von da, wo kein Pfeffer wächſt, Frau Stadtpfeifer, Marketenderin, und endlich endlich unſre Buſenkatze — ſie hat mir den Odem faſt ausgeſogen, ſagt unſer Kroniſt — Magiſter Kater, doctor doctrinae, Gelegenheitsdichter, Brotgelehrter und ſanktionirter Rattenfänger von Hameln.

Der Kater kannte dieſe Leute auf's Haus, ſo daß er mit dem Flederwiſch ſeines Genies auch aus den geheimſten Schlupfwinkeln all' ihre Gedanken hätte herauskehren können. Er beſprach ſich mit ihnen über Vieles und Nichts, denn ſo gehört ſich's für eine gelehrte Geſellſchaft. Die Herren und Damen da merkten auf einmal einen grauſamen Durſt, nicht nach dem Reinweine der Poeſie, nein nach der Mumme der Nürnberger Didaktik. Das hatte der Kater ſchon lange mit dem Spürbarte geſpürt, ſetzte gar kühnlich die reelle Brille auf ſeine Naſe und eine ideelle auf die Naſe der Verſammlung und ließ ein venediſches Glas gegen die Langeweile — ein Gelegenheitsgedicht — die Lippenrevue paſſiren. Eine Selbſtrezenſion ruhte ſchon, aber noch mit naſſer, leichenblaſſer

Tinte, im Pulte — ſeiner Taſche, und ein verſifizirter Toaſt auf das Dichtertalent lag, auf Veranſtaltung des Popanzes, fix und fertig gedruckt, lithografirt und planirt auf dem Tiſch.

Unſer Kroniſt kann hier nicht umhin, das Gelegenheitsgedicht eines Katers gelegentlich mitzutheilen.

Der Kater liebt die Mäuschen,
Da kam er in das Häuschen,
Und ſuchte ſich ein Motto
Zum wunderlichen Lotto.
Er ſpielt mit ſeinem Bräutchen
Verſteckens viel und Haſchens,
Und naſchet ſie vom Kräutchen,
Muß ſie ihm ſein viel Naſchens.
Das iſt der Mäuſe Lebenslauf:
Den ſchreibt der Kater eben auf!

Willkommen mir, gelahrte Leute! —
Ihr ſeid ſo geiſtreich und geſcheute,
Daß ich euch nenne werthe Pinſel —
O danket mir nicht mit Gabinſel!
Mein alter Vetter war Petrarka,
Mein alter Buſenfreund Durante,
Ich ſah die zauberſchöne Scharka,
Und ſtahl mich oft in die Levante.
Das glaubet mir auf meine Haut,
Sonſt wird zum Spotte was miaut.

Ich las Novellen vom Boccaccio
Und Manuſkripte von Ajaccio,

Ich ſah nur ein, nur ein Banditendrama,
Denn arme Sünder ſpielen da das Lama!
Mit meinen Stiefeln ſtieg ich auf die Gletſcher,
Um mir da klar zu machen das Dilemma —
Da kam der Föhn, der Alpen Hochbeimetſcher,
Der wies in's Thal zum Alpenröſel: Emma —
Ich ſtieg hinunter in den Weidengrund,
Und an der Klarheit wurde kerngeſund!

Und Lieder ſang mir vor der Engel,
Noch nie gehört im Liederſprengel!
Das Herz, das Herzchen war der Springquell!
Die Stimm', die Stimme war der Singquell!
Das waren güldne Tannenzapfen,
Friſch abgebrochen von den Nadeln!
Und ſoll ich ihre Töne adeln?
Wie auf dem Wiegeis klingen Tapfen
Der Schuſſelknaben, wie ein Stein
Hinſchallt auf Eiſe glockenrein!

Wo hör' ich denn in Dünenländern
Von Liederplätzchen, Liederrändern?
Mit Meilenſtiefeln geh' ſpazieren;
Doch überall ſind nur Manieren!
Mit Liedern handelt man in Leipzig,
Und Dichterleiern ſchnitzelt München!
Die arme Poeſie, die reibt ſich,
Läßt ſich mit Firniß übertünchen!
O iſt das nicht die pudelnärriſche Zeit,
Wo Poeſie noch um den Dichter freit?

Verſammelte! Die Cryptiſtel
Die leſ' ich euch von einer Diſtel,
Die ritt auf einem Reifenſenker
Und wurde nimmer doch gelenker.
Da rief in Nöthen ſie ein Zicklein
Und krallte ſich an ſeinen Nasgen —
Sie mußte doch zur Erde tanzen,
Weil ſie nicht hing an einem Stricklein!
Die Diſtel iſt die Poeſie von heut,
Die ſich zu klettern und zu fallen freut!

O ſaget nicht von den Smaragdnovellen,
Die aus dem ſchwarzen Meer der Tinte quellen,
O ſaget nicht von rieſenhaften Oden,
Die brechſeln nur der Dichtung Antipoden!
Mir ſaget nicht von Folianteromanen,
Wo ihre Zeit begraben die Profanen,
Wo Ananas noch immer naſchet Eva,
Und Schmerzenreich gebieret Genoveva!
O ſagt mir nimmer von dem Bühnenſpiel,
Ihr ſpielet halb, weil Alles allzuviel!

Ihr dreht mit Dolchen Alles draſtiſch,
Schreibt in die Herzen mit Piſtolen;
Doch Herzen werden nur elaſtiſch,
Will ſie zu oft der Teufel holen!
Euch hängt die Poeſie am Galgen,
Weil ſie nicht hängt in eurem Hirne,
Ihr müſſet mit Figuren balgen,
Um zu verdecken eure Ethne!

Wo iſt der Walter von der Vogelweid,
Der drum nicht trüge bitter Herzeleid?

Journale thut ihr viele häufeln,
Der Trauben wenig, viel Herlinge,
Nicht eine Rußſchal können träufeln
Zur Labe ſie dem Dachſperlinge!
Auf Federn reitet in den Himmel,
Und wißt vom Himmel keinen Deut!
Ihr Ritter auf dem Federſchimmel,
Seid ihr der Erde zu geſcheut?
O wär' ich nicht verdammt zu einem Kater,
Im Jordan würde waſchen euch der Pater!

Wie die Herrſchaften das Ding da geleſen, griff der Kater hurtig und geſchwind in die Rocktaſche, und präſentirte auf einer Mappe die Rezenſion eines kritiſchen Ziffermanns. O ihr Ochſen, ihr Kapitalochſen! ſeufzte der Schalk vor ſich hin. Denn — hol' alle Teufel — die Rezenſion war behext, und jeder las eine andre. Wie ging das zu? Die Buchſtaben ſtanden im Befehle des Popanzes, die mußten ſich biegen und krümmen und ihre Plätze wechſeln, ſo oft er befahl. Dieſe wunderſamen Buchſtaben ohne Sitzefleiſch waren aber verzauberte Rezenſenten, die dem Popanz was verbrochen und zur Strafe zuerſt in der bleiernen Zwangsjacke und dann als gedruckte Tintenteufelchen in der Rezenſion eines Katers figuriren mußten. Jeder Buchſtab hatte ein Dutzend Metamorfoſen zu beſtehen, und ſo geſchah es, daß Mann und Maus

von der Gesellschaft ganz prächtig um die Kritik getäuscht wurde, da sich das Blitzblatt jede Minute umwandte.

Der selbstgefällige Kater war durch das Verfahren des Popanzes dermaßen in Wuth versetzt, daß er die Spitzzähne zusammenbiß, drei tüchtige Prisen aus dem Schildkrötendöschen nahm und alsobald in höllischer Katzenmanier an zu brutzen und kutzen fing. Itzi — daß dich der Nix beiße! wollte der Kater sagen.

Im selbigen Augenblicke war auch Alles wie vor seinen Augen hinweggeblasen und der Kater war wieder allein mit dem Popanz im Zimmer, wo's flimmerte und flammerte vom köstlichen Edelgestein. Der Gestiefelte fühlte sich seelenvergnügt, zumal da der Popanz die Pfauengestalt angenommen und nun sein grüngoldenes Feuerrad schlug, darin die Zauberfedern erglänzten. Sie ließen sich beiderseits in eine Art Zwiegespräch ein und sprachen noch mancherlei von literarischen Zigeunern, Häckselschneidern, pensionirten Poeten und von bärbeißigen Rezensenten, als von Menschen, die man wie Handschuhe um die Hand wickeln könne.

Aber kurz und gut: der Kater brach ab, und machte Mine, in die Pilze zu gehen.

Apropos, sagte der Kater, Ew. Popanzische Majestät können sich laut der heiligen Volkssage in Groß und Klein, wie sie der Hirte austreibt, augenblicklich verwandeln! Aber das will mir nicht recht in den Kopf!

Und urplötzlich stand ein brüllender Leu vor dem Kater

der wie Schafleder ausriß und auf den Brotschrank hinauf sprang. Da war auch im Nu der Löwe hinweg und der Popanz stand in der alten Vogelgestalt wieder vor'm Kater und frug:

Nichtwahr, 's ist keine Fabel?

Ach, Ew. Gnaden! entgegnete schüchtern der Kater und der scheinheilige Racker rang die Pfötchen, als müßt' er noch heut in die Ewigkeit spaziren. Ach freilich! Aber Ew. Hoheit verzeihen, da ich ein Kater bin beschränkten Kopfes und Quentchengenies, wenn ich eine knüppeldumme Frage thu'!

Können Sie nicht in eine löbliche Ratte oder vielleicht auch in eine resp. Maus übergehen? Das ist sicherlich die radikale Unmöglichkeit!

Nun — ich will mir mal den Spaß machen! sagte der Popanz, rupfte sich eine Zauberfeder aus seinem Pfaurade heraus, und zwängte sich wahrhaftig in das Zobelfell einer Spitzmaus hinein. Und wie das Mäuschen so auf den Dielen herumfuhr, juckt's dem Kater im Spürbart und — knipps, knipps — da war die Maus kapinirt. Der Kater sprang ellenhoch, denn das Popanzmäuschen schmeckte vortrefflich!

Und siehe, der Königswagen fuhr grade vor dem Schlosse des seligen Popanzes vorbei. Da rannte der Kater hinaus und dem König entgegen und hieß ihn im Burgschloß des allerdurchlauchtigsten Herrn Grafen von Karabas absteigen.

Willkommen, willkommen mein alter Bekannter! sagte gnädigst der König zum Kater. — Und Sie, mein gesegneter

Graf, beſitzen dieß prächtige Schloß, dieſe himmelſeligen Gärten voll Balſaminen und Sinaroſen? So was Uebernatürliches hab' ich in meinem Leben nicht geſehn!

Ja, ſagte Graf Michel, das riecht mir ſo köſtlich wie Braten, daß ich Brot dazu beißen möchte! — Merken Sie was?

Nachdem nun der König mit dem Grafen und der Prinzeſſin im Schloß das eigentlich dem Popanz gehörige Mahl aufgeſchroten und außerordentlich tapfer gebechert, da ward er auf einmal bis zu Thränen gerührt, und verſchenkte ſein Goldtöchterchen ſporenſtreichs an den Grafen von Karabas. Und die liebten ſich wie Geſchwiſter, und an Liebeszeremonien war gar nicht zu denken. Auch ließ der König an allen Wegweiſern publiziren, daß nach ſeinem Tode der Graf Karabas ins Königthum komme. Und es dauerte gar nicht lange, daß der König vor Freude ſtarb, und da regierte als König der Graf aus der Windmühle mit der zauberholden Gemahlin, und zwar entſetzlich ergötzlich, wie alle die Könige.

Der Kater aber ward krank und verdrüßlich, und lief in die Dornen.

Und die Dornen waren die Nägel zum Sarge des geſtiefelten Katers!

Dornröschen.

Einſt war ein König und eine Königin, die wünſchten ſich von Herzen gerne ein Kindlein, und kriegten doch nimmermehr eins. Da begab ſich's, daß die Königin einmal im Bade ſaß und ein Krebs aus dem Waſſer heraus kroch ans Land, der da ſprach: dein Wunſch wird ſich erfüllen und du wirſt eine Tochter gebären. Was der Krebs voraus geſagt, das geſchah und die Königin gebar ein ſo ſchönes Mädchen, daß der König vor lauter Freude ſich nicht mehr zu laſſen wußte und ein ungeheures Jubelfeſt anſtellte. Er lud nicht allein ſeine Verwandten und Freunde und Bekannten, ſondern auch die weiſen Frauen dazu ein, damit ſie dem Kind hold und gewogen würden. Es waren dreizehn Feen in ſeinem Reich; weil er indeß nur zwölf güldene Teller hatte, wovon ſie eſſen ſollten, konnt' er die eine nicht einladen. Die Geladenen kamen und beſchenkten, nach beendigtem Feſte, das Kindlein mit ihren Wundergaben. Die eine beſchenkte daſſelbige mit Tugend, die andre mit Schönheit, die dritte mit Reichthum und ſo mit Allem, was Herrliches auf der Welt iſt. Als zehn ihre Wünſche eben gethan

hatten, trat die dreizehnte herein, die nicht geladen war und sich rächen wollte. Sie rief: das Königsfräulein soll sich im fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und todt hinfallen! Da trat die zwölfte hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte; zwar konnte sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, aber sie konnte ihn mildern und sprach: es soll aber kein Tod sein, sondern ein tiefer hundertjähriger Schlaf, in den das Königstöchterlein fällt!

Der König hoffte, sein liebes Kind noch vor dem Ausspruch zu bewahren und ließ den Befehl in alle Lande ergehen, daß die Spindeln allesammt abgeschafft würden. An dem Mädchen aber wurden alle die Gaben der weisen Frauen erfüllt, denn es war so schön, so sittsam, so fröhlich und so verständig, daß es Jedermann, der es schauete, lieb hatte. Es geschah, daß grade am Tage, wo es ins fünfzehnte ging, der König und die Königin vom Hause weg waren und das Fräulein ganz allein im Schlosse zurückblieb. Da lief es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Thurm. Es stieg eine schmale Mauertreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thür. Im Schloß stak ein gelber Schlüssel, und als es drehete, sprangen die Thürflügel auf und da saß drinnen im kleinen Stübchen eine alte Frau, die spann emsig an ihrem Flachs. Ei du alt Mütterchen, sprach die Königstochter, was machst du da? Ich spinne, sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. Wie das Ding da herum springt! rief das Fräulein und griff nach

der Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie die Spindel berührt, so ging die Verwünschung des Zauberweibes in Erfüllung und sie stach sich damit.

Im Augenblick aber, wo sie sich gestochen, fiel sie auch nieder in einen tiefen Schlaf. Und der König und die Königin, die eben nach Hause gekommen, fingen an mit dem Hofstaate allesammt einzuschlafen. Da schliefen auch die Pferde im Stall ein, die Hunde im Hof, die Tauben auf dem Dach, die Fliegen an der Wand, ja selbst das Feuer, das auf dem Heerde flackerte, ward mausestill und schlief ein und der Braten hörte auf zu bräkeln, die Katzen auf dem Katzenherde kugelten sich zusammen, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er was verbrochen, bei den Haaren herumzauseln wollte, ließ ihn los und vergaß die Backpfeife und schlief seliglich ein, und Alles, was lebendigen Odem hatte, ward tiefsinnig und schlief.

Um das Schloß aber begann eine Dornhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und am Ende das ganze Schloß überzog und drüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr, selbst nicht die Fahnen auf den Dächern, zu sehen war. Es lief aber die Sage wie ein Lauffeuer im Lande herum von dem wunderhübschen, schlafenden Dornröschen, denn also wurde die Königstochter benannt. Und es kamen von Zeit zu Zeit ritterliche Leute und Königssöhne, die durch die Hecke in das Schlößchen eindringen wollten. Es ward ihnen aber unmöglich, denn die Dornen hielten sich gleichsam wie mit Händen zusammen, und sie blieben darin hängen und starben jäm-

merlich. Nach langen, langen Jahren kam wieder ein Königssohn durch das Land, dem erzählte ein alter Mann von der Dornhecke, daß dahinter ein Schloß stecke, worin ein wunderschönes Königsfräulein, Dornröschen genannt, schlafe mit dem gesammten Hofstaat. Er erzählte auch, daß er von seinem Großvater gehört, wie viel Königssöhne gekommen wären, um die Dornhecke zu durchbrechen, aber darin hängen geblieben und eines traurigen Todes verstorben. Da sprach der Jüngling: das soll mich nicht abschrecken, ich will hindurch und das schöne Dornröschen schauen. Der Greis mochte ihm abrathen, so viel er wollte, der Prinz hörte nicht drauf.

Nun waren grade am Tage, wo der Königssohn herkam, die hundert Jahre verflossen. Und als er sich der Dornhecke näherte, waren es lauter große, prächtige Blumen, die thaten sich von selbst auseinander, daß er ungeritzt und unzerstochen hindurch ging; aber hinter ihm schlugen die Blumen sich wieder als eine Hecke zusammen. Er kam in's Schloß, da schnarchten die Pferde im Stalle und es schliefen die Hunde im Hofe, die scheckigen Jagdhunde, und Alles schlief, was sonst kreucht und fleucht, und die Tauben auf dem Dache hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er in's Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, die Katzen lagen zusammengekugelt, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollt' er dem Jungen was auf die Backen versetzen, und die Magd saß vor dem Perlhuhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah den ganzen Hofstaat da liegen und

schlafen und oben drüber den König mit der Königin. Da ging er noch weiter und Alles war so heimchenstill, daß einer seinen Odem hören konnte. Und endlich kam er zum Thurm und sprengte die Thüre zur kleinen Stube, in der Dornröschen schlief. Da lag sie so wonnig und schön, daß er die Augen gar nicht abwenden konnte, und er bückte sich auf sie herab und gab ihr den Kuß. Wie sie aber den Kuß empfangen, schlug sie plötzlich die Augen auf. Und so erwachte das Dornröschen und sah den Königssohn freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat, und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Stall standen auf und schüttelten sich, die Jagdhunde sprangen empor und wedelten, die Täubchen auf den Dächern zogen das Köpfchen unter'm Flügel hervor, guckten sich um und flogen in's Feld, die Fliegen an den Wänden krochen weiter, die Katzen dehnten sich aus und machten einen Kameelbuckel, das Feuer in der Küche erhub sich, knisterte in die Höh' und kochte das Essen und der Braten bräkelte fort, der Koch gab dem Jungen die nun hundertjährige Maulschelle, daß er mörderlich schrie, und die Magd rupfte das Huhn vollends fertig. Und alsbald wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller erdenklichen Pracht gefeiert, und die Vermählten lebten alle beide gottvergnügt bis an ihr seliges Ende.

Spielhanſel.

(Aus dem Plattdeutſchen.)

Es iſt einmal ein Mann geweſen, der hat nichts als gespielt, und den haben die Leut nur den Spielhanſel geheißen, und weil er gar nicht aufhörte zu ſpielen, ſo hat er ſein Haus, ſein ganzes Habchen und Pabchen verſpielt. Jetzt eben den lezten Tag, eh' ihm die Schulden ſchon's Haus haben wegnehmen wollen, iſt unſer Herrgott und der heilige Petrus gekommen und haben geſagt: er ſolle ſie über Nacht bei ſich behalten. Da hat der Spielhanſel geſagt: aber ich kann euch kein Bett und nir zu eſſen geben. Da hat unſer Herrgott geſagt: er ſollte ſie nur behalten und ſie wollten ihm ſelber was zu eſſen kaufen; das iſt dem Spielhanſel recht geweſen. Da hat ihm der heilige Petrus drei Groſchen gegeben, daß er zum Bäcker gehen und Brot holen ſolle. Jetzt iſt halt der Spielhanſel gegangen, wie er aber zu dem Haus kommen iſt, wo die andern Spiellumpen drin waren, da hat ihn Alles gezwungen und ſie haben gerufen und haben ge-

ſchrien: Hanſel, komm' herein! Ja, hat er geſagt, will's mir die drei Groſchen auch noch abzwingen? Die haben aber nicht nachgelaſſen. Jetzt iſt er halt hinein und hat da die drei Gröſchchen auch ſchon verſpielt. Der heilige Petrus und unſer Herrgott haben lange gelauert und wie er gar nicht wieder gekommen, ſind ſie ihm entgegen gegangen. Der Spielhanſel aber, wie er gekommen iſt, hat gethan, als wenn ihm's Geld in eine Lache gefallen wär', und hat da zum Scheine herumgeſucht und geſingert: aber unſer Herrgott hat's ſchon gewußt, daß er's verſpielt hat. Da hat ihm der heilige Petrus nochmals drei Groſchen gegeben. Jetzt hat er ſich aber nimmer verführen laſſen und hat ihnen's Brot gebracht. Da hat ihn unſer Herrgott gefragt, warum er keinen Wein nit hätte? Da hat er geſagt: o Herr, die Fäſſer ſind alle leer! Da hat unſer Herrgott geſagt: er ſolle nur in den Keller hinab gehen, da ſei nicht der ſchlechteſte Wein drin. Er hat's lange nicht glauben wollen, aber auf die Lezt hat er geſagt: ich will nunter gehn, aber ich weiß, daß keiner drin iſt. Wie er aber das Fäſſel abzapfen thät, ſo iſt der beſte Wein von der Welt rausgeronnen. Jetzt hat er ihnen den Wein gebracht und die Zwei ſind über die Nacht da geblieben. Den andern Tag in der Früh' hat unſer Herrgott zum Spielhanſel geſagt: er ſolle ſich dreierlei Gnaden ausbitten! Er hat gemeint, er werd' ſie im Himmel ausbitten; aber der Spielhanſel hat gebeten um eine Kart', mit der er Alles gewänn', um Würfel, mit welchen er auch Alles gewänne, und

um einen Baum, wo alles Obſt darauf wüchſe, und wenn einer hinauf ſtiege, daß er nimmer herab könne, als bis er es ihm befehlen thät. Jetzt hat ihm unſer Herrgott Alles gegeben, was er verlangt hat, und iſt mit dem heiligen Petrus wieder fortgangen.

Jetzo hat halt der Spielhanſel erſt recht zu ſpielen angefangen und hätt' bald die halbe Welt zuſammengewonnen. Da hat der heilige Petrus zu unſerm Herrgott geſagt: Herr, das Ding thut nit gut, er gewinnet auf die Lezt noch die ganze Welt; wir müſſen ihm den Tod zuſchicken. Jezt haben ſie ihm den Tod geſchickt. Wie der Tod kommen iſt, ſaß der Spielhanſel neben dem Spieltiſch; da hat der Tod geſagt: Hanſel, komm' ein Biſſel heraus! Der Spielhanſel aber hat geſagt: wart' nur ein Biſſel, bis das Geſpiel aus iſt, und ſteig derweil ein wenig auf'n Baum da nauf und brich uns ein Schnupftüchel voll Obſt ab, daß wir was auf dem Wege zu naſchen und beißen haben! Jezt iſt halt der Tod hinaufgeklettert und wie er wieder hat runter wollen, hat er nit können, und der Spielhanſel hat'n ſieben Jahr droben gelaſſen, und derweil iſt kein Menſch nit geſtorben.

Da hat der heilige Petrus zu unſerm Herrgott geſagt: Herr! das Ding thut kein gut, es ſtirbet ja' kein Menſch mehr; wir müſſen ſchon ſelber kommen. Jetzt ſind ſie halt ſelber gekommen, und da hat ihm unſer Herrgott befohlen, daß er den Tod herab laſſen ſolle. Da iſt er aber gleich gangen und hat zum Tod geſagt: geh' runter! Und der hat'n

gleich unter die Scheere genommen und hat'n beim Kragen gekriegt und mörderlich abgewürgelt. Da sind sie mit einander fort und sind in die andere Welt kommen, da ist halt mein Spielhansel zum Himmelthor und hat angeklopft. Wer ist draußen? — Der Spielhansel. Ach, den brauchen wir nit, geh' nur wieder fort! Da ist er zum Fegfeuerthor gangen und hat wieder geklopft. Wer ist draußen? Der Spielhansel. Ach, es ist ohne das Jammer und Noth genug bei uns, wir wollen nit spielen; geh' nur wieder fort! Da ist er zum Höllenthor gangen und da haben sie ihn eingelassen, es ist aber Niemand zu Hause gewesen als der alte Luzifer und krumme Teufel (die graden haben auf der Welt zu thun gehabt), und da hat er sich gleich niedergesetzt und hat wieder zu spielen angefangen. Jezt hat aber der Luzifer nix gehabt als seine krummen Teufel: die hat ihm der Spielhansel abgewonnen, weil er mit seinen Karten All's hat gewinnen müssen. Jezt ist er mit seinen krummen Teufeln fort, und da sind sie nach Hohenfurt und haben die Hopfenstangen ausgerissen und sind damit zum Himmel hinauf und haben's zu wagen angefangen; und jezt hat der Himmel schon gekracht. Da hat der heilige Petrus wieder gesagt: Herr! das Ding thut nit gut; wir müssen ihn herein lassen, sonst wirft er uns den Himmel hinab! Jezt haben sie ihn halt eingelassen. Aber der Spielhansel hat gleich wieder zu spielen angefangen und da ist gleich ein Lärm und Getös worden, daß man sein eignes Wort nit verstanden hat. Da hat der heilige Pe-

trus wieder gesagt: Herr! das Ding thut kein gut, wir müssen ihn herabwerfen, er machet uns sonst den ganzen Himmel rebellisch! Jetzt sind sie halt her und haben ihn herabgeworfen, und da hat sich seine Seele zertheilt und ist in die andern Spiellumpen gefahren, die noch bis Dato leben.

Die drei Meiſterſtücke.

Es gab einmal Drillinge
Von wunderlicher Art,
Die waren guter Dinge
Auf ihrer Wanderfahrt.

Der eine war ein Fechter,
Der andre ein Barbier,
Der dritte war ein rechter
Ein ächter Schmieder ſchier.

Die kamen einſt vom Rheine
Zur alten Meierei,
Und jeder ſtritt, daß ſeine
Das Vaterhäuschen ſei.

Der Vater ſprach: das Hüttchen
Hat Einem nur gelacht,
Der gleich ein Meiſterſtückchen
Vor meinen Augen macht.

Da ſprang vorbei ein Häschen,
Und hurtig der Barbier
Raſirt ihm Kinn und Näschen
Im vollen Laufe ſchier!

Der Alte dachte: weiter
Nun Keiner erben kann!
Da ritt ein flinker Reiter
Mit seinem Roß heran.

Das Schmidtchen sprang, die Eisen
Riß er dem Rosse raus,
Und heften thät und schweißen
Ihm neue im Reißaus!

Der Vater stund verlegen,
Wem sollte nun das Schloß?
Da kam ein Donnerregen,
Daß es mit Mublen goß.

Der Fechter thät sich wetzen,
Focht mächtig vor dem Haus,
Parirte zum Ergötzen
Die Regentropfen aus!

Der Alte sah erschrocken
Das junge Fechterlein,
Wie's überall so trocken
Und ohne Tröpfelein.

Der Scherer und der Schmieder
Umhalsten den Kumpan;
Der Vater sprach: ihr Brüder,
Ihr sollt das Häuschen han!

Die Mähr vom Mahandelbaum.

(Nach dem Plattdeutſchen.)

Das iſt nun Alles lange her, wohl zwei tauſend Jahr, da war ein reicher Mann, der hatte eine ſchöne fromme Frau, und ſie hatten ſich beide ſehr lieb, hatten aber keine Kinder; ſie wünſchten ſich aber ſehr welche, und die Frau betete ſo viel darum, Tag und Nacht; dennoch kriegen ſie keine und kriegen keine. Vor ihrem Hauſe war ein Hof, darauf ſtund ein Mandelbaum, hinter dem ſteht die Frau einſt im Winter, und ſchält ſich einen Apfel. Und als ſie ſich den Apfel ſo ſchälte, ſo ſchnitt ſie ſich in den Finger, und das Blut fiel in den Schnee. Ach! ſagte die Frau, und ſeufzte ſo recht hoch auf, und ſah das Blut vor ſich an und war ſo recht wehmüthig, — hätt' ich doch ein Kind ſo roth wie Blut und ſo weiß wie Schnee! Und als ſie das ſagte, da ward ihr ſo recht fröhlich zu Muthe, ihr war recht als ſollte das was werden. Da ging ſie zu dem Hauſe und es ging ein Monat hin, der Schnee verging, und zwei Monde — da war das Grün, und drei Monde — da kamen die Blumen aus der Erde, und vier Monde — da drängten ſich alle Bäume in's

Holz, und die grünen Zweige waren all' in einander gewachsen. Dort sungen die Vögelchen, daß das ganze Holz schallte, und die Blüten fielen von den Bäumen. Da war der fünfte Mond weg, und sie stand hinter dem Mandelbaum, der roch so schön; da sprang ihr das Herz vor Freuden, und sie fiel auf ihre Kniee und konnte sich nicht lassen. Und als der sechste Mond vorbei war, da wurden die Früchte dick und stark, da ward sie ganz still. Und der siebente Mond — da griff sie nach den Mandelbeeren und aß sie so naschig, daß sie traurig und krank ward. Da ging der achte Monat hin, und sie rief ihren Mann und weinte und sagte: wenn ich sterbe, so begrabe mich hinter dem Mandelbaum! Da wurde sie ganz getrost und freute sich, bis der neunte Monat vorbei war, da kriegte sie ein Kind, so weiß wie Schnee und so roth als Blut; und als sie das sah, so freute sie sich so, daß sie starb.

Da begrub sie ihr Mann hinter dem Mandelbaum, und er fing an zu weinen, einige Zeit ganz untröstlich; dann ward er was stiller, und als er sich ausgeweint hatte, da hörte er auf, und noch einige Zeit — da nahm er sich wieder eine Frau.

Mit der zweiten Frau kriegte er eine Tochter, das Kind aber von der ersten Frau war ein Söhnchen und war so roth als Blut und so weiß wie Schnee. Wenn die Frau ihre Tochter ansah, so hatte sie sie so lieb; aber sah sie den lustigen Jungen an und das ging ihr so durch's Herz, und ihr

däuchte als stünd' er ihr allerwegen im Weg, und dachte zumal immer, wie sie ihrer Tochter all das Vermögen zuwenden wolle. Und der Böse gab ihr das ein, daß sie dem Jungen ganz gram ward und stets um ihn herum, von einer Eck' in die andre, und pufft ihn hier und knufft ihn dort, so daß das arme Kind immer in Angst war; wenn er denn aus der Schul' kam, so hatt' er keine ruhige Stunde.

Einst war die Frau auf die Kammer gangen, da kam das Töchterchen auch herauf und sagte: Mutter, gib mir einen Apfel! Ja, mein Kind — sagte die Frau, und gab ihr einen schönen Apfel aus der Kiste; die Kiste aber hatte einen großen schweren Deckel mit einem großen scharfeisernen Schloß. Mutter! sagte die Tochter — soll Bruder nicht auch einen haben? Das verdroß der Frau, doch sagt sie: ja, wenn er aus der Schule kommt. Und als sie aus dem Fenster gewahr wurde, daß er kam, so war das recht, als wenn der Böse über sie kam, und sie griff zu und nahm ihrer Tochter den Apfel wieder weg und sagte: du sollst nicht eher einen essen, als Bruder. Darauf schmeißt sie den Apfel in die Kiste und macht die Kiste zu. Da kommt der Junge an die Thür; da gab ihr der Böse ein, daß sie freundlich zu ihm sagte: mein Sohn, willst du einen Apfel essen; und sah ihn so hastig an. Mutter, sagte der kleine Junge, was siehst du grausig aus, ja gib mir einen Apfel! Da war ihr, als sollte sie ihn tödten. Komm mit mir — sagt sie und macht den Deckel auf — hol dir einen Apfel heraus! Und wie sich der Junge hinein-

bückt, ſo räth ihr der Böſe: bratſch — ſchlug ſie den Deckel zu, daß der Kopf abflog und unter die rothen Aepfel fiel. Da überlief ſie das in der Angſt und dachte: konnt' ich das von mir bringen? Drauf ging ſie bebend nach ihrer Stube, nach ihrem Tragkaſten, und holt aus der Wäſchlade ein weites Tuch, und ſetzt den Kopf wieder auf den Hals und band das Halstuch ſo um, daß man nichts ſehen konnte, und ſatzte ihn vor die Thür auf einen Stuhl und gab ihm den Apfel in die Hand.

Da kam darnach Marleinichen zu ihrer Mutter in die Küche, die ſtand bei dem Feuer und hatte einen Keſſel mit heißem Waſſer vor ſich, den rührte ſie immer um. Mutter — ſagte Marleinichen — Bruder ſitzt vor der Thür und ſieht ganz weiß aus, und hat einen Apfel in der Hand; ich hab' ihn gebeten, er ſoll mir den Apfel geben, aber er antwortet mir nicht. Da ward mir ganz traurig. — Geh noch mal hin, ſagte die Mutter, und wenn er dir nicht antworten will, ſo gib ihm eins an die Ohren. Da ging Marleinichen hin und ſagte: Bruder, gib mir den Apfel! Aber er ſchwieg ſtill; darauf gab ſie ihm eins auf die Ohren, da fiel der Kopf herunter. Darüber entſetzte ſie ſich und fing an zu weinen und zu trauren, und lief zu ihrer Mutter und ſagte: ach Mutter, ich hab' meinem Bruder den Kopf abgeſchlagen! und weinte und wollte ſich nicht zufrieden geben. Marleinichen! ſagte die Mutter, was haſt du denn? Aber ſchweig nur ſtill, daß kein Menſch merkt, das iſt nun doch nicht zu ändern;

wir wollen ihn in Suppe kochen. Da nahm die Mutter den Jungen und hackte ihn in Stücken, that ihr da in den Topf und kochte ihn zu Brühe. Marleinichen aber ſtand dabei und weinte und weinte und die Thränen fielen all in den Topf.

Da kam der Vater zu Haus und ſetzte ſich zu Tiſch und ſagte: wo iſt denn mein Sohn? Da trug die Mutter eine große, große Schüſſel auf, mit ſchwarzer Brüh', und Marleinichen weinte und konnte ſich nicht halten. Da ſagte der Vater wieder: wo iſt denn mein Sohn? Ach — ſagt die Mutter — er iſt über Land gangen, nach M. zum Oheim, er will dort was bleiben. — Was macht er denn da? und hat mir nicht mal Adieu geſagt! O er wollte gern hin und bat mich, ob er da wohl ſechs Wochen bleiben könnte. — Ach, ſagte der Mann, mir iſt ſo recht traurig, das iſt doch nicht recht, er hätte mir doch Adieu ſagen ſollen! Und er fing an zu eſſen und ſagte: Marleinichen, was weinſt du? Bruder wird wohl wieder kommen! Ach Frau — ſagt er dann — was ſchmeckt mir das Eſſen ſchön, gib mir mehr; und je mehr er aß, je mehr wollt er haben und ſagte: gebt mir mehr, ihr ſollt nichts davon haben, das iſt als wenn das Alles mein wär'! Und er aß und aß, und die Knochen ſchmiß er all unter den Tiſch, bis er Alles aushatte. Marleinichen aber ging hin nach ihrer Kommode, und nahm aus dem unterſten Fach ihr beſtes ſeidnes Tuch, und holte alle die Beinichen und Knochen unter dem Tiſch herauf, und band ſie in das ſeidene Tuch und trug ſie vor die Thür und weinete ihre

blutigen Thränen. Da legte ſie ſie unter den Mandelbaum in das grüne Gras, und als ſie ſie dahin gelegt hatte, ſo war ihr mit einmal ſo recht leicht und weinte nicht mehr. Da fing der Mandelbaum an ſich zu bewegen, und die Zweige thaten ſich immer ſo recht von einander und wieder zuſammen, ſo recht als wenn ſich einer ſo recht freut und mit den Händen ſo thut. Und alsbald ging daraus ſo ein Nebel von dem Baum und recht im Nebel da brannte ein Feuer, und aus dem Feuer da flog ſo ein ſchöner Vogel heraus, der ſung ſo herrlich und flog hoch in die Luft. Und als er weg war, da war der Mandelbaum wie er zuvor geweſen, und das Tuch mit den Knochen war weg. Marleinichen aber war ſo recht leicht und vergnügt, recht als wenn der Bruder noch lebte. Drauf ging ſie wieder ganz luſtig in's Haus bei Tiſch und aß.

Der Vogel aber flog weg und ſetzte ſich auf eines Goldſchmidts Haus und fing an zu ſingen:

Mein Mütterlein mich bräkelte,
Mein Väterchen mich häkelte,
Mein Schweſterlein Marleinichen
Die ſuchte meine Beinichen,
In eines Tüchleins ſeidnem Sarg
Am Baum ſie mein Gebeine barg!
Piroli, Mahandel Mahandelbaum,
Ich bin ein Vogel und weiß es kaum!

Der Goldſchmidt ſaß auf ſeiner Werkſtelle und machte eine goldene Kette. Da hört er den Vogel, der auf ſeinem Dach ſaß und ſung, und das dünkt ihm ſo ſchön. Da ſtund

er auf und als er hinausging, so verlor er einen Pantoffel, er ging aber so recht mitten auf der Straße, einen Pantoffel und eine Socke an, sein Schurzfell hatt' er vor, und in der einen Hand hatt' er die goldne Kette und in der andern die Zange. Und die Sonne scheint so hell auf der Straße, da ging er rechts zu stehn und sah den Vogel an: Vogel! — sagt er da — wie schön kannst du singen, sing mir das Stück nochmal! — Nein, sagt der Vogel, zweimal sing ich nicht umsonst, gib mir die goldne Kette, so will ich dir das nochmal singen! Da — sagt der Goldschmidt — hast du die goldne Kette, und sing mir das nochmal. Da kam der Vogel und nahm die goldne Kette so in die rechte Krall' und ging vor den Goldschmidt und sung:

Stiefmütterchen hat mich zerrissen,
Mein Väterchen hat mich gebissen,
In das Schürzchen meine Marleine
Zusammenlas meine Gebeine,
Die hat sie getragen zum Baum, zum Baum,
Zu der Mutter grünem Mahandelbaum!
Kiwidi, kiwidi, kiwit!
Ich bin kein Vogel nit!

Da flog der Vogel weg, nach einem Schuster und setzte sich nieder auf seinem Dach und sung dasselbige Liedel.

Der Schuster hörete das und lief vor seine Thür, im aufgestriffelten Hemdenärmel, und sah nach seinem Dach und mußte die Hand vor die Augen halten, damit die Sonne ihn nicht blende. Vogel, sagt er, was kannst du schön singen!

Da rief er in ſeine Thür herein: Frau, komm mal heraus, dort iſt ein Vogel, ſieh' mal, der Vogel da kann mal ſchön ſingen! Da rief er ſeine Tochter und Kinder und Geſellen und die junge Magd, und kamen alle auf die Straße und ſahen den Vogel an, wie er ſchön wäre. Und er hatte ſo recht rothe und grüne Federn, und um den Hals war das aus lauter Gold, und die Augen blitzerten ihm im Kopf wie Sterne. Vogel, ſagt der Schuſter, nun ſing mir das Stück nochmal! — Nein, ſagt der Vogel, zweimal ſing ich niemalen umſonſt, du mußt mir was ſchenken. — Frau, ſagt der Mann, geh nach der Bank auf der Oberſtube, da ſtehn ein Paar rothe Schuhe, die bring her. Da ging die Frau hinauf und holte die Schuhe. Da Vogel — ſagt der Mann — nun ſing mir das Stück nochmal! Drauf kam der Vogel und nahm die Schuh in die linke Klau, und flog wieder auf das Dach und ſung das vorige Liedel.

Und als er ausgeſungen hatte, ſo flog er weg. Die Kette hatt' er in der rechten und die Schuh in der linken Klau, und er flog weit weg nach einer Mühle, und die Mühle ging klipp klapp — klippe klappe — klipp klapp, und in der Mühle da ſaßen zwanzig Müllerburſchen, die hauten einen Stein und hackten, hick hack — hicke hacke — hick hack, und die Mühle ging dazu klipp klapp — klippe klappe — klipp klapp. Da ließ ſich der Vogel auf einem Lindenbaum nieder, der vor der Mühle ſtund, und ſung:

Stiefmutter die mich zerreißt,

da hörte ein Mühlknappe auf,
Mein Vater mich aufspeist,
da hörten noch zwei auf und hörten das,
Mein Schwesterchen Marleinichen —
da hörten wieder vier auf —
Hat funden meine Beinichen!
In einem Scharlachschreinichen —
nun hackten noch acht Mann —
Sie trug sie —
nun noch fünf Mann —
zum Mahandelbaum!
nun noch ein Mann,
Ritsch-schitsch-scheritschie!
Ich bin der Vogel hie!

Da hört der Lezte auch auf und hat das Lezte noch gehört. Vogel, sagt er, was singst du schön, laß mich das auch hören, sing mir das noch mal! Ne, sagt der Vogel, zweimal sing ich nit umsonst, gib mir den Mühlenstein, so will das noch mal singen! Ja, sagt der Mühlbursch, wenn er mir allein gehört, so sollst du ihn haben! Ja, sagten die andern, wenn er noch mal singt, so soll er ihn haben. — Da kam der Vogel herab und die Müllers faßten alle zwanzig mit Bäumen an und bohrten den Stein auf in die Höh, ho hopp hoch — hu nuh nuff! Darauf steckte der Vogel den Hals durch das Loch und nahm den Mühlstein um wie einen Kragen, und flog wieder auf den Baum und sung das alte Lied.

Und als er das ausgesungen, da thät er die Flügel von

einander und hat in der rechten Klau die Kette und in der linken die Schuh und um den Hals den Mühlenſtein, und flog weit weg nach ſeines Vaters Hauſe. —

In der Stube ſaß der Vater, die Mutter und Marleinichen bei Tiſch, und der Vater ſagt: ach wie wird mir leicht, mir iſt recht groß zu Muthe! Nein, ſagt die Mutter, mir iſt ſo angſt und bange, ſo recht als wenn ein ſchwer Gewitter käme! Marleinichen aber ſaß und weinte und weinte. Da kam der Vogel angeflogen, und ſo, daß er ſich auf das Dach ſetzt — ach! ſagt der Vater, mir iſt ſo recht freudig und die Sonne ſcheint heute ſo ſchön, mir iſt recht als ſollt' ich einen alten Bekannten wieder ſehen! Nein, ſagt die Frau, mir iſt ſo bänglich, die Zähne klappern mir, und da iſt mir wie Feuer in den Adern! Und ſie richtete ſich ihr Kiſſen zurecht, und ſo mehr. Aber Marleinichen ſaß in einer Ecke und weinte, und hatte ihr Tüchel vor den Augen und weinte das Tüchlein ganz madennaß. Da ſetzte ſich der Vogel auf den Mandelbaum und ſung:

Meine Mutter die mich geſäbelt,

da hielt die Mutter die Ohren zu und kniff die Augen zu und wollte nicht ſehen und hören. Aber das brauſte ihr in den Ohren wie der allerſtärkſte Sturm, und die Augen brannten ihr und zückten wie Blitze.

Mein Vater der mich geſchnäbelt,

Ach Mutter, ſagt der Mann, das iſt ein ſchöner Vogel, der

ſingt ſo herrlich, die Sonne ſcheint ſo warm und das riecht wie lauter Zimmet!

Meine Schweſter das Marleinichen,

Da ließ Marleine den Kopf auf die Kniee und weinte in eins weg. Der Mann aber ſagte: ich geh heraus, ich muß den Vogel dicht beſehn! — Ach geh nicht, ſagte die Frau, mir iſt als bebte das ganze Haus und ſtünde in Flammen. Aber der Mann ging heraus und ſah den Vogel an.

Nahm die genagten Beinichen
Und that ſie in dem ſeidnen Saum
Da unter dem Mahandelbaum!
Kitſch - ſchitſch - ſcheritſchie!
Ich bin der Vogel von hie!

Damit ließ der Vogel die goldne Kette fallen, und ſie fiel dem Mann juſt um den Hals, ſo recht hier herum, daß ſie ſo recht ſchön paßte. Dann ging er herein und ſagt: ſieh — was iſt das für ein ſchöner Vogel, hat mir ſo eine ſchöne goldne Kette geſchenkt, und ſieht ſo ſchön aus! Der Frau aber war ſo entſetzlich, und fiel der Länge lang in die Stube hin und die Mütze fiel ihr vom Kopfe. Da ſung der Vogel wieder:

Mutter Mutter die mich zerdrucket, —

ach daß ich tauſend Fuder unter der Erde wär', daß ich das nicht hören ſollte! ſchrie die Frau. —

Mein Vater hat mich verſchlucket,

Da fiel die Frau für tod nieder,

Die Schweſter mein Marleinichen —

ach! sagte Marleine, ich will auch heraus gehn und sehn, ob der Vogel mir was schenkt. Da ging sie heraus — —

Sie suchte all meine Gebeinichen
Und legte im feinen Leinichen —

da warf er ihr die Schuh herab —

Sie unter'n Mahandelbaumbaumbaum hie!
Ritsch-schitscheritsch-schitscheritschie!

Da war ihr so leicht und fröhlich, da zog sie die neuen rothen Schükelchen an und tanzte und sprang herum. Ach — sagte sie — ich war so traurig als ich heraus ging, und nun ist mir so leicht, das ist mal ein herrlicher Vogel, hat mir ein Paar rothe Schuhchen geschenkt!

Nein — sagte die Frau und sprang auf, und die Haare stunden ihr zu Berge wie Feuerflammen — mir ist als soll die Welt untergehn, ich will auch heraus, ob mir leichter werden soll!

Nun als sie aus der Thür kam — bratsch! — schmiß ihr der Vogel den Mühlenstein auf den Kopf, daß sie ganz zu Splitter und Brei ward.

Der Vater und Marleinichen hörten das und gingen heraus, da ging ein Dampf und Flamme und Feuer auf von der Stätte, und als das vorbei war, da stand der leibhaftige Bruder, und er nahm seinen Vater und Marleinichen bei der Hand und waren alle drei so recht vergnügt, und er ging mit ihnen in das Haus zu Tisch und da aßen sie denn. Und sind sie nicht über dem Essen gestorben, so essen sie heute noch.

Die kluge Regine.

Einſt war ein Mann, der hatte eine grundgeſcheute Tochter, die hieß Regine. Wie ſie nun aufgewachſen war, ſprach der Vater: wir wollen ſie heirathen laſſen! Ja, ſagte die Mutter, wenn nur einer käme, der ſie haben wollte! Endlich kam einer ungeheuer weit her, der hieß Hamfried und hielt um ſie an unter der Bedingniß, daß ſie auch recht klug wäre. O, ſagte der Vater, die hat Grütz im Kopf! und die Mutter ſagte: ach, die ſieht den Wind auf der Gaſſe laufen und die Gräſelein wachſen und hört die Fliegen huſten! Ja, ſagte da Hamfriede, wenn ſie nicht pfiffig iſt, ſo nehm ich ſie nicht!

Als ſie nun zu Tiſch ſaßen und aßen, ſprach die Mutter: Regine, geh in den Keller und hole Bier! Da nahm Regine den Krug vom Schüſſelbrete, lief in den Keller und klapperte unterwegs brav mit dem Deckel, damit ihr die Zeit ja nicht zu lang würde. Als ſie nun drunten war, nahm ſie ein Stühlchen und ſtellte es vor das Faß, damit ſie ſich nicht krumm bückete und ihren Rücken zerbräche und Schaden am Leibe nähme. Dann hielt ſie die Kanne hin und drehte den

Hahn auf und während deß, daß das Bier hinein buttelte, wollte ſie die Augen nicht müſſig laſſen und guckte oben an die Wand nauf und entdeckte hin und herguckend grade über ſich eine Kreuzhacke, die die Mäurer da ohne Obacht hatten ſtecken laſſen. Da hub die kluge Regine an zu ningeln und zu granſen und ſprach: wenn ich den Hamfried kriege und wir kriegen was Kleines und das iſt groß und wir ſchicken das Kind in den Keller, daß es hier Bier zapfe — ſo fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und macht's mauſetod!

Da blieb ſie ſitzen und kauerte und heulte ſich ein Bißchen im Voraus von wegen des etwa anrückenden Unglücks. Die oben bei Tiſch ſaßen, lauerten auf den Labtrunk, der ihnen ein Grabtrunk ward, denn die Regine kam in Ewigkeit nicht. Da ſagte die Mutter zur Magd: geh doch in den Keller und ſieh, wo's Mädel bleibt! Die Magd rannte hinunter und fand ſie vor dem Faß ſitzen und mit Händen und Füßen heulen. Regine, was weinſt du ſo ſchrecklich? fragte die Magd. Ach, ſagte ſie, ſoll ich nicht den Keller voll weinen und mit Händen und Füßen ſtrampeln! Wenn ich den Hamfried kriege und wir kriegen ein Kind und das iſt groß und ſoll hier Bier holen, ſo fallt ihm die Kreuzhacke da auf den Kopf und macht's todt! Da ſprach die Magd: was haben wir für eine kluge Regine! ſetzte ſich hin zu ihr auf das Bierbret und fing ſelber an über das Unglück zu ſchreien. Ueber eine kleine Weile, da die Magd nicht wieder kam und die droben todduſtig nach dem Trunk waren, ſprach der Mann

zum Knecht: geh du hinunter, wo die Magd und Regine bleibt! Der Knecht ging hinab, da saß die Magd und Regine und heulten beide zusammen, da frug er: was heult ihr denn? Ach, schluchzte Regine, soll ich nicht weinen! Wenn ich den Hamfried kriege und wir kriegen ein Kleines, und das ist groß und soll hier Gebräude abzapfen, so prallt ihm die Hacke droben auf den Kopf und schlägt's tod! Da sprach der Knecht: du bist eine kluge Regine! Und er setzte sich zu ihr mit hin und fing auch an laut aufzuheulen. Aber, oben in der Stube lauerten sie schmerzlich auf den Knecht, da er nimmermehr wieder kam. Und der Mann sagte zur Frau: geh mir doch in den Keller und sieh, wo Regine bleibt. Die Frau Mutter ging hin und sah alle drei in Weh und Leide und frug nach der Ursach. Da klagte ihre Regine im stockweknerlichen Dialekt und bröckelte die Worte so recht heraus und sagte: ach du liebe Mutter, o hör mal, bekomm ich von Hamfrieden was Kleines und wird das groß und soll hier Bier abbutteln, da wird's da von der Kreuzhacke erschlagen, denn die hängt da droben so locker! Da sprach die Mutter gleichfalls: ach was du für ein klug Töchterchen bist! Und sie spürete Wehmuth und mußte sich mit hinsetzen und konnte sich gar nicht satt weinen. Der Mann aber wartete noch ein Weilchen, und wie auch seine Frau nicht wieder kommen wollte und sein Durst immer derber ward, sprach er: ich muß nur selber in den Keller gehen und ausfindig machen, wo die alle bleiben! Als er nun in den Keller kam und alle vier bei

einander saßen und weineten in Gesellschaft und er den Grund hörte, daß das künftige Kind der Regine dran Schuld wäre, das sie vielleicht zur Welt brächte, um von der Kreuzhacke da todgeschlagen zu werden, wenn sie grade in der Minute herabfiele, wo das Kindchen grade 'arunter säße und kauerte Bier einzuschenken — da rief er ganz weich und thränenhaft: o meine kreuzkluge Regine und die kreuzdumme Hacke! Und ein Thränchen über das andre kroch über seine Backen und er konnte vor Angst nicht stehen und setzte sich auch mit hin und weinete auch ein Stück.

Der Bräutigam mußte unendlich lange allein bleiben, und wie Niemand wieder kam, dacht' er in seinen Gedanken, sie werden da unten gewiß auf dich warten, du mußt auch hingehen und nur sehen, was sie haben! Als er hinab kam, saßen die Fünf da und schrieen die Zunge entzwei und weinten die Augen entzwei und machten's so ganz erbärmlich, eins immer besser wie's andre. Ei, was ist denn da für eine Mordthat passirt? frug Hamfriede. Ach, mein Hamfriede! sagte Regine, wann wir einander heirathen und haben was gekriegt und es ist groß geworden und wir lassen's hier für uns Bier holen, da kann ihm ja die Kreuzhacke, die da oben ist stecken blieben, wenn sie herabfallen sollte, das Köpfchen zerhacken, daß es nicht wieder reckt — sollen wir da nicht weinen und in Vorsorge uns ausweinen? Nun — meinte Hamfried — mehr Verstand haben zu wollen, wär Unsinn von mir, und weil du so klug bist und noch dazu eine Re-

gine, ſo will ich dich haben! Und da packt' er ſie bei der Hand und ließ ſie ſich von Niemandem nehmen und nahm ſie denn auch und machte Hochzeit, denn es war hohe Zeit, mit ihm und mit ihr!

Wie ſie der Hamfried eine Weil hatte, fiel ihm was ein und da ſagt' er: Weib, ich will fortgehn zu ärbten und ein paar Kröten verdienen, geh du in's Feld und mach Korn ab, daß wir Brot haben! Ja, mein Hamfriede, das will ich thun! Nachdem der Mann fort war, machte ſie ſich ein gut Roggenmus und löffelte vom Milchaſch den Rahm dazu und nahm das ſcharmante Milchmus mit zu Felde. Als ſie an den Acker kam, ſprach ſie bei ſich: was muß ich eher machen — Korn ſchneiden oder Mus eſſen? Natürlich, ſprach der Mund, man muß erſt eſſen! Da aß ſie ihren Topf ſo recht rein aus und wie ſie ſtorrenſatt war, frug ſie ſich wieder: was thu ich eher — ſchneiden oder ſchlafen? Hei ſchlafen, verſteht ſich! ſagten die Magenwürmer. Da legte ſie ſich in die Kornhalmerchen und ſchlief ein.

Hamfriede war lange zu Hauſe, aber Regine wollte nicht kommen. Da dacht' er: ach was hab ich für eine nutzkluge Regine, die iſt ſo rührig und emſig, daß ſie nicht einmal heim kommt und was ißt! Da ſie aber noch immer ausblieb und es ſchon dämmerig wurde, weil der Abend heran kam, ging der Hamfried hinaus und wollte ſehen, wie viel ſie gemandelt hätte; aber da war nichts gemähet und gar nichts gemandelt, und ſie lag der Länge lang in ihrer Kornbucht und

ſchnarchte und träumte vom Kornſchneiden. Da machte ſich Hamfried ganz geſchwind heim und holte ein Vogelgarn mit kleinen Schellenglöckchen und hängte das um ſie herum und ſchlich ſich hinweg und ließ ſie immer fort ſchlafen. Hamfriede war gleich wieder nach Hauſe, legte ſich auf die Bank hin und ließ die Hausthür verriegeln.

Endlich endlich erwachte die kluge Regine, wie es ſo ganz ſtockfinſter war und ſo rabenſchwarzdunkel, daß man keinen Zoll breit geſcheidt ſehen konnte. Und wie ſie aufſtund, rappelte es um ſie herum, und je mehr ſie in's Laufen kam, deſto mehr rappelte es. Da erſchrak ſie und wußte beinah nicht, ob ſie wohl ein Geſpenſt wäre, und ward irre am lebendigen Leibe und war zweifelhaft, ob ſie auch wirklich die kluge Regine, und frug ſich ſelber: bin ich's oder bin ich's nicht? Das wußte ſie aber nicht, was ſie ſich antworten ſollte und ſtund verlegen wie ein angeſchoſſener Haſe. Endlich ſchlug ſich der letzte Lebensblitz in's Mittel und ſie dachte noch klug in ihren dummen Gedanken: ich will nach Haus gehen und fragen, ob ich's bin oder nicht, die werden's ja wiſſen! Da lief ſie vor ihre Hausthür, die war ganz feſte verſchloſſen, und da pochte ſie denn an's Fenſter und rief: Hamfriede, iſt deine Regine drinne? Ja, erwiederte Hamfried, die iſt da! Und da erſchrak ſie vollends ganz und gar und ſtotterte im Duſſel heraus und ſprach: ach du mein Gott, dann bin ich's nicht! Und ſie ging vor eine andere Thür; aber als den Leutchen das Schellengeklingel in die Ohren drang, wollten

ſie nichts von ihr wiſſen und nicht aufmachen, denn ſie rochen Lunte und bliesen in Hamfriedens Horn. Und ſo ging es ihr allüberall in den Häuſern, und lief da helleweg zum Dorfe hinaus und ließ ſich nimmermehr wiederſehn. —

Das iſt eine Goldmähr für die ſentimentalen Faulenzerinnen.

Geſchichte vom Kibitz.

War ein armes Bäuerlein, das hieß Kibitz, und lebte mit ſeinem Weibe auf einem Vorwerke recht ruhig und ſo recht in ſeinem Gott vergnügt. Da begab es ſich, daß er einſt mit ſeinem Ochſengeſpann ſein Feldchen pflügte und urplötzlich ſeinen Namen nennen hörte. Und da ſah er ſich flugs um und ſah einen Vogel, der ihn immer und immer rief und nimmer den Schnabel hielt. Das war aber der Vogel Kibitz, der da in der Luft herumſchranzte und ſo recht herumſchwänzelte, als hätt' er in aller Welt gar nichts weiter zu thun, als eben ſein zweiſilbiges Lied unter die Leute zu bringen. Das Bäuerlein ward ſo bitterböſe darüber und dachte nicht anders, als daß der Vogel ihn ein Biſſel zum Hänschen haben wolle. Der Vogel konnte aber gar nichts dafür, ſondern ſung, wie ihm der Schnabel gewachſen war und rief ſich im Grunde immerfort ſelbſt und hätte „krah krah" und „guck guck" geſchrien, wär' er eine Krähe oder ein Guckguck geweſen. Der Bauer war aber einmal empfindlich wie andere Leute, deren Namen Spitznamen ſind, und wollte ſich das von einem rupfigen Vogel ſchlechterdings nicht gefallen laſſen.

Warte du Spottvogel, dacht er und nahm einen Kieſelſtein, um ihm einen Treffer zu geben; der Vogel flog aber ruhig von dannen und der Stein, ſtatt den Vogel zu treffen, fiel auf das Wirbelfleckchen ſeines Ochſen und ſchlug ihn auf der Stelle todt.

Was ſoll ich nun mit dem andern Ochſen? dachte der rappelköpfige Kibitz und Denken und Todſchlagen war eins, zog beiden die Lederjacke aus und ging ſtracks nach der Stadt, um die Ochſenhäute noch warm weg an einen Gerber um gut Geld zu verſchenken.

Da fand er auch bald ein Haus, wo ein Gerber ſein ſollte. Er klopfte ein wenig ſtark an und es ward ihm nicht aufgethan, da ſah er zum Fenſter hinein und ſahe ſein blaues Wunder, wie eine Frau einen Junggeſellen, der ihr Liebhaber ſchien, in einen Kaſten verſteckte. Da pochte er noch einmal an und recht derb und da ward ihm denn aufgemacht. Die Frau frug, was er wolle, und als er ihr ſagte, daß er Felle verkaufen wolle, gab ſie ſchnippiſch zur Antwort, der Gerber ſei außer Haus und ohne den würde nichts draus. Der Bauer ſagte, er wolle kein Geld und wäre da mit dem alten Kaſten zufrieden. Dieß wollte natürlich die Frau nicht zugeben, weil der Liebhaber drin ſtak, und zankten ſich beide eine lange Weile herum, bis der Gerber nach Haus kam und frug, was denn da wäre? Der Bauer erzählte nun Alles haarklein und bat, daß er doch den Kaſten bekommen möchte. Der Gerber frug ſeine Frau, warum ſie ſo einfältig ſei und für zwei

Stierfelle den lumpigen Kaſten nicht weggäbe? Sei doch froh, ſagt' er, wenn der Bauer weiter nichts will! Und nun nahm der Bauer den Kaſten, die Frau mochte ſchreien wie ſie wollte, das half nun alles nichts mehr. Das luſtige Bäuerlein lud den Kaſten auf ſeinen Wagen und fuhr damit fort über alle Berge. Wie er ohngefähr die Hälfte Weges gefahren war, fing der junge Herr an zu ſchreien und gotts-erbärmlich zu bitten, daß der Bauer ihn aus der Haft laſſen möchte. Unſer Bäuerlein war aber ſteinhart, aber nicht ſtein-reich, darum ſprach er zu ſeinem Schächer kurzweg: biet' Geld oder bleib' eingeſperrt! Da bot der Jungeſell Geld und der Bauer ließ ſich immer mehr bieten. Und das junge Herrchen ſaß nun einmal im Sprenkel und mußte als Närrchen wohl oder übel einem Fremden für die Frau büßen, bot dahero in letzter Lebensnoth ſein letztes Gebot und an die tauſend Tha-ler. Damit war der Bauer endlich einmal zufrieden, ließ dann den Kerl aus dem Kaſten herausſchlüpfen und ſperrte dafür die tauſend Thälerchen ein. Aber die Liebhaber liefen zum Teufel.

Nun fuhr er vergnügt in ſein Dorf heim und erzählte, wie gut er ſeine Felle verkauft. Als das die übrigen Bauern hörten, ſchlugen ſie all ihre Ochſen tod, und wollten das Fell auch ſo gut los werden. Als ſie aber zum Gerber kamen, frug ſie der Gerber, ob ſie geſcheidt wären, ob ſie ihren Hirn-kaſten mitgebracht hätten, er hätte ja dem Kibitz nur einen alten Kaſten gegeben. Darüber erboſt, daß ſie der Kibitz ſo

in den April geschickt, beschlossen sie den Beschluß zu beschließen, ihn todzuschlagen, und zwar dann, wann er in seinem Garten stünde und grübe. Dieß erfuhr aber mein Kibitz und sagte zu seiner lieben Frauen: wir wollen uns doch einen Spaß machen! Zieh du meine Lederhosen und meinen Pelz an und setz' den Dreimaster auf und geh in den Garten graben! Die Bauern, dacht' er, glauben dann steif und fest, daß ich's bin. Die Frau versprach das zu thun und stellte sich also am Morgen in den Garten und grub. Da kamen denn die Bauern und schlugen sie tod, mit dem guten Glauben, sie hätten den Kibitz erschlagen.

Unser Kibitz hatte sich sein Leben durch der Frau Tod gar theuer erkauft; aber umsonst ist der Tod — und doch war der Tod nicht umsonst, denn so war der Plan des Kibitz gelungen. Darum strich er sich alle Sorgen aus dem Kopfe und freute sich königlich. Indeß dachte er auch noch von seiner todten Frau einigen Nutzen zu ziehen, nahm sie nämlich, zog ihr ordentliche Kleider einer Bauersfrau an, gab ihr ein Körbchen mit den wunderköstlichsten Früchten, die jetzt sehr rar waren, da es April war, in die Hand und setzte sie vor der Stadt auf ein breites Brückengelände; er aber versteckte sich gar nicht weit davon. Nach einer Weile kam eine sehr hübsche Kutsche mit sechs Apfelschimmeln, mit Bedienten und einem Vorreiter, so daß sicherlich darin eine sehr hochedele Herrschaft saß. Als diese die Früchte sah, sandte sie einen Bedienten zur Frau, daß er sie fragen sollte, wie viel die

Früchte kosteten. Der Bediente ging und frug, wie viel sie kosteten, bekam aber keine Antwort. Nachdem er so einige Mal gefragt, ward er verdrießlich und höchst ärgerlich, und indem er dachte, sie schliefe, gab er ihr einen derben Stoß, daß sie erwachen sollte; aber die Frau fiel rücklings in's Wasser hinein. Nun kam der Kibitz dazu gesprungen und schrie und jammerte, daß man ihm seine Frau in den Fluß geworfen hätte und daß er die Herrschaft mitsammt dem Diener verklagen wollte. Die Herrschaften ängstigten sich und sagten ganz kleinlaut zu ihm, er möchte um Gotteswillen nur ruhig sein, sie wollten ihm ja für die eingebüßte Frau die ganze Kutsche da mit Roß und Troß geben. Da machte Kibitz die Miene, als ob er ihnen eine große Gnade erwiese, nahm Bedienung, Gespann und Geschirr in Beschlag, setzte sich stolz in die eroberte Kutsche hinein und kutschte so sechsspännig und so recht gütlich heim in sein Dorf. Als er da ankam, verwunderten sich die Bauern ob des prächtigen Wagens und der vielen Pferde, aber noch größer war ihr Erstaunen und trauten vor Schreck ihren eignen Augen nicht, als aus der Kutsche der Kibitz heraus stieg. Er erzählte ihnen seine ganze Geschichte, und da wurden die Bauern so zornig und neidisch auf ihn, daß sie ihn bei den Flittchen nahmen und in eine Biertonne einsperrten, um ihn dann in das Wasser zu kollern.

Indem sie nun die Tonne nach dem Teiche zu kollerten, kamen sie bei der Schenke vorbei, da stand der Wirth am Fenster und füllte die Krüge mit Bier und die Gläschen mit

Schnäpschen. O — dachten sie — wir gehen einen wichtigen Schritt und da wollen wir erst eins auf die Lampe gießen! Sie ließen daher die Tonne draußen liegen, nachdem sie sie an einen Birnbaum gerollt und mit Stricken dran festgerödelt hatten. Kaum merkte sich Kibitz allein, als er auch gleich seiner Freiheit gedachte. Zum tausenden Glück hörte er da, wie trippel trappel trampel eine Heerd Schafe vorbei trappten, und fing fürchterlich an zu schreien: ich will nicht Burgemeister werden, ich will nicht Burgemeister werden! Der Schäfer, über und über erschrocken, sprang gleich zur Tonne, wo der Ton herkam, und rief: wer steckt in der Tonne und schreit so? Herr Jemine — sprach Kibitz — sie wollen mich zum Burgemeister machen, und das will ich nicht und will nicht, und weil ich nicht will, wollen sie mich in's Wasser werfen und wie eine Katze ersäufen! Ei Burgemeister möcht' ich wohl werden, rief hastig der Schäfer. Nun da zerschlage das Faß, sagte Kibitz, daß ich heraus kann, und kriech du hinein und sie werden dich die Minute zum Burgemeister machen! Gesagt, gethan: Kibitz kroch heraus, Schäfer hinein! Und nun bekümmerte sich Kibitz den Teufel drum, ob der den Burgemeister bekäme, sondern hetzte den Schafhund und jagte die Heerd des übertölpelten Schäfers immer zum Dorfe hinaus.

Als endlich die Bauern voll brennenden Weines aus der Schenke herausturkelten, stürzten sie stracks auf das Faß zu und kollerten's weiter, der Kerl da drinnen mochte schreien

wie er wollte. Aber der Schäfer ſchrie helleweg: ich will nun Burgemeiſter werden, ich will nun Burgemeiſter werden! Das glauben wir gerne, ſagten die Bauern und — patſch — lag die Tonne im Teiche. Und die Bauern liefen heim und lachten ſich in's Fäuſtchen ob ihrer Heldenthat. Wie ſie aber zum einen Ende des Dorfes hinein kamen, wurden ſie plötzlich ſtutzig und ſahen mit großen Augen, wie der luſtige Kibitz zum andern Ende des Dorfes ein Heerdchen Schafe herein trieb!

Kibitz, wo kommſt du her? erſcholl es aus allen Hälſen. Ei, ſagte der Kibitz, und lachte aus vollem Halſe, habt ihr die weißen Bläschen geſehen, als ihr mich in den Teich ſtürztet? Mein Sirchen, das iſt ein verzaubertes Waſſer! Alle die ſchneeweißen Bläschen ſind Schäfchen und da hab' ich mir denn das Heerdchen zuſammengetrieben, es ſind aber noch millionenmal mehr da! Können wir denn nicht auch welche bekommen? frugen die Bauern. Warum nicht? war die Antwort. Ihr müßt nur hinein ſpringen und da habt ihr ſie!

So beſchloſſen denn alle Bauern gemeinſchaftlich, ſich Schafe zu holen, vorneweg der Schulze, dann die Schöppen und hinterdrein die übrigen Bauern, einer nach dem andern. Der Schulze ſprang zu allererſt hinein, die weißen Bläslein ſtiegen empor und damit ſtiegen auch die Giftbläschen des Neids und des Geizes in den Anderen auf, die da ſchon ein ſchief Maul zogen, daß der Schulz zu viel nähme und ſie

nichts bekämen. Und da sprangen sie denn vor Wuth und Galle alle mit einander hinein und sollen heute noch wieder herauskommen.

Und das ganze Dorf erbte der Kibitz und ward ein reicher Kauz.

Die Frau Fiſcherin.

(Aus dem Plattdeutſchen.)

Da war mal einſt ein Fiſcher mit ſeiner Frau, die wohnten zuſammen in einer Hütte, dicht an der See, und der Fiſcher ging alle Tage hin und angelte. So ging er und ging er hin, lange lange Zeit.

Da ſaß er einſt am See bei der Angel und ſah in das blanke Waſſer, und ſah und ſah immer an die Angel — da ging die Angel zu Grunde tief unter — und als er ſie herausſtreckt, ſo holt er einen großen Fiſch herauf. Da ſagt der Fiſch zu ihm: ich bitt' dich, daß du mich leben läßt, ich bin kein rechter Fiſch, ich bin ein verwünſchter Prinz, ſetz mich wieder in das Waſſer und laß mich ſchwimmen! Nun, ſagt der Mann, du brauchſt nicht ſo viele Worte zu machen, einen Fiſch, der ſprechen kann, hätt' ich doch wohl ſchwimmen laſſen! Da ſetzt er ihn wieder in das Waſſer, und der Fiſch ging fortweg zu Grunde und ließ einen langen Streifen Blut hinter ſich. Der Mann aber ging zu ſeiner Frau in das Hüttchen und ſtellt ihr vor, daß er einen Fiſch gefangen, der hätt' zu ihm geſagt, er wär' ein verwünſchter Prinz, da hätt' er

ihn wieder schwimmen lassen. Hast du dir denn nichts gewünscht? sagt die Frau. Nein, sagt der Mann, was soll ich mir wünschen? Ach, sagt die Frau, das ist da übel, immer in Hütten zu wohnen, das ist so faulig und dreckig hier. Geh du nur hin, und wünsch ein lustiges Haus! Dem Mann war das nicht so recht, doch ging er hin nach der See, und als er dahin kam, da war die See ganz gelb und grün, da ging er an das Wasser heran und sagte:

Fischlein Fischlein in der See!
Du Verwünschter von der Fee!
Meine Frau, das Fegefeuer,
Will von dir, was ungeheuer!

Da kam der Fisch heraufgeschwommen und sagte: nun, was will sie denn? Ach, sagte der Mann, ich hab dich doch gefangen gehabt, nun sagt meine Frau, ich hätt' mir doch was wünschen sollen, sie mag nicht mehr in der Hütt' wohnen, sie will gern ein Haus haben! Geh mal hin — sagt der Fisch — sie ist alleweil drin!

Da ging der Mann hin, und seine Frau stund in einem Hause in der Thür und sagte zu ihm: komm mal herein! Sieh, nun ist das doch viel besser! Und da war 'ne Stube und Kammer und eine Küche drin, und dahinter war ein lustiger Garten mit allerlei Grünigkeiten und ein Hof, da waren Hühner und Enten. Ach, sagte der Mann, nun woll'n wir vergnügt leben! Ja, sagte die Frau, wie will ich mich weiden und pflegen!

So ging das nun wohl eine acht oder vierzehn Tage, da ſagte die Frau: Mann! das Haus wird mir zu eng, der Hof und Garten iſt zu ſchlecht, ich will in einem großen ſteinernen Schloß wohnen. Geh hin zum Fiſch, er ſoll uns ein Schloß ſchaffen! Ach Frau, ſagt der Mann, der Fiſch hat uns erſt das Haus gegeben, ich mag nun nicht alleweil wieder kommen, den Fiſch mag es verdrießen! Ei was, ſagt die Frau, der Fiſch kann das recht gut und thut das gern, geh du mal hin!

Da ging der Mann hin und ſein Haupt war ihm ſo ſchwer. Aber als er zur See kam, war das Waſſer ganz violett und grau und dunkelblau, doch war das noch ſtill, da ging er heran und ſagte:

Du Verwünſchter von der Fee!
Fischlein Fischlein in der See!
Meine Frau, das Ferkelweib,
Will von dir, was ungeheuer!

Nun, was will ſie denn? ſagt der Fiſch. Ach, ſagt der Mann ganz betroffen, meine Frau will in einem ſteinernen Schloß wohnen! Geh mal hin, ſie ſteigt vor die Thür! ſagt der Fiſch.

Da ging der Mann hin und ſeine Frau ſtund vor einem großen Palaſt. Sieh Mann, ſagt ſie, was iſt das nun ſchön! Damit gingen ſie zuſammen hinein; da waren ſo viel Bedienten, und die Wände waren alle blank, und güldne Stühle und Tiſche waren in der Stube; und außer dem Schloß war

ein Garten und Luſtholz, wohl eine halbe Meile lang, darin waren Hirſche, Reh' und Haſen, und auf dem Hof zehn Pferdeſtälle. Ach, ſagt der Mann, nun woll'n wir auch in dem ſchönen Schloß bleiben und zufrieden ſein! Das woll'n wir uns bedenken, ſagt die Frau, und wollen's beſchlafen! Damit gingen ſie zu Bett.

Den andern Morgen wacht die Frau auf, da war allweil Tag, da ſtößt ſie den Mann mit dem Ellenbogen in die Seite und ſagt: Mann, ſteh auf, wir möchten König werden über all das Land! Ach Frau, ſagt der Mann, was wollen wir König werden, ich mag nicht König ſein! Nun, dann will ich König ſein, ſagt die Frau, geh hin zum Fiſch, ich will König ſein! Ach Frau, ſagt der Mann, wo kannſt du König ſein, der Fiſch möcht' das nicht thun! Mann! ſagt die Frau, geh ſtracks hin, ich möcht' König ſein!

Da ging der Mann hin und war ganz betrübt, daß ſeine Frau König werden wollte. Und als er an die See kam, war ſie überall ganz ſchwarzgrau, und das Waſſer gohr ſo von unten auf, da ging er heran und ſagte:

Fiſchlein Fiſchlein in der See!
Du Verwünſchter von der Fee!
Meine Frau, das Fegefeuer,
Will von dir, was ungeheuer!

Nun, was will ſie denn? ſagt der Fiſch. Ach, ſagt der Mann, meine Frau will König werden! Geh hin, ſie iſt's alleweil! ſagt der Fiſch. Da ging der Mann hin und als er

nach dem Palaſt kam, da waren da ſo viele Soldaten, und Pauken und Trompeten, und ſeine Frau ſaß auf einem hohen Thron von Gold und Diamanten und hatte eine goldne Kron auf; und auf beiden Seiten bei ihr ſtunden ſechs Jungfrauen, immer eine einen Kopf lieblicher als die andre. Ach Frau, ſagt der Mann, biſt du ein König? Ja, ſagt die Frau, ich bin König! Und als er ſie da ſo eine Weil angeſehn hatte, ſagt' er: ach Frau, was läßt das ſchön, wenn du König biſt; nun woll'n wir auch nicht mehr wünſchen! Nein Mann, ſagt ſie, mir dauert das allzulang, ich kann das nicht mehr aushalten. König bin ich, nun muß ich auch Kaiſer werden! Ach Frau, ſagt der Mann, was mußt du Kaiſer werden? Mann, ſagt ſie, geh zum Fiſch, ich will Kaiſer ſein! Ach Frau, ſagt der Mann, Kaiſer kann er nicht machen, ich mag dem Fiſch das nicht ſagen! Ich bin König, ſagt die Frau, und du ſei einmal mein Mann, geh gleich hin!

Da ging der Mann weg und als er ſo ging, ſo dacht' er, das geht und geht nicht gut, Kaiſer iſt zu unverſchämt, der Fiſch wird am Ende müde.

Unterdeß kam er an die See; das Waſſer war ganz ſchwarz und dick und da ging ſo ein Zugwind drüber hin, daß das ſich ſo kabbelte und wabbelte, da ging er heran und ſagte:

Fiſchlein Fiſchlein in der See!
Du Verwünſchter von der Fee!
Meine Frau, das Ungeheuer,
Will von dir, was ungeheuer!

Nun, was will ſie denn? ſagt der Fiſch. Ach, ſagt der Mann, meine Frau will Kaiſer werden! Geh mal hin, ſagt der Fiſch, ſie iſt's ſchon.

Da ging der Mann hin, und als er da kam, da ſaß ſeine Frau auf einem ſehr hohen Thron, der war von einem Stück Gold und hatte eine große Krone auf, die war wohl zwei Ellen hoch. Bei ihr auf der Seiten, da ſtunden die Trabanten, immer einer kleiner als der andre, von den allergrößten Rieſen bis zu dem allerwinzigſten Zwerg, der war da ſo lang wie mein kleiner Finger. Vor ihr da ſtunden viele Fürſten und Grafen und ſo weiter. Da ging der Mann zu ihr heran, der ſagte: Frau! biſt du nun Kaiſer? Ja, ſagt ſie, ich bin Kaiſer! Ach, ſagt der Mann, und ſah ſie ſo recht an — Frau, was läßt das ſchön, wenn du Kaiſer biſt! Mann, ſagt ſie, was ſtehſt du da, ich bin nun Kaiſer, nun will ich aber auch Papſt werden! Ach — Frau — ſagt der Mann, was willſt du Papſt werden; Papſt iſt nur einmal in der Kriſtenheit! Mann, ſagt ſie, ich muß heute noch Papſt werden! Nein Frau, ſagt er, den Papſt kann der Fiſch nicht machen, das geht nicht gut! — Mann, was der Schleuder? Kann der Fiſch Kaiſer machen, kann er auch Papſt machen; geh ſofort hin!

Da ging der Mann hin und ihm war ganz grauſig, die Kniee und die Waden zitterten ihm, und brauſen ging der Wind, und das Waſſer war, als kochete es, die Schiffer ſchauten in die Noth, und grauſten und ſprungen auf die Bänke, doch war der Himmel in der Mitte noch ſo ein Fleckchen blau, aber

an den Seiten da zog das so recht roth auf wie ein schwer Gewitter. Da ging er recht verstört und sagte:

Fischlein Fischlein in der See!
Du Verwünschter von der Fee!
Meine Frau, das Ferkelvieh,
Will von dir, was ungeheuer! —

Nun — was will sie denn, sagt der Fisch. Ach, sagt der Mann, meine Frau will — Papst werden! — Geh mal hin, sagt der Fisch, sie ist das!

Da ging er hin und als er dahin kam, saß sein Weib auf einem Thron, der war zwei Meilen hoch, und hatte drei große Kronen auf, und um ihr war so viel geistlicher Staat, und auf den Seiten bei ihr standen zwei Reihen Lichter, das größte so dick und groß als der allergrößte Dorn, bis zu dem kleinsten Küchenlicht. Frau, sagt der Mann, und sieht sie so recht an — bist du nun Papst? — Ja, sagt sie, ich bin Papst! Ach Frau, sagt der Mann, was läßt das schön, wenn du Papst bist; Frau, nun gib dich zufrieden: nun du Papst bist, kannst du nichts mehr werden! — Das will ich mir bedenken! sagt die Frau. — Da gingen sie beide zu Bette; aber sie war nicht zufrieden, und die Gierigkeit ließ sie nicht schlafen. Sie dachte immer, was sie noch wohl werden wollte. Damit ging die Sonn' auf, so dachte sie als sie sie aus dem Fenster so heraufkommen sah, kann ich nicht auch die Sonn' aufgehn lassen? Da ward sie recht so grimmig und stieß ihren Mann an: Mann, geh hin zum Fisch, ich will werden wie der liebe Gott!

Der Mann war noch meiſt im Schlaf, aber erſchrak ſo ſo, daß er aus dem Bette fiel. Ach Frau, ſagt er, entſchlag' es dir und bleibe Papſt! — Nein, ſagt das Weib, ich bin nicht zufrieden und kann das nicht aushalten, wenn ich die Sonn' und den Mond aufgehen ſeh', und kann ſie nicht aufgehn laſſen; ich muß werden als der liebe Gott! Ach Frau — ſagt der Mann — das kann der Fiſch nicht, Kaiſer und Papſt kann er allenfalls machen, aber das kann er doch nicht! Mann — ſagt' ſie — und ſah ſo recht grauſig aus, ich will werden als der liebe Gott, geh ſtracks hin zum Zauberfiſch!

Da fuhr das dem Mann in alle Gliedmaßen, und er bebte vor Angſt. Brauſen aber ging der Sturm, daß all die Bäume und Felſen umbiegten, und der Himmel war ganz ſchwarz und das donnert und blitzt; da ſah man in der See ſo ſchwarze hohe Wellen als Berge und hatten alle oben eine weiße Krone von Schaum auf. Da klagte der Fiſcher dem Fiſch:

Fiſchlein Fiſchlein in der See!
Du Verwünſchter von der Fee!
Meine Frau will werden, das
Niemand noch geworden was! — —

Nun — — was will ſie denn? ſagte der Fiſch. — Ach! — ſagte der Mann — ſie will werden — der liebe — — Gott! — — —

Geh mal hin — die Frau Fiſcherin ſitzt wieder im Fiſchhäuschen!

Da ſitzen ſie noch heutigen Tags.

Fabel von der Freiheit.

Einſt waren ſechs Jünglinge, die hatten ſich lieb wie die Brüder und ſpielten und vergnügten ſich zuſammen und waren dabei grundgeſcheut. Es kam aber die Zeit, wo ſie hinaus ſollten in die weite Welt. Da gingen ſie denn auch gemeinſchaftlich auf die Wanderſchaft und gingen Arm in Arm, ſo traulich und heiter, als ob es zum Jahrmarkt ginge. Der eine hieß Philoſophus Rechner, und hatte ſtatt des Ränzels eine Schiefertafel auf dem Buckel, der hatte bis auf Sekunden und Terzien berechnet, wie lange noch der liebe Gott leben könne; der andere hieß Philologus Schreiner, und baute ſo wundervolle Schreine — ich ſage — ſo wundervolle, daß ſie ſich immer von ſelbſt mit Kleidern klaſſiſcher Mode und mit allerhand Bücherwurmſpeiſe anfülleten; der dritte hieß Romanus Maler, der Menſchen und Dinge ſo naturgetreu malte, daß ſie lebendig wurden und ihm öfter davon liefen, wenn er ſie nicht mit effectiven Stricken an die Staffel anband; der vierte hieß Politicus Arzt, dem es ganz einerlei war, ob ein Todter ſchon ein halb Jahr oder noch länger im Grabe lag, er konnte Beides, den Todten wieder lebendig und geſund machen; der fünfte hieß Dictator Schmidt,

dem es ein Spaß war, himmelhohe Felsen auf seinen Ambos zu legen und mit zwei gewaltigen Hammerschlägen in Staub zu verwandeln, und er machte sich gar nichts draus, wenn auch die Felsen gar nicht da waren, er zerstieß sie dennoch wie Pulver so fein; der sechste aber hieß Freising, weil er keine Kunst gelernt hatte, und doch brauchte er keine und war dennoch sehr viel, denn er war begütert.

Auf einmal gefiel es den Jünglingen in der Heimath nicht mehr, sondern es drängte und drängte sie fort, weg in die Welt zu gucken. Und sie reisen zusammen über die Berge, und sehen die unterschiedlichsten Menschen und schrecklichsten Thiere und seltsames Gebäum' und Gesträuch und erquickliche Bäche, die auf mit Gold übersandeten Alabasterdielen dahinliefen, sehen den Himmel immer und ewig mit Veilchenblau und Wolkengrau wechseln, und ob es auch eben nicht viel anders als zu Hause, standen sie doch da und sperrten das Maul auf und machten die Augen immer größer und sprachen: o wunderselig bist du doch, zauberhübsche Natur! Sie hatten nämlich alle eine gefärbte romantische Brille auf der Nase sitzen.

Endlich stund ihnen das Zusammenwandern ganz und gar nicht mehr an, weil sie all mit einander immer nur das Einerlei sahen, jeder aber so gern zweierlei sehen wollte und was Apartes, so beschlossen sie denn irgendwo sich zu trennen, um sich dort einmal leicht wieder finden zu können.

Da kamen sie nun beizeiten zu einem Flusse, der hieß die Zeit und hatte sechs Mündungen, daselbst berathschlageten sie.

Jeder von ihnen wollte an einer der Mündungen stromauf gehen und sich Alles in Augenschein nehmen; aber zu einer Zeit wollten sie sich wieder an Ort und Stelle versammeln, wo sie eben jetzt waren.

Bevor sie aber auseinander gingen, pflanzete jedweder einen Baum, den er seinen Lebensbaum nannte; denn so lange der Baum grüne, sollt es ein Zeichen sein, daß es dem, der ihn gepflanzet, wohlergehe und lange lebe auf Erden; verdorre aber der Baum, so sei es zum Zeichen, es widerfahre ihm alles Böse und der Tod raffe ihn dahin. Die Andern aber sollten selbigen alsobald nach der Gegend zu aufsuchen, wohin er gewandert.

So gingen sie wie eine Familie Wehmuth auseinander und Keiner sparte das Augenwasser des Abschieds.

Der begüterte Jüngling fand bald darauf eine Quelle und ein himmlisches Luſtwäldchen dabei, und in dem Wäldchen lag ein artiges Häuslein versteckt. Und davor saß ein ehrwürdiger Greis junggeglüht und unverweslich, hieß Gottwalt Tod, und saß mit seinem Altmütterchen, der ewigen Eva, auf einer Rasenbank, die frugen ihn: Junggesell, wie bist du hieher kommen und wo wolltest du hin? Freising erwiederte: ich bin kommen, um mich froh und frei in die Welt hineinzusingen.

Die Alten besahen den Jüngling vom Kopf bis zu den Füßen und sagten: Söhnchen, bleibe bei uns! Die Welt ist überall Welt und hier ist sie sogar noch mehr. Du siehest so hübsch und so fromm aus, und wir haben keinen Sohn, aber eine Tochter, die ist ganz so hübsch und so fromm wie du, und heißt die

Jungfer Freiheit. Die soll deine Braut sein und findet sie Gnade vor deinen Augen, so bekommst du sie ganz zur Gemahlin und Geld und Gut obendrein, so viel du nur haben willst, denn wir haben Alles, nur keinen Sohn!

Der Junggesell wurde feuerroth bis über die Ohren und geberdete sich gleich wie zum Hierbleiben, und wie er die Tochter erschaute, da hob die Uhr seines Herzens zum Schlagen aus und wenig Minuten — und die Herzuhr schlug zwei. Da waren denn die zwei zusammen als Mann und Frau und beide gefielen sich. Und Freising hielt seine Frau für eine Fee, und Freiheit ihren Mann für einen Zauberprinz.

So ward denn der Junggesell ein Altgesell und lebte mit den Alten und seinem Weibe wie im Paradiese.

Nun hatte eines Tags die junge Frau an der Quelle gebadet und zu ihrem größesten Leidwesen die güldenen Ohrringel und Fingergeschmeide auf dem Grasplätzchen dort liegen lassen, und obendrein noch die wundervollen perlgeschmückten Armspangen. Und wie sie sie wiedersuchte an derselbigen Stelle, o da waren sie weg!

Denn siehe, die fürnehmste Knappschaft des Raugrafen Ruprecht, der diesen Gau wie einen Gaul von seiner Burg aus im Zaum hielt, hatte bald ebendaselbst gebadet und frug wie die Herrschaft, keine Silbe nach Recht und Gerechtigkeit. Da nahmen die Diener die herrlichen Geschmeide, die sie da funden, und übergaben sie dem Grafen, der sie erstaunlich ansah und vermöge seiner angestammten Wunderweisheit für präch-

tige Kleinode eines Weibes erklärte, das viel vielmal kostbarer sein möchte als der ganze Schmuckschatz und natürlicher Weise das allerholdseligste Weib auf Gottes Erdboden.

Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Herr eine solche Schönheit im Voraus zu seiner Gemahlin erkor, und hingegen sein jetzig Gemahl, das ihm doch immer bisher für einzig und wunderschön galt, ohn' alle Gnade absetzen wollte.

Die Knappen kriegten Befehl, dem Strome entlang hinaufzuziehen und die Frau ausfindig zu machen, der das Geschmeide so grade recht passe. Ich laß euch die Augen ausstechen und die Köpfe abdrechseln, sprach der Graf im heiligen Zorne, wenn ihr wieder kommt ohne das Weib!

Sie brauchten aber gar nicht lange zu suchen und fanden die Frau, eh' sie sich's versahen, und wurden sämmtlich von ihrer Schöne verzaubert. So komm mit uns, sagten sie freundlichst zur Frau, der Graf hat deiner begehret! Das arme Weib fing an sich zu sträuben und heftig zu weinen und bat flehentlich und kniete vor ihnen nieder: sie möchten sie doch dahier lassen beim jungen Ehgemahl; aber umsonst. Und ihr Freising wehklagete und rang die Hände und wollte sich die Haare ausraufen und schrie: lasset mir doch meine Frau, meine Freiheit! Die Knappen aber wurden sackgrob und fluchten dem Freising alle Donnerwetter auf den Hals und lachten dabei wie die Teufel und schrieen so recht höhnisch und höfisch: sei doch im Leibe froh, dummer Wicht, wenn der Graf deine Frau will, sonst mußt du ihm derbe Kopfsteuer dafür bezah-

len! Du biſt ja ohnehin der elendeſte Unterthan und gehörſt mit Leib und Seele dem Grafen! Was der Graf will, das will er, und was du willſt, das ſollſt du nicht wollen: ſo lautet das göttliche Geſetz! Alſo keine Ausrede, du Hund, und kriech' in die Hütte! — Freiſing aber heulte wie ein Kind und die Thränen rannen ihm bitterlich von den Backen. Und er ſollte gar noch zufrieden ſein? Sollte einen Katzenkrummbuckel des Dankes da machen, wo man einem — ſtatt zu danken — das Leder durchgerben ſollte? Mit einem Spitzbuben zufrieden ſein, könnte höchſtens nur wieder ein Spitzbub; aber Freiſing, der vernünftige ehrliche Freiſing konnte das nimmermehr.

Wie alſo die Knappen die Freiheit auf den Schub gebracht und ihrem Herrn Grafen überliefert hatten, ward der wilde Herr Graf auf einmal ſo taubenmild ob ihrer Schöne, daß er feierlich befahl: die alte Gemahlin fein fortzuſchaffen, dieweil ſie ein Saurüſſel ſei. Solche Kanzlei-Ausdrücke ſtanden in großem Reſpekt und bedeuteten ſo viel wie hundert Kanonenſchüſſe.

Sollſt meine Gemahlin ſein! ſprach er zur Frau. Da ſagte die unſchuldige Seele ganz unverhohlen, ſie könne ihn nimmer und niemals heirathen, weil ſie einen Biedermann liebe, von dem ſie nun und nimmermehr laſſe.

Da ward der Graf grimmig, denn es hatte noch Niemand gewagt ihm zu widerſprechen; doch ſo grimmig ſein Grimm, ſo half er doch nichts. Die Frau aber weinte beſtändig und

ſagte: ich kann ja nicht! Da ward er ſo weich wie Waſſer und der Großmogul hätte beinahe geningelt, denn die Rührung des Weibes kam zu ſtark und das rührete ihn.

So nahm er endlich ſeine Zuflucht zum Bitten und ſtellte ſich ſo recht wehmüthig und in ſie verzückt und ſprach: O nimm mich doch nur, du haſt mich gewiß lieb und ich habe dich noch lieber! Aber das half da Alles nichts. Dann macht' er ihr weis von ſeiner Grafſchaft und Gottesgnadenſchaft und wollte die ſchöne Freiheit zur Gräfin machen; aber auch das fruchtete nichts. Da ward er zulezt ganz toll und raſete und dräuete, ſie mit Feuer und Schwert zu vertilgen — aber ſie lachte dazu und ſagte kurzweg: ich kann nicht!

Da ließ der Graf den Freiſing, ihren Mann, von ſeiner Knappengilde erdroſſeln und hoffte nun ganz zuverſichtlich und feſt, den klügſten kürzeſten Weg für die Heirath gegangen zu ſein.

Die Schergen hatten gethan wie befohlen war, legten den Körper in eine Grube und wälzten ein ungeheures Felſenſtück drauf. Aber das war Alles umſonſt für den Grafen.

Denn die verabredete Friſt war gekommen, wo ſich Freiſing's fahrende Brüder zu ihren Lebensbäumen verſammelten, und all ihre Bäume ſtanden ſo friſch und ſo grün, nur der Baum ihres Freiſings war welk und dürr worden. Sie gingen den Fluß hinauf, ihn zu finden, aber ſie fanden ihn nicht. Da rechnete der Rechner es aus, daß der Freiſing tod und da und da in die Grube verſenkt ſei, worüber ein Fel-

ſenſtück hange. Das fanden ſie Alles gar bald und waren nun wieder in Noth.

Denn den Felſen da wegzuſchaffen, wer konnte das? Ja das konnte wer und das war der Schmidt, der ſchwung ſeinen Hammer, ſchlug zweimal auf's Felſenſtück und das flog in eine Million Stäubchen auf. Der Schmidt zog auch den Todten aus der Grube heraus und konnte doch leider dem Todten vom Tode nicht helfen.

Da kam der Arzt und miſchete ein Waſſer und kochete einen Saft. Mit dem Waſſer wuſch er den Leichnam und vom Safte bracht' er ihm einige Tropfen, ein- zwei- und dreimal, auf die Lippen, daß er geſunden ſollte. Und der Todte begann leiſe leiſe zu athmen, die Adern fingen an zu ſchwellen, die Pulſe zu picken, die Glieder zu zucken, und der ganze Leib regte ſich wieder und in wenig Stunden war der Menſch wieder in's Leben geſetzt.

Nun erzählete Freiſing, wie's ihm ergangen und wie er ſo grauſam um ſein Weibchen gekommen durch des Grafen Verruchtheit. Der Graf hätte ihn tödten laſſen und ſeine Frau aus dem Hauſe geraubt. Aber die Frau wolle keinen Graf und liebe keinen, deß ſei er getröſtet geweſen.

Da pflogen ſie Raths, wie ſie dem Grafen die fremde Frau wieder abnähmen; aber da ſie alle zuſammen keinen Rath wußten, wußte doch der Schreiner welchen und ſprach: ich will ſchon Rath ſchaffen!

Und der Schreiner leimte ein gar künſtliches Luftſchiff zu-

ſammen in Geſtalt eines groſſen Vogels. Aber dem Schiffsvogel fehlte das Beſte — die Federn an den Flügeln! Und die mächtigen Windmühlenflügel halfen dem ſeltſamen Generalvogel doch nichts, da die Flederwiſche nicht dran hingen. Zwar war der Bauch des Schiffsvogels aus Kautſchuk und die Kajüte darin aus Makulatur, zwei Ruderſtangen ſtellten die Füße vor und waren aus Birkenrinde und mit altem Weiberſommer überzogen; die Flügel waren, wie geſagt Windmühlenruthen von Zedernſpan und die Thüren dazu aus ſchwachen Weidenwitten geflochten, und der Vogelkopf war ein Luftballon und der Schnabel eine Gondel aus Strohgeflecht, mit Taffet ausgeſchlagen. Um das Ganze herum flatterte eine Trillion Schweinsblaſen, Notenbücher und klaſſiſche Poeſien, Kollegienhefte und Malermappen, arme Sünderhemden und Kapuzen, Doktorhüte und Zipfelmützen, Programme und Literaturzeitungen, Pfaffenkäpſel und Traktätchen, Amtsſchürzen und politiſche Regenſchirme, Papyrusrollen und Todenrezepte, Elfen und Irrlichter, Kobolde und Luftdrachen aus chineſiſchem Papier, Tiaren aus Pfauſedern mit geſchnittenen Mondſteinen, Dolche aus brennender Liebe gar fein gearbeitet und dieſe Blumendolche mit Vitriolſäure beſtrichen, Alles dieß und dergleichen Zeug mehr flatterte zum Spaße um den Wundervogel herum. Auch hatte der Schreiner einen ſchönen Zuſammenhang hineingebracht, denn ein millionen-millionenelliger Bandwurm ſtrickte um alle die idealen und realen Luftdinge da ein ungeheures Netz. Und ſiehe, der Sultan fand ſich be-

wogen, dem Schreiner ſeine ſämmtlichen Seidenſchnuren zu ſchenken, damit ja noch ein Doppelnetz werde. Der Mond war ſo gefällig, ſeinen Mondſchein um den Bombaſtus Paracelſus (oder wie hieß das Ding — ach hol' es der Teufel) zu weben, und da war auch eine Wolke ſo gut, die Maſchine da auf die Achſeln zu ſacken wie einen Mehlſack — nein nein — wie einen Mehlthauſack.

Freiſing hatte ſich alle Taſchen voll Seifenblaſen gefüllt und eine Nebelkappe übergeworfen. Er war ſchon längſt in die Kajüte des wunderſamen Schiffsvogels ſpazirt und harrte der Dinge, die da kommen ſollten. Ein einziges Luftloch war ihm übriggeblieben, der Schnabel des unbegreiflichen Greifen, um ſeinen eignen Schnabel dadurch ſtecken zu können.

Da ſtanden die andern kunſtreichen Geſellen ſo recht fröhlig darob und lachten über den Vogel, der Alles, nur nicht fliegen konnte. Da war denn guter Rath immer noch theuer, und ſie zerſannen ſich beinahe den Hirnkaſten von wegen des guten Raths. Denn erſtens konnte kein Menſch das unförmige Ding da weder für Schiff noch für Vogel anſehen, und ſollte doch ein Schiffsvogel ſein, zweitens hatte das Unding weder Sprungfüße noch Schwungfedern, und konnte ſich ſelber nicht helfen.

Nun da will ich helfen! ſagte der Maler, und bemalte das Papageiſchiff mit ſolcherlei Farben, daß Dilettanten Stock und Bein geſchworen hätten, es ſei wirklich ein Schiff, das ein Bischen vor Anker läge oder ein Vogel, der ſich die Mi-

nute hieher gesetzt, um sich angaffen zu lassen. Er war wirklich ein außerordentlicher Maler und schien so übernatürlich zu malen, weil er am allernatürlichsten malte, denn nicht nur, daß er die Luft luftig malte, konnte er auch Gedanken malen, Seelen malen, die Zukunft malen, sieben Himmel auf einmal malen, die Dichter im Mond portraitiren, Sternlandschaften malen, das Absolute absolut malen, und konnte mit einem Worte — malen. Denn

Malend malte der Maler im Malen Gemaltes und malte!

Endlich war der malende Spaßvogel mit dem gemalten Spaßvogel fertig und besah am siebenten Tage, wie Gott der Herr, Alles was er gemacht. Und siehe, da war es nun vollends ein Spaßvogel geworden oder besser ein Vogelvogel oder noch besser ein Spaßvogelei, drin saß der junge Vogel Freising so recht wie ein Ungeborner und auf dem Kopfe waren ihm statt der Haare lauter Freiheitsbäumchen gewachsen und über die Schultern hing ihm ein trikolorer Quersack, vollgepfropft mit Ideen auf Schwarz und Weiß.

Da strömten auf einmal die Leute von allen Enden und Ecken herbei und wunderten sich ob des Luftfisches, scilicet Vogels, und des wunderlichen Luftschiffes.

Und der Maler hatte das Vogelfahrzeug mit so wundernatürlichen Flossen und Flügeln bemalt, daß es alle Welt für ein lebendiges Vogelschiff hielt, und die Luft selbst mit ihren Mükken und Fliegen freuete sich königlich auf den originellen Gast (oder Kasten — gleich viel), und der liebe Gott sah am

Ende ſelber auch den Wundervogel für einen Vogel an und ließ ihn fliegen.

Da ging endlich die Fuhre fort und hoch in die Lüfte, und der Freiſing durfte nur da und dahin denken, da ging das Ding hin. Es flog aber grade auf das Plattdach der gräflichen Burg und ließ ſich drauf nieder. Der Graf und ſeine Knappen ſahen das gleich und wunderten ſich deß und ſprachen: ſolch einen Vogel haben wir noch nimmer geſehen, der kommt gewißlich vom Himmel herab!

Der Graf aber ſprach zur entführeten Frau: geh du aufs Dach und gib dem Vogel allerlei Speiſe und vielerlei Futter, daß er ſich ausſuche. Von deinen Händchen wird er's am liebſten nehmen!

Da ſprang die Freiheit hinauf und dachte in ihren Gedanken, wer doch der Vogel ſei. Denn ſie hatte tagtäglich auf ihren Freiſing gebarret, zumal da er ihr ſo viel und vielerlei von den kunſtreichen Reiſegeſellen erzählet. Nun war er doch einmal da und das ahnte ſie ſchon und er gab ſich ihr durch den weit aufgeſperrten Schnabel zu erkennen.

Dadurch flieg ſie zu ihm in die Kajüte des Schiffsvogels, der die Minute wieder in's Blaue hinein ſegelte. Graf Ruprecht mußte das ſo mir nichts dir nichts mit anſehen und blickte nur immer nach oben und heftete ſeine Augen mit Thränen an den fortfliegenden Vogel. Und wie ihm endlich die Augen ganz übergelaufen waren und er gar nichts mehr ſah, da meinte er denn, weil die Freiheit zu ſchön und zu gut für

dieſe Erde geweſen, habe ſie gewißlich der Himmel gen Himmel geführt.

O und Ach! Der Freiſing und ſeine Freiheit dachten nun auch, ſie wären im Himmel, weil ſie ſich wieder hatten; aber ach!

Die Freiheit hat ſchon Vielen Hut und Kopf abgenommen, weil ſie Zeit und Leben und des Lebens Quinteſſenz, das Geld, verſchwendeten, um in der Rübezahl-Lotterie nette Mietchen zu gewinnen. So geht's den Liebhabern! Aber hört ſelbſt, was geſchah.

Als Freiſing zur Erden geſtiegen war und ſeine ſüße Freiheit den Gefährten da verführte, erglühten ſie ſo für das himmelſchöne Weib, daß es jeder für ſich allein haben wollte. Da half kein Flehen des ſterbenden Jünglings; aber der hörte nicht auf zu klagen und zu ſagen: o ihr ſcharmanten Freunde, erſt helft ihr mir meinen Diamant wiedererobern und dann ſtehlt ihr mir ihn vor den Augen weg? Führwahr, freundliche Freundchen!

Ach eine alte Quinte iſt dein! verſetzten die Andern. Wären wir nicht geweſen, du armſeliger Schächer hätt'ſt ſie im Leben nicht wieder geſehen! Alſo ſchweig' — ſonſt iſt dir dein Brot gebacken!

Aber nicht genug, daß die ſaubern Geſellen die Frau dem Freiſing abjagen wollten; ſie waren eben ſo raſend verliebt in die Frau als wuthig und blutgrimmig auf einander gewor-

den und jeder wollte dem andern erpreß die bezauberte Rose abjagen.

Da sprach Philosophus Rechner: die Freiheit ist meine Frau! Ich bin die causa efficiens, daß sie noch Freiheit ist und keine Gräfin geworden. Denn hätt' ich nicht mit dem Schieferstifte berechnet, wo Freising lag, so hätt' ihn keine Seele von euch gefunden, und seine Gattin hätte sich sicher noch mit dem Grafen begattet.

Ei was du da schwatzest, du Zahlenprofet! sprach plötzlich der Schmidt mit diktatorischer Fratze. Mir, mir allein muß sie gehören, denn so gehört sich's. Hol' der Schleuder deine Rechnerei, deine Rübenzählerei; ihr hättet den Stein allesammt richtig liegen lassen, hätte nicht meine Faust den Pflock und Stock in tausend Stückchen zermalmt.

I, dummes Zeug! sagte hurtig der Arzt. Konnte dein Rechnen, du Rechner, und dein Hämmern, du Hammerschmidt, die Leiche lebendig machen? Ich habe den Toden vom Tode befreit und verdiene seine Frau, die Freiheit, dafür.

Narrenspossen! sagte Philologus Schreiner. 'S ist doch eine Frechheit von euch, die Freiheit zu wollen. Ich habe Tag und Nacht an ihrem Rettungsschiffe gehobelt und gepappt und gekittet, und wer einem Menschen die Seele rettet, der verdient die Seele. Der Freising da hätte noch eine Ewigkeit leben können und doch die Freiheit nicht wieder bekommen. Sie gehört aber nicht ihm und nicht euch, sintemal sie mein ist.

Faule Fiſche! verſetzte der Maler. Hätte ich nicht deinem dummen Dinge die rechten Farben verliehen, ſo wäre das nimmermehr lebendig geworden und fortgeflogen, und der Graf wäre auch ſo dumm nicht geweſen, den Vogelbauer für den Vogel und die Vogelſcheuche für den Vogelfänger anzuſehen, und hätte ſich ſchönſten bedankt, in einen Pinſelkaſten Futter zu ſtecken. Ich hab' die triftigſten Gründe und die Frau iſt mein.

So ſchrieen ſie unter einander und ſchnauzten ſich an, und da regnete es Backpfeifen und Rippenſtöße dazu. Sie vergaßen am Ende die Freiheit, und zogen alle ſechs die Taſchenmeſſer heraus und gingen auf die Menſur und ſtachen ſich jämmerlich tod.

Da hatten ſie denn gefochten, nur um zu fechten, und mußten alle nolentes volentes für die Freiheit ſterben. — Mich dauert nur Freiſing; aber ich kann ihm nicht helfen, dieweil ich kein Arzt bin, der Tode kurirt. —

Seit der Zeit trägt die Freiheit den Wittwenſchleier und läßt ſich wie das verſchleierte Bild zu Sais nur ſelten ſehen.

Die fahrenden Schüler.

Einſt waren mal drei Studenten, gar luſtige Brüderchen, die reiſeten recht wohlgemuth in die Ferien und gingen zu Beſuch in die Welt. Der eine wollte ſeine Muhme beſuchen, der andere ſeinen Schwäher, und der dritte wollte den lieben Gott beſuchen. Es war aber grade blauer Montag, wie ſie zur Stadt hinauszogen, und hatten kein Geld, denn ſie hatten ſchon Alles verjurt und verlurleit. Da wollten ſie ſich doch wenigſtens die böſe Zeit ein wenig vertreiben und fingen ein Bischen an, vom Diskurriren zu reden, und liefen ſo recht langſam, ſintemal ſie im Pech waren. Endlich kam ihnen der Schildkrötenſchritt doch ein wenig zu langweilig vor, und wiewohl es ein glühender Sommertag war und die liebe Sonne den Bauern tüchtiglich auf die Pelze brannte, ſo gingen ſie doch geſpornt und geſtiefelt und ſchritten fürchterlich zu. Da kamen ſie denn ſo recht in die Melodie und ein Lied jagte das andre und ſie pfiffen und ſungen.

Luſtig geht's zum Thor hinaus
Mit den ſieben Sachen!
Juch, was macht der Burſch ſich draus,
Daß die Schulden krachen?

Ei wie ſpringt das Herz voran,
Wenn wir, auf dem Rücken
Unſer Ränzel angethan,
Uns zur Reiſe drücken!

Ach im Ränzel tragen wir
Keine Folianten,
Dort im Tintenfaß hier
Sitzen nur Pedanten!

Göttliche Pedanten ſind
Wir aus dem Pennale,
Und wie hurtig und geſchwind
Aus dem Futterale!

Hei der Burſche ſagt Adje
Seiner dummen Mappe,
Pfeifet ſich ein Reis,
Schnippt ſich eine Schnappe!

Wie zum Feſt Gregorius
Singen wir im Blauen,
Andre mag Ovidius
Auf der Bank erbauen!

Unſre Feder iſt der Stab,
Freiheit unſre Mühe,
Grüne Wälder unſer Grab
Ob der Sonnenhitze!

Wie der Hund am Himmel brennt
Und die Pelze brennen!
I du Tauſendſapperment,
Wandern heißt nicht rennen!

Laufen barfuß wir darein
Wie der zu Canoſſa?
Nein der Burſche iſt noch ein
Junger Barbaroſſa!

Sind die Schuhe auch kaput,
Strümpfe ſind die Sohlen!
Mag zu Hauſe mit der Knut'
Uns der Teufel holen!

Schweſterchen hat ja geſagt.
„Drücken euch die Schuhe,
Schick' ich euch die junge Magd,
Habet indeß Ruhe!

„Soll euch bringen Krug und Bier,
Trinkt bis zum Vergeſſen,
Wackelt wacker her und hier
Kau't ein ſchönes Eſſen!“

Nun ich dächte': wir ſtreckten gleich
Unſre Glieder nieder,
Und von Kaiſer und von Reich
Pfiffen ein paar Lieder!

Kirſchen fallen hier in's Maul,
Gräschen ſind elaſtiſch,
Tragen kann uns nicht der Gaul —
Wäre das nicht draſtiſch?

Marſch — auf grünem Pfühle ja
Woll'n politiſiren,
Und ein Schläfchen machen da,
Streckend alle Vieren!

Herzlich ſchlecht hat Goldfuß dort
Für den Bau'r geſprochen,
Und hat braangen einen Mord —
Wir han den Braten gerochen!

Er hat geſchlachtet ein fettes Huhn,
Zulud er den Herrn Miniſter!
Was kann man da weiter zur Strafe thun?
Denn mit dem Miniſter da iſt er. —

Ach dummes Zeug! Wir ſchlafen jetzt,
Sonn', geh uns aus dem Wege!
Wenn ſich Student am Schlafe letzt,
Da fällt er nicht vom Stege! — —

Herr Jemine, 's iſt Abend faſt,
Wo haben wir's hin geſchlafen?
Der Teufel hole uns die Raſt,
Marſch alle aus dem Hafen!

Ein Dorf, ein Dorf? Nur querfeldein!
Wir doch der Weg vergehet!
Wie? Raſchelt noch 'ne Senſe drein?
Nein — 's kommt 'n Edelherrr — — —

Und es kam ein reichgekleideter Mann ihnen entgegen, der frug, wer ſie wären?

Wir ſind wandernde Studenten, ſuchen freie Herberg und haben uns bis hieher zuſammengehalten von wegen des Zehrpfennigs von Pfaffen und Rittern. Jetzt wollen wir uns vereinzeln, weil uns alle dreie zuſammen Niemand beherbergen will.

Ei das hat keine Noth, sagte der Mann, wenn ihr thun wollt, wie ich euch heiße, soll's euch an Zehrgeld und Obdach nimmer und nirgends mangeln. Ja ihr sollt sogar Edelherrn werden und in Kutschen fahren.

Da sprach der eine Student: wenn wir keinen Schaden an unsrer Seelen Seligkeit nehmen, so soll uns das frommen.

Schlechterdings nicht, versetzte der Mann, ich habe kein Theil an euch.

Der andre aber hatte seine Füße beguckt und wie er da einen Pferdefuß und einen Menschenfuß sah, wollt' er's nicht mit ihm halten.

Gottseibeiuns aber sprach: seid getrost und zufrieden, es ist nicht auf euch abgesehen, sondern auf eine andre arme Sünderseele, die mir zur Hälfte gehört und deren Maaß nur noch vollaufen soll.

Wie sich die reisenden Studenten gesichert sahen, freueten sie sich deß und sagten ja. Und der Satan verkündete ihnen, was er verlange. Der Erste sollte auf jegliche Frage erwiedern: wir alle drei! Der Zweite: um's Geld! Der Dritte: und das war Recht! Diese Antworten sollten sie beständig hinter einander hersagen, weiter aber kein sterbendes Wörtchen sprechen, und überträten sie das Gebot, so wäre flugs alles Geld hops; sofern sie jedoch das Gebot hielten, sollten ihre Rocktaschen immerdar voll sein. Zum Vorschuß gab er ihnen gleich so viel Münze, als sie erschleppen konnten, und hieß sie stracks in die Stadt in das und das Wirthshaus gehen.

Sie hatten herzlich gern A gesagt, denn sie brauchten nicht B zu sagen, und da stromerten sie denn hinein in die Stadt und ließen die Dörfer alle rechts und links liegen. Und wie sie zum Wirthshaus kamen, lief ihnen der Wirth schmunzelnd entgegen und frug: wollen die Herren da etwas zu essen? Der Erste antwortete: wir alle drei! Ja, sagte der Wirth, das mein' ich auch. Der Zweite erwiederte: um's Geld! Das versteht sich, sagte der Wirth. Der Dritte entgegnete: und das war Recht! Ja freilich ist's billig und recht, sagte der Wirth.

Da ward ihnen gut Speise und Trank gebracht und wohl aufgewartet. Nach der Tafel kam nun die Kreide und der Wirth malte die Rechnung weiß auf schwarz hin. Da sagte einer nach dem andern zum Wirth: wir alle drei — um's Geld — und das war Recht! Freilich ist's löblich und recht, sagte der Wirth, daß alle drei blechen, und ohne Geld kann man nicht zechen. Sie blechten aber mehr, als die Zeche werth war.

Die Gäste sahen das so mit an und meinten: das müssen verrückte Leutchen sein! Ja das meine ich auch, sagte kichernd der Wirth, die sind nicht recht klug!

Und die Studenten saßen so still wie die Mäuschen, blieben bis in die tiefe Nacht hinein bei ihren Krügen, stopften ihre Pfeifen mit Rosenblättern und qualmten ein wackeres Wachmeisterchen in die Schankstube. Wurden sie aber gefragt, ob sie was haben wollten, so antworteten sie allemal: wir alle

drei, um's Geld, und das war Recht! Und wiewohl sie einen ganzen Himmel voll Baßgeigen in die Stube gesetzt hatten, hörten und sahn sie doch Alles, was da vorging.

Es trug sich aber zu, daß ein reicher reicher Kaufmann hereinkam, der sprach: Herr Wirth, heb' er mir hier mein Geld auf, da sind die drei fahrenden Schüler, die möchten mir's stehlen!

Das that denn der Wirth nach dem Wort, und wie er den Mantelsack in seine Stube forttrug, fühlte er darin die schwere Menge Geldes. Darauf ließ er den reisenden Studenten eine Strohbucht aufschütten und der Kaufmann bekam eine Treppe höher ein besonder Schlafzimmer.

Als es nun Mitternacht war und der Wirth wähnte, sie wären alle selig entschlafen, ging er mit seinem Weibe hinauf, die eine Holzart trug, und spalteten da dem reichen Kaufherrn die Hirnschale entzwei. Nach dem Mord legten sie sich leise wieder zu Bett.

Wie es aber Tag war, da gab's einen großen Lerm, denn der Kaufmann lag oben im Blute und die Betten waren herum gerissen und mit Blute betröpfelt. Da liefen die Gäste zusammen und der Wirth sprach: das haben gewißlich die drei tollen Studenten gethan! Die Gäste bestätigten das und meineten auch: das wären nur sie gewesen. Und der Wirth rufete sie und sagte: habt ihr den Kaufmann gemordet? Wir alle drei, sagte der Erste, um's Geld, der Zweite, und das

war Recht, der Dritte. Da höret ihr selber, sprach der Wirth zu den Gaffern, sie sind's gewesen.

Also wurden sie alle drei in's Gefängniß geführt und sollten geköpft werden. Wie sie nun sahen, daß es Ernst war, ward ihnen Angst; aber der Schwarze kam in der Nacht und sprach: haltet mir nur noch bis morgen aus und verscherzet das Glück und das Geld nicht, sie sollen euch kein Härchen abschneiden!

Frühmorgens wurden sie vor Gericht geführt und der Richter sprach: seid ihr die Mörder? — Wir alle drei! — Was erschlugt ihr den Kaufherrn? — Ums Geld! — Ihr Missetäter, habt ihr euch der Sünde denn nicht geschämt? — Und das war Recht! — — Sie haben gestanden und sind noch halsstarrig, sprach der Richter, schafft sie sogleich zum Schaffot!

Da brachte man sie hinaus auf dem armen Sünderkarren, und der Wirth mußte mit in den Kreis treten. Wie sie nun von den Scharfrichtergesellen gefaßt und auf das Gerüst geführt wurden, wo der Hochrichter mit zweischneidigem Schwert harrte, da kam urplötzlich eine Kutsche mit vier blutrothen Füchsen bespannt und fuhr, daß das Feuer aus den Steinen sprang, und aus dem Fensterchen winkte eine Hand mit einem weißen Tuche. Da rief der Scharfrichter: da kommt Gnade, da kommt Gnade! Und der Wagen kam immer näher und ward: Gnade! Gnade! herausgerufen. Und siehe, Satanas stieg heraus als ein hochmögender Herr mit einem Hermelin-

mantel, wunderprächtig anzuſchauen, und ſprach: ihr drei Studenten dürfet nun ſagen, was ihr ſahet und hörtet!

Da ſprach der Erſte unter ihnen: nicht wir haben den Kaufmann gemordet, ſondern der Wirth da im Kreis! Zum Wahrzeichen gehet in ſeinen Keller, da liegen noch viele Andre, die er zu Tode gemacht!

Der Richter entſetzte ſich ob des verruchten Wirthes und ſandte die Henkersknechte dahin, die fanden da, wie geſagt war, und als ſie das dem Richter berichteten, ließ er den Wirth auf das Hochgericht ſchleppen und den Kerl einen Kopf kürzer machen.

Da ſagte der Satan den Dreien in's Ohr: nun hab' ich das Seelchen, das ich gern haben wollte; ihr aber ſeid frei und habt Geld euer Lebelang! Damit ging der Teufel zum Teufel und die fahrenden Schüler fuhren ihre Wege.

Der Blaubart.

Im Wennegau da blühte ein junges Fürſtenblut,
Dem waren alle Frauen von ganzer Seele gut,
Und wie der Bart gewachſen, fiel ihm das Freien ein:
Den Mägdlein lüſtet allen nach dieſem Veilchenſtein!
Der Bart der veilchenblaue!

Die wonneſamſte Jungfrau von königlicher Art
Die ſchloß er in ſein Herze der kluge Minnebart.
Ach aber in dem Schloſſe ſie wenig Monde ſah,
Des Todenwurmes Weide lag ihr Gebeine da.
Der gute Bart der blaue!

In alle Winde klagt' es der junge Wittwerbart:
„Gertrude war mein Sternlein ſo minniglich und zart!
Doch wie ſo gern die Sternlein in alle Erden ſchaun,
So war auch meiner Frauen geimpft die Neugier traun.“
Der liebe Bart der blaue!

Es ſchien zu ſieben Malen der Mond in ihre Gruft,
Da eine andre Stimme den ſchönen Wittwer ruft.
Kaum wiederhallt ſein Herze, ſo klopft der Tod ans Schloß
Und wand das andre Liebchen aus ſeinen Armen los.
Der zarte Bart der blaue!

Und Herzeleid und Jammer wühlten im blauen Bart,
Bis wieder heimgeführet er eine dritte zart.
Und eh der Mond ſich füllte ſein güldenes Geſicht,
Erloſch auch dieſer Frauen der Sterne Liebeslicht.
Der blaſſe Bart der blaue!

Das Freien nahm kein Ende, und ſchon im dritten Jahr
Wohl eine Sterbeſieben am Schloß zu leſen war.
Die Frauen bleich und bläulich wie ihres Mannes Bart,
Das dünkt den Edelmägdlein gar wunderſam und hart.
Der bleiche Bart der blaue!

Sie heimelten wohl alle von ſeinem Zauberbart,
Entſetzten ſich, erbebten vor blauer Frauenart.
Der Blaubart ging alleine von allen Burgen heim,
Den Jungfern ſchmeckt ſo bitter der Rede Honigſeim.
Der arme Bart der blaue!

Und auf dem Söller ſtand er ein lebender Leichenſtein,
Er lugt in alle Gaue, in alle Land hinein.

Ein himmelblaues Wölkchen das pilgert, eine Fee,
Hoch über ſeinem Haupte — das iſt des Hauſes Weh.
Der arme Bart der blaue!

Da ſah im tiefen Thale er graſen eine Maid,
Mit roſenrother Wange, im ſchlichten Bauerkleid.
Im Nu kam er geritten der ewige Freiersmann,
Am Anger band er's Rößlein an einer Erle an.
Der ſchmucke Bart der blaue!

„Willkommen, ſchön Maria, ſei mir gebenedeit!
Dein Vater mein Vaſalle — krön' dich zur Fürſtlichkeit!"
Er ließ ihr in den Buſen ein Ringlein fallen gar,
Sie nahm mit bittern Zähren des blauen Bartes wahr.
Der ſchlimme Bart der blaue!

Smaragden und Rubinen die ſchmückten ihre Kron,
Bepurpert und beperlet wuchs ihr das Müthchen ſchon.
In einen Roſengarten ſah ſie ſich rings geſtellt,
Sah nicht die blaue Sieben, das böſe Wappenfeld.
Der ſchöne Bart der blaue!

Da hat ſo recht der Fürſte herzinniglich geſeit:
„Ach daß ſie nur nicht gaffe in jene Ewigkeit!"
Ein Pergament er drückte in ihre weiche Hand,
Das fürſtliche Vermächtniß darauf geſchrieben ſtand.
Der milde Bart der blaue!

Urplötzlich die Poſaune den Leu vom Lager ſchreckt,
Er ſchüttelt ſeine Mähne — wer war's der ihn geneckt?
Er muß hinaus ins Weite durch Weiler und durch Wald —
So ſteht der wilde Blaubart vor ſeiner Frauen bald.
Der wilde Bart der blaue!

„Wohl muß ich von Euch laſſen auf kurze Fehdefriſt,
Ich bau auf Eure Treue, auf Eure Minne, wißt!
Die Schlüſſel mögt Ihr wahren und auch den güldnen hie,
Doch lüſt', bei meinem Schwerte, Euch nach dem Schreine nie!"
Der ſchlaue Bart der blaue!

Herr Blaubart war verflogen in alle Wind' hinaus.
Marie die ſchöne Herrin, die war allein zu Haus.
Der güldne Schlüſſel klinget in ihren Ohren ſehr; —
„Ich will die ſchwarze Kammer doch öffnen nimmermehr!"
Der ſtrenge Bart der blaue!

Die Sonn belief in Kreiſeln die ſilbern Nägelein,
Der Thüre Silberbänder, den wunderſamen Schrein.
Die Neugier ſinnt, ſie ſtieret, die Schätze zu erſchaun,
Erſchleußt behend das Thürlein — o diamantnes Graun!
Der ſtille Bart der blaue!

Sieh an des Schreines Wanden — wer hätte das gedacht? —
Sieben güldne Becken ſtanden voll rabenſchwarzer Nacht.

Da ſchwammen noch im Blute wohl ſieben Häupter gar
Und an dem Thürlein drinnen mit Blut geſchrieben war.
Der ſchlimme Bart der blaue!

Mit ſcharlachrothen Tinten: Marie! geſchrieben ſtand —
Das Schlüſſelein das güldne zerbrach in ihrer Hand.
Dem Blaubart war geſaget, wahr ward Prophetenwort:
Ein Weibesauge findet den allerſtillſten Ort!
Der ſtille Bart der blaue!

„Hei! deine Anne grüßet, was biſt du ſtill und naß?“
Von Brüdern und von Gäſten ſie ſchwatzen dies und das.
Sehn nicht den Blaubart reiten zu ſeiner Burg heran —
Der neigt ſich vor den Frauen, ein friſcher Siegesmann.
Der frohe Bart der blaue!

Und wie zum Abendmahle ladet der Kaſtellan,
Winket der Fürſt Marien und ſpricht ſie freundlich an:
„Mein Dank für Eure Treue! Doch holt die Schlüſſel mir,
Daß ich erſchleuß den Gäſten die Freudenzimmer hier.“
Der kluge Bart der blaue!

Da färbet ſich die Fürſtin, es wird ihr bang und biel,
Sie bringt die Schlüſſel alle; der güldne — liegt zur Diel'.
„Ha Weib, auch dich der Teufel mit Neugier hat geplagt?
Haſt du die Schrift gefraget, was hat ſie dir geſagt?“
Der harte Bart der blaue!

Marien ſah er knieen und winſeln mit grimmer Wut,
Die Anna ihm, die arme, zur Hoſtie ſchwören thut.
Zur Siebenfrauenkammer rief er Marie zumal;
Die Schweſtern weinend am Fenſter die ſtierten ſtät zu Thal.
Der arge Bart der blaue!

„Marie, Marie, zur Kammer!“ — Sie wich und hörte nicht,
Sah Stäubchen in der Sonnen, ſah Staubeswolken dicht.
Und wie ſie halt noch zögert, da jagen auf raſchem Roß,
Als eilten ſie zu erben, die Brüder nach dem Schloß.
Der böſe Bart der blaue!

Und wie er flucht und dräuet und ſtreckt nach ihrem Haar,
Die Thüre knarrt — es ſtarret das ritterliche Paar.
Sie grüßen nicht, ſie reißen das Eiſen ihm aus der Fauſt —
Hei! wie der Frauenhenker den blauen Bart durchſauſt!
Der blut'ge Bart der blaue!

Sagengeschichte

vom

Doktor Faust.

Johannes Faustus.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Johann Faust ist gebürtig gewesen aus der Grafschaft Anhalt, und es haben seine Eltern gewohnet in dem Marktflecken Sondwedel, die waren arme fromme Bauersleute. Er hatte aber einen wohlbegüterten Vetter zu Wittenberg, welcher seines Vaters Bruder gewesen, derselbe hatte keinen Leibeserben, darum er denn diesen seinen jungen Vetter, Hans Faust, welchen er von wegen seines fähigen Kopfs und guten Genies zu sich genommen, an Kindes Statt auferzogen und zur Schul fleißig gehalten; da er denn mit zunehmendem Alter so wol zugenommen, daß er von da auf die hohe Schule zu Ingolstadt verschickt worden. Als er nun daselbst in seinen Studien solchergestalt zunahm, daß er endlich tüchtig erfunden wurde, den Titul eines Magisters zu erlangen, erhielt er solchen mit gutem Lobe nebenst eilf andern. Ob wel-

chem Beginnen und Wohlverhalten denn ſein Vetter zu Wittenberg nicht geringe Freude empfund, nicht minder auch, wie leichtlich zu glauben, ſeine Eltern; welche auch beiderſeits, ſonderlich der Vetter zu Wittenberg, nicht wenige Unkoſten darauf gehen ließen der Hoffnung, daß ſie dermaleins an ihm als an einem Geiſtlichen (denn auf dieſes Studium ſollte er ſich einig und alleine begeben) Ehre und Freud erleben wollten. Damals aber, als vor Lutherus Reformation, da das alte Päpſtliche Weſen annoch überall im Schwang war, und man hin und wieder viel Segenſprechen, Exorziren und Teufelsbannen und ander aberglaubiſches Thun trieb, beliebte auch ſolches dem Fauſtus ſehr wol. Weilen er denn zu böſer und gleichgeſinnter Geſellſchaft, ja an ſolche Burſch gerieth, welche mit dergleichen aberglaubiſchen Karakteren oder Zeichenſchriften umgingen, die Studia aber auf die Seite ſetzten, war er gar bald zur Folge gebracht und verführet. Zu dieſem kam noch dieſes, daß er ſich zu den damaligen umſchweifenden Zigeunern fleißig hielt, und von ihnen die Chiromanteia, wie man nämlich aus den Händen wahrſagen oder weiſſagen möge, erlernte; ingleichen gebrauchte er auch an hohen Feſttägen, wenn die Sonne frühmorgens aufging, das ſogenannte Crepusculum matutinum und andre aberglaubiſche Sachen mehr. Als er nun in dieſen Dingen ganz und gar erſoffen war und ſich alſo dem Teufel gar ließ verleiten, ſetzte er ſein bisher getriebenes Studium Theologicum beiſeits, legte ſich mit Fleiß auf die Arzneikunſt und unter ſolchem Vorwand befliß er ſich zu

erforſchen den Himmelslauf, lernete Nativität ſtellen und den Leuten, was ſie von ihrer Geburtszeit an für Glück und Unglück erleben ſollten, verkündigen. Nach und nach ward er ein guter Prognoſtikant, und wuſte mit Kalender- oder Almanachſchreiben wol umzugehen. Welches alles denn ſeinen gewiſſen Weg gehabt hätte, wenn er nicht deſſen vielfältig gemißbrauchet und darinnen zu fern gegangen wäre. Er ließ es aber darbei nicht verbleiben, ſondern kam gar auf die Beſchwörungen der Geiſter, welchen er dergeſtalt nachgrübelte und darinnen dermaßen zunahm, daß ihm etliche anhingen und zuſchlugen. Alldieweilen er ſich nun bei ſeinen Eltern und Vettern zu Wittenberg nothwendig entſchuldigen und ihnen anzeigen muſte, aus was Urſachen er von dem heiligen Studium abgelaſſen hätte, wandte er unter andern ein, daß ihm das Heilſtudium und Aſtronomie viel eher und beſſer, als zu welchem er gleichſam von Natur geeignet wäre, eingingen. Er brachte auch von der Univerſität zu Ingolſtadt ein gutes Zeugniß und Atteſtat ſeines bisherigen Studirens aus; darum muſte es auch ſein Vetter ein gutes Werk ſein laſſen, war ihm alſo darzu in allem behilflich, daß er nach dreien Jahren den Doktergrad zur Medizin erlangte.

Zweites Kapitel.

Weil nun D. Fauſtus ſolchem teufeliſchen Weſen durch obbemeldete Veranleitung ſich ſo gar ergeben, hat er dieſem

je mehr und mehr nachgedacht, hat dabei Gott und seines Worts vergessen. Und weilen er durch den Tod seines Vettern zu Wittenberg zu einem Erben ziemlicher Verlassenschaft eingesetzt worden, hat er daselbst bald seines gleichen Gesellschaft funden: bei welcher Gelegenheit er sich denn also umgewendet und verkehret, daß er sich von dieser Zeit an, wie von ihm ein Gottesgelahrter zeuget, der damals um ihn gewesen, nimmer viel nüchtern gezeiget, ja zu allem fast unlustig und verdrüssig worden. Und obwol, weilen die Baarschaft des Vettern wegen täglichen Fressens und Saufens und Spielens in Abnahme gerathen, er sich in etwas der Gesellschaft entschlagen und sich innen gehalten hat: so ist er doch darum bei solchem Otium und Müssiggang nicht so viel besser geworden, sondern hat dem stetigst nachgelassen und getrachtet, wie er anderer Gesellschaft, nämlich der Teufel und bösen Geister Freundschaft, und durch solcher Hilfe zeitliche Freude und tägiges Wolleben möchte überkommen und erlangen. Welches er denn auch erlanget und mehr als zu viel überkommen, allermaßen aus der Zukünftigkeit mit Mehrem zu vernehmen sein wird.

Drittes Kapitel.

Es hat sich, wie gesagt, D. Faustus von der Gesellschaft, damit man es nicht anmerken sollte, abgesondert und einig und allein dahin getrachtet, wie er zu seinem Vorhaben möchte gelangen. Weswegen er hin und wieder bei leichtfertigen

Leuten allerhand teufliſche Bücher, aberglaubiſche Karakteren und Gottsvergeſſene Beſchwörungen zuſammengeraffet, zum öftern abgeſchrieben und ſich vorſezlich darinne geübet: maßen denn unter ſolchen viel Dinges beiſammen nach ſeinem Tod gefunden worden, welches Jüden und Heiden nicht allein von Zauberei geſchrieben, ſondern auch von Segenſprechen, die Krankheiten auszutreiben, ſo damals, als noch im Papſtthum nicht ungemein war, wie dieſe Tituls und Ueberſchriften ausweiſen, die Aſtrologen von den Influenzen und Einfluß des Geſtirns gelehret und wie man künftige Dinge, Glück und Afterglück, dem Menſchen daraus erforſchen und verkündigen möge. Welches auch thun ſollen die Chiromantiker; da man nämlich aus den Linien der Hand dem Menſchen künftige Huld und Schuld, Krankheit und derlei mehr zu verkündigen pfleget. Die Sortilegi ſind, welche mit ſeltſamen Figuren und Karakteren wunderbarliche und abenteuerliche Ding zuwege bringen. Die Inkantatoriſchen aber, da man ſich unterfanget, den Satanas zu beſchwören und überkommen; in welchem Stück ſich D. Fauſtus erſtlich am allermeiſten geübet. Divinatoren: da man aus göttlichen Werken künftige Dinge durch Hülfe des Teufels auslegen und weiſſagen will. Pythoniſche und Nekromanten: die hatten die ganze Kunſt, wonach ſein Herze gelüſtete, als wie die Toden zu berufen, wie Eſſen und Trinken und anders mehr leichtlich, ob's ſchon unmöglich und außer der Zeit zu ſein ſcheine, zu überkommen: wie man die Teufel in die Kryſtalle, Gläſer, Spiegel, Steine, Holz, Waſ-

ser und so fortan möge beschwören. Auch hat man bei ihm die Zauberschriften der Hydromanten, Geomanten, Pyromanten und Aeromanten auffunden, was Alles, wie obgemeldet, nach seinem erschrecklichen Ende ist funden worden.

Viertes Kapitel.

M. Thomas Wolhalt von Torgau schreibet, daß er damals nach dem Tod des Faustus in einem Memorial, welches D. Faustus mit seiner Hand geschrieben, gelesen habe, daß ehe er zu solcher Kunst kommen, er deß nicht unbekannt war, daß ein Mensch immer glückseliger oder auch unglückseliger wäre als der andre, ja öfters einer Geister oder Gespenster sehe, der ander aber nicht: sei er Vorhabens gewesen, seine Complexion und Natur zu erkündigen und zu vernehmen, ob auch dieselbe in seinem Vorhaben widerig sein und fehlschlagen oder aber geneigt und beförderlich sein würde. Wie er nun um deßwillen sich bester Maßen bearbeitet und emsig in dem Zoroaster von den ascendenten und descendenten Geistern und andere mehr geforschet und seine Geburtstund mit den damaligen Gestirnseinflüssen wol erwogen: hat er gefunden, daß er nicht allein mit einem herrlichen Geiste begabet wäre, sondern auch, daß die Geister eine sonderliche Inklination und Zuneigung zu ihm haben sollten. Welches ihn denn mehr und mehr noch in seiner Meinung bekräftigte und stärkte, da er nämlich etliche Mal nach einander in seiner Stuben einen seltsamen

Schatten an der Wand vorüber fahren gesehen, auch darauf oftmals, wenn er aus seiner Schlafkammer bei Nacht gesehen, viel Lichter hin und wieder bis an seine Bettstatt gleichsam fliegen gesehen und zugleich darbei, als ob Menschen mit einander leise redeten, gehöret: dessen er sich denn höchlich erfreuet hat und diese für Gespenst und Geister gehalten, jedoch noch nicht so viel Muths gehabt, solche anzusprechen.

Fünftes Kapitel.

Im obangeregten Memorial D. Faust's ist gleicher Weise befindlich gewesen, daß Faust von einem Namens Kristof Haylinger, einem berühmten Exorzisten wie auch Krystallseher, der aus gerechtem Verhängniß Gottes dazumal in voller Weise auf der Gassen Abends von einem Bergknappen ist erstochen worden, nicht lang vorher den Geist im Krystall überkommen und darin wunderbarliche Sachen, welche er sich sehr nutz und dienlich zu seinem Vorhaben zu sein vermeinete, gesehen: durch welches Mittel er auch viel Gelds zuwegen gebracht. Weil ihn aber Tag und Nacht verlangte ein viel Größeres in der Kunst zu erfahren, und nachdem er nun die kräftigsten Beschwörungen des Satanas seiner Meinung nach zuwegen gebracht: hat er sich endlich vorgenommen, solche zu probiren und in das Werk zu stellen. Und ob er sich zwar Anfangs darüber entsetzen wollen, weil er besorget, es möchte ihm der Streich nicht gerathen und so ihm die Kunst fehl schlüge, würde er vielleicht

eines andern erwarten müſſen; hat er ſich bald wieder aufgerichtet und ſonderlich damit getröſtet, daß gleichwol die Nigromantie und ſchwarze Kunſt nicht jedermanns Thun ſei, auch ein ſchönes Anſehen von der Welt habe; wie denn mancher hierdurch ſehr berühmt gemacht, hervorgezogen, von jedermann hohes und niedriges Stands groß gehalten worden: zudem, ſo ſei von Anfang der Welt und zu allen Zeiten beſagte Schwarzkunſt im Schwang gangen und haben ſich ſolcher Kaiſer, Könige, ja die heiligen Päpſte ſelbſten, allermaßen die Geſchichten bezeugen und ausweiſen, bedienet.

Sechstes Kapitel.

Als nun D. Fauſtus in dieſer ſeiner vorhabenden Teufelskunſt ſoviel erlernet und geſtudiret, ſoviel ihm nämlich zu ſeinen Sachen und dasjenige zu überkommen dienſtlich ſein würde, was er lang zuvor begehret, ſiehe, da gehet er einſten an einem heitern Tage aus der Stadt Wittenberg, um zu ſuchen und zu finden einen bequemen und gelegenen Ort, allwo er füglich ſeine Inkantationen und Teufelsbeſchwörungen möchte bewähren und dermaleinſt in das Werk ſetzen: findet auch endlich ungefehr eine halbe Meile Wegs von der Stadt gelegen einen Wegſcheid, welcher fünf Ausfahrten und Gänge hatte, darbei auch groß und breit und alſo ein erwünſchter Ort war. Bei dieſem Wegſcheid verblieb er den ganzen Nachmittag, und nachdem der Abend herbeikommen, Fauſtus aber geſehen, daß

keine Fuhr mehr oder jemand anders durchginge, nahm er einen Reif, wie die Küfer und Büttner haben, machte daran viel wunderseltsame Karakteren, nebens diesem auch setzte er noch zween andere Zirkel oder Ründe. Und da er solches alles nach Ausweisung der Nigromantei bestermaßen angestellet und verrichtet hatte, ging er in den Wald, der allernächst dabei gelegen war, der Spesserwald genannt, und er wartet mit Verlangen der Mitternachtszeit, zu welcher Zeit er wol wuste, daß der Mond sein volles Licht und Schein haben würde. Kaum aber ist die Zeit herbeikommen, so hat er sich aus dem Wald in den mittlern Reif oder Zirkel gemacht, beschwur also gleich Anfangs mit Mißbrauchung göttlichen Namens und Verlästerung den Teufel zum ersten und andern und dritten Mal. Kaum waren die Worte recht ausgeredet, da sahe er alsobald, dieweil der Mond schon helle schien, eine feurige Kugel anher kommen, die ging dem Zirkel zu mit solchem Knallen, gleich ob eine Muskete wäre losgebrannt worden, fuhr aber gleich darauf mit einem feurigen Stral in die Luft; darob denn der D. Faustus sehr erschrak, so daß er auch aus dem Zirkel laufen wollte, jedoch gedachte er dieses dabei: gehe er gleich aus dem Zirkel, so werde er doch nicht mehr lebendig anheim kommen, fassete derwegen wieder einen Muth, beschwur den Teufel auf's Neu auf obige Weise; aber da wollte sich nichts mehr regen noch ein Teufel sehen lassen. Nahm derhalben eine härter lautende Beschwörung zur Hand: alsbald entstund im vorerwähnten Wald ein solch ungestümer Wind und Windsbrausen,

daß es das Ansehen hatte, als ob alles zu Grund gehen wollte, und kurz hierauf rannten aus diesem Wald etliche Wägen mit Rossen bespannet bei dem Zirkel mit einer Heren vorbei, welche einen solchen Staub machten, daß Faustus bei dem hellen Mondenschein nichts nicht sehen kunnte. Da nun das alles ein Ende hatte, dabei aber D. Faustus, wie leichtlich zu glauben, so erschrocken und verzagt war, daß er schier auf seinen Füßen nicht mehr stehen kunnte und wol mehr als hundertmal wünschte, daß er tausend Meilwegs von dar wäre: sah er wider alles Verhoffen gleich als unter einem Schatten ein Gespenst oder Geist um den Zirkel herumwandern; zur Stund fassete er wiederum einen Muth und beschwur den Geist, er sollte sich erklären, ob er ihm dienen wollte oder nicht? Er sollte nur frei reden. Der Geist gab bald zur Antwort, er woll' ihm dienen, jedoch mit diesem Bedinge, daß, so er anderst etlichen Artikeln und Punkten, die er ihm vorhalten wolle, werde nachkommen, er wolle die Zeit seines Lebens nicht von ihm scheiden. D. Faust vergaß all sein voriges Leid und gehabtes Schrecken und war in seinem Gemüte recht frölich und zufrieden, daß er dermaleinst nach so vielen ausgestandenen Sorgen dasjenige erlangen und überkommen sollte, wornach seinem Herzen lange verlanget, und sagte getrost zum Geist: wolan, dieweil du mir dienen willt, so beschwör' ich dich nochmals zum ersten, andern und dritten Mal, daß du morgen in meiner Behausung erscheinen wollest; allwo wir denn von alledem, das ich und du haben wollen, zur Genüge reden und

handlen wollen. Dieſes ſaget der Geiſt dem D. Fauſt zu: alſobald zertrat er den Zirkel mit Füßen und ging mit Freuden heraußer, erwartete mit ſehnlichem Verlangen des bald ankommenden Tages, nachdem er in die drei Stunden lang mit ſolchem Beſchwörungswerk zugebracht hatte.

Siebentes Kapitel.

D. Fauſt hat indeſſen mit großem Verlangen die Eröffnung der Stadtpforten mit angebrochenem Tage erwartet und bei ſich wohl tauſenderlei verwirrte Gedanken geführet, welche mehrentheils dahin gerichtet, ob ihn nicht etwan der Teufel nur äffen möchte, ob der Geiſt ſein Verſprechen leiſten und halten würde und ihm in ſeiner Behauſung erſcheinen, in die er ihn doch eingeladen hätte? Mit welchen verboſten Gedanken er ſich bis in ſeine Behauſung geſchleppet, allwo er ſich von Stund an in ſein Studirſtüblein verfüget, des Geiſtes mit ſehnlichem Verlangen erwartend. Ein, zwei und mehr Stunden laufen vorbei, der Geiſt will doch nicht erſcheinen, hinter und vor ſich und neben ſich ſiehet ohn Unterlaß D. Fauſtus, ob er noch nichts vom Geiſt erblicken möge; aber alles vergebens, ſo daß Fauſt ſich faſt des Geiſtes und ſeiner Erſcheinung verzeihen wollte. Aber kurz hierauf, da erſiehet er gleich zur Mittagszeit einen Anblick nahe bei dem Ofen gleich als einen Schatten hergehen und dünkte ihm doch, es wäre ein Menſch; bald aber ſiehet er ſolchen auf andere Weiſe,

weßwegen er zur Stunde seine Beschwörung auf's Neue anfing und den Geist beschwur, er sollte sich recht sehen lassen. Da ist alsobald der Geist hinter den Ofen gewandert und hat den Kopf als ein Mensch hervor gestrecket, sich sichtbarlich sehen lassen und vor dem D. Faustus sich zum öftersten gebücket und Reverenzen gemachet.

Achtes Kapitel.

Da nun D. Faust den Geist hinter dem Ofen ersehen, begehret er nach wenigem Bedenken, daß er solle hervorgehen und ihm die Artikel und Punkte vorhalten, mit was für Beding er ihm dienen wolle. Der Geist schlug hierauf ihm solches erstlich ab mit dem Vermelden, er sei so gar weit nicht von ihm, er könne dennoch mit ihm von allerhand nöthigen Sachen Unterredung pflegen. Da ereiferte sich hierauf Faustus und wollte von vorn anfangen seine Beschwörung und ihn noch härter beschwören; was aber dem Geist nicht gelegen war (oder sich also stellete) und ging hinter dem Ofen hervor. Allhier aber sah D. Faustus mehr als ihm wohl lieb war, denn die Stube ward im Augenblick voller Feuerflammen, die sich hin und wieder ausbreiteten, und der Geist hatte zwar einen natürlichen Menschenkopf, aber sein ganzer Leib war gar zottig gleich als ein Bär, und mit feurigen Augen blickte er Faust an, worüber denn dieser sehr erschrak und ihm befahl, er sollte sich wiederum hinter den Ofen machen, wie er auch

thät. Darauf frug ihn D. Fauſt, ob er ſich nicht anders denn in ſo abſcheulicher und greulicher Geſtalt zeigen könnte? Der Geiſt antwortete Nein; denn, ſagt' er, er wäre kein Diener, ſondern ein Fürſt unter den Geiſtern, wenn er ihm das leiſten und halten wolle, was er ihm werde vorhalten, ſo wolle er ihm einen Geiſt zuſenden, der ihm bis an ſein Ende dienen werde und nicht von ihm weichen, ja in allem und jedem willfahren, was nur ſeinem Herzen würde belieben zu wünſchen und zu begehren.

Neuntes Kapitel.

Auf ſothanen Vorſchlag des Satans antwortete D. Fauſtus, er ſolle ihm nur ſein Begehren eröffnen und fürhalten. Der Teufel ſpricht: ſo ſchreibe ſie denn von Wort zu Worten auf und gib alsdenn hierauf richtigen Beſcheid, es wird dich nicht gereuen. Ich will dir hiermit fünf Artikel fürſchreiben, nimmſt du ſie an, wol und gut; wo aber nicht, ſollſt du mich hinführo nicht mehr zwingen zu erſcheinen, wenn du auch gleich alle deine Kunſt zu Rath ziehen und aufbieten würdeſt. Alſo nahm D. Fauſt ſeine Feder zur Hand und verzeichnete ſolche, wie folget:

1. Gott und allem himmliſchen Heer Valet ſagen.

2. Aller Menſchen Feind ſein und ſonderlich derer, ſo ihn ſeines böſen Wandels wegen würden ſtrafen wollen.

3. Klerikern und Geiſtlichen nicht gehorchen, ſondern ſie anfeinden.

4. Zu keiner Kirchen gehen, die Predigten nicht beſuchen, auch die Sakramente nicht gebrauchen.

5. Den Eheſtand haſſen, ſich in denſelben nicht einlaſſen noch verehelichen.

Und ſo er die fünf Artikel und Punkte wolle annehmen, ſolle er ſie zur Beglaubigung vidimiren und mit ſeinem eigenen Blut konfirmiren, auch ihm eine Obligation mit ſeiner eigenen Hand geſchrieben übergeben, alsdenn wolle er ihn zu einem Mann machen, der nicht allein allerhand erdenkliche Luſt und Freude haben und die Zeit ſeines Lebens über genießen ſolle, ſondern ſogar, daß ſeines gleichen in der Kunſt nicht ſein werde. D. Fauſtus ſaß hierüber in ſehr tiefen Gedanken und je mehr und öfter er die greulichen und Gottsvergeſſenen Artikel überſah und überlas, je ſchwerer ſie ihm zu halten fallen wollten; jedoch bedacht' er ſich endlich und gedacht bei ſich ſelbſt, alldieweilen doch der Teufel ein Lügner ſei und ihm ſchwerlich alles das, wornach etwan ſeinem Herzen verlangen würde, ſeiner Zuſage nach ſchaffen und herheren werde: ſo woll' er auch alsdenn noch wohl anders Sinnes werden. Und wenn es ja mit der Zeit dahin käme, daß er ihn als ſein wahres Unterpfand haben und hinnehmen wollte, ſo wollte er wol bei Zeiten ausreißen und ſich wiederum mit der kriſtlichen Kirchen verſöhnen; würde ihm aber über alles Verhoffen die Zeit und Raum zu kurz ſich zu bekehren, ſo habe er gleich-

wol nach Herzenslust und Begierde in dieser Welt gelebet. Halte der Geist etwan in einem und andern keinen Glauben laut seiner Zusagung, so sei er auch ihm hinwiederum nicht Glauben zu halten schuldig. Derohalben er folgender Gestalt geantwortet:

Mit deinen obschon wenigen Artikeln verursachest du, Geist, mir nicht geringe Bangigkeit; jedoch alldieweil du von mir derentwegen eine runde Resolution haben willst: so nehm ich den ersten Artikel an, dieweil ich doch jederzeit an der Auferstehung der Toden gezweifelt noch jetzo ein jüngstes Gericht gläubè. Der andere Artikel will mir etwas schwerer fallen, daß ich ein Menschenfeind sein soll: daraus denn folgen müsse, daß ich auch die hassen und anfeinden sollte, die mir nie was zu Leide gethan. So hab ich ja jederzeit die Beiwohnung der Leute geliebet und kann deren nicht wohl entbehren und entrathen; mit wem hätte ich sonst meine Freude und Ergötzlichkeit? Dieß aber will ich wol zusagen und versprechen, wer mich wird anfeinden und mir übelwollen, deß Feind will ich sein und bleiben. Begehre derohalben, mir diesen Artikel zu meiner Willkür anheim zu stellen, ich werde mich schon hierinnen vorzusehen wissen. Was aber den dritten Artikel belangt, so bin ich allezeit vorhin ein Pfaffenfeind gewesen und habe am Ende auch vonwegen der wenigen Lust zur Kapuzen der ganzen Theologie Ade gesaget. Den vierten Artikel kann ich auch wohl halten, sintemalen ich ohne das nicht viel auf Predigten achte noch andre Zeremonien und Sakramente der Kirchen, da

will ich denn gute Gewerbschaft thun und die Predigt schwänzen. Leztlich daß ich den Ehestand meiden soll, trage doch noch allerlei Bedenkens; inzwischen wol, wenn ich betrachte, daß im Ehstand allerhand Kreuz und Unruhe und Sorgen und ewige Verbündniß und oftmal des Weibs böse Sitten und Untugenden vorfallen, hab ich nicht Willens mich zu verkuppeln: ja ich kann mich recht wohl mit Mägden und Allerweltsdirnen behelfen.

Auf welche deutliche Erklärung der Geist nichts weiter eingewendet, sondern geschwiegen und nur den Bescheid ertheilet: so komme dem nach, soviel dir immerdar mögelich, aber deine eigene Handschrift mit deinem Blut bezeichnet wirst du mir geben. Stell es also an und lege sie mir auf den Tisch, da will ich sie holen. D. Faustus versetzte: wolan es ist gut; aber eins bitt ich zur Lezt, daß du mir nicht mehr so greulich und in itziger Gestalt erscheinen wollest, sondern etwan in eines verkappten Menschen Gestalt. Welches denn der Geist dem Faust zusagete und also verschwand.

Zehntes Kapitel.

Nachdem nun der höllische Geist vom Faust abgewichen, daß der Doktor Zeit gewinne, die versprochene Obligation oder Handschrift zu verfertigen: da hätte D. Faust doch wol noch Zeit gehabt, seinen Abfall von Gott mit Reu und bußfertigem Herz zu verbessern. Allein D. Faustus trachtete nur darnach, wie er seine Wolluſt und sein Müthlein in dieser

Welt recht abkühlen möchte, und war eben auch dieſer Meinung, welcher jener fürnehme Herre weſen, der unter andern auf dem Reichstage zu Etlichen geſaget: Himmel hin, Himmel her, ich nehm mir das Meinige, mit dem ich mich auch erluſte, und laſſe Himmel Himmel ſein; wer weiß, ob die Auferſtehung der Toden keine Mähr iſt? Es nahm derhalben der D. Fauſt ein ſpitziges Schreibmeſſerlein und öffnete ſich an der linken Hand ein Geäder, das ausfließende Geblüt faßte er in ein Gläslein, ſazte ſich nieder und ſchrieb mit ſeinem Blut und eigner Hand nachfolgende ſchreckliche Obligation und Verbündniß. Man ſaget für wahrhaftig, daß in ſolch ſeiner linken Hand einige eingegrabene Schrift von ihm dazumal ſei geſehen worden.

Das Bündniß lautet alſo:

Ich Johannes Faustus, Doctor, bekenne hie öffentlich am Tag, nachdem ich jederzeit zu Gemüt gefaſſet, wie dieſe Welt mit allerlei Weisheit und Geſchick und Verſtand und Hoheit begabet und allezeit mit hochgelahrten Leuten geblühet hat; dieweil ich denn von Gott dem Schöpfer nicht alſo erleuchtet und doch der Magie fähig bin, auch darzu meine Natur von himmliſchen Influenzen geneigt, zudem auch gewiß und am Tage iſt, daß der irdiſche Gott, den die Welt den Gottſtehungsbei zu benamſen pflegt, ſo erfahren und mächtig und gewaltig und geſchicklich iſt, daß ihm nichts unmögelich: ſo wende ich mich zu dem und nach ſeiner Verſprechung ſoll er mir alles leiſten und erfüllen, was

mein Herz und Gemüt und Sinn und Verſtand begehren mag und ſoll mir an nichts Mangel erſcheinen. Und ſo denn dem alſo ſein wird: ſo verſchreibe ich mich hiermit mit meinem eigenen Blut, was ich zwar vom Gott des Himmels empfangen, aber mit Leib und Gliedmaßen, ſo mir meine Eltern gegeben, und mit allem was an mir iſt, ſammt meiner Seelen hiemit dem irdiſchen Gott feil trage, und verſpreche mich ihm mit Leib und Seel. Dagegen ſage ich vermöge der mir vorgehaltenen Artikel ab von allem himmliſchen Heer, und was Gottes Freund ſein mag. Zur Bekräftigung meiner Verheißung will ich dem allen treulich nachkommen; und dieweil unſer Kontrakt vier und zwanzig Jahr währen ſoll: ſo ſoll Satan denn, wenn dieſe verlaufen, dieß ſein Unterpfand, Leib und Seele angreifen und darüber zu ſchalten und zu walten Macht haben, und es ſoll kein Wort Gottes, auch nicht die ſolches predigen und künden, hierinnen einige Verhinderung thun, ob ſie mich ſchon werden bekehren wollen.

Zu Urkund dieſer Handſchrift, habe ich ſolche mit meinem eignen Blut bekräftiget und eigenhändig geſchrieben,

Johannes Fauſtus, D.

Wie er nun ſolche greuliche und die ewige Seligkeit verſcherzende Verſchreibung verfertiget, iſt bald darauf der Teufel in eines grauen Münchs Habit erſchienen und zu ihm getreten, da denn D Fauſtus ihm ſeinen Kontrakt und Verſchreibung

eingehändiget, darauf er gesaget: Faust, dieweil du denn mir dich also verschrieben hast, so sollst du wissen, daß dir auch soll treulich gedienet werden; sollst aber beinebens wissen, daß ich als Fürst dieser Welt keinem Menschen diene, sintemal alles unter dem Himmel mein ist, darum diene ich niemand. Aber morgenden Tags will ich dir einen gelahrten und erfahrenen Geist senden, der soll dir Zeit deines Lebens dienen und gehorsamen; sollst dich auch für ihn nicht fürchten noch entsetzen, da er dir in der Kutt eines grauen Münchs, als wie ich anjetzo, erscheinen und dienen soll. Hiemit nehme ich diese deine Handschrift und gehabe dich wol. Also ist er verschwunden.

Eilftes Kapitel.

Gleich Abends als D. Faust nun zu Nacht gessen hatte und kaum in seine Studirstuben kommen war, siehe da klopfet jemand sittiglich an der Stubenthüre, dessen Faust sonsten nicht gewohnet, zumalen die Hausthüren allbereit verschlossen waren. Er merkte es aber bald, was es bedeuten würde, und öffnete die Thüre: da stund nun zugegen eine baumlange Person im grauen Münchskittel, allem Ansehen nach eines ziemlichen Alters und eines ganz grauen Bärtleins, den hieß er sobald in die Stuben gehen und sich zu ihm auf die Bank niedersetzen, welches der Geist gethan. D. Faust frug ihn gleich Anfangs, mit was er sonsten umgehe? Da sagte der

Geist: o Faust, wie hast du mir meine Herrlichkeit genommen, daß ich nun eines Menschen Diener sein muß; dieweil ich aber von unserm Obersten dazu gezwungen worden, muß ich es auch lassen geschehen. Wenn aber der Termin seine Endschaft erreichet, so wird es mir eine kurze Zeit gewesen sein, dir aber wird es ein Anfang sein einer unseligen unendlichen Zeit. So will ich mich jetzo dir ganz unterwürfig machen, sollst auch keinen Mangel an mir haben und will dir treulich dienen. Sollst dich ferner vor mir nicht entsetzen, denn ich bin kein scheußlicher Teufel, sondern ein geselliger Geist, der gerne bei Menschen wohnt. Wolan denn, sagte da D. Faust, so gelobe mir im Namen deines Herrn Luzifer, daß du allem fleißig nachkommen wollest was ich dir zumuthe. Der Geist antwortete solches mit Ja; und sollst zugleich wissen, sagte er, daß ich werde Mefostofiles genennet: und bei diesem Namen sollst du mich hinfort jederzeit erfordern. D. Faust freuete sich in seinem Gemüte, daß nun seine Sach und lang verlangtes Begehren einmal zum erwünscheten Ende kommen sei, und sprach: Nun Mefostofiles, mein getreuer Diener, wie ich verhoffe, so wirst du dich allezeit gehorsamlich finden lassen und in dieser Gestalt wie jetzund erscheinen. Zeuch vor diesesmal wieder hin, bis auf mein ferner Erfordern und Berufen. Auf diesen Bescheid bückte sich der Geist und verschwand.

Zwölftes Kapitel.

D. Faust hatte eben zur Zeit außer der Stadt was zu verrichten, daß er Tagelang mit seinem Geist nicht kunnte umgehen. So bald er aber wieder nach Haus kommen, da gedacht er: hab ich doch diese Tage über oft an meinen Geist gedacht und ist mir dennoch auf dem Weg niemals erschienen, wiewol er mir zugesaget, nimmer ferne von mir zu sein. Vielleicht wird er mir nicht Glauben halten. Und D. Faust stund eben noch in solchen Gedanken, als der Geist Mefostofiles zu ihm eintrat. Ob welches veränderter Kleidung er gleichwol einen Argwohn schöpfte, denn er vermeinte (war aber nicht) der Geist hätte erstesmal ein ander Münchsgewand angehabt, und jetzund wieder ein anders, was ihm denn sein gefassetes Mißtrauen zum Geist vermehren wollte; schwieg aber doch. Das vermerkte der Geist und sprach zu ihm: mein Herr Faust, warum gedenkest du so Arges in deinem Herzen und vertraueſt mir so wenig? Hab ich dir nicht zuvor gesagt, du sollst mich bei meinem Namen nennen, wenn du was haben willst? Setze, lieber Faust, so gar kein Mißtrauen zu mir, hast du doch noch nichts von mir verlanget; zudem bin ich dir ja zuvor im grauen Münchskleid wie jetzund auch erschienen, thue die Augen recht auf! D. Faust lächelt darob und sagt zum Mefostofiles: es mag sein, daß zwar eben diese Kleidung anjetzo sei, wie du erstesmal angezogen, du solltest aber der heiligen Münche nicht also spotten; denn solch Habit, dergleichen du anhast, haben sonderlich die heil.

Franziskaner an, haben auch wol Kaiser, Könige und Kürfürsten getragen, ja sich darein, als sie sterben wollen, verhüllet und mit zur Erden bestatten lassen. Hättest dich wol können bekleiden wie die erbarn Landsknechte, Türken oder Jüden, die ohnedas dir etwas näher angehören wie diese. Der Geist antwortete und sprach: ei warum verirest du mich? Beliebt es dir, so kann ich bald ausziehen und mich anders anziehen: mir gilt es eben gleich, es ist mir ein Münch wie ein Landsknecht oder Jüd, einer wie der andere. D. Faust sagte darauf: mein Mefostofiles, halte mir solches zu guten, du sollst bei diesem Kleide verbleiben, führe deinen Orden nur strenge; ich will dir aber hinfür, damit du mich nicht so geschwind erschleichest, ein klein Glöcklein anhängen, auf daß ich dich am Klang und Geläut vernehmen möge. Der Geist ereifert sich ob solchem Beginnen und Zumuthen des Faustus sehr heftiglich, sagend, er wäre ihm Geists genug; so er einen Narren haben wolte, warch er nicht einen bestallet hätte, ihn aber fahren lassen? Was er des Gespöttes bedürfe? er wäre ein hocherfahrner, gelahrter und witziger Geist, dem alle Gelahrten auf Erden nicht vermögeten in einiger Kunst obzusiegen; derowegen solle Faust hinführo nur sein Gespött sein lassen, denn er es nicht leiden könne. Wolle ihn also hiermit gewarnet haben, wo er anders nicht haben wolle was zu erfahren, das ihm nicht gut sein möchte. Daß auf Anhörung solcher Dräuungen des Geistes dem Faustus wol zu Mut müsse wesen sein, ist nicht wol zu gläuben, zumalen, wenn er be-

trachtet und geſehen, wie aus des Geiſtes Augen gleich die Feuerſtralen vor Eifer geſchoſſen; derowegen er ihn fleißig um Verzeihung bat mit dem Verſprechen, es ſollte hinfür nicht mehr geſchehen: er wiſſe ſelbſt wol, daß ein Menſch, der vor dem andern was wiſſe und könne, ſich nicht verachten laſſe; wie viel weniger er als ein hocherfahrener Geiſt. Sprach alſo fürder: mein Meſoſtoſiles, zeuch für dasmal wieder hin und gib mich nicht auf; ſo ich dich aber mit Namen rufe, ſo erſcheine, und ſei mir in allem willfährig. Alſo iſt der Geiſt im Augenblicke verſchwunden.

Dreizehntes Kapitel.

Wiewol D. Fauſtus vermeinet, es könne hinfür ihm nichts mehr mangeln, ſintemal er ſeinen getreuen Diener am Geiſt habe: hat es doch dennoch nach und nach an einem und dem andern ermangeln wollen. Denn die baaren Mittel von der Verlaſſenſchaft ſeines vor etlichen Jahren verſtorbenen Vettern hatten nunmehro ein Ende, und war von dem allen außer der Behauſung, wo er wohnte, und etlichen Wieſen und Feldern wenig mehr überig, von wegen vielen Spielens und Banketirens, darzu er ſehre geneiget. Weßhalb er mit ſeinem Meſoſtoſiles Rath hielt, wie er doch andre Mittel ſtatt der verlornen ermitteln möchte, damit er beſſere Haushaltung halten könnte; denn eben um der Urſach willen, ſagt er, daß er in dieſem Leben ein gutes Leben genießen und ihm nirgends was

mangeln möchte, hab er sich dem Teufel ergeben. Der Geist sprach: mein Herr Faust, gib dich zufrieden und beschwere dein Gemüt nicht mit derlei kummerhaften Gedanken, sorge doch hinführo für nichts mehr, ich bin ja dein Diener, dein getreuer Diener, und so lang du mich hast, sollst du keinen Mangel an irgendwas haben: darum sollst du nicht sorgen noch trachten, wie dein Haushalt möge fortgeführt werden, weil du weniger Einkommen hast und das andre fast aufgezehret; denn wenn du nur Schüssel und Teller und Kannen und Krüge hast, so hast du schon übrig genug; für Imbiß und Labtrunk sorge du nicht, ich will dein Koch und Keller sein. Dinge nur keine Magd, die das verrathen möchte, aber einen Famulus und Junggesellen magst du wol haben. Ingleichen Gäste und gute Freunde, die dir Gutes gönnen und des Deinigen bishero ziemlich genossen, die magst du wol einladen und berufen und mit ihnen frölich und gutes Muths sein. Daß nun dieß Anerbieten des Geists dem D. Faust erfreulich müsse zu hören gewesen sein, ist wol glaublich; allein er wollte fast darob zweifeln, weßhalb er zum Geist sprach: mein lieber Mefostofiles, ich muß doch gleichwol fragen, wie und woher du solches willt überkommen? Der Geist lächelt darüber und sagt, darfür sorge du mitnichten, aus aller Könige und Fürsten und großer Herren Höfen kann ich dich sattsamlich versehen, an Kleid und Schuh und anderm Gewand sollst du auch keinen Mangel leiden. Darum was du Abends und Morgens verlangest, das verzeichne und lege die Verzeichniß auf den

Tiſch, daß ich ſie hole und das zu rechter Zeit verſchaffe. Deß erfreuete ſich D. Fauſt gar ſehr und that dem alſo, verzeichnete zur Stund die Koſt nebens einem guten Trunk zweier oder dreierlei Weingewächſe, um zu ſehen, was er für einen Artushof haben würde. Abends um ſieben Uhr ward ihm da zum erſtenmal der Tiſch gedecket, darauf denn der Geiſt ein zierlich vergüldetes Trinkgeſchirr ſetzte, was D. Fauſt veranlaßte zu fragen, woher doch dies ſchöne Trinkgeſchirr komme? Da bald verſetzte Mefoſtofiles: er ſollte davon nicht forſchen und fragen, er hab ihm dies in das Haus verehret, deß ſollt er ſich ins Künftige bedienen. Worauf Fauſtus ſchwieg, ſah da ſogleich, daß Semmel und anders mehr auf dem Tiſch lag, ja nicht lang hernach ſechs oder acht Gerichte, welche alle warm und auf das Beſte bereitet weſen, wie ingleichen die Weine auf den Tiſch geſtallet wurden.

Vierzehntes Kapitel.

Da nun D. Fauſt für nichts mehr zu ſorgen, woher Brot und Wein, Geld und Gut käme, lag er Tag und Nacht im Luder, ſpielete, fraß und ſoff mit ſeinen Zechbrüdern, Alchymiſten, Goldgründern und etlichen Studenten, ſo daß nach Verfluß etlicher Zeit faſt jedermann in der Stadt, ſonderlich die Nachbarſchaft, weilen ſich D. Fauſt nichts mehr wie vor dem weder um die mediziniſche Praxis noch weniger um die vom Vettern geerbten Aecker und Wieſen bekümmerte, zu zwei-

sein anfing, ob das recht zugehe, wol wissend, daß D. Faust nicht von Lust leben könnte, darzu er ohnedas schon vonwegen der Zauberei in ziemlichem Verdacht bei männiglichen stund. Diesen Argwohn und Verdacht nun zu benehmen, ließ sich der Geist Mefostofiles angelegen sein, den D. Faust als seinen Herrn zum Theil deß zu erinnern und zu ermahnen, sich besser fürzusehen und besseren Haushalt zu führen, zum Theil selbsten die Aecker zu besämen, das Heu und Grummet von seinen Wiesen abzumähen und einzubringen, die Frucht zu schneiden und einzuernten. Welches denn einige Zeit her allermaßen M. Kaspar Major, der mit D. Faustus zur selbigen Zeit in Kundschaft gelebet, davon gläublichen Bericht gethan) dieser Diener und Geist Mefostofiles mit allem Fleiße verrichtet und also seines Herrn Glauben noch in etwas erhalten hat. Allein dem D. Faust wollte in die Länge dies eingezogene erbare Leben nicht gefallen, sprach demnach einsmals allen Ernstes zu seinem Geist: schaff mir, o Mefostofiles, Geld, denn ich bin gar geneigt zum Spiel, was ich auch für mein liebstes Leben halte; darin will ich nicht allein hier meine Zeit vertreiben, sondern auch außer dem Hause mein Lüstchen mit guten Gesellen recht büßen. Meinest du, Mefostofiles, ich habe mich deinem Fürsten, dem Luzifer, so hoch verkaufet und überantwortet, daß ich ein mönchisches Einsiedelleben führen wolle? O nein, es ist viel anders gemeint. Schaff du mir ein gutes Leben auf dieser Welt und laß das übrige an mich; mache aber doch darneben das Meinige wie

bisher, nur den Leuten den Staar zu nehmen. Mefoſtofiles konnte nicht vorbei ſondern ſagte: mein Herr Fauſtus, was habe dir jemals verſaget? Hab ich nicht mit Wartung der Felder und Anger und durch Einſammlung der Früchte ſo viel zuwege gebracht, daß du dein Haus haſt führen mögen und ſomit den Leuten ſo ziemlich aus den Mäulern kommen biſt? D. Fauſt bejahete ſolches und ſprach: es iſt nicht ohne und ich danke dir für Fleiß und Fürſorge; aber es wird mir in die Länge beſchwerlich fallen, darum will ich nun hiermit mein ganz Herz vor dir ausſchütten, nämlich: willt du nicht Alles thun, was ich gethan wiſſen will, und mir meine Lebenszeit durch alle gehörige Nothdurft und erſinnliche Ergötzlichkeit verſchaffen, ſo ſage ja oder nein. Mefoſtofiles ſahe, daß ſich Fauſt darüber ereifert, antwortete demnach: wolan ich bekenne das, daß ich dein Diener ſchulde dir ganz zu gehorſamen. Damit du mich nicht für einen Lügengeiſt halten mögeſt, ſo ſollſt du ſehen, daß keine Unwahrheit an mir iſt. Ich will dir Geld und was du vonnöthen haſt, zur Gnüge ſchaffen. Aber eines bitte dich, dieweil etliche dir darum werden gram werden, ſintemal es dir ſo wol ergehet: halte auch deine mit deinem Blut geſchriebene Schrift, daß du die wolleſt verfolgen, die dich etwan deines Lebens ſträflich zeihen werden, deß erinnre ich dich nochmals. D. Fauſt gab dem Geiſt wiederum gute Wort und ſagte: ich habe doch nimmer und nie einen Zweifel in dich geſetzet; daß du aber haben wollteſt, ich ſollte ein ſtilleres Leben führen, damit die Leute nicht merken ſol-

ten, was ich im Schild führe, das kann ich nicht, ist mir auch nicht gelegen. Nach diesem Gespräch hat ihn der Geist hinfürder nicht mehr gestrafet, sondern in allem und jedem seinen Willen erfüllet, Geld gebracht, mit Kleid und Schuh, Bett und Hemd versehen. An allerhand Speisen und Getränken hat es nicht gemangelt, kein Holz hat er nie gekauft und hat dessen einen großen Vorrath gehabt. Hernach aber wollte es der Geist auch nicht mehr thun, sondern D. Faustus mußte das Seinige auch darbei thun und mit seiner Kunst etwas schaffen, wie wir bald hören werden.

Fünfzehntes Kapitel.

D. Faust hatte gleichwol immerhin gute Tage und tägliches Wolleben, weil ihm an nichts ermangelt, wornach seinem Herzen gelüstete; jedoch hat es in und unter der Zeit nicht wol fehlen können, daß etwan nicht ein einziger guter Gedank in seinem Gemüt hätte sollen aufstehen, der ihm Gottes Güte und Allmacht heimlich gepredigt und sein Gewissen gerühret. Weswegen er einsten bei sich selber sprach: ich habe gleichwol bei mir die H. Bibel und noch andere kristliche Bücher mehr, ich kann in diesen wol lesen, ob mir schon die Kirche und der Gottesdienst verboten ist, mit diesen will ich zu Haus meine Kirch anstellen; es muß mein böses Gewissen dem Teufel nicht allezeit offenstehen; es ist dennoch bei mir ein kleines Fünklein einiger Zuversicht und Andenkens an Gott. Wer weiß: Gott

möchte ſich meiner dermaleins erbarmen! Bald aber iſt der Geiſt Meſoſtoſiles zu ihm getreten und hat ihm dieſe ſeine Gedanken vorgehalten, ſprechend: mein Herr Fauſtus, ich will dir deines jetzigen Vorhabens halber ganz und gar nicht zuwider ſein; allein eines bitte ich dich, betrachte wol, was du im vierten Artikel deiner Verſchreibung zugeſaget, das halte, willt du nicht in Unglück gerathen. Das Bibelbuch belangend (denn die andern achte ich nicht), ſo ſoll dir wol darinnen zu leſen vergünſtiget ſein, jedoch nicht mehr als das erſte und zwote und fünfte Buch Moſe; die andern Bücher alle, ohne den Job, ſollſt du überſchlagen. Den Pſalter Davids laß ich dir nicht zu, und im Neuen Teſtament magſt du drei Jünger, ſo von Kriſtus geſchrieben, als den Zöllner, Maler und Arzt leſen, meine Matthäus, Markus und Lukas. Den Johannes meide, den Schwätzer Paulus und andre, ſo Epiſteln geſchrieben, laß ich auch nicht zu: darnach wiſſe dich zu richten. Darum wäre mein Rath, gleichwie du anfänglich in der Theologie ſtudiret, nämlich in den Kirchenvätern, daß du darinnen fortfahren möchteſt, dieſe will ich dir nicht verwehren. So haſt du dich auch verlobet, du wolleſt der Dreifaltigkeit abſagen, wolleſt auch davon nichts reden oder viel disputiren, wie ingleichen von den Sakramenten und andern Glaubenspunkten; ſo du aber je mit Disputiren dich willſt beluſtigen: ſo nimm dazu Anlaß von den Konzilien, Zeremonien, von Meſſe, Fegefeuer und andern dergleichen Glaubensſachen mehr zu reden. D. Fauſtus ereiferte ſich gleichſam hierüber und

ſagte: ja lieber Geſell, du wirſt mir nicht allzeit Maas und Ordnung vorſchreiben, was ich hierinn thun und laſſen ſoll. Mefoſtofiles ganz erzürnt gab zur Antwort: ſo ſage und ſchwöre ich bei meinem höchſten Herrn, der unter dem Himmel ein Fürſt, ja ein mächtiger und gewaltiger Fürſt regieret, du muſt dieſes meiden und die Bücher, ſo ich dir verboten, verfolgen und darinne nicht leſen; oder dir ſoll was begegnen, das dir nicht lieb iſt. Fauſtus erwiederte: nun leider! nun ſeh ich, wie hoch ich an Gott mich vergriffen und wie vermeſſentlich ich mich laut der Artikel verſchachert habe, daß ich nicht mehr leſen und reden darf, was doch andre frei und ungehindert thun dürfen; ach was hab ich gethan! Wolan, beſagte Bücher der Heiligen Schrift muß ich nicht leſen, dazu von Glaubensſachen nicht diſputiren! So will ich doch dieß von dir haben — thuſt du es gleich gern oder nicht — daß du mir verheißeſt, mein Prädikant und Lehrer zu ſein und mir alles das, wovon ich gerne eine Wiſſenſchaft haben möchte, kurz und gut zu berichten. Welches ihm denn der Geiſt treulich zu thun zugeſaget.

Sechzehntes Kapitel.

D. Fauſt lag die Nacht über zur ſelbigen Zeit in tiefen Gedanken und war mit ſeinem Geiſt nicht zufrieden, daß er ihm hatte verboten, von Glaubensſachen weder zu leſen noch viel zu diſputiren; doch tröſtete er ſich dabei, daß er ihm zu-

gesaget, was er hierinne verlange zu wissen, davon getreuen und wahrhaften Unterricht zu ertheilen. Weswegen er bald hernach seinen Mefostofiles zu sich erforderte und zu ihm sagte: mein angehender, und wie ich hoffe, getreuer Lehrmeister! ich habe jederzeit gehöret, daß kein Herr einen Diener annehme, er wisse denn woher er sei, wer zuvor sein Herr gewesen und bei wem er gedienet. So weiß ich das von dir, daß du ein Geist und mir zu dienen von deinem Herrn Luzifer gesandt bist; aber das weiß ich noch nicht, was du für ein Geist seiest. Lieber sage mir die Wahrheit und verhehle mir nichts. Mefostofiles antwortete: mein Herr, ich bin in der Wahrheit ein fliegender Geist, wohne mit andern unter dem Himmel, muß dem Fürsten Luzifer unterworfen sein. Und so das schädliche Gift Luzifers erstmals nicht in uns gewirket und uns durchdrungen hätte nach seinem Fall, so wollten wir Geister keinen Menschen beschädigen, sondern uns freundlich zu ihnen halten. Nun aber kann es nimmer sein, sondern dieweil ich in und unter der Luft wohne, muß ich beschädigen was ich kann und vermag, ja alle Elemente, so mir nicht Einhalt geschiebt, beleidigen: welches ich doch nicht allezeit gern thue. — Auf solche kurze Anzeige wollte damals D. Faust nicht weiter disputiren und ließ den Geist von sich.

Siebzehntes Kapitel.

D. Faust machte sich folgenden Tags wiederum fertig zu einem Gespräch und frug seinen Geist: ei Lieber, sag an, es

werden gewiß eurer Geister fast viel sein? Wenn denn dem also, wie kann doch ein Mensch für euch bestehen und sicher sein? Ist dem also? Ja, Herr Faust, sagte darauf alsobald der Geist, unser ist sehr viel und gewißlich so viel als der großen Hornissen und Hummeln sein mögen, wir wohnen um und um bei den Leuten und geben Achtung auf ihre Werke und sind unverdrossen, Menschen und Vieh zu beschädigen.

Achtzehntes Kapitel.

An einem Sonntage zur Zeit da man eben Predigt hielt, ward auch D. Faust einmal beweget was Gutes zu sinnen und gute Gedanken zu führen, sprach demnach zum Geist, den er derwegen zu sich berufen: mein Mefostofiles, sage mir Lieber, aus was Ursach seid ihr denn alle von Gott aus dem Himmel verstoßen worden? Das muß traun ein großer Fall gewesen sein, um welches willen ihr noch anjetzo, weil ihr euch an Gott nicht anders rächen kunntet, euch unterstehet, euer Mütlein zu kühlen an seinen Geschöpfen, sonderlich an den Menschen. Mefostofiles sagte: er wisse selbst nicht, warum der Lucifer, der damals der oberste Engel gewesen und höher denn sonsten einer für Gott gestanden, mit Gott sich entzweiet und den Höchsten erzürnet habe; das wissen wir aber wol, fuhr er fort, daß alle wir Geister, so ihm sind anhängig wesen, haben sein entgelten müssen und sind mit ihm zu gleicher Verdammniß in den äußersten Abgrund des Erdreichs verstoßen; doch

hoffentlich nicht länger als bis an den Jüngsten Tag, da wir wiederum wie zuvor gleich sein werden und den seligen Stand erreichen; aber Lucifer und seine Mithelfer, die neben ihm wesen, werden ihren vorigen Stand und Würde in alle Ewigkeit nimmer erlangen: dieß aber weiß er gar wol, darum tobet und wütet er auch wider Gott und alle Menschen. D. Faust sagte darauf und sprach: ei Lieber, fahre besser heraußer, dieweil du sagest, daß Lucifer mit seinem Anhang nimmermehr werde zu Gottes Huld und Gnade kommen: so ist leicht zu erachten, daß er sich allzuhoch und viel am Allmächtigen werde versündiget haben. Mefostofiles versetzte: ja freilich hat er sich hoch vergriffen, und das ist all's seiner Hoffart beizumessen; denn Gott setzte ihn höher wider die andern Engel, jedoch nicht höher der Seligkeit wegen. Er nahm aber wahr, daß Gott darauf bedacht war, wie er die Menschen zu gleicher Würden, Freiheit und Seligkeit bringen und neben die Engel stellen wollte. Das war nun dem Lucifer ganz zuwider, war überdieß so hoch vermessen und hoffärtig, daß er auch Gott den Trutz bot und sich gleiches Göttlichen Wesens wollte theilhaftig machen. Da nun Gott seinen Hochmuth also sah und darob ereiferte, auch die andern Engel die in der Unschuld verblieben und sich wider Gott nicht setzen wollten, beobachtete, siehe da brannte des Allmächtigen Zorn an, und ward Lucifer sammt allen Anhängern nach Gottes gerechtem Eifer aus dem Himmel verstoßen.

Neunzehntes Kapitel.

D. Fauſt fuhr in ſeinem Geſpräch fort und ſprach zum Geiſt: lieber Meſoſtoſiles, ob ich mir zwar leichtlich einbilden kann, daß ich nimmer in den Himmel komme, ſo möcht' ich doch von dir wiſſen, wie inwendig der Himmel mag geſchaffen ſein und was es vor eine Beſchaffenheit habe um die ewige Gottheit. Meſoſtoſiles ſprach alsbald: ach mein Herr! das kann ich nicht erzählen, denn wir ſind im unauslöſchlichen Zorn Gottes ſo tief gefallen, daß wir deſſen, was wir zuvor geſehen, wie auch allen himmliſchen Weſens und Frohſeins gänzlich beraubet ſind. Uns iſt nunmehr nicht anders als einem Menſchen, der was im Traume geſehen, wann er aber erwachet, ſo iſt das nicht mehr zugegen. Alſo auch können wir nichts davon ſagen, und Gott will auch nicht von uns Geiſtern haben, daß wir ſeine Herrlichkeit verkündigen und offenbaren ſollen, welche er dermaleins am jüngſten Tag wird offenbar machen. D. Fauſt vermerkte bald hieraus, daß dem Geiſt mißfiel in dieſer Materie fortzufahren, gerieth daher auf eine andere Frage: wie es doch mit den Engeln, die anjetzund in großen Freuden bei Gott ſind, eine Bewandniß und Beſchaffenheit habe? Meſoſtoſiles ſprach: ſo viel ich geſehen und mir noch wiſſend iſt, ſo ſind die Engel in drei Hierarchien abgetheilt, als in die Seraſim, Cherubim und Thronengel. Und einer wie der andre iſt im Stande der Vollkommenheit. Die erſten, als die Seraſim, betrachten Gottes Güte, wie er doch alles ſo wol erſchaffen, und wo ſie auch hinſchauen, da

kommen sie nimmermehr zum Ende, daß sie beschließen könnten alle majestätische Herrlichkeit Gottes. Die Cherubim betrachten die Kraft Gottes, ja die gewaltige starke Hand Gottes, die er in Erhaltung Himmels und der Erden, ja des ganzen Firmaments gesetzet. Die dritten, als die Thronengel, können nicht genugsam begreifen noch ansehen die ewige Gottheit, an der sie denn all ihre Freude, Wollust und Ergötzlichkeit haben. Die ersten vertreten das Amt der Engel; die andern begeben sich zu den Menschen, beschützen und bewahren sie; die dritten regieren Könige und Fürsten: so daß kein Engel unter diesen allen, der nicht sollte die Welt regieren können, so veste nämlich, stark und mächtig hat Gott seine Wirkung in sie gegossen.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie gerne D. Faust etwas mehr von den Engeln von seinem Geist erlernet hätte, mußte er doch solches vor dießmal lassen anstehen, dieweil er gesehen, daß dieses dem Geist nicht gar angenehm war, weswegen er von solchen auf die Gedanken von dem Paradeis gerieth, und frug kurz hierauf den Geist um die Umstände des Paradeises. Mefostofiles aber erwiederte und sprach: du kannst, mein Herr Faustus, selbst leichtlich abnehmen, daß das Paradeis nicht in dieser Welt stehe, sondern etwan gegen Osten gar nahe bei dem Himmel liege, also daß jetzund die Sonne vom Mittag bis gegen

Abend sich darein verbirget, und also nimmet der Mord die Wohnung zur Nachtzeit darinnen. D. Fauſt verſetzte alſobald: wie ſoll ich das von der Sonnen und dem Mond verſtehen? Solcher Geſtalt, ſagte der Geiſt: das Paradeis liegt gegen der mitternächtlichen Linie und gegen Aufgang der Sonnen, da etwan anjetzo keine lebendige Seele wohnet, hat alſo allein Sonn, Mond und Stern die Ergötzlichkeit darinnen. Die Sonne hat ihren herrlichen Schein ſo lauter und ſo klar, daß man all ihre Form und ihre ganze Subſtanz darinnen ſehen kann; ſo hat ſie auch daſelbſt keine hitzige Natur, ſondern iſt ſo lieblich und ſcheinbarlich, daß auch ihre befindliche Hitze lieblicher iſt als die Luft; und wenn Adam erſtesmals darinnen ſeiner Wolluſt gefröhnet, ſo hat er ſich an die Sonne geleget, in welche er ganz vollkommlich mit unverruckten Augen ſehen gemöget: dannenher er vielleicht der Sonnen Wirkung ſeinen Nachkommen geoffenbaret hat. Die Sonne aber iſt hernachmals nach dem menſchlichen Fall gleichwol der Hitze halben gegen der mitternächtlichen Linie herabgeſtiegen und hat die ſündliche Welt entzündet, wie es annoch iſt, alſo daß von nun an kein Menſch in die Länge der Sonnen Hitze kann dulden und tragen: welches denn ingleichen von dem Mond zu verſtehen iſt. Auch ſind die Sterne ſo klar und helle, daß ſie von dar das Erdreich erleuchten können, gleich einem Karfunkel. So toben die Planeten am Himmel ſo ungeſtümiglich, daß es im Paradeis nicht anders erſchallet als wie in dieſer Welt das Donnern, ſie ſind aber ganz anmuthig und lieblich.

In diesem herrlichen Wohnhaus, in dieser vergnüglichen Wollust hat Adam alles mit sonderbarer Geschwindigkeit und der Vollkommenheit nach, in die er versetzt gewesen, betrachtet, mit Augen erschauet und solches, nachdem er aus dem Paradeis vertrieben worden, als ein erfahrner Astronom seinen Nachkommen hinterbracht: denn er war von Gott also erleuchtet, daß sich alle Geschöpfe Gottes zu ihm neigeten. Mein Mefostofiles, frug D. Faust, wie ist doch dieser Garten, der in der Schrift Eden genennet wird, beschaffen gewesen? Sind auch darinnen Gras, Bäum und ander Gewächs gewesen? Der Geist sagte ja, und zwar nicht viel anders als wie auf dem Erdreich die Gärten und lustbare Wälder anzusehen, jedoch in etwas unterschieden. Das Gras, wie es Gott erstlich erschaffen, also stehet's annoch, und hat Adam und Eva sich niemalen genug über die schönen, hellen wunderbunten Farben, womit es vermenget, verwundern können. Was die Bäume belanget, die sind so hoch, daß das Gewölk des Himmels dardurch streichet und breiten sich die Aeste so weit, daß man sie nicht übersehen kann: die Blätter daran sind zum Theil breit, zum Theil spitzig und so groß als ein Ritterspieß, das Obst daran fället nimmer ab, sondern bleibet also stehen bis an den Jüngsten Tag; in der Mitten aber des Paradeises, da Adam geschaffet und gepflanzet, sind Feigenbäume und allerlei Obst, und die Blümlein darinnen sind so lieblich am Geruch und auch am Geschmack, daß solches alles Niemand recht beschreiben mag. So hat es auch im Paradeis geben allerlei vier-

füſſige und fleuchende und kreuchende Thiere, die alle ganz zahm waren und ſich gar heimlich zu dem Menſchen Adam thäten, denen gab er nun aus erleuchtetem Verſtande einem jeden ſeinen Namen. War auch zu der Zeit an ihnen kein Grimm, Zorn, Wütigkeit noch Gift, ſondern waren dem Menſchen, wie geſagt, ganz unterthänig und gehorſam, ja gar zahm und faſt furchtſam. Alsbald aber Adam und Eva die Schanz aus Hoffart wider Gott ebener Maßen wie wir Teufel überſehen, und Gott ihrem Schöpfer mit Ungehorſam erzürneten, und von dem Engel Cherub aus dem Paradeis vertrieben wurden: da gingen alle Thiere in das ſündige Land, veränderten ihre vorige Natur, Freundlichkeit und Zuneigung zu den Menſchen, ja ein jedwederes Thiergeſchlecht war in Wüte und Bitterkeit wie verwandelt und wurden hernachmals des Menſchen Feinde, alſo daß nunmehr kein Thier in dem Paradeis iſt, ſondern lieget dieſer wegen faſt öde. D. Fauſt verwunderte ſich und ſagte: lieber Meſoſtofiles, wo ſtehet aber der Baum des Erkenntniſſes Gutens und Böſens, daran ſich Adam und Eva vergriffen haben? Der Geiſt ſagt: dieſer Baum des Guten und Böſen ſtehet immitten im Paradeis, ein ganz einfältiger nichtsnutziger Baum, der denn auch Adam und Eva am meiſten betrogen hat, weil ſie nicht vermeinet, daß Gott ſo viel eben an dieſem Baum gelegen wäre, oder daß eine ſo große ſo göttliche Wirkung darinn ſtecken ſollte. Die Aepfel daran ſind nicht ſo gar groß, aber außen an der Schelfen ſind ſie an der Farb wie ein Regenbogen geſprenkelt,

der Apfel aber inwendig iſt geſprengweiſe formirt, mit leibfarben Kreuzlein: und ſtehet dieſer Baum bis an den Jüngſten Tag, alsdann er mitten von einander fallen und ſpalten ſoll. Lieber Meſoſtofiles, verſetzte D. Fauſt, kann aber Niemand mehr zum Paradeis kommen? Nein, ſagte der Geiſt, kein Lebendiges wird mehr dahin kommen können. Denn um den verbotenen Baum iſt ein Wall, mit feurigen Ketten umringet, und hütet des Gartens der Engel Cherub mit feurigem Schwert; aber alle und jede ſelig abgeleibte Seele ſiehet einen Blick und Augenblick in das Paradeis und läſſet ſich deſſen begnügen bis zur vollkommenen Freude des ewigen Lebens. Wo aber und an welchem Ende iſt der Ort, da der fließende Brunn innen ſteht? frug D. Fauſtus. Der Geiſt ſprach: der Brunn und Deich liegt mitten im Paradeis und befeuchtet den ganzen Garten; theilet ſich aber hernach in vier ſonderbare Hauptflüſſe, unter denen der erſte genannt wird Ganges oder Piſon, der zwote Gihon, der dritte Tigris, der vierte Eufrates. Der Fluß Ganges iſt ein gar großes und heiliges Waſſer im Inderland, ſo ſelbiges all umſtrömet, wird gegen dem Aufgang in neunzehn ſchiffreiche Flüſſe getheilet und kommt zuletzt an vielen Orten in das große Meer. Und wiewol er heftig in das Meer ſinket, ſo iſt er dennoch ſo groß, daß er am ſchmäleſten achthundert Schritt weit, am breiteſten aber tauſend Schritt und mehr denn zwanzig Fuß tief iſt. Der Fluß Gihon oder Nilus, ſonſten auch Melo genannt, der für den größten in der Welt geachtet wird, kommt aus einem

schwarzen Fluß mit schnellem Lauf und schneidet Afrika und Mohrenland in einer Gegend, so von den Inwohnern Katadupa benamset wird. Er befeuchtet in einer Schnelle ganz Egyptenland, und alsdenn laufet er wieder zurück. Er bringt mit sich viel Erden und Letten, ziehet und nähret viel große Wasserthiere, das Krokodil, Lindwürmer, Wasserpferde und dergleichen. Wächst zusehens, wenn die Sonn im Leu ist, bis zu dem Mittel der Jungfrauen, darnach nimmt er ab. Der dritte der Tigris ist der allerschnelleste Fluß des großen Armenierlandes, und fast in aller Welt bekannt, dieser findet bald einen See: Artissa, durch den lauft er gewaltiglich mit vielerlei Farben aus und fället darnach gegen dem Berg Taurus in ein ungeheures hohles Loch des Berges, kommt alsdenn durch eine verborgene Stadt aus und bringt bei dem See Zoranda allerhand versenkte Dinge herfür und wird wiederum ein Fluß. Abermals versenket er sich in verborgene Gänge und nachdem er fünfundzwanzigtausend Schritt also verborgen gelaufen ist, kommt er wieder zu Lande in der Gegend Sosen, nahend bei Arsenia dem Fluß: dieser Fluß richtet sich nachmals in zwei Theile bei den Koridrianischen Bergen, und der eine begeußet Seleuzia und Messene, der andre befeuchtet die Ortschaften gen Mitternacht, gegen den Feldern des Bergs Kaukasus, und so sie wieder zusammenrinnen, heißet er abermals Tigris und fleußet leztlich in das Persermeer. Eufrates der vierte Fluß, so auch aus dem Paradeis gehet, ziehet sich in Groß-Armenien in den Berg Parakoatra, und so er etli-

che Zuflüsse in sich empfähet, kehret er seine verstärkete Kraft gegen dem Berg Taurus, und so ihm der nicht widerstehet, so rinnet er fürhin gewaltsam und läßt Komagena auf der rechten Seiten, Arabien aber auf der linken Hand. Und wie schiffreich er auch ist: so wird er doch darnach in weite Tümpel getrennet und geußt sich nicht offentlich aus. So viel habe nun dir, mein Herr Faustus, von den Umständen des Paradeises Meldung thun wollen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

D. Faustus hatte genug vonwegen obiger Frage vom Paradeis und quittirte gleich das Dareinkommen und frug seinen Mefostofiles: Lieber, sage mir, habt ihr Teufel und Geister auch einige Ordnung unter euch, wie in dieser Welt, in einem Land, in einer Herrschaft ein jeglicher Herr alleine regieret, oder seid ihr nur solcher Gestalts untereinander vermenget? Der Geist sprach: nein, Herr Faust, ich habe dich unlängsten berichtet, welcher Gestalt wir durch Gotts Zorn aus dem Himmel verstoßen worden; darbei waren nun vielerlei Gesellschaften, und war ein Engel höher denn der andre im Stand gewesen: also bleibet's auch noch heutiges Tages, daß Luzifer und mit ihm andre zuvor große heilige Engelfürsten waren, dergestalt sind sie jetzund Fürsten der Welt und haben ihr Regiment in neun absonderliche Fürstenthümer getheilt, die sich an vier Orten der Welt — Aufgang, Mittag, Nieder-

gang und Mitternacht — erſtrecken, allwo einer immer mächtiger herrſchet als der andre. D. Fauſt bat um einen beſſern Bericht hiervon. Der Geiſt willfahrte, wiewol ungerne, und ſprach: das erſte Regiment der Geiſter wird genannt Pseudothei; dieſe ſind nun giftige und greuliche Geiſter, die ohn Unterlaß ſich unterſtehen, wie ſie Gotts Ehr und Nam verläſtern mögen: dannenher ſie die Menſchen in allerhand Abgötterei leiten, ja ſie begeben ſich bisweilen in die abgöttiſchen Bilder, daraus ſie ſich Gottnamen und Würde anmaaßen, und wollen auch wie Gott ſelbſt angebetet werden. Die andre Ordnung der Geiſter werden Spiritus mendaciorum genennet; dieſe ſind Wahrſagegeiſter und ob ſie wol mit Wahrſagen nicht bald fahl ſchlagen, wie die mit ihnen umgeben geſteben müſſen, ſo ſind ſie doch ſehr falſch, wenn mann ſie frägt von der H. Schrift, geben nicht leichtlich einen rechten Bericht. Ihr Oberſter heißt Python. Das dritte Regiment iſt des Belials, die man insgemein heißt Vasa iniquitatis. Die richten alles Unglück an, geben dem Menſchen ein, wie man allerlei Inſtrumente und Gefäße, womit man Gott erzürnen, den Nächſten aber an Leib und Geſundheit gefähren mag, zuwege bringen kann; führen über das die Menſchen in alle Sünden und Laſter. Das vierte Regiment gehöret dem Oberſten Asmodaeus zu. Dieſe ſind ebenmäßig ganz rachgierige Geiſter, fürnehmlich aber dem Ehſtand ganz auffätzig, gehäſſig und feind, nehmen der Menſchen Herz ein, daß ihr Neid und Rachgierigkeit, ſo ſie gegen den Nächſten geſetzet, nicht bald mag gelöſchet

und gedämpft werden. Sie sinds auch, die die versündigten Menschen am meisten bei Gott verklagen und um Strafung anhalten, derhalben Ultores scelerum genennet. Die fünfte Ordnung, deren Obrist und Fürnehmster der Satan heißt, sind die man Praestigiatores nennt, die Zaubergeister. Die lehren die Menschen übernatürliche Sachen und Wunder thun. Und das oberste und erste Regiment, so eben erwähnet, ist mit diesem einig, wie sie mögen die Menschen mit falschen Wunderzeichen, auch Versprechung zeitlicher Ehre und Wollebens, vom wahren Gott und rechten Gottesdienst abkehren und abwendig machen. Das sechste Reich und Fürstenthum, darinnen Herrscher Meririm ist, nennet man sonsten Aëreae potestates. Wohnen gemeiniglich unter dem schwarzen Gewölk in düsterer Luft, vermengen sich nicht selten unter die Donner und Blitze und Ungewitter, und erwarten, wenn es ihnen Gott verhänget, daß sie solches Geschoß zu einem andern Verderben abgehen lassen. Richten giftige Nebel, Reifen und Mehlthau an, daß Seuchen und Krippen entstehen. Des siebenten Regiments Obristen ist Abbadon benamset, unter welchen sind die Furien. Sind gar giftige greuliche Geister, erwecken nur Krieg und Zweitracht und alle Uneinigkeit, erhitzen großer Potentaten Gemüther so brünstig, daß dadurch Land und Leute in Elend und Jammer gerathen. Die achte Ordnung regieret Astaroth, und diese nennt man Criminatores: die decken nämlich auf und bringen an die Sonne der Menschen Schande, sie wirken in den Menschen das sündliche

Gift, daß Gottes Name geläſtert werde, reizen die Menſchen zu falſchem Argwohn an dem Nächſten, und impfen ein allerlei falſche betrügliche Gedanken. Der neunte Fürſt in ſeinem Reich iſt der Mammon. Die darinnen heißet man Tentatores et insidiatores, welche die Menſchen auf Betrug und Wucher, zu falſchen Praktiken und Finanzen verleiten, damit ſie zu Ehren und Reichthümern kommen. Sie nehmen ſolcher Menſchen Herz ein und beſitzen ſie, daß ſie weder Gott fürchten noch ſich vor dem Nebenmenſchen ſcheuen; bringen ſie aber zulezt in Verzweiflung, daß ſie manchesmal an ihrem eigenen Leben zum Mörder werden. Alſo, Herr Fauſt, hab ich kürzlich von den Regimentern der Geiſter, und was ihr Weſen und Herrſchaft iſt, dich berichtet, verhoffe du werdeſt zufrieden ſein.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Nach etlichen Tagen kam dem D. Fauſt ein reuiger Gedanke zu Sinne und dachte an ſeine Seligkeit, die er ſo muthwillig verſcherzet, ſagte demnach zum Geiſt: lieber Mefoſtofiles, ich bitte dich, verhehle mir nichts von dem ich dich frage. Der Geiſt ſprach: ſo ſage an. Fauſt fuhr fort und ſagte: alldieweil Kriſtus der Sohn Gottes nicht mit Engelgeſtalt hat wollen bekleidet ſein, ſondern hat angenommen die Natur des Menſchen, auf daß er den Menſchen wiederum in jene Freiheit und ſeligen Stand möchte bringen, wie er anfänglich von

Gott rein und ohne Makel erschaffen worden, und damit der Mensch nach der heiligen Urständ eingehen möchte in das ewige Leben, da Gott selbst ist, welches Kristus allen Gläubigen erworben hat, ich aber ganz mutwillig und böslich von Kristus abgefallen bin und leichtlich erachten kann, daß ich mit euch Teufeln in gleicher Verdammniß sein werde: wie, wenn du wärest zu einem Menschen geboren worden und also an meiner Stelle gewesen, wie wolltest du dich verhalten haben? Hierauf antworte ich, sagte der Geist, wiewol wir nicht allerdings verzweifeln sondern annoch hoffen selig zu werden, sind wir doch nimmermehr im solchen seligen Stand, wie du und andre Menschen; so ich aber ein Mensch geboren worden wäre, so wollte ich Tag und Nacht meine Hände mit Danksagung gegen Gott im Himmel aufheben, daß er seinen Sohn mit menschlichem Fleisch und Blut bekleidet, nimmt sich des Menschengeschlechts an, auf daß er es von des Teufelsgewalt erlöse, wird aller Teufel ärgster Feind und gibt dem Menschen das ewige Leben; dagegen der Teufel in der Hölle wiederum büßen muß, was er verderbet hat. Solcher Erlösung, mein Herr Faustus, bist du auch theilhaftig gewesen, aber ob deiner zeitlichen Pracht und Hoffart und Ehrsucht hast du solche verscherzet und must zweifelsohne gleicher Verdammniß mit dem Teufel, den du dir dazu erfordert, in der Höllen gewärtig sein. Auf diese des Geistes ungescheuete Aussage hat Faustus geschwiegen und bald darauf den Geist von sich entlassen; wie solches einsten D. Faustus selbst seinem vertrauten Famulus

dem Wagner erzählet hat. Als er aber des Nachts zu Bette gegangen, sind ihm die Reden des Geistes stetigst in den Ohren gelegen, worüber er geseufzet und also mit sich selber gesprochen: o du elender und verfluchter Mensch, dir hat der Herrgott Leib und Seel gegeben, diese solltest du besser verwahret haben! Und wie hätte doch Gott der Herr seine überschwengliche Liebe und gnadenvolle Langmuth größer gegen dich ausschütten können, denn daß er seinen Gottgeborenen in die Welt gesendet, damit der das gottvergessene Menschengeschlecht wieder zu recht brächte und daß die Menschheit durch seinen einigen Sohn das ewige Leben im Glauben erlangen möchte? Dafür sollte ich ja billiglich, wie mein Geist so wahrhaftig und recht gesaget, all mein Lebenlang hindurch dankbar gewesen sein! Ach, daß ich um eine Hand voll zeitlichen Lustlebens dem Teufel mich also böslich in alle Ewigkeit verbündet! Nunmehr aber ist es mit meiner Buß und Reu sonder Zweifel zu spat. O daß ich noch ein klein Fünklein von Glauben hätte zu Kristus, oder daß ich Vollmacht und Verlaubniß hätte mit einem Geistlichen zu unterreden, auf daß ich einigen Trost oder wol gar die Vergebung meiner schweren Sünde empfinge! Aber von nun an wird es leider viel zu spat sein. Jedoch gleichwol, dieweil Mefostofiles gedenket, daß er und seine Konsorten je vermeinen etwan noch selig zu werden, ungesehen, daß sie sich Gotte widergesetzet und darob aus dem Himmel verstoßen worden: wird es mir ja auch nicht fehlen, daß mir so wiedergeholfen werde.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Daß auch die Teufel annoch hofften ſelig zu werden, allermaßen oben der Geiſt erwähnet, das wollte dem D. Fauſt nicht einleuchten, ſprach demnach abermal zum Mefoſtofiles: ihr Geiſter, wie könnet ihr euch getröſten und in Hoffnung ſtehen künftiger Seligkeit? Nachdem ihr nämlich vom Angeſicht Gottes entfernet worden, da habt ihr euch nicht beſſer rächen können, denn daß ihr euch unterfangen, Gottes und des Schöpfers liebſtes Kleinod zu ſchimpfiren und zu betaſten. Da habt ihr den Mann Adam und die Frau Eva, ja durch ſie die ganze Menſchlichkeit in groß Herzeleid und ewigen Jammer gebracht, und dieweil ihr nun das gethan, was ſolltet ihr viel Gutes von Gott zu verſehen haben? Der Geiſt ſprach hierauf: das haben wir Geiſter nicht gethan, ſondern unſer Fürſt Luzifer der hat darnach getrachtet, wie er Gott vonwegen des Falls wiederum eins möchte verſetzen; aber wir Geiſter thun nicht bald dem Menſchen Leides, ja die Menſchen ſelbſt thun manchmal einander mehr Leids an als wir nimmermehr. D. Fauſt ſpricht: mein Mefoſtofiles, dieſe Antwort aber will nicht den Stich halten. Als Adam durch Verführung des Teufels in den Fall und dadurch in den Zorn Gottes gerathen, was hat Gott alsdann für einen Spruch geſprochen? Nämlich den: ich will Feindſchaft ſetzen zwiſchen dir, Teufel, und dem Weibe, zwiſchen deinem Saamen und ihrem Saamen, derſelbe ſoll dir den Kopf zertreten, und du wirſt ihn in die Ferſen ſtechen. Dieſer Text ſaget lauter und klar, daß Gott zwiſchen euch

Teufeln und dem Gottessohn eine ewige Feindschaft gesetzet habe; wo aber eine ewige Feindschaft ist, da hat man sich ja nichts Gutes zu getrösten noch kann man hoffen, daß es dermaleinst werde wiederum gut gehen und das Urtel erlediget sein. Weil denn das eine unaufhörliche Feindschaft sein wird, so werdet ihr Teufel das Feld nicht behalten sondern darniederliegen, so daß Kristus wird obsiegen und dem Teufel samt seinem Saamen den Kopf zertreten; dargegen werdet ihr ihn und seine Gläubigen, wie ein Floh, in die Fersen stechen: daher könnet ihr euch abermals keiner Seligkeit getrösten. Der Geist antwortet: du verstehest diese Wörter nicht; bist du dabei gewesen, da sie sind ausgesprochen worden? Diese Feindschaft ist auf den Menschen zu verstehen und nicht auf Kristus; der Saame ist die Schlange und nicht wir, denn wir sind erschaffene Kreaturen und bleiben ohne Saamen, derohalben wir nicht gebären und keines Saamens theilhaftig sind: und hierauf schwieg der Geist still. D. Faustus merkete das und gedachte bei sich selbst, wart', kannst du mir sagen was du thun wolltest, wenn du an meiner Stellen wärst, so must du weiter fort, und sprach: lieber Mefostofiles, sag an, wie getröstet ihr euch denn eurer vermeinten Seligkeit? Er sagte: Kristus hat nicht allein für die Menschen gelitten sondern für alle Kreaturen, die mit vernünftiger Seel und Verstand begabet wissen das Gute vom Bösen zu unterscheiden; dieses nun wissen wir auch: so werden im Worte: Mensch alle vernünftige Kreaturen inbegriffen und benennet, die sind wir auch. Fau-

ſtus ſpricht hierauf: wie gläubet ihr aber ſelig zu werden? Er erwidert: durch die Hoffnung, denn Paulus ſpricht, die Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden! Fauſtus verſetzet: ſeid ihr aber auch gewiß in ſolchem Glauben? Er antwortet: ja ſo gewiß wie du, Herr Fauſt, denn dir mag nicht unbewuſt ſein, wie ſehre du dich an Gott vergangen, und hoffeſt, du mögeſt von Gotte Gnade empfahn. Alſo ſtehen wir zwar auch in Sorgen, ſintemal wir Gott groß erzorniget; jedoch möchte noch die Gotteserbarmung über uns leuchten und ſich ausbreiten wie die Morgenröthe. Solcherweis nun ſtehen wir in der Hoffniß: denn wir gläuben alles, was man vom Leiden und Sterben und Auferſtehen des Seligmachers geſchrieben. D. Fauſt antwortet bald: der Glaube aber an den Heiland muß das alles beſeſtigen, wo iſt euer Glaube? Er ſpricht: in Hoffnung und gewiſſer Zuverſicht, Kriſtus werde ſich etwan unſer auch erbarmen; denn ſind alle Menſchen in Sünden und außer Kriſtus ewig verloren, ſo ſind wir auch aus der Sühne in die Sünde kommen; kann der Menſch nichts denn ſündigen, ſo können wir auch nichts anders; kann der Menſch da was Gutes thun, ſo wollen wir auch (iſt's möglich) was Gutes thun. Darum ſagt abermal Paulus: Er hat es alles beſchloſſen unter die Sünde, auf daß er ſich aller erbarme; da, da ſchließet Paulus niemand aus. Zudem ſo ſpricht auch Kriſtus zum Verſucher dort in der Wüſten: du ſollſt Gott deinen Herrn nicht verſuchen; darum iſt auch Kriſtus unſer Herr! Hierauf ſprach Fauſtus:

wolan, du haſt eine gute Hoffnung, verharr und verbleib nur dabei, ich zweifle faſt; allein ſo gewiß du nun ſelig wirſt, ſo gewiß werd ich vielleicht auch ſelig werden. Und weil des D. Fauſtus herzliebſter Freunde einer eben zumal an der Thür anklopfete, muſten ſie von fernerer Zwieſprach abbrechen, was auch dem Mefoſtofiles nicht unangenehm war, der längſt gerne von ſolcher Materie ſtill geweſen wäre.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Obwol D. Fauſtus immerhin gute Tage hatte, kam ihm doch einſten aus regem Gewiſſen zum öftern der Gedanke zu Sinne, wie's mit ihm dermaleins in der Hölle hergehen werde. Frug daher ſeinen Mefoſtofiles: ob das alles wahr wäre, was man von der Hölle predigte, ob nämlich eine Hölle wär oder nicht? Der Geiſt ſagte hierauf: ſobald mein Herr zu Fall kommen, da war die Höll ſchon geſchaffen; daß aber die Teufel und Verdammten ſchon drinn ſeien, das nicht; aber wol die verſtoßenen Engel, die empfinden ſchon Qual und Angſt von der Marter und Pein, ſo zu ſeiner Zeit folgen wird. Daher Luzifer und ſein Anhang mit Ketten der Finſterniß gebunden ſind, das heißt ſie haben ihr Urtel, als ſei ſchon die Hölle bereitet. D. Fauſt ſprach: ei Freund, die Höll iſt aber ſchon lange bereitet und es wird doch eine andre Bewandniß damit haben. Er antwortet, wiewol voller Ungeduld: ja das mag ſein; aber Nebel und Finſterniß decken ſie, iſt zu-

gleich umflossen von Feuer, Schwefel und Pech: darum wissen wir noch nicht, wie und welcherweis die Hölle geschaffen, noch auch wie sie von Gotts Zürnung erbauet und angebrannt sei, sie hat aber weder Ende noch Grund. D. Faustus sah wol, daß dem Geist ferneres Forschen von der Beschaffenheit der Höllen mißfiele, ließ derhalben davon ab und begab sich zu Bette, dachte dabei, das sei doch noch lang dahin.

Annotat. Zwar sind laut der Sagenschrift vom D. Faust mehrlei Fragen an seinen Geist obhanden, als vom Lauf und Umschwung, von der Glanzigkeit und Ursprünglichkeit des Himmels, wie auch vom Winter und Sommer; da aber nimmermehr zu gläuben, daß der Geist so geistlos von der Sachen gesaget: so mag man männiglich die so gar nicht seltsamen Spinnrockenmärlein, sintemal sie nicht lehr- und goldhaltig sind, im Stich und stahn lassen. Die wahrhaftige Sage fähret also fort.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Es meldet Grav Heinerich, Herr und Grave zu Isenburg, daß er gar gute Kundschaft mit D. Faustus gepflogen vonwegen vieler und mancherlei Kurzweiligkeiten, die Zeitens, allwo er zu Wittenberg Studirens wegen gewesen, von ihm gesehen worden. Unter andern hat er dieses, immaßen das Original anzeiget, berichtet. Als Er, Herr Heinerich, einsten mit guten Freunden zu obbemeldetem D. Faust in seine

Behauſung kommen, habe Fauſtus die ganze Geſellenſchaft ganz freundlich empfangen, ihnen allen und jeden Willen erzeiget, ſtattlich bewirthet und an Speiſen und Getrank keinen Mangel ſpüren laſſen; er habe aber nicht ſehen noch wahrnehmen können, wo doch alles herkäme, zumal er darauf ſonderliche Achtung gegeben. Zugleich ſah er daſelbſt an der Seiten des D. Fauſt liegen einen großen zottigen Hund, zu dem denn D. Fauſt nur ein Wort redete, das aber der Grave niemalen verſtund. Alſobald ging der Hund hinaus vor die Stubenthür, thät ihm alsdenn die Thür ſelbſt auf, und wartete daſelbſt bis man ihn rufte. D. Fauſtus lächelte dabei und frug den Graven, wie ihm der Hund gefiele. Drauf der Grave geſaget, er möchte ihn wohl noch einmal ſehen. Zur Stund rufte D. Fauſt dem Hund, der kam bald und ſprang auf die Bank; ſeine Augen aber waren ganz feuerroth und faſt fürchterlich anzuſehen, und wiewol er ſchwarzzotig war, doch wenn er ihm mit ſeiner Hand über den Rucken herfuhr, ſo veränderte ſich gleichſam ſelbige Farb. Worüber der Grav ſich in etwas entſatzte und bei ſich gedachte, es ginge damit nicht natürlich her. Schwieg doch ſtille, ſah auch zugleich hernach von ſelbigem Hund mancherlei poſſirliche Sprünge und andere Gaukelei. Allermaßen auch ebenmäßiges D Fauſtus mehrmals hernach und in Gegenwart anderer mit dem Hund getrieben. — Der Hund hieß Praestigiar.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Von der wunderbaren Zier und vonwegen allerhand Ergötzlichkeit der Behausung des D. Faust schrieb einsten zur selben Zeit M. Kaspar Moir an zween seiner Freunde in Erfurt (das Original weiset, daß es zween Kaufleute gewesen) mit kurzen und solchen Worten: Liebe Herren und gute Freunde, ihr habt in eurem neulichsten Schreiben an mich erwähnet, wie ihr, wiewol im Geheim, vom D. Faustus gehört und daß ihr gerne in Kundschaft mit ihm möchtet gerathen; will euch hierauf berichten, daß er gar ein gutherziger Mann ist; und wenn es eure Gelegenheit wäre, daß ihr euch bei dieser Winterszeit, dieweil der Schnee noch währet, aufmachtet und zu mir verfüget, könntet ihr es werkstellig machen, da würde ich euch gute Anleitung und Anführung zu ihm geben; allwo ihr denn in seiner Behausung, obschon die nicht allerdings groß wie auch der Garten daran, jedennoch gewißlich einen sonderlichen Gefallen und seltenes Gelüst darin haben und genießen würdet, wie neben mir etliche andre Freundchen und Studenten bekennen werden, als nämlich: in seinen zweien Stuben werdet ihr vernehmen eine Zusammenstimmung eines lieblichen Vogelgesangs allerlei lieblich singender Vögel; die Wachtel, die Amsel höret man frölich schlagen, die Nachtigall unvergleichlich singen, den Papagei zierlich reden, ja auf alle Fragen Antwort ertheilen; die Zimmer sind mit wundernetten Tapeten behänget und mit wunderhübschen Gemälden geziert; und gehet gleichfalls an aller Lustbarkeit dem Garten

nichts ab, ja daſelbſt ſiehet man mit Luſt in dem Vorhof gehen Kapaunen, Enten, Indiſche Hahnen und Henmen, Rebhüner und Haſelhüner, Kraniche und Reiher, Schwanen und und Störche, und im Garten ſpazieren die Gackalſtern und Holzſchreier, Rohrdommeln und Dompfaffen, Finken und Wiedehopfen, Zippen und Zeiſige und Zaunkönige — alle wider Erwarten und ohne Scheu. Droben am Haus hat Fauſt ein Taubenhaus, darinnen fliegen ein und aus Tauben von vielerlei raren Farben, auch welches zu verwundern, wilde und Holztauben. Dieſe und noch mehr andere Luſtbarkeiten mag man allda ſehen; jedoch läſſet er nicht einen jeden hinein in ſolch ſeine Behauſung, ſondern nur die ihm angenehm, auch alles, was ſie ſehen und hören, fein bei ſich und in der Stille behalten, damit man keinen Verdacht der Zauberei und Schwarzkünſtlerei, in welchem er wol bei etlichen in der Stadt ſtecket, von ihm ſchöpfen möchte, denen vergönnet er's mit Luſtbarkeit anzuſehen. Alle andern aber, die ihm da argwöhniſch fallen, ob ſie ſchon gleich andern Gedachtes beſchauen wollen, dürfen doch ſolches keineswegs wahrnehmen.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Es fähret aber obgeſagter M. Moir im gedachten Schreiben an ſeine Freunde in Erfurt alſo fort: Ohnangeſehen, daß bei uns jetzund ein großer Schnee gefallen iſt, ſo iſt's doch beweislich, daß des D. Fauſtus Garten nichts darum weiß; ja

was noch mehr zu verwundern, immaßen ich ſelbſt bin dabei weſen, ſo ſind neulich um die Kriſtfeiertage etliche Frauenzimmer mit ihren Brüdern und Befreunden, die allhier zu Wittenberg Studirens halben ſich annoch aufhalten, zu Beſuch kommen. Dieſe Studenten haben eine geraume Zeit mit D. Fauſt gute Kundſchaft gehabt, nicht allein daß ſie ihn gerne um und neben ſich leiden mochten, ſondern und zwar vornehmlich daß ſie jederzeit etwas Neues und Verwunderliches bei ihm ſahen und vernahmen. Dieſe Edelleute nun beriefen auch damals D. Fauſt zu ſich zu Gaſt, traktirten ihn wohl, hatten allerhand Kurzweil, und währete ſolches Wolleben bis in die ſpäte Nacht hinein. Bei genommenem Abſchied bedankte ſich D. Fauſtus wegen erwieſener Ehre zum höchſten gegen die Junker und lud ſie, wie auch das Frauenzimmer, Tages darauf in ſeine Behauſung, auf einen ſauren Trunk Weins. Welches ſie ihm denn auf der Hand zuſageten und froh waren, daß ſie alſo eine Gelegenheit haben würden, ihren Schweſtern und Baaſen mit einer Kurzweil aufzuwarten. Jedoch wollten ſie noch nichts davon ſagen, was hinter dem D. Fauſt ſteckte und weswegen er in der Stadt ziemlich beſchreiet wäre. Als ſie nun ſämtlich des andern Tages nach eingenommenem Mittagmahl zu D. Fauſt Behauſung kamen, kehreten ſie allda ein und wurden von ihm mit aller Höflichkeit empfangen. Da ſahen ſie denn mit Verwunderung oben in den Zimmern diejenige Luſtſach und Zierart an, deren ich vorhin gedacht, welches alles doch nichts iſt zu vergleichen ge-

weſen mit dem ausbündigen herrlichen, obwol nicht ſonders großen Luſtgarten. Denn allda, wiewol zur Zeit ſonſt alles in der Stadt mit Schnee bedeckt war, ſahe man doch keinen, ſondern einen luſtbaren frölichen Sommer mit Gewächſen, Grünlaub und Gras ja allerlei vermengten Blümlein. Ueberdas waren auch allda zu ſehen ſchöne Weinſtöcke mit mancherlei Arten Trauben behänget, welche bereits reif waren. Ueber die bunten Tulpen, gefüllten Joſefſtäbe und Narziſſen, ingleichen über die vielfärbigen Blumen und mancherlei Roſen und Sammetnelken iſt ſich nicht genugſam zu verwundern geweſen, bevorab über die an der Gartenmauer zierlich aufgeführten Granaten- Pomeranzen- Limonien- Pfirſichen- Aprikoſen- und Zitronenbäume; denn von andern gemeinen, als Kirſchen- Aepfel- und Birnbäumen will ich anitzo nichts melden, auſſer das: daß D. Fauſtus, als er geſehen und wahrnommen, wie ſich ſeine Gäſte, ſonderlich das Frauenzimmer, über ſolchem allen vergaffeten und gleichſam für Verwunderung nur eines das andere anſahe, ſolche Verwunderung zu vermehren und zu vergrößern durch ſeine Kunſt verſchaffete, ſo daß zur Stund die Bäume andere, als ihre Natur mit ſich brachte, Früchte herfür gaben. Nämlich etliche Birnbäume trugen Datteln, junge Kirſchenbäume hatten Feigen, an andern hingegen zeitige Kaſtanien; und wer wollte die Staudengewächſe und andere alle erzehlen? Freilich iſt, wie geſagt, ſonderlich das Frauenzimmer, dem von dieſem allen anhero nichts wiſſend geweſen, darüber erſtaunet und hat nicht gründen können, wie und wo-

her doch das alles kommen möge? Jedoch auf Zusprechen D. Faust's haben sie sich endlich erkühnet und etliche der schönsten Blümlein abgebrochen, die sie auch ihren Eltern und andern bei ihrer Anheimkunft mitgebracht. Letztlich schließet M. Moir dieses sein Schreiben mit diesen Worten: Lasset euch, gute Freunde, die Mühe der Reise nicht dauren, denn ich versichere euch und will gut dafür sein, daß ihr an ihm einen gutherzigen frölichen Mann, ja bei ihm alles so lustsam finden und haben werdet; doch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß es nicht offenbar, sondern in höchster Geheime und Stille gehalten werde. Denn er ist ohne das wegen der Zauberkunst in der Stadt beschreiet; hat derohalben solche Personen, deren Zünglein nicht niet- und nagelfest ist, auf dem Striche und ungern um sich. Um meinetwillen wird er euch gewißlich nichts abschlagen. Datum Vitebergae, Anno Domini Nostri ..... (Das Jahr ist von der Motte der Zeit lange lange gefressen.)

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Oben ist gedacht worden, daß D. Faustus, ehe er sich gar dem bösen Geist ergeben, den Theologen gänzlich ausgezogen, hergegen sich auf die Astrologie und zum Vorwand auf die Arzeneikunde mit ganzem Fleiß geleget. Als er aber hernachmals den verdammlichen Bund mit dem Teufel gemachet, ist er durch Beihilf seines Geistes in der Astrologie dermaßen gewachsen, daß auch andre Astrologen zur selbigen Zeit ver-

meinet, daß er mit Fug der andere Zoroaſter könne genennet werden. Dann ſeine Prognostica oder große Practica, die er denn unterſchiedlichen großen Herren dedizirte, ſtimmeten all überein, alldieweil er ſich in ſolchen nach ſeines Geiſtes Weiſſagungen und Vorankündigungen zukünftiger Dinge und begebender Fälle, die ſich auch alſo erzeigeten, richtete. Seinen Almanach und Kalender richtete er dahin, daß er alle Jahr ein anderes Werk für ſich nahm, und durfte ſich eines kecklich darauf verlaſſen, ſonderlich was die Witterung belangte. Er verzeichnete beinebens auch in ſolches ſogar Zeit und Stund, ſo dieſes oder jenes künftig geſchehen ſollte, warnete jede Herrſchaft beſonders, wenn etwann eine Theurung, Krieg und Aufruhr, Seuchen und Krankheiten kommen ſollten (da der Teufel aus langer Erfahrung der Natur und aus dem Sünderleben der Menſchen viel zukünftige Zornſtrafen Gottes zuvorſehen kann). Dannenher Fauſt in der Stadt und aller Orten herum im großen Anſehen ob dieſer ſeiner Kalender ſtund, ſo daß er noch hin und wider gute Gönner fand, die ihm vonwegen manchmaligen Kryſtallſehens, öftern Wahrſagens und anderer Gaukelei und heimlicher Zauberei das Wort redeten. Wie denn unter vielen nach ſeinem Tod gefundenen Briefen einer iſt geleſen worden, da ihm ein fürnehmer Prälat in Italia, vom Geſchlecht der Azzolini und wohnend zur ſelben Zeit zu Pavia, zugeſchrieben, darinnen er Dottore Fausto erſuchet, ihm ſeine wahre Nativität zu ſtellen. Dem denn D. Fauſtus gewillfahret und ihn verſichert, daß er bald

werde in höhern Stand kommen. Welches auch kurz erfolget, da er zum Kardinalat kommen zu Santa Maria in Portieu; daher er sich gegen den D. Faust ganz dankbarlich erzeiget, wie denn das andere Schreiben mit sich bringet, womit er ihm zugleich zwohundert Kronen überschicket. Desgleichen ward noch ein Schreiben gefunden von einer Fürstin, die sich hat in anderweitige Eheverlöbniß einlassen wollen. Und deren noch mehr.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

D. Faustus hatte sonsten sowol von den Studenten als nahgelegenen Edelleuten einen ziemlichen Zugang vonwegen seiner perfekten Wahrsagerei, bevorab der Chiromantia, da er einem die Hände besah und deren Lineamente betrachtete, so verkündigte er bald, was ihm die Zeit seines Lebens begegnen würde; ob er Glück oder Unglück haben, ob er lang leben, aber erschossen, erstochen oder eines natürlichen Todes sterben werde; ob er seine Eltern und Geschwister überleben, was für ein Weib er überkommen, wieviel Weiber er haben, ob sie reich und vermöglich oder aber arm sein werden; wieviel und was für Krankheiten er auszustehen hätte; was er für Fährniß und Erlustigung auf Reisen haben und ihm widerfahren würde; für wen er sich sonderlich fürsehen und hüten solle; ob er geistlich oder weltlich dermaleins sein werde; ob er sich zu einer Wittfrauen oder zu Ledigen verheurathen werde; zu

welcher Zeit er auf dem Land und zu Wasser seinen Handel und Reise fürnehmen und glückbar endigen solle: und ob und dergleichen ob mehr. Die ihn nun also und solcher Gestalt dessentwegen Raths gefraget, denen gab er weitläuftigen und sattsamen Bescheid, nämlich: daß dieser oder jener Planet, darinn er geboren, ihn das und das zu thun oder zu lassen warne und anzeige, daß er von der und der Krankheit aufkommen oder daß ihm dies und jenes hart ansteben und zuwider sein werde, daß er endlich sein Leben so und so ende; desgleichen daß dieß seine Complexion sei, die habe solche Wirkung, allermaßen das klar und augenscheinlich an den Lineamenten der Hände wie auch der Stirne zu finden wäre u. s. w.

Dreißigstes Kapitel.

Auf eine Zeit saß D. Faustus, den Kopf in der Hand haltend, daheim in großem Unmut und gedachte seines künftigen Höllenzustandes, wie er sich so leichtfertig dem Teufel ergeben, der ihn führe und regiere nach seinem Gefallen. Derowegen er seinen Geist ob der Mittagmahlzeit, da er Niemand um sich gehabt, frug: ob der Teufel ihn wie andere sichere und gottlose Menschen schon vorlängst auch regiret und besessen hätte? Dem gab sein Mefostofiles zur Antwort: ja, dein Herz und ganz Leben war von Jugend auf nicht rechtschaffen noch richtig nach Gottes Wort. Daher wir dein Herz bald eingenommen, denn wir sahen deine Gedanken, womit

du umgingest und wie du Niemand sonsten zu solch deinem Fürhaben mochtest haben und brauchen, denn den Teufel. Siehe, so machten wir deine Gedanken noch frecher und kecker, auch so begierlich, daß du Tag und Nacht nicht Ruhe hattest, sondern daß all dein Dichten und Trachten nur dahin stund, wie du Zauberei zuwege bringen möchtest. Auch da du hernach uns beschwurest, machten wir dich so frech und verwegen, daß du dich eher hättest vom Teufel hinführen lassen, ehe du wärest von solchem Zauberwerk abgestanden. Hernach verhärteten wir dein Herz noch mehr, bis wir es soweit gebracht, daß du von deinem Fürnehmen nimmer absteben konntest, weil allzeit dahin trachtend, wie du einen Geist mochtest zuwege bringen; bis wir es letztlich also gefüget, daß du dich mit Leib und Seel unserm Fürsten Luzifer ergeben, was alles und jedes dir denn, mein Herr Faustus, nicht unwissend sein mag. Es ist wahr, sagte darauf D. Faust, nun kann ich aber nimmermehr anders thun, auch habe mich selbst gefangen; hätte ich gottseligere Gedanken geführet und mich mit Gebete zu Gott gehalten, auch den Teufel nicht so sehr bei mir einwurzeln lassen: so wäre mir solches alles nicht begegnet. Ei ei, was hab ich gethan? Da sagte der Geist: da siehe du zu! Also stund D. Faustus zur Stund vom Tisch auf, und ging traurig aus dem Haus hin zu guter Gesellschaft, damit er daselbst seine Schwermut und Melancholei besser vertriebe und die Zeit anders zubrächte.

Einunddreißigstes Kapitel.

Es studirten zu der Zeit, Anno 1525 drei junge Freiherren zu Wittenberg sammt ihrem Hofmeister; diese, als sie erfuhren, daß das Kürfürstliche Bayrische Beilager mitnächst zu München sollte vollzogen werden, allermaßen denn bereits darzu allerhand erdenkliche kostbarliche Zubereitung mit Pomp und Pracht wäre gemachet worden: da ging ihnen das alles mächtig zu Herzen und waren begierig von solchem zu sehen, weilen allda auf einmal gar viel zu sehen wäre. Redeten demnach deswegen mit einander und wusten doch nicht wie sie die Sachen sollten angreifen. Der eine wollte das Ding so, der andre anders andreben; aber alles war mißlich und zwier unmöglich, bis der dritte anfing und sprach: meine lieben Vettern, wenn ihr mir folgen wolltet, wüste ich wol zu diesem Wandel und Handel gar guten Rath, da wir weder Sattel noch Pferde darzu bedürfen, könnten nichtsdestoweniger bald, ehe man's allhier wahrnähme, wieder daheim sein. Dieses Vorschlags erfreueten sich die andern so sehre, daß sie inständig begebreten, er sollte den Rath eröffnen und deß, so nicht wol zu gläuben, eine Erläuterung thun. Worauf er denn sagte: euch ist allensamt wolbewust, wie D. Faustus allhier als ein sonderer Freund und guter Gönner des Studententhums uns, die wir viel Kurzweil zu unterschiedlichen Malen in seiner Behausung genossen, hulfsam und wolgewogen sei, auch was er zu Wege bringen und mittelst der in stiller Geheime gehaltenen Magie werkstelligen möge. Dieses nun unser Ver-

langen, das fürstliche Beilager zu sehen, wollen wir ihm vertragen, ihn deswegen beschicken und freundsam darum ansprechen mit Versprechung einer stattlichen Verehrung, so er uns in diesem Stück willfahren würde. Dieser Rath mißfiel den zwo andern mitnichten, beschlossen demnach solchen und vereinigten sich mit einander, richteten auch eine stattliche Kollation zu und beruften den D. Faustus darzu, worbei sie ihm nach einem kleinen Umtrunk ihr Wünschchen und das Ursächelchen seines Beschickens zu verstehen gaben. Darein er denn alsobald eingewilliget und ihnen aufs Möglichste zu dienen zugesaget, nur daß sie solches heimelich halten sollten. Den Abend zuvor, als morgenden Tags das fürstliche Beilager anbeginnen sollte, beruste D. Faust die drei Freiherrn in seine Zimmer, befahl ihnen, sie sollten sich aufs schöneste ankleiden, das denn zur Stund geschahe. Bedeutete ihnen zugleich und sprach: er wollte wol ihres Willens sein und sie in gar Kurzem nach München bringen; aber sie sollten ihm treulich verheißen und zusagen, daß keiner unter ihnen Zeit dieser Fahrt einiges Wort reden, auch ob sie schon in den Palast kommen und Gäste sie anreden würden, ja nicht antworten sollten. Und so sie denn solches ihm mit rechter deutscher Faust behandschlagen und thun wollten, so wolle er sie sicher und sonder Fährniß dahinführen und von dar wieder gen Hause anherbringen; wo sie aber dem nicht nachkommen würden, sondern währender Zeit etwas reden: so wolle er hiermit gleich protestirt haben und solle alle Gefahr alsdenn auf ihrem Hals

liegen. Darauf sie denn solches ihm zusagten und ohne Mangel zu verrichten versprechen. Vor Tages nun richtete D. Faust seine Fahrt zu und legte seinen Nachtmantel auf ein Bett im Garten seines Hauses ausgebreitet, sezte die drei jungen Barone darauf, und sprach ihnen noch einmal Trost zu, nur unerschrocken und nicht furchtsam und hübsch schweigsam zu sein. Und siehe, da erhebet sich bald ein Wind, der schlug den Mantel zu, daß sie gleichsam zusamt dem Faustus darinnen verborgen lagen. Da hub der Wind den Mantel empor und fuhren also mir einander in N. N. Namen, immaßen D. Faustus solchen beschworen, fort in die Luft, erschienen auch nach Verfluß etlicher Stunden, bei schon hellem Tage, im Vorhof des Fürstenpalasts, daß auch nicht eine Seele ihrer gewahr ward, wie und welcher Gestalt sie dahin kommen. Wie sie sich aber dem Palast genähert und der Hofmarschall ihrer wahrgenommen, hat er sie höflich empfangen und sie als Fremde, nach viel geschwenzelter Reverenz, auf den obern Saal durch andere, dieweil er anderweitig geschäftig, begleiten lassen. Da denn dieses erstlich dem Hofmarschall, nachmals dem Hofjunker der sie begleitet, wunderseltsam fürkommen, daß sie so gar auf keine Frage, woher und von wannen sie her wären, von wannen sie kämen, nichts nicht antworteten, sondern gleich ob sie stumm wären mit tiefester Reverenz ihre Gegenerbietung zu verstehen gaben. Und weilen allda mehr zu thun und nicht die Zeit war, der Sachen etwan fürder nachzufühlen: wurden die Freiherren allda gelassen, bis die Trauung geschehen und

es an dem war, daß man bei Herbeibrechen des Abends zu Tafel sitzen wollte. (Es melden etliche Editionen, sie hätten sämtlich solcher Trauung und andern Festlichkeiten den ganzen Tag über unsichtbar zugesehen; aber mitnichten, denn D. Faustus eigene Hand, da er jederzeit seiner Kunst halben sonderlich hat gerühmt sein wollen, vermeldet, wie es allhier erzählet wird.) Nachdem nun die Fürstlichkeiten an der Tafel Platz genommen, und man auch mit dem Handwasser auf Befehl des Kurfürsten, dem der Hofmarschall von den drei stummen Herren Meldung gethan und daß sie sich nicht zu erkennen geben wollten, an diese gelanget und kommen: spricht der eine von diesen Freiherrn, vergessend seines Versprechens, er bedanke sich wegen solch hoher Ehre zum allerhöchsten. Nun ist zu wissen, daß D. Faustus, wie oben gedacht, ihnen erpreß befohlen, sie sollten nicht ein Wort reden und sollten, wenn er würde zweimal sprechen: wolauf, alsobald nach seinem Mantel greifen und würden alsdenn wiederum den Weg unsichtbar fahren, wo sie herkommen seien. Und demnach haben bald die beiden auf das ergangene Wort des Faust den Mantel ergriffen und sind miteinander unsichtbar dahin gefahren; der dritte aber wegen der angethanen Ehre, wegen des gereichten Handwasserś und Berufung zur Tafel bedanket, ist ganz erschrocken dahinten gelassen worden. Es ist leicht zu ermessen, wie dem Hinterlassenen müsse zu Mut gewesen sein, zumalen es ja nicht lang hat verschwiegen bleiben mögen und je einer dem andern von dem Handel was in die Ohren gelispelt, bis

es endlich für die Ohren des Kurfürsten selbst gelanget, der denn bald Nachfrag halten lassen, wie es mit solchem Geding eigentlich beschaffen wäre. Was sollte aber dieser Halbgefangene auf ein und anderes Ausfragen anders antworten, als mit der Verschwiegenheit, weilen er leichtlich erachten konnte, daß, wenn er seine Herrn Vettern verrathen und den ganzen Verlauf entdecken würde, dieses gar bald ihren Eltern, und ihnen selbst zu großer Beschimpfung, kundgethan werden dürfte? Getröstete sich indeß, als er gleich auf Befehl des Kurfürsten an einen verwahreten Ort wie zur Gefangenschaft geführet wurde, daß seine Vettern ihn nicht lassen würden sondern den D. Faustus dahin bringen und vermögen, daß er seiner Gefangenschaft wieder befreiet werden möchte. Welches denn auch gar nicht lang hernach beschehen. Denn ehe der folgende Tag recht angebrochen, machte sich D. Faust auf, kam an den Ort, wo der junge Freiherr im Arrest lag, und als er sahe, daß das Gemach mit etlichen von der Leibwacht des Fürsten verwahret und verwachet war, bezaubert er sie mit einem süßen Schlaf, erschloß mit seiner Kunst Schloß und Thür, schlug seinen Mantel um den Baron, der noch gar sanft schlief, und brachte ihn also unvermerkt zu seinen beiden Vettern nach Wittenberg. Dessen sie denn sehr erfreuet worden, haben sich höchlich bedanket und ihn mit einer ansehnlichen Verehrung beschenket.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Wahr ist es, daß der Geist Mephostophiles eben genug zu thun hatte, Geld und Mittel zu schaffen, daß sein wollüstiger und verschwenderischer Herr, der D. Faustus, genug zu banketiren und zu verschlemmen hatte, wollte demnach dieses so sehr nicht mehr thun, sondern warf ihm einsten mit allem Ernst für, er wäre nun schon eine lange Zeit her mit aller Kunst und Geschicklichkeit versehen und begabet worden, daß er sich deren wol gebrauchen und sich wol selbsten ernähren könnte, ohne daß er hinfüro etwas mehr dabei thäte, und was dergleichen der Geist mehr ihm vorgehalten. Dawider denn Faustus sich nicht wol setzen durfte, weil er bei sich bedachte und sagte: es ist gleichwol nicht ohne, was soll mir nutzen meine Kunst und Geschicklichkeit, wenn ich deren nicht gebrauchen solle? Wie will denn mein Nam' ausgebreitet werden? Ließ es demnach also darbei beruhen. Damit er nun bei Zeiten Geld überkommen möchte, auch Geld mit guten Gesellen zu verspielen hätte, wollte er ein Stücklein seiner Kunst seinen guten Freunden sehen lassen und verfügte sich mit solchen zu einem fast reichen Juden, allda Geld aufzubringen oder zu entlehnen, da er doch nicht im Sinne hatte solches wiederzugeben. Begehret deswegen von dem Juden 60 Thaler auf einen Monat lang, die wolle er ihm alsdenn mit Dank wieder bezahlen, oder er sollte ihm ein Bein anstatt des Unterpfands abnehmen. Welches er nur scherzweise geredet, der Jud aber für Ernst aufgenommen hat. Und es lieh ihm der Jud, nachdem er die

andern Anweſenden zu Zeugen hierzu angerufen, das Geld. Als aber die Zeit bereits verlaufen und der Jud, dem nichts Gutes geſchwanet, ſich in D. Fauſtus Behauſung verfüget, allda ſein Geld nebſt dem Intereſſe (über acht Meißn. Gülden Zins) zu holen, empfing D. Fauſtus den Juden ſehr freundlich und ſprach: lieber Jud, ich weiß mich gar wol zu entſinnen, daß ich dir nach Verfluß dieſer Zeit dein Geld nebens dem Intereſſe wiederzugeben verſprochen; allein wer kann dafür, daß ich anjetzo nicht bei Geld bin? Willſt du nicht länger borgen, magſt du hinlaufen, ich wollte dir nicht eher eine Bratwurſt wünſchen. Leicht iſt zu erachten, daß dieſes dem Juden müſſe mächtig in die Naſen gefahren ſein, und weil er mitneben noch zween andern Juden erſchienen; ſo hat er ganz entrüſtet ſich dieſes Drohworts gegen D. Fauſt bedienet: er ſoll einmal für allemal anderes Sinnes werden, oder ich will mich mit Gewalt an ſein verſprochenes Unterpfand halten, welches da iſt einer von ſeinen Füßen. D. Fauſt ſtellete ſich als wüßte er nichts, begehrete ſolches im Schuldbriefe zu leſen, weil ers nicht glauben könnte; aber als ers geleſen, ſprach er: mein Moſche, es iſt wahr und ich habe verloren, weiß dich auch ſo bald nicht zu bezahlen, derowegen magſt du dich an dein Pfand halten und hiermit haſt du deinen Beſcheid. Der Jud ganz raſend gedachte, wol ein Mehres als ſechzig Thälerchen auf einmal verloren zu haben, und wollte ſich auch kurzum an ſein Unterpfand halten und den Fuß haben, was er etwa derentwegen thät, um D. Fauſtus in nicht geringe

Schreckniß zu jagen. Aber was geschichet? D. Fauſtus ſtellt ſich als ſei ihm bei der Sach nicht wol, nimmt eine Säge, legt ſich auf das Faulbette, gab ſolche dem Juden und ſprach: er ſolle nun in aller Henker Namen ſein Unterpfand hinnehmen, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingniß, daß ihm der Fuß innerhalb ſolcher Zeit, ſo bald er die ganze Summe würde entrichten wollen, wiederum alſobald zuhanden geſtellt werde. Welches nicht allein der Jud dem D. Fauſt zuſagte ſondern ſtracks darauf als ein rechter Kriſtenfeind über den Schenkel herwiſchte, den Fuß davon unverzüglich ablöſete, das Blut mit einer aufgelegten Salbe ſtopfte und den guten Fauſtus halb tod, ſeiner Meinung nach, hinter ſich zurückließ. Der Jud zog nebſt ſeinen Mitgeſellen mit dem Fuß fort, dachte doch unterwegens, was ihm anjetzo dieſer frommen und nutzen möchte, und ſagte zu den andern: er dürfe ihm etwan noch theuer genug ankommen, ſo D. Fauſtus deswegen ſterben ſollte. Warf demnach ſolchen, weil die andern gleiches ſagten, als er über eine Brücken anheim nach Hauſe ging, in ein fließendes Waſſer, und ging ſeinen Weg nicht anders denkend, daß er nunmehr bezahlet wäre. Allein mittler Zeit, da es dem D. Fauſtus Zeit ſein bedäuchte ſein Unterpfand zu löſen, zitiret er obgedachten Kreditor den Juden durch etliche Studenten und zween Gerichtsbedienten in ſeine Behauſung auf einen beſtimmten Tag, wann er nämlich neben Darlegung von dem Juden und Wiedereinantwortung ſeines Unterpfands ſeine Schuldſumme abſtatten wollte. Wer erſchrak aber mehr und höher, als dem

Juden die unverhoffte Post überkam, als eben er? Und wie noch mehr, da er gleichsam mit Gewalt mitzugehen gezwungen ward? Immaßen denn D. Faust auf des Juden Ankunft sich sehr schmerzhaft und dabei recht ungeduldig erwiesen, daß der Jud mit dem Fuß so lange ausgeblieben wäre, da er doch schon vor etlichen Tagen das Geld beisammen gehabt und nun nichts andres zu haben verlangete als sein Unterpfand. Welches weilen es der Jud nimmer bei Handen hatte, auch nicht gewähren konnte (was D. Faust wol weislich wußte): so stund er in nicht geringen Sorgen und erbot sich, er wollte die bei sich habende Schuldverschreibung wieder einhändigen und hinfüro von einiger Schuldanforderung nichts mehr gedenken, die er auch dergestalt unterschreiben wollte; allein sie sollten ihm wegen des verlornen Unterpfandes quittiren und ihn deshalben schadlos halten. Welches denn dem D. Faust eine angenehme Zeitung zu hören gewesen; der Jud aber hat sich hierauf bald zur Thüre gemacht und ist froh wesen, daß er also gütlich noch davon kommen. Da indessen D. Faust vom Bett sich aufgemacht und mit den Studenten seiner Weise nach, sich mit des Juden Geld recht lustig erzeiget: haben alle des Possens, den D. Faust den Juden erwiesen, genugsam gelachet.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Gleicherweis thät er auch einen Roßtäuscher bald hernach auf einem Jahrmarkt, der zu Pfeiffering gehalten wurde.

Denn D. Fauſt richtete ihm durch ſeine Kunſt ein ſchönes lichtbraunes Pferd zu, mit dem er auf den Markt geritten kam, eben zu der Zeit da er am meiſten Käufer zu haben verhoffte, wie denn auch geſchahe. Denn er bekam ihrer viel, die das Pferd feil machten, und weil es von ſchöner Höhe und hübſch proportionirt ausſah, trieben die Käufer einander, bis leztlich D. Fauſt mit einem überein kam, der ihm 40 Gulden baar bezahlete, darzu ſich nicht anders einbildete, als hätt' er einen ſehr guten Kauf gethan. Ehe nun D. Fauſt das Geld zu ſich zog, bittet er den Roßtäuſcher, er ſollte das Pferd unter zweien Tagen nicht in die Schwemme reiten. Welches ihm der Roßtäuſcher verſprach und eben ſo groß nicht darauf achtete, ritt alſo darvon und war voller Hoffnung ein Anſehnliches darbei zu gewinnen. Dem Roßtäuſcher fället unterwegens, da er an ein fließendes Waſſer kommen, ein, was doch ſein Verkaufer damit möchte gemeint haben, daß er das Pferd unter zweien Tagen nicht in die Schwemme reiten ſollte; wollte demnach es verſuchen und alſo den nächſten Weg durchs Waſſer fortreiten. Als er nun faſt in die Mitte des Waſſers kam, ſiehe da verſchwand das Pferd, der Roßtäuſcher aber ſaß auf einem Büſchel Stroh, und hätte leicht geſchehen können, er wäre in Gefahr gerathen. Der Roßtäuſcher, der für Erſtaunen und Schrecken nicht gewuſt was er thäte, nachdem er aus dem Waſſer gewadelt, lauft ſporenſtreichs zuruck in den Flekken, da der Markt geweſen, gleich dem Wirtshaus zu, da vorhero D. Fauſt als ſein Verkäufer innen geweſen, zur Zeit

aber eben auf der Bank lag und thät als ob er feſt ſchliefe. Der Roßtäuſcher faſt raſend und ergrimmet auf ihn, erwiſchet ihn beim Fuß und will ihn von der Bank herabziehen, damit er ihm ſein Geld wieder gebe; aber da ging der Schenkel gar aus und fiel der Roßtäuſcher mit dem Schenkel rücklings in die Stuben. Darauf denn D. Fauſt Zetermordio zu ſchreien anhub, daß die Leute zuliefen: was dem Roßtäuſcher verurſachte, daß er über Hals und über Kopf davon zu laufen begunte und den Reißaus ſpielte, nicht anders meinend, er hätte dem Fauſt allerdings den Fuß ausgeriſſen.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Das Geld vom Roßtäuſcher währete nicht lang, muſte demnach D. Fauſt auf ein neues zu überkommen bedacht ſein, wie er auch thät. Denn er ward einſten ein Säutreiber, rüſtete ſich fünf ſtarke gemäſtete Schweine zu, die trieb er auf einen Markt in ein nahgelegenes Städtlein. (Des D. Fauſtus Famulus, Kriſtof Wagner, meldet in ſeinem Schreiben an einen guten Freund, wie er der Säutreiber geweſen, ſein Herr aber ſei ihm nachkommen und der Kaufmann oder Verkaufer geweſen.) Es ſtund nicht lang an, da erſchienen zween Müller und ein Wirt, die handelten nun um die Schweine und wurden endlich mit einander eins, daß ſie die Schweine kaufen und unter ſich theilen wollten, weilen dergleichen ſonſt nicht auf dem Markt geweſen. Wurden alſo mit D. Fauſt dem

Verkaufer eins, die fünf Schweine für dreißig Gulden zu bezahlen. Fauſt, der wol wuſte was es für Schweine waren, bat die Käufer, ſie ſollten die Säu nur auf dem Land hintreiben und nicht ſobald in die Schwemme führen. Da begab ſichs aber, daß ſich die Säu unterwegens im Kot wälzeten und beſudelten, daß der Treiber gezwungen wurde, ſie in die Schwemme zu treiben. Aber alſobald verſchwanden ſie darinnen und ſchwummen in dem Waſſer fünf Strohwiſch empor. Was denn alsbald den Kaufern ward angeſaget, die nun nicht wuſten wie ſie ihrem Leide thun ſollten, zumalen ſie nicht erſinnen kunnten, wie ſolches zugegangen, noch auch rathen, wie ſie ſich ihres Schadens an dem Verkaufer erholen ſollten, denn ſie wuſten nicht wo dieſer anzutreffen wäre.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Es ſtudirten damals zu Wittenberg etliche vornehme Polniſche von Adel, welche mit D. Fauſt viel umgingen und ſeiner gute Kundſchaft hatten. Nun war eben zu der Zeit die Leipziger Meſſe, verlangten demnach ſehr, theils dieſelbe einmal zu beſuchen, von welcher ſie oft gehöret, zum Theil, um allda von ihren Landsleuten Geld zu erheben oder doch eine Weile aufzunehmen, dorthin zu kommen. Gelangten derohalben bittlich an D. Fauſt: er wolle doch mit ſeiner Kunſt ſo viel zuwegen bringen und verſchaffen, daß ſie dahin kommen und gelangen möchten. D. Fauſt wollte ſie keine Fehlbitte

thun laſſen und verwilligte ſolches, verſchaffete durch ſeine Kunſt, daß andern Tags vor der Stadt heraus ein mit vier Pferden beſpannter Landwagen ſtund, worauf ſie getroſt aufſaßen und im ſchnellen Lauf fortfuhren. Kaum aber waren ſie etwann bei einer Viertelſtund fortgerucket, da ſahen ſie ſämtlich überzwerch Feldes einen Haſen laufen, der denn gleich Anlaß gab hieraus furchtſame Gedanken zu ſchöpfen, und daß das ein böſes Zeichen bei ihrer Reiſe ſein würde. Wie ſie denn mit dieſen und andern Diskurſen etliche Stunden zubrachten, kamen ſie noch vor Abends mit ihrer großen Verwunderung in Leipzig an. Folgenden Tages beſahen ſie die Stadt, verwunderten ſich über die Koſtbarkeiten der Kaufmannſchaft, verrichteten theils ihre Geſchäfte, und als ſie nahe zu ihrem Wirtshaus wieder kamen, nahmen ſie wahr, daß gen über in einem Weinkeller die ſogenannten Wein- oder Bierſchröter allda ein Faß Wein, ſieben bis acht Eimer haltend, aus dem Keller ſchroten und bringen wollten, vermochten aber doch ſolches nicht, wie ſehr ſie ſich auch bemüheten, bis etwann ihrer noch mehr darzu kämen. D. Fauſt und ſeine Geſellen ſtunden da ſtill und ſahen zu; da ſprach D. Fauſt (auch dieſes Orts wollte ſeiner Kunſt wegen bekannt ſein) faſt höniſch zu den Schrötern: wie ſtellt ihr euch doch ſo läppiſch darzu, ſeid eurer ſo viel und könnet ein ſolches Faß nicht zwingen? Sollte es doch einer wol allein verrichten können, ſo er ſich recht darzu ſchicken wollte! Die Schröter (wie es denn ein unnützes Geſindlein um ſie iſt) waren über ſolcher Rede des Fauſt recht unwillig,

wurfen, dieweil ſie ihn nicht kannten, mit herben Worten um ſich, unter andern: wüſte er es denn beſſer, weder ſie, ſolches Faß zu heben und aus dem Keller zu bringen, ſollte ers in aller Teufel Namen thun — was er ſie viel zu veriren hätte? Unter währendem Handel kommt der Herr des Weinkellers darzu und vernimmt bald die Urſach und ſonderlich, daß der eine da (Fauſt) geſaget, es könnte das Faß einer allein wol aus dem Keller bringen; ſpricht derohalben halb zornig zu ihm: weil ihr denn ſo ſtarke Rieſen ſeid, ſo ſoll deſſen das Faß ſein, der mir unter euch es alleine wird aus dem Keller heraufbringen. D. Fauſt war nicht faul, ſintemal eben etliche Studenten darzugekommen, rufet er dieſe an zu Zeugen deſſen, das vom Weinherrn iſt verſprochen worden. Ging alſo hinab in den Keller und ſatzte ſich recht auf das Faß gleich als auf einen Bock und ritt, ſo zu reden, das Faß nicht ohne männigliches Verwundern herauf. Darüber denn der Weinherr ſehr erſchrocken; und ob er wol fürgewendet, daß das nicht natürlich zuginge: muſte er doch ſein Wort und Verſprechen halten, wollte er anders nicht den Schimpf zuſamt dem Schaden haben. Ließ alſo das Faß mit Wein dem D. Fauſtus folgen, der es denn ſeinen Geſellen, zugleich auch denen Zeugen, den Studenten, zum Beſten gegeben, welche bald Anſtalt gemacht, daß das Faß ins Wirtshaus geliefert worden, wohin ſie noch mehr gute Freundchen und luſtige Studirburſchen erbeten und ſich etliche Tage davon bene gemacht und gründlich gebechert, ſo lang ein Tropfen Weins im Faſſe geweſen.

Sechsundbreißigstes Kapitel.

Es hat zur Zeit D. Fauſt mit M. C. Moir eine ſonderliche Vertraulichkeit. Als M Moir anheim nach Erfurt berufen wurde, begleitete ihn D. Fauſt, blieb auch eine Zeitlang daſelbſt, allwo er denn bald in neue Kundſchaft gerieth mit den Studenten. Dieſe nämlich waren in Erfahrung kommen, daß D. Fauſt in der Magie (ſelbiger Zeit höchlich geachtet) trefflich erfahren wäre, auch was er wollte, vermittels ſolcher erlangen könnte. Nun wurde einſten von einem unter den Studenten bei angenehmer Verſammlung des trefflichen Dichters Homeros Meldung gethan, der damalen geleſen und vertiret wurde (eine andre Edition will, es habe ſolchen D. Fauſtus ſelbſt geleſen, iſt aber nicht) und welcher von vielen ruhmſamen und erlauchten Griechiſchen Helden handelt, deren glorreiche Thaten erzählend, namentlich von dem Menelaos, Achilleus, Hektor, Priamos, Alexandros, Odyſſeus, Agamemnon und Ajax. Da lobete einer des Poeten zierliche Redensart (und iſt doch gar nicht zierlich ſondern natürlich,) daß er darin gedachte Perſonen ſo ſchön vorgemalet, als wenn ſie zugegen wären. Alsbald erbot ſich D. Fauſt obbeſagte Helden morgendes Tags in ihrem Lektorium in eigner Perſon vorſtellig zu machen: welches denn mit vielem Habedank von allen iſt angenommen worden. Und da ſie darob den D Fauſt des andern Tags mit ſich ins Lektorium führten, hub dieſer alſo an zu reden: liebe Herren und gute Freunde, dieweil ihr begierlich ſeid, die Trojaniſchen Kriegsrecken und etwa noch an-

dre, deren der Poet Homeros gedenket, in leibender lebender Perſon anzuſchauen, ſo ſoll euch ſolches anitzo gewähret werden; nur daß keiner ein Wörtlein rede oder Einen zu fragen begehre. Welches ſie ihm zuſagten. Nach ſolcher Rede klopfte D. Fauſtus mit dem Finger an die Wand, und bald ſind obbemeldete Griechenrecken in ihrer damalen üblichen Rüſtung einer nach dem andern in das Lektorium hinein getreten, haben zur Rechten und Linken mit halb zornigen und ſtralenden Augen ſich umgeſehen, die Köpfe geſchüttelt und ſind wiederum nach einander zur Thür hinaus gangen. D. Fauſtus wollte es dabei nicht bewenden laſſen, ſondern noch einen kleinen Schreck ſchaffen, klopfte derhalben noch einmal, und bald thät ſich die Thür auf, zu welcher halbgebücket der ungeheure grauelhafte Ries Polyphemos eintrat, dem an der Stirn nur ein Aug und beinebens ein lang zottig feuerrother Bart war, hatte ein klein Kind, das er gefreſſen, noch mit dem Schenkel am Maul hangen, den er noch nicht gar verzehret, und war ſo grauſam und gräulich anzuſehen, daß ihnen allen miteinander die Haare gen Berge geſtanden. Deſſen denn D. Fauſtus genug zu lachen hatte, darum er denn ſeine Zuſchauer noch mehr ängſtigen wollte und machete, daß Polyphemos, als er wieder zur Thür hinaus wollte, ſich noch einmal umſah mit einem Blitz- und Donnergeſicht, und that nicht anders, als wollt' er nach etlichen greifen; ſtieß zugleich ſeinen fürchterlichen Heubaumernen Spieß wider den Erdboden, daß das ganze Gemach davon wackelte und ſchutterte. D. Fauſt aber winkete

ihm mit dem Finger, da trat er aus und verlor sich in Nichts. Und erfüllete hiermit der D. Faust seine Zusage, daß denn die Studenten allesamt wol zufrieden, hatten's aber genug und begehrten hinfüro niemalen grade so was wieder von ihm.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

In der Schlossergassen zu Erfurt stund ein Haus, zum Encker genannt, darinnen hat damals ein Stadtjunker gehauset, bei welchem, auch einem Liebhaber der Magie, sich D. Faust oftmals behauset, den dieser Junker in großen Ehren gehalten. Es begab sich aber auf einen Tag, daß D. Faust einem andern zu gefallen nach Prag verreist war, da der Junker seinen Namenstag beging, wozu er denn etliche Freunde, allesammt gute Gönner des D. Faustus, berufen. Diese nun waren bis in die späte Nacht recht lustig und frölich und wünscheten sämmtlich nichts mehr, als daß nur ihr guter Freund Faust dabei gewärtig wäre. Einer aber unter ihnen, so bereits einen süßen Rausch hatte, nahm ein Glas mit Wein, streckte das mit der Hand in die Höh und sprach: o Faustus, guter Gesell uns, wo steckst du jetzund, daß wir sonder dich sein müssen? Wärest du hier. wir wollten ohn Zweifel was von dir sehen, das unsre Fröhlichkeit mehre. Dieweil es aber für dasmal nicht anders ist, so will ich dir zur Gesundheit dieses in frequenti senatu gebracht haben. Kann es aber sein, so komme zu uns und säume dich nicht! Darauf er

einen Jauchzer gethan und das Glas ausgetrunken. Nach etwan einer Viertelſtund pochet es an die Hausthür gar ſtark. Ein Diener lauft an das Fenſter zu ſchauen, wer da wäre, da ſtieg eben D. Fauſt von ſeinem Pferd ab, führte ſolches beim Zügel und gab ſich dem Diener, der die Thür eröffnen wollte, zu erkennen mit der Bitt, dem Jungherrn und geſammten Gäſten zu ſagen, wie nun dieſer zur Stell und gewärtig wäre, den ſie alleſammt ſehre verlanget. Der Diener voll Erſtaunen lauft eilends und zeiget ſolches dem Jungherrn und geſammter Zechbrüderſchaft an, dieſe lachen und ſagen, ob er verrückt oder voll Weins wäre, er ſehe vielleicht durch die Brillen und habe das Pferr? D. Fauſt ſei ja verreiſet und könne nicht über die Mauern herfliegen, er werde es nicht, ſondern ein andrer ſein! Indeſſen klopfet Fauſt mit ſeiner Fauſt noch einmal an, daß alſo der Jungherr genöthiget ward von der Tafel aufzuſtehen. Er ſah aber kaum recht zum Fenſter hinaus, da nahm er des D. Fauſtus bei dem Mondenſchein gewahr, und gab alſo des Dieners Anbringen Glauben. Alsbald ward die Thür eröffnet, D. Fauſt aber von allen freundlich empfangen, und ſein Pferd durch den Knecht in den Stall geführet und gefüttert. Die erſte Frage war, daß die geſammten Gäſte zu wiſſen wünſchten, wie er ſo bald und plötzlich wieder von Prag käme? Er antwortete kurz hierauf: da iſt mein Pferd gut dazu. Sintemal mich die ſämmtlichen Herren ſo ſehr da zu ſein gewünſchet, mir auch zum öftern mit Namen gerufen: hab ich ihnen willfahren und allhier er-

ſcheinen wollen, wiewol ich nicht lang zu verbleiben habe, ſondern bei Tagesanbruch, der angefangenen Geſchäfte wegen, wieder zu Prag ſein muß. Worüber ſie ſich denn insgeſammt nicht genug verwundern kunnten. Fingen inzwiſchen das Spielwerk an, wo ſie es gelaſſen, und waren ſo recht guts Muts. Dabei nun auch D. Fauſt das Seine thun wollte, ſpricht derowegen zu den Gäſten: ob ſie nicht einmal von fremden und ausländiſchen Weinen einen Trunk verſuchen möchten, es wäre gleich ob ein Reinfall, Malvaſier, Tokayer oder Franzenwein? Worauf ſie bald mit lachendem Munde ſprachen: ja ja, ſie ſind alle gut! Zur Stunden heiſchet und fordert D. Fauſt von dem Diener einen Bohrer, fähet an bei den Tafelecken in das Tiſchblatt vier Löcher nach einander zu bohren, verſtopft ſolche mit vier Zapfen, heißt alsdenn ein Paar ſchöner Gläſer ſchwänken und herbringen, und wie dieſe da, ziehet er ein Zäpflein nach dem andern aus. Da ſprangen obige Weine heraus in die Gläſer, deſſen die Gäſte verwundert lacheten und waren recht guter Dinge, verſuchten die Weine und genoſſen ſie auf Zuſprach und Verſichern des Fauſtus, daß es natürliche Weine wären, getroſt mit großer Begierden. In währender ſolcher Kurzweil, nach Verfluß dreier Stunden, kommt des Junkern Sohn, der ſpricht zum D. Fauſt: Herr Doktor, wie muß man das deuten, euer Pferd friſt ſo unerſättlich, daß der Stallknecht betheuret, er wollte wol zwanzig Pferde mit dem, was das eine bereits gefreſſen, füttern. Noch gleichwol will dieſes alles nicht glecken und helfen; ich glaube

der Teufel freſſe aus ihm, es ſtehet noch immer und ſiehet ſich um, wo mehr ſei. Dieſer recht ernſtlichen Worte, wie ſie der Menſch vorbrachte, lachten ſie alle, aber Fauſtus noch mehr, der da antwortete und ſprach zu ihm: er ſollte es nun dabei verbleiben laſſen, das Pferd hätte dieſe Art und hätte vor dasmal genug gefreſſen; ſonſt würde es wol allen Hafer auf dem Boden hinwegfreſſen, wenn man ſeinen unerſättlichen Magen ausfüllen wollte. Es war aber dieſes vielfreſſende Pferd ſein Geiſt Meſoſtofiles. — Mit ſolchen und andern Kurzweilen brachten ſie gar die Nacht hin, daß der frühe Morgen bald anzubrechen begunnte. Da thät des D. Fauſt Pferd einen hellen lauten Schrei, daß man's im ganzen Haus hörete. Nun, ſagt alſobald D. Fauſt, bin ich zitirt und muß fort! Wollte alſo Abſchied nehmen; aber die Gäſte hielten ihn, da machte er an ſeinem Gürtel einen Knoten zu einem Andenken und ſagte ihnen ein Stündlein noch zu. Nach dieſem Verfluß aber fing das Pferd abermal an zu wiehern, da wollte er kurzum fort, ließ ſich aber erbitten, dieweil er von einigem magiſchen Stuck zu erzehlen begunnen, noch ein halb Stündlein zu bleiben. Nach Verſtrich dieſes thät das Pferd den dritten Schrei, da wollte ſich Fauſtus nicht länger aufhalten laſſen, nahm ſeinen Abſchied von ihnen allen, die ſich dann gegen ihn, ſo unverhoffter Zuſprach wegen, bedankten und ihm das Geleite bis zur Hausthür gaben. Da ſaß er auf ſeinem Pferd und ritt die Schloſſergaſſen hinauf bis zum Stadtthor, das noch nicht geöffnet war, deſſen aber ungeachtet

ſchwang ſich ſein Pferd mit ihm über ſich in die Luft, daß, die ihm nachſahen, ihn bald aus dem Geſicht verloren. D. Fauſtus aber kam noch bei frühem Tag in ſein voriges Wohnzimmer in der Stadt Prag.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Es kam auf eine Zeit D. Fauſtus auch in die Stadt Heilbrunn, allwo er etliche Wochen gedachte zu bleiben, und hatte ſeine Wohnung bei einem Burger, der Breunle genannt, der denn die kurzweiligen Poſſen und Abenteuer des D. Fauſtus wol leiden mochte. Zu dieſem kamen auch andre gute Freunde, die faſt täglich mit einander zecheten und ſpielten. Auf einen Tag aber, da D. Fauſt einen guten Rauſch getrunken, und die gute Geſellſchaft noch bei einander war, trieb um die Abendzeit der Hirt die Kühe eben bei Fauſt's Wohnung vorbei, die machten nun ihrer Gewohnheit nach ein groſſes Geplerr und Blöken, was ihnen allen, ſonderlich dem D. Fauſt, verdrießlich zu hören geweſen. Fauſtus, als er zum Fenſter hinaus geſehen und wahrgenommen, daß des Blökens noch lang kein Aufhören ſein würde, ſagt zu der Kompagnie: ich kann und mag dieſem Blöken der Kühe nicht länger zuhören, das macht mich ungeduldig, was gilt's — ich will ihnen ſolches vertreiben, daß ihr alle mit einander daran zu lachen habt. Alſobald verſchaffet er durch Sprechung etlicher Worte, daß die blökenden Kühe mit einander verſtumm-

ten und ſtille wurden, und doch alleſammt mit aufgeſperrten Mäulern nach ihren Ställen zugingen. Deſſen denn die Kompagnie ſehr lachen muſte; die Viehmägde aber erſchraken ſehr darüber, und ſprach je eine zur andern: Elß, Annel, hat deine Kuß auch ein aufgeſperrt Maul? Auweh, was iſt ihnen geſchehen?

Neunundbreißigſtes Kapitel.

Es verreiſten etliche Kaufleute mit D. Fauſt hinab gen Frankfurt auf die Meſſe, und kamen bei dem Ottenwald Abends in einem Städtlein Borberg an. Nun lag auf einem Berg daſelbſt ein Schloß, auf welchem ein Vogt war, der der Verwandte eines Kaufmanns unter der Kompagnie war. Dieſer, als er gerne ſeinem Vettern eine Ehre erweiſen wollte, berufte die ganze Geſellſchaft folgenden Tags zu ſich auf das Schloß, ſo ziemlich hoch lag, und traktirte ſie nach beſtem Vermögen. Da ſie nun einander mit dem Trunk ziemlich zugeſetzet hatten, und allbereit Abſchied nehmen wollten, weil es ausſehn, als ob auf den Regen ein ander Wetter kommen wolle, ſpricht einer unter der Geſellſchaft, der indeß zum Fenſter hinausgeſehn: nein, nein, es hat keine Noth des Regenwetters halber, es ſtehet ein ſchöner Regenbogen am Himmel! Da Dokter Fauſt das vernahm, ſtund er vom Tiſch auf, ging zum Fenſter, ſah hinaus und ſagte: was ſoll es gelten, ich will mit meiner Hand dieſen Regenbogen ergreifen? Die andern, denen die

Kunſt des Fauſt nicht ſo gar bekannt war, da ſie ſolches hörten, liefen ſämtlich vom Tiſch, dieſem unmöglichen Ding zuzuſehen. Denn der Regenbogen ſtund noch weit von dar, um die Gegend Borberg herum. Bald aber ſtrecket D. Fauſt ſeine Hand aus, und ſiehe, da ging der Regenbogen über dem Städtlein her, gegen dem Schloß zu, bis an das Fenſter, daß alſo D. Fauſt den Regenbogen mit der Hand augenſcheinlich faſſete und gleichſam hielt. Sagte auch darauf, ſo die Herrn wollten zuſehen, ſo wollt' er auf dieſem Regenbogen ſitzen und darvon fahren; aber ſie wollten nicht und baten darfür. Zur Stund zog Fauſtus die Hand ab, da ſchnellte der Regenbogen hinweg und ſtund wiederum, wie zuvor, an ſeinem Ort.

Vierzigſtes Kapitel.

In der Stadt Braunſchweig wohnete ein Vornehmer von Adel, der an der Schwindſucht lange Zeit darnieder gelegen, und ob er wol alle in und außer der Stadt befindlichen Aerzte zu ſich erfordert, wollte doch nichts nicht, wie zwar insgemein zu geſchehen pflegt, verhelfen. Weil denn alle natürlichen Mittel vergebens und umſonſt, wollte er ſich endlich auch der Magiſchen Kur des damals in der Nähe auf einem Schloß ſich aufhaltenden D. Fauſt auf Beiratben eines guten Freundes untergeben, berufte ihn demnach ſchriftlich und mit Verſprechung einer reichlichen Belohnung, ſo er ihm helfen werde,

zu ſich. D. Fauſt ſandte den Boten gleich wieder zurücke, und verſichert dieſen Beamten, daß er bald kommen und ſich nicht ſäumen wollte; und obwol er gute Gelegenheit von dem Herrn des Schloſſes ſo zu reiten als zu fahren hatte, wollte er doch lieber, immaßen auch ſonſten ſeine Gewohnheit war, zu Fuß gehen! Als er nun von ferne der Stadt anſichtig ward, da ward er gleich nahe hinter ihm eines Bauern gewahr, der einen leeren Wagen mit vier Roſſen beſpannet hatte und ebenermaßen der Stadt zufahren wollte. Dieſen Bauern nun ſprach D. Fauſt mit guten Worten an: er ſollte ihn auf dem leeren Wagen ſitzen laſſen und ihn, weil er faſt müde wäre, führen bis an das Stadtthor. Welches ihm aber der Bauer abſchlug, ſagend, er würde ohne das genug aus der Stadt zu führen haben, wollte nicht erſt mit ihm ſich verweilen und ihn aufſetzen. Wiewol es dem D. Fauſt nicht Ernſt war, ſondern nur einen Verſuch thät, ob der Bauer ſo dienſthaft ſein würde: ſo thät doch dem D. Fauſt die grobe Weiſe und unbillige Antwort des Bauern ſehr wehe. Gedachte bei ſich ſelbſt: Harr', du grober Eſel, du muſt mir herhalten, will dich mit gleicher Münze bezahlen! Thuſt du ſolches einem Fremden, was wirſt du ſonſten thun? Alſobald ſpricht er etliches Zauberwort, da ſpringen die vier Räder zugleich vom Wagen und fuhren zuſehend in die Luft hinweg, gleichermaßen fielen auch die Pferde nieder, als wären ſie vom Hagel getroffen, und reckten und regten ſich nicht mehr. Das nun der Bauer ſehend, erſchrak er, wie leicht zu gläuben

weinte von Herzen und bat mit aufgehabenen Händen den D. Faust, er sollte ihm Gnade erweisen, er wüste wol, daß er sich grob an ihm als einem Fremden erzeiget, allein er wollte es nicht mehr thun. Was sollte nun D. Faust thun? Er sagte, ja du grober Gesell, thue es hinfüro keinem mehr, was du mir gethan, ich will dich dasmal verschonen; damit du aber nicht gar leer ausgehest und zugleich ein Andenken habest, andere Fremde nicht solcher Gestalt zu traktiren, so nimm das Erdreich unter deinen Rossen, wirf es alsobald auf sie! Der Bauer gehorchet dem Faust und wirft die Erden auf sie — alsobald richteten sie sich wieder auf. Aber, fuhr D. Faust fort, deine Räder wiederum zu bekommen, geh gleich der Stadt zu, und bei den vier Thoren wirst du ein jegliches Rad finden. Brachte also der Bauer den halben Tag zu, bis er seine Räder bekam.

Einundvierzigstes Kapitel.

Als D. Faustus mit obgedachten Kaufleuten gen Frankfurt kommen, ward ihm, wie bei solcher Meßzeit allerhand Gaukler und Abenteurer gemeiniglich erscheinen, vom Geist Mefostofiles berichtet, wie in einem Wirtshaus bei der Judengassen vier verwägene Gaukler als Schwarzkünstler wären, darunter der eine der Meister, die anderen seine Knechte. Diese hieben einander die Köpfe ab, ließen den abgeschlagenen Kopf durch einen darzu bestallten Barbier waschen und

säubern, und fazten den dem Leibe wieder auf, mit männiglichen Verwundern. Was denn auch diesen Schwarzkünstlern ein groß Geld verdienen machte, weil viel Herren und reiche Kaufleute der Stadt sich dahin verfügten, und zuschaueten. Solches verdroß den D. Faust nicht wenig, vermeinend, er wäre allein des Teufels Hahn im Korb, nahm sich deswegen gleich für, seine Kunst auch allda sehen zu lassen, und ging dahin nebens andern dem Handel zuzuschauen. Er sahe aber alsbald daselbst eine rothe Decke auf der Erden ausgebreitet liegen, auf der Seiten des Zimmers stund auch ein Tisch, und auf dem Tisch da stund ein verglaster Hafen, darinnen, wie sie vorgaben, ein destillirtes Wasser war, in welchem Wasser vier grüne Lilienstengel stunden, die sie nenneten die Wurzeln des Lebens. Nun war es mit dem Handel also beschaffen, daß, wenn einer der Gaukler niederkniete auf die rothe Decke, bald der andre herbei ging und mit einem breiten Schwert diesem den Kopf abhieb und den dem Barbier gab, der ihn zwagen und sogar abbarbiren mußte. War das auch verrichtet, so gab alsdenn der Barbier den Kopf dem Meister, der solchen den Anwesenden zu beschauen darreichte. Inzwischen sezte man den Körper auf einen Stuhl, und wenn es Zeit war, so sazte je einer nach dem andern den Kopf mit viel seltsamen Worten und Zeremonien wieder auf. Sobald aber dieses geschehen, sprang eine von den vier Lilien im Hafen auf dem Tisch in die Höhe, und wurde sobald auch der Leib wiederum ganz. Und das trieben sie immer so fort, bis es auch an

den Meiſter kam. Dieſem nun, ob ihn ſchon vorhero D. Fauſtus ſein Lebelang nicht geſehen, wollte er eines verſetzen und ſolchem Gaukelwerk ein Ende machen. Nahm demnach wahr, als ſie zum andern Mal das Hauptabhauen anhuben, und der Reihen nun an dem Meiſter war, welcher Lilienſtengel in dem Hafen dem Meiſter gehörte. Und wie dieſer eben niederknien wollte, gehet D. Fauſt unſichtbar hin zum Tiſch, worauf der Hafen mit dem Lilienſtengel ſtund, und ſchlitzet mit einem Meſſer des Meiſters Lilie von einander, machte ſich drauf wiederum unſichtbar von dannen, ja gar zur Thür hinaus, daß kein Anweſender etwas gewahr ward. Der Knecht ſchlägt indeſſen dem Meiſter, wie vorhin mehr geſchehen, das Haupt ab, läßt es waſchen und raſiren, und will es nun wieder auf den Körper ſetzen. Aber ſiehe, da fiel es wieder herab. Leicht iſt zu gläuben, daß das nicht allein alle Anweſende, vielmehr aber die Knechte und Zaubergehilfen befremdet habe. Worüber ſie denn noch mehr erſchrocken ſind, als ſie geſehn, daß des Meiſters Lilie und Lebenswurzel in dem Hafen von einander geſchlitzet war und der Meiſter tod auf der Erden lag.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

D. Fauſtus kam auf eine Zeit etlicher Geſchäfte wegen, die er ob anderer allda zu verrichten hatte, in ein Städtlein Gotha, etwann um die Zeit des Brachmondes, da man zur Zeit allenthalben mit Heumachen und Einführen beſchäftiget

war. Eines Tags nun war D. Fauſt ſeiner Gewohnheit nach ziemlich bezecht, ging Abends mit etlichen Zechgeſellen ſpaziren vor das Thor hinaus, wo ihm ein Wagen wol beladen mit Heu begegnet. D. Fauſt ging mitten im Fuhrwege, daß ihn alſo der Bauer, der das Heu einführte, Noth halben anſprechen muſte, er ſolle ihm aus dem Wege weichen und den Weg nebenhin nehmen. Da antwortete ihm D. Fauſt: will doch ſehen, ob ich dir oder du mir weichen müſſeſt? Höre, Bruder, haſt du niemal gehöret, daß einem vollen Mann ein geladener Wagen ausweichen ſolle? Der Bauer war über das Zaubern recht unwillig, gab dem Fauſt viel unnütze Wörtchen, und wenn er nicht gehen wolle, ſo wolle er ihm den Weg weiſen. Dem aber D. Fauſt bald wieder antwortete: wie, Bauer, wollteſt du mich erſt darzu pochen und viel anſchnarchen? Mache mir nicht viel Umſtände; oder ich freſſe dir (beim Element!) deinen Wagen zuſamt dem Heu und den Pferden. Der Bauer ſagt darauf: ei ſo friß meinen Dreck auch darzu! D. Fauſtus nicht unbehende wiſcht mit ſeiner Kunſt herfür, verblendet den Bauern dergeſtalt, daß der nicht anders meinte, als hab er ein Maul wie ein großer Zuber, und daß er bereits ſeine Pferde mitſamt dem Wagen und Heu verſchlungen. Der Bauer erſchrak heftig darob, entlief eilends vermeinend, wenn er lange da warten würde, dürfte es leztlich auch an ihn kommen. Eilet derowegen der Stadt und dem Burgermeiſter zu, klagt ihm ſeine Noth: wie ihm ein ungeheurer und doch dem Anſehen nach nicht großer Mann

begegnet sei, der habe ihm nicht aus dem Fahrwege wollen weichen, da er ihn doch gütlich drum angesprochen, und der habe ihm bald gedräuet, er wolle ihm den Wagen mitsamt den Pferden fressen, wenn er ihm als einen Trunkenen nicht ausweiche. Weil es denn auch geschehen, so bitt' er um Rath und um Hilfe! Der Burgermeister, als er das vernahm, lachet und spottet noch des Bauern darzu sagend: es wäre ja nicht menschenmöglich, was gleichwol wahr zu sein er gesaget? Er sei wol selber trunken oder sei nicht bei sich selbst! Der Bauer betheuret es hoch, daß dem also sei, wie er erzählet, berufte sich auch auf seine Nachbarn und andere, die hinter ihm hergefahren. Wollte anders der Burgermeister Ruhe haben, muste er sich mit dem Bauern dahin verfügen und dieses Wunder anschauen. Als sie beide aber etwa einen Bogenschuß fern von dar ankommen, siehe — da stunden wie zuvor Rosse, Wagen und Heu unverletzt und unverruckt da; D. Faust aber hatte indeß einen anderen Weg genommen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Kurz hernach kam auch D. Faust in die Stadt Zwickau, in welcher er zween seiner guten Freunde und Bekannten, mit denen er vor drei oder vier Jahren in Wittenberg gute Kundschaft gepflogen, antraf, die ihm bald gute Gesellschaft leisteten. Auf einen Abend nach dem Nachtessen in den langen Sommertagen gingen diese drei mit einander außer dem Stadt-

thor spaziren, bald begegnet ihnen ein Bauer, der ein groß Fuder Heu führte und den sprach D. Faust gütlich an: höre, mein Freund, was willst du nehmen, wenn du mich genug Heu für einen Salat essen lässest, denn mich gelüstet darnach? Der Bauer hielt es, wie billig, für ein Gespötte, zumalen da er sahe, daß jener bezecht war, und antwortete ihm: Herr, wenns euch ein Ernst ist, so werden wir darüber wol einig, was ich nehme. Faustus versetzte: wie viel? Der Bauer sagte: ich nehme einen Löwenpfennig und lasse euch essen, so viel ihr nur wollt. Wolan, spricht D. Faust, es sei also, und gab ihm den Löwenpfennig. Da hub D. Faust an so geizig zu essen, daß die andern seiner lachen musten. Verblendet also den Bauern, daß ihm das Gespötte allgemach wollte vergehen und ihm recht angst und bang wurde, denn er sahe, daß allbereit das halbe Fuder aufgefressen war. Wollte der Bauer das übrige noch erhalten, must' er den Faust bitten, daß er doch aufhöre und ihm was übrig lasse, da er ja ohne das in großen Schaden komme. Dieser Bitte wurde denn auch gewähret. Wie nun der Bauer in die Stadt fuhr und zu des Burgers Haus kam, dem er das Heu um Lohn einführen sollte, und er alleweil in Sorgen stund, den Schaden gut machen und den Hergang damit erzehlen zu müssen: siehe da hatte er urplötzlich sein ganzes Heufuder so völlig und voll wie zuvor. Dessen denn der Bauer von Herzen froh ward, und nicht ersinnen kunnte, wie solches müste gegangen sein.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Als D. Fauſt einſten wiederum auf Wittenberg zureiſete, kam er Abends unterweges in ein Wirtshaus, darinnen traf er Kaufleute und andere Reiſende an. Da ſie nun zu Nacht mit einander geſpeiſet und mit dem Trunk einer dem andern ziemlich zugeſprochen, da ſtund der Wirtsjunge jederzeit hinter D. Fauſt, und weil er den Doktor für einen Abenteurer anſah, ſchenkte der Blitzjunge ihm allemal das Glas ganz voll ein. Deſſen denn D. Fauſt nicht zufrieden war, drohete ihm deswegen: würd' er's noch einmal thun, ſo wollt' er ihn freſſen mit Haut und Haar! Da nun der Junge ſeiner ſpottete und ſagte: ja wol freſſen! und ihm darauf abermal zu voll einſchankte, ſperrte D. Fauſt ſein Maul auf und fraß ihn, mit Erſtaunen aller die an dem Tiſch waren. Erwiſchte darauf den Schwankkeſſel mit dem Kühlwaſſer, und ſagte: auf einen guten Biſſen gehöret ein guter Trunk, und ſoff den rein aus. Da aber der Wirt, der indeſſen abweſend geweſen und nicht von allem Geſchehenen wuſte, ſolches mit Schrecken vernahm und darob den D. Fauſt ernſtlich anredete, er ſollte ihm ſeinen Jungen wieder ſchaffen oder er wollte was anders mit ihm anfangen, da ſagte Fauſtus: Herr Wirt, gebt euch zufrieden, ſehet da hinter den Ofen! da fand er daſelbſt den Jungen tropfnaß, voller Schrecken und Zittern, deſſen denn die ganze Geſellſchaft recht lachen muſte.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Zu Wittenberg erhub sich einmal Abends vor der Behausung D. Fauſt's ein Hader von fünf Studenten gegen drei andre. Dieſes däuchte nun D. Fauſt ein ungleiches Gefecht zu ſein, verblendete derowegen zur Stunde ſie alle mit einander, daß keiner den andern ſehen kunnte. Schlugen alſo im Zorn einer dem andern nach dem Kopf; etliche rannten mit Fluchen und Drohen, rempelten die Häuſer, haueten in die Steine, daß das Feuer herausſprang und ihnen die Degen wegſprangen, die ſie nicht wieder funden; etliche ſtolperten und kollerten über die Steine, daß Mann und Maus, wer da zuſah, ihrer lachen muſte. Ja ſie kunnten gar nicht von dannen kommen, ſondern man muſte ſie beim in ihr Haus führen. Als ſie dahin gelanget, wurden ſie ſämtlich wiederum ſehend, und da ging ihnen ein groſſer Seifenſieder auf.

Memorial. Kriſtof Wagner, Fauſti Famulus, beſchriftet, daß der Studentenſtrauß vonwegen zwo Jungfern oder aber Dirnen entſprungen, dem die drei Studioſen bei ſolchen, weil ſie mehr bezablet, mehr gegolten, was die fünf andern nicht gelten und ſitzen lieſſen, da ſie denn auf dem Heimwege Groll und Galle im Handgemenge ausſtieſſen. Sie hätten lieber den Owenus leſen ſollen, der den Unſittigen die Mittel zur Keuſchheit alſo angibt:

Dem Feuer gib nicht Schwamm, kaſteie deinen Leib!
Als wie man fleucht die Flamm', ſo fleuch du auch das Weib!
Wo keines davon kann dir ſtillen deine Pein,
So fange Heirat an, die wird das Waſſer ſein!

Sechsundvierzigstes Kapitel.

D. Faust zechte einsten auf einer Kirchweih in einem Dorf unweit Wittenberg im Wirtshaus mit etlichen Studenten, seinen Gefährten und Zechbrüdern. In der Stuben aber waren noch drei Tische, alle mit Bauern besetzet, die sich bei ihrer Kirchmeß nach dem Brauch lustig erzeigten. Es hatten aber die Bauern, nachdem sie weidlich herumgezechet, ein solch Schreien, Jauchzen und Singen, daß D. Faust und seine Gesellen ein recht Mißfallen daran hatten. Weswegen D. Faust den Wirt frug, ob er nicht noch eine Stuben hätte, da sie das Bauerngeschrei nicht länger anhören könnten. Wie nun der Wirt mit Nein antwortete, versprach er jedoch zu bewirken, daß das Heidengeschrei der vollen Bauern aufhöre. Was auch geschah. Kaum aber war eine Viertelstunde verstrichen, da vergaßen die Bauern der Erinnerung des Wirts, so daß, hatten sie vorher nur geschrien und gepfiffen, sie jetzo vollends brüllten und tobsten, daß also D. Faust und die Gesellschaft recht unwillig ward. Derhalben der Dokter aufstund und sagte: ihr Herren, seid fröhlich und guter Dinge, sehet zu, wie ich den Bauern da ein Silentium auflege, daß ihr alle drob lachen werdet, laßt mich nur machen! Und ging darmit zur Stuben hinaus. Sobald nun D. Faust wieder in die Stuben getreten und zu Tische gesessen, wurden die Bauern allesamt mäuseſtill und hielten zum Theil die Mäuler aufgesperret, als wollten sie schreien und juchsen, ja sogar, wer unter ihnen die Hand aufgerecket und damit die Kanne ergrif-

sen oder etwa das Glas in Händen hatte, muste in solcher Positur bleiben, daß sich Jederman höchlich, auch sie die Bauern selöst, über die Maulsperre und den Händestarrkrampf und über solch jählinge Verkehrung verwundern muste und nicht ersinnen kunnte, wie das möchte zugangen sein. Wischten dahero vom Tisch auf und lief einer nach dem andern zur Stuben hinaus — da kam ihnen die Sprache wieder. Sie erzürnten sich aber darob und mochten gern wissen, wer doch der Schelm gewesen, der ihnen den Possen gemacht. Und weil sie vermeinten, der Wirt habe etwas ohne Zweifel davon Wissenschaft, da er ihnen vorher wegen lauten Geschreies zugeredet: wurden sie auf ihn bitterböse und sagten einige, laßt uns davon gehen, andere, laßt uns bezahlen. Wie sie aber in die Stuben kamen, konnten sie kein Wort reden, vielweniger die Zeche machen lassen. Da sie aber wieder zur Thür hinauskommen, kunnten sie auch reden.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Doktor Faust war nicht allein in der Stadt Wittenberg, sondern auch auf dem Land ob der schwarzen Kunst und Zauberei beschreiet, weswegen auch etliche gottsfürchtige und gelahrte Leute durch andre ihn zu unterschiedenen Malen haben ermahnen lassen, von solch satanischem Wandel abzustehen. Unter andern hat eines Tags einer von D. Faust's Nachbarn, ein alter frommer Mann, sich die Mühe nicht dauern lassen, ob er diesen armen Teufel zum Menschen bekehren könnte, zumalen fast täglich er merken und wahrnehmen müssen, wie die junge Burschenschaft fürwitziger Studenten in seiner Behausung aus und einging, da sie ja zweifelohne nichts Gutes sehen und lernen würde. Fügte sich derowegen an einem Nachmittag zu D. Faust, und als er ihm mit freundlichem Wort die Ursach seiner Einkehr vermeldet, ward er auch vom Faust freundlich empfangen. Leicht ist zu gläuben, daß der fromme Alte was bei ihm ausgerichtet und zuwege gebracht, da ihm bei seinem Abschied der Doktor Faustus gelobet, seinen heilsamen

Lehren und Vermahnungen nachzukommen. Maßen ihm denn, da er jetzund allein war, solches zu Herzen gegangen, daß er in dem, was er sich doch gezogen, also freventlich seines Leibs und seiner Seelen Wolstand in die Schanz geschlagen und sich um nichtiger Wolluſt willen dem leidigen Teufel ergeben: so hat er sich rasch resolvirt, Buße zu thun, weilen noch Zeit vorhanden, sein Versprechen dem Teufel schlechterdings aufsagen wollen. In solchem Fürhaben erscheint ihm der Teufel, tappet nach ihm, stellet sich, als wollt' er den Kopf ihm herumdrehen, warf ihm für, was ihn erstlich beweget, daß er sich dem Satan ergeben, nämlich sein frecher Stolz und frivoler Nachtwill. Der Unhold sagt ferner: du biſt mir nachgegangen, und ich nicht dir, du haſt mich so vielmal mit Karakteren und Zauberformeln berufen, haſt frei und froh die fünf Artikel genehmigt, dich auch mit deinem leibeigenem Blute verschrieben, Gott und Menschen Valet zu sagen, und willſt wortbrüchig werden und dem alten Lauern und Glatzkopf folgen, da es doch juſt allzu spät und du nunmehr des Teufels biſt, der dich zu holen die Vollmacht hat? Darum ich anjetzo die Hand an dich anlegen will; oder aber verschreib dich hinwiederum mit deinem selbeigenem Blut, daß du dich hinfüro von keinem Menschen mehr wolleſt verführen lassen. Und dessen sollſt du dich bald erklären, wo nicht, so wirſt du in Stücken zerrissen! D. Fauſt ganz voller Staunniß ob Hörung solch schrecklicher Dräuworte, bewilligt das alles mit klapperndem Mund, setzet sich nieder und schriftet mit selbſtigem

Blute die zwote Satansverschriftung, die ebenermaßen nach seinem Tode in der Behausung ist funden, jedoch aus beweglichen Ursachen hieher nicht gesetzt worden.

Das andre Kapitel.

Nachdem sich D. Faustus dem Teufel auf's Neue verschrieben, hat er alle seiner armen Seelen ersprießliche Warnung des braven Nachbarn in den Wind geschlagen, auch dem Satan wiederum in Allem gehorsamet, welches Leibeigener er doch einmal sein müste. Damit er nun seinen Herrn den leidigen Teufel liebkosen und ihm in allen und jeden Stücken sich willfährig erzeigen möchte, gerieth er auf Anstiften des verbosten Geistes gegen den alten ehrlichen Nachbarn in solchen Hader und Haß, daß er nicht ruhen und rasten wollte, bis er an ihm sein Mütlein gekühlet und ihm wo möglich an Leib und Leben gefähret. Da etwann nach zween Tagen, als der Nachbar nach dem Nachtessen zu Bett gangen und sich allbereit nach abgelegtem Gebet schlafen gelegt, siehe da richtet ihm D. Faust ein solch Poltern und Rumpeln vor der Kammer an, als ob alles auf einen Haufen fallen wollte, was doch der gute Mann vorher niemalen gehöret. Jedoch ermunterte er sich bald, gedachte bei sich, dieß wäre gewiß eine Teufelsversuchung, dieweil er den Nachbar Faust von seinem beschreieten Zauberwesen abwendig und ihm seiner Seelen Wallfahrt bedenklich machen gewollt, und müsse nun dieses Poltern an

Statt einer Belohnung annehmen. Inmitten dieser Gedanken kommt das Poltergeſpenſt gar zu ihm in die Kammer, kürrete wie eine Säu und treibet es ſo lang, daß dem guten Mann angſt und bange wird. Allein er erholt ſich, gedenkt bei ſich ſelbſt, den ſchlimmen Geiſt und Gaſt nicht leichtlicher und eher von ſich zu treiben als mit Spott und Acht, fängt derowegen an und ſagt herzhaft: ei, eine ſolch ſchöne Muſik iſt mir mein Lebtage nicht vorkommen, die lieblicher zu hören geweſen denn dieſe; ich glaube, du haſt ſie im Wirtshaus bei ſchwarzen Bauern und Bierkrügern, oder was glaublicher, bei Säuhirten gelernet; wie iſt ſie doch ſo trefflich angeſtellt, iſt vielleicht ein Konzert? Nun wolan, ſing du die Noten, ſo will ich den Text darein ſingen! Fing darauf an, das bekannte Kirchenlied mit heller Stimme zu ſingen:

Pange lingua gloriosi
Proelium certaminis
Fronde, flore, germine
Dulce Lignum dulces clavos,
Dulce pondus sustinet'

Flecte ramos, arbor alta,
Tensa laxa viscera,
Et, vigor lentescat illi,
Quem dedit nativitas,
Et superbi membra regis
Miti tendas stipite'

Sola digna tu fuisti
Ferre saeculi pretium,
Atque portum praeparare
Nauto mundi naufrago,
Quem sacer cruor peruxit
Fusus Agni corpore!

Nach dem heiligen Hymnus (da der Poltergeist indessen verstummet) sagte der fromme Mann: Meister Satan, wie gefällt dir doch dieses Lied? Ich hätte vermeint, du solltest dich mit deiner lieblichen Katzenmusik etwann an einen Fürstenhof begeben, da man vielleicht mehr darauf achtet als bei mir; es sollte billiger ein englischer Gesang heißen, weil es von einem Engel herkommt, der nicht zween Tage im Paradeis geblieben und im Eden die Wohnung verlassen müssen, um andre Leute in ihren Häusern zu veriren; du Schandfleck und grobe grunzige Säu, packe und trolle dich von hier weg, und spare dir deine Rüsselmusik bis zur Urständ der Toden und zum jüngsten Gerichtstag, da du aldann sonder Zweifel in den Himmel fährest, wo die Flammen zum Loch ausschlagen! Mit solcher Acht und Bann hat der Mann das Gespenst verspöttet, und ist hinfort nicht mehr gehört worden. Des andern Morgens frug D. Faust seinen Geist, was er bei dem Alten bewirket. Da gab ihm der Geist zur Antwort: er habe ihm nichts anhaben können, sintemal er wäre geharnischt gewesen (meinend das Gebet), hätte noch über das seiner gespöttet. D. Faust geberdete sich ob Hörung dieses so so, als wollt' er

gar aus der Haut fahren, schwur hoch, solches gewißlich zu rächen, maßen denn auch der gottseelige Mann kurz hierauf den satanischen Mordstichen nicht entging, sondern gehling gelähmet an Händen und Füßen hernach inner Jahresfrist starb, wie er solches selbst oft geklagt und gesagt, es sei seine Lähmung ein Griff des leidigen Unholds.

Drittes Kapitel.

Es kam D. Faust auf eine Zeit gen Gotha in die Stadt zu einem Wirt, einem Biedermann, bei dem blieb er über die 14 Tage, inner welcher Zeit er nichts that außer zechen und blechen mit andern. Man hielt ihn auch ehrlich und stattlich, weil man sahe, daß Geld vollauf da war. Man bestellte ihm täglich die Spielleute, worzu denn auch Frauen kamen, mit denen er und die anderen tanzten und gütlicher Dinge waren. Nun kam einsten D. Faust der Wirtin zu nahe, machten auch bereits gute Kundschaft mit einander, was aber der Hausknecht zeitlich wahrnahm. Ließ sich zur Zeit nichts merken, doch folgenden Tags, da der Wirt vom Jahrmarkt gen Hause kam, zeigt er solches seinem Herren an. War aber diese Zeitung dem guten Mann allzu empfindlich, weil er so unverdienter Weise mit Hörnern gekrönt worden, so ist erklärlich, daß er alsbald samt dem Hausknecht in das Zimmer des D. Faust ganz ergrimmet eingetreten und ihm das saubere Säu-

ſtück fürgehalten. Weilen aber Fauſtus nichts darauf antworten kunnte, fehlte nicht viel, daß der Wirt ihm die bloße Wehr in den Leib ſtieß. Allein der beſann ſich und dachte, wie er doch nur würde den Schimpf mit dem Schaden haben, gebot ihm derhalben in vollen Ernſt, ſich unverzögerlich hinwegzuheben und das Wirtshaus zu räumen. D. Fauſt nicht wenig erſchrocken als hernach, da er ſich etwas erholet, wild auf den Wirt ergrimmet ob des Thür- und Wegweiſens, gedacht bald, wie er dem Wirt mit Hexerei was wollte verſetzen, daß er eine Weile dran dächte. Aber Gott wollte das damals nicht zulaſſen; und da D. Fauſt ſahe, daß er mit aller Kunſt nichts ſchaffen kunnte, ging er zur Stund aus dem Wirtshaus in ein anders auf dem Markt, und im Herausgehen verſchwur er ſich bei allen Teufeln, ſolch Schmach und Schimpf rächen zu wollen. Wie er denn dieſes nach etlichen Tagen meiſterlich zu Werke gerichtet, indem er durch ſeine Kunſt in den Keller ein Rockengeſpenſt und Poltergeiſterlein gebannt, das nicht nur die Lichter, wenn man Wein holen wollen, ausblies, ſondern fürnehmlich die ganze Nacht über ein ſolch Poltern und Rumoren verſchaffte, daß weder die im Hauſe noch die Nachbarn dafür ruhen kunnten. Und da es hernach eine Zeitlang gewähret, und kein Mittel darwider anſchlug, hörte darob die Nachbarſchaft gar nicht zu klagen auf, auch wollte juſt das Geſinde nicht mehr im Hauſe bleiben, noch jemand mehr allda einkehren. Der lobeſame und unſchuldige Wirt aber war nothgezwungen, die Wirtſchaft aufzugeben. Und wie die Sage

iſt, ſoll noch heutigen Tages da niemand wohnen und wirtſchaften können, außer der Kellergeiſt.

Zuſatz. M. Kasper Moir vermeldet von dieſer Hiſtorie, daß D. Fauſtus ſie ſelber verzeichnet folgendermaßen: Anno fünf und dreißig kam ich in Gotha zu einem Wirt, Valentin Hohenwever, der hat mich eine Zeitlang alſo traktiret, daß ichs nicht beſſer gewünſchet; aber er iſt mir um Urſach willen gram worden; doch hat er deſſen wol entgelten und büßen müſſen. Ich hoffe mit meiner Kunſt ſoll weder er noch jemand anders im Haus wohnen können noch Glück und Stern haben, wie mir denn mein Geiſt zugeſagt hat.

Viertes Kapitel.

Es kam zur rauhen Winterzeit eines Tags ein junger Schuler vor D. Fauſtus Behauſung, der ſang ſelbiger Zeit Brauch nach das Responsorium. Dem hörete eine Weile D. Fauſt zu, und weil er ſahe, daß der arme Kerl übel bekleidet und hart erfroren war, erbarmt er ſich ſeiner, fordert ihn hinauf in die Stuben, ſich zu wärmen, beſprach ſich mit ihm und frug, woher er wäre, wer ſeine Eltern ſeien? Dem der Junge bald antwortete: er wäre ein Pfaffenſohn zu Wasserburg; hätte jedoch ſeines Vatern Ungeſtümigkeit nicht länger vertragen können. Als nun D. Fauſt des Schulers Komplexion betrachtete und aus Reden und allen Anzeichen abnahm, daß er eines gelernigen und auch verſchmitzten Kopfes wäre, ob

wol er ein Kebskind und also von einer Freifrauen erzeuget, nahm ihn D. Faust zu einem Famulus an und hatte ihn hernach sehr lieb, bevorab da er nach und nach an ihm wahr nommen, wie er ganz und gar verschwiegen war und im wenigsten keinen Streich und Strich von seinem Herrn offenbarte, ja selbst voller List und Lust stak. Darum eröffnete er ihm einsten all seine Heimlichkeit, und ließ ihm eines Tags seinen Geist in der gewöhnlichen Münchsgestalt sehen, dessen er nicht allein nicht erschrocken, sondern auch bald gewohnet. Ja er verrichtete hernach alle die Sächelchen, wie ihm der Geist befahl, so wol und so fleißig, daß ihn der Herr Faust so lieb gewonnen, daß er ihm vor seiner jüngsten Zeit und Höllenfahrt im Testament all seine Verlassenschaft legirt und vermacht hat. Von diesem Bankert und Afterkind heißet der Name Kristoforus Wagner.

Fünftes Kapitel.

Es ist oben im 1. Buch dieser Historie gesagt worden, wie D. Faust einen schwarzen zottigen Hund bei sich geführt, der ein Geist war und mit ihm hin und wieder lief, welchen er Praestigiar geheißen. Nun ging zur selben Zeit, sonderlich in den Klöstern, die schwarze Kunst sehr im Schwang, und wer was rechts darinn kunnte, der stund in großer Fama. Dazumal wohnte um Halberstadt in einem Kloster ein Abbt, der war ein Krystallseher und hatte in einem Krystall oder

Zauberſpiegel einen Geiſt, der ſagte ihm nur von künftigen Dingen, wie es dem oder dem ergehen und was für Wetter ein jeder Mond haben werde, und dergleichen. Der Abbt nun hörete viel von D. Fauſt, der der gewaltigſte Schwarzkünſtler dieſer Zeit ſei, und verlangte oftmal ſeiner gute Kundſchaft zu haben, damit er was weiter von ihm erlerne. Berufte ihn alſo auf einen Tag durch einen aparten Boten zu ſich, und da der erſchien, traktirte er ihn aufs freundlichſte. Summa — ſie kamen ſo nahe zuſammen, daß ſie Brüderſchaft machten, und unter ſolchem Vorwand wollte der Abbt immer viel von ihm forſchen und wiſſen, aber D. Fauſt gab ihm allezeit dunkele Antwort, wormit ſich denn der Abbt muſte vergnügen laſſen. Nun ward aber der Abbt bitterböſe in ſeinem Sinn, daß er von dem Fauſt nichts ſehen kunnte, was der Rotta fama gemäß, zumal er bereits von dem Abbt Abſchied begehret. Ging derentwegen einſt nach dem Eſſen ins Zimmer, nahm ſeinen Kryſtall und beſchwur den Geiſt darinnen, daß er ihm ſage, ob es Fauſt gut oder nicht mit ihm meine? Das Orakel erwiedert: ja er meinets gut, das ſollt du mir glauben, aber er hält noch an ſich, denn er weiß wol, daß du ebenmäßig mit der Kunſt umgeheſt. Wirſt du mich aber wieder vom Bann ledig ſprechen, ſo will ich dir was Raths han, das dir weit beſſer bekommet, als wenn du mich ſo lang im Kryſtall einzwängeſt. Der Abbt ward ob ſolcher Antwort ſehr froh, und verſprach das förderlichſt zu thun. Da ſagte das Orakel: da iſt das mein Rath, dieweil du mit D. Fauſt ge-

naue Freundſchaft gemacht, ſo liege ihm an, daß er dir den Hund Praestigiar ſchenke, denn der iſt nicht ein natürlicher ſondern einer der fürnehmſten Geiſter, von welchem du alles, was zu wiſſen begehreſt, haben und erhalten wirſt. Der Abbt freute ſich ſehr darob, lag dem D. Fauſt mit flehentlicher Bitte, ja mit Darreichen einer Summe Gelds ſo lang und viel an, daß Fauſt faſt gezwungen worden, den Hund dem Abbt zu überliefern, jedoch nicht länger als drei Jahr, worüber er ihm eine Verſchreibung geben ſollte, daß er ihn nach Verfluß der dritten Jahrfriſt ihm wiederum zuſtellen wollte. Da dieſes alſo bekräftiget und verſprochen worden, kündet D. Fauſt ſeinem Hund Praestigiar den Dienſt bis benannte Zeit auf und beſchwur ihn, daß er die Zeit über dem Abbt in allem ſolle geborſamen. Da nahm der Abbt den Hund Präſtigiar mit Freuden zu ſich und ließ hergegen ſeinen Geiſt, den er bisher im Kryſtall gehabt, ledig und los, welcher ſobald in einem gemachten dicken Nebel verſchwunden. Präſtigiar nun gehorſamte in Allem dem Abbt, weswegen er ihn auch ſehr hold hielt. Nach Verfluß eines Jahrs hatte der Hund einſten ein großes Winſeln und Seufzen, wollte ſich bald nicht ſehen laſſen und verkroch ſich wo er nur kunnte. Darob ihn der Abbt befraget, wie es doch käme und wie er's meine? Dem gab er zur Antwort: ach lieber Abbt, ich habe vermeinet ich wollte ſehr lang in deinem Dienſt bleiben, aber ich ſehe es leider und weiß es, daß es nicht ſein kann und alſo vor der beſtimmten Zeit von dir ſcheiden werde. Das wirſt du bald

und im Kurzen erfahren, die Ursach aber davon unterlaß ich vor dasmal. Wie dem allen auch sein mag, ehe der achte Tag vorbei ging, fiel der Abbt in eine hitzige Krankheit und sturb im Aberwitz.

Sechstes Kapitel.

Zu Wittenberg studirte damals ein Fürnehmer von Adel, der hatte gewendet sein Herz und Aug zu einem hochadelichen und überaus schönem Weibsbild, das unterschiedliche Freier und darunter einen jungen Freiherrn gehabt, die um die Ehe es ansprechen lassen, denen allen das Fräulein sie glimpflich abgeschlagen, sonderlich aber oben gedachtem Edelmann, der hatte fast den wenigsten Platz bei der Edeljungfrau. Diesen focht nun die übermäßige Liebe, die er zu dieser schönen Dame trug, so sehr an, daß er sich just grämete, am Leibe abnahm und gar darüber in eine fährliche Krankheit gerieth. Solche Zeitung ward auch dem D. Faust, der mit dem Edelherrn zum öftern in seinem Zimmer gessen und trunken und jede Freundschaft von ihm genossen, hinterbracht, doch der Grund der Krankheit nicht vermeldet. Frug dessentwegen seinen Geist Mephostophiles, was doch dem Edelmann mangele? Dieser sagte ihm nun alle Gelegenheit. Drauf denn D. Faust den kranken Edelmann eines Nachmittags allein heimsuchte und nach kurzem Verzug selbst alle Ursach, wovon die Krankheit die Wirkung, eröffnete. Da sich denn der Patient sehr drüber ver-

wunderte, woher er's doch wüſte, zumalen er ſelbſt keinem den Keim ſeines Leidens entdecket. D. Fauſt aber flöſte ihm Troſt ein, daß ſich ſein Herz zufrieden gäbe und die Traurigkeit darinnen nicht überhand nähme, weil er ihm mit ſeiner Kunſt behilflich ſein wolle, daß die Dame nur ihm zu Theil werde. Wie auch erfolget. Denn D. Fauſt brach ſich einen Weg zu der Jungfrauen Haus, allwo er mit ſeiner Zauberkunſt ſo viel bei der Edeldame zuwege gebracht, daß ſie, wie ſehr ſie den Edelmann vorhero gehaſſet, ſo ſehr und mehr nach ihm zu verlangen begunnte. Weil nun dem D. Fauſtus der Streich gelungen, geht er wieder zum Edelherrn, ſagend, er ſolle ſich bräutigamſt ankleiden und mit ihm gehen, denn es habe die Dame morgenden Tags etliche Befreundinnen in ihren Garten beſchieden, allwo ſie ihnen eine Collation halten und die Geſellſchaft mit einem Tanz verehren würde, er ſolle ſich alsdenn mit ihm dahin verfügen und etwan eine Entſchuldigung fürbringen, ſo gut er könne, daß er ſo unverhofft zur Geſellſchaft kommen, mit Bitten, ihm ſolches nicht zu verübeln. Wenn er nun auch mit der Jungfrauen, die ohnehin ein ſtarkes Sehnen nach ihm beſeele, zum Tanz kommen würde, ſo ſollte er ihr dieſen Ring, den er ihm anjetzo gäbe, es geſchehe gleich vermerkt oder unvermerkt, an den Finger ſtecken, alſobald würde ſie ihm vollkommene Liebe hegen, und ſonſt zu keinem mehr. Tags drauf erſcheinet der Edelherr bei der Geſellſchaft im Garten, und iſt nicht auszuſagen die brünſtige Begier der Jungfrau, die ſie allbereit trug nach dem Edel-

mann, den sie doch Ehren halber nicht so bald ansprechen noch ihm ihr Anliegen entdecken kunnte, bis so lang der Tanz angefangen und der Reihen auch an den Jungherrn kommen, da er sich denn nach der Weisung des Faust nicht gesäumet, den Ring der Jungfrauen mit Fürwenden, wie der Ring eine sonderbare Kraft hätte wider den Gift, an den Finger zu stecken. Kaum war dieser bei dem Fräulein erwarmet, da seufzete sie je mehr nach dem Edelmann und hätt' ihm gerne sogleich, wollt's die Gelegenheit leiden, dessen verständigt; aber des andern Tags, weil sie vor lauter Liebe weder Ruhe noch Rast hatte, ließ sie den gnädigen Herrn durch eine vertraute Dienerin in den Garten alleine berufen, allda sie ihm ihre brünstige Liebe nicht ohne Schamröthe in ihrem Antlitz entdeckte, und nach Kurzem willig zuließ, was sie hernach wol tausend für einmal möchte bereut haben. Der Edelmann schazte sich für glückseelig, daß er einer so schönen Frauen Minnedienst, die ihn doch kurz vorhero gehasset, erlanget und überdrein allbereit das Pfand der ehlichen Liebe, wiewol beiderseits Eltern und beiderseits Freundschaft doch mit so geschwinder Verkuppelung nicht zufrieden waren ob etlicher Rechtfertigung, die unter beiden noch obhanden.

Siebentes Kapitel.

Man hat nach D. Faustus Tod in seinem Kabinet ein Schreiben funden von einem von Adel um Zwickau herum.

Der hatte von seinen Vätern und Rittern ein uraltes, wol erbautes und auf ziemlicher Höhe gelegenes Bergschloß ererbet, aber doch solches vonwegen eines Gespenstes von der Zeit an nicht bewohnen können, sondern sich in einem Seitenhause behelfen müssen. Dieses Ungemachs, obwol das Gespenst niemand beleidigte, wollte der Burgherr so gern los sein und begehrte vom D. Faust in einem Schreiben seinen getreusamen Rath, was mit dem Geist anzufangen und ob zu vertreiben. Darauf nun schrieb D. Faust dieses Lauts: Ehrenvester Junker, euer Schreiben an mich hab ich empfangen, darinn euer Begehren verstund, daß, da in eurer Burg ein Gespenst sein Gelaß und Verließ habe und manchmal in Bauern- Landsknecht- und Reitergestalt, jedoch ohne einigen Schaden erscheine, ich derwegen eine Reise solle bereiten. Worauf soll der Junker inzwischen, weil ich dasmal andern Geschäfts halber nicht abkommen kann, zum Voraus berichtet werden, daß die Geister und Gespenster zu mancher Zeit Körper und Leiber an sich nehmen und bald in dieser bald in jener Gestalt den Leuten erscheinen. Ich rathe aber, alldieweil ich die Art dieses Geistes schon kenne, macht, daß ihr ihn nicht beleidigt, sondern ihr und euer Gesind ihn gewohnet, sintemal er weder groß poltert noch rumpelt noch Unfug spielt. So es aber sollte geschehen, daß man ihn etwann beleidigte, würdet ihr wohl bösen Ausgang sehen. Und daß dem also sei, so wohnen gern die Geister in alten Häusern, finstern Oertern, dicken Pfühlen, tiefen Wassern, düstern Hölen und dunkeln Wäldern. Bitte

ſchließlich den Junkern, wollet, wie geſagt, den Geiſt geben und walten laſſen, bis ich hinkomme, alsdenn trachte ich dahin, wie der Geiſt gar aus dem Schloß zu vertreiben. Datum etc.

Achtes Kapitel.

D. Fauſt brauchte täglich viel Geld, warob er dem Geiſt Mephostophiles ohn Unterlaß anlag, ſintemal es auf die Letze mit andern Mitteln gekommen. Damit nun D. Fauſt ja an keine Lebensbeſſerung denken mochte, worzu der Geldmangel bekehren könnte, zeigete ihm der Geiſt bei einer alten verfallenen Kapellen nicht gar weit von Stadt Wittenberg einen Schatz, der laut des Geiſtes Sage vor vielen Jahren von einem alten Geizhanns allda vergraben worden. Dem ging nun D. Fauſt einſten bei Nachtzeit nach, und grub und erhub einen Hafen, der aber bei der Erhebung nicht anders war anzuſehen, als ob viel angezündete Lichter darinn brenneten, darzu gleich dabei eine ſehr große feurige Schlange gelegen, den Schatz zu verwahren. D. Fauſt beſchwur bald die Schlange, die da zur Stund verſchwand, und wie er den Hafen eröffnet, ſiehe da lag nichts anders darinnen als lauter Kohlen, große und kleine. Er aber nahm ſie auf Befehl des Geiſtes und brachte die Kohlen alle nach Hauſe, die denn daheim balde in vorigen Stand kamen, nämlich in eitel ſilberne und güldene Münze, daran die Summa, immaßen Famulus Wagner be-

zeuget, sich über tausend Güldenwerth erstrecket hat. Wormit er sich schöne gute Tage verschaffet.

Neuntes Kapitel.

Fauſt thät auf eine Zeit etlichen Studenten zu Willen die Leipziger Oſtermeſſe beſehen. Es kam aber damalen auch dahin ein fürnehmer Kardinal, Namens Campegius, dem thät der Leipziger Magiſtrat alle Ehre an. Dieſer fuhr anderen Tags aus der Stadt mit ſeinen Leuten an einen nahigen Luſtort, friſche Luft zu ſchöpfen. Solches erfuhr D. Fauſt und ging mit ſeiner Geſellſchaft zu Fuß hin an ſelbigen Ort. Fauſt gedachte bei ſich, wie er auch dieſes Orts ſich mit der Kunſt herfürthun und dem Herrn da gefallen möchte, daß er von ihm bei der Anheimkunft zu Rom etwas zu ſagen hätte. Da ſprach er zu ſeinen Geſellen: weil andere Kurzweil ermangelt, will ich dieſem Fürſten zu Ehren eine ſonderbare Jagd anſtellen, die doch dem Landesfürſten in ſeinem Territorium und daran haftenden Rechten nicht präjudizirlich ſein ſoll; ihr aber bleibet hier ſtehen und ſehet zu. Bald darauf zog daher ſein Mephoſtophiles von vielen Hunden begleitet, und ging wie ein Jäger. D. Fauſt ſetzte ſein Hörnlein an und blies; zur Stund ſah man in der Luft daher fahren einen Fuchſen und furchtſamen Haſen, die Meſoſtofiles mit den Hunden und Fauſt mit dem Hörnlein verfolgte. Die Hunde ängſtigten und trieben die Füchſe und Haſen ſo hoch in die

Höhe, daß man sie kaum sehen kunnte; bald kamen sie wieder herab, und hatte der Kardinal darob sonderliche Freude, als der ohnehin dem Jagen sehre ergeben, und das währete fast bei einer Stunden. Alsdenn verschwanden die Jäger, die Hunde, Füchse und Hasen, und Faust fuhr wie aus der Luft herab an den Ort, wo seine Gesellen stunden und schaueten. Das sah auch der Kardinal, ließ derohalben seiner Diener einen dahin laufen, um zu sehen, wer die Person wäre. Da nun dem Kardinal hinterbracht ward, daß es der D. Faust wäre, von dem er wol viel Wunder und Abenteuer erzehlen hören, erfreuet er sich und bittet ihn durch einen Edelmann, daß er auf den Abend sein Gast sein und mit seiner Tafel und Traktement vorlieb nehmen sollte. Als Faust erschien, erzeigt ihm der Kardinal allen Willen, versprechend, wenn er mit nach Rom kommen wollte, ihn allda zu großer Würde fördern zu wollen, alldieweil ihm nicht unbewust war, wie seine Prognostica zu öftern auf das genaueste zugetroffen. Dieses geneigten Willens aber und sothaner Verheißung wegen bedankte sich Faustus zum höchsten, bedeutend, er habe Gutes genug wie auch Hoheit genug, denn ihm der höchste Potentat der Welt unterthänig. Nahm also vom Kardinal unterthänigen Abschied.

Zehntes Kapitel.

Der löbliche Kaiser Maximilianus kam auf eine Zeit mit seinem ganzen Hofhalt nach Innsbruck, Willens eine Zeitlang

allda zu verharren. Weilen nun Fauſtus auch da ob der Kunſt und Gunſt bei Hofe ſich aufhielt, und Proben halber bei dem Kaiſer in ſondern Gnaden war, geſchah es einſten im Sommer nach dem Jakobitag, da eben Abends der Kaiſer das Nachtmal genommen und im Zimmer auf und nieder ſpazirte, daß er den Fauſt alleine zu ſich ließ und ihm fürhielt, wie er aus etlichen Proben erfahren, daß er ein erfahrner Schwarzkünſtler wäre. Da wäre vor dasmal ſein Begehr, ihm vermittels der Kunſt etwas zu gefallen verrichten, es ſollte darob bei ſeinem Kaiſerwort nichts Arges ihm und Fährliches widerfahren, ſondern wollte es noch mit allen Gnaden erkennen. Fauſt kunnte und wollte ein ſolches dem kaiſerlichen Mar nicht abſchlagen, ſagte das alles zu machen und durch die Kunſt zu ſchaffen, was er begehret. Der Kaiſer begunnte und ſprach: ich ſaß neulicher Zeit in meinen Gedanken und betrachtete in meinem Gemüte, wie meine Vorfahren am Römiſchen Kaiſerthum in ſo einen Grad der Kaiſerlichkeit geſtiegen und zu ſolcher Größe vor der Nachwelt gewachſen, daß ich billich Sorge trage, ob die Folgekaiſer gleicher Ehre und Nachruhms möchten theilhaftig werden. Aber was iſt das alles geweſen gegen Hoheit und Glück Alexanders des Großen, der faſt die Welt in Kurzem unter ſich bracht hat? Nun möchte ich herzlich gern den Geiſt des gigantiſchen Recken wie auch ſeiner ſüßen Gemahlin genau im Leben ſehen und kennen. Fauſtus antwortet nach kleinem Bedacht, er wolle das werkſtellig machen ſonder Betrug, nur dieſes wolle er Ihre Majeſtät gebeten ha-

ben, daß Sie ja während der Fürſtellung nichts reden möge. Was auch der Kaiſer verſprach. Fauſt gehet indeß vor das Gemach hinaus, gibt dem Mephoſtophiles Befehl, jene Perſonen vorſtellig zu machen, und gebt wieder hinein. Bald klopfet er an die Thür, da thät ſich dieſe von ſelbſt auf, und ſchritt herein der große Alexander, wiewol er keine große Perſon war, doch ſtrengen Anſehens, dazu hatte er einen falben Bart; er trat herein in einem ganz köſtlichen Harniſch und machte dem Mar Reverenz. Da aber der Mar ihm wollte die Hand bieten und deswegen vom Stuhl aufſtund, ließ D. Fauſt ſolches nicht zu. Als nun Alexanders Geiſt wieder von dannen gangen, alſobald kam herfür der Geiſt der Königin, ſeiner Gemalin. Die machte ebenmäßig vor dem Kaiſer eine Art Reverenz, war angethan mit himmelblauem Sammet, über und über mit Orientaliſchen Perlen beſetzet, präſentirte beinebens eine überaus ſchöne Perſon luſtiges Anſehens und holdſeliger Geberden, daß ſich der Kaiſer ſo recht über ſolche Schönheit verwunderte. Auch fiel dem Mar ein, daß er von der ſchönen Königin geleſen, daß ſie hinten am Nacken eine Warzen gehabt, ſtund demnach auf und ging zu ihr hin, und wie er die Warzen funden, iſt alsbald auch der Geiſt hinausgangen. —

Das hat dem Kaiſer Mar gar wol gefallen und er hat ſolches mit kaiſerlichem Gnadengeſchenk dem D. Fauſtus vergolten. Dieſes nun wollte Fauſt dankbar erwiedern, und alſo ſchreibt hiervon Kriſtoforus Wagner. Nachdem bald eines

Abends der Kaiser Max zur Ruhe gangen und sich in sein gewöhnliches Schlafgemach verfügt, kunnte er sich früh Morgens beim Wachwerden nicht besinnen, wo er doch wäre. Denn das Schlafzimmer war durch Faustische Kunst zugerichtet als ein schöner Saal, allda viel lustige Bäume mit grünen Maien zu beiden Seiten stunden, nebens andern, behänget mit zeitigen Kirschen und anderm Obst. Der Boden des Saals sah wie eine grüne Wiesen mit allerlei bunten Blümlein; um des Kaisers Bettstatt aber stunden noch edlere Bäume, als Pomeranzen, Granaten, Feigen und Limonien mit ihren Früchten; auf dem Gesims sah man die allerduftreichsten Blumen, und an den Wänden hingen wie an Geländen bereits reifliche Trauben. Solch unverhoffte Verwandlung seines Rastzimmers und sonderlich der liebliche Saal machte den löblichen Maren so recht verwundern, was auch verwirket, daß er was länger als sonsten allda im Bette verharret. Er stund aber hernach auf, thät seinen Nachtpelz um sich und sazte sich nah bei dem Bett auf einen Sessel. Indem höret er der Nachtigall allerliebesten Sang und die anmuthige waldherrliche Zusammenstimmung aller singenden Vögelein, die da immer von dem einen Baum auf den andern hüpften. Auch sah er von fernen zu End des Saals laufen schneeweiße Küchlein und junge Hasen, und bald darauf überzog das obere Tafelwerk ein Gewölk. Da der Max dem allen begierlich zusahe und so im Saal sich verweilete, dachten die Kämmerlinge, wie es doch käme, daß ihr Herr und Kaiser vom Bett nicht aufstün-

de, es müste ihm ein Unpaß passirt sein. Erkühneten sich und eröffneten sittiglich die Schlafthür, allwo sie nit allein ihren Herrn Kaiser gesundlich antrafen, sondern auch sehen musten, was Ursach des Verweilens gewesen. Mar aber ließ da bald die Fürnehmsten vom Hof zu sich berufen, die sich denn ebenmäßig nicht genugsam verwundern kunnten. Aber nach einer Stund und ehe sie sich's versehen, begunten die Blätter an den Bäumen welk zu werden und zu verdorren, wie auch die Früchte und Blumen, und bald kam ein Wind zum Gemach hinein, der wehte und drehte alles so ganz und gar vor den Augen weg und der Wundersaal war im Augenblicke verschwunden, ihnen aber nicht anders, als hätten's geträumet. Da hat der Mar eine gute Weil in Gedanken gesessen und nachgedacht, und als ihm der Faustus in Verdacht war, ließ er ihn rufen und frug, ob er der Meister des Meisterstücks? D. Faust sprach voller Demut: ja, denn mein Kaiser und Herr hat mich ob eines erwiesenen Kunststücks kürzlich mit einer Verehrung begnadigt, daß ich mich auch müssen, wiewol schlecht genug, dargegen dankbar erweisen. Drob der Kaiser gnädig geblinzelt. —

Faustus fuhr im Zauberwerk fort und nahm eines Tags wahr, wie die Majestät etlichen fremden Abgesandten und andern Herren zu Ehren ein kostbares Banket auf den Abend zugerichtet, wo auch das Frauenzimmer gewärtig sein muste. Nun wollte dabei D. Faust seine Kurzweil mit einmengen, wolwissend, daß es der Orten nicht unlieb würde. Verschaffet

demnach durch ſeine Kunſt, daß in dem großen Saal, allwo das Banket gehalten wurde, dem Anſehen nach ein Gewölk hineinrauſchete, etwas trüb, wie wenn es bald regnen wollte. Bald darauf zertrennte ſich dieſes Gewölke, vermiſcht mit Weiß und Blau, alſo daß ſolches herrlich zu ſchauen. Der Himmel ſtund da ganz blau, und ließen ſich die Sternen daran in voller Klarheit ſehen, daß man auch den Mond im Vollſchein wahrnahm. Etwann über eine Viertelſtund hernach überlief ſich das Gewölk wieder, und thät die Sonne einen ſtarken Blitz, daß ſich alle verſammlete Gäſte kreuzigten, ſahen aber bald einen ſchönfärbigen Regenbogen der Kaiſertafel zugehen, der doch bald wieder verging. Und wie Fauſtus vermerket, daß bereits der Kaiſer und die Herren von der Tafel gegangen, die Damen aber und die ſie bedienet und ihnen aufgewartet, ſich da noch etwas aufhielten — da überlief ſich das Gewölk durch einen ſtarken Wind abermal und erſchien faſt trübe, da begunte zu blitzen und donnern, ja es fing an zu kieſeln und ſtark zu regnen, ſo, daß alle die im Saal zugegen waren, darvon liefen. Was denn der Kaiſer alsbald erfuhr, der darob zwar erſtlich erſchrak, weil er aber balde vernahm, daß das Wetter ſonder Schaden abgangen, auch nur ein durch Fauſtiſche Kunſt gewirktes Gewitter geweſen, hat er ein ſonderbares Gelüſt und Gelach ob dieſer Kurzweil gehabt. Dieſe Geſchichte hat Kriſtof Wagner der Famulus nebens obigen andern fleißig aufgezeichnet.

Eilftes Kapitel.

An Kaiser Marens Hof war damals ein Ritter, L. Baro ab Hard, der legte sich an das Fenster und sahe von dar, wer drunten im Vorhof aus und einginge. Es war aber ein heißer Tag, und weilen zur Zeit dem Ritter ein Nachmittagschläflein zuging, entschlief er am Fenster. Das ward nun von etlichen, die dem Ritter nicht wol wollten, dem Fauſt kund gethan und gaben für, daß der Ritter nicht viel von seiner Kunſt halte. Sollte ihm darum eine Schalkheit anthun. Fauſt ließ sich nicht lange bitten, und zaubert dem schlafenden Ritter ein Hirschengeweih an den Kopf. Und als der Kaiser eine Stundlang wollte ausfahren, berufte man die Edlen am Hof durch Trompetenschall mit zur Folge. Als der gehörnete Ritter vernommen, wollte er eilends sich auch aufmachen; aber er kunnte nicht, wie sehr er auch wollte und sich abmühete. Deß muſten nun alle, sogar die zulaufende Frauengilde genüglich lachen, bis ihm letzlich auf Fürbitten der D. Fauſt die Hörner wiederum abgethan. Da hat der Ritter ob sothaner öffentlicher Beschimpfung dem Fauſt den Tod geschworen. — Als unlängſt darnach Fauſtus vom Kaiser abgereiſet, dachte der Ritter, den D. Fauſt kurz zuvor mit Hörnern gekrönet, sich ob solcher Schande zu rächen. Nahm also etliche wolmontirte Reiter, Willens, dem Schwarzkünſtler vorzubiegen und den Weg zu verrammeln. Wie D. Fauſt kaum halben Weg gereiſet, da sieht er ohngefehr sieben Röſtlein daher stoßen. Den Herrn, der voranritt, kennet er bald, daß es der

Ritter ſein Feind wäre, und kunnte ſich leichtlich einbilden, daß das ihm anjetzo gelte. Begab ſich derhalb beiſeits auf eine Höhe; der Ritter aber ließ auf ihn losrennen, mit Befehl auf ihn Lanzen zu werfen. Derohalb die Knappen ſamt Ritter auf den Fauſt zu ſprengten, der ſich aber ſo bald aus ihrem Geſicht verloren und unſichtbar gemacht. Der Ritter ließ auf der Höhe halten — da erſcholl im Hui ſo unvermutet unten am Wald ein großes Trompetenblaſen, und darauf ſah der Ritter über die hundert Rappen auf ihn ſtreifen, daß er gezwungen, mit den Seinen das Ferſengeld zu geben. Als er nun neben dem Berg hin wollte, ſiehe da ſtund ein großer Hauf geharniſchter Reiter, die gleich auf ihn los wollten, daß er abermal glimpflich hat ausreißen müſſen. Und welchen Weg er auch nahm, hat er doch allezeit Reiter getroffen, daß er in Todesnoth nicht anders gekonnt, als in den nächſten Haufen hinein zu rennen und zu fragen, warob man ihn alſo allenthalben verfolge? Aber 's will niemand antworten, ſondern Alles ſtieret ihn grauſig und bärböſig an, bis D. Fauſt ſich berfür that und von ihm trutzig begehrte, er ſolle ſich nur gefangen geben, wo nicht, ſo! Der Ritter denket immer nicht anders, es wäre eitel wolgerüſtete Mannſchaft, die Fauſtus aufgebracht, da es doch nur eine Verzauberung und Verblendung vom Fauſt war. Drauf fordert Fauſt die Gewehre von Ritter und Knappſchaft, nahm ihnen die Roſſe, führt ihnen aber andre gezauberte Pferde dar, gibt ihnen andere Waffen, und ließ ſie in Frieden von ſich. Daß denn der Ritter und

seine Reisigen recht froh worden und Gott gedanket haben, daß sie solcher Fährniß entkommen, wünschten beinebens dem Faust alle Teufel auf den Hals. Sie kamen nun nach etlichen Stündchen in einen Flecken und zeuchten in die Herberg ein. Wie dann die Knechte die Pferde ins Wasser geritten, da verschwanden alle die Thiere, und es wäre die Knechtschaft schier ertrunken, wenn sie nicht hurtig auf den Füßen wegritten. Der Ritter stund eben vorm Wirtshaus und sah seine Leute daher kommen sonder Gethier, darzu ganz naß und begossen, woraus er bald abnehmen kunnte, daß dieses ganzen Werkes Urheber D. Faustus gewesen. Was war aber zu thun? Aendern kunnte ers nicht, muste also von daraus etliche Knappen abfertigen, wie er aufs förderlichste wieder zu Hof kommen möchte.

Zwölftes Kapitel.

Faust stund ob seiner Kunst bei einem Freiherrn in Ehren, der seinen Sitz hatte zu Helpede bei Eisleben, und als einst Faust bei diesem Herrn auf dem Schloß Helpede alleine war, sprach er den Freiherrn also an: gnädiger Herr, wir müssen bald von einander, denn ich habe in meiner Astrologie so viel ergründet, daß ich bald sterben werde; nun ich mir zu Gemüte ziehe die oftmalige Gutthat, die Euer Gnaden mir überflüssig erzeiget hat, so soll sie einen Habedank haben und ich möchte gar gerne wissen, in welchem Stück ich ihr hulden

dürfte. Gülden und Silberlinge habe ich nicht, kann aber mit Kunſt ich ihr ſonſt was erzeugen, will darzu willfährig ſein. Darob bedankte ſich der Baron und war neugierlich. Fauſt fuhr fort: Euer Gnaden hat hier im Schloß ſchönen Proſpekt und ſcharmante Ausſicht, ſonderlich weil der Wald auf dieſer Seiten ſo nahe iſt; aber das weiß ich, daß ſich die ſingenden Vögelein ſcheuen vonwegen der rauhen Luft. Darum will bei den nächſten Bäumen gegen dem Schloß her etwas eingraben, und verſichern, daß dann kein Vogel von der Ferne wird herfliehen, er wird in dieſem Wald einkehren und dieſes Orts ſeine Stimme erſchallen laſſen. Solch Erbieten D. Fauſt's gefiel dem Freiherrn wol. Als nun der Frühling kommen, da kam auch die liebſingige Nachtigall, die zuvor nie da gehört worden. Nachher pfiffen die andern Vögel ihr „Lenziſtda Lenziſtda", die Diſtelfinken und Zeislein, ingleichen auch mit der Zeit die Droſſeln und Krammeter. Ja ſogar Haſelhüner, Auerhanen und Faſanen kamen, die allda neſteten und ſich mehreten, daß freilich der Freiherr für ſolche Luſt nicht ein Gröſſers genommen hätte. Weßwegen er nachgehends dem Fauſt eine ſtattliche Verehrung verehret, ihn nochmal zu ſich auf Schloß Helpede geladen und tagelang freiherrlich traktirt und dann anſehnlich beſchenket. Eh aber gar Fauſtus von dar reiſet, hat er den Baron und zwo ſeiner Vogelſteller unterrichtet, Acht zu haben auf dieſen und jenen Vogel, was er nämlich Zukünftiges verkündige mit Schreien, Fliegen, Schnattern, Pfeifen und Stillſitzen, ja was er für ein Jahr, für einen

Sommer und Winter anzeige, wie es werde wittern, und was er für Glück oder Unstern andeute. Sonderlich sollten sie auf der Eulen, die anjetzo in der Nähe genestet, Heulen und Schreiton, wie noch andrer Vögel und Thiere, Obacht geben; denn das würde gewiß einen Todesfall deuten. Was alles der Freiherr fleißig aufgemerket und sich ob der wichtigen Lehr bedanket. Man schreibt aber: als D. Faust nit über zwo Jahr hernach sein erbärmliches Leben verlebt, sollen die Vögel alle allmälig verflogen sein.

Dreizehntes Kapitel.

Faust kam kurze Zeit zum Grafen von Anhalt bei rauher Winterzeit zu Anfang des Jänners, allwo er am Hof die Befreunden im Durchreisen besuchen wollte. Als der Graf das erfahren, berufet er ihn zur Tafel, weil er wünschte von seiner Kunst ein Stücklein zu sehen. Faust nahm über Tafel wahr, daß die Gräfin hochschwanger war, sprach: gnädigste Frau, es meldet Medicus und Erfahrung, daß schwangere Weiblein, sonderlich zur ersten Zeit, nicht selten gelüsten das oder das zu essen, obwol es zur Zeit und der Zeit noch nicht habhaft, daher sie manchmal ob Mangels und der Versagung dessen betrübt auch wol der Leibesfrucht ein Mahl anhängen, also wird es bei Euch, erlauchte Frau, auch nicht wol fehlen, bitte, Ihr wollet frank und frei fordern, was ich mit meiner Kunst solle verschaffen. Die Gräfin sagt: Herr Doktor, ich will's fürwahr nicht verhalten, was ich jetzund wollte an Statt dieses

Konfekts da, nämlich frische Trauben, wohlgeschmackte zeitige Aepfel und Birnen, darinn wollte ich meine Lust büßen und mich ergötzen. Faust versetzet: es ist nicht ohne, gnädige Gräfin, daß der Herbst frisch und zeitig Gewächse von Früchten mitbringet, deren wir jetzo im Winter ermangeln müssen; aber gebet mir Glauben und traut meiner Kunst etwas zu, so will ich sie schaffen inner einer halben Stund. Die Gräfin lächelt und sagt: daß solches zu solcher Zeit ganz unmöglich. Sie woll es aber gern sehen, und denn gläuben. Da nahm Faust drei silberne Schüsseln, die sezt er für's Fenster hinaus mit Murmelung etlicher Wort. Als ihm nun gedäuchte die Zeit vorhanden, stund er von Tafel auf, ging zum Fenster, und brachte von dar in der ersten Schüssel weiße und rothe Trauben, und in den zween andern lagen rothbackige Aepfel und schöne schmucke Birnen, die stallte er auf die Tafel und sprach: Frau Gräfin, hier ist die Kunst, wollet Euch darob nicht entsetzen noch bedenken, davon zu essen, denn die Dinger kommen gar weit aus fremden Landen her, da sich der Sommer bald enden will. Also aß die Gräfin von Obst und Trauben mit Lust und bester Vergnügung. —

Ehe Faust Abschied vom Hofe nahm, bat er den Grafen Anhalt und seine Gemalin mit ihm einen kleinen Spazierweg hinaus zu nehmen, da er gesonnen, ihnen ein schönes Schloß und neuerbautes Kastell sehen zu lassen, auf Dero Grund und Boden. Als nun beide Häupter vor das Thor hinaus kommen, da sehen sie vor sich auf einer Höhe, sonsten der Rohm-

bühl genannt, ein neues Schloß ſtehen zur großen Stauniß. Sie kamen ſolchem je länger je näher, und wurden gewahr eines tiefen Waſſersgrabens ringsum, darin ſchwummen mit großer Luſt mancherlei Waſſervögel, als Schwanen, Reiher und Enten. Das Schloß hatte zwo Thore und fünf ſchöne runde Thürme, im Schloßhof gingen Affen, Meerkatzen, zahme Bären, Gemſen, Straußen und ander Gethier, mit männiglicher Verwunderung. Fauſt führt ſie weiter hinein in einen ſchönen Saal unten am Hof, und richtet allda dieſen Gäſten ein prächtiges Frühmahl an, von allerhand Delikateſſen und guten Weinigkeiten. Er ſtellt zugleich eine überaus liebliche Muſik an, von allerhand muſikaliſchen Inſtrumenten und ließ die Hohheiten prächtig bedienen, der Famulus aber, Kriſtoforus Wagner, wartete auf, damit kein Mangel an was erſchien, und ſie inner einer Stund aufs Beſte geſättigt wurden. Die gräflichen Perſonen dankten dem D. Fauſt ob ſolch herrlicher Bewirtung, und kehreten alſo ſammt dem Gefolge wieder dem Hof zu. Als ſie aber etwas ferner und der Reſidenz näher kamen, ſiehe da ging in jetzt beſagtem Schloſſe ein groß Feuer auf, geſchahen auch daraus große Büchſenſchüſſe, und verbrannte das Schloß in Kurzem, ja verſchwand vielmehr. Das ſah der Graf und alle mit ihm; es war ihnen aber zur Stund nicht anders, als ob ſie noch nicht gefrühſtücket, geſchweige ein ſolch köſtliches Frühmahl genommen hätten: ja es kam ihnen allen der Hunger in den Bauch, daß ſie alle auf's Neue zu frühſtucken begunnten.

Vierzehntes Kapitel.

Es kam einer von Adel gen Leipzig, und als ihm im Wirtshaus über Tafel angezeigt ward, wie Faustus, der berühmte Nekromant, verstorben, und zwar ein erbärmliches Ende genommen: da erschrack hierüber der Edelmann von Herzen und sprach: ach das thut mir sehr leid, er war dennoch ein guter dienstbafter Mann und hat mir eine Gutthat gethan, deren ich zeitlebens nimmer vergesse. Als ich nämlich vor sieben Jahren noch ledig war und zur selbigen Zeit zu Wittenberg Studirens halber mich aufhielt, bekam ich neben andern auch gute Kundschaft zu D. Faust, daß er mich, ohne Ruhm zu reden, vor andern recht liebte und mir wol wollte. Bald darauf ward ich auf meiner Befreunden einen in Dresden gehaltenen Hochzeitsehrentag berufen, auf dem ich erschien, aber ich weiß nicht, zu meinem Glück oder Unglück. Denn ich kam in Kunde mit einer Adligen, und, die Wahrheit zu sagen, tugendsamen Jungfer, die auch in Züchten ihre Gegenliebe gegen mich sattsam spüren ließ, so daß nach allerseits Freundschaft Einwilligung, bald daraus eine Ehe ward. Als ich nun wol ein Jahr in so vergnüglicher und friedsamer Ehe lebte, da ward ich einst von zween Vettern verführt, die Lust hatten das heilige Land zu besehen, daß ich trunkenerweis', jedoch bei adligem Glauben und Trauung, zugeschlagen ihnen ein Reisegefährte zu sein. Hielt auch dies mein Versprechen unverbrüchlich, wie sehr sich meine Liebste darwiderseżte. Es sturben aber nach kaum halbverbrachter Reise etlich von uns, und wir

kamen (kurz zu ſagen) mit Mühe und Arbeit unſerer drei an den Ort. Um noch etwas mehr zu erfahren, wollten wir gen Byzanz in Hellas unſern Weg richten, des Türken Weſen deſto beſſer zu erkunden. Allein wir wurden für Kundſchafter an einem Paß, da wir durchmußten, angeſehn und gefangen, mit einem Wort, wir muſten unſer hartſeliges Leben im ſchweren Dienſt fünf ganze Jahre zubringen. Der eine mein Vetter ſtarb hierüber, und kam über Venedig die Sage in das Teutſchland zu meiner Freunde Ohr, wie auch meiner Eheliebſten, daß ich gewißlich geſtorben. Nun funden ſich, wie leicht gläublich, bald Freier um meine Liebſte, die ſich auch nach halbgeendigter Trauer einem wackern Edelmann aus der Nachbarſchaft antrauen wollte, und alſo zur andern Ehe ſchreiten, wie denn bereit zur Hochzeit Anſtalt geſtallt worden. Allein was geſchah? Dieſem, meinem alten guten Freund, dem D. Fauſt kommt beides zu Ohren, daß ich nämlich in der Türkei verſtorben und daß meine Eheliebſte wieder in eine andere Eheſchaft ſich eingelaſſen. Hat nun ob meines Todes ein groß Mitleiden, zumalen ich in ſo ſchwerer Sklaverei verſtorben ſei, fordert darob ſeinen Geiſt zu ſich, frug ihn, ob dem alſo wäre, wie die Sage von mir ginge? und als er vom Geiſt verſtanden, daß ich nicht todt, jedoch annoch in harter Dienſtbarkeit lebte, daraus ich ſonder Zweifel nicht ſo bald kommen würde, legte er von Stund an ſeinem Geiſt auf, daß er ſich aufmache und mich erlöſe und wieder in mein Vaterland bringe. Was der Geiſt zugeſaget und auch redlich gehalten. Denn er kam eben

um die Mitternachtſtund, da ich wachend auf der Erden als meinem Bett lag zu mir hin und es war um ihn gar helle. Ich erſchrack gar ſehr und furchte mich, erkühnte mich jedoch und bedeuchte mich dieſen Mann ſchon einmal geſehn zu haben. Er fing aber mit mir an zu reden, darob ich mich freuete, weil ich ihn für ein Geſpenſt hielt, und der Mann ſprach: Kenneſt du deinen alten Freund den D. Fauſt nicht mehr? wolauf, du mußt mit mir und dich deines ausgeſtandenen Leides wieder ergötzen. Ward alſo von dar ſchlafend getragen in D. Fauſtus Behauſung nach Wittenberg, der empfing mich mit Jubel und ſagte beinebens wie ſich meine Eheliebſte bereits wieder verlobet, auch Hochzeit gemachet, aber die Zeit über nicht ehlich beiwohnen können, weil er zwiſchen ihr und dem Edelmann mit ſeiner Kunſt eine heimliche Hinderung geſchaffet, indem er ihm die männliche Kraft auf Jahr und Tag genommen. War demnach große Zeit daß ich mich eilfertig bei ihr einſtellte, was ich auch Tags drauf thät, da ſie denn bei meiner Ankunft gleichſam erſchrocken und nicht gewußt, ob ich ihr natürlicher Mann, oder aber ſein Geiſt wäre, weil jedermann gegläubet, daß ich ſchon vorlängſt den Würmern zur Speiſe worden. Weil ich aber meinem geweſenen Eheweibe genugſame Anzeigen gegeben, obwol die Menge der Trübſalen um ein Merkliches meine Geſtalt verwandelt, auch den ganzen Verlauf meiner fünfjährigen Knechtſchaft und die erfreuliche Erlöſung aus ſolcher durch Fauſtus Vermittelung erzählet, iſt ſie mir zu Füßen gefallen, hat demüthig um Verzeihung ge-

beten, und alsbald beiderseits Freundschaft berufen lassen, auch darauf selbst die letztere Eheverlöbniß für null und nichtig erkennet, weil doch ohnehin der zwote Ehe- und Edelmann zum Ehestand untüchtig, wie er selbsten gestehen müste. Dem Allen auch die ganze Freundschaft beigefallen. Eine solche Gutthat nun, ihr Herren, hat mir der gute Faustus erzeiget, die ich ihm zeitlebens nicht werde genugsam nachrühmen können.

Fünfzehntes Kapitel.

Als einst die fröhliche Fastnachtzeit kam, berufte Faust etliche Studenten und traktirte sie allerbest bis in die Nacht hinein. Obwol nun für dasmal kein Mangel an irgend einem Getränk erschien, gelüstete doch den Faust eine kurzweilige Fahrt darnach anzustellen, weil ihm nicht unbewußt, daß zur Zeit der Keller des Bischoffs zu Salzburg mit den delikatesten Weinen versehen wäre. Eröffnet derowegen solch Fürhaben den Andern mit Bitte, sie sollten mit ihm in solchen Keller fahren und allda nur die besten Weine zu einer Ablöschung und Abkühlung versuchen, er wollte ihnen für alle Gefahr gut sagen. Die Herren Studenten gingen das ein, und alsbald führte sie Faust hinab in seinen Garten am Hause, nahm eine Leiter, satzte einen jeglichen auf einen Spressen, und fuhr also mit ihnen davon. Kamen gleich nach Mitternacht in gedachtem bischöfflichen Keller zu Salzburg an, da sie denn bald ein Licht schlugen und anzündeten, und so mir nichts dir nichts die besten

und herrlichſten Weine auszapfeten und koſteten. Als ſie nun ſämmtlich faſt bei einer Stunde gutes Muths waren, luſtig einer dem andern zur Geſundheit des Biſchoffs ein Glas nach dem andern zubrachte, ſiehe da kam der Oberkellner und Kellermeiſter und eröffnet ohn' alles Gefähr die Kellerthür und will, weil ihn und ſeine Geſellen der Durſt nicht ſchlafen ließ, noch einen Schlaftrunk holen. Findet alſo dieſe naſſen Burſche allda zechen, die an nichts weniger dachten, als wie ſie nur einen guten Rauſch ſo wohlfeiles Kaufs möchten trinken und mitnehmen. Es war nun beiderſeits Entſetzen uud Furcht; doch erkühnt ſich der Kellermeiſter und ſchalt ſie Diebe und wollte gleich zurücklaufen und ſchreien, daß Diebe vorhanden. Das verdroß den Fauſtus gar ſehr und noch mehr da er ſahe, daß ſeine Mitgeſellen gar kleinmüthig zu werden begunnten, aus Furcht vor der Strafe. Vermahnet ſie demnach zum eiligen Aufbruch und befahl, es ſollte ein jeder ſeine Flaſche vorher mit gutem Weine verſehen, ſo mit ſich nehmen und die Leiter ergreifen; er aber ergriff den Kellermeiſter beim Haar und fuhr mit ihm zugleich davon. Sie fuhren aber (maßen nachmals der Kellner geſaget) aus dem Keller in die Höhe und da ſie kurz drauf über einen Wald hinfuhren, erſah D. Fauſt einen hohen Tannenbaum, auf dieſen nun wurde der für Furcht und Schrecken halb todte Kellermeiſter geſatzet; Fauſt aber kam mit Burſchen und Wein wieder nach Haus, da ſie denn erſt recht herumzecheten, bis der Tag anbrach. Wie dem guten Kellner indeſſen, bis der Tag getaget, auf dem Baum

müsse zu Muth gewesen sein, ist leicht zu erachten, zumal er nicht gewußt, wo und in welcher Gegend er wäre, dazu noch schier erfroren. Als aber der lange verlangte Morgen angebrochen und er nun augenscheinlich sahe, daß er ohne Tod nicht vom Baum kommen würde, ruft er ohn' Unterlaß mit heller Stimme so lang und viel, bis zween Bauern, welche verüber und in die Stadt gingen um Schmalz und Salz zu verkaufen, solches vernahmen und mit höchster Verwunderung alles dessen, was sich bis Dato mit ihm zugetragen, verständiget wurden. Den Bauern versprach der Kellner ein gutes Geld, drum eilten die desto mehr der Stadt zu, allwo sie es ansagten, bis sie zuletzt gar nach Hofe kommen, allda sie zuerst keinen Glauben gewannen, bis man ihnen wegen der Abwesenheit des Kellermeisters und der annoch halb geschloßnen Kellerthür glauben muste. Weshalb eine große Menge Volks sich aus der Stadt mit den Bauern dorthin verfügte, wo der Kellner auffaß, der dann mit großer Arbeit herabgebracht wurde, und konnte gleichwol auf Befragen nicht wissen, wer diese gewesen, so er im Keller troffen, noch wer der, der ihn auf den Baum gesatzet. —

Es verfügten sich obbemeldete Studenten in der Fastnacht am Dienstag in des D. Faustus Behausung, und hatten sich sämtlich fürgenommen der Zeit das Recht zu thun und die Fastnacht so recht lustig zu halten, worzu ihnen ohn allen Zweifel D. Faust allen Vorschub geben würde, denn sie wußten wol, daß er gar freigebig. Aber sie wurden in ihrer Meinung

gar sehr betrogen, weil sie beim Nachtessen nur eine Schüssel mit gesottenem Rindfleisch und keinen Wein sahen, ja gar nichts, was man sonst bei der lieben Fastnachtszeit gutes zu speisen und den Gästen zu geben pflegt. Es sah immer einer den andern an und kunnten nicht ersinnen, wie solches gemeinet, dachten aber, daß es Faust auf eine Schalkheit abgesehen, maßen auch bald erfolget. Denn er ließ kurz darauf den Tisch aufheben, einen neuen decken, und sprach: liebe Herren und angenehme Gäste, ich bitte, wollet zu gut halten, daß ich euch zum Nachtessen nicht bessere Gerichte gebracht, nur ein Stück Rindfleisch und schlechten Brunnenheimer, das ist aber die Ursach, daß dieses von dem meinigen und aus meinem Beutel gangen. Nun wollen wir aber erst recht lustig sein und die Fastnacht gleichsam einweihen, und das soll nicht über meinen Beutel gehen, sondern, weil wissend und bekannt, daß jezund die großen Potentaten Gastereien und herrliche Male machen, will meinen Theil auch dabei haben, es sei ihnen Lieb oder Leid. Drauf hat D. Faust drei Flaschen, eine zu fünf, die zwo andern zu acht Maßen in seinen Garten gestallet, und seinem Geist Mefostofiles befohlen, daß er darein einen ungarischen, wälschen und spanischen Wein hinein bringe. Desgleichen saßte fünf platte Schüsseln hinaus, darinnen brachte der Geist nach Verfluß einer halben Stund Wildpret und Gebratenes, noch fein warm. Also saßten sie sich sämtlich zu Tisch, und sprach ihnen D. Faust zu, sie sollten fröhlich und guter Dinge sein, da es keine Verblendung, sondern recht natürliche

Speisen und Getränke wären, wie sie es auch funden. Haben nicht viel von allem übrig gelassen und sind ganz toll und voll fast gegen Morgen erst nach Hause gangen. An folgender Aschermittwoch, als der rechten Fastnacht, kamen die guten Brüder abermals zum Faust, gaben für, sie müßten der Zeit ihr Recht thun und so wieder anfangen, wo sie es gestern gelassen. Weil nun D. Faust sich auch noch einmal recht fröhlich erzeigen wollte, ließ er den Tisch decken, mit Bitte, vorlieb zu nehmen, was man auftragen würde. Neben zween Braten wurde auch in die Mitte ein großer gebratener Kalbskopf aufgesazet, und der Studenten einer gebeten solchen zu zerlegen; als dieser das Messer ansatze, fing der Kalbskopf an mit heller Stimme zu rufen: Mordio, helfio, au weh, was hab' ich dir gethan! Daß die Studenten recht herzlich darüber erschracken. Weil sie aber sehen, daß D. Faust vor Lachen ersticken wollte, kunnten sie bald errathen, wie es damit beschaffen, lachten derwegen auch eins mit. Indeß fing Faust ein Gaukelspiel an, die Gemuther seiner Gäste zu erlustigen. Erstlich hörten sie in der Stuben von allerhand musikalischen Instrumenten, da man doch nichts sehen kunnte, wo es herkäme, ja sobald ein Instrument aufgehöret, kam ein andres. Wenn denn die Violen einen lustigen Tanz machten, da sprungen und hupften die Gläser und Becher auf dem Tisch, und so einer und der andere den Becher (um den Wein nicht zu verschütten) mit der Hand festhalten wollten, mußte er auch mit hupfen und also schweppern, daß daraus ein groses Gelächter ward. Nach

solcher Kurzweil nahm D. Faust zehn irdene Häfen, die stellte er mitten in die Stuben, da huben sie an zu tanzen und an einander zu stoßen, daß sie in Stücke zerbrachen. Auch ließ er einen Haushahn im Hof fangen, den stellet er auf den Tisch; als er ihm aber zu trinken gab hub er an natürlich zu pfeifen und Tänze zu machen. Darnach richtet D. Faust wiederum Kurzweil an, setzet ein Instrument auf den Tisch: da kam ein alter Aff in die Stuben, der machte viel gute Possen darauf und tanzte fast zierlich. Mit solcher Kurzweil verliefen etliche Stunden von dem Mittag an; die Zeit aber zum Abendessen war bereits da. Also wurden sie zum Abendmahl berufen, da doch der Gäste keiner hungern wollte, außer daß zween oder dreien nach einem Gericht Vögel gelustete. Da nahm D. Faust eine Stangen, die reichte er zum Fenster hinaus, pfiff zugleich auf einem Pfeiflein, und alsbald kamen viel Trostein und Krameter hergeflogen, und die auf die Stangen saßen, die mußten bleiben, die nahm er denn herein und halfen die Studenten solche würgen und rupfen, der Famulus aber bratete sie. Nach dem Nachtessen und als man die Küchlein aufgetragen, beschloßen sie, daß sie mit einander in der Mummerei gehen wollten, wie denn gebräuchlich war, und zog ein jeder auf Geheiß D. Faust's ein weißes Hemd an; als aber die Studenten einander ansahen, gläubte jeder, er habe keinen Kopf. Gingen also mit einander in etliche fürnehme Häuser, das Küchlein zu holen, darob denn die Leute sehr erschrocken. Nachdem man aber solche Gäste der Gewohn-

heit nach zu Tische gesetzet, hatten sie ihre erste Gestalt wieder und man kennete sie; bald aber wurden sie abermal verändert und bekamen recht natürliche Eselsohren, große mächtige Nasen und so fort. Das trieben sie bis um Mitternacht wo sie voll und toll nach Hause zogen. Da am Donnerstag, als folgenden Tags hernach, Faustus noch immer seine Fastnacht hielt und die Studentenschaft wieder bei ihm war, traktirte sie Faust wie vorigen Tags, fing auch seine Gaukelei wieder an, und kamen in die Stuben dreizehn Affen, die gaukelten so wunderbarlich, wie nie gesehen worden. Denn sie sprangen immer einer auf den andern und tanzten darnach einen Reigen um den Tisch, sprangen dann zum Fenster hinaus und verschwanden. Weil es aber da fast den ganzen Tag über geschneiet und also ein dicker Schnee lag, rüstete sich D. Faust mit Zauberei einen tüchtigen Schlitten zu, der hatte Gestalt wie ein Drach, auf dessen Haupt saß D. Faust, und mitten innen die Studenten, darbei waren die Affen auf dem Schwanz des Drachen sitzend, die gaukelten auf einander ganz lustig unter welchen einer auf der Schalmeien pfiff. Der Schlitten aber lief von sich selbsten, wohin sie wollten. Das währete lang in die Nacht hinein mit solchem Klappern, daß einer vor dem andern nicht hören kunnte, und glaubten sämmtlich sie hätten in der Luft gewandelt.

Sechzehntes Kapitel.

D. Faust lebte indeß, je näher das End seiner Versprechung herzunahte, je mehr und mehr epikurisch, daß er tägliche Völlerei, Spiel und Hurerei für seine höchste Ergötzlichkeit hielt. Er ersah zur Zeit in seiner Nachbarschaft eine hübsche arme Dirne, die vom Land herein in die Stadt kommen, in Diensten bei einem Kramer. Die gefiel nun dem Faust über die Maßen, daß er sie zu einer Beischläferin haben wollte; sie hat aber nimmer in seinen sündigen Willen einwilligen wollen, sondern immer ihre Ehre vergeschützet. Kunnte also nichts bei ihr ausrichten, er nähm sie denn zur Ehe, welches ihm denn seine Brüder und Freunde anriethen. Mefostofiles aber vermerkete das, sprach ohnverzüglich zum Faust, was er nunmehr, da die versprochene Lebensfrist bald zu Ende wäre aus ihm machen solle? Er solle gedenken seiner Zusag und könne in keinen Ehestand treten, sintemal er nicht zween Herrn dienen könnte, da der Ehestand ein Werk wäre des Höchsten, den die Teufel auf's Höchste hasseten. Verkuppelst du dich, so sollst du gewißlich zu kleinen Stücken zerrissen werden; bedenke doch daß der leidige Ehstand die fröhlichen Herzen und Gemüther zerstöret und anderes mehr macht. Faust aber wollte kurzum auf seiner Meinung verharren, wendet auch das Rauhe heraus und sagt dem Geist unter die Augen: ich will mich verheirathen, es folge daraus was da wolle. Gehet damit hinweg von dem Geist in seine Oberstuben. Was folget aber? Alsbald gehet ein großer Sturmwind seinem Haus zu, als

wollte er's zu Grund werfen, es sprangen inwendig am Haus alle Angeln der Thür auf und war das Haus voller Feuer. Faust lief die Stiegen hinab, wollte die Hausthür treffen und davon laufen, — da erhascht ihn ein Mann, der warf ihn zuruck wie einen Ballen in die Stube hinein, daß er weder Hände noch Füße regen konnte. Um ihn her ging allenthalben Feuer auf, als ob er jezt verbrennen sollte; er schrie in diesen Nöthen seinem Geist zu um Hilfe, da er versprechen wollte hinfüro nach seinem Willen zu leben. Da erschien ihm der Fürst Luzifer ganz schrecklich und leibhaftig, so grausam anzusehen daß Faust seine Augen zubielt und also seinen elenden Ausgang erwarten wollte. Darauf ließ sich Luzifer also vernehmen: Sag' an, was Sinnes bist du noch? Faust, ganz kleinmüthig und erschrocken mit zugemachten Augen antwortet: O du gewaltiger Fürst dieser Welt, verlängere mir meine Tage, du siehest, daß ich ein verkehrt wankelmüthiges Menschenherz habe, daß ich auf falsche Gedanken gefallen; hab aber das Werk nicht erfüllet, bitte dich darum du wollest zur Zeit noch nicht Hand an mich legen, ich kann ja bald andern Sinnes werden. Der Satan sprach da mit kurzem Wort: Wolan siehe zu, daß dem so sein möge und beharre drauf, das sage ich dir bei meiner Gewalt! Und also verschwand er zusammt dem Feuer.

Siebzehntes Kapitel.

Damit nun der elende Faust seiner Fleischeslust genugsam Raum geben und die Heirath ganz und gar vergessen möchte, giebt ihm der Satan ein, wie er doch die schöne Helena aus Hellas nicht allein sehen, sondern gar zur Buhlin haben und behalten könnte. Derhalben er kurz darauf eines Morgens seinen Geist zu sich erfordert und ihm sein Fürhaben entdecket, mit Bitte, daß er die schöne Helena Gemalin des Königes Menelaos, um welcher willen die schöne Stadt Troja ist zu Grunde gangen, ihm zur Buhlin in eben der Form und Gestalt, wie sie im Leben gewesen, verschaffen möchte. Des andern Tags meldet Mefostofiles dem Faustus an, daß er nun seinem Begehren Gnüge thun wolle und ihm die schönste selbiger Zeit in Hellas zur Seite legen. Folgte also urplötzlich dem Mefostofiles die Königin auf dem Fuß nach so wunderschön, daß D. Faust nicht wußte, ob er bei sich selbst wäre oder nicht. Diese Helena erschien denn als in einem köstlichen Purpurkleid, ihr Haar hatte sie herabhangen, was so hochherrlich als goldfarb schien, auch so lang war, daß es ihr bis in die Kniebiege herabhing, mit schönen kohlschwarzen Augen, mit einem runden Kopf, holdseligem Antlitz und lieblichen Wangen; sie war eine schöne, länglichgrade Person und kein Tadel an ihr zu finden. Wie nun Faust das alles sah und wohl beschaute, hat diese verzauberte Helena ihm das Herz dermaßen gefangen genommen, daß er zur Stund in heftiger Lieb gegen sie entzündet ward, und mit ihr bald anhub zu

ſcherzen, ja nachgehends für ſeine Beiſchläferin beibielt, und ſo hold gewann, daß er ſchier keinen Augenblick von ihr ſein kunnte noch wollte und alle Ehe von ſelbſt vergaß. Etliche Monde ſtrichen indeß vorbei, da ward er einest von ihm berichtet, wie ſie von ihm ſchwanger wäre. Was er aber widerſprochen, wohl wiſſend, daß ſolches nicht ſein könne, ſintemal ſie keine natürliche leibhafte Perſon wäre. Nachdem er aber dennoch geſehen, daß ſie zu Jahres Ende mit natürlichen Geburtsſchmerzen beleget, auch mittels ſolcher von einem Sohne geneſen, hat Fauſtus ſich höchlich darüber erfreuet und ihn Juſtus Fauſtus benamſet. Dieſer Sohn aber iſt hernachmals, nach Vater Fauſts elendem Tod zugleich mit ſeiner vermeinten Mutter verſchwunden.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Oben im vierten Kapitel des zweiten Buchs ist erzehlt worden, wie Faustus einen jungen Menschen, der damals um's Bret sang, jedoch eines verschmitzten Kopfs war, mit Namen Kristof Wagner zu einem Famulus aufnahm, dem er auch ob seiner Verschwiegenheit die meisten heimlichen Sachen, Schrift und Bücher mit der Zeit anvertraut. Und weil sich der Wagner allerwegen wohl in seines Herren Kopf zu schicken gewußt ja in der Schalkheit seinem Herren treulich geholfen, hat ihn Faustus sehre geliebet und ihn als seinen Sohn gehalten. Demnach, als sich nun einmal die Zeit mit dem Faust ändern wollte, weil bald das 24. Jahr seiner Versprechung aus war, berufte er einen Notarius, darneben etliche gute Freunde aus den Herren Studiosen, und vermachte in Gegenwart dieser seinem Famulus sein Haus und Garten, neben des Ganfers und Veit Rödingers Haus gelegen bei dem eisernen Thor in der Schergassen an der Ringmauer, vermachte auch was an Baarschaft liegender und fahrender, an Hausrath, silbernen Bechern und derlei da war. Nachdem nun das Testament

aufgerichtet, berufte er nochmals seinen Famulus zu sich, sagend, er solle noch über das etwas von ihm bitten, er wolle es ihm gewißlich nicht abschlagen. Da begehrte der Famulus seines Herrn Kunst und Geschicklichkeit, und daß er in einem solchen Stande wie er gewesen, auch sein möchte. Worauf ihm antwortet D. Faustus, wolan lieber Sohn, ich habe viel Bücher und Schriften, diese nimm in Acht, doch behalte sie bei dir, studire fleißig darinnen, so wirst du außer allem Zweifel das bekommen und lernen, das ich habe gekonnt und zuwegen gebracht. Darnach sollt du, mein lieber Sohn, wissen, dieweil meine versprochene 24 Jahr nach weniger Zeit werden zu Ende gelaufen sein, daß alsdenn mein Geist Mefostofiles mir weiter zu dienen nicht schuldig sei, derhalben kann ich dir auch solchen nicht verschaffen, wie gern ich's thäte; jedoch will ich dir einen andern Geist, so du einen verlangest, verordnen: halte dich nur nach meinem Tod innen, sei verschwiegen und still, und ob man schon bei dir alsdenn meine hinterlassenen Zauberbücher von Obrigkeitswegen suchen wollte, so werden doch alle diejenigen, die solche zu suchen gesendet werden, also verblendet werden, daß sie deren keine nimmer finden werden. — Innerhalb dreien Tagen hernach fraget D. Faust seinen Famulum, den Wagner, ob er noch begehrte einen Geist zu haben, der um und bei ihm wohnen sollte, in welch einer Gestalt er ihn gern haben möchte? Wagner antwortet hierauf mit ja; mein Verlangen spricht er, ist nach einem sittsamen und unbetrüglichem Geist; auch daß

er eine Gestalt eines Affens an sich haben möchte. Wolan, sprach D. Faustus, so sollt du den bald sehen. — Zur Stund erschien ein Aff mittelmäßiger Größe, der sprang behende in die Stube hinein. Da sprach D. Faustus zu dem Famulo, siehe da hast du ihn, nimm ihn hin, doch wird er dir noch zur Zeit nicht zu Willen werden bis erst nach meinem Tod, und diesem gieb den Namen Auerhahn, denn also heißt er. Darneben bitte ich dich, daß du meine Kunst, Thaten und wunderliche Abenteuer, die ich bisher getrieben, wollest fleißig aufzeichnen, die zusammenschreiben und in eine Historie bringen; darzu dir denn dein Geist Auerhahn treulich helfen wird. Allein offenbare solches eher nicht, als nach meinem Tod.

Zweites Kapitel.

Da sein Lebensende nun je näher herzurückte, berief Faustus etliche gute Freunde zu sich, denen er einige Prophezeihungen, über das was in der nächst zukünftigen Zeit geschehen würde, kund that. — Und als er nun nur noch einen Monat für sich hatte, nach welchem seine 24 Jahr zum Ende gelaufen, worüber und über welcher Rechnung ihm der bittere Angstschweiß ausbrach — indem er nun solches beherziget, gehet seine Stubenthür auf, und tritt hinein der Luzifer, so ganz schwarz und zottig war, gleich als ein Bär, der erhube seine gräßliche Stimme und sprach zu ihm: Fauste, du weißt dich noch wol zu erinnern, wie verstockt, ehrgeizig und gotts-

vergessen du im Anfang gewesen, hast mir auch keine Ruhe gelassen, so lange daß du mich beschwurest, dir in allem zu Willen zu sein; da mußt du nun selbst sagen und bekennen, daß solch dein Begehren dir durch mich ganz reichlich sei erfüllet worden. Weil'n nun aber deine bestimmte Zeit der 24 Jahr bald wird aus sein, darnach ich mein Pfand nehmen und haben will, als gebe ich anjezo dir meinen Dienst auf, den ich dir doch jederzeit treulich geleistet. Deine Seele und Leib ist nun mein, darein gieb dich nur willig; auf diese Aufgebung meines Dienstes, citire und lade ich dich vor Gottes Gericht, da gieb Rede und Antwort, und wenn die bestimmte Zeit sich wird verlaufen haben, will ich mein Pfand hinwegnehmen und holen. D. Faustus konnte vor Schrecken und Herzensbangigkeit nicht wissen, ob er daheim wäre, und als nun inzwischen der Teufel verschwunden, und sein Famulus Wagner, der alles mit angesehen, ihn suchte zu trösten, mocht ihm dies gleichwol nicht gelingen. In dieser Trübsal bringt endlich der Famulus einen Theologus zu ihm. Da dieser nebst etlichen Studenten die zugleich mitgingen, den D. Faustum in der Stuben auf seinem Sessel sitzen sahe, da er wie ein wilder Stier sie ansahe, die Hände zusammendruckte und oft seufzte, hatten sie alle ein herzliches Mitleiden mit ihm, und nachdem sie Sitze genommen, sprach der Magister zu ihm: Er solle solche Schwermüthigkeit seines Herzens von sich legen, es wär ihm noch wol zu rathen und zu helfen; und sprach ferner zu ihm, wenn denn gleich der Teufel käme, wie

er gewißlich nicht lang außenbleiben wird, und euch, Herr Doktor, anklaget und spricht: Sieh, Fauste, du mußt deiner allzugroben Sünden wegen verdammt sein und bleiben, so antwortet getrost: Ja Satan, eben darum, daß du mich verdammest, will ich selig werden, weil auch Kristus für mich gestorben. So und anders tröstete er ihn noch mehr. Und da er wiederum einigen Trost gefunden, kam zur Nacht der Teufel vor sein Bette, spottete des Faust und höhnete ihn und suchte ihn vollends der Verzweiflung Preis zu geben. Am Morgen jedoch gewährten ihm des Theologi Worte wieder einigen Trost und sprach dieser unter anderm zu ihm: sprecht getrost zum Teufel: Gott hat nie keinen Sünder verstoßen, der ernstliche Buße gethan hat, auch in der Stund seines Todes nicht, wie der Schächer am Kreuz. So hab ich auch einen guten Herrn, einen solchen Richter, deme wol abzubitten ist, Jesum Christum den Seligmacher, der wird mich vertreten bei seinem himmlischen Vater. Und daß du mir die Verdammniß vorwirfst, das ist bei dir nichts neues, das ist dein altes Liedlein, du bist ein Lästermaul, und kein Richter, ein Verdammter und kein Verdammer.

Drittes Kapitel.

Dieser obige Trost des Magisters wollte einige Zeit darauf doch wenig mehr fruchten und wurde von qualvollen Gedanken hart geplagt. Doch schlief er endlich dennoch ein da es ihm traumte, als sehe er von seiner Kammer einher treten

mehr denn tausend böse Geister, welche sämmtlich feurige Schwerter in den Händen trugen, und der vornehmste kündigte ihm an, sie seien gekommen ihn zu holen. D. Faustus erwachte darob zur Stund und härmete sich so heftig ob diesem Gesicht und hielt sich von dieser Zeit, je näher sein Ende kam, ganz still und einsam. Und als er nur noch zehn Tage zu leben hatte, hielt er mit dem Famulus noch ein Gespräch, darin er alle seine begangene Thorheit innig bereute, und beklagte sich auch heftig über sein nahe bevorstehendes Gericht und ewige Verdammniß. Ja er kam endlich so weit in seiner Verzweiflung, daß er selbst mittels eines Messers Hand an sich legen wollte, wurde jedoch unbegreiflicher Weise durch unsichtbare Hand davon zurückgehalten.

Endlich, da sein Stundglas vollends zu Ende ging, erschien ihm der Teufel abermal und kündigte ihm an, daß er folgende Nacht sein Unterpfand holen wollte. Da er gar bestürzt darüber war, versuchte ihn Mefostofiles selbst noch zu trösten, worauf Faust seine Freunde unter den Studiosen noch einmal zu sich berief, und mit ihnen in das Dorf Rimlich spaziren ging. Desselben Abends im Wirtshause sprach er zu ihnen noch mancherlei über seinen zeitherigen Zustand und Verhältniß zum Teufel und nahm gleichsam Abschied von ihnen.

Viertes Kapitel.

Nachdem er sich dermaßen von ihnen verabschiedet, traten die Gäste einer nach dem andern zu ihm und nahmen mit

tröſtlichen Abſchied gleichfalls gute Nacht. Während dem ſank er einem Ohnmächtigen gleich auf die nächſte Bank. In dieſem Schrecken hörten ſie ein großes Poltern durchs Haus, worauf alle voller Furcht ſich zu Bette begaben. In der Nacht hörten die Studenten wiederum gewaltigen Lärmen, und ein Ziſchen und Pfeifen, man hörte den armen Fauſtus Mordio ſchreien, bis alles ſtill wurde. Kaum hatte es recht getaget, ſo machten ſie ſich nach ſeiner Stuben auf, und ſahen mit Erſtaunen, daß des Fauſti Hirn an den Wänden klebte, die Zähne an der Erden lagen, alles voll Bluts war, und konnten daraus abnehmen, daß ihn der Teufel müſſe von einer Wand an die andere geſchlagen haben. Darüber ſie, wie man denken mag, in das größte Entſetzen geriethen. Darauf nun begruben ihn die Studenten folgendergeſtalt. Nachdem ſie den Leichnam bei Seite geſchaffet und den Wirth durch eine Verehrung zum Stillſchweigen geſtimmet hatten, ſagten ſie aus es wäre ein fremder Student, der die Nacht plötzlich am Fluß geſtorben. Worauf ihn denn der Pfarrer des Dorfes begraben ließ. Es hat aber der Wind damals, als man den Leichnam begrube, ſich ſo ungeſtüm erzeiget, als ob er alles zu Boden reißen wollte, da doch hernach dergleichen nicht mehr verſpüret worden. Woraus denn die Studenten ſchließen und urtheilen mochten, welch ein verzweifeltes Ende D. Fauſtus müſſe genommen haben.

Fünftes Kapitel.

Es vermeldet D. Fauſti geweſener Famulus Kriſtof Wagner, welchen D. Fauſtus zu einem Erben ſeiner Bücher und aller Verlaſſenſchaft hatte eingeſetzt, daß, als er nach dem erſchröcklichen End und Tod ſeines Herrn, nach Haus kommen, ihm ſein neuer Geiſt Auerhahn erſchienen ſei, der habe mit ſich gebracht ſeines Herren Sohn, Juſtum Fauſtum, welchen er mit der Succuba, der ſchönen Helena, gezeuget habe, und derſelbe ſei zauberſchön geweſen und hab zu ihm geſprochen: Nun ich geſegne dich, lieber Diener, ich fahre dahin, dieweil mein Vater tod iſt, ſo hat meine Mutter hier kein Bleibens mehr, ſie will auch darvon; darum ſei du Erbe an meiner Statt, und wenn du die Kunſt meines Vaters haſt recht ergriffen, ſo mache dich von hier, halte die Kunſt in Ehren, du wirſt dadurch ein hohes Anſehn bekommen.

Und als er ſolches geredet hatte, trat auch die ſchöne Helena hinein, nahm ihren Sohn bei der Hand, und verſchwanden alſo beide vor des Wagners Augen, der nicht wuſte was er dazu ſagen ſollte; daß man ſie hernach nimmer geſehen hat.

Doktor Faust.*)

(Kölner Flugblatt.)

Hör, du Kriſte, mit Verlangen
Sonder Graus was Neues ſchauſt,
Wie die eitle Welt thät prangen
Mit Johann dem Dokter Fauſt.
Der von Anhalt war geboren
Und ſtudirt mit allem Fleiß,
In der Hoffart hochverloren
Wendet ſich nach aller Weiß.
Vierzig tauſend Geiſter
Thät er ſich zitiren
Von dem Höllenmeiſter.
War nicht einer unter vieren,

*) Auch im Wunderhorn, aber mit Varianten.

Der ihm kunnt so tauglich sein
Als der Mefostofiles geschwind,
Wie der Wind
Gab er seinen Willen drein.
Geld viel tausend wol erraffen
Wildpret und Konfekt er kann,
Gold und Silber muß er schaffen,
Daß zu Strasburg schösse dann
Faustus trefflich nach der Scheiben,
Daß er haben kunnte Freud.
Bolzen nach dem Teufel treiben
Thät er, daß der laut aufschreit.
Wann er auf der Post thät reiten,
Hat er Geister recht geschoren
Hinten, vorn, auf beiden Seiten
Weg' zu pflastern auserkoren.
Auf der Donau Kegel klangen,
'S war zu Regensburg sein Freud,
Fische fangen nach Verlangen
Ware sein Ergötzlichkeit.
Gen Jerusalem er kam
Am Karfreitag auf die Straß,
Wo der Krist am Kreuzesstamm
Hänget ohne Unterlaß.
Dieses zeigt ihm an der Geist,
Daß er wär für uns gestorben,

Und das Heil uns hat erworben,
Und man ihm nicht Dank erweiſt.
Meſoſtoſiles geſchwind
Wie der Wind
Muſte gleich ſo eilig fort,
Bringen ihm drei Ellen Leingewind
Vom gewiſſen Ort.
Kaum da ſolches ausgeſagt,
War das all ſchon Wirkliches,
Was ſo eilends hat gebracht
G'ſchwinde Meſoſtoſiles.
Große Stadt von Portugall
Gleich ſoll abgemalet ſein!
Das geſchahe auch geſchwind
Wie der Wind,
Denn er malet überall
So farbmilden
Wie die ſchönſte Stadt in Portugall.
„Hör, du ſollt mir jezt abbilden
Kriſtus an dem heiligen Kreuz,
Was an ihm nur iſt zu kriteln
Fehle nicht, ich ſag bereits,
Daß du nicht fehlſt an dem Titeln
Und dem heiligen Namen ſein!“
Dieſen kunnt er nicht abmalen,
Darum bitt er Fauſtum ſein

Ganz inſtändig: „abzuzalen
Deine Bitt das kann ich nit, will wieder dir
Geben was die Handſchrift iſt,
Denn es iſt unmöglich mir,
Daß ich ſchreibe: Jeſu Kriſt!“
Teufel thät ihn faſſen:
„Herr, was gibts für einen Lohn?
Magſt das lieber bleiben laſſen,
Findſt bei Gotte kein Pardon!“
Dokter Fauſt, thu dich bekehren,
Weil du Zeit haſt noch ein Stund,
Gott will dir ja jezt verehren
Ewige Hüld und machets kund,
Halt du nur ja dieſes aus!
„Ich von Gott nicht thu geſunden,
Frag nicht nach dem himmliſchen Haus!“
In derſelben Viertelſtunden
Kam ein Engel von Gott entlang,
Thäte alſo frölich ſingen
Mit dem engliſchen Lobgeſang.
Eh der Engel ging mit Schwingen,
Wollt bekehren ſich der Fauſt.
Aber thät ſich bald umkehren —
Sehet an, wie Hölle brauſt!
Satanas thät ihn verzehren,
Malt ihm ab ein Venusbild,

Schwunden iſt die Geiſtergild,
Fahrend mit ihm in die Höllen!

Finitus est libellus!
Valete, genus et tellus!

A m e n.

[illegible] Carl Ramming in Dresden.

Ludwig Pauli.

Ein Denkmal

zur

Erinnerung an ihn.

Fliehen spurlos auch des Mimen Kunstgebilde,
Wer je ein Herz erschüttert und erfreut,
Der lebt ein Dämon oder Stern voll Milde,
Gleich einem Mährchen aus der goldnen Zeit. —
Bewahren uns auch Bücher nicht ihr Wirken,
Der Meissel nicht, wird doch von Mund zu Mund
Was sie einst waren endlich gleich der Sage
Den Kindern und den spätern Enkeln kund. —

Aus einer Improvisation
von Caroline Leonhardt-Lyser.

1842.

Yf
19001

Ludwig Pauli.

Ein Denkmal

zur

Erinnerung an ihn.

Habe Dank für Deinen Leser in Deinem Berufe!
Habe Dank für Deine Freundschaft im collegialen Leben!
Habe Dank für Deine Liebe! Schlaf wohl! —

(Pauli's Worte am Grabe Wenmar's.)

Dresden, 1842.

P. H. Sillig.

Verlags-Expedition des Dresdner Wochenblattes.)

Den

Hinterlaſſenen Pauli's.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

— — Und wer ein Büchlein ſchreibet,
Der hat ihn ſtill erfreut
Ein Wort noch einverleibet
An den, den er's geweiht.

Dann ſtreut er ſeine Blüthen
Wohl in die weite Welt,
Und lauſcht in ſüßem Frieden,
Wenn's Einem nur gefällt —

Ich leg' in Eure Hände
Ein Büchlein ſolcher Art,
Der Anfang bis zum Ende
Iſt ſeine Wanderfahrt.

Wie einſt in heil'gen Stunden
Der Frühling ihm gelacht,
Wie er die Kunſt gefunden,
Den Stern in finſtrer Nacht.

Wie ſich im Klang der Hände
Der Ruhm ihm zugeſellt,
Und wie zuletzt am Ende
Der düſtre Vorhang fällt —

Der Schmerz iſt uns verblieben
Von ſeinem ſtolzen Ziel; —
Im Büchlein ſteht geſchrieben
Sein letztes Trauerſpiel. —

Vorwort.

Pauli todt! — Wie ein wehmuthig klagender Ton aus der Trauerharfe des Schmerzes zog diese Nachricht von Mund zu Mund und rührte die Gemüther Aller, zu denen sie gekommen war! — Pauli! wen hätte er nicht gerührt, erhoben, erschüttert? — er war ein edler Meister in seiner Kunst! — Pauli war edel als Künstler, edel und brav als Mensch, manche Thräne der Noth hat er umgeschaffen zur Freudenthräne durch seine Güte, er war der Jugend helfender, rathender, schützender Freund, ein Vater der Bedrängten, im häuslichen Kreise sorgsam und liebevoll, er war Freund im edelsten Sinne des Wortes, er

war groß, gut und edel! — Abgeschlossen liegt vor uns das Leben unsres Pauli, Allen die ihn gekannt, geliebt und verehrt ist dieses Denkmal geweiht zur schmerzlich-freundlichen Erinnerung an den unvergeßlichen Geschiedenen. Nicht aus der Feder kommen die Worte, sondern aus des Herzens innerer Tiefe sind sie geflossen, nicht eitle Gewinnsucht sondern Liebe und Verehrung sind der Grundstein dieses einfachen Denkmals.

Dresden, am 1. December 1841.

* * *

Wer kannte das Wahre noch inniger heben,
Wer kannte das Gute noch eifriger üben,
Wer kannte das Schöne noch reiner erfaſſen,
Als Du, der im Tode ſo früh mußt' erblaſſen?
So ſchlafe denn Theurer in Ruhe und Frieden,
Und ſegne die Deinen die von Dir geſchieden,
Ja, ſegne Du Seel'ger jetzt lauter und rein
Uns Alle zum einſtigen Wiederſeh'n ein. —

Mit dieſen einfachen herzlichen Worten ſchmückte Pauli den Grabſtein ſeines Freundes Weymar,*) ich

*) Carl Weymar, am 4. Februar 1802 zu Magdeburg geboren, kam, nachdem er im Jahre 1821 ſeinen erſten theatraliſchen Verſuch gewagt, und dann auf den Bühnen zu Schleßwig, Hamburg, Aachen, Düſſeldorf Caſſel und Karlsruhe der glücklichſten Erfolge ſeines Talentes und ſeines Fleißes, in ſeltener, unverändert gleich bleibender Beſcheidenheit ſich erfreut hatte, am 1. October 1835 zu uns nach Dresden, — um uns nicht wieder zu verlaſſen. — Der Morgen des 21. Octobers 1839 brachte die Kunde von ſeinem Tode.

beginne mit ihnen das bescheidene Denkmal der Erinnerung an ihn, dessen sterbliche Hülle nun auch dem Schooße der mütterlichen Erde zurückgegeben ist, an ihn, um den der Thränen so viele geweint werden! — Segen seinem Andenken! —

Wenn geliebte Menschen scheiden von uns, wenn der milde Engel der letzten Stunde ihnen die müden Augen zudrückt, die er ihnen erst droben wieder öffnet im neuen Leben, daß sie lächelnd hernieder schauen auf das kärgliche, wirre, schwankende Treiben des armen Erdenseins, giebt ihnen der Schmerz der sie einführte und leitete in's irdische Sein ohne daß sie ihn empfinden konnten und wußten daß es der Schmerz sei der mit ihnen wandelte, auch wieder das Geleit von uns hinweg in die geweiheten Regionen des besseren Jenseits; — wir aber bleiben zurück auf der dunklen Erde mit all' unsrem Weh', mit all' unsren schmerzlichen Erinnerungen; düsterer Gram umhüllt unsere Gemüther, in unseren Herzen klingen unaufhörlich klagende Accorde inniger Seelentrauer schwermüthig nach und es regt sich der stille Wunsch das Vergangene noch einmal an uns vorübergehen zu sehen in seinen verschiedenen Gestaltungen. —

Wir hatten Pauli und wir haben ihn nicht mehr! aber noch einmal soll an uns vorübergehen sein Leben! noch einmal wollen wir uns weiden, wenn auch nur an den unvollkommenen Schatten der Gestalten die er erschuf mit der Weihe seiner edlen Kunst! —

Ludwig Pauli ward zu Berlin am 30. Juni 1792 geboren, er erlernte nach vollendeter Schulzeit die Buchdruckerkunst; im Jahre 1812 verließ er seine Offizin und begann seine dramatisch künstlerische Laufbahn zu Magdeburg, Deutschlands Noth und Jammerperiode rief ihn in die Reihen der wackern Kämpfer für Freiheit und Vaterland. Liebe zu Vaterland und Freiheit ließen ihn seine neue Laufbahn verlassen und das Schwert in der Hand zog auch er hinaus Deutschland zu retten aus den raubgierigen Klauen tyrannischer Fremdlinge, mit Auszeichnung focht er im großen Befreiungskriege und als Oberjäger zog er ein mit dem deutschen Bundesheere in die stolze Kaiserstadt Paris. —

Deutschland war frei von französischer Botmäßigkeit, geflossen war das Blut der edlen Leoniden!

frei! frei waren Deutschlands Gauen, — deutsche Fürsten durften wieder herrschen über deutsche Völker. —

Es war Friede in Deutschland die Kriegerschaaren kehrten zurück zum heimischen Heerde, Pauli mit ihnen! — Nur selten erwähnte er der Vergangenheit, er trug nicht zur Schau seinen Heldenmuth, wenn er aber sprach über seine verlebten Tage der Jugend, von jenen Zeiten, in denen er für's Vaterland gekämpft hatte, mit vielen Tausenden um deutsche Ehre und deutsches Recht, zauberte seine ewig junge Phantasie lebensvolle begeisternde Bilder einer blutigen Vergangenheit. — Nach der Heimkehr im Jahre 1815 begann er aufs Neue seine Künstlerbahn, und zwar wieder in Magdeburg. Hier blühete für Pauli neben dem Lorbeer des Ruhmes auch der Myrthe liebliches Grün in Carolinen Auguſten Tilly, einem sehr beliebten Mitgliede des dortigen Theaters, lernte er seine nachherige Gattin kennen. Sie war die Tochter des königl. preuß. geheimen expedirenden Secretärs Tilly, und ward zu Berlin am 22. August 1800 geboren. Im Jahre 1806 verließ der Vater den Königlichen Dienst und nahm die Stelle eines Theaterdichters und expedirenden Secretärs an,

welche ihm von dem damaligen Director des Theaters an der Wien, Grafen Palfy, angetragen wurde. Von 1806 bis 1813 blieb die Verstorbene mit den Eltern in Wien, und hier erwachte in dem Umgange mit den dramatischen Künstlern und Künstlerinnen der Hauptstadt, zuerst der Wunsch, sich der Bühne zu widmen, welcher Wunsch durch den Vater, der selbst mit Leidenschaft für Alles, was der Bühne gehörte, glühte, sorgsam genährt wurde. Die Vorstellungen auf dem K. K. Hofburgtheater, die Meister-Darstellungen einer Löwe, Korn, Rose ꝛc., lehrten sie frühzeitig, wohin sich ihr Streben richten müsse, und diesen Vorbildern und den Lehren ihres sehr wissenschaftlich gebildeten Vaters hatte sie es zu danken, daß sie als Schauspielerin fern von jeder Manier war. Der verhängnißvolle Krieg vom Jahre 1813 zwang den Vater, Wien zu verlassen und nach Berlin zurückzukehren. Hier fand die Verstorbene in der hochgefeierten Mad. Crelinger, ihrer nahen Verwandtin von väterlicher Seite, eine liebende Freundin und geistvolle Lehrerin, deren Bemühungen sie es zu danken hatte, daß sie als Gast im Anfang des Jahres 1817 die Königliche Bühne zu Berlin als Elsbeth im Grä-

sen von Burgund betrat. Sie wurde mit Freundlichkeit vom Publikum aufgenommen und nach der Vorstellung gerufen. Später spielte sie noch die Hildegard in Johanna von Montfaucon und wiederholte die Elsbeth. Im September desselben Jahres trat sie in das Engagement, welches ihr von der Direction des Stadttheaters zu Magdeburg für sentimentalnaive und muntere Liebhaberinnen angetragen war. Sie erwarb sich während desselben unausgesetzten Beifall und die allgemeine Liebe und Achtung des Publikums. Im Jahre 1818 erhielt die Verstorbene ein Engagement nach Dresden und betrat im Juni desselben Jahres als Josephine in Armuth und Edelsinn mit großem Beifalle die Bühne*).

*) Von der Natur mit einem sehr angenehmen Aeußern, sprechenden und lebensvollem Auge, so wie mit gewinnendem Wohllaute der Stimme ausgestattet, zeichnete die gerühmte Künstlerin sich namentlich in naiven, launigen und heiteren Charakteren aus, über welche sie einen Reiz der Natürlichkeit verbreitete, der ihr jedes Herz gewann, doch auch in tiefgefühlten Darstellungen, wie z. B. als Mädchen von Marienburg ärndete sie verdienten Beifall ein. Bescheiden und anspruchslos, war ihr die Kunst eben sowohl ein ernstes Studium, als jeder Beifall, der ihr zu Theil ward, ein neuer

Im December deſſelben Jahres folgte ihr Pauli dorthin, gab am 18. Januar 1819 den Juſtiziar Falbring in Iſflands Dienſtpflicht, als erſte Gaſtrolle, am 21. Januar den Macher in der Brandſchatzung und Nachbar im häuslichen Zwiſt, am 25. d. M. den Wallmann in der Ausſteuer, und am 2. Febr. den Manfrone im Bayard. Der außerordentlich günſtige Erfolg dieſes Gaſtſpiels bewirkte das Engagement Pauli's, am 1. Juni 1819 ward er durch königl. Reſcript Mitglied der Hofbühne und am 19. November ward Caroline Auguſte Tilly Pauli's treue Lebensgefährtin, bis ſie der Tod am 31. Octbr. 1828 von dem geliebten Gatten und dem einzigen damals 6jährigen Sohn trennte. Zwei Töchter gingen ihr im Tode voraus.

Nur ſeiner Kunſt lebte Pauli nach der Gattin Tode, er begleitete mehrere Jahre lang mit energiſcher Kraft das bei ſo gewiſſenhafter Leitung wie die

---

Antrieb zur Thätigkeit. Geliebt und geachtet von allen ihren Mitkünſtlern, kannte ſie weder Neid noch Ueberhebung, und der ſchöne, reine Sinn, der in ihr wohnte, trug ſich auch auf ihre Leiſtungen über, die darum vielleicht minder glänzend waren, aber um ſo wohlthuender auf edle Gemüther wirken.

Seine war, schwere und undankbare Amt eines Regisseurs und zwar während der Blüthezeit der hiesigen Bühne. Pauli suchte stets das Höchste zu erstreben in der Kunst, von Stufe zu Stufe immer höher strebend erreichte er einen hohen Grad künstlerischer Vollendung, und so lange es ein deutsches Theater giebt, wird er immer als der Vorzüglichsten einer in der Reihe der gefeiertsten Bühnenkünstler genannt werden. — Im Jahre 1837 feierte Pauli sein 25jähriges Künstlerjubiläum, und obgleich dieses schöne Fest nur im engern Freundeskreise begangen ward, zeigte sich doch überall selbst unter der, bei solchen Gelegenheiten sonst kalten Menge, die regste Theilnahme. Seine Freunde hatten ihm ein Mahl bereitet, der Festsaal war geschmückt mit Darstellungen aus seinem Leben in Gemälden von Arrigoni, sie stellten Pauli dar als Buchdruckerlehrling am Setzkasten stehend, als Krieger im Kampfe mit einem französischen Gardisten, sie zeigten ihn als Künstler in seinen vorzüglichsten Darstellungen. Der eintretende Jubilar ward mit einem Tusch von Trompeten und Pauken begrüßt, und in ungetrübter Heiterkeit schwand dieser schöne Ehrentag Pauli's.

Zur Erinnerung an ſeine Feier ward dem Künſtler folgendes Sonnett überreicht:

An

Ludwig Pauli,

Königl. Sächſ. Hofſchauſpieler,

zum

fünf und zwanzig jährigen

Kunſt-Jubiläum

am 22. November 1837,

von

ſeinen Freunden.

Ein Jüngling, ließeſt Du Dein Vaterland,
Um Dich Thalias heil'ger Kunſt zu weihen.
Der himmliſch Reinen, Hehren, ewig Neuen.
Ihr war Dein Sinnen einzig zugewandt.

Der Gallier drückte hart das deutſche Land.
Da zogſt Du in der edlen Jugend Reihen
Und halfſt die Welt von Tyrannei befreien,
Kehrſt dann zurück in's holde Muſenland.

Durch Treue nur kann Großes uns gelingen.
Die ſchönſte Muſe mußteſt Du erringen,
Denn Mann und Künſtler, Beides biſt Du ganz.

Die Kunſt, ſie iſt ein heldenmüthig Streben!
Heil! Wer wie Du ihr treu geweiht ſein Leben!
Dich ſchmückt heut doppelt ſchön der Lorbeerkranz.

Am 30. März 1838 verheirathete ſich Pauli zum 2ten Male mit Iſidoren Freiin von Frieſen, innige wahre Liebe knüpfte dieſes zarte Band, das der unerbittliche Tod ſo früh wieder löſ'te.

Wenn der Tag ſich zu neigen begann mit ſeinen Mühen und mit ſeiner Sorge, wenn wir arbeitmüde Erholung ſuchten in den Tempelhallen der Muſen, den Geiſt zu erheben über das fade, hirnloſe Geſchwätz und den unendlichen ewig wiederkehrenden, läſtigen Druck der bleiſchwer dahinſchleichenden Alltäglichkeit, waren es die edlen, herrlichen Darſtellungen der Kunſt die uns erhoben über jene zunftmäßige Denkungsart, die über Tag ertödtend einwirkt auf das beſſere Selbſt des bildungsfähigen Menſchen, war es Ludwig Pauli, mit der Treue ſeiner vollendeten Darſtellungen, der uns bald Schaudern machte, bald das Auge mit Thränen ſanfter Rührung füllte, bald des Haſſes und der Verzweiflung wilde Furien aufjagte in unſerer Seele, bald das Herz mit warmer Theilnahme erregte, oder uns von edler Begeiſterung erglühen machte! Manche ſchöne, manche herrliche Stunde hat uns Pauli geſchaffen, er hat uns oftmals emporgehoben aus der Proſa des Lebens in ſeine Poeſie, er hat uns gezeigt das Spie-

gelbild der Natur umgeben mit dem Verklärungsschimmer der Kunst! Dank sei ihm dafür! —

Pauli war während seinem beinahe 30jährigen Künstlerwirken zwar nur zweier Bühnen, des Magdeburger Stadttheaters und der Dresdner Hofbühne, Mitglied, dennoch ist sein Name gefeiert worden in Deutschland, Pauli's Haupt schmückte zwar nicht der goldne Lorbeer einer lobenden Kritik, aber es zierte seine edle Stirn der frische, grüne blühende Ehrenkranz des eigenen Verdienstes; — Es giebt berühmte Namen in der Welt und große Männer wandeln auf Erden, vor ihnen her geht die strahlende Feuersäule des Ruhmes, zieht der Vergötterung Weihrauchduft Wunder verkündend daher und die dienenden Derwische ihrer Größe rufen ihre Namen aus mit Begeisterung von dem Minaret ihrer Zunge, daß ihre Gläubigen es hören und glauben was sie gesagt haben und es dann nachbeten in ihren Moscheen, den Salons und den öffentlichen Gesellschaften. — Pauli schwang sich empor durch sich selbst, und durch eigne Kraft ist er geworden der große Künstler der er war! — Wohl kein deutsches Theater von Ruf — das Berliner

ausgenommen — giebt es, das er nicht betreten hätte als Gast, und kein Publikum das vorurtheilsfreier unbefangener Zeuge seiner Darstellungen war, wird Pauli's hohe Bedeutsamkeit, Pauli's unverkennbaren künstlerischen Werth verläugnen können oder wollen. — Vor ihm her flatterte nicht das weiß und schwarze Friedens- und Siegespanier der Recensenten; Pauli kam, sein redliches Streben war ihm Talisman gegen kleinliche Anfechtung. —

Im Sommer 1840 unternahm er seine letzte große Kunstreise. Die ungewöhnlichen geistigen und körperlichen Anstrengungen hatten seine Kraft erschöpft, er kehrte krank wieder heim, nur kurze Frist gönnte er sich zur Erholung, selbst die Bitten der geliebten Gattin und die Vorstellungen seiner Freunde konnten ihn nicht bewegen sich noch länger der Kunst zu entziehen, da er sich wieder kräftiger zu fühlen begann und so betrat er am 14. September in der Wasserkur von Töpfer als Commerzienrath Glittern die Bühne wieder. Noch wie heute steht jener glückliche Abend in meiner Erinnerung, es hatte sich schon mehrere Tage das erfreuliche Gerücht verbreitet, Pauli spielt wieder! Pauli spielt wieder! ging's von Mund zu Munde,

und obgleich der Abend draußen wunderſchön war, überwog doch Pauli bei Vielen, bei ſehr Vielen die Reize der ſchönen Natur, das Theater war gedrängt voll; in geſpannter Erwartung, ja mit Sehnſucht kann man ſagen, ſah Alles dem Wiederauftreten Pauli's entgegen. Der Vorhang rauſchte empor und er erſchien, da zog das tauſendſtimmige Bravo wie ein langes anhaltendes Echo durch des gefüllten Hauſes Räume und eine Freude zog ein in die Gemüther Aller, die gekommen, dieſes Geneſungsfeſt Pauli's zu feiern. Wie freundlich mild erſchien doch Pauli in Rollen wie Glittern, wer hätte in dem zerbrechlichen, grilligen, kranken und dann doch wieder ſo gemüthlich heitern Glittern, in dem weichen zerdrückten armen Poeten Lorenz Kindlein, in dem biedern kräftigen Morin [1]), ſolche ſchlangenhaarige Scheuſale geſucht wie Franz Moor [2]) und Kocke [3]), ſolche ſchleichende Creaturen, ich will den Ausdruck brauchen, claſſiſcher Bosheit, wie Wurm [4]) und Mephiſtopheles [5]). Wer hätte nicht Thränen gelacht über ſeinen Pfeffer [6]), über den

1) Pariſer Tangenichts. 2) Räuber. 3) Parteienwuth von Ziegler. 4) Cabale und Liebe. 5) Fauſt. 6) Nr. 777. Luſtſpiel.

ängstlichen sorglichen Lassenius[7]), über den verliebten und zuletzt in seinen Erwartungen und Hoffnungen getäuschten und doch befriedigten Emmerling[8]), wen hätte nicht mit Schaudern erfüllt der eiskalte, gräßliche, herzlose Spieler Dallwille[9]), wen hätte Pauli nicht begeistert mit seinem Cajetan[10]).

Pauli war in alle Fächer gerecht*), jeder Rolle, wenn sie auch nicht in seinem Bereiche zu liegen schien, war er gewachsen! — das war das echte Künst-

---

7) Hofmeister in tausend Aengsten. 8) gefährliche Tante. 9) drei Tage aus dem Leben eines Spielers. 10) Braut von Messina.

*) Zu seinen vorzüglichsten Leistungen gehörten noch: Hassan (Fiesko), Trivello (Bräute von Florenz), Taraglia (Otto III.), Just (Minna v. Barnhelm), Dr. Berg (ein Mann hilft dem andern), Falkner (die Fremde v. Fr. v. Weißenthurn), Steele (Richard Savage), Thomas Foster (Gebrüder Foster), Gaspard (Vater der Debütantin), Liberius (Reise auf gemeinschaftliche Kosten), 1ster Todtengräber (Hamlet), Steidele (Schwäbin), Narr (Lear), alte Gobbo (Kaufm. von Venedig), Amtmann v. Zeck (Jäger), Vansen (Egmont), Mengewasser (Reise zur Hochzeit), Perin (Donna Diana), Stauffacher (Tell), Hofrath Reißmann (Advocaten), Jago (Othello), Ossip (Isidor und Olga), Fallstaff (König Heinrich der Vierte v. Shakespeare, u. s. w.)

leethum und die Poesie der reinen Kunstliebe die ihn beseelten mit solch hoher Schöpferkraft, die ihn vergessen machten Leid und Schmerz, Kummer und Sorgen bei der Ausübung seiner Kunst! —

Mir wird der 14. September 1840 ewig unvergeßlich bleiben, wo Pauli genesen und doch mit gebrochener Kraft, und vielleicht findet man es lächerlich wenn ich gerade von dieser Rolle aus dem Fache des bürgerlichen Lustspiels sage mit Weihe den alten Glittern spielte, seit diesem Tage trug Pauli den Tod im Herzen und obwohl er noch oft erfreute mit seinem Erscheinen, betrat er doch seit jener Zeit immer seltner die Bühne, da ihn häufiges Unwohlsein nöthigte längere Erholungsreisen zu Wiederherstellung seiner Gesundheit zu unternehmen.

Bei der Einweihung des neuen Schauspielhauses am 12. April d. J., das mit einem Prologe von Theodor Hell und dem Götheschen Tasso eröffnet wurde, gab er, von Neuem genesen, den Baumeister im Prolog, so wie er in der Schlußvorstellung im alten Hause in Lessings Minna von Barnhelm den Just gespielt hatte.

Bis gegen Anfang Sommers war er wieder un-

unterbrochen thätig, im Juli unternahm er noch einmal eine Reiſe zur völligen Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit, aber leider waren es nur ſchöne unerfüllte Hoffnungen, mit denen er zurückkehrte, nur einige Male noch zeigte ſich der geliebte Künſtler auf der Bühne, ſchon als er bedeutend krank war, ſollte wieder eine neue Dichtung der Verfaſſerin von Lüge und Wahrheit aufgeführt werden, da Pauli's Mitwirkung bei dieſem Stücke unentbehrlich war, übernahm er, obgleich krank, die ihm in demſelben übertragene Rolle, ſeit jenem Tage betrat er die Bühne nicht wieder. Wohl manchmal noch ſtieg ein leiſer Schimmer der Hoffnung auf, daß noch einmal friſche Lebenskraft ſeine Adern durchſtrömen könne, daß er noch einmal wieder gegeben werden könne denen die ihn liebten und verehrten, mit Sehnſucht harrten ſie Alle des ſeligen Augenblicks. — Aber des Todes Keim war tief geſenkt in ſein innerſtes Leben, und ob treue Liebe kummervolle Nächte durchwachte an dem Schmerzenslager des theuern Leidenden, das entfliehende Sein noch aufzuhalten mit zarter Sorgfalt, ſo ward doch nicht erfüllt ihr Hoffen und Sehnen. — Mit männlicher Faſſung und unbeſchreiblicher Geduld

ertrug Pauli seine lange und schwere Krankheit; ein einziges Mal nur brach er 2 Tage vor seinem Tode vom Schmerze zerrissen in die Worte aus:

Wende, wende Gott
Mein Geschick
Oder ende!*)

dieß sind die letzten Worte, die er sprach.

Es war am 28. November dieses Jahres als der Engel der letzten Stunde den Schmerz wegküßte von seinen todtbleichen Lippen und die entfesselte Seele des lebensmüden Pilgers an seinem liebenden Bruderherzen sanft hinübergetragen hatte in das unbekannte Land, von dessen Grenzen noch Keiner wiederkehrte. —

Drei Tage nach seinem Scheiden, in der 8ten Morgenstunde des ersten Decembers ward die sterbliche Hülle des Entschlafenen zur Erde bestattet, das gesammte Theaterpersonal begleitete ihn auf seinem letzten Wege, vor dem Sarge gingen die Mitglieder des Ballets, die Theatermusiker und das Sängerchor, an ihrer Spitze Herr Emil Devrient, auf weißem Kissen den Lorbeerkranz tragend, ihm zur Seite die beiden Re-

*) Aus der Ahnfrau. Trauerspiel von Grillparzer.

giſſeure, hinter dem Sarge die Leidtragenden, ſämmtliche Mitglieder der Hofbühne und eine große Anzahl von Freunden und Verehrern des Verſtorbenen, Trauerwagen und viele andere Equipagen ſchloſſen.

Unter dem Geläute aller Glocken bewegte ſich feierlich langſam der traurige Zug unter zahlloſen theilnehmenden Zuſchauern dahin; angelangt an des Friedhofs ernſter Pforte ertönte eine Trauermuſik, acht ſeiner Kunſtgenoſſen trugen ihn, und als nun erreicht war das Ziel ſeiner Pilgerfahrt, ſprach nach dem Viergeſange: „Es tritt der Tod den Menſchen an" der von Poſaunen begleitet ward, ehe ſie hineinſenkten die erſtorbene Hülle ſeiner ſchönen Seele, der Herr Diacenus M. Wagner*) Worte des Troſtes und der Erhebung, nach ihm trat Herr Emil Devrient an den Sarg, legte Kiſſen und Lorbeer, denſelben Lorbeer, den er einſt im Namen ſeiner Kunſtgenoſſen einem edlen Künſtlerpaare auf die greiſe Stirn gedrückt hatte am frohen Jubeltage**), zu ſeinen Häupten

*) Herr Diacenus M. Wagner ſowohl als auch Herr Emil Devrient hatten die Güte mir mit zuvorkommender Bereitwilligkeit den Abdruck ihrer Abſchiedsworte an Pauli's Grabe zu geſtatten. Umſtehend folgen Beider Worte.

**) Als im März 1839 das greiſe Künſtlerpaar Werdy

und brachte in wenigen aber aus dem tiefſten Innerſten der Seele geſprochenen Worten den Dank derer, in deren Mitte der Verblichene gewirkt hatte; noch einmal zog Trauergeſang wie Abſchiedsweihe durch die heitern Lüfte, dann legten ſie ihn hinein in die Stiftshütte des ewigen Friedens, in's ſtille Grab; an der Seite der geliebten Gattin, die ihm vor vierzehn Jahren ſchon vorausging in's beſſere Sein, ſchläft er den langen Todesſchlaf! —

Pauli hinterläßt außer einem Sohne erſter Ehe eine trauernde Wittwe und zwei kleine liebliche Kinder, in ihrer Unſchuld können ſie noch nicht faſſen die Größe des Verluſtes, der ſie traf, den tiefen gerechten Schmerz ſeiner edlen Gattin theilen Tauſende, groß und allgemein, wahr und aufrichtig iſt die Trauer um Pauli! — Tauſende umſtanden, Thränen inniger Theilnahme und Rührung im Auge, das Grab des beſten, des edelſten der Menſchen. — Sei dem

---

den Jubeltag ſeines 50jährigen Wirkens feierte, überreichte ihm Pauli den Lorbeer im Namen ſämmtlicher Kunſtgenoſſen, ſeinen Jubelkranz weihete das edle Paar zum Lebenkranze des geliebten Freundes, als verdienten Ehrenſchmuck! — Dem Verdienſte ſeine Krone! —

Redlichen leicht, o Rasen! — Tretet leise auf seinen Staub, Ihr Männer von Genie, denn er war Euch nahe verwandt, haltet sein Grab vom Unkraute rein, ihr Männer von gutem Herzen, denn er war auch Euer Bruder.

Rede des Herrn M. Wagner.

Das Leben ist stark; nicht leicht ergiebt es sich seinem letzten, unbezwinglichen Feinde. Aber stärker ist der Tod, und das einmal erlesene Opfer entgeht ihm nimmer. Doch stärker als Leben und Tod ist die Liebe, sie, die dem Leben erst die Wärme der Seele einhaucht und dem erloschenen Dasein das neue, schönere Leben der Erinnerung und des Nachruhms verleiht. — Hier in diesem Sarge ruht die nach langem und schweren Kampfe gebrochene Kraft eines Mannes, der das Leben mit seinen edelsten Gaben an sich fesseln zu wollen schien; hier die entseelte Hülle eines Sterblichen, der Werth genug besaß, um die Kunde von seinem Tode in einen Trauergesang der Liebe und dann in einen Triumphgesang des Ruhmes zu verwandeln. Beide, Liebe und Ruhm, streiten an seinem Grabe um den Vorrang, die letzten schmerzlichen und doch so unerläßlich theuren Opfer ihm zu

bringen. Doch der Ruhm, der vergänglichere, er weicht der Liebe, der bleibenden, die den Entſchlafenen lange noch Kränze flicht, wenn die der Ehre längſt verwelkt ſind.

Ja, wer von beiden hat in dieſen ernſten Augenblicken das nähere Recht? Was bewegt unſere Herzen am mächtigſten an unſers Pauli Gruft? Wem vor Allem gelten unſere Klagen, unſere Thränen? Nicht dem Gatten und dem Vater? Nicht dem Bruder, dem Freunde und dem edlen Menſchen? O Freude kurzer Stunden, o Hoffnung kommender ſchöner Jahre, wie ſinkſt du ſo früh der ſchmerzbeladenen Gattin in's Grab! Stütze der Jugend, Muſter der ſtrebenden Manneskraft, wie bald wirſt du dem bekümmerten Sohne*) und den ſorglos lächelnden Kleinen entriſſen! Du, der Deinen Troſt und Ehre, ach wie ſo bald verhüllt ſich deines Daſeins heller Stern vor ihren Augen! — Freunde, iſt es nicht auch der Freund, den ihr zuerſt beweinet? Die ihr ihn kanntet, näher

*) Der neunzehnjährige Sohn aus des Verſtorbenen erſter Ehe, welcher ſich den Studien widmen wird, war bei der Beerdigung des Vaters gegenwärtig. Außer ihm hinterließ Pauli zwei Kinder aus zweiter Ehe in ihren erſten Lebensjahren.

kanntet, zollet ihr nicht dem unbestechlich redlichen, dem für Beruf und Haus unermüdlich lebenden, für Menschenwohl aufopfernd thätigen, für Recht und Wahrheit glühenden Manne eure Thränen? Er hat deren kein spärliches Opfer verdient; und siehe, Tausende bringen es ihm reichlich und willig an seiner Gruft! Und die Liebe vergißt fast des Ruhmes, der mit ihr seine Fackel an diesem Grabe trauernd senkt und gleich jener nur Thränen hat, nicht Worte.

Wozu der Worte auch, die den Entschlafenen ehren sollen? Sein Ruf ist längst über Deutschlands Gauen hin und über das Vaterlandes Grenzen hinaus erschollen, und wen er gerührt, wen er erschüttert, der verliert sein Bild nicht aus dem Herzen. Es war ein kräftig lebensvolles, scharf ausgeprägtes Bild, von denjenigen eines, die nicht so leicht vergessen werden und tiefer Wirkung allezeit gewiß sind. Der Kunst, welcher der große Künstler gedient, hat er, wie er sie übte, auch jenen Ruhm bewahrt, des Geistes nicht nur, sondern auch der Herzen Bildnerin zu sein. Und wer, wo er auch stehe, das leistet, der ist der Menschheit wahren Freunden stets willkommen; dem kann nur ärmliche Beschränktheit des Lobes und des Dankes wohlverdienten Zoll versagen.

Auch dieß wohl — und wie viel mehr im Leben! — hat dieß edle Herz, das nicht mehr ſchlägt, ſtillſchweigend oft getragen, und könnte der Verklärte nun auf dieſer Welt Gemeinheit und Thorheit herabblicken, ſie würde nicht ſein ſtarkes Herz mehr rühren. Aber ein flammendes Wort würde er ſeinen menſchlichen Brüdern zurufen: „Seid wahr! Seid edel! Seid gerecht! Auf Thronen und in Hütten ſeid es!“ Das war der Sinn von dieſes Mannes Streben! Genug des Ruhms für ihn, um ſein Gedächtniß unſerem Herzen unauslöſchlich einzuprägen.

Wohl ſprechen die Todten an ihrer Gruft noch Abſchiedsworte zu den Lebenden. Auch unſer verklärter Freund hat ſolche Worte für die Seinen. Der trauernden Gattin ruft er zu: „Weine nicht! Du ſiehſt, — wir Alle ſteh'n in Gottes Hand!“ — Dem tiefgebeugten Sohne ruft er zu: „Auf! Strebe nach den beſten Gaben, und traue Gott! Er wird dein Führer ſein!“ — Ach — und das biedere „Habe Dank!“, das vor nicht langer Zeit der Selige einem theuren Freund und Kunſtgenoſſen*) in's Grab nach-

*) Dem K. S. Hofſchauſpieler Weymar, dem der Verſtorbene gleich allen ſeinen Freunden mit inniger Achtung und Liebe zugethan war.

rief, es hallet noch in unſerer Seele wieder, und es mahnt mich, als ſolle ich aus ſeiner Seele nun den Seinen und den theuren hier Verſammelten ein ſolches „Habe Dank!“ zurufen. Ja, habet Dank für alle Lieb' und Treue, die ihr ihm erwieſen! Habet Dank! —

Mit ſchwerem Herzen ſcheiden wir von Dir, wenn auch von Deiner irdiſchen Hülle nur, o Freund, und ſegnen Dich für Deine Lieb' und Treue! Des Ruhmes wohlerwerb'nen Lorbeerkranz wird eines edlen Freundes Hand Dir reichen; der Liebe letzten frommen Segen nimm von dieſer Hand. Ja, Verklärter, der Du nun frei von des Lebens Drangſal wandelſt im ewig heitren Lichte, der Du nun preiſeſt den Herrn, deſſen Rath wunderbar mit Dir war, der aber Alles herrlich hinausführte und hinausführen wird, — ich ſegne Dich im Namen deß, der Dich von uns hinweg und Deine Seele gnadenreich zu einem ſchönern Sein gerufen hat.

Der Herr ſegne Dich und behüte Dich!

Der Herr erleuchte ſein Angeſicht über Dir und ſei Dir gnädig!

Der Herr erhebe ſein Angeſicht auf Dich und gebe Dir Frieden!

Nachruf des Herrn E. Devrient.

Verblichener Freund! — hier legen wir den Lorbeer hin auf Deinen Sarg, — wie er im Leben würdig Deine Stirne ſchmückte, ſo nimm ihn nun auch mit in Deine ſtille Gruft! — Zu früh gingſt Du uns hin, erſchüttert ſtehen wir da und wiſſen dieſen unerſetzlichen Verluſt noch nicht zu faſſen, nicht zu tragen, — das eine lindere unſern Schmerz — Du biſt uns unverloren — in Deiner Freunde Herzen wirſt Du unvergänglich leben und Deinen Brüdern in der Kunſt — der Kunſt, die glühend Dich durchdrang, der Du begeiſtert all' Deine Lebenskräfte haſt geweiht — uns, den Kunſtgenoſſen bleibſt Du doppelt nah', — Dein Wirken lebet in uns, mit uns fort, als unſer Stolz, als Beiſpiel, als ein leuchtend Vorbild: — So gehe hin in Deine tiefe Nacht, — geliebt und unvergeſſen — Friede ſei mit Deinem Staube.

Eine Blume auf das Grab Ludwig Pauli's.

Schlummre ſanft, Du haſt nun ausgelitten,
Und erfüllt hat ſich Dein dunkles Loos

Was Du armer Ringer hier erſtritten,
Iſt die Ruhe in der Erde Schooß.

Dir ward an des Lebens Eingangspforten
Nicht des Glückes Freibrief ausgeſtellt:
Was Du warſt, biſt Du durch Dich geworden
Und Dein Geiſt erſchuf ſich eine Welt.

Er bevölkerte ſie mit Geſtalten,
Bald dämoniſch und bald friedlich mild,
Um in jeder, malend, feſtzuhalten
Der Natur erlauſchtes Spiegelbild.

Und ſo warſt als Künſtler Du am größten
Wenn ſie Dich am innigſten umſchloß:
Ob ſich dann des Frohſinns Banden löſ'ten,
Oder ob der Rührung Thräne floß — —

Ob jetzt Engel Deine Wange kühlen,
Wir gedenken Dein! Hier unſer Wort;
Denn ſo lange wir noch dankbar fühlen,
Lebſt Du auch im Tode bei uns fort! —

Schlußwort.

Ludwig Pauli herrſchte mit ſeinem großartigen Talente vorzugsweiſe in zwei untereinander verſchiedenen Reichen der dramatiſchen Kunſt, mit Auszeichnung wirkte er im Fache der gemüthlich-komiſchen Alten wie in dem der reinen Intrigants, ob ſeine tragiſche oder komiſche Muſe die bewundrungswürdigere war, läßt ſich ſchwer entſcheiden; für ſeine ausgezeichnetſte Leiſtung wird vor allen der Mephiſtopheles im Göthe's Fauſt gehalten. Ueber die Auffaſſung dieſes Charakters iſt man im Publikum noch nicht völlig einig, und faſt keine Rolle auf dem geſammten deutſchen Bühnenrepertoir iſt ſo häufig be-

ſprochen worden. Im Mephiſtopheles verkörperte Göthe das böſe Prinzip im Menſchen, den Teufel. Unter dem Teufel verſtehen wir nun freilich eine gräßliche Geſtalt mit Krallen, Pferdefuß, Hörnern u. dergl. hölliſchen Merkmalen; ſo darf der Künſtler den Mephiſtopheles nicht auffaſſen, denn er ſelbſt ſagt:

„Ich bin ein Cavalier wie andre Cavaliere.“

ſo wenig dieſe Auffaſſungsweiſe treu, und der Meinung Göthe's angemeſſen wäre, würde es doch gerade zu lächerlich ſein, den Mephiſtopheles in ganz moderner Färbung rein chevaleresk darzuſtellen. Mephiſtopheles muß Mitte halten zwiſchen der Grandezza des Höllenfürſten und den feinen Sitten eines demoraliſirten Erdenjunkers; dies that Pauli, er hielt die rechte Mitte zwiſchen beiden. In ſeinem Munde ward jedes Wort zur brennenden Satyre, jeder Gedanke zur überzeugenden Wahrheit. Als Mephiſtopheles war Pauli meiſterhaft, vom Anfang bis zu Ende ein gewandter angenehmer höflicher Teufel, den man nur mit Vergnügen und von innerer Luſt durchdrungen erſcheinen ſah, während er die Seele mit Entſetzen erfüllte, wie er als Franz Moor in den Räubern vom Gewiſſen gepeinigt in furchtbarer Angſt, ſchreiend durch den Saal rennt:

„Verrathen, verrathen, Geiſter ausgeſpieen aus den Gräbern ꝛc.

oder als Wurm in Kabale und Liebe, zu Louiſen in's Zimmer tritt:

„Guten Abend Jungfer. — Ich ſuche Sie. —

welche Furien des ſchrecklichſten Hohns tanzten in jedem ſeiner Worte, wie tobte die Hölle mit all' ihrem Schauder, wenn er dem Präſidenten zuruft:

„Arm in Arm mit Dir zum Blutgerüſt, Arm in Arm mit Dir zur Hölle, es ſoll mich kitzeln, Bube, mit Dir verdammt zu ſein!“ —

Pauli wußte alle Saiten des menſchlichen Gemüths

zu rühren und das wehmüthige ergebungvolle „Ich folge Dir so bald ich kann, das der arme Poet Lorenz Kindlein, von Erinnerungen ergriffen, der Geliebten im stillen Grabe nachruft, konnte Thränen in das Auge des kältesten Menschen locken, wogegen er mit seinen Lassenius im „Hofmeister in tausend Aengsten" alle Geister der ausgelassendsten Freude im Menschen zu beschwören wußte. Ach! und sein Emmerling in der gefährlichen Tante, dieses treue Gemälde eines Landedelmannes, dieses gemüthliche Bild eines braven Menschen, der die Sitten der Stadt nicht kennend, sich durch den Besuch bei einer Schauspielerin in den Pfuhl der Sünde und des Verderbens gestürzt glaubt, deren Liebenswürdigkeit seinen Starrsinn aber besiegt und in Gestalt einer Tante sein Herz gewinnt; wie er schmunzelnd dasaß und die jungen Traugotte und Hellmuthe auf den Knieen wiegte, die kleine Marie im Arme schaukelnd, mit dem lieblichen Kinde kos'te und es von der Tante zu Bett bringen ließ, und wie dann Alles vor ihm in Schaum zerrann und er mit wehmüthigen Blicken die jugendlich blühende Adele ansieht, und die matronenhafte Hülle neben ihr, — das Traurige, „da liegt die Tante" machte einen unverlöschlichen tragi-komischen Eindruck auf den Hörer. Pauli kommt uns nicht wieder, und obwohl andere Künstler dieselben Bilder aufstellen werden vor unsern Augen, und ob man gleich anerkennen wird und würdigen ihre Verdienste, die Erinnerung an Pauli wird nicht sterben.

Wir werden von Neuem sehen den Mephistopheles und den Franz Moor, den Mag. Lassenius, und den alten Emmerling, doch dankbar werden wir uns stets dabei erinnern an den todten Pauli. Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan hat, der hat gelebt für alle Zeiten.

Dresden, gedruckt bei Carl Ramming.

- 3. Feb. 1978

Aus
der Büchersammlung
des
Dr. Leopold Hirschberg
1913

Die

Würde der freien Presse

in Oesterreich.

Ein herzliches Wort an

Oesterreichs Volk, seine Schriftsteller und Buchhändler

von

J. P. Lyser.

Motto

Wahrheit! — gegen Irrthum und Arglist.

Zschokke.

Wien, im März 1848.

Druck und Verlag von Blasius Hösel.

Die Presse ist frei!

Wen, der es wahrhaft gut mit Oesterreichs Volk, seinem Kaiser, mit ganz Deutschland meint, erfüllt nicht diese Kunde mit Entzücken? Aber mit Achtung und Bewunderung für Oesterreichs Volk und seinen erhabenen Monarchen muß es jeden Nicht-Oesterreicher erfüllen, der es erfährt: wie die Freiheit der Presse von dem Volke errungen, wie sie von dem Kaiser gewährt wurde! —

O, ich preise mich glücklich, ein Augenzeuge dieses großen, glorreichen, in der Weltgeschichte einzig dastehenden Ereignisses gewesen zu sein und mit Stolz werde ich mich fortan rühmen, wie ich seit drei Jahren treu und hoffend auf eine bessere Zukunft ausgeharrt habe und gewirkt im Vereine mit Oesterreichs anerkannt edelsten, begabtesten Schriftstellern.

Ich will nicht zurückblicken in die Vergangenheit! Ich will nicht davon erzählen, wie trübe sie mitunter gerade für jene Schriftsteller war, die dem edelsten Ziele zustrebten — deren Namen uns dafür bürgen: daß wir jetzt nur Großes, Schönes von ihnen zu erwarten haben! Nur auf Eins sehe ich mich gedrungen ausdrücklich hinzuweisen, damit man es mir nicht als Anmaßung anrechne, daß ich jetzt — obgleich nicht Oesterreicher — ja nicht einmal in Deutschland geboren — in den vordersten Reihen mitkämpfe für die Würde der freien Presse in Oesterreich.

Ich habe dazu ein gutes Recht! denn seit ich Oesterreichs Boden betrat, seit von mir die erste Zeile in einem österreichischen Journale erschien, gab ich mir selber das Wort und habe es heilig gehalten, nie in irgend einem Blatte des Auslandes auch nur eine Zeile drucken zu lassen, welche hier von der damals bestehenden Censur als unzulässig hätte gestrichen werden können.

Es ward mir dieses zu halten nicht selten schwer gemacht! namentlich durch die gemeinen persönlichen Angriffe einiger früher von Wien ausgewiesener Journalisten, norddeutscher Scandalblätter, die mir meine Stellung als Mitarbeiter an den geachtetesten Wiener Journalen mißgönnten.

Aber eine Erwiederung, wie sie jene norddeutschen Journalisten verdient hätten, würde mir kein Wiener Censor gestattet haben, weil ich hätte Thatsachen veröffentlichen müssen, deren bloße oberflächliche Erwähnung schon verpönt war. — So befand ich mich denn im gleichen Falle, wie ein Jahr früher die edelsten Wiener Schriftsteller, welche auf einen, sie und ihre ruhmlichen Bestrebungen verhöhnenden Artikel in der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« auch nichts erwiedern durften*).

Ich für meine Person hätte damals durchaus keine Rücksicht zu nehmen brauchen, da sich für diesen Fall der Gesandte meines Monarchen meiner hätte annehmen müssen. Allein Wiens Schriftsteller hatten mich gastlich in ihre Mitte aufgenommen, die Herausgeber der Wiener Journale hatten meinen Beiträgen die Spalten ihrer Blätter geöffnet, ich war einer der Ihren geworden, und verschmähte es wie sie, da, wo ich nicht offen und frei reden durfte, anonym in ausländischen Blättern zu schreiben. — Das lesende Publikum möge über mein Talent als Schriftsteller urtheilen wie es will, aber daß meine Gesinnung mir ein Recht gibt, jetzt in den Jubel der edelsten Vertreter der österreichischen Literatur einzustimmen, dessen bin ich mir bewußt, dafür zeugt, was ich seit drei Jahren in Oesterreich drucken ließ, und jetzt, wo ich ganz so reden und schreiben darf, wie ich denke, soll die Folge es noch mehr beweisen.

Also nochmals: man lege es mir nicht als Anmaßung aus, daß ich mit vorkämpfe in den Reihen der Wiener Schriftsteller für die Würde der freien Presse in Oesterreich. Erfahrung und genaue Kenntniß der literarischen Zustände des Auslandes befähigen mich mit dazu, und ich würde es für einen Verrath an dem Lande und dem Volke, das mich gastlich aufnahm, halten, wollte ich nicht jetzt nach bestem Wissen und Gewissen dahin mitzuwirken suchen, daß Oesterr[illegible] im vollsten reichsten Maße der Freiheit sich erfreuet, die es so sehr verdient, für welche seine Jugend kämpfte, für welche treues Herzblut floß.

I.

Ich richte mein erstes Wort an das Volk Oesterreichs! an seinen Adel, an seine Bürger und Bauern. Ich rufe diesem Volke zu:

»Die Presse ist frei!«

Dein Kaiser, Volk Oesterreichs! gab uns, den Schriftstellern, die Freiheit, zu Dir zu reden, wie wir denken und fühlen! Er gab uns die Vollmacht, zu Ihm zu reden, frei und offen, wo es sich darum handelt, Deine Rechte — Dein Wohl zu schützen und zu fördern. Der Kai-

*) Dieser Artikel rührte von einem norddeutschen Schriftsteller her, welchen die Wiener gastfrei aufgenommen hatten! —

ser vertraut uns, daß wir diese Freiheit nur zum Guten und Besten benutzen werden, daß wir den Unkundigen aufklären, dem Mißleiteten den rechten Pfad zeigen: Jene aber, welche berufen werden, Gesetz, Recht und Ordnung zu handhaben, unermüdlich unterstützen mit der Macht des Wortes.

Der Kaiser vertraut uns: daß wir das Heilige achten, daß wir uns frei und rein erhalten von der Schmach, die der feile Pasquillant gleichwie der feile Schmeichler auf sich ladet. Er vertraut uns: daß wir stets wahr und ohne Bitterkeit unser Urtheil fällen, wo es Noth thut, daß wir aber nicht voreilig aburtheilen, bevor wir nicht ruhig und leidenschaftslos geprüft.

Und fragst Du nun, Volk von Oesterreich, was einem Schriftsteller, dem ein Kaiser wie Ferdinand vertraut, heilig und theuer sein soll, so antworte ich:

Religion und Duldung.
Sein Monarch und dessen Haus.
Gesetz, Recht und Sittlichkeit.
Der gute Name seiner Mitbürger.
Unparteilichkeit,

und endlich seine eigene Ehre, die ihn stets darauf achten läßt, daß er nimmer sich des Vertrauens seines erhabenen, gütigen Monarchen unwerth zeige. — Schmach dem, der es könnte! er sei ausgestoßen aus der Verbrüderung der österreichischen Schriftsteller, denn er hat das Vertrauen seines Monarchen verrathen, und Oesterreichs Volk duldet keinen Verräther an seinem Heiligthume, seiner Freiheit mehr.

Volk von Oesterreich! Die Presse ist frei! die Censur ist aufgehoben! Aber Du hast das Recht zu verlangen: daß von diesem glorreichen Tage an jeder österreichische Schriftsteller sich selber der strengste Censor sei; daß er wohl überlege und prüfe, ob das, was er zu veröffentlichen beabsichtigt, der freien Presse würdig, und daß er unerbittlich sich selber das streiche, wovon er sich sagen muß, es sei nicht werth, veröffentlicht zu werden. Du hast das Recht, Volk von Oesterreich, hier ein strenges unerbittliches Gericht zu üben, denn ein schlechter, gesinnungsloser, verirrter Schriftsteller richtet mit seinem Geschreibe oft mehr Unheil an, als fünfzig tüchtige, gute Schriftsteller wieder ausgleichen können. Wir selber werden gegen solche Subjecte keine Schonung üben, und — Gottlob! sie finden jetzt keinen Protektor mehr in Oesterreich, der sie vor unseren blanken Schwertern schützt. —

Aber, Volk von Oesterreich! wenn wir Dich auffordern — und wir thun es hiermit! — strenge und unerbittlich über uns zu richten, so verlangen wir auch etwas von Dir.

Des Kaisers Vertrauen hat Jeden von uns geadelt, der sich seines Vertrauens werth beweiset.

Nochmals, Volk von Oesterreich! richte streng, unerbittlich über uns!

Aber dann, wo Du einen Würdigen unter uns findest, da achte ihn, wie Dein Kaiser ihn achtet, und rumpfe nicht spöttisch mitleidig die Nase, wenn er vielleicht in einem schlichten Röcklein mit verbogenem Hute einhergeht! — Ich versichere Dir, Volk von Oesterreich, einem österreichischen Schriftsteller, je honetter seine Gesinnung war, wurde es bisher nichts weniger als leicht, mit Ehren sich durchzubringen in dem reichen, großen Wien! — Das Beste, was er im Pulte hatte, durfte er nicht drucken lassen, wenn er es nicht heillos selbst verstümmeln wollte, und selbst dann lag es noch oft Jahre lang im Pulte eines hiesigen Verlegers, denn eben war wieder ein neuer französischer Roman erschienen, welchen unsere hohe Aristokratie verschlang, oder es war wieder eine Ladung verbotener Bücher aus Norddeutschland angekommen, so daß Du, Volk von Oesterreich! kein Geld übrig hattest für ein Werk eines einheimischen Schriftstellers, denn die verbotenen Bücher, weißt Du, waren ganz verdammt theuer.

O guter Gott! — ich habe in den letzten Tagen Alles, Alles vergessen, was mein Herz seit drei Jahren oft recht zum Tode betrübt, so, daß die Sehnsucht nach meiner meerumbrausten nordischen Heimath mich oft gewaltig überkam! — ich habe Alles vergessen in diesem Jubel, und möchte jetzt um keinen Preis anderswo leben, als im schönen, freien Oesterreich! aber Eins kann ich nicht vergessen, den Tag nicht, wo ich vergeblich in alle hiesigen Buchhandlungen nach Lenau's »Faust« herumrannte, indeß doch in den meisten Buchhandlungen die ganze Leipziger Schartecken-Literatur unter der Hand verkauft wurde. —

Nun, Volk Oesterreichs! du kannst diese ganze Geschichte jetzt offen und frei kaufen! du kannst auf allen öffentlichen Spaziergängen lesen, wie sich jene norddeutschen Touristen, welche du gutmüthig und gastfreundlich aufnahmst, darüber lustig machten: daß du gerne Backhähndel ißest und nicht lieber Butterbemmchen, wie die Leipziger, bei denen die Backhähndel ein rarer Artikel sind! — du kannst es vor jeder Polizeiwache laut lesen, wie du verspottet wirst, daß du deinen Kaiser »Kaser« und nicht »Geiser« nennst, wie es der reine Meißner »Thibaleckt« verlangt.

Du kannst's aber auch lesen, Volk von Oesterreich, welche Sympathien namentlich einige kleine Leipziger Skandalblätter, z. B. der »Charivari« für den Schmerz hatten, der an deinem treuen Herzen nagte, wie deine Jugend verhöhnt wurde, jene Jugend, welche in den drei ewig denkwürdigen Tagen durch ihre ruhige, männliche Haltung mehr errang, als all die norddeutschen Schreihälse, von Hoffmann von Fallersleben an bis herab

auf Robert Blum, in 17 Jahren! — O, lies nur — lies nur jene verbotenen Bücher und Journale! es ist eine lustige Lektüre! aber mich mußte alles trügen, wenn du sie nicht bald satt bekämest. — Dann denke aber an jene deiner Landsleute, welche unter dem fürchterlichsten Druck der Censur treu aushielten im Vaterlande, welche nicht ermatteten, wo es galt, zu erretten ein freies gutes Wort von dem unbarmherzigen Lust des Censoren, und es dir zu bringen gedruckt, schwarz auf weiß. — Ach, theures, liebes, aber bisher oft sehr undankbares Volk! du weißt es nicht, welche fürchterliche Mühe, welche Ausdauer und übermenschliche Geduld es uns armen Schriftstellern oft kostete, nur das einzige Wörtlein »frei« durch die Censur zu bringen! — Mit Censoren denke ich noch daran, wie ich einmal den letzten Vers des Körner'schen Liedes:

»Kommt Brüder, trinkt einmal mit mir!«

in einem Aufsatze in der »Wiener Zeitschrift« zitirte! Der Vers lautet buchstäblich:

»Nun auf die Gläser alle leer! —
Füllt sie noch einmal wieder!
Im Herzen wogt es hoch und hehr,
Wir sind ja alle Brüder!
Von einer Flamme angefacht;
Dem Vaterlande sei's gebracht!
Auf daß es glücklich sei —
Und frei!«

Was that mir der Censor der »Wiener Zeitschrift«? — Er strich das »Und frei!« weg und setzte dafür »Juchhei!« — Mich rührte fast der Schlag, als ich das las! Jetzt herzlich lache ich darüber und singe:

»Heißa, Juchhei!
Dudeldumdei!
Mit diesen Censoren,
Gottlob! — ist's vorbei!«

Du wirst auch lachen, geliebtes Volk, wenn du dieses lieseſt, und wie gesagt, ich lache jetzt selber! aber bei Gott! in den drei Jahren, daß ich in Wien schrieb, war mir oft gar nicht lächerlich zu Muthe! Und doch: stand es mir nicht jeden Augenblick frei, es zu ändern? — Band mich irgend Etwas hier? — Nein! — Aber nun deine eingeborenen Schriftsteller, deren ganzes Herz an Oesterreich, an Wien hing mit einer Liebe, daß sie (es ist keine Uebertreibung!) melancholisch wurden, wenn sie nur wenige Monate von Wien fern sein und ihren alten St. Stephansthurm nicht mehr sehen sollten.

Wenn Grillparzer, Hammer-Purgstall, Halm, Frankl, Feuchtersleben u. s. w. in Berlin, Leipzig, München oder Dresden lebten, welch ein

Hallob würde dort das Volk von ihnen machen. Ich verlange nicht, daß es hier geschehe! — Aber ein bischen mehr Aufmerksamkeit als bisher, meine ich, könnte Oesterreichs Volk diesen Männern denn doch beweisen und ganz gewiß sehr viel mehr Theilnahme an ihren Bestrebungen.

Doch wir hoffen: es werde fortan geschehen. — Hat der edelste der lebenden Monarchen die Würde der Presse anerkannt, so kann der Adel seines Landes, so kann der gebildete Bürgerstand nicht zurückbleiben, die Masse der Mindergebildeten heranzubilden und für höhere Interessen zu gewinnen, das ist eine **unserer** Hauptaufgaben, deren Realisirung Euch — Adel und Bürger! zu Gute kommt! Unterstützt uns also, wo Ihr könnt und wo Ihr's fühlt, daß wir dessen würdig sind, in unseren Bestrebungen durch Eure Theilnahme! lenkt auf uns jene Aufmerksamkeit, die Ihr bisher den Literaten des Auslandes fast ausschließlich zuwendetet, wir sind derselben nicht weniger werth als Jene, wir werden euch vielleicht weniger amusiren, aber dafür mehr nützen, und der Nutzen, das werdet Ihr hoffentlich erkennen, ist in dieser Zeit eben auch nicht zu verachten.

Die Augen des ganzen civilisirten Europa's sind jetzt auf Oesterreichs Volk gerichtet, Adel! Bürger! bedenkt es wohl! wie würde die freie Presse des Auslandes über Euch urtheilen, wenn Euch ferner noch die ausgesungene Stimme einer Sängerin, die ausgestopften Waden einer Tänzerin oder die Seiltänzerstücke eines Klavierbuisaren mehr eraltirten, als ein freies großes Wort eines edlen Dichters? als das Streben eines jugendkräftigen schaffenden Talents: im Reiche des Wissens und der Kunst dem Volke das Verständniß des Höchsten, Heiligsten immer mehr und mehr mitzutheilen?

Bisher konntet Ihr — theilweise euren Indifferentismus entschuldigen, indem Ihr sagtet: »Unsere Literaten, besäßen sie noch so viel Talent, können uns nichts Genügendes bieten, die Censur drückt sie nieder.« Gut! dem war so, aber dem ist nicht mehr so! Oesterreichs Schriftsteller werden es beweisen, daß sie den Schriftstellern des Auslandes nicht nachstehen, aber, Adel und Bürger Oesterreichs! ersparet Euern Schriftstellern den Schmerz, die Beschämung, dem Auslande gegenüber, daß eben dieses Ausland ihren Werth früher erkennt und würdigt als Ihr. — Ich für diesen Fall (wäre ich ein geborner Oesterreicher) wünschte mir lieber die Censur zurück als solche Demuthigung.

II.

Den Schriftstellern Oesterreichs gelte mein zweites Wort. — Wie ich die besseren unter Ihnen verehre, habe ich zu oft öffentlich ausgesprochen, als daß es nöthig wäre, es hier zu wiederholen. — Wenige von Ihnen, meine Herren! sind mir persönlich bekannt, doch unter diesen die Mei-

ßen wir werth und theuer! Gewiß sind Sie Alle mit mir darüber einig, daß das lesende Publikum, was ich angab, von uns zu verlangen berechtigt ist. Es kann und wird keinem gesinnungstüchtigen Literaten schwer fallen, dies zu leisten, denn im Grunde ist es leicht! — Wir lieben Alle das schöne, freie Oesterreich! wir lieben und verehren seinen erhabenen Monarchen, wir sind entschlossen: uns die Anerkennung nicht nur des In- sondern auch des Auslandes zu erringen! wir wollen Duldung, Achtung für Gesetz und Recht, Wahrheit, Unparteilichkeit. — Kann noch irgend ein Zweifel darüber obwalten: welchen Weg wir zu gehen haben? — Ich glaube kaum! Aber doch halte ich es für nothwendig, daß wir uns fest verbinden: durchaus und unter keiner Bedingung der Würde der freien Presse namentlich der Tagespresse das Mindeste zu vergeben.

Dulden wir in keinem Journale eine persönliche Polemik! — Greift uns ein scandalsüchtiger, literarischer Gassenbube des Auslandes an, so würdige man ihn gar keiner Antwort, sondern überlasse es dem richtigen Gefühle des gebildeten Publikums, ihn durch gebührende Verachtung zu strafen.

Unsern Journalen ist es jetzt gestattet, höhern, wichtigern Interessen eine ernste freimüthige Besprechung angedeihen zu lassen! unsere besseren Journale gehen darin bereits mit rühmlichem Beispiele voran, und jenes Journal, welches nicht nachfolgen wollte, würde bald den Nachtheil davon sehr stark empfinden. Gründliche, tüchtige Besprechungen höherer Interessen vermag aber kein gewöhnlicher Notizenschmied zu liefern, und es liegt somit schon bald und halt in der Natur der Sache, daß die jammervolle Notizelei, welche bisher in unseren Journalen über alle Gebühr sich breit machte, nach und nach von selbst verschwinden mußte, indem sie sich neben gediegenen Aufsätzen doch gar zu grell abstechend ausnehmen würde; allein das Beste wäre: unsere Journal-Redacteure folgten im Kleinen dem erhabenen Beispiele, das ihnen der Kaiser gab, und reformirten rasch und durchgreifend. Wir haben uns schon oft selber über dieses Notizenunwesen in unsern Journalen lustig gemacht! Wir nannten es »Futter für Pulver, welches so und so viel Spalten eben so gut fülle, als dieser oder jener gediegene Aufsatz, welchen uns der Censor gestrichen hatte!« — Das war ein trauriger Scherz, wofür wir nichts konnten. Aber war es bei Gelegenheit des Gastspiels der Luper nicht schon zum Erbarmen, wie unsere Notizenschreiber vergeblich sich abquälten, in Enthusiasmus zu gerathen und in selbigem zwei — drei — vier Spalten hindurch zu verharren? Wir sind nicht mehr in die traurige Nothwendigkeit versetzt, um jeden Preis zwei bis vier Spalten mit solchem Gewäsche, das nichts besagt, anzufüllen! Ueber eine Kunstleistung

einer Sängerin, eines Virtuosen kann Jeder, der wirklich Etwas von der Sache versteht, ein gründliches Urtheil in sechs bis zwölf Zeilen abgeben, und mehr verdienen derlei Leistungen wirklich nicht, da oft ganze Bücher von den sie beurtheilenden Rezensenten eben so kurz abgefertigt werden. — Lange Besprechungen über die Leistungen einer Sängerin oder eines Virtuosen, besonders wenn eine und dieselbe Leistung gar so oft und wiederholt lang besprochen wird, reizen nur zu leicht die Spottlust der Leser und erregen in ihnen einen Verdacht — der, leider! — bisher nicht immer unbegründet sein mochte. — Gott bewahre unsere Literatur vor Camaraderie! wo Hans den Peter lebt und zum schuldigen Dank der Peter den Hans! — Nichts setzt den Stand der Literaten leichter in der Achtung des Publikums herab, als solche Lächerlichkeit. Für meinen Freund werde ich stets denjenigen halten, der mir meine Fehler in meinen Arbeiten nachweiset, was Gutes daran ist, weiß ich schon selber und das Publikum läßt sich durch camaraderistisches Lob nicht irre machen, im Gegentheile, es wird mich um so harter verurtheilen, je weniger mein gelobtes Werk dem Lobe entspricht.

Aber frei von Neid sei Jeder unter uns, wo es gilt: wirkliches Verdienst anzuerkennen, und nicht etwa persönliche Abneigung verleite irgend Einen unter uns zu dem, unter dem norddeutschen Schriftstellern so vielbeliebten »Ignoriren«*). Es zeugt meiner Meinung nach von eben so viel egoistischer Herzlosigkeit als Nichtachtung des Publikums, wenn ein Journalist wirkliches Verdienst ignorirt, blos weil er demjenigen, der es besitzt, persönlich nicht wohl will! Es handelt sich hier um unendlich mehr als um eine reine Subjectivität. Verdienst — gleichwohl, wo oder bei wem es sich findet, ist ein Object, das wir beachten, auf welches wir die Aufmerksamkeit Anderer hinzulenken schuldig sind. Mögen wir es für unsern Theil anerkennen oder verwerfen: es zu ignoriren, oder so zu thun, als ignorirten wir es, steht uns nicht zu — und thun wir es dennoch, so ist es nicht nur schlecht, sondern auch dumm.

Oesterreichs Schriftsteller haben von jeher denen aus anderen Ländern die herzlichste Gastfreundschaft erwiesen. Sie haben durch den schwärzesten Undank, der ihnen dafür von einigen Herren Touristen zu Theil wurde, sich nicht irre machen lassen, und daran thaten sie recht; denn mancher fremde Schriftsteller erkannte auch dankbar und freudig alles Gute

*) Von allen Wiener Journal-Redacteuren machte sich nur Einer dieses Verfahrens wider mich schuldig! Ich habe diesen Mann nie beleidigt, ja, ich kenne ihn nicht einmal persönlich; da indeß alle andern Journale mehr oder weniger Notiz von meinen Bestrebungen und Leistungen nahmen, ward in dem Journale dieses Mannes mein Name im Laufe von mehr als drei Jahren noch nicht ein einziges Mal genannt.

an, wenn er — nachdem er das Land wieder verlassen, auch nicht darüber schrieb. Also mögen die österreichischen, und namentlich die Wiener Schriftsteller, nach wie vor, freundlich ihre Collegen aus dem Auslande begrüßen — aber nicht mehr wie bisher diesen Herren das große Wort lassen, das namentlich die aus Norddeutschland gar zu gerne sich anmaßen, wo sie einem treuherzigen Sohne Oesterreichs gegenüberstehen. — Ich gestehe es, es hat mich tief verletzt, als ich vor etwas über einem Jahre einen mit Recht hochgeachteten greisen Wiener Schriftsteller hier vor dem Redacteur eines Leipziger Scandalblattes in submissester Stellung stehen sah, vor einem Menschen, welcher in Leipzig so verachtet ist, daß er in den Caffeehäusern den Tisch verlassen muß, an welchem eben ein Student einen Platz einzunehmen Lust hat. — Mir deucht, solchen Subjecten gegenüber ist die Bescheidenheit eines Wiener Schriftstellers ganz am unrechten Orte, und ich für meinen Theil fürchte mich durchaus nicht davor, was solch ein, in Berlin die Treppe hinabgeworfener, in Hamburg geohrfeigter und in Leipzig schon unzähligemale von den Studenten abgeprügelter, unverwüstlicher, liebenswürdiger Bösewicht — zurückgekehrt nach Leipzig, im pyramidalen Zorn mit »canibalischer Malice« über mich zusammen schreiben würde, weiß ich doch, daß er dem wackeren Manne, der ihm gastlich sein Haus öffnete, bei nächster Gelegenheit noch schlimmer mitspielen wird als mir.

Laßt — Ihr österreichischen Schriftsteller, laßt den Leuten dieser Art, wenn sie nach Wien kommen, merken, daß Ihr ihnen gegenüber Eure Würde und Euere Kraft fühlt, und sie werden es nicht mehr wagen, Euch anzugreifen, aber beweiset es auch Euren Oesterreichern, welch ein Unterschied zwischen Preßfreiheit und Preßfrechheit ist; glaubt mir: sie werden es bald erkennen, und jetzt, wo das Verbot sie nicht mehr reizt, wird die entsetzliche Gemeinheit und Gesinnungslosigkeit gewisser norddeutscher Blätter ihnen nur noch Abscheu und Ekel verursachen, und sie werden sich schämen, zu gestehen, daß sie dergleichen lasen.

Übrigens denkt an meine Vorhersagung! sie wird eintreffen: die Leipziger Journalisten werden behaupten: ihnen habe Oesterreich seine errungene Freiheit zu verdanken und sie werden sehr erzürnt werden und Euch des himmelschreienden Undanks beschuldigen, wenn Ihr's wagt, daran zu zweifeln oder gar darüber zu lachen. — Bekanntlich lehnte der große Leipziger Volksredner Robert Blum es ab, noch ein Mal als Deputirter dem Könige von Sachsen zu nahen. Spätter wollen zwar behaupten, ihm habe die Aussicht von der Brühlschen Terrasse nach dem Königstein nicht gefallen, allein das mag ich von dem kleinen dicken Leipziger Cola Rienzi nicht glauben, wahrscheinlich stand er eben im Begriff, den Oesterreichern zu Hilfe zu kommen und wird sich nun nicht wenig wundern, daß wir hier ohne ihn [illegible] sind.

Mögen Oesterreichs Schriftsteller nicht sagen, ich sei ungerecht gegen die Journalisten Norddeutschlands und namentlich gegen jene Leipzigs. — Wo hat sich denn nur ein Leipziger Journal in Wahrheit ehrlich und theilnehmend der gerechten Sache Oesterreichs und seiner Söhne angenommen? — Geschimpft haben sie, gespottelt, mitleidig verächtlich über Oesterreichs Schriftsteller notizelt — sich aufgebläht mit ihrem August-Crawall vor dem Hôtel de Prusse, wofür, ich weiß nicht mehr wie viel arme Menschen niedergeschossen wurden, ohne daß nur das Mindeste dadurch gewonnen wäre, denn die Anstifter jenes Crawalls saßen derweilen im Hôtel de Bavière, und ließen sich tractiren von dem Komiker Franz Wallner aus St. Petersburg. Hat das sächsische Volk es errungen, wonach es seit 17 Jahren, wo zuerst die Constitution proclamirt wurde, vergeblich schrie, so sind daran die Leipziger Journalisten so unschuldig, wie ich an der Dresdener Überschwemmung, denn wo es die Besprechung innerer Angelegenheiten galt — hatten sie trotz ihrer 17jährigen Constitution eine Censur, so gut wie wir in Wien! nur über das Ausland zu räsoniren, einander zu schimpfen, einem armen Schauspieldirector und dessen Regisseur das Leben sauer zu machen, und über die Heirath der Madame Schröder-Devrient »mit canibalischer Malice« Witze zu reißen, wie man sie nicht zarter in den verrufenen Bordells des Hamburger Berges von betrunkenen Matrosen zu hören bekommt; nur das, sage ich, stand den Leipziger Journalisten frei, und der Himmel weiß es, den Meisten von ihnen war es dabei so canibalisch wohl als wie fünfhundert —

Genug! und über genug! der Beweis liegt jetzt in allen hiesigen Buchhandlungen für männiglich zur Ansicht offen und frei da — und wie traurig es bis vor Kurzem auch noch um die Wiener Journalistik aussah, so muß doch Jeder, der nur einiges Gefühl für Anstand und Sitte besitzt, zugestehen, daß kein Wiener Journal zu solcher verächtlicher Gemeinheit herabsank, als die meisten der kleineren Leipziger Blätter, welche ihr Dasein nur durch den Lesepöbel, und dadurch, daß sie in allen übrigen deutschen Staaten verboten waren, fristeten. — Jetzt wo dieses Verbot aufgehoben ist, durfte sehr bald die letzte Stunde jener Schmutzblätter geschlagen haben, denn unmöglich kann und wird ein freies Volk, wie das österreichische, es dulden, daß solche Sumpfpflanzen den edlen jungen Baum der freien Presse umwuchern. — Es hieße die Schriftsteller Oesterreichs auf das empfindlichste beleidigen, wollte ich nur dem Gedanken Raum geben: daß es ihnen je einfallen könnte, mit den von mir signalisirten Blättern zu concurriren. Dessen ist kein österreichischer Schriftsteller fähig. — Nein, aber die Pflicht der Journalisten Oesterreichs ist es, von jetzt an jeden Journaltausch abzulehnen, dessen Redacteur seinem Journale nicht eine würdigere Tendenz gibt, als es bisher hatte, der das Glück,

das die Preßfreiheit uns gewährt, nicht in dem Grade würdigt und frei von Makel zu halten ſtrebt — wie das — ſo Gott will, die größere Anzahl der in Oeſterreich lebenden Schriftſteller ſtets wird.

IV.

Zum Schluße einige Worte an die Buchhändler Oeſterreich's! —

Meine Herren!

Im deutſchen Norden behaupten alle Schriftſteller: Sie hätten Geld, und die Wahrheit zu geſtehen, von den Meiſten unter Ihnen glaub' ich es auch; denn Sie haben ſich von dem öſterreichiſchen Publikum, dem Sie verbotene Bücher und Zeitſchriften — verſteht ſich gegen Cenſurſcheine — lieferten, eine lange Reihe von Jahren hindurch, ganz hübſche Summen bezahlen laſſen.

Aber dieſer einträgliche Handel, meine Herren, mit verbotenen Büchern und Zeitſchriften, gereichte bisher den armen Schriftſtellern Oeſterreichs zum größten Nachtheil, und ſomit der ganzen öſterreichiſchen Literatur, und es war namentlich für jüngere öſterreichiſche Schriftſteller eine reine Unmöglichkeit, die Kinder ihrer Muſe an den Mann — d. h. an einen Wiener Verleger zu bringen, ſo, daß endlich die beſten jüngeren mit ihren armen Geiſteskindern im Torniſter, nach Berlin, Leipzig, Stuttgart, und ſpäter nach Peſth auswanderten, wo dann die Meiſten wirklich bald einen Verleger fanden, denn die norddeutſchen Verlagsbuchhändler ſind gar nicht ſo dumm, und verſtehen ſich ganz gut darauf, ein Buch, welches ihnen angeboten wird, nach ſeinem Gehalt zu beurtheilen, ſie leſen nämlich die ihnen angebotenen Manuſcripte, müſſen Sie wiſſen. —

Ich weiß es, meine Herren, Sie fürchteten ſich vor den Umſtändlichkeiten der Cenſur. Aber — Gott habe ſie ſelig — die Cenſur nämlich! — ich kann nicht anders, ich muß es ihr nachſagen, ſie ließ doch mit ſich reden, und ſehr oft nicht ſchlechter als die Leipziger, Berliner und Stuttgarter Cenſur. Ich weiß das, denn ich habe in Leipzig, Berlin und Stuttgart, ja ſogar in den beiden freien Reichsſtädten Hamburg und Frankfurt a. M. mehrere Opera von mir ediren laſſen, gleichwie in Wien fünf ſelbſtſtändige Büchlein von mir glücklich durch die Cenſur in die Oeffentlichkeit gelangten.

Das hat mich nun auf die Idee gebracht, daß Sie, meine Herren, das Ding mit der Cenſur nicht ſo recht oder vielmehr oft gar nicht angegriffen haben dürften. — Natürlich, die vielen Geſchäfte — die große Correſpondenz von wegen der verbotenen Bücher und Zeitſchriften! — wo hätten Sie die Zeit und die Geduld hernehmen ſollen, ſich mit der jungen öſterreichiſchen Literatur zu befaſſen.

Den ausländiſchen Buchhändlern war die Geſchichte auch ganz recht.

sie mögen die schönen 10 — 30 — 100 und Tausend Gulden, die überaus [illegible] Kreuzer Dukaten immer sehr gern in Empfang, und schickten mir oft das allerschofelste Zeug, wofür kein Leipziger Antiquar mehr einen Thaler gegeben haben würde; aber das schofle Zeug war verboten, das war genug für das lesende Publikum, um es theuer zu bezahlen, und so ging das viele Jahre lang seinen Gang, bis Kaiser Ferdinand plötzlich ausrief: „Nun ist's genug! — Ich gebe meinen Oesterreichern die Freiheit: zu drucken und zu lesen, was sie vor Gott, ihrem Gewissen und ihrer Ehre verantworten können." Auf solche Weise, meine Herren, ist nun mit einem Schlage der, ein edles Volk entehrende und entsittlichende Schmuggelhandel mit verbotenen Büchern vernichtet.

Gott segne den Kaiser dafür!

Meine Herren! Einige von Ihnen haben noch in derselben Stunde, wo der gütige Monarch seinem Volke die Preßfreiheit verkündigte, eine ganze Sündfluth von bisher verbotenen Büchern und Zeitschriften mit elenden Buchstaben angekündigt, und an mehreren Schaufenstern bemerkte ich Büchertitel, welche mir das Blut in die Wangen jagten, als wäre ich achtzehn Jahre alt, und ich bin doch erst 48. —

Ich weiß nicht, meine Herren, ob Sie mit der „Prostitution des weiblichen Geschlechts in Berlin" — mit der „Ehe unter Vieren" — mit Edgar Bauers „keine Ehe mehr" — mit der „Lustseuche" und anderen Erzeugnissen der norddeutschen Presse, deren Titel nachzuschreiben mein unvernünftiger Bänsekiel sich sträubt, am 15. März gute Geschäfte gemacht haben. Sollte es nicht der Fall sein, so bezeuge ich Ihnen hiemit zwar mein herzliches Beileid, verhehle Ihnen aber nicht: daß ich mich königlich darüber freue, und daß ich nichts mehr wünsche, als daß alle Ihre riesengroßen Ankündigungen früher verbotener Bücher und Zeitungen keinen Hund hinter den Ofen hervorlocken mögen — keinen räudigen Hund, sage ich Ihnen, geschweige denn einen edlen, freien, gebildeten Oesterreicher. Ehre Ihnen, edler Harold, und ein Lebehoch aus voller Brust für die Erklärung, die jeden rechtlichen Mann und Literaten mit Freude und Achtung für Sie erfüllt hat. Ehre Ihnen! und diese Blätter mögen Ihnen beweisen, daß Ihre Worte nicht ungehört und unbeherzigt verhallten. — Schmach Jenen, welche, um eines zu hoffenden baren Gewinnstes willen in demselben Augenblicke, wo alle Bewohner der Residenz mit Freudenthränen in den Augen einander das große Wort „Preßfreiheit" zuriefen, die Erzeugnisse der schamlosesten Preßfrechheit an ihren Schaufenstern ausstellen konnten, so daß unsere Frauen und Jungfrauen, die vorüber gingen, erschreckt und verwirrt die Augen zu Boden senkten, wenn sie im Vorübergehen zufällig einen der sauberen Titel lasen. — Gewiß, gerechter Zorn übermannt Jeden, der sich die Sache näher betrachtet, und man muß förmlich erstarren über die Tact-

ßigkeit, wozu die Gewinnsucht an dem für ganz Oesterreich erhebendsten Tage einige Menschen verleiten konnte, welche — wir wollen es zu ihrer Entschuldigung annehmen! — keinen Begriff von Anstand, Sitte, Dankbarkeit und der Achtung haben, welche sie einem eben frei und mündig erklärten Volke schuldig sind.

Der Kaiser gibt uns Freiheit, er bewährt uns das größte Vertrauen, indem er uns bewaffnet, er verheißet uns Duldung aller Confessionen, und jene Menschen stellen Bücher an ihre Schaufenster aus, darauf berechnet, die verschiedenen Confessionen aneinander zu hetzen, Aufruhr — Nichtachtung des Heiligsten — Unsittlichkeit der gemeinsten Art zu predigen. Gottlob! ich habe noch keinen Wiener Schriftsteller gesprochen, der nicht über diese Schamlosigkeit entrüstet gewesen wäre, der nicht — die Hand betheuernd auf das Herz gepreßt ausgerufen hätte: „dergleichen Schartecken sollen nun und nimmer die freie österreichische Presse schänden.

So meine Herren Wiener Buchhändler, die es trifft! da hatte ich als ehrlicher aufrichtiger Dane Ihnen meine Meinung gesagt. Ihnen aber meine Herren Buchhändler, welche so denken wie der wackere Herr Gerold, Ihnen bringe ich gleich diesem Dank und freudiges Hoch! verbeissen Sie den Schriftstellern Oesterreichs dazu: daß sie's der Welt beweisen können, wie würdig sie der erlangten Freiheit sind! wir wollen Ihnen unsere besten Kräfte widmen, ehren Sie sich selber, indem Sie es nicht mehr dulden, daß der österreichische Schriftsteller im Auslande mit seinen Manuscripten aufkriechen muß, — seien Sie österreichische Buchhändler, Förderer der österreichischen Literatur, und überlassen Sie ruhig den Betrieb jener norddeutschen Schandschartecken gesinnungslosen Trödlern.

23.

Die Schiller-Tage,

November 10—13. 1859.

in

Hamburg-Altona.

Gedenkblätter für spätere Tage

von

J. P. Lyser.

Ex Biblioth. Universitatis Friderici Guil. Berolin.

Hamburg.

Hoffmann's Zeitungsladen.

Ganz Deutschland nicht nur, auch London, Paris, Turin, Petersburg, New-York, kurz jede größere Stadt, wo gebildete Menschen wohnen, begingen den Hundertsten Geburtstag unseres Schiller in mehr oder minder feierlicher Weise; in Deutschland feierten ihn selbst kleine Städte und Dörfschaften, und die Berichte über all' diese Schillerfeste werden uns so wenig erlassen bleiben, als die verschiedenen Feste selber; denn daß der Name „Schiller" für Festlichkeiten verhalten mußte, wie sie lediglich der Speculationssucht unserer speculativen Zeit zu ersinnen vermochte, das versteht sich von selbst und ich habe durchaus nicht Lust, deshalb unnützer Weise an die große Glocke zu schlagen, wie Manches auch in dieser Weise mich anwiderte und mir die Schamröthe in die Wangen gejagt haben würde, wäre ich ein ächterner Deutscher.

Das bin ich nun freilich nicht, aber ich rede und schreibe Deutsch. Schiller war bereits der Arzgott des nordischen Knaben; als Jüngling habe ich für ihn geschwärmt; als Mann erhob und kräftigte er mich, daß ich „dulden" und „kämpfen" lernte, und jetzt, wo ich mich den Jahren nahe, die, wie Goethe meint, uns nur als ächte Kinder finden sollen, ist meine Begeisterung für den großen Dichter und Denker noch so innig, frisch und unverheuchelt, als hätte mir ein kräftiger Zaubertrank vierzig Jahre vom Leibe geschafft.

Genau betrachtet verhält sich's wirklich so, denn ist nicht die ächte Poesie ein Zaubertrank, der selbst Männer im höheren Greisenalter wieder zu Jünglingen umwandelt? Vater Goethe erfuhr es an sich selber und hat uns davon in seinem zweiten Faust Theil erzählt. Schiller starb jung, was Wunder, daß er ewig jung in unserm Herzen fortlebt, sind nur die Herzen derart, um ihn Einmal verstehen zu können.

Das ist eine sehr nothwendige Bedingung, wo es sich um die würdige Begehung einer Feier zum Andenken Schiller's, unbeschadet des edelsten deutschen Dichters handelt, und eben dieser Umstand veranlaßt mich, meine Erinnerungsblätter über die Art und Weise, wie Schiller's Hundertster Geburtstag in Hamburg-Altona begangen wurde, nicht ungeschrieben zu lassen.

In Hamburg-Altona — und dies mögen auswärtige Leser wohl beachten — dachte man erst ziemlich spät daran, am Hundertsten Geburtstage des großen deutschen Dichters eine öffentliche Feier zu veranstalten. In den meisten Städten des übrigen Deutschlands* wurde schon vor zehn Jahren, gelegentlich der

Hundertsten Geburtsfeier Goethe's (August 28, 1849), der Entschluß gefaßt: am Hundertsten Geburtstage Schiller's das nachzuholen, was man am Hundertsten Geburtstage Goethe's, der damaligen leidigen Zeitverhältnisse wegen, unterlassen mußte. Man hoffte — Gott, die Hoffnung und die Polizei verlassen keinen Deutschen! — daß nach zehn langen Jahren wenigstens Einige etwas gelernt und sich die Zustände doch etwas besser gestaltet haben würden, als wie sie sich im Jahre 1849 gestaltet hatten. Das Jahr 1859 mag, bevor es gleich seinen Vorgängern hinabsteigt zu den Müttern, darauf antworten.

Thatsache ist es, daß die Anregung in Hamburg, ebenfalls den Hundertsten Geburtstag Schiller's öffentlich zu begehen, den Hamburgern, in deren Macht es stand dafür zu wirken, erst von Außen her, und um die reine Wahrheit zu sagen, erst kurz vor „Thorschluß" zukam. Die in Hamburg lebenden Schriftgelehrten hatten freilich schon früher davon gemunkelt, aber wirklich so lange im Dunkeln, bis es sich für die Gewaltigen herausstellte, daß es sich hier für Hamburg gleichsam um einen Ehren-, das will sagen, um einen Geldpunkt handeln würde, wo man sich denn doch nicht dürfe lumpen lassen dem Auslande i. e. dem übrigen Deutschlande in seiner Gesammtheit gegenüber.

Jetzt bildete sich ein Comité; ein besonderes Comité; ein Ausschuß; verschiedene Vereine der Aemter, Zünfte, Freimeister, Amtsmeister, Liedertafeln, Gesangsvereine, so viel deren Hamburg zählt; kurz wenn man alle die verschiedenen Vereine, welche sich behufs der Schillerfeier in Hamburg über Hals und Kopf constituirten und von denen Jeder etwas Anderes wollte, als sein nächster Herr Nachbar, zählte, so konnte man sich ohne Mühe und Kosten den anschaulichsten Begriff von der deutschen Einigkeit verschaffen. Trotz alledem waren die verschiedenartigsten zünftigen und nichtzünftigen Berufskreise und Körperschaften nicht zu bewegen, sich der öffentlichen Feier in Hamburg anzuschließen. Ich nenne als solche nur die Herren Schlachter, Gärtner, Uhrmacher, Hutmacher, Schneidermeister, Wundärzte, Barbiere, Aerzte, Apotheker, Bleicher, Fischer, Fuhrleute, Lichtgießer, Ewerführer, Segelmacher, Weber, Zuckerbäcker, Advocaten — Literaten und — — Vertreter der Zeitungspresse als solche!!

Aber das Sprichwort sagt: „Noth bricht Eisen!" und ein anderes: „wenn der Teufel hungrig ist, so frißt er Fliegen!" Ohne es zu wissen und zu wollen fand der wohlweise Magistrat von Hamburg das rechte Mittel, um all die verschiedenen Comités, Vereine (exclusive einiger Aemter und Zünfte, denen der Kopf heilig) unter einen Hut zu bringen! Das Mittel lautete: Verbot der Schillerfeier am Hundertsten Geburtstage des Dichters, weil dieser Geburtstag — o Schicksal! auf einen Hamburger Bußtag fällt.

Vergeblich war alles Suppliciren, Demonstriren, Petitioniren, Polisitiren, selbst Agitiren, Senat und Magistrat beharrten dabei: Buße muß sein, und zwar um so mehr, als es sich nicht etwa um einen religiösen, sondern um einen politischen Bußtag handelte. Es hat nämlich, ich weiß wirklich nicht vor wie vielen hundert Jahren, ein gottloser Kerl, Namens Snittger, einmal gegen Senat und Magistrat dergestalt opponirt, daß den hohen und wohlweisen Herrn für längere Zeit „schwul" zu Muthe wurde; Snittger mußte es später (October 4, 1686) theuer bezahlen, nämlich mit seinem Kopf, den Hamburgern aber wurde, weil ein Theil des Volkes es mit dem Snittger gehalten hatte, für ewige Zeiten ein Bet- und Bußtag octroyirt; welcher, mehrere Male bereits verlegt, jetzt auf den zweiten Donnerstag des Novembers, dieses Mal auf den 10. November als Schiller's Geburtstag fällt.

Nun hätte zwar dieses Jahr der Buß- und Bettag ohne Anstand ausnahmsweise zu Ehren Schiller's auf einen andren Tag verlegt werden können, allein man weiß, daß der Freiheit und Licht predigende Schiller in vielen tonangebenden und machthabenden Kreisen Hamburgs nicht weniger schlecht wie bei der Regierung in Hessen-Cassel oder aber bei der hohen Geistlichkeit in Wien und München angeschrieben steht, konnte man eine Schillerfeier in Hamburg überhaupt auch nicht wohl verbieten; der Hamburger Buß- und Bettag par ordre de Musti mußte trotz Schiller's Geburtstag oder aber, eben erst recht wegen Schiller's Geburtstag sein Recht behalten, und somit die Schillerfeier am 10. November allein für Hamburg untersagt bleiben.

Das nahe Altona ließ sich diese dargebotne Gelegenheit, sich vor der stolzen Schwesterstadt hervor zu thun, nicht entgehen. Obgleich dänisches Gebiet, wurde doch daselbst eine öffentliche Schillerfeier von den Behörden durchaus nicht beanstandet und nur solche polizeiliche Anordnungen getroffen, wie sie durchaus nothwendig, um bei dem vorauszusehenden Andrange der Bevölkerung Hamburgs in den engen Straßen Altonas Unglücksfälle nach Möglichkeit zu verhüten. Das Gymnasium, die vornehmsten Schulen, der Bürger-, Gesellen-Bildungsverein, die Zünfte, hatten einen glänzenden Fackelzug veranstaltet, der recht gut ausfiel, und im Theater fanden am 9. und 10. dieselben Festvorstellungen wie in Hamburg am 11. und folgende Tage vor überfüllten Häusern Statt, und ohne irgend etwelche erhebliche Störung ging in Altona das Schillerfest vorüber; was um so mehr zu verwundern ist, als aus Hamburg, außer dem wirklich gebildeten Theil seines Theaterpublicums, eine namhafte Anzahl Menschen und ganze Wagenladungen von Damen aus der Schwiegerstraße und Dammthorwall sich einfanden, welche zum Theil im „Colosseum", im „Weißen Lamm" und „Schmidt's Tivoli" auf ihre Weise

Schiller feierten

Eine allgemeine Illumination fand in Altona nicht Statt; seinem Rathhause war allerdings ein schwaches Licht aufgegangen und viele bescheidne Häuschen strahlten vom Parterre bis zum Giebelfensterchen im hellen Lichtglanze; doch gerade die Häuser der reichsten und angesehensten Bewohner der ersten Stadt Holsteins schauten vornehm und finster darein! Wir wollen annehmen, ihre Besitzer dürften es vorgezogen haben, anstatt zu Ehren Schiller's Tausend und mehrere Mark für eine Illumination ihrer Grundstücke zu verausgaben, diese Summe einem armen namhaften deutschen Dichter — wir können deren Mehrere nennen! zuzuwenden. Damit würden wir uns allerdings sehr einverstanden erklären und mehr wie mit einer Illumination; bei der, obgleich sie wie gesagt keine Allgemeine war, es an Lächerlichkeiten nicht fehlte. So z. B. hatte gleich der Fleischwaarenhändler am Nobisthor Schiller's bekränzte Büste auf das Zierlichste mit Würsten- und Sauseischen-Guirlanden garnirt. Ein Polkakellerwirth hatte zu beiden Seiten der ebenfalls bekränzten Schillerbüste ein Glas weißen und ein Glas rothen Grog in Natura placirt, und daß vor den illuminirten vielen Destillationen Altonas zwischen je zwei Lichtern eine Liquerflasche mit verschieden gefärbten Spirituosen nicht fehlte, erwähne ich nur beiläufig. Um elf Uhr war auf den Straßen Altonas alles ruhig und nur noch wenige Menschen zu sehen, wogegen die verschiedenen Tanzlocale wohl erst mit Tagesanbruch ihre letzten Mohikaner scheiden sahen, von denen ein nicht geringer Theil aus unbußfertigen Hamburger Stadtkindern bestand.

Ich bin kein „Heiliger", aber ich treibe mit dem Heiligen keinen Spott, und so kostete es mir einige Ueberwindung, der Hamburger Petrikirche ex officio einen Besuch abzustatten; ich fand das Gotteshaus beinahe noch leerer wie das Hamburger Stadt-Theater, wenn ein classisches Stück gegeben wird; einigen Matronen mochte es vielleicht Ernst mit der Buße sein; einige sehr dicke in den Kirchenstühlen sitzende Herren sahen sehr verdrießlich und gelangweilt aus, während einige sehr magere Herren, welche mit gefalteten Händen dastanden, die Augen fromm verdrehten, dabei aber nicht unterließen, von Zeit zu Zeit nach den jungen Damen zu schielen, von denen es bekannt geworden, daß sie am 11. im Stadt-Theater gegen fünf Mark Entrée (ohne Gage) mitspielen würden.

Diese von dem Schiller-Comité in Hamburg veranstaltete Festvorstellung für das exclusive Publicum der Hamburger Aristokratie, habe ich mir natürlich nicht mit angesehen; wie wäre ein armer Poet dazu gekommen, von dem Fest-Comité mit einem Billett begnadigt zu werden? Wer da in seinem nichtsdurchbohrenden Gefühle die Stirn hätte zu sagen, dies sei eine Festvorstellung zu Ehren des großen Volksdichters Schiller gewesen, den könnte man darum benei-

den. Ich aber habe diese Stirn nicht und darum schweige ich jetzt lieber.

Die Illumination war sehr schön und gewiß die großartigste, welche Hamburg seit der Franzosenherrschaft sah, wo bekanntlich am Geburtstage Napoleon I. die Hamburger immer bei Todesstrafe ersucht wurden, glänzend zu illuminiren. Dieselbe war in Norddeutschland überhaupt nur einmal übertroffen durch die im Jahre 1818 in Altona zu Ehren Friedrich VI. stattgefundene. Mich freilich interessirte mehr als die ganze Illumination ein Autograph Schiller's (ein Klopstock'scher Vers, mit der bekannten Strophe: „die Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke", welche sich auf der Gedenktafel über Klopstock's Haus in der Königstraße zu Hamburg befindet), d. d. Leipzig 1785, in einem alten Stammbuche, im Besitze des Antiquar und Buchhändlers Herrn J. S. Meyer; dieses Stammbuch enthält außer dem Namen Schiller noch Namen wie Lenz, Moritz Schulz (unter dem Schriftstellernamen Friedrich Laun bekannt) u. A.; außerdem Originalskizzen von Gerstel, Veit, Jury und Ramberg, in einer derselben glaubte ich sogar einen ächten Oeder zu erkennen; endlich eine Federzeichnung, das Bildniß der Charlotte von Kalb en miniature darstellend, so schön, daß kein späterer Kupfer- oder Stahlstich sich mit ihr messen könnte; kurz das alte Stammbuch hat historischen und künstlerischen Werth. Dieses Stammbuch lag am 11. November auf einem Tischchen vor der Thüre des Eigenthümers auf offener Straße, daneben ein Blatt, auf welchem Folgendes geschrieben war: „Es wird höflichst gebeten, dieses werthvolle Andenken an den größten Dichter der Welt nicht zu berühren" — und in der That, Niemand wagte es zu berühren.

Das Volksgewühl auf den Plätzen und Hauptstraßen war ungeheuer, trotzdem kamen keine Unfälle vor, und nur die Umgegend des Stadt-Theaters war unsicher, dort nämlich zogen Schaaren von Gensdarmen umher und lauerten auf edles Wild. Es ist ihnen jedoch nicht gelungen, etwelches zu stellen, so daß Niemandem die Schillerfeier, außerdem was er sonst dafür verausgabt, noch extra „fier Mark veertein" zu stehen kam. Ich verließ Hamburg bevor die Glocke 12 schlug und die unvermeidliche Thorsperre wieder in ihre ewigen Rechte trat, deren sie heute einmal Ausnahmsweise zu Ehren Schiller's, oder damit es keinen Crawall gäbe, sich bis 12 Uhr Nachts entäußert hatte. Genugsam, die Polizei war höchst überflüssig.

Der Feier am Sonntagmorgen war in der That das Großartigste, was ich in der Art gesehen, und die Ausführung desselben, so wie die dabei herrschende Ruhe und Ordnung gereichen der Bevölkerung der Schwesterstädte — denn beide Städte, Hamburg und Altona, hatten sich an dem Zuge be-

fern, denn ich war verwirrt, überwältigt von der Großartigkeit desselben; das will etwas sagen, denn ich habe in Berlin, Wien, Paris und Neapel in dieser Art Ausgezeichnetes gesehen; wenn man mir, wie einige treuherzige Referenten Hamburger Blätter, alles Ernstes hätte versichern wollen, eine Illumination wie die Hamburger am 11. November sei selbst in Berlin und Wien nicht möglich, so hätte ich lachen müssen, denn ich habe nicht nur in Dresden, als am achtzigsten Geburtstage des guten Königs Anton — großartigeres gesehen, sondern selbst in Schönbrunn und Hitzing bei Wien, am Geburtstage des jungen Kaisers; des Feuermeeres nicht zu gedenken, in welchem Wien und seine achtunddreißig Vorstädte, vom Tiefen Graben an bis zur höchsten Spitze des St. Stephanthurmes schwammen, als der Kaiser von seiner Reise nach Ungarn zurückkehrte. Aber wie gesagt, was den Hamburger Festzug betraf, der war großartig, und ich glaube kaum, daß er von dem Wiener und Berliner bei dieser Gelegenheit übertroffen sein dürfte, und das kam daher, weil er vom Volke ausgegangen, vom Volke ausgeführt wurde, welches sich dieses Fest selbst gegeben hatte! Welch ein Abstand zwischen dieser Volksfeier des großen Dichters und der vom Schiller-Comité im Stadt-Theater veranstalteten Schillerfeier mit Damen in parfümirten Tricots, zu dem Eintrittspreise von fünf Mark Courant für Begünstigte! — Mit dem Festzuge hatte auch das Fest seinen Culminationspunkt als Volksfeier erreicht; die Nachfeier trug einen rein speculativen Charakter und betheiligte sich daran hauptsächlich wohl nur das edle Geschlecht der Bummler von Profession; wüßte ich doch auch bei allen Göttern nicht, wie eine würdige Schillerfeier sich in Localen wie die bei „Peter Ahrens", „Neue Dröge", „Goldnes Lamm" in Altona und „Schmidt's Tivoli" am Schulterblatt gestalten könnte.

Auf was aber und womit alles in Hamburg und Altona vor, während und nach der Schillertage speculirt wurde, davon, abgesehen von den rein literarischen und artistischen zahllosen Speculationen, zur Ergötzlichkeit meiner Leser folgende Pröbchen:

Schiller-Krebssuppe, bei der Witwe Kortray in Altona.
Schiller-Aepfelkuchen, bei der Witwe Mohr, Schulterblatt.
Schiller-Würste, bei sämmtlichen Kopfschlachtern.
Schiller-Wurststopf-Maschine.
Dresdener Schiller-Champagner.
Schiller-Portemonnais, Cigarren und Brieftaschen.
Schiller-Orden von 2 und 4 ß.
Schiller-Cotillon-Geschenke. — Schillerseife.
Schiller-Leuchter und Stocklaternen.
Schiller-Lagerbier. — Schiller-Tücher.

Endlich kündigte sogar ein Buchhändler ein Buch über

Ein Lotterie-Collecteur empfahl die Nummer 100; ein Andrer Loose mit der Devise: „Seid umschlungen Millionen"!

Schiller, was willst Du mehr?

Erwähnen will ich nun noch zweierlei und das ist etwas, was den Denker und gebildeten Mann erheben muß, mehr als Milliarden Gasflammen und Kerzen und meilenlange Festzüge:

1) die Gründung einer Schiller-Bibliothek, in welcher Alles aufgenommen werden soll, was von und über Schiller geschrieben worden und erreichbar ist, in allen verschiedenartigen Ausgaben und Sprachen.

Die Herbeischaffung hat der obengenannte Buchhändler Meyer übernommen, mit der Absicht, den ganzen Complex unentgeldlich einer dießigen von ihm zu designirenden Bibliothek zu überlassen.

2) die Concordia-Glocke. Ein patriotischer Mann, dem eine Bürgerkrone, ein Ständchen aus 100,000 Kehlen gebührt, wenn es Gerechtigkeit in der Welt giebt — sein Name, C. H. F. Gerth — wird von der Geschichte Schiller's, so wenig als von der hamburgischen Geschichte jemals zu trennen sein, machte den Vorschlag zu einer Collecte für eine „Concordia" zu nennende Glocke für die neuerbaute noch thurmlose Nicolaikirche, als ewiges Andenken an Schiller.

Der Glockengießer J. C. Ad. Bieber fertigte unentgeldlich das Modell dazu. Herr F. W. Tomschke, Buchbindermeister, das kostbare Album, in welches die Namen aller derjenigen, die ihr Scherflein beitragen, hineingedruckt werden sollen und siehe da, am 14. November schon konnte die Collecte geschlossen werden, unter einer Feierlichkeit, die ihres Gleichen nie erlebt hat. Die Commerzdeputation hatte bereitwilligst die Aufstellung des Modells in der Börse gestattet, das sagt in der Börsenstadt Hamburg mehr als viel. Hier war es, wo Abends 7 Uhr, unterstützt durch die vortrefflichen Resonancen der schönen Räume, einige herrliche Oberäle geblasen wurden, sodann unter ergreifenden Worten des Herrn Gerth das Glockenmodell weggeräumt und die Geldkiste, in welcher die auf 8000 Thaler geschätzte Collecte sich befand, der Kirchenbaudeputation überliefert wurde. Der Redner schloß mit einem dreimaligen Hoch auf Hamburg, welches sodann erwidert wurde durch ein gleiches auf die Herren Gerth, Bieber und Tomschke. Wenn alle Standbilder Schiller's verwittert sein werden, welche sein 100jähriger Geburtstag erschuf, die Concordia-Glocke in Hamburg wird ertönen und unsre Manen mahnen, daß

Schiller lebt!

Ich war so glücklich, durch den Börsendiener Bruns eine Reliquie zu erlangen, das Laubwerk, welches dem Modell als Schmuck gedient hatte, und hoffe, bei meinen 60 Lebensjahren,

U 40504
33

Dinorah,

oder:

Die [illegible]fahrt [illegible]ch der Oelmühle.

Hamburger [illegible]sse in 2 Bildern. (Parodie der Oper: Dinorah.)

Wo kann't angahn!

Dem Humor liebenden

Publikum Hamburgs

ist dieser flüchtig hingeworfene Scherz gewidmet von dem Verfasser

J. P. Lyser.

Altona im September 1860.

Preis 2 Schilling.

N. 1211. 1909.

Druck und Verlag von H. Poppe & Co. in Altona.

1860.

Personen.

Teinoel, früher Hausknecht, jetzt Bummler.
Claas, Milchmann und Naturſänger.
Tinorah, früher Dienſtmädchen, Teinoels Geliebte.
Anna, } Dienſtmädchen.
Trina, }
Ein Müller.
Ein Conſtabler.
Ein Laternenanzünder.
Drei Hirtenknaben.
Bürger und Bürgerfrauen.
Gäſte beiderlei Geſchlechts.

Köl. Univ. Bibl.

Die Handlung geht auf dem ſogenannten Heiligengeiſtfelde vor, beginnt Abends und endet am andern Morgen.

Vorwort.

Die **„Vinorah“** wurde in zwei Tagen eigends für das neueröffnete Tivoli-Theater der Herren Lange und Schultze auf St. Pauli geschrieben und im Laufe der Sommersaison nicht weniger wie fünfzig Mal aufgeführt, so daß ich ohne Anmaßung behaupten darf: die Herren Lange und Schultze haben mit meiner Posse ein glänzendes Geschäft gemacht, während alle übrigen Sommerbühnen — Dank dem schlechten Sommerwetter! — die schlechtesten machten. Nicht nur die freundliche, alle meine Erwartungen übertreffende Aufnahme, welche der „Vinorah“ von Seiten des Hamburger Publikums zu Theil wurde, sondern auch noch einige andere Gründe veranlassen mich, meine Arbeit — auf welche ich außerdem gar keinen Werth lege! — durch den Druck zu veröffentlichen.

Zum Ersten die Thatsache: daß mir meine fünfzig Mal aufgeführte Posse mit nicht weniger, aber auch nicht mehr, als 5 ℳ, schreibe: Fünf Mark Hamburger Courant honorirt wurde, wofür ich mich noch verpflichten mußte, sie auf keiner anderen Bühne Hamburgs und Altonas im Laufe der Sommersaison aufführen zu lassen.

Zum Zweiten: der Umstand, daß Herr Schultze auf dem Theaterzettel meinen Namen nicht ein Einzigesmal als Verfasser drucken ließ. —

Zum Dritten endlich, daß er sich das Erstemal, als man den Namen des Verfassers zu wissen begehrte, allein als Verfasser und auf meine deshalb erhobene Beschwerde, als Mitverfasser der „Linorah" in den öffentlichen Blättern nannte. Gegen beide Angaben muß ich auf das Entschiedenste protestiren. — Plan, Gang der Handlung, Wahl der Charaktere, Sceneufolge, Dialog, Gesangstexte — kurz, die „Linorah", wie sie hier der Lesewelt vorliegt, ist mein ausschließliches Eigenthum; Herr Schultze legte nur das Couplet, welches er im zweiten Akte sang, den Schlußtanz (wofür der Schlußgesang, weil er nicht für den Milchmann Clas geschrieben war, weg blieb) und einige Local-Impromptus ein, deren Autorschaft ich durchaus nicht beanspruche, so wenig wie die Idee, das Original des Milchmannes als Gast auf die Bühne zu bringen, wodurch die Parodie zu guterletzt zur gemeinen Farçe herabgewürdigt wurde. —

Das Publikum Hamburgs kennt mich seit 32 Jahren als Schriftsteller, denn im Jahre 1828 erschienen meine ersten literarischen Arbeiten in der von dem verstorbenen Dr. Pappe herausgegebenen Zeitschrift „Lesefrüchte", sowie in den „Originalien" von Georg Lotz. — Diese Arbeiten, so schwach sie immer waren, erwarben mir die Theilnahme eines Zimmermann, Bärmann, Lewald, Heinrich Heine, Maltitz und anderer damals in Hamburg lebender geschätzter Schriftsteller. — Das Hamburger Publikum, dem das, was

ich später schrieb nicht unbekannt ist, wird mir zutrauen, daß es mir nicht einfallen kann, mich mit fremden Federn zu schmücken, allein ich finde auch keine Veranlassung, so ohne Weiteres was ich geschrieben habe, für das Geisteserzeugniß eines Anderen ausposaunen zu lassen. Wie schlecht sich's mit seinen eigenen geistigen Kälbern pflügt, erfuhr Herr C. Schultze gelegentlich der ersten und letzten Aufführung seiner Localposse „Hamburger Kinder". Er begnüge sich daher gütigst mit dem pecuniären Gewinn, welchen ihm meine 50 Mal gegebene „Pinorah" brachte und dem Bewußtsein: sie mir mit 5 Mark Courant honorirt zu haben. —

Schließlich bemerke ich noch, daß die Herren Buchdruckereibesitzer Poppe u. Adolff (Firma: H. Poppe & Co.) in Altona das Verlagsrecht der „Pinoroh" von mir käuflich erworben haben.

J. P. Lyser.

Erſtes Bild:

Der Abend und die Nacht.

as Theater ſtellt das Heiligengeiſtfeld auf St. Pauli vor, in der Mitte
e Bühne die Oelmühle; in der Ferne der Wall, über welchen der St.
Michaelisthurm hoch emporragt. Sonnenuntergang.

Erſte Scene.

Bürger mit ihren Frauen, junge Männer mit ihren Liebchen kommen von
echts aus dem ſogenannten Schäferkamp. Die meiſten Männer ſind etwas
angetrunken und werden von den Frauen und Mädchen bugſirt.

No. 1. Chor.

Jetzo ſind die Gläſer leer
Und das Bier war heut' ſo ſchwer,
Darum trinket nun nicht mehr,
Denn ſonſt gäb' es noch Malheur.

(Alle links ab.)

Zweite Scene.

Anna und Trina treten von rechts auf.

Anna. (Den Abgehenden nachblickend) Na, de Mannslüd hef düssen Abend ok weder good laden.

Trina. Jo, dat geiht nu eenmal nich anners, wenn se Geld hebbt un dat Wedder is schoin, so mööt se sick amüsörn, un wenn man sick amüsört, so is glick en lütten Haarbüdel da, man weet nick wie! Aber töv man erst bit Morgen, da is Sündag un de groote Wallfahrt na de Oehlmöhl.

Anna. Wallfahrt? Sünd wi denn katholsch wor'n?

Trina. (lacht) Ne Anna! wat Du doch vör en dumme Trien' bist! Du bist gewiß keen Hamborger Stadtkind, datt Du nich mal weest, wat datt mit unse Wallfahrt vör en Bewendniß hett.

Anna. Ne, ick bin ut Crempe, wo se de schoinen hatten Kringel backen. Aber vertell my, wie verhält sick datt mit de Wallfahrt?

Trina. Na sühst Du, dat is so: in Hamborg un op St. Pauli da giwt dat hannig veel Duven-Narren, de veranstalten alle Jahr um düsse Tied hier en grootes „Tauben-Aufwerfen", dato kamen nu de Lüd von nah un fern hertogeströmt un davon heet dat: „de Wallfahrt na de Oehlmöhl.

Anna. Ah so! nu begriep ick. Da ward de Fischer morgen all weder en schoin Stück Geld verdeenen.

Trina. Da kannst Du op schwören!

(Hinter der Scene ertönt eine Heerdenglocke.)

Anna. (In die Scene blickend) Awer kieck mal, wekeen kummt da?

Trina. Dat is de verrückte Lene mit eeren swarten Schaafbuck.

Anna. Ach Gott, dat arme Minsch! aber ick mag keen Verrückte nich sehn.

Trina. Na ick eben so wenig! laat uns gahn

(Beide in den Schäferkamp ab.)

Dritte Scene.

Ein ſchwarzer Schafbock läuft über die Bühne, Linorah verfolgt ihn.

No. 2. Arie.

Linorah.

Warte nur, böſe Ziege!
Läufſt Du immer mir davon?
Wenn ich Dich wieder kriege,
Kriegſt Du ſchon Deinen Lohn.

Seit mich mein Leinoel verlaſſen
Irre ich trauernd umher,
Und oft iſt es mir ſelber
Als ob ich geſcheidt nicht wär!

Kehrt er nicht wieder — werd' ich
(weinerlich)
Noch eine alte Jungfer gar.
(lacht)
Denn ich zähle ja wirklich
(traurig)
Schon über ſieben Jahr.

Sie ſteht einige Augenblicke traurig da, dann tanzt ſie ein Polkatempo ab.

Vierte Scene.

Clas, ſpäter Linorah.

No. 3. Lied.

Clas.

Mein Lebenslauf iſt Lieb' und Luſt
Und lauter Liederſang.
Ein frohes Lied aus heit'rer Bruſt
Macht leicht den Lebensgang!
(ruft)
Melk! Melk! Melk!
(ſingt)
Man geht Vergaus, man geht Vergein,
Heut' grad und morgen krumm!

(singt)

Melk! frische Melk!

(sagt)

Durch Sorgen wird's nicht besser sein,
D'rum kümm'r ich mich nichts d'rum!
Heida! Heida! d'rum kümm'r ich mich nichts d'rum.

* * *

Dat is all ganz good, wenn man de Tieden hüt to Dag nich so schlecht wär'n — da rop ick nu all von fröhen Morgen bit to de Sperrstund myn Melk ut, aber wer nix damit verdeent, dat is Claas von Wilhelmsborg, denn bald is myn Melk den Lüden to dünn un bald to dick, un wenn ick mal denk, ick har de rechte Mischung drapen, so sind se wenn ick kam all lang mit Melk versorgt. Wo kann't angahn! Ick bin egentlich nich tom Melkmann, sonnern tom Schönie bor'n un hef von Jugend up en bannige Lust to singen un Comedie to speeln hatt, un wenn ick up de Straat an to singen fang, so loopen alle lütten Jungens un Deerns tosam un freu'n sick, wie schoin ick singen kann. Aber — wo kann't angahn! de verflixten Kunstablers heft gor keen Kunstsinn, keen Geföhl vör dat Schoine un endlich gor keen Delikateß! Se lurrn my överall up, un wenn se my sing'n hör'n, brecken se hervör, överfallen un arresteern my, un den annern Dag het dat up'n Stadtshus: „Fiev Mark Beertein!" da helpt keen Gott vör. Wo kann't angahn! Ick hef den Senador mit Thränen in den Ogen beden: (hochdeutsch) Verlauben Sie mir doch nur ein einziges Mal, daß ich Sie was vorsingen darf — (denn, dacht ick my, wenn he my man eerst hört het, so lätt he my künftig up de Straat sing'n so veel ick kann un will). Aber nix da! he wull my keen Gehör geben, obschon ick em segg: ick kunn nich alleen singen wie en Minsch, sonnern ok kreihen wie en Hahn. Wo kann't angahn! Alle Ogenblick in de Wacht sitten un fiev Mark Beertein betahlen is doch unangenehm! Ick segg also to my: Claas, du Döskopp, worum geihst du nich to'n Theader? da dörfst du ungehinnert sing'n, je mehr je beter un kriegst noch en wahres Heidengeld davör. — Ick gung also to Wollheim un segg, he schull my als Heldentenor angascheern. Da seggt he: wie heißt Heldentenor! wissen Sie nicht, daß mir alle sind

durchgefallen die gekommen ſind zu ſingen nach Wild? und daß ich nächſtens ſelber werde ſingen den Eleazar? Na ſegg ick, denn angaſcheern Se my as lyriſchen Tenor, denn mit Barſo is dat ja ok nich wiet her. Nu, dato har he Luſt, aber nu fung he glieck an von „halbe Waſche" to ſnacken un ſo veel verdeen ick ok noch by de Melk. Gandelius in Altona ſegg, Porrain ſchree em all mehr vör, as ick ſingen kunn. Maurice darf ja keene grooten Opern geben. Wo kann't angahn, dacht ick un gung to Schultze up St. Pauli, datt he my wenigſtens vör Baſtrollen angaſcheert. Schultze ſegg: „Baſteern do ick **fülwſt** by my, aber wenn Du my en Stück ſchrieven wullt, wat ick föftigmal geben kann, dat will ick dy mit fiev Mark Courant honoreern. — Do ſegg ick: „Leg' doch noch Veertein Schilling to, Schultze, damit ick wenigſtens, wenn ſe my wegen myn Singen arreteer'n, nich ſo lang to brummen bruck." Datt wör em aber to veel, un ſo wör dat ok by Schultze nix! Na Dannenberg und v. Stemm mag ick gar nicht erſt gahn, de heft den ganzen Summer ſchlechte Geſchäfte makt un Damm mutt ok erſt weder to Kräften kamen, alſo: Wo kann't angahn? — Aber de Courage verleer ick nich un ſingen mutt un will ick un harn die Kunſtablers noch ſo'n bannigen Pick up my.

No. 4. Quodlibet und Duett.

Gleich zu Anfang des Quodlibets erſcheint Linorah lauſchend im Hintergrunde.

Claes.

Wo Muth und Kraft in deutſcher Kehle flammen,
Fehlt nicht das blanke Schwert beim Becherklang.

(ruft) Melk! — Dick-Melk!

Wir ſteh'n vereint und halten treu zuſammen
Und rufen laut im feurigen Geſang:
Brauſe wie Wogendrang,
Brauſe du Freiheitsſang
Aus voller Bruſt!
Trompeten erſchallen! das Waldhorn ruft:
Auf Schützen, zu Fuß und zu Pferde!
Der Knabe Robert feſt und werth

Hält in der Hand sein blankes Schwert! — Welt!
Wer hat so frisches, rasches Blut
Wohl in der ganzen Welt?
Als Landwehrmänner wohlgemuth
Auf ihrem freien Feld?
Sie schmücken sich allabendlich
Mit grünem Eichenzweig.
Die freie gleiche Wehrmannschaft
Nach Gottes Fingerzeig. — Welt!
Man geht Bergauf, man geht Bergein,
Heut grad und morgen krumm.
Mit Sorgen wird's nicht besser sein,
D'rum kümm'r ich mich nichts d'rum. (tanzend)
Heida! Heida!
D'rum kümm'r ich mich nichts d'rum.

Vinorah. (welche sich hinter ihn schlich, schlägt ihn auf die Achsel) Bravo! singe immer zu.

Claas. (fällt erschrocken zu Boden) Au weh!

Vinorah. Immer zu!

Claas. Ick bin dod!

Vinorah. Immer weiter! singe zu. (gebieterisch) Auf! und singe! Singe! Tanz' mit mir! —

Claas. (spricht weinerlich) Danzen schall ick mit Dy? (er erhebt furchtsam den Kopf, erkennt Vinorah, sehr erstaunt) Watt? Du büßt keen Kunstabler? (und singt a la Masaniello) „Dat is wat Anners!" — (springt vergnügt auf, singt und tanzt mit Vinorah)

Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust
Und lauter Liedersang ꝛc.

(Nach dem Tanze entflieht Vinorah, Claas taumelt zu Boden.)

Claas. Sackerlot, dat hett ick danzen, nu is de Kopp ganz dösig. (Vinorah nachrufend) loop man nich gar so meschuggen rum, myn Deern, sünst lätt Dy Richter noch vör de Reform in Holt smieden un in Hamborg bringt Dy Krohn glick in de neie Irrenstatschon. (steht auf) Egentlich is dat aber doch recht schlecht! so en meschuggen Deern kann hier ungehinnert runlopen, während se my glick arristeern, wenn ick nur schoine Stimm mal hören lat. (blickt in die Scene)

Aber wer kummt denn da anbummelt? Ick glöv gar, dat is myn ollen Fründ Leinoel.

Fünfte Scene.

Claas. Leinoel in sehr ärmlicher Kleidung, dabei aber immer den Gebildeten spielend.

Leinoel. Wer ruft mir?

Claas. Ick, dyn ollen Fründ Claas! Wo kann't angahn? Kennst Du my nich mehr?

Leinoel. Ich erkenne Dir!

Claas. Bist Du verreist wesen? (Leinoel schüttelt den Kopf) Wo kummst Du denn her? (Leinoel deutet nach der Stadt) Wat? ut Hamborg?

Leinoel. Ich bin befreit!

Claas. Befreit? Wo kann't angahn! hest Du sitten mußt?

Leinoel. Ein volles Jahr im Straf- und Arbeitshause.

Claas. Wo kann't angahn! na, et is ook en schoine Gegend! aber vertell my doch worum Du hest brummen mußt?

Leinoel. Es ist eine sehr langweilige aber furchtbar tragische Geschichte! Bekannt ist Dir's, daß ich als Hausknecht bei dem reichen Börsen-Meyer diente.

Claas. Wie schull ick dat nich weeten, ick hef jo fröher immer Melk in't Huus dragen.

Leinoel. Bis man Dir raus schmiß, Deines Singens halber.

Claas. Un ick sing' doch gewiß nich schlechter as Roger un Carion!

Leinoel. Mit mich bei Börsen-Meyers diente als Mädchen vor Allens, Linorah, der Inbegriff aller Anmuth, Tugend, Schönheit und Jugend. Linorah sehend und sie glühend lieben, war vor mir der Moment eines Augenblicks — und als ich total hingerissen das Geständniß meiner Gefühle ihr vorstammelte, sank sie mir an mein empörtes Herz und in einen förmlichen Thränenstrom tiefster Rührung gebadet, gestand sie mir mit holdem Erröthen ihre Gegenliebe.

Claas. Wo kann't angahn!

Heinoel. Wir schwuren uns wechselweise jejenseitige, ewige und unverbrüchliche Treue. Jrade heute vor einem Jahre sollte des Priesters Sejensspruch uns auf ewig aneinander zusammenketten, denn Vinorah besaß ein kleines baares Vermögen und ein Häuschen hintern Pulverteich. Schon waren die Hochzeitsgäste hier bei Fischer versammelt, schon harrte ich hier selber, bräutlich jeschmückt, der Jeliebten — da bricht dir plötzlich ein fürchterliches Jewitter los! Der Donner rollt und kracht! ein Blitzstrahl zündet das Häuschen meiner Vinorah an und Alles, was sie im Vermöjen hat, verbrennt! — auch das baare Jeld. Nichts bleibt der Armen als das stählerne ausjebrannte Jestell ihrer Crinoline, worin sie mir zum Altar zu soljen jedacht hatte.

Claas. (gerührt) De arme Deern!

Heinoel. Nu frage ich Dir, wie sollten zwei total Abjebrannte Hochzeit machen? Mir stand über diese Frage anfänglich der Verstand still, dann aber kam mir eine jottvolle, jeniale Jdee! Vermittelst einiger höhern Schuster-Kümmel versetzte ich mir in eine jehobene Stimmung, eilte zu dem Armenvorsteher, warf mir ihm zu Füßen und beschwor ihn in den rührendsten Tönen: doch die Kosten zur ersten häuslichen Einrichtung für Vinorah und mir zu bestreiten.

Claas. Un wat segg he?

Heinoel. Er lachte mir ins Jesicht! — und als ich unanjenehm wurde, ließ er mir arretiren und in die Hüttenwache schleppen!

Claas. O de Barbier!

Heinoel. Von dort wurde ich am nächsten Morgen auf das Stadthaus geführt und von da — als ich die bewußten „Fiev Mark Veertein" nicht bezahlen konnte, auf ein Jahr in das Werk- und Armenhaus gebracht. Doch als die ersten Lerchen schwirrten ließ man mir laufen, weil man mir nicht unnöthiger Weise länger beköstigen wollte. So bin ich befreit, wie Tell sagt. — Du bist der erste Bekannte dem ich begegne, das scheint mir ein jutes Zeichen.

daß mich das treulose Jlück wieder lächelt! Vor allen Dingen gieb mir Auskunft: was macht meine jeliebte Linorah? Wo lebt sie und wovon lebt sie?

Clas. (hochdeutsch) Unglücklicher, beklagenswerther Freund!

Leinoel. (erstaunt) Wie? Du sprichst geel? —

Clas. Dat doch ick immer wenn ick geröhrt bin (wieder hochdeutsch) Also: unglücklicher, bejammernswerther Freund! Ein schreckliches Schicksal hat Dir betroffen.

Leinoel. Ich erbebe! Linorah ward mir unjetreue?

Clas. Neun! dieses nich.

Leinoel. (schreiend) So ist sie todt?

Clas. Neun! Todt is sie auch nüch.

Leinoel. (außer sich) Mensch! martre mir nich länger.

Clas. So vernimm denn: Deine Linorah is —

Leinoel. Was?

Clas. Verrückt!

Leinoel. (zurücktaumelnd) Wie? verrückt?! —

Clas. Ganz und gar meschuggen. Sie hielt Dir vor ungetreu und glaubte, Du wärst man ausgekniffen und durchgebrannt, weil sie abgebrannt is. Dieses hat ihren ohnehin schwächlichen Verstand den Gnadenstoß gegeben. Dag und Nacht irrt sie seitdem auf's Heiligegeistfeld herum in Begleitung von einen schwarzen Schafskopp, der so meschuggen is wie sie selbsten, denn er hält sich vor eine schneeweiße Ziege und Linorah glaubt ihm dieses.

Leinoel. O Jötter! wie soll ich diesen Jammer tragen?

Clas. Wenn sie müde is kriecht sie unter das Gestell von ihre Crinoline, was sie in die Sandgrube auf die Sternschanze hingestellt und mit einem alten Segel bedeckt hat. Dort schläft sie und ihre einzige Nahrung besteht in Essen und Trinken, welches ihr mitleidige Söhlen aus gutmüthiger Barmherzigkeit spendiren.

Leinoel. Genug Clas! ich ertrage es nicht länger, fort zu ihr! — in die Sandkuhle! — unter ihre Crinoline!

Claes. Verweile Freund! schon geht der Mond dort hinter die durchsichtigen Windmühlenflügel der Oelmühle auf und aus dem Busche kraust auch Linorah schon hervor. Dieses ist die Stunde, wo sie immer herkommt, um sich ein kleines Schwärmerei-Vergnügen zu machen! Ziehe Dich mit mir in den Hintergrund zurück, dort kannst Du sie ungesehen betrachten.

Leinoel. (von Claes in den Hintergrund gezogen) O Linorah! Linorah!

Beide ab.

Sechste Scene.

Linorah. Später Leinoel und Claes lauschend.

Linorah.

Ich bin da! Ich bin da! Ich bin da!
Doch meine Ziege ist wieder mir entfloh'n.
Komm doch böses Thier!
Komm doch her zu mir.

(spricht)

Ach da ist sie! — Die bösen Leute sagen, es wäre gar keine weiße Ziege, sondern ein alter schwarzer Schafbock. Lächerlich! — Hahaha! — als ob Linorah nicht einmal Weiß von Schwarz unterscheiden könnte!

(singt)

Weiß wie Schnee ist meine Ziege,
Etwas schwärzlich von Natur!
Komm, mein Kind, daß ich dich wiege,
Schlafe, schlafe folgsam nur! —

(sie bildet sich ein, ihre Ziege zu wiegen)

Eya bu bu!
Schlafe nur zu.
Seit mir mein Leinoel fehlt
Hab' ich dich mir erwählt.
Eya bu bu!
Schlafe nur zu.

(sie erblickt ihren Schatten)

In des Mondes hellem Scheine,
Zeigt sich mir ein holdes Bild!

Ach, mir iſt's als wär's der Eine,
Der die Seele ganz mir füllt.

(Zu ihrem Schatten)

Biſt Du Leinoel?
Bin ich's ſelber?
Oder meine Ziege gar?
Daß mir Leinoel ausgekniffen
Iſt mir leider allzuklar.

* * *

Götter ſagt, wo den Geliebten
Ich nur wieder finden kann!
Oder — iſt er mir verloren,
Schafft mir einen andern Mann.
Sei's ein Schneider,
Sei's ein Schuſter,
Oder ein Nachtwächter gar!
Ja den König Bomba ſelber
Nähm' zum Gatten ich fürwahr. —

Lein-
Oel —
Liegt mir im Herzen!
Lein-
Oel —
Liegt mir im Sinn!
Lein-
Oel —
Macht mir viel Schmerzen
Weil
Ich —
Madam noch nicht bin.
Ja ja ja!
Weil ich Madam noch nicht bin!

A biſſele Lieb und a biſſele Treu
Und a biſſele Falſchheit iſt allweil derbei.

(Schattenwalzer)

Lalelala la la la, Lalelala la la!

(Ein Gewitter bricht los, Leinoel und Claes kommen näher.)

Linorah (in wilder Erregung)
Donner rollen! Blitze flammen
Ganz famos erscheint mir dies.

Leinoel.
Ja, sie ist's die unglückselige,
Die gezwungen ich verließ.

Linorah.
Weh' dem Manne, dem Verräther,
Der den Schwur der Treue brach.

Leinoel.
Doch als treuer Schwerenöther
Folg' ich der Geliebten nach!

Claes.
Wo kann't angahn! wat en Wedder,
Dat is woll en Unglücksdag.

(Der schwarze Schafbock rennt über die Bühne, der Mühle zu, Linorah erblickt ihn und schreit):

Linorah. Meine Ziege! Meine Ziege! (Sie läuft ab)

Leinoel. Linorah! Linorah! Halt (wirft den Claes, der ihn zurückhalten will, zu Boden) Ihr nach! (er folgt Linorah)

(Beide werden von den Flügeln der Windmühle erfaßt und mit herum getrieben. Donner und Blitz.

Claes. (am Boden liegend) Wo kann't angahn!

(Ende des ersten Bildes.)

Zweites Bild.

Der Morgen.

Die Decoration iſt dieſelbe wie im erſten Bilde.

Erſte Scene.

Der Laternenanzünder, dann der Conſtabler, zuletzt drei Hirtenknaben.

Laternenanzünder.

Nach der Melodie: „Komm feins Liebchen, komm an's Fenſter".

Morgen is't un alle Thore
Weder apen ſtahn.
Kummt de Sunn herup ſo kann ick
Ok to Bedde gahn.

Conſtabler.

Nach der Melodie: „Ein Schäfermädchen weidete".

Kaum grau't der erſte Morgenſtrahl
So bin ich ſchon zur Hand!
Dem Jäger gleich nach edlem Wild,
Pürſch ich dann wie bekannt! —
Gelingt mir dann die Jagd recht fein
So bringt ſie reiche Beute ein:
Fiev Mark!

Echo.

Fiev Mark! —

Conſtabler.

Un Veer-

Echo.

Un Veer-

Conſtabler.

Veertein!

a Duo

Veertein!!

Die drei Hirtenknaben.

Nach der Melodie: „Was ist des Deutschen Vaterland?“

Geduldig sind die Schäfelein!
Wir hüten sie Jahr aus Jahr ein!
Sie folgen willig uns zur Schur,
D'rum loben wir die Schafesnatur.
Wie herrlich ist es Hüter sein
Von so geduld'gen Schäfelein.

Alle Fünf.

Wie herrlich ist es Hüter sein
Von so geduld'gen Schäfelein.

Alle begrüßen einander mit dem Ruf:

Gu'n Morg'n!

und gehen zu verschiedenen Seiten ab.

Zweite Scene.

Claas. (kommt langsam und verdrossen)

Well! — ja so! ick hef jo düssen Morg'n gar keen Well by my, de ick verkoopen kunn! Wo kann't angahn! — an de Nacht will ick denken. So mutt den Koinig Bomba to Modh wesen sin, as en de lezde Nadh an syn italiän'schen Stewel platzt is un he dat Leed anstimm'n mußt: „Nach Gaëta, nach Gaëta!“ — Myn armen Fründ Heinoel un syn Linorah deihd wott keen Than mehr weh! De hefft dat överstanden un Beiden is wohl. Ick aber mutt Drövsal blasen, denn ick bin doch keen Klotz, datt my eer truriges Schicksal nich to Harten gahn schull. Myn eenzigen Trost is man noch: datt keen Minsch vör Malheur kann, un also ick ook nich.

Couplet.

Was die Menschen thun und treiben —
Sei's gescheidt nun oder dumm —
Ob auf gradem Weg sie bleiben
Oder schleichen weit herum,
Auf der Jagd nach Glück und Ehr',
Wenn das Ziel auch nah schon wär',
Stolpern wir zuletzt noch sehr —
Ja, — wer kann denn vor Malheur?

Solches haben wir erfahren
Erst in allerjüngster Zeit:
Hamburgs Freiheit kühn zu wahren

Schien die Bürgerschaft bereit.
Doch gefügig ward sie sehr
Und bewilligte stets mehr
Bis fast alle Säckel leer. —
Ja, — wer kann denn vor Malheur?

Mancher Herr von Gottesgnaden
Macht nun eilig sich davon.
Heißt es einmal: „Fort mit Schaden!"
Ist der schlechtste Sitz ein Thron!
Selbst St. Peters Stuhl wankt sehr,
Denn kein Bannfluch wirkt heut' mehr,
Die Armee streckt das Gewehr! —
Ja, — wer kann denn vor Malheur? —

Wie im Großen, so im Kleinen,
Geht es zu auf dieser Welt.
That ein Recensent erscheinen,
Nannte sich der Wahrheit Held,
Riß und schimpft' die Kreutz und Quer,
Meint', das brächt' ihm Geld und Ehr' —
Doch — man prügelte ihn sehr —
Ja, — wer kann denn vor Malheur? —

Einer hat ein Stück geschrieben,
Fünfzigmal ward's aufgeführt;
Fragt ihr wo der Lohn geblieben,
Der dem Autor doch gebührt?
Hum! „Bethalen" fällt oft schwer,
Wundert Euch d'rum nicht zu sehr,
Wenn der Dichter vergessen wär'!
(spricht)
Wo kann't angahn?!
Ja, — wer kann denn vor Malheur?

Er will abgehen, indem treten auf:

Dritte Scene.

Leinoel in zerrissener durchnäßter Kleidung; der Müller auf einer Schieblarren die ohnmächtige Linorah aus der Mühle fahrend; Cla

Leinoel.

O bette sanft
Mir der Geliebten theure Hülle
Auf diesem grünen Rasen hier,
Bis wieder mir
Mit ihr
Ein schneller Tod vereint.

Müller. (ärgerlich) Ach worum nich gor. Von dat bitt

Rumdreihn up de Windmöhl ward so een robustes Minsch nich glick starb'n. Laat eer man eerst den Brand, den se sick gestern Awend woll andrunken hett, utslapen, da ward se so frisch un gesund upwaaken as myn Möhlesel un Du sülwst. (er kehrt den Karren um, so daß Linorah auf einen Rasenfleck zu liegen kommt und fährt den Karren wieder in die Mühle.)

Leinoel. (ihm erbost nachrufend) Jemeine, prosaische höchst materielle Natur! Linorah, das aetherische Mädchen vor Allens und einen Brand!? Aber wie Schiller sagt: es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen.

Claas. Wo kann't angahn! Du lewst Leinoel? Du bist nich dodt un verunglückt?

Leinoel. Leider siehst Du mir noch lebend in diesem Jammerthale, allein, aber in einer Verfassung, wogegen die neue Hamburger man nur Wurscht is! — Als jestern Nacht das entsetzliche Unwetter losbrach und ich meiner, ihre vermeintliche Ziege verfolgenden Linorah auf die Gallerie der Oelmühle folgte, entfesselte der wüthende Sturm die Flügel der Mühle, sie fingen an sich zu drehen, erjrissen Linorah und mir und wirbelten uns die janze Nacht in Sturm und Rejen rum, denn die Mühlknappen schliefen wie lauter Mehlsäcke und weder mein sonores Jebrüll noch Linorahs durchdringendes Gekreisch erweckten sie aus ihrem germanischen Bärenhäuterschlaf. Erst als der Tag anbrach und der zuerst erwachende Müllerjunge, Aurora entjejenjähnend, mir und Linorah in den Windmühlenflügeln hängend erblickte, wurden wir aus unserer jräßlichen Sitztuation erlöset — ich noch lebend, wiewohl jänzlich zerrissen; Linorah aber (jammernd) als eine jeknickte Rose, wie Schiller in die Kindesmörderin sagt. (kniet neben Linorah.)

Claas. (zu ihm tretend) Segg mal Leinoel, wör de Schiller ook en Melkmann?

Leinoel. Schafskopp! Herzoglich Sachsenweimarischer Hofrath war er. Nebenbei versuchte er sich nich ohne Jlück in die schöne Literatur und wird deshalb nach Jöthe, der Jeheimrath war, als Deutschlands jrößester Dichter jenannt, — aber stohre mir nich durch deine unwissenden Fragen in meiner fürchterlichen Verzweiflung um die verlorene Jeliebte. (jammernd) O Linorah! Linorah! Linorah!

Claas. (Linorah betrachtend) Aber hör' mal! de is ja gar nich dodt!

Leinoel. Jötter! was sagst Du.

Claas. Kannst Du denn nich hören, datt se schnarcht as en Dragoner? un kiek mal wie rod eer lütte Nees ward.

Leinoel. (aufspringend) Mächte des Himmels! er hat Recht! — sie athmet!

Linorah. (niest)

Claas. Un niesen kann se ook! Gott help!

Linorah. (gähnt)

Leinoel. Sie erwacht.

Linorah. (erwachend) Wo bin ich?

Leinoel. (entzückt) Auf der Oelmühle! —

Linorah. (ihn erkennend und umarmend) Mein Leinoel!

Leinoel. Sie erkennt mir!

Claas. Wo kann't angahn!

Linorah. (sich besinnend) Mir ist es — als hätte ich einen langen, fürchterlichen Traum geträumt.

Leinoel. (schnell den Gedanken ergreifend) Richtig! Du hast nur geträumt. (leise zu Claas) Sag' ihr um Jotteswillen, daß sie nur geträumt habe.

Claas. (zu Linorah, hochdeutsch) Jo Sie hatten man blos gans meschant gedräumd.

Linorah. Und Du mein Leinoel warst mir also nicht entflohen?

Leinoel. Nie nich, jeliebtes Mädchen vor Allens.

Linorah. Und ich irrte auch nicht verzweifelnd umher?

Claas. Allens man blos gedräumd, das machte der starke Pousch, den Sie Abends vorher gedrunken hatten, davon hatten Sie einen lütten Brand bekommen.

Linorah. (naiv) Ihr meint, ich wäre bespitzt gewesen?

Leinoel. Freilich, Du warst bespitzt.

Claas. To arg bespitzt!

Linorah. Aber wie ist mir denn? hatte ich nicht auch eine weiße Ziege?

Leinoel. Du irrst mein Engel! Das war ein schwarzer Schafbock! Das gute Thier kam in der verflossenen Nacht den Windmühlenflügeln zu nahe, wurde von ihnen erschlagen

und endete nach kurzer Unpäßlichkeit sein elendes Dasein! — Der entseelte Körper liegt in der Mühle auf Stroh und wird uns einen trefflichen Hochzeitsbraten liefern.

Linorah. Wann machen wir denn Hochzeit?

Claas. (leise zu Leinoel) Da kannst Du seh'n, datt se nich mehr meschuggen is, se denkt all an Hochtied.

Leinoel. Was soll ich aber antworten, ich habe ja keinen mecklenburjer Schilling Jeld im Vermöjen?!

Letzte Scene.

Bürger, Frauen, Mädchen, Kinder, ein Bürgergardist u. s. w.

Bürgergardist. Wer ist der Mann, der hier nach Geld so schreit? — .

Claas. (zu Leinoel) Den kenn ick! nu laat my man maken! (zum Gardisten) Muthiger, Stadt un Voterland vertheidigender Borgergardist! Dieses ist mein Freund Leinoel, un dieses is seine Braut Linorah. Er is Hausknechd außer Diensten, un sie is Mädchen vor Allens ohne Conditschon; beide sind sehr unglücklich, denn sie wollen sich vermöhlen un haben keinen Schilling Geld nich, die Kosten zu bezahlen, was doch is sehr nöhdig, denn sie lüben sich. Wo kann't angahn! Brauche ich noch mehr zu sagen, edler wohlthätiger Hamborger?

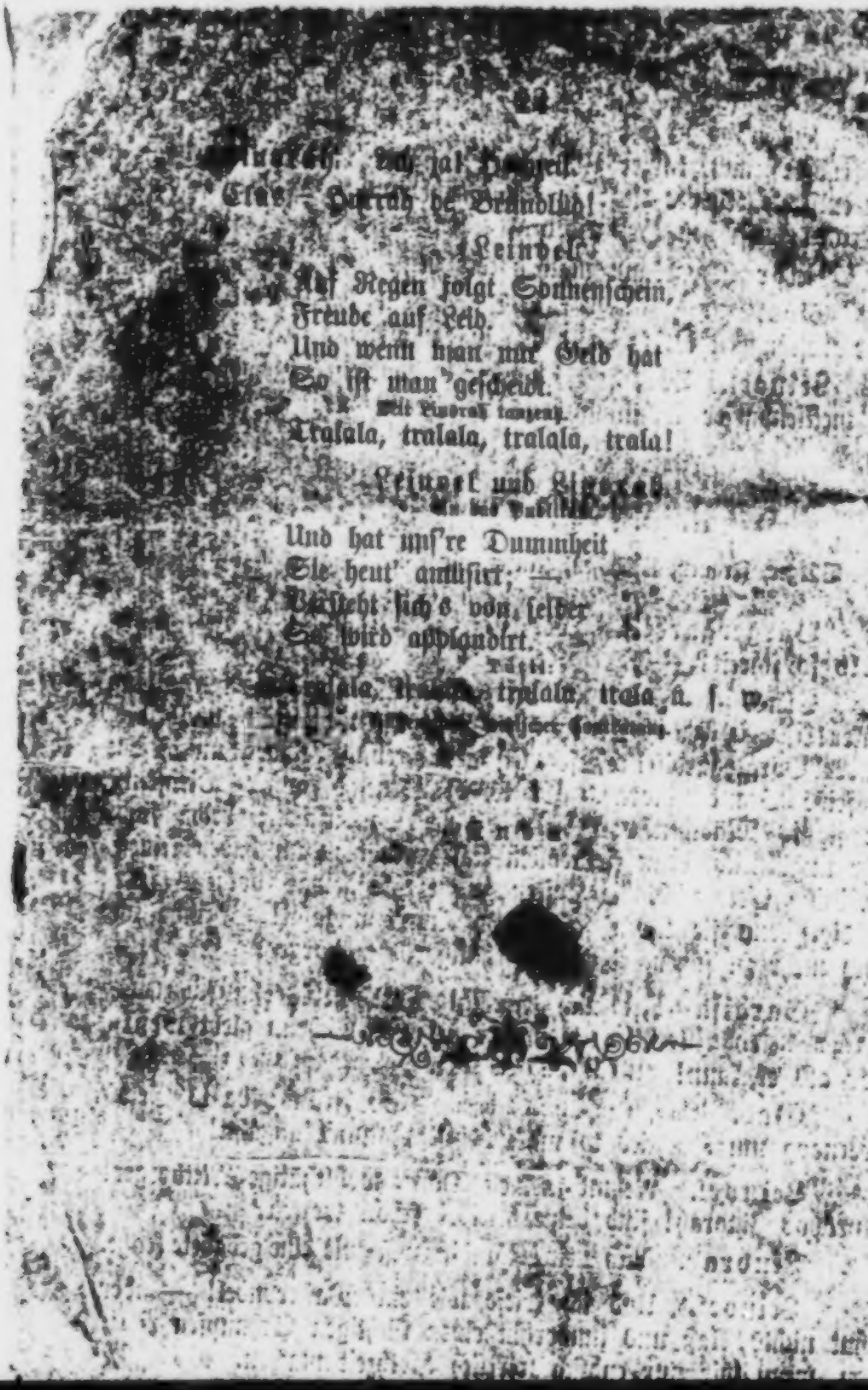
Gardist. Ist nich nöthig! Hut her! (wirft Geld hinein; zu den Uebrigen:) Allons! man immer zu! Ein Schelm giebt weniger als er kann! Alle werfen Geld in den Hut, welchen Claas herumträgt.

Claas. (den Hut zu Leinoel bringend) So Fründ! da is Geld! övernoog um Hochtied to maken. Nu kann't angahn!

Leinoel. Nehmt meinen Dank, wohlthätige Mitborger! Apropos Linorah! sind deine Kleider schon trocken?

Linorah. Ach nein! ich bin naß wie eine gebadete Katze.

Leinoel. Und ich triefe wie ein Wasserpudel! — aber thut nichts, laß uns immerhin einen tüchtigen Schnupfen riskiren, wenn wir nur endlich wirklich Hochzeit machen.



28. 6. 17

Nach einer Original Handzeichnung

JOHANN PETER LYSER

VON

DR. LEOPOLD HIRSCHBERG

VON DIESEM AUFSATZ WURDEN
[illegible] NUMERIERTE SONDER-
DRUCKE HERGESTELLT
No. [illegible]

K 4416.82

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NOVEMBER 1906

ZEITSCHRIFT
FÜR
BÜCHERFREUNDE.

Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen.

Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz.

10. Jahrgang 1906/1907. Heft 8: November 1906.

Johann Peter Lyser.

Von

Dr. Leopold Hirschberg in Berlin.

Nichts ist mir auf literarischem Gebiete unsympathischer als das sogenannte Säkular - Artikel - Fabrikationswesen. Der ganz äußerliche Anlaß der durch unser Dezimalsystem bedingten Wiederkehr eines hundertsten oder fünfzigsten Geburts- oder Todestages gibt diesen Artikelschreibern die Gelegenheit, den Lesern ihrer Zeitung — es kommen natürlich nur Tagesblätter, nicht wissenschaftliche Zeitschriften in Betracht — irgend etwas über den betreffenden Jubilar vorzuorakeln, von dem sie gewöhnlich bis dahin keine Ahnung gehabt haben. Da wird zunächst das Konversations-Lexikon, wenn es sich gar nicht umgehen läßt, auch wohl eine Literatur-, Kunst- oder Musikgeschichte zu Rate gezogen, und dann wird lustig darauf losgeschrieben, die abgestandenen Gemeinplätze werden durchfurcht und beackert, aber eine schöne Frucht kann auf diesem dürren Erdreiche naturgemäß nicht gedeihen.

Abb. 1. Selbstporträt.
Aus „Neue Kunst-Novellen". Frankfurt a. M. 1833. (J. D. Sauerländer.)

Der Grund zu dieser Erbitterung, die sicher viele mit mir teilen, der aber nur höchst selten Luft gemacht wird, wurde bei mir gelegentlich des hundertsten Geburtstages des Dichters *Ludwig Bechstein* gelegt. Ich behaupte, daß keiner der Verfasser, die damals über den Dichter schrieben (mit wenigen Ausnahmen), auch nur ein einziges seiner zahlreichen Werke gelesen hatte. Die Unkenntnis leuchtete aus jeder Zeile hervor. Mit überlegnem, achselzuckendem Bedauern aber vernahm man da die traurige Mähr, daß Bechsteins Märchenbuch zwar ausgezeichnet, alles übrige von ihm aber wertlos und unbedeutend sei. Und das soll nun eine *Ehrung* für den Gefeierten sein! Wie sehr im Gegenteil durch solches völlig überflüssige Geschreibsel dem Andenken des Toten geschadet wird, liegt auf der Hand.

Wer das verantwortungsvolle Amt übernimmt, über einen Künstler — wenn er auch von den „Kompendien des Wissens" verurteilt oder übergangen wird — zu schreiben, der hat als ehrlicher Mann die Pflicht, in *alles* das, was der Künstler geleistet, einzudringen. Wenn er

bis zum hundertjährigen Geburtstag damit nicht fertig wird, dann soll er bis zum fünfzigsten Todestag warten; und wenn es dann auch noch nicht soweit ist, dann soll er es ganz lassen. Oder aber — und das dürfte wohl das beste sein — man läßt alle Jubiläen aus dem Spiel und schreibt, wenn man seine Ausführungen vor dem Richterstuhl der Wissenschaft vertreten zu können glaubt.

Ich meinesteils muß gestehen, daß ich den hundertsten Geburtstag des Mannes, dem meine Arbeit gilt, schmählich habe vorübergehen lassen. Die Tatsache, daß man das Geburtsjahr mit voller Sicherheit nicht kennt, kann mich nicht entschuldigen. Auch will ich freimütig bekennen, daß ich für derartige äußerliche Dinge keinen Sinn habe. Ich war in meinen Vorstudien und Sammlungen eben noch nicht so weit als heute, wo ich es wage, eine erschöpfende Arbeit, wie sie mir am Herzen lag, zu schreiben. Daß diese in literarhistorischer Beziehung eine wenn auch kleine Lücke ausfüllt, ist sicher, da weder die Deutsche Biographie noch Goedeke irgend etwas über Lyser verlauten lassen. Nur zwei anerkannte Forscher sind dem völlig Verschollenen in mehreren gediegenen Artikeln näher getreten: *Gustav Karpeles* und *Karl Theodor Gaedertz*. Ersterem bin ich noch zu besonderem Dank dafür verpflichtet, daß er mir Quellen nachgewiesen hat, aus denen ich vieles schöpfen konnte.

Seit fünfzehn Jahren „sammle" ich Lyser. Die Bibliophilen werden verstehen, was das zu bedeuten hat; ihnen sei es gleich hier gesagt, daß diese Sammlung eine äußerst schwierige, nur sehr langsam von der Stelle rückende ist. Wie ich darauf gekommen bin, Lyser zu sammeln? Mich haben von je *vielseitige* Menschen interessiert, wenn sie es auch nicht zur Berühmtheit gebracht haben. Lyser ist zum mindesten ein solcher vielseitiger Mensch gewesen; er übte die drei Schwesterkünste Poesie, Malerei und Musik gleichzeitig aus und tritt damit als Vierter zu dem Trifolium *Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, Franz Pocci* und *Franz Kugler*.

Leben und Leiden.

Oft, nachdem ich als wackerer Chorknabe die Missa von Anfang bis zu Ende mitgesungen hatte, stürmte ich hinab vom hohen Chor, warf mich betend auf den Estrich und weinte heiße Thränen seliger Lust! War denn nicht Himmel und Erde mein? Sah ich sie nicht in ihrem schönsten Prangen? *Hört* ich nicht ihre tausend und aber tausend Stimmen, vom süßen Flüstern des eben erblühten Schneeglöckchens an bis zum verhallenden Donner? Wußt' ich's nicht, wie alles: Licht, Duft und Ton nur *eins*?

Es *war*! — Zerstört ist der reine Dreiklang. — Mir flüstert kein Schneeglöckchen mehr die freudige Kunde zu: ‚Der Lenz erwacht!' — Kein Gloria trägt mehr auf den Schwingen der Andacht dies Herz empor, daß es jubelnd anbetet und mit einstimmt in den Lobgesang seliger Myriaden — ach! selbst den verhallenden Donner vernehm' ich nicht mehr und mit ihm die Gewißheit: daß nun beendet der Kampf und aufs Neue lächeln wird der reine Himmel! Nur einzelne grelle Schläge schrecken mich empor und dann ist's wieder todt und öde um mich. Entsetzt fliehe ich aus den heitersten Umgebungen, denn jene fröhlichen Menschen mit ihren Scherzen, ihren lachenden Mienen, ihren warmen Herzen — wie Schattenbilder erscheinen sie mir, die, stumm, das laute tonvolle Leben höhnend nachäffen. O Qual! — Wann endest du? Find' ich nimmer dein Ziel? Fänd' es dann mich und bald! — bald.

Es ist das einzigemal in seinen zahllosen Schriften und Aufsätzen, daß *Johann Peter Lyser* sein jammervolles Geschick so offen enthüllt und beklagt. Die eben gehörten Worte bilden einen Teil der Einleitung seiner 1834 veröffentlichten Künstlernovelle *„Ludwig van Beethoven"*. (77).[1] Wie lag es doch so menschlich nahe, in diese erschütternden Klagen auszubrechen, gelegentlich einer Dichtung, die den unsterblichen Meister verherrlichen sollte, den das gleiche Los betroffen hatte! Rechne man dies Lyser nicht als Unbescheidenheit an oder daß er auch von ferne nur einen Vergleich seiner Person mit Beethoven damit bezweckte. Niemand war bescheidener als Lyser; aber wir können es uns lebhaft vorstellen, daß der rettungslos Ertäubte einen gewissen Trost darin gefunden haben mag, wenn ein so ungleich Höherer als er dieselbe Pein erdulden mußte. Und — wie eben gesagt — nur dieses einemal hat Lyser so unverhüllt von seinem ‚Weh gesprochen; sonst verbarg er sein Empfinden unter der Maske novellistischer Erzählung oder des Humors. Er hatte sich in das Unabänderliche gefügt und genug zu tun, sich und die Seinen brav und ehrlich, wenn auch häufig sehr kümmerlich, durchs Leben zu schlagen. Er hatte leiden

[1] Die eingeklammerten Zahlen weisen auf die am Schluß des Aufsatzes befindliche Bibliographie hin.

gelernt, ohne zu klagen, und hatte auch keine Zeit, müde zu sein.

Was wir in den Kompendien (263, 265, 290) über Lysers äußeres Leben finden, ist im höchsten Grade dürftig und soll an den geeigneten Stellen dieser Arbeit gewissenhaft erwähnt und richtig gestellt werden. Dazu verhalf mir ein glücklicher Zufall: die bis jetzt nur briefliche Bekanntschaft mit einer Tochter des Kunstlers. Ihr besonderer Wunsch — diese übergroße Bescheidenheit scheint ein Erbteil ihres Vaters zu sein — verbietet mir jegliche nähere Erörterung über ihre Person. In allen Fallen ist es am besten, wenn man *autobiographische* Daten verwerten kann, selbst wenn sich, wie es hier der Fall ist, Dichtung und Wahrheit die Wage halten. Lyser hat leider keine zusammenhängenden Memoiren geschrieben, obwohl diese, da ihn ein ziemlich unstätes Wanderleben umhertrieb und mit bedeutenden Menschen in nahe, oft freundschaftliche Berührung brachte, interessant genug hätten werden können. Verstreute Zeitungsartikel und Briefe müssen hier aushelfen. Wer sich aber die Mühe nimmt, seine Werke aufmerksam durchzulesen (und das ist keineswegs unlohnend), der wird auch aus ihnen vieles ermitteln. Ein Fragment der Jugendgeschichte möge darum hier an Stelle öder biographischer Daten seinen Platz finden. Es ist in der Novelle *„Der Meister und der Maestro"* (109) enthalten und möge überschrieben werden:

Abb. 2. Fiedel-Hänschen.
Titelkupfer aus „Das Buch der Mährchen für Söhne und Töchter gebildeter Stände" (Leipzig 1841. Wiegand.)

Aus meinem Jugendleben.
Dichtung und Wahrheit.[1]

Ich bin in dem Städtchen[2] geboren, wo ich Sie, Herr von Weber,[3] zuerst zu sehen so glücklich war, ich bin mithin Ihr Landsmann. *Musik* waren die ersten Eindrücke, deren ich mich zu erinnern vermag! *Musik* war das erste, was ich lernte, und lange Zeit das einzige, was zu lernen ich Lust bezeigte. Ich war noch nicht vier Jahre alt, als meine Eltern mit mir meine Geburtsstadt und mein Vaterland verließen, und den Süden zu ihrem bleibenden Aufenthalt erwählten. Wir erreichten *Bonn*, unsern bestimmten neuen Wohnort, und hier war es, wo ich den großen Beethoven sah, als er seinen letzten kurzen Besuch in seiner Vaterstadt machte. Wir bewohnten ein und dasselbe Haus mit ihm, und der große Meister verschmähte es nicht, mich einige Male vorzunehmen,[4] um zu hören, wie weit ich's denn schon gebracht hätte. Ich weiß nicht, wie es kam, daß schon *damals* dieser Umstand mein kindisches Herz mit Stolz erfüllte. — Es war mir, als hätte ich die heilige Weihe vom Tonkünstler erhalten, und *nie* wich diese Erinnerung aus meiner Seele; es mußte etwas Außerordentliches aus mir werden, *das* stand fest in mir.

In diesem Bewußtsein betrieb ich meine Kunst mit glühendem Eifer, und später wandte ich mich auch der Malerei zu, weil ich gar bald die geheime Beziehung, in der Musik und Malerei zueinander stehen, auffand.

Meine Lehrer waren mit meinen Fortschritten zufrieden und hofften viel von mir; und ich — ach! was hoffte ich damals nicht alles!

Zwölf Jahre war ich alt — da starben meine Eltern schnell hintereinander.[5] Ich hatte weder in Bonn, noch überhaupt im südlichen Deutschland Verwandte, und so wurde ich nach • • • in das Haus meines Onkels und Vormunds zurückgesandt.

Der Onkel freute sich über meine Fähigkeiten, über mein Talent und meinen Fleiß, er gewann mich lieb, und ich — obgleich ich meine Eltern tief betrauerte — war doch zu jung und von Natur zu *heiter*, um nicht bald wieder mich recht herzlich zu freuen, und das gab es für *mich* überall, wo nur *musizirt* wurde.

— — Mit den Gesellen und übrigen Lehrburschen zog ich als *Lehrbursch* über Land, einer lustigen Bauernhochzeit zu, wobei wir aufspielen sollten. — Lachend und schäkernd zogen wir unsere Straße fort, und schon sahen wir von Ferne den Turm des freundlichen Dörfchens *Atzhall* in der heitern blauen Morgenluft empor

[1] Zum näheren Verständnis der Erzählung diene die Bemerkung, daß Johannes — so nennt sich Lyser hier ganz offen — seine Schicksale in der Weinstube von *Lutter und Wegner* erzählt, und zwar in Gegenwart von *Karl Maria von Weber, Ernst Theodor Amadeus Hoffmann* und *Ludwig Devrient*.

[2] Flensburg. — [3] Karl Maria von Weber. — [4] Fraglich. — [5] Entspricht nicht den Tatsachen.

Abb. 3. Titelkupfer zu Heft 3 von „Leipzig, wie es geht und steht". (1835. Verlag von W. Zirges.)

ragen, als ein altes zerlumptes Weib von fremdartigem Aussehen wie ein Gespenst aus einem Graben dicht vor uns auftauchte, und uns mit widerlich meckernder Stimme um ein Almosen ansprach. Der alte Jägerglaube, demzufolge es einen *unglücklichen Tag* bedeutet, wenn man frühmorgens auf der Landstraße einem alten Weibe begegnet, ist in meiner Heimat auch auf andere Leute, insbesondere aber auf die *Musikanten* übergegangen, und so kam es, daß unsere Gesellen und Lehrburschen das alte Weib, statt mit einem Almosen, mit argen Verwünschungen bedachten, was die Alte mit einer reichlichen Flut der auserlesensten Schimpfnamen, welche sie ihnen nachrief, zu vergelten sich mühte. Nur ich und mein jüngerer Vetter Georg waren minder hartherzig als die andern; wir hatten gleich anfangs wie auf Verabredung unsere ganze Barschaft, welche bei jedem aus einem Schilling bestand, hervorgeholt und boten jetzt der Alten das Geld.

Sie nahm es freundlich schmunzelnd und rief: „Großen Dank, brave Jungen! — kommt, kommt! gebt mir eure Patschhändchen, will hineingucken und euch wahrsagen." Georg, dem die Alte gar unheimlich zu werden begann, lief aber schnell davon, ich blieb zögernd zurück.

„Hübscher Junge! armer Junge!" rief die Alte dem Fliehenden nach. „Läuft vor der alten Mutter! läuft, was er kann und wird doch dem *Tode* nicht entlaufen! Muß sterben, eh' er dreißig Jahre zählt! arme, hübsche, junge Frau, arme kleine Kinder! bleiben zurück, armer, armer George!"

Mir ward jetzt selber unheimlich zu Muthe und ich hatte nicht übel Lust, ebenfalls davonzulaufen, als die Alte mich fragte: „Und *du* Hänschen, bist *auch* bange? oder soll ich dir wahrsagen?" Ich schämte mich meiner Furcht, und obwohl im Innern bebend und von einem unerklärlichen, geheimen Grauen erfaßt, hielt ich doch der Alten meine Hand hin und sprach mit erzwungenem Lachen: „Sage mir wahr, alte Hexe! ich fürchte mich nicht."

„Nein, du fürchtest dich nicht!" grinselte die Alte mich an, indem sie mit ihrer eiskalten Knochenfaust meine Rechte packte und einige Sekunden hielt. — — Plötzlich hörte sie auf zu lächeln und sprach sehr ernst: „Er fürchtet sich *wirklich* nicht. Nun denn, Söhnchen, so will ich dir auch *Alles* ehrlich sagen, was ich aus deiner Hand herauslese." Und wechselweise in meine flache Hand und mir ins Auge blickend, sprach sie in langsamem, näselndem, singendem Tone:

„Du hast einen gar *großen* Lehrmeister in der edlen Musika gehabt, nicht so, Söhnchen? Gut, Söhnchen! träumst von hohen Dingen, Ruhm und Ehren. — Armer Junge! wird nicht viel werden. In *einem* Stücke wirst du deinem großen Meister *gleichen*. Ist ein *Hauptstück*, Hänschen, aber ein *betrübtes*, und wird dir Kreuz und Elend bringen. — — *Du hast's vollbracht*."

Als das alte Weib so geendet hatte, ließ es meine Hand los und stieg, starr mich anblickend, wieder in den Feldgraben hinab. — Ich weiß nicht, wie ich wieder zu meinen Gefährten gelangte. Nach drei Tagen gingen wir, halbtodt vor Erschöpfung, zurück nach ***. Als wir wieder bei dem Graben vorbeikamen, in welchem die alte Zigeunerin verschwunden war, erfaßte mich eine namenlose Angst, in demselben Augenblick sagte der Altgeselle Lorenz zu mir: „Du, Johannes! in der Zeitung steht, daß Beethoven ganz *taub* geworden ist, er" — weiter hörte ich nichts, denn ein betäubender Schlag dröhnte durch mein Haupt, und als ich mich wieder erholte, brauste es mir vor den Ohren wie wogendes Wasser.

Von diesem Tage an begann mein Leiden, wofür die menschliche Sprache keine Worte hat! Ich *fühlte* mit jedem neuen Morgen, wie mein sonst *überfeines* Gehör mehr und mehr abnahm. — In Todesangst ging ich zu einem Arzt, ich erzählte ihm von einem *Freunde*, der mir geklagt habe, wie er befürchte, taub zu werden, ich beschrieb dem Arzte den Zustand meines Freundes — *meinen* Zustand! auf das genaueste! — der Arzt

zuckte die Achseln und meinte, den Symptomen nach sei das Übel *unheilbar* und *langsam*, doch *sicher* fortschreitend. Dies war ein Donnerschlag für mich! Ich suchte mir heimlich Alles zu verschaffen, was in neuester Zeit von den berühmtesten Ärzten über die beginnende und zunehmende Taubheit geschrieben wurde, ich las es mit Begierde, ich verglich meinen Zustand mit Allem, was in den Büchern über diesen Gegenstand gesagt wurde, und mit Verzweiflung fand ich in *Allem* die Bestätigung dessen, was mir schon der Arzt erklärt hatte. Ich gerieth darüber in eine Stimmung, die an Raserei grenzte, um so mehr, als jetzt hin und wieder Tage kamen, wo es mir fast unmöglich schien, mein Unglück zu verbergen, und *das* war es doch, was ich jetzt vor Allem wollte, denn nichts erschien mir gräßlicher, als daß die Menschen es erfahren sollten, ich sei — *taub*. Der Gedanke: *Mitleid* zu erregen, war mir so unerträglich, daß ich mehr als einmal auf dem Punkte stand, ein Selbstmörder zu werden.

— — Es glückte mir, die mit jedem Jahre häufiger und stärker wiederkehrenden Anfälle meines Übels zu verbergen. Doch, was glich meinem Schreck, meiner Todesangst, als ich eines Abends, wo ich eben in dem Konzert eines durchreisenden Künstlers mitwirken sollte, plötzlich *keinen Ton mehr vernahm*. Alles still — furchtbar still um mich — ich war *vollkommen* taub. Aber eben in der Verzweiflung fand ich einen tollkühnen Muth. „Mag es gehen, wie es will!" dachte ich, und meines Instrumentes gewiß, ging ich keck vor, als die Nummer, in der ich mitwirken sollte, an die Reihe kam. Es war Mozarts Arie aus „Titus" mit dem obligaten Bassetthorn. — — So war ich denn nun an meinen Platz, neben der Gattin des Konzertgebers, welche die Arie singen sollte, getreten. — Mein Auge war fest auf ihren Mund gerichtet, und als der Taktstock des Dirigenten fiel, setzte ich fest und sicher ein, und hielt bis zur letzten Note aus.

Ich hatte *keinen* Ton gehört, selbst nicht den Ton meines Instrumentes. Als die Arie geendet, sah ich nur, wie sich alle Hände im Saale regten und lange und anhaltend aneinanderschlugen. Die Sängerin warf mir einen seelenvollen Blick zu und redete zu mir — *ich hörte es nicht!* — — Endlich hielt ich es nicht mehr aus, ich drängte mich aus dem Kreise, indem ich lachend sagte: ich würde umfallen vor *Durst*, wenn ich nicht sogleich etwas zu trinken bekäme! — Ich stürzte fort aus dem Saal in die Schenkstube, wo ich, ich weiß nicht wie viele Gläser glühenden Punsch hinabstürzte. — — Nach einiger Zeit war es mir plötzlich,

Abb. 4. Titelkupfer zu „Deutsche Volksblumen durch Friedr. Goldschmied". (Leipzig o. J. Verlag von Fischer und Fuchs.)

als vernähme ich einen heftigen Knall, dem ein dumpfes, leichtes Summen folge; als das Summen sich legte, hörte ich wieder. — Nun vernahm ich die Lobsprüche, mit denen man mich überschüttete — ich sollte heute schöner, seelenvoller denn je geblasen haben. — —

Ich hatte jetzt ein Mittel gefunden, womit ich mein Übel verbergen konnte, wenn es unvermuthet und plötzlich mich überkam. Es war ein entsetzliches Mittel, aber ich gebrauchte es, so oft ich mir nicht zu helfen wußte, und es glückte mir jedesmal damit. Freilich mußte ich mit jedem folgenden Male die Menge des Getränkes verdoppeln, wenn es mir noch helfen sollte; ich that es aber, um mein Geheimniss nur nicht zu verrathen, und ertrug es, daß man mich als jungen Trunkenbold ausschrie und — *verachtete*.

— — Ein alter mir befreundeter Mann, dem ein Zufall mein Geheimniss verrathen hatte, versprach mir ein Mittel, das mir unfehlbar helfen sollte, das Eintreten meiner gänzlichen Taubheit möglichst lange

hinauszurücken; doch solle ich ihm schwören, es nur im äußersten Nothfall anzuwenden und alle geistigen Getränke fortan meiden. Ich schwur ihm dies zu, — — und er — bereitete mir Opiumtränke.

Es hielt hin damit bis vor zwei Jahren, da erklärte mir der Alte, wie er schon seit lange die Opiumdosen habe *verdoppeln*, ja *verdreifachen* müssen, — daß er jetzt aber in Gefahr gerathe, mich zu vergiften; nur *einmal höchstens* noch dürfe ich von dem gefährlichen Mittel Gebrauch machen, dann müsse ich meinen aufs äußerste gereizten Nerven Ruhe gönnen.

— — Mein Loos war gefallen! — — Ich entfloh nach Deutschland, wo ich als Maler meinen Unterhalt zur Genüge fand. Aber ich floh die Menschen, wo ich konnte. — — Da kam ich nach *Berlin*, sah den Herrn Kammergerichtsrath, den Meister *Ludwig* — sah *Sie*, Herr von Weber, vernahm von Ihrer neuen Oper und war entschlossen. Mit aller Vorsicht nahm ich eine kleine Dosis Opium, die Wirkung blieb nicht aus, ich hörte besser. Ich verstärkte sie von Tag zu Tag, bis ich gestern und heute das Äußerste wagte.

Der „Freischütz" ist die *letzte* Oper, welche ich gehört habe, von morgen an werde ich *nichts* mehr hören. — — — —

Von den in dieser Geschichte auftretenden Personen leben die meisten nicht mehr! Callot-Hoffmann war der erste, über dessen Gruft sich kurze Zeit nachher ein einfacher Denkstein erhob. Dann schied Weber, nachdem er noch zwei unsterbliche Werke geschaffen hatte. Bald darauf beklagte Deutschland den Verlust Beethovens, und mit dem Schlusse des Jahres 1832 ging der Meister Ludwig Devrient heim.

— — Und an den Vettern George und Johannes ist die Prophezeiung des Zigeunerweibes in Erfüllung gegangen.

Ich habe absichtlich diesen Novellen-Abschnitt ziemlich vollständig gegeben (nur Nebensächliches ist fortgelassen), weil er uns in ergreifender Weise das unsägliche Elend, das Lyser betraf, schildert und damit zugleich den Kernpunkt dieses Lebens trifft. Die theilweise romantische Färbung abgerechnet, haben wir ein treues Bild der Gemütsverfassung eines Mannes, dem das Geschick die mannigfachsten Anlagen verliehen, ihre volle künstlerische Entfaltung aber grausam verhindert hat. Wenn wir zunächst einmal ganz von seinen künstlerischen Leistungen absehen, so können wir dem armen Manne unsere Bewunderung insofern nicht versagen, als er trotz seines Leidens stets arbeitskräftig und arbeitsfreudig gewesen ist. Es ist leicht, sehr leicht, über Vielschreiberei zu spotten; bei Lyser ist dieser Spott durchaus unangebracht. Doppelt schwer war es für ihn bei seiner Taubheit, sich sein Brot zu verdienen.

Und man braucht nicht gerade ein besonders tiefes Gemüt zu besitzen, um sich von diesem Leben sogar *rühren* zu lassen. Nachdem der Ärmste sich einmal in das Unabänderliche gefügt hatte, da bekam er auch wieder seinen alten Humor wieder, da verbarg er nicht mehr sein Leiden, da unterzeichnete er sich — vielleicht durch Tränen lächelnd — als der „taube Maler". Da schuf er Karikaturen und schrieb Humoresken. Unablässig war er bemüht, sein Leiden gewissermaßen aus seinem Leben auszuschalten; konnte er von der Kunst, die sein Denken und Fühlen so ganz und gar beherrschte, auch nichts *hören*, so bildete er sein Auge formlich zum Ohr aus: wie Tiresias ein *blinder Seher*, so war Lyser ein *tauber Hörer*. Diese letztere fast beispiellose Eigenschaft nötigte namentlich *Heinrich Heine* uneingeschränkte Bewunderung ab. In den „Florentinischen Nächten"[1] sagt er von ihm:

„Dieser Maler war immer ein wunderlicher Kautz: trotz seiner Taubheit liebte er enthusiastisch die Musik und er soll es verstanden haben, wenn er sich nahe genug am Orchester befand, den Musikern die Musik auf dem Gesichte zu lesen, und an ihren Fingerbewegungen die mehr oder minder gelungene Exekuzion zu beurtheilen; auch schrieb er die Operkritiken in einem schätzbaren Journale zu Hamburg. Was ist eigentlich da zu verwundern? In der sichtbaren Signatur des Spieles konnte der taube Maler die Töne sehen. Giebt es doch Menschen, denen die Töne selber nur unsichtbare Signaturen sind, worin sie Farben und Gestalten horen."[2]

Von anderen autobiographischen Berichten wird an den geeigneten Stellen die Rede sein.

Ludwig Peter August Theodor Burmeister, genannt *Johann Peter Lyser* soll am 2. Oktober 1803 (nach eigener Angabe schon 1801) in Flensburg geboren worden sein. Sein Vater war der bekannte sächsische Hofschauspieler *Friedrich Burmeister*, dessen fünfzigjährigem Künstlerjubiläum (15. Februar 1844) der Wolffsche „Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf das Jahr 1844" nicht weniger als 12 Seiten widmet. In ihm ist von Anreden, Festessen, Fest-Aufführungen, Huldigungs-Gedichten die

[1] Der Salon, Hamburg 1837, Bd. 3, S. 45f. — [2] Vergl. die betreffende Stelle der Autobiographie.

Rede — des Sohnes, der sich doch damals schon längst einen Namen gemacht hatte, wird mit keinem Worte gedacht. Als Johann Peter etwa zwei Jahre alt war, verließ Burmeister seine Gattin. Die Ehe wurde getrennt. Später heiratete Frau Burmeister den Schauspieldirektor *Lyser*, der den Sohn seiner Frau adoptierte und dessen große musikalische Anlagen gründlich schon in frühester Jugend ausbilden ließ.[1] Von 1807—1815 lebte die Familie in Hamburg. Dann ging es nach den Rheinlanden; in Köln sang der Kleine als Chorknabe in den Kirchen. Mit vierzehn Jahren las Peter alle Partituren, dirigierte, spielte Violine, Flöte und Klavier. Als er etwa sechzehn Jahre zählte, bekam er eine böse Erkältung, die besonders die Gehörorgane in Mitleidenschaft zog, so daß er erst auf einem, dann auf dem andern Ohre taub wurde; vollständige Taubheit trat in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre ein. Die Jahre 1819—1823 wurden abwechselnd in Schwerin und Rostock zugebracht; in Schwerin erhielt er Unterricht im Zeichnen durch den Pagenlehrer L. Fischer; unter Quittenbaum studierte er in Rostock Anatomie. Da die Familie von schweren Schicksalsschlägen betroffen worden war, gab er von 1823 bis 1828 in Flensburg Unterricht im Zeichnen; auch war er in Hamburg als Dekorationsmaler tätig, um seine Familie zu unterstützen. 1828 verläßt er Hamburg, und nun beginnt ein ziemlich regelloses Wanderleben. Die Mutter Peters war 1821, der Stiefvater Lyser 1823 gestorben; so lief der taube, kaum den Kinderschuhen entwachsene Junge elternlos in der Welt umher.

Mit diesen Angaben steht ein Selbstbericht Lysers, den er in den „Erinnerungen aus dem deutschen Norden" (135) gibt, in Widerspruch. Hören wir seine eigenen Worte:

„Ich war damals (1829) als ein seltsames Subjekt nach Hamburg gekommen! Von frühester Jugend zum Künstler bestimmt, hatte ich die Kunst mit Leidenschaft geübt — als plötzlich dem zwanzigjährigen Jüngling mit einem Schlage alle Hoffnungen vernichtet wurden! Gewaltsam hinausgeschleudert aus der Bahn, verbrachte ich mehrere Jahre in dumpfer Betäubung! Endlich fand ich mich wieder, aber was nun beginnen? Meine Verwandten meinten, ich sollte Buchdrucker werden! und drei Monate lang stand ich vor dem Letternkasten und setzte das „Sonderburger Wochenblatt" — dann aber hielt ich's nicht länger mehr aus und ging — zur See. Fünf Jahre lang diente ich auf einem Westindienfahrer, und als geprüfter Untersteuermann betrat ich 1828 wieder den heimathlichen Boden, um — als Theatermaler mich bei meinem Vater[2] der damals das Theater in Lüneburg und Halle übernommen, engagiren zu lassen. Der Vater machte in Lüneburg und Halle schlechte Geschäfte, bewarb sich deshalb um die Konzession für Altona, und so kam ich wieder dorthin."

Der Widerspruch in beiden Berichten mußte mit biographischer Ehrlichkeit registriert werden; ihn aufzuklären, durfte von geringem Belang sein. Uns interessiert namentlich die Weltreise des tauben Junglings, die ihn bis zu der Insel St. Thomas führte. Sicherlich ist es das Meer mit seinen Wundern, seiner majestätischen Ruhe und seiner wilden Bewegung gewesen, das in der Seele des auf sein Innenleben Angewiesenen den Funken der Poesie entzündete. Zu der bisher geübten Malerei und Musik trat die Dichtkunst. Und diese dichterische Begeisterung muß damals so gewaltig in ihm gewesen sein, daß er noch zwanzig Jahre später (1847) davon träumte und sang. *„Ein Sonntagsmorgen"* (142) heißt die hübsche Skizze, die ich hier mitteile:

Ein Sonntagsmorgen! Aber keiner in der schönen Kaiserstadt, keiner auf dem Lande, in der Brühl oder auf dem Kahlenberge! Ein Sonntagsmorgen zur See, auf einer hübschen, schnellsegelnden Kauffahrerbrigg, die eben im Begriffe ist, den Wendekreis des Krebses zu übersegeln.

Der Ozean ist spiegelglatt, eine leichte Brise bläht die weißen Segel milde, erfrischende Luft umweht uns, und heilige Stille ruht über dem Wasser und tiefes Dämmern.

Am Steuerruder, die Trille mit kräftiger Faust lenkend und dabei aufmerksam auf die Bussole blickend, steht der alte Steuermann, neben ihm, die Arme übereinandergeschlagen, lehnt der Kapitän, mit Falken-

[1] *Lyser*, Direktor einer Wandertruppe, stammte aus angesehener holsteinischer Familie, mußte aber wegen eines Duells flüchten und vertauschte seinen ursprünglichen Namen *Mertens* mit *Lyser*. Er war ein vortrefflicher Gatte und Vater des kleinen Peter, der auch mit größter Liebe an seinem Stiefvater hing. (Bericht der Tochter.)

[2] Es kann natürlich nur der Stiefvater Lyser gemeint sein, denn Burmeister war seit 1811 fest am Dresdner Hoftheater engagiert.

Abb. 5. Titelkupfer zu „Mephistopheles". (Leipzig, Bruggemanns Verlags-Expedition. 1833.)

blicken den Stand der Segel beobachtend, nur wenige Matrosen befinden sich auf dem Vorderdecke, und im Mastkorbe sitzt einer und lugt aus — er sieht aber nichts als Himmel und Meer, denn nicht das kleinste Segel läßt sich am Horizont entdecken, und wie weit ist's noch bis zum nächsten Eilande! — — —

Jetzt rötet sich zuerst ein kleiner Punkt am östlichen Horizonte, aber rasch bricht unter diesen Breitegraden Tag und Nacht an, und ehe du dir's versiehst, flammt der ganze Horizont in wundervollem Lichtpurpur. An der lichtesten Stelle zuckt es jetzt auf — einen Goldblick möcht' ich es nennen, wenn diese Bezeichnung nicht zu matt wäre. — Noch einen Moment — jetzt wiegt sich der gewaltige Feuerball auf den Wogen — die Luft weht schärfer durch das Tauwerk — und das Meer scheint geschmolzenes Metall, aber wie das flimmert und funkelt und aufblitzt, und Millionen leuchtende Funken sprüht, und dazu der Kontrast — grad über der Stelle, wo du stehst, ist der Himmel noch tief dunkelblau und die Sterne flimmern dran, oder der bleiche Mond. — Noch ein Moment: der Feuerball steigt höher — jetzt erzittert er — wirft seine unzähligen Strahlengarben aus — und es wird Licht! —

Der dänische Märchendichter Andersen hat ein „Bilderbuch ohne Bilder" geschrieben; wer sollte bei dieser Skizze des deutsch-dänischen Märchendichters Lyser nicht an ein Gleiches denken? —

Noch ein anderes Werk unseres Autors müssen wir für seine Jugendgeschichte als autobiographisches Hilfsmittel heranziehen. Es ist sein erstes selbständig gedrucktes Buch, der Roman „Benjamin" (2), im Jahre 1830 in Hamburg bei Hoffmann und Campe erschienen, bereits mit dem Zusatze „Aus der Mappe eines tauben Malers", versehen mit zwölf selbstradierten Blättern. Die Ausführung der letzteren ist miserabel, wie überhaupt die illustrative Ausstattung der Bücher aus obigem Verlag eine jammervolle ist, da der alte Campe nur höchst ungern Geld dafür ausgab. Dieses seltene Buch[1] ist in vielfacher Hinsicht interessant. Der „Versuch eines Versuches" ist dem „Herrn Doktor Ludwig Börne" zugeeignet; die „in freudigster Verehrung" geschriebene, sehr launige Widmung erläutert zunächst das erste Blatt der Umrisse folgendermaßen:

Ich stand im verflossenen Sommer in der Vorhalle der Hoffmann und Kampeschen Buchhandlung — betrachten Sie gefälligst das erste Blatt meiner Umrisse, und ich bin gewiß: schöne Erinnerungen werden in Ihrer Seele auftauchen. Sie werden auf den ersten Blick unsern Herrn Verleger erkennen, sowie seine Komptoirgehilfen, besonders den kleinen freundlichen, etwas fetten (ich nenne ihn nur immer meinen Gevatter, weil er nie unterläßt, so oft ich komme, mir seine Tabaksdose zu offerieren). Auch der kleine Lieblingshund des Herrn Kampe wird Ihnen noch erinnerlich sein, sowie endlich der kleine Laufbursche und Lampenanzünder, der von den sechs Lampengläsern in der Regel immer drei zerbrach, weshalb er seit einiger Zeit zu seiner nicht geringen Kränkung seine Ehrencharge als Aufklärer und Verbreiter des Lichts in der Hoffmann und Kampeschen Officin verloren hat, und nur noch ein simpler Laufbursche ist. — Aber ich sehe im Geiste Ihren Blick fragend auf die schlanke Gestalt eines jungen, liebenswürdigen Mannes geheftet, der,

[1] Bis vor kurzem war es mir unmöglich, ein Exemplar des „Benjamin" aufzutreiben. Erst im Januar dieses Jahres fand ich ein absolut neues, unaufgeschnittenes Exemplar im Original-Umschlage im Antiquariat einer modernen Buchhandlung in Hannover, wo ich es für 10 Pf. erwarb.

Abb. 6. Einzelblatt. O. O. u. J. Lyser del., Meusel lith.

auf den Fußspitzen sich erhebend, mit heraufgerecktem Halse vor dem Bücherrepositorium rechts steht und etwas zu suchen scheint. — Sie kennen ihn nicht? — ich glaub's! denn Sie sahen ihn noch nie.

„Dieser holde Mann bin ich!"

In der Zueignung sagt Lyser in bezug auf sein Buch ferner: „Ich griff hinein ins bunte Menschenleben, und in mein *eigenes* — und so entstand mein Benjamin. Mein Buch enthält nur *Wahres*, und dennoch ist alles erdichtet — aber nichts *erfunden*". Schon in diesem Werke ist das bekannteste der Lyserschen Gedichte, das er später unter der Überschrift „Malerlust" in die „Lieder eines wandernden Malers" (13) aufgenommen hat, enthalten; es möge hier, da es gewissermaßen ein „Bruchstück eigner Konfession" ist, seine Stelle finden:

Töne und Farben.

Zu singen und zu malen
Ist meines Lebens Lust!
Die Töne und die Farben
Sind eins in meiner Brust.
Und sollt ich eines lassen,
Ging's mit dem andern nicht,
Es findet sich zum Bilde
Mir immer das Gedicht.

Der Blume süßes Leben,
Des Maienhimmels Pracht;
Der Mädchen Rosenwangen,
Der Liebe Wonnenacht,
Und Himmels-Lust und Wehe,
Im Busen mir erglühn! —
Drum, was ich nicht kann malen,
Das mag im Bilde blühn!

Mit vielem Humor schildert der Autor das kleinstädtische Leben in „Dummburg", wo er

seine Jugendzeit zugebracht hat; dann kommt er in die Residenz, um Malunterricht zu nehmen; ein homosexuelles Attentat von seiten des Mannes, der sich als sein Mäcen ausgibt, mißglückt; endlich schließt er sich einer wandernden Schauspielertruppe an.

Alles atmet Lebenslust und Lebensfreude; von der Taubheit ist noch nirgends die Rede.

Launige Erinnerungen aus dem vagabondierenden Schauspielerleben seiner frühesten Jugend erzählt Lyser 1845 in der zweiten seiner „Kleinen Geschichten aus dem Tagebuche eines wandernden Musikanten" unter der Überschrift „Der Stadtmusikant" (123) und in dem „Portrait" des Schauspielers Friedrich Roppke (74), das er 1833 entworfen hat; endlich auch in dem „Mozart-Album" (150b).

Jedenfalls wohnte der „ausgezeichnete, geniale junge Maler, Dichter und Privatdoktor der Philosophie Jean Pierre Lyser" in der Mattentwiete No. 12 in Hamburg.[1] Der Buchhändler Julius Campe hat sich zuerst des jungen Mannes angenommen. „Infolge meines fünfjährigen Seelebens war übrigens mein dermaliger Anstand ganz der eines echten Seebaren und meine Konversation war mit den absonderlichsten nautischen Ausdrücken gespickt" (135). Campe machte ihn mit Heine, Immermann, Reinhold, Wienbarg, Roding, Merckel, kurz mit allen damals in Hamburg lebenden schriftstellerischen Notabilitäten bekannt. Mit dem talentvollen G. A. v. Maltitz, dem Verfasser der einst vielbewunderten „Pfefferkörner im Geschmacke der Zeit", verband den Vater Lyser innige Freundschaft; der Sohn zeichnete ihm Karikaturen für den „Norddeutschen Courier" (135).

Abb. 7. Bildnis der Frau Caroline Leonhardt-Lyser. Bleistiftzeichnung.

Heinrich Heine hat nicht gerade häufig in seinen Werken und Briefen von Lyser gesprochen; wo dies aber geschieht (272, 273), dann immer voller Freundschaft und Teilnahme. Ausführlicher dagegen sind Lysers Berichte (135, 144), und es ist vornehmlich *Karpeles* zu danken, daß er diese aus dem Staube der Bibliotheken herausgezogen hat. „Vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an gehörte Heine mir zu jenen Menschen, an die ich täglich, stündlich gedacht habe und noch denke mit unverminderter Begeisterung, und das will bei mir nach funfzehnjähriger Trennung immer mehr bedeuten, als wenn ich in meinem Sündenregister nachschlage, wie oft ich mich verliebt habe, bekorbt und erhört worden bin" (130). Heine verbrachte, wie *Strodtmann* (293) berichtet, im Sommer 1830 oft halbe Tage in Gesellschaft des tauben Malers. Zuweilen erschien er auch abends und blieb die ganze Nacht. Lyser mußte ihm dann immer starken Tee vorsetzen, in den er weder Milch noch Rum, aber sehr viel Zucker schuttete. Mehrmals verlangte Heine beim Eintreten sofort Feder und Tee und schrieb dann, auf dem Sofa liegend, das eine oder das andere Gedicht, das ihm unterwegs in den Sinn gekommen, auf ein Blättchen seiner Brieftasche. Wie aufmerksam Lyser an dem damals (1830) entbrannten Streite zwischen Heine und Immermann einerseits und Platen andrerseits teilgenommen, das ist in den bereits mehrfach zitierten „Erinnerungen aus dem deutschen Norden" (135) mit Laune und wissenschaftlichem Ernste auseinandergesetzt.

Daß übrigens ein leicht hingeworfenes Gedicht Lysers die Grundlage für ein sehr anmutiges Heinesches gebildet hat, darüber schreibt Lyser in seinem „Morgenstundchen in Wandsbeck" (144):

„Heine forderte mich auf, in seiner (Heines) Manier ein etwas frivoles Lied zu improvisieren. Ich ließ mich nicht lange bitten und warf folgendes Liedchen hin:

[1] Benjamin, S. 60.

Magst du dich auch selbst belügen,
Mich belügst du nicht, mein Kind!
Möglich, daß die Küsse trügen,
Wie oft Worte möglich sind.

Nicht entscheid' ich solche Fragen!
Lüg' mit Worten, lüg' im Kuß,
Lüge dreist – ich will's drauf wagen,
Weil ich dich schon lieben muß.

Heine las das Lied und sprach rasch: „Nicht übel — bis auf den Schluß, der an Goethes Art und Weise erinnert — warten Sie! *so* würde ich's gegeben haben!" Und er schrieb:

In den Küssen – welche Lügen!
Welche Wonne in dem Schein! —
Ach, wie süß ist das Betrügen,
Süßer noch: Betrogen sein.

Liebchen, wie du dich auch wehrest,
Weiß ich doch, was du erlaubst!
Glauben will ich, was du schwörest!
Schwören will ich, was du glaubst!

Heine reichte mir das Lied, und als ich es gelesen hatte, drehte ich das meinige zusammen und benutzte es als Fidibus, womit ich mir die Cigarette anzündete.

Dem Verkehr mit Heine entblühten zahlreiche Zeichnungen und Karikaturen der verschiedensten Art. Auch mehrere Bildnisse des Dichters (158, 159) hat Lyser gezeichnet. Sie sind sämtlich, zum höchsten Schmerze aller Heine-Forscher, verloren. *Mir* hat es ein glücklicher Zufall vergönnt, wenigstens *eine* Porträtskizze (93) aufzufinden. August Lewald erzählt nämlich in seinen „Aquarellen aus dem Leben" (283):

Eine hübsche Zeichnung von Lyser aus der Harzreise schenkte er[1] meiner Frau. Er selbst saß darin, in luftiger Wandertracht, nachlässig in der Hütte des alten Bergmanns, der mit seinem spinnenden Weibe, halbabgewendet, am Fenster hockte und Zither spielte. Der Mond schien herein. Vor ihm lag das junge Mädchen, auf dem Fußschemel kniend, und sprach die Worte, die er selbst unter die Zeichnung geschrieben hatte:

Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir schwer;
Dieses Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

[1] Heine. — [2] 1835.

Abb. 8. Gustav Lyser, Redakteur der „Dakota Freie Presse", Yankton, S. D.

Lyser hat diese Skizze, laut Signatur, am 25. September 1829 gefertigt und Heine verehrt. Dieser gab sie an Lewald am 30. April 1831, als er sich anschickte, nach Paris zu gehen. Wir bieten den Lesern diese kostbare Reliquie gleichfalls in Reproduktion.

Spurlos verschwunden ist eine Zeichnung, von deren Existenz *Ludolf Wienbarg* in seinen „Wanderungen durch den Thierkreis" (295) berichtet:

Er (Heine) drückte sich das rothseidne Taschentuch, das er sich zur Nacht um den Kopf gewickelt, mit beiden Händen an die glatten schwarzen Haare, klagte anfangs, wie gewöhnlich, über Kopfweh, wickelte und zupfte darauf den bunten mephistophelischen Schlafrock in den kühneren Wurf eines Faustmantels um die Schulter und begann mit lächelnder Miene und blinzelnden Augen, aber im trockensten Dozententon, mir als einem jungen Scholaren die tiefere welthistorische Bedeutung seiner liederlichen Lieder auseinanderzusetzen. Ich mußte ihm gerade ins Gesicht lachen und blieb dem ungeachtet ein aufmerksamer Zuhörer. Die Situation war so komisch, daß, wie gleich nachher der taube Lyser ins Zimmer trat, er sich kichernd uns am Tische gegenübersetzte und eine der lustigsten Karikaturen von uns entwarf, wie sie seiner flüchtig geschickten Feder nicht selten ungemein gelingen, und die, wie ich glaube, Heine noch gegenwärtig[2] aufbewahrt.

Diese Hamburger Zeit, mit ihrem anregenden Verkehr, ihren ersten schriftstellerischen und künstlerischen Erfolgen, die ihn vor Mangel und Not bewahrten, war vielleicht die glücklichste in Lysers Leben. Er stellte an das Leben ja so geringe Ansprüche. Die frohe Stimmung übertrug sich auch auf seine Kunst und seinen Gemütszustand. Die Umschlagszeichnungen, die er für den Lebrunschen „Almanach dramatischer Spiele" (62, 67, 71, 72) und das „Politische Taschenbuch" von Wit, genannt von Dorring (61, 68), zeichnete, sind teilweise von überwältigender Komik, die Erklärungen, die der Maler dazu gibt, immer treffend, bisweilen drastisch. So äußert er 1831 (67), daß er sich „von einem verdammten Rezensenten im Berliner Konversationsblatt sein

Rosa Taddei.

Abb. 1. Bildnis der Improvisatrice Rosa Taddei. (Lithographie, 1830. Aus: „Herbstgabe", Taschenbuch auf das Jahr 1830 von Caroline Leonhardt-Lyser.)

bißchen Geist nicht abdisputiren" lassen will. Daß er sich von 1830 an ganz offen als „tauber Maler" unterzeichnet, beweist ebenfalls, wenn wir auf den eingangs mitgeteilten poetischen Lebensabriß zurückgehen, daß seine Gemütsstimmung damals eine durchaus heiter-resignierte gewesen sein muß. Anfangs wollte er keinen Menschen sein Unglück wissen lassen, genau wie Beethoven seine Freunde beschworen hatte, das furchterliche Geheimnis seiner beginnenden Taubheit niemandem zu verraten. Lyser konnte sich — vielleicht mit dem Tod im Herzen — jetzt sogar darüber lustig machen. In den „Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers", enthalten im Taschenbuch „Cäcilia" (8), findet sich folgende dafür charakteristische Stelle:

Es gibt sehr viel in der Welt, worüber ein Cidevant-Kapellmeister, wenn er ernstlich darüber nachdenkt, entweder des Teufels oder verrückt werden kann — aber ich flehe euch, ihr Götter! — wenn ich auch *verrückt* werden muß, laßt mich nur nicht *taub* werden! Wenn es sein muß — nun ja! verrückt! aber nur nicht *taub*. —

Taub möchte ich *nicht* gerne werden.

Mein verrückter Herr Kapellmeister! Diese Parodie war malitiös, und: *„Ich werde es nie dulden, daß man mich in meinem eigenen Hause beleidigt."*

Der taube Lyser (nach Louis Philipp).

Heines Fortgang von Hamburg zersprengte den Freundeskreis, und auch Lysers Bleiben war dort nicht länger. Der alte Wandersinn erwachte wieder und so ging es Anfang des Jahres 1832 wieder hinaus in die Welt.

Im Februar 1832 stand er vor *Goethe*.

Peter muß ein schöner Jüngling gewesen sein. Nach seinem in skizzenhafter Manier gezeichneten, den „Neuen Kunst-Novellen" (21) beigegebenen Selbstporträt ist bei dem Wiener Photographen Kurz eine künstlerische Photographie gefertigt worden, die mir Lysers Tochter freundlichst verehrt hat. Nach dieser ist unsere Porträt (Abb. 1) ausgeführt. Das Profil ist von edelster Schönheit: eine hohe, gewölbte Stirn, eine kräftige, feingeformte Nase, ein sanft blickendes treues Auge. Lange Locken wallen über Haupt und Schultern. Dazu die genialische altdeutsche Malertracht — — ich stelle mir den Tieckschen „Franz Sternbald" so vor.

Auf dieses blondlockige Jünglingshaupt hat der Altmeister in Weimar, vier Wochen vor seinem Tode, segnend seine Hand gelegt und ihm Worte gütevoller Weisheit auf seinen Lebensweg mitgegeben, die Lyser nie, auch nicht im größten Elend seiner letzten Jahre vergessen hat, die ihm das trübe Dunkel seiner Pfade erhellt haben, gleich dem Stern, den die Könige im Morgenlande geschaut:

„Du mußt dich, liebes Kind, mehr wie jeder andere vor Menschenhaß und Menschenverachtung zu wahren suchen! Taube sind von Natur mißtrauisch! Dumme Menschen werden sehr oft dein Unglück zu ihrem Vortheil benutzen. Denke dann: es waren eben dumme Menschen, und Dummheit ist das größte Unglück, denn sie macht die Menschen unfähig, das höhere Ewiggöttliche im Menschen nur zu ahnen, geschweige denn zu erkennen! Der Gemeinheit und Niederträchtigkeit setze nur immer das Bewußtsein entgegen, daß du weder gemein noch niederträchtig bist, daß du unbeirrt durch alle die kleinen und großen Kalamitäten des Alltagslebens dem Ziele zustrebst, welches du selbst dir aufstelltest und dann

Nach einer Original Handzeichnung

Abb. 10. Beethoven
Einzelblatt

vergiß nie: daß noch viele gute Menschen leben!" (270, 296.)

Von Weimar aus ging er nach Leipzig. Sein liebenswürdiges Wesen, seine stets heitere Laune, seine mannigfachen Talente im Verein mit der Anmut seiner äußern Erscheinung ließen ihn schnell Freunde gewinnen. Für einen jungen phantastischen Künstler konnte es in der Tat damals kaum einen geeigneteren Ort geben als Leipzig. Der Mittelpunkt des Kreises, in den Lyser trat, war *Robert Schumann*.

Schumann hatte gerade das trockne Jus an den Nagel gehängt und schwelgte nur in Musik. Um ihn scharten sich der geniale, frühverstorbene Schunke, Banck, Knorr und andere; eine Art Mittelpunkt bildete das Haus des berühmten *Friedrich Wieck*, dessen Töchterchen *Clara* gerade damals berühmt zu werden anfing. Die Vertreter der neuen Kunstrichtung gründeten den bekannten *Davidsbund*, allen Spielern Schumannscher Klavierwerke wohl bekannt. Schumann selbst figurierte als „Florestan" und „Eusebius", Wieck als „Meister Raro"; andere hießen „Walt", „Julius", „Serpentinus"; unser Lyser wurde „*Fritz Friedrich*" genannt; Clara Wieck war die in den „Schwärmbriefen" verewigte „Chiara". Voller Begeisterung erzählt „Fritz Friedrich" selbst davon (92):

Was glich jenen Abenden, wo Francilla Pixis und das Wundermädchen Clara zusammen spielten und sangen! Banck lief wie toll herum und suchte neue Liederformen — Schunke, den Tod in der Brust, schrieb seine Phantasie „Beethoven" — Bürck schnappte ein Bischen über, Lyser dichtete seine Wanderlieder an Claras Klavier, und Schumann selbst mag wohl in jenen Tagen zuerst über seine „Kreisleriana" nachgesonnen haben, denn eben in jener Zeit war es, wo das Urbild des Callot-Hoffmannschen Kapellmeisters, der unglückliche Ludwig Böhner, sich kurze Zeit in Leipzig aufhielt. Ein großes Blatt, welches Lyser damals zeichnete, (166) zeigte, wie auf einem bunten Maskenball, alle die lieben, anmuthigen und wunderlichen Gestalten.

Einer der Bundesabende wird so geschildert (276):

In dem matt erleuchteten Zimmer sitzt Zilia am Klavier und spielt, Eusebius beugt sich über ihren Stuhl, — Serpentin lehnt an dem Tisch, Walts Nacken umschlingend mit den Beinen und manchmal auf und ab reitend, — Florestan auf dem Tische stehend und ciceronisirend — Fritz Friedrich mit der Laterna magica die Musik durch Faschingsfiguren an Wand und Decke illustrirend.

Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß Lyser sehr tätig mitwirkte, die von

Abb. 11. Beethoven, die „Pastorale" komponierend. (Aus dem Taschenbuch „Cäcilia", Hamburg 1836, Hoffmann und Campe.)

Schumann gegründete, noch heutigen Tages bestehende „Neue Zeitschrift für Musik" ins Leben treten zu lassen. Lyser gehörte, wie Schumann an seine Mutter schreibt (291), zu seinen täglichen Gesellschaftern; die Duzbruderschaft zwischen beiden war schnell eingeleitet. Bereits in der zwölften Nummer der jungen Zeitung findet sich der Anfang der Kunstnovelle „Vater Doles und seine Freunde" (76). Manche Zeichnung Robert Schumanns (164) und Clara Wiecks (165) wurde von Lyser entworfen; sie sind leider ebenso wie eine frühere von Carl Maria von Weber (155) verloren gegangen. Interessant ist auch ein Essay über Clara in dem schon erwähnten Taschenbuch „Cäcilia" (8), vor allem deshalb, weil es wohl einen der frühesten Berichte über die berühmte Pianistin darstellen dürfte. Es heißt darin:

Man könnte Clara, wie sie sich zu Hause gibt — unbefangen und kindlich gegen den Vater und ihre Umgebungen, beim ersten Blick für ein ganz liebenswürdiges dreizehnjähriges Mädchen — und weiter nichts halten — aber beobachtet man sie genauer — da zeigt sich alles anders! Das feine, hübsche Gesichtchen mit den etwas fremdartig-geschnittenen Augen, der freundliche Mund mit dem sentimentalen Zug, der

dann und wann etwas spöttisch oder *schmerzlich* — besonders, wenn sie *antwortet*, sich verzieht, dazu das Graziös-Nachlässige in ihren Bewegungen — nicht *studirt*, aber weit über ihre Jahre hinausgehend.

Der Verkehr in diesen musikalischen Kreisen ließ den armen Lyser sein Unglück häufig genug schmerzvoll empfinden. In Hamburg waren seine Freunde ja ausschließlich Dichter und Schriftsteller. Und gerade beim Anblick des Wunderkindes Clara bricht er in die ergreifenden Worte aus:

Musik! — was sagt dieses Wort nicht alles! — Sie erfüllt mein Herz! sie hielt mich aufrecht im Sturm des Lebens — sie ist mir Trost und Stab, da mir alle farbigen Frühlingsblumen welkten, und die Luftschlösser meiner Jugendphantasien zertrümmerte. — Sie ist es, welche das Restchen Hoffnung und das Fünkchen Glauben so noch in mir bewahrte, daß ich nicht in jenem letzten entsetzlichen Schmerz unterging — genug davon!

Bei alledem erfüllte den tauben Maler eine unbändige Lebenslust und Lebensfreude. „Gott weiß woher es kommt, daß ich mich oft für junger halte als ich bin — ich fühle wirklich im Vergleich mit andern Mannern meines Alters wie ein Kind, ich kann mich noch so von ganzem Herzen freuen und mich betrüben, noch ebenso schwärmen wie damals, als ich noch hören konnte — und wie lange ist das schon her! Seh ich diese lebensmüden übersättigten Greise, so gerath' ich oft in Versuchung, stolz zu werden und zu denken, da bin ich doch ein andrer Kerl und noch nicht abgethan!"[1]

In den Sommer des Jahres 1833 durfte jene köstliche Fußreise durch Böhmen und Sachsen fallen, deren poetisches Tagebuch Lysers bekanntestes Werk, die *„Lieder eines wandernden Malers"* (13), darstellen. Aussig, Dux, Bilin, Mariaschein werden besucht, mit besonderm Entzücken auf der Kuppe des Donnersberges verweilt. Auf dem Friedhofe bei Teplitz steht er an

Seumes Grab.

Fort, aus der heitern Gesellschaft
Hatt' ich mich geschlichen,
Denn seltsame Wehmut
Zuckte mir plötzlich durchs Herz.
Worüber? —
Was weiß ich's! — alte Gedanken
Von Heimat und Glück, sie tauchen
Wohl oftmals ohn' unsern Willen
Hervor aus den Gräbern,
Wo sie schlummern sollten,
Wie alles, was dem blühenden Leben
Feindlich und höhnend entgegentritt.

Ich ging durch die Gärten und Wiesen!
Purpurroth
Brannte der westliche Horizont!
Kühlende Lüftchen
Ließen erklingen die Wipfel der Bäume,
Die Büsche und Gräser
Stimmen mit ein, sie sangen
Ihr Abendlied!
Und vom Friedhof her
Summte das Todtenglöckchen dazu.
Hin zog mich's zum Friedhof!
Da stand ich bei der Kapelle — vor mir
Erhob sich ein Eichbaum — seine Zweige
Liebend ausbreitend über einen
Einfachen Grabstein,
Und auf dem Grabstein las ich den Namen:

„Seume."

Eines *Mannes* Grab hab' ich gesehn!
Und heilige Erde

Abb. 12. Aus F. R. Müller, Ein neuer Don Quixote. (Wien und Leipzig 1846.)

[1] Brief an Robert Schumann vom 10. Februar 1839.

Nehm' ich mit von dem Grabe,
Und ein Eichenblatt,
Das vor mir niederfiel.
Theure Zeichen einer würdigen Stunde!
Ich will euch tragen mit mir,
So lang' ich wandre.
Und so oft ich euch anblicke, will ich sagen:
„Eines Mannes Grab hab' ich gesehn!"
Und will streben:
Selber ein Mann zu sein, so lang' ich wandre.
Schmücke *mein* einsames Grab auch nimmer ein Denkstein,
Breite kein Baum seine grünenden Zweige
Je drüber aus — was schad't es?[1]
Das herrlichste Denkmal des Mannes bleibt immer:
Zu leben in der Erinnerung würdiger Männer.
Und mehr als alle prunkenden Monumente
Sagt das *Mannerwort*:
„Er war ein Mann."

Vorbei am Schlachtfelde von Kulm in den schattigen Bilagrund! Dann über Freiberg nach Hause.

Die „Lieder eines wandernden Malers" machten Lysers Namen in weiten Kreisen bekannt. Über den poetischen Wert der einzelnen Gedichte werden wir später noch zu sprechen haben. Sie erschienen (genau wie der erste „Maler Nolten") mit einer Musikbeilage in kleinem Querquart-Format; die Beilage ist ebenso selten wie die des berühmteren Bruders. Sie führt den besondern Titel „Melodienkranz" (13a) und hat einen andern Verleger (Emil Güntz) als die Gedichtsammlung (Gustav Schaarschmidt). Unter den Komponisten der zehn Lieder finden wir nicht unbedeutende Namen: Heinrich Dorn, J. Rastrelli und, was wieder nicht uninteressant sein dürfte, die damals funfzehnjährige Clara Wieck.

Wie nachhaltig übrigens die Erinnerung an jene romantische Wanderung bei Lyser gewesen sein muß, das zeigen seine eigenen Worte, die er dreizehn Jahre später in der Einleitung seiner Skizze „Mannchi Schaper" (123) schrieb:

Böhmen! Das Herz schlägt mir schneller und höher, wenn ich diesen Namen nur ausspreche! Ich habe schöne Länder gesehen und wahrhaftig! mein Vaterland, umrauscht von den stolzen Wogen zweier Meere, ist auch schön und ich lieb es von ganzer Seele, aber nach meinem Vaterlande lieb ich vor allen Ländern, die ich kenne, Böhmen am meisten! vielleicht darum, weil ich es nächst jenem am genauesten kenne. Aber auch ganz *gewiß*, weil es gar so lieb und schön und dabei so *kraftig* ist und so viel große Erinnerungen einer großen, herrlichen Vorzeit sich bewahrt hat.

Für den Kunstler — er mag nun treiben welche Kunst er will, ist Böhmen vollends recht wie geschaffen! In seiner Natur paart sich das Großartige mit dem Lieblichen, das Düstere mit dem Lachenden wie nirgends anderswo in diesem Grade. Der Böhmen Sprache klingt wie Musik und Musik ist eine Sprache, die jeder Böhme versteht und liebt, und Bohmens Töchter verstehen zu lieben und Böhmens Wein erfreut das Herz, und Böhmens Manner zeugen dafur, daß es auch noch anderswo als im Norden Männer gibt, stolz, ja trotzig, kuhn, frei und dabei treuergeben ihrem Herrscherhause. So aber will ich ein *Land*, ein *Volk!* — wie soll ich's nicht lieben? und wer, der es kennt, sollt' es nicht lieben?

Ungemein fruchtbar an literarischen Arbeiten verschiedenster Art waren diese vergnügten Leipziger Jahre. Hatte sich Lysers Ruf als

Rubezahl

Abb. 12. Titelbild (Lithographie) zu „Das Buch vom Rübezahl". (Leipzig 1834, Wigand.)

[1] Hat sich in traurigster Weise bewahrheitet.

Abb. 11. Umschlag zum Taschenbuch „Mephistopheles". (Leipzig, Bruggemanns Verlags-Expedition. 1833.)

feinsinniger Kunst-Ästhetiker doch bereits so fest gegründet, daß *Karl Gutzkow*, dem die Fortsetzung der klassischen Hogarth-Erklärungen Lichtenbergs übertragen worden war, keinen Augenblick zögerte, Lyser damit zu betrauen, da Zeitmangel ihn selbst daran verhinderte (271). Ohne einen Augenblick die Hindernisse zu verkennen, die sich ihm entgegenstellen würden, um diese ehrenvolle Aufgabe mit Geschick zu lösen, ging Lyser redlich an die Arbeit; bereits im Oktober 1832 konnte er mit Befriedigung auf das vollendete Werk (7) blicken. Verschiedene Taschenbuch- und Zeitschriften-Beiträge stellt er zu einem Bändchen „*Novellen*" Leipzig 1834 (14) zusammen. Das interessanteste an diesem, im ganzen herzlich schwachen Buche, sind fünf „*Fresko-Sonette*", an Dichter und Schriftsteller gerichtet. Wir finden die Namen W. Menzel, H. Heine, K. Gutzkow, H. Laube und L. Borne. Das an Heine gerichtete Sonett lautet:

H. Heine.

Ein zweiter Knabe mit dem Wunderhorn
Ist er durchs deutsche Vaterland gezogen,
Und mächtig rauschten des Gesanges Wogen
Aus seines Herzens tiefsten heilgen Born.

Doch unsre Esel reckten ihre Ohr'n,
Und die Piepvöglein kamen angeflogen,
Und waren der Manier gar sehr gewogen,
Weil sie *gemüthlich*. — Da erfaßt ihn Zorn!

Das Horn zerbrach er, winkte dem Le Grand:
„Heran Gespenster Tambour! komm heran!
Das blöde Volk! es hat uns *nie* verstanden."

Der Tambour mächtig seine Trommel ruhrt!
Gemüthlich *Hell*[1] in Deutschland musizirt,

Und Deutschlands Sänger klagt in fernen Landen.

Weit wichtiger ist das Jahr 1834 für Lysers literarische Bedeutung insofern, als er in diesem

[1] Theodor Hell (Hofrat Winkler), Herausgeber der „Penelope", der „Abendzeitung" usw.

Abb. 14. Innerer vorderer Umschlag zum „Politischen Taschenbuch für das Jahr 1830". (Hamburg, Hoffmann & Campe.)

Abb. 15. Innerer hinterer Umschlag

zuerst auf einem Gebiete sich betätigte, auf dem er sein Bestes leistete, nämlich als *Märchen-* und *Sagen-Erzähler*. Vier solcher Sammlungen, jede mit eigenen Zeichnungen, traten an das Licht: *„Des Knaben Wunderhorn"*, Mährchen und Lieder (9), das *„Buch vom Rübezahl"* (10), dem Herzensfreunde Robert Schumann gewidmet, das *„Buch der Mährchen für Söhne und Töchter gebildeter Stände"* (11) und endlich eine Sammlung von Kinder-Märchen und Erzählungen, betitelt *„Nanette, die junge Waise"* (12). Daß es Lyser an emsigen, angestrengtem Fleiß hätte fehlen lassen, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, wird wohl niemand behaupten können. Dabei zeichnete er weiter für Campe in Hamburg, fertigte die witzsprühenden Illustrationen für das 1833 erschienene Herloßsohnsche Taschenbuch *„Mephistopheles"* (75), schrieb für Schumanns Zeitschrift den *„Händel"* (78), für den „Kometen" die *„Berenice"* (79) und sammelte schließlich seine bis dahin in Zeitschriften verstreuten Produkte zu einem Bande *„Künstler-Novellen"* (16). Die künftigen Schreiber einer deutschen Theatergeschichte werden ferner die *„Portraits"* (74), die Lyser von den Schauspielern *Paulmann* und *Friedrich Röppke* entworfen hat, nicht vernachlässigen dürfen.

Der Leipziger Aufenthalt verschaffte dem Künstler auch die Bekanntschaft *Felix Mendelssohn-Bartholdys*. Lyser ließ sich, wie er selbst erzählt (137), dem gefeierten Komponisten bald nach dessen erstem glanzvollem Konzerte vorstellen. Mendelssohn hieß ihn herzlich willkommen, unterhielt sich mit ihm interessiert über seine kürzlich veröffentlichte Kunstnovelle „Vater Does" (76), während Lyser dem Tondichter begeistert von der Wirkung, die die Hebriden-Ouverture auf ihn ausgeübt hatte, sprach:

Etwas verwundert fragte mich Mendelssohn: ‚ob ich denn noch Musik hören könne" und als ich darauf erwiderte: ‚Ja, wenn ich es will und ein paar Tage

Kopfschmerzen nachträglich nicht scheue', mußte ich ihm die Sache näher erklären.[19] Er hörte mir mit sichtlicher Bewegung zu, meinte aber am Schlusse lachend: ich sei eigentlich ein glücklicher Unglücklicher, daß ich keine schlechte Musik zu hören brauche', dann bedankte er sich, daß ich ihm zu Ehren ein paar Tage Kopfweh nicht gescheut habe.

Lyser hatte die Jahre seines Leipziger Aufenthaltes in jeder Hinsicht gut angewendet und konnte mit Befriedigung auf sein Leben daselbst zurückblicken. Es teilte sich zwischen emsigster literarisch-künstlerischer Tätigkeit und hohen, geistigen Genüssen, die der Davidsbündler-Kreis jedem seiner Teilnehmer bereitete. Daß er bei alledem noch Zeit fand, auch die Prosa des Alltagslebens ausgiebig und erfolgreich zu studieren, beweisen die 1835 herausgekommenen vier Hefte seines *„Leipzig wie es geht und steht, lebt und liebt oder Spaziergänge in und um Leipzig"* (19). Daß Glaßbrenners „Berlin wie es ist und — trinkt" dabei Modell gestanden hat, wird niemand leugnen wollen; doch ist das anspruchlose und schnell beliebt gewordene Werkchen durchaus keine sklavische Nachahmung seines Vorbildes, sondern zeigt überall Selbständigkeit und eine nicht gewöhnliche Kraft des Witzes. Vor Glaßbrenner hat Lyser das voraus, daß er sein eigner Illustrator sein konnte; und so haben alle vier Hefte, die übrigens weit seltener als die Glaßbrennerschen sind, ein illuminiertes Titelkupfer, von denen wir das interessanteste in Reproduktion geben (Abb. 3).

Sogar zum „Doktor" scheint Lyser es noch in Leipzig gebracht zu haben. Zu meiner Überraschung fand ich in dem mir vorliegenden Taufzeugnis des Sohnes Gustav den Vater als „Doktor der Philosophie" glänzen. Ich wandte mich deshalb brieflich an Gustav Lyser und erhielt von ihm folgenden Bescheid:

Wie ich sicher weiß, studierte er in *Kiel*, später wohl auch in Leipzig. Ob er nun in Pleiße-Athen seinen Doktor machte, oder in Anbetracht seiner hervorragenden Leistungen als Musikkritiker, Illustrateur, Novellist und Poet honoris causa den Doktor erlangte, vermag ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Ich kann mich aber erinnern, daß 1850, als ich mit ihm vorübergehend in Leipzig war, der Dichter Adolph Böttger, Dr. Burkhardt sowie Dr. Kuhne ihm einige Male dieses Prädikat zukommen ließen. Als wir einige Monate später in Handewitt bei Flensburg (Nordschleswig) seinen damals bereits über 80 Jahre zählenden Freund aus seiner Jugendzeit, den kerndeutschen Pastor Siemsen, besuchten, schrieb dieser ihm (der Vater war ja leider taub) nach der ersten freudigen Begrüßung in sein Notizbuch:

„Ich gratulire auch zum Doktor der Philosophie."

In Leipzig sollte er vor seinem Weggang auch noch die Frau kennen lernen, durch die er manche Stunde des Glückes genossen hat, aber auch viel der Trübsal erfahren sollte. Im Hause Friedrich Wiecks lernte er *Caroline Leonhardt* aus Zittau kennen, die vorübergehend in Leipzig weilte. Mit ihrer Herzensfreundin, der Dichterin Roswitha Kind, der Tochter des Freischütz-Dichters Friedrich Kind, war sie für einige Wochen Gast des Professors Kind in Leipzig. Lysers großes Talent für die Musik, Dichtkunst und Malerei, das trübe Schicksal seiner Jugend, die Anmut seiner äußern Erscheinung, vor allem aber sein trauriges Gebrechen erregten Carolinens Mitgefühl in hohem Grade, und sie machte der Freundin und deren Familie kein Hehl aus ihrem Interesse für den tauben Mann. Hatte doch auch sie, früh verwaist, des Trüben viel im Leben erfahren. Die blutigen Kriege hatten ihre Familie um

[19] Hier haben wir die Bestätigung für die Anwendung des Opiums zur Besserung des Gehörleidens, wovon in dem Abschnitt „Aus meinem Leben" ausführlich die Rede war.

Meister Puck

Abb. 16. Aus „Abendländische Tausend und eine Nacht". (Meiden 1838—1839, Goetsche.)

Abb. 17. Titelbild (Lithographie) zum „Mozart-Album“.
(Hamburg 1836, J. F. Kayser.)

fast ihr ganzes Vermögen gebracht, und so versuchte sie, durch ihr nicht gewöhnliches schriftstellerisches Talent sich selbst etwas zu verdienen. Ihre Erziehung war eine glänzende gewesen, und schon früh zeigte sich bei ihr eine Begabung, die sie später zu einer hervorragenden Vollkommenheit ausbilden sollte: die der freien Improvisation. Aber mit den Honoraren der dichtenden Frauen, die damals vielfach für halb verrückt, zum mindesten überspannt gehalten wurden, stand es noch schlechter als mit denen der männlichen Schriftsteller. Von ihrem kleinen Erbteil, das ihr nach ihrer Mündigkeit zugefallen war, war ihr nicht mehr viel übriggeblieben; wohl aber besaß sie Optimismus und Lebensmut genug, um auf ein großes Glück, Berühmtheit und — glänzende Honorare zu hoffen.

„Wenn dieser taube J. P. Lyser einige Jahre sorgenfrei leben und eine große Kunstschule besuchen konnte, so wird er ein bedeutender Portraitmaler; seine Portrait-Skizzen sind originell und treffend ähnlich", schrieb Professor Kind an den Maler Bendemann in Dresden. Dies gab den Ausschlag, und so siedelte Lyser im Herbst 1835 zu seinem Vater, dem Königlich-Sächsischen Hofschauspieler Burmeister, nach Dresden über.

Bereits im Jahre 1831 hatte Peter, wie aus einem Briefe an Herloßsohn[1] hervorgeht, vorübergehend in Dresden geweilt. Auf ihrem Sterbebette hatte die Mutter dem Sohne seine Abkunft mitgeteilt, und, dem Marryatschen „Japhet, der seinen Vater sucht" ähnlich, war dieser nach Dresden gewandert, um sich dem nicht wenig erstaunten Erzeuger in persona vorzustellen. Papa Burmeister hatte inzwischen dem Gotte Hymen einen neuen Altar errichtet; nichtsdestoweniger muß es ihm zur Ehre nachgesagt werden, daß er den Sohn mit väterlicher Freude empfing. Der oben erwähnte Brief an Herloßsohn läßt sogar erkennen, daß Lyser, dem im allgemeinen der Küchenmeister Schmalhans keine fremde Erscheinung war, dort sehr bequem und üppig lebte; aber trotzdem ihn dort, wie er schreibt, „der Hafer sticht", sehnt er sich doch sehr nach „Lipsia" und den lieben Freunden.[2]

Burmeister ließ Peter die Akt-Schule der Dresdener Kunst-Akademie besuchen. Lyser war fleißig und machte große Fortschritte. Auch Caroline Leonhardt, war nach Dresden übergesiedelt, um als eifrige Schülerin Friedrich Kinds Metrik zu studieren. Ihr Interesse für Lyser war zur innigen Liebe geworden; sie fühlte sich berufen, dem tauben Manne Lebensgefährtin und kräftige Stütze zu werden. Ohne Furcht und Zagen glaubte sie sich dieser schweren Aufgabe gewachsen, wiewohl es an warnenden und abmahnenden Freundesstimmen nicht fehlte. Sie verlobten sich. Ihren Lebensplan hatten sie sich wohl eingeteilt; zusammen wollten sie arbeiten und schriftstellern und sich gegenseitig helfen und nützen. Vater Burmeister gab dem braven Sohne eine hübsche Ausstattung und 25 Taler monatlichen Zuschuß; auch Caroline hatte noch ein paar hundert Taler im Vermögen; und so sind, unter der herzlichsten Teilnahme zahlreicher Freunde

Schneewittchen

Abb. 18. Aus „Abendländische Tausend und eine Nacht" (Meißen 1838—1839. Goedsche.)

[1] Original in der Handschriftensammlung der Königl. Bibliothek zu Berlin.

[2] Aus eben diesem Briefe geht hervor, daß Lyser der vertraute Freund einer der interessantesten Dichter-Erscheinungen, des Friesen *Harro Harring*, gewesen sein muß, mit dem ihn die Not zuweilen zusammenführte und dem er nun, da es ihm gut geht, mit aller Teilnahme helfen möchte.

Abb. 19. Umschlagzeichnung zu „Abendländische Tausend und eine Nacht". (Meißen 1838—1839. Goedsche.)

— *Ludwig Peter August Burmeister, genannt Lyser* —
Privatgelehrter und Maler hier, ehelicher Sohn des Hofschauspielers Friedrich Burmeister, hier
— und —
— *Caroline Wilhelmine Leonhardt* —
nachgelassene Tochter des Bürgers und Kaufmanns Carl Gottlob Leonhardt zu Zittau
am 26. Mai 1836 in der Kreuzkirche zu Dresden getraut worden.

Lyser muß in seiner Eigenschaft als Bräutigam, die er übrigens vor den Leipziger Freunden geheim hielt, öfters schon in Geldverlegenheiten gewesen sein. Es ist leicht zu begreifen, daß das väterliche Taschengeld in diesem Falle keineswegs ausreichte. Mit voller Kraft warf er sich, um der schönen Braut dann und wann etwas zu schenken, auf die Schriftstellerei. Der *Briefwechsel mit Robert Schumann*,[1] der am 7. November 1835 seinen Anfang nimmt,[2] gibt in dieser Beziehung manchen interessanten Aufschluß. Er sendet dem „liebsten Mensch und Redakteur" im Februar 1836 die Trilogie-Novelle „Sebastian Bach und seine Söhne" (80) und fordert für den „Friedemann" (die erste Abteilung) „3. schreibe *drei* Stuck Friedrichsd'or, nicht mehr aber auch nicht weniger". Er erwähnt, daß ihm von der „Abend-Zeitung" das gleiche Honorar gewährt werde, und fährt fort:

„Du wirst das Geld mir sogleich senden, denn ich *brauch* es, das kannst Du mir glauben! Thu mir also die Freundschaft und beende die Sache schnell und verdirb mir hier das Geschäft nicht durch Deine als klassisch anerkannte Saumseligkeit. — Nur mach alle Briefe und Sendungen an mich unter Adresse Kuvert an *Paul*[3], indem mon cher Papa sonst das Geld in Empfang nimmt, ich es aber aus Gründen *diesmal selbst* in Empfang nehmen möchte.

Wieck ist hier, Klara ist sehr hübsch geworden, und da sie jetzt auch den Bach studiert, so könnt ich mich schon immer recht herzhaft verlieben, wenn mich nicht eine niederträchtige Hypochondrie erfaßt hätte, so daß mir Gesellschaft, Weiber, Wein pp. kurz Alles jetzt Pomade ist."

In einem Postskriptum wird „Fräulein Caroline Leonhardt" genannt, die sich Schumann empfehlen läßt. — Aber Schumann schwamm auch nicht im Golde, und so schreckt Lyser, da die Geldsendungen sich verzögerten, nicht vor unschönen Grobheiten zurück, von denen eine: „Wer nicht Wort hält ist ein Schlingel und kein Davidsbundler" noch die gelindeste ist.

Mitte März schreibt er selig und vergnügt an den Freund:

„Beifolgenden Aufsatz von der Leonhardt sende ich Dir mit der ergebensten Anzeige: Daß sie und ich heute als den 16. März am Geburtstage meines Vaters unsere *Verlobung* gefeiert haben, zu der Messe hoffe ich Dich zu sehen und im August ist Hochzeit und im April 1837 gedenke ich Dich so Gott will zu Gevatter zu bitten, ist's ein Junge so soll er Wolfgang Amadeus Ludwig heißen."

Der „Bach" gefiel Schumann sehr gut, und er verlangt von Lyser Fortsetzung und Schluß. Dieser schreibt:

„In einigen Tagen gedenk ich selber in Leipzig zur Messe einzutreffen, dann magst Du mich in Gottesnamen in Dein Zimmer bei Champagner oder Burgunder einsperren und mich nicht eher losgeben bis die letzte Zeile geschrieben ist. *Hier* hab ich zu schrecklich zu tun, Vorarbeiten zur Messe, Hauskauf, Aufgebot, Bürgerrecht – meine Braut caressiren, Geduld traute Seele und *Geld*, dann soll sich Alles bald finden. Millionen Grüße an Felix; für sein herrliches Geschenk, das mich halb närrisch vor Freuden machte, bring ich ihm selbst meinen Dank."[4]

[1] Alle zitierten Briefe Lysers sind hier zum erstenmal gedruckt. Originale im Besitze der Königl. Bibliothek zu Berlin. — [2] Er endigt am 15. November 1844 mit dem 44. Briefe. — [3] Musikalienhändler in Dresden.
[4] Felix Mendelssohn-Bartholdy hatte Lyser ein eigenhändig geschriebenes „Lied ohne Worte" verehrt.

Die Ehe war sehr glücklich. Allerdings mußte Lyser das Opfer bringen, seinem akademischen Mal- und Zeichnen-Studium zu entsagen. Beide Ehegatten waren unbestechlich; sie lobten in ihren Kritiken jedes echte Talent und ebneten ihm die Wege, machten sich aber auch manchen Feind, da sie keiner Clique angehören wollten. Schon im ersten Monate jedoch wurden Nahrungssorgen bemerkbar, da beide keine Ahnung von dem Werte des Geldes hatten und durchaus nicht zu wirtschaften verstanden. Rührend klingt es uns aus einem Briefe an Schumann vom 26. Juni 1836 entgegen:

„War ich allein, macht ich mir so viel nicht draus, aber Alter, ich hab ein *liebes* Weib, der ich keine Sorgen bereiten möchte. Thu also dazu und *bald* — daß ich ihr einen frohen Tag machen kann. Von meinem *Freund* erwart ich's, daß er mir den wohlverdienten Lohn nicht verkummert: übrigens, wer schnell sendet giebt doppelt.

Mache, daß ich nicht die traurige Zahl jener armen Teufel vermehre, die, während man ihre Sachen mit Wohlgefallen liest, Noth leiden."

Sobald er Geld hat, ist er guter Dinge und von neuem Arbeitsmut beseelt. Schon im Juli, bald nach der Vollendung des recht umfangreichen „Bach", schreibt er einen „Gluck" (82) für Schumanns Zeitschrift:

„Aber der Teufel soll mich holen, wenn Du ihn unter vier Louisd'or in Bausch und Bogen erhältst; ich kann nicht anders, denn ich erwarte einen schreienden Zeugen meiner keuschen Glut."

Schumann scheint dies letztere und eine spätere ähnliche Bemerkung mißverstanden zu haben, denn auf seine verfruhte Gratulation zur Vaterschaft Lysers antwortet der letztere, stets in Geldnot befindliche, sehr launig:

„Da bis dato der Erbe meiner Güter das Licht der Welt noch nicht erblickt hat, sintemalen um einen Menschen zu erschaffen 9 Monate vonnöthen sind, ich aber erst seit dem 26. Mai d. J. verheiratet bin, so kommt Deine Grußbestellung noch um einige Zeit zu früh; so bald es indessen an der Zeit ist, werd ich ihn ausrichten."[1]

Im Sommer 1836 unternahm Peter im Auftrage des Oberstburggrafen von Chotek eine Reise nach Prag, um die Krönungsfeierlichkeiten zu zeichnen (169). Von Prag aus ging er nach Wien und war (Brief an Schumann) fünf Wochen lang „Herr *von* Lyser".

Das erste Kind, Dorothea Henriette Caroline Luise Burmeister, wurde dem glücklichen Paare am 1. Oktober 1837 geboren. Unter den Taufpaten befanden sich die Frau Emil Devrients und die berühmte Henriette Wüst. Der Verkehr Lysers in Dresden war ein angenehmer und anregender. Besonders befreundet war er mit Emil Devrient; und dieser Freundschaft verdanken auch die 1836 erschienenen *„Umrisse nach Darstellungen von Emil Devrient"* (20) ihre Entstehung. Im Arbeiten war er unermüdlich; mit allen nur möglichen Redaktionen knüpfte er Verbindungen an. Namentlich seinen Wiener Aufenthalt hatte er in dieser Beziehung trefflich benutzt; der dort sehr einflußreiche *Saphir* förderte ihn, und wir finden von 1837 an ganz regelmäßig Beiträge für den vielgelesenen und vielbelachten „Humorist". Wie Lyser selbst an den Redakteur der Zeitschrift „Ost und West", Glaser in Prag, am 11. Juni 1837 schreibt, arbeitete er fortwährend für Lamlet, Bäuerle, Lax, den Phönix, Saphir, die Schumannsche Musikzeitschrift, die Lewaldsche „Europa", für Harrys in Hannover, ganz abgesehen von den zahlreichen Zeichnungen, die er für verschiedene Zeitschriften und Musikalien-Handler lieferte. Daß er dabei noch eine sehr beträchtliche Menge selbstandiger Werke vollendete und unterbrachte, muß uns mit

Abb. 26. Umschlagzeichnung (Rattelbild) zu „Abendländische Tausend und eine Nacht." (Meißen 1838—1839. Goedsche.)

[1] Brief vom 21. XI. 36.

Bewunderung für die Arbeitskraft des Mannes, der sich seiner Verpflichtungen gegen seine Familie wohlbewußt war, erfüllen. Diese selbständigen Werke sind die zweibändigen *„Neuen Kunst-Novellen“*. (21) mit sieben Zeichnungen bei Sauerländer in Frankfurt erschienen und bald in zahlreiche fremde Sprachen übersetzt; das niedliche, dramatische Feen-Märchen *„Polichinell“* (22) mit 20 spottschlechten Reproduktionen Cruishankscher Originalien, 1837 in Stuttgart herausgekommen; die musikgeschichtlich bedeutsame Monographie *„Giacomo Meyerbeer“* (24) (Dresden 1838); ein großangelegtes, wahrscheinlich aber nicht zu Ende geführtes *„Fabel- und Märchenbuch“* (25), eine Sammlung der beliebtesten deutschen Dichtungen dieser Art, mit zahllosen Zeichnungen geschmückt. Gerade dieses Werk scheint verschwunden zu sein. Wie Loge im „Rheingold“ durchstoberte ich alle Winkel der Welt, um die bibliographische Notiz in Albertis (263) und Schröders Schriftsteller-Lexikon (290) bestätigt zu finden, wonach dies Buch in drei Heften mit 500 Abbildungen während der Jahre 1838—1841 erschienen sein soll. Ich fand *nirgends* ein weiteres Exemplar außer dem meinigen, und so muß ich dieses, einen durchaus kompletten Eindruck machende, für maßgebend halten, solange ich nicht eines andern belehrt werde. Mein Exemplar hat Quart-Format und 320 paginierte, in der Tat aber nur 160 Seiten, da der Druck zweispaltig ist. Außer dem reichen lithographischen Titelblatt, das zwar den Vermerk „Holbein gez.“ trägt, aber sicher auch von Lyser stammt, der, wie wir noch sehen werden, solche unschuldigen Mystifikationen liebte, enthält es noch 82 lithographierte Vignetten (sämtlich 12 cm lang und 7 cm hoch), von denen 20 die Bezeichnung „Atelier v. T. Boesche in Berlin“ tragen. Im übrigen ist das Buch, aus dem wir eine Abbildung (Abb. 501 geben, ohne Ort-, Jahr- und Verleger-Angabe erschienen.

Einmal auf dem kritischen Pfade angelangt, ist es auch angebracht, die bisherigen Tauschungen uber das Bildnis der *Caroline Leonhardt-Lyser* zu zerstoren. Das bisher gewöhnlich dafür gehaltene ist weiter nichts als eine von Lyser im Jahre 1829 in Hamburg gezeichnete Porträt-Studie der beruhmten italienischen Improvisatrice Rosa Taddei (Abb. 9), die in diesem Jahre die nordische Hafenstadt besuchte. Caroline Leonhardt-Lyser erwähnt dies ausdrucklich in ihrer Novelle „Rosa Taddei“.[1] Eine wunderschone, lebenswahre Bleistiftzeichnung, *bisher unbekannt und hier* (Abb. 7) *zum erstenmal veröffentlicht*, hat der Kunstler direkt nach dem Leben im Jahre 1835 entworfen (18). Zwischen beiden Physiognomien besteht eine gewisse Ähnlichkeit. Eine dritte, idealisierte Darstellung gibt Lyser in dem dritten Jahrgange des Taschenbuchs „Herbstgabe“ 1842 zu einer Novelle seiner Gattin. Auch diese Studie geben wir, zum Vergleich, in Reproduktion (Abb. 35).

Auch Frau Caroline war von ehrlichem Streben beseelt, und ihr Fleiß hielt gleichen Schritt mit dem des Gatten. Nicht nur, daß sie zahlreiche Gedichte und Novellen, teils selbständig, teils in Taschenbuchern herausgab, Operntexte verfaßte und dabei doch ihre Hausfrauen- und Mutterpflichten voll erfullte, so wollte sie auch gern ihr großes Improvisationstalent praktisch verwerten. Der fabelhafte Erfolg des Improvisators *Maximilian Langenschwarz*, der 1838 in Dresden wiederholt auf-

Der gestiefelte Kater

Abb. 21. Aus „Abendländische Tausend und eine Nacht“. (Meißen 1838—1839, Goedsche.)

[1] **Herbstgabe. Ein Taschenbuch auf das Jahr 1840 von Caroline Leonhardt-Lyser. Mit sieben Umrissen von J. P. Lyser. Meißen, bei F. W. Goedsche, S. 289.**

getreten war, spornte die von edlem Ehrgeiz Beseelte mächtig an. Sie übte sich in allen möglichen Reimstilen, nahm Stimm- und Sprachausbildungsunterricht bei den Schauspielerinnen Devrient und Berg und wagte ihren ersten Versuch in der sächsischen Bergwerksstadt Freiberg. Der Erfolg war ausgezeichnet. Lyser berichtet am 12. Dezember 1839 darüber an Schumann:

„Der Erfolg ist in jeder Hinsicht ehrenvoll für meine Frau. Geldgewinn war aber *nicht* dabei, da eben die Bauer und Pauli aus Dresden zum Gastspiel erwartet wurden. — — —

Ich habe jetzt den Luther (103) für Dich vorgenommen und Du darfst sicher sein, ein so gutes Stück Arbeit zu erhalten, daß Du den neuen Jahrgang Deiner Zeitschrift ehrenvoll damit eröffnen könntest. Aber ich bitte Dich, lieber Alter, sende nur was ich noch an Honorar für diese Novelle von Dir zu bekommen habe cito citissimo zum heiligen Christ, damit dieser Heilige kein Heuliger für mich werde; wenn Du einmal Gatte und wirklicher Vater sein wirst, so wird Dir ein ganz neues Licht darüber aufgehen, was die Weihnachtszeit für ein Ereigniss für einen Hausvater ist und wie schrecklich es ist, in dieser Zeit kein Geld zu haben. Wenn Du glaubst, ich machte hier Spaß, so irrst Du Dich gewaltig; denn zehn fehlgeschlagene Hoffnungen, keine *sichere* Einnahme, dabei eine kränkliche Frau, ein liebes Kind, eine Amme und leider einige dringende Schulden, sieh Schatz, das ist eben nichts spaßhaftes zum heiligen Christ.

Ich bitte Dich drum, hilf mir, *meine* Arbeit ist's werth, und ich glaube, ich bin's auch werth; bin ich nur erst glücklich ins neue Jahr hinüber, so werden mir mein Talent und Fleiß und der liebe Gott schon weiter helfen und somit basta!"

Der Klabotermann.

Abb. 22 Aus „Abendländische Tausend und eine Nacht". (Meißen 1838—1839, Goedsche.)

Drohend taucht also schon hier, bei Beginn der Ehe, das Gespenst der Not auf. Aber beide Gatten traten in den Kampf des Lebens mit neuem Mut und neuer Tatkraft ein. Frau Caroline wandte sich an *Friedrich Rückert* mit der bestimmten Anfrage, ob der Entschluß, Improvisatrice werden zu wollen, einer Dichterin würdig sei.[1] Rückert erinnerte sich an das Auftreten der Rosa Taddei in Rom und erklärte, daß besonders eine Frau befähigt sein müsse, den Eingebungen des Augenblicks zu folgen und eine Gabe auszubilden, bei der das Gefühl das wesentliche sei. Nun reiste Caroline ungesäumt zu Rückert, um sein Urteil über ihre Leistungen zu erhalten. Rückert, den die begabte Frau auf das höchste interessierte, machte täglich Übungen mit ihr in allen möglichen Rhythmen und Formen. Ohne ein veritables Urteil aber wollte sie nicht von dannen ziehen, und Rückert, immer zur Poesie bereit, gab ihr folgendes:

An Caroline Leonhardt-Lyser.

Der erste Dichter, der die Welt entzückte, war
Gewiß ein Stegreifdichter, dem, vom Geist bewegt,
Unvorbereitet von der Lippe floß das Wort.
Lang vor Homer hat Orpheus um Eurydice,
Beseelte Saiten rührend, mit Stegreifgesang
Ans Thor der Hölle, das nicht widerstand, gepocht.
Und weil zum Anfang wieder nur das Ende kehrt,
So wird zur Stegreifdichtung unsre Dichtung auch
Einst wiederkehren, wenn ich prophezeien kann.
Nicht aus dem Stegreif heute, sondern satteifest
Im Flügelroß, auf welches mich Begeistrung hob,
Richt' ich des Loblieds goldnen Pfeil, den tönenden,
Auf eine Stegreifdichterin und preise dich,
Corinna Deutschlands! ich, der erste Dichter nicht,
Noch auch der letzte, dich, die letzte nicht, jedoch
Gewiß die erste deutsche Stegreifdichterin.

So vorbereitet und gerüstet, trat Caroline Lyser — trotzdem sie ihr zweites Kind bereits unter dem Herzen trug — im Jahre 1840 in Nürnberg vor ein großes Publikum und erregte stürmischen Jubel. Auch Rückert war von Erlangen nach Nürnberg herübergekommen und

[1] Beyer, C., Friedrich Rückert. Frankfurt a. M., 1888. Seite 113 f.

Abb. 23. Aus „Musikalischen Bilder ABC". (Berlin 1841, Schlesinger.)

verlebte frohe Stunden mit dem Ehepaare, da Johann Peter die Gattin auf diesem ihren ersten Ausfluge in die große Welt begleitet hatte. Im Sommer besuchten beide den Dichter auf seinem Tuskulum Neuseß bei Koburg.

Was Lyser in dieser Zeit arbeitete und schaffte, um die Familie standesgemäß zu unterhalten: das aufzuzählen, wurde einen zu großen Raum einnehmen. Ich verweise auf die am Schlusse der Arbeit befindliche, sicher noch ganz unvollständige Bibliographie. Novellen, Humoresken und Kunstberichte in den „Cyanen", im „Orpheus", im „Humorist", ein Operntext „Salvator Rosa" für den Dresdener Kapellmeister Rastrelli, ein gleicher „*Isola*" (nach Rumohrs Novelle „Der letzte Savello")[1] für Felix Mendelssohn-Bartholdy, den dieser niemals komponierte, Illustrationen für andre Autoren und endlich sein umfangreichstes und bestes Werk „*Abendländische Tausend und eine Nacht*", mit der Fortsetzung „*Einhundert und eine Nacht*", zusammen in 19 Bändchen, sind während der Jahre 1838—1840 in Meißen erschienen. Weiterhin ein höchst merkwürdiges, satirisches Buch „*Der fahrende Münchhausen*" (30), 1840 verfaßt, mit 8 karikierenden Federzeichnungen in der Manier der damals berühmtesten Maler (Abb. 39, 42 und 52). Lyser gab es unter dem Pseudonym „*Victor Savelle*" heraus und wirft interessante, satirische Schlaglichter auf die damaligen Zeit- und Literaturverhältnisse. Speziell der Abschnitt „Deutschland und die Deutschen" und der poetische Anhang „Mitternachte und verpanzerte Lieder", eine Satire auf die Karl Beckschen „Nächte. Gepanzerte Lieder", weiterhin die Bemerkungen über Heine und die Jungdeutschen verraten viel scharfe Beobachtung. Da das Büchlein zu den Seltenheiten gehört und von den meisten nur schwer oder gar nicht zu erreichen sein durfte, so möchte ich wenigstens die witzige Abkanzelung der damaligen Zeitschriften hier zum Neudruck bringen, was der „Deutschen Bibliographischen Gesellschaft" eine besondere Freude bereiten dürfte:

[1] Urania, Taschenbuch auf das Jahr 1834. Leipzig.

Abb. 10. Titel der „Linorah“.
(Altona, H. Poppe & Co. [illegible])

Ich war bei meinem Verleger zu Tische; die Frau desselben, welche mich unendlich verehrt, wollte mir zu Ehren ein großes Traktement veranstalten, wobei natürlicherweise die ersten *Maikrebse* nicht fehlen durften. Hierzu bat sie ihren Mann um das nötige Geld, der aber brummte: *Krebse? — kaufen?* — warum nicht gar! Geh auf mein Lager, da findest du *Krebse* übergenug. Die Frau ging, nahm die auf dem Lager befindlichen Krebse, kochte sie, wir aßen sie und so bekam ich *die ganze junge Literatur* in den Leib.

Nachts darauf erlebte ich den Pendant zu Swifts Märchen von der Tonne, oder auch zu Hauffs Nacht im Ratskeller zu Bremen. Genug, — sämtliche *Geister* sämtlicher deutschen Zeitschriften erschienen in meinem Schlafzimmer und hielten eine große *Konversation*. Da sah ich die *Abendzeitung*, ein hageres, langes Frauenzimmer, mit einem gelbbraunen faltigen Gesichte; hinter ihr drein trippelte ihr Literaturblatt. Der *Komet*, als Hanswurst gekleidet, und ein wenig angesoffen, humpelte ihr entgegen, riß mit heißerer Kehle einen *Dampfwitz* und empfahl sich „mit ungeheurer Ironie" ihrer Protektion. Vespertina lächelte gnädig und verhieß sie ihm; darüber sprangen, grüngelb vor Neid und Wut, und schwindsüchtig keuchend die *Rosen* herbei. „Vespertina!" schrien sie, „willst du uns treulos werden? willst du außer uns noch etwas loben?!!" —

Abb. 25. Titel zum „Musikalischen Bilder ABC". (Berlin 1840, Schleisinger.)

„Beruhigt euch, meine süßen Kinder!" lispelte Vespertina, „es ist nicht so gemeint, ich lobte ja nur aus — *Rücksicht*, doch *Euch* liebe ich und hab' euch geliebt und werde euch lieben immerdar." — Ein wieherndes Gelächter erscholl jetzt, so daß Vespertina zusammenschrak, die *Rosen* aber wimmerten jämmerlich, denn ein *schmutziges* Wiener *Fratschlerweib* raste heran, warf mit Zoten und Schimpfworten um sich, und machte sich endlich über die Rosen her, sie zu zerzausen. Es war die *Eisenbahn*, verlegt von Pönicke und Sohn.

Der Berliner *Freimüthige*, in seinem neuen Kostüme als *Eichensteher*, sprang den Rosen zu Hilfe, der Hamburger blinde *Argus* bellte aus Leibeskräften und die hannöversche *Posaune* tutete um Hilfe. Aber der Kampf dauerte fort und wurde immer heftiger, zumal der Hamburger *Telegraph* der *Eleganten* mit beiden Fäusten in die falschen Locken fuhr und diese sich vergebens hinter *Karl Becks* gepanzerte Lieder und hinter die Peitsche des *Rheinischen Postillions* flüchtete. Derweilen wälzte sich der schwäbische *Humorist* vor Lachen über seine eigenen Witze und *Bauerles Theaterzeitung*, im roten, goldverbrämten Rock, mächtiger Perücke und Federhut, blies die Trompete und lud im Marktschreierton den gaffenden Jan Hagel ein, auf die erste, einzige, vollkommenste Zeitschrift Europas zu pränumeriren.

Vergebens ermahnte das *Morgenblatt* zur Ordnung, ging *Ost und West* mit gutem Beispiele voran! — schlug doch das Menzelsche *Literaturblatt* selber mit Keulen drein und besserten sich doch kaum die *Blätter für literarische Unterhaltung* insoweit, daß sie sich nicht mehr in Persönlichkeiten ergingen! Nur der *Eremit* ging in sich und trauerte in Sack und Asche aus Mangel an Abonnenten, die *Frauenzeitung* gebärdete sich nach wie vor sehr verliebt und arrogant. —

Der allgemeine Kampf wurde immer hitziger — nicht eine Schlacht, ein Schlachten war's zu nennen! und was das Schrecklichste war: die *Europa* und das *Mitternachtsblatt* plünderten die Erschlagenen und schmückten sich mit dem Raube, um nur kein Honorar zahlen zu dürfen. — — Da erschien endlich der Tag des Gerichts! scheußliche Furien, in Gestalt von Lumpensammlerinnen entstiegen dem Boden, bemächtigten sich der ausgearteten Journale, welche sich alsbald in wirkliche *Lumpen* verwandelten und *rissen* sie mit sich hinab in den Abgrund.

Caroline Leonhardt-Lyser wurde nach ihrem erfolgreichen Nürnberger Abend an viele Fürstenhöfe eingeladen. Sie bekam zwar ganz gute Honorare, auch Schmucksachen; allein damals

kosteten die Reisen mit Eil- oder Extrapost sehr viel; sie brauchte schöne Toiletten, um vor den höchsten Herrschaften erscheinen zu können, und persönliche Bedienung; dazu kamen die vielfachen andern Unkosten, die ein Konzert-Bureau oder Impresario damals noch nicht abnahm — kurz es blieb sehr wenig übrig. Im Winter 1840 muß die Not besonders groß gewesen sein. Darüber liegen zwei authentische Berichte von Lyser selbst vor; zunächst ein herzzerreißender Brief an Robert Schumann, datiert „Leipzig d. 25. Nov. 1840“:

In wahrer Verzweiflung schreib ich Dir; ist es Dir gar nicht *möglich*, mir nur, aber citissimo, mit zwei Thalern auszuhelfen? meine Frau und mein *liebes* Kind sind *krank*, wollen mich haben, und ich kann nicht von hier fort, wenn *Du* mir nicht hilfst, ich hab hier *Alles* versucht! meine guten Arbeiten um einen *Spottpreis* ausgeboten, an Schmidt hab ich die Mara[1] gesandt, aber ehe ich von *Wien* (*wenn* er sie nimmt), Geld bekomme, können Frau und Kind mir verderben und sterben. Lieber! *kannst* Du, so hilf mir, *Gott wird es Dir an Deiner guten Clara vergelten*, und ich will es ja gerne ehrlich abarbeiten. Ich wäre selbst gekommen, aber ich bin selbst unwohl und gehe in diesem Wetter in einem Frack umher, weil ich keinen Oberrock habe.

In eine so prekäre Lage war Lyser nur durch seine Gutmütigkeit und Vertrauensseligkeit einem „guten Freunde“ gegenübergekommen; eine leidige Wechsel-Affäre war die Folge, und Lyser sollte in das Schuldgefängnis wandern.

[1] Erschien unter dem Titel „Die Sängerin“ (111).

Abb. 26. Zeichnung Lysers zu H. Heines „Harzreise“, mit Gedicht von Heine. Gezeichnet 25. Sept. 1830. Zum erstenmal veröffentlicht in Lewalds „Europa“, Stuttgart 1838.

In diesen Drangsalen bewährte sich Felix Mendelssohn dem Freunde gegenüber als edelmütiger diskreter Helfer (137). Er verlangte Lyser das Wort ab, niemandem, auch Schumann nicht, etwas darüber zu sagen:

„Er drückte mir herzlich die Hand, ich hing ihm den Mantel um, ergriff das Licht und begleitete ihn bis ans Hausthor, da standen wir noch einmal Hand in Hand einander gegenüber und sahen uns lange und ernst an, Felix zog mich näher zu sich strich mir mit der Hand über die Stirn und küßte mich, dann ging er und war nach wenigen Augenblicken auf dem dunklen Platz meinen Blicken entschwunden, für immer auf Erden! –

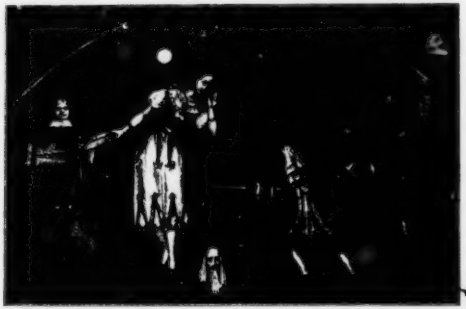
Solange Mendelssohn lebte, hielt ich mein Versprechen, nicht davon zu reden, daß er mir geholfen, als mir sonst niemand half; den Manen des Geschiedenen aber bin ich es schuldig, frei zu bekennen, ich war ihm hoch verpflichtet. Sehr oft wohl mag Felix Mendelssohn-Bartholdy andern auf ähnliche Weise geholfen haben, es lag in seiner Natur."

Daß Lyser in seiner Eigenschaft als Theater-Berichterstatter, besonders nachdem er das Feuilleton der „Abendzeitung" (175) übernommen hatte, auch der Opernbühne nahe stand, versteht sich von selbst. Mit *Tichatschek*, dem Heldentenor, und der genialen *Wilhelmine Schroder-Devrient* verband ihn innige Freundschaft. Letztere hat er durch eine interessante Zeichnung in einer ihrer Glanzrollen, der Weberschen Euryanthe, verewigt (Abb. 31). Mit dem bekannten tüchtigen Chor-Dirigenten *Fischer* verkehrte er viel, ebenso mit keinem Geringeren als *Richard Wagner*; höchst bedauerlicherweise sind sechs Umrisse *„Richard Wagner als Dirigent"* (177), die Anfangs der vierziger Jahre entstanden und für die Dresdener Schaffenszeit des Meisters zweifellos von Wichtigkeit sind, völlig verloren gegangen.

Frau Caroline machte inzwischen weite Kunstreisen; sie brachten aber Lyser, den die Triumphe der Gattin mit glücklichem Stolze erfüllten, die Tragödie seines Lebens. Denn nachdem die Künstlerin die Pracht der Paläste geschaut, nachdem sie den jubelnden Beifall, der ihren Leistungen überall gezollt wurde, mit wonniger Genugtuung genossen, gefiel es ihr nicht mehr zu Hause in den kleinlichen Verhältnissen. Es war ihr alles zu ärmlich; der taube Mann war kein glänzender Kavalier, der sie anstaunte, und so entstand unmerklich eine Verstimmung und Entfremdung zwischen den Gatten. Werfen wir keinen Stein auf die Frau, deren feuriges Temperament den Beifall der Menge nicht mehr entbehren konnte! Wohl war sie nicht blind für die guten Seiten ihres Kindes-Mannes, wohl bemitleidete sie seine Hilflosigkeit, wohl wußte sie, daß Lyser durch seine ausgebreiteten literarischen Bekanntschaften in Leipzig, Dresden, Wien und Berlin ihr die Bahn so geebnet hatte, daß sie schon als seine Gattin auf wohlwollende Beurteilung in den Tagesblättern rechnen konnte. Aber sie begann sich doch allmählich für ein Opferlamm zu halten, und die Pflichten gegen den Gatten und die Kinder wurden ihr schwer.

Am 23. Dezember 1840 hatte sie ihr zweites Kind geboren, einen Sohn *Gustav*, der noch heute als Chef-Redakteur einer angesehenen deutschen Zeitung in Yankton im Staate Dakota (Nord-Amerika) lebt. Zwei Dichter waren seine Taufpaten, *Friedrich Rückert* und der berühmte deutsche Improvisator, Professor der Philologie in Jena und vielseitige fruchtbare Schriftsteller *Oskar Ludwig Bernhard Wolff*. Noch war die

Abb. 27. Hinterer Umschlag des Taschenbuchs „Cäcilia". (Hamburg 183[illegible], Hoffmann und Campe.)



DIE WILLI

Abb. 28. Lithographie zu den „Florentinischen Nächten" von Heinrich Heine (1836). Aus Lewalds „Europa", Stuttgart 1837.

Kluft nicht so unüberbrückbar geworden, daß sie nicht zusammen leben, arbeiten und an ihren prachtig gedeihenden Kindern sich hatten erfreuen konnen. Aber nach der Geburt des dritten Kindes Henriette (1842) verließ Frau Lyser ihren Gatten und ihre drei Kinder (im Alter von funf, einundeinhalb Jahren und zwei Monaten). Sie erklärte ihm, daß sie ihn nie so geliebt habe, wie man einen Mann lieben solle: *sie liebe einen andern Mann*, der ihren Deklamationen und Erzählungen „mit Wonne lausche", der auch für sie eine große Leidenschaft hege.

Diesen Schlag hat Lyser nie verwunden; er hatte seine Frau aufrichtig geliebt. Andrerseits war er viel zu vernunftig und gutherzig, um ihr das neue Glück zu mißgonnen. Er sah vollkommen ein, daß ein tauber Mann für die glutvolle Frau, die sich stets mitteilen mußte, nie so recht gepaßt hatte. Aber ihn jammerten die Kinder, die er als tauber Mensch nicht oder nur unsäglich schwer erziehen konnte, da die Leiden und Wünsche der kleinen Wesen ihm ja nicht zu Gehor kommen konnten. Auch verdiente er allein nicht genug, um einen so schwierigen Haushalt bestreiten zu konnen. Da erbot sich Frau Lysers späterer Gemahl, *Mr. Henri Hugo Pearson* aus Edinburgh, in edelherzigster Weise, für die Kinder sorgen zu wollen. Pearson, ein nicht unbedeutender Tonsetzer, erklärte, daß nur Frau Lyser seine Künstlerseele verstehe, und glaubte ernstlich, ohne ihre Hilfe nie ein berühmter Mann werden zu können.[1] Er wußte es Lyser begreiflich zu machen, daß auch für dessen Kinder nur Vorteile aus einer Verbindung mit Frau Caroline entstehen würden und bat inständig, daß Lyser ihrem Glücke nicht hindernd in den Weg treten möge. — Hierauf leitete Lyser gegen die Gattin die Klage wegen Verlassung ein. Wie mag es damals, wo ihm sein Gebrechen so recht fühlbar und schonungslos zu Gemüte geführt wurde, in der Seele des unglücklichen Mannes ausgesehen haben! Im Fruhjahr 1844 wurde die Ehe, nach achtjähriger Dauer, geschieden, im September desselben Jahres schloß Frau Caroline die zweite Ehe und nannte sich *Leonhardt-Pearson*. Es hatte Mühe gekostet, und nur ihrer unbeugsamen Energie war es gelungen, den Mann seiner stolzen, reichen Familie in England abzuringen. Die beiden Mädchen wurden der Mutter zugesprochen, doch litten die Verwandten Pearsons nicht, daß die Tochter zu ihrer Mutter kamen; so blieb also Lyser nichts anderes übrig, als alle drei Kinder zu behalten.

Auf die Produktionskraft Lysers waren diese aufregenden Jahre von übelstem Einfluß. Kein einziges größeres Werk ist in dieser Zeit ans Licht getreten; in Zeitschriften und Almanachen hat er natürlich manches (vielfach auch wohl pseudo- oder anonym) veröffentlicht — denn wovon hätte er sonst leben sollen? Wie trostlos es ihm in jeder Hinsicht damals ging, das spiegelt am besten ein an Schumann gerichteter Brief (datiert 14. November 1844 — „Serapionstag") wieder; Kummer und Sorge, vollständige Rat- und Hilflosigkeit sprechen aus den Worten:

[1] Ist es auch so nicht geworden.

Abb. 20. Beethoven-Apotheose. Erste Fassung. Federzeichnung. 1845.

Abb. 30. Beethoven-Apotheose. Zweite Fassung. Federzeichnung. 1845.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

„Ich habe mehrere Jahre nichts geschrieben, was ich unter meinem Namen herauszugeben mich nicht *geschämt* hätte. Das kam daher, weil der allezeit geschäftige Satan mir ein Ey in mein eheliches Leben gelegt hatte, woraus natürlich eine ganze Legion ehelicher Plagen hervorgekrochen kam! Die Geschichte ist zu nichtswürdig, als daß ich darüber reden möchte; gehört wirst Du davon haben, denn natürlich haben unsre guten Elbe-Abderiten tüchtig darüber geträtscht. Was sie über *mich* alles gefaselt haben mögen, weiß ich nicht, kümmre mich auch nicht drum und lache höchstens drüber· *ich weiß, was ich werth bin*, und der *eine Umstand* mag für mich zeugen: daß meine Kinder bei *mir* sind, während die Mutter — jetzt Madame Pearson — in Wien lebt — gottlob! ich habe die unselige Geschichte hinter mir, vor einem neuen Hauptesselstreich bewahrt mich die gemachte bittere Erfahrung! — Ich lebe fortan meinen Kindern und der Kunst, von der ich erst jetzt *ganz* erkannt habe, was Börne so schön davon sagt: sie gewährt uns, was uns die Erde vorenthält: einen Frühling, der nicht abblüht, eine Zeit, die nicht rostet, wolkenloses Glück und ewige Jugend.

Wilhelmine Schröder-Devrient Scene aus Euryanthe *Herr Schnitter*
in Dresden

Abb. 31. Lithographie aus dem Jahre 1836.
Aus Lewalds „Europa", Stuttgart 1837.

Übrigens muß ich wieder von vorn anfangen, denn alles, was ich außer meinen Kindern besaß, ist zum Teufel! ich bin gegenwärtig wieder so *arm*, als ich vor 14 Jahren war, wo ich in Sachsen einwanderte. Hier in Dresden bring ich's zu *nichts*, das Volk ist dumm, pauvre und indifferent, wie Du finden wirst, wenn Du verdammt sein solltest, hier länger leben zu müssen. Wie hab ich nicht gewünscht, etwas zu *verdienen!* Noch vor acht oder zehn Tagen schrieb ich an Bürck, den Redakteur des *Menschenfreundes*, stellte ihm meine Noth vor, bot ihm Aufsätze für seinen Menschenfreund an, schickte ihm auch eine hübsche ausgemalte Zeichnung aus Don Giovanni mit der Bitte, sie nur aus Menschenfreundlichkeit für einen Thaler abzukaufen. — Er hat mir weder geantwortet noch die Skizze zurückgesandt. Gestern aber las ich im „Menschenfreund" von der Anhänglichkeit eines Gimpels an einen Schriftsteller nebst andern merkwürdigen und großherzigen Zügen der Viehheit.

Ich bin jetzt fest entschlossen nach Stuttgart zu gehen, wo ich die Hoffnung habe, eine kleine Anstellung bei der Theaterbibliothek zu erhalten.[1] Ich muß von Leipzig aus die Tour über Frankfurt zu Fuß machen, was übrigens für mich weiter nichts ist, denn ich bin gesund und kräftig und an Straparen und Entbehrungen gewöhnt. Bin ich in Stuttgart mit allem in Ordnung, so hol ich mir meine Kinder, welche derweile bei der verheiratheten Amme meines ältesten Mädels bleiben, wo sie gut und sicher aufgehoben sind. — Das Reisegeld bis Leipzig hab ich, dort muß ich suchen etwas von meinen Arbeiten zu versilbern, trotzdem aber laborier ich noch an einem ganz infamen „Aber". Ich mußte nämlich vor ungefähr drei Wochen, wo *alle* drei Kinder auf einmal den Keuchhusten bekamen, à la Hoffmann meinen einzigen Rock verkaufen, um nur *Medizin* zu schaffen, und sitze noch dermalen in einer blauwollenen gestrickten Jacke den Tag über in Arrest; ist es nicht zu vermeiden, daß ich einen Gang gehen *muß*, so muß ich mir von meinem Wirth, einem armen Schuster, einen Rock borgen; — einen Rock, dem es Jedermann ansieht, daß es ein *geborgter* ist, da er mir nicht paßt.

In dieser höchst herzbrechenden und daneben doch wieder höchst lächerlichen Situation bitt ich Dich, mein lieber Freund, in der Voraussetzung, daß Du nicht zum Verein *der* Menschenfreunde gehörst, deren Mitgefühl zu erregen es nothwendig ist, daß man entweder ein *Ochs* oder *Esel*, ein *Hund* oder *Gimpel* oder sonst ein unvernünftiges Geschöpf seyn muß, — ich bitte Dich, sag ich, daß Du Deine Garderobe musterst, und falls sich ein alter, leidlich ganzer und nicht schmutziger Rock darunter fande, mir selbigen überlassen wolltest

[1] Dazu ist es nie gekommen.

zur Reise. Baares Vermögen setz ich bei Dir nicht voraus und bitte dich daher nicht um Geld; könntest du aber *vermitteln*, daß Brendel[1] meinen eingesandten Aufsatz *auf*- und die Novelle „Hoffmann"[2] *an*nimmt und mir für Beides in Leipzig ein kleines Honorar auszahlen läßt, so war mir's lieb. Übrigens verwende ich meinen letzten disponiblen Neugroschen daran, diesen Brief zu frankiren (da ich in meiner blauwollenen Kunigunde nicht zu Dir kommen kann und in der geborgten Schusterhulle mich nicht vor Deiner Frau sehen lassen mag; ich stand zwar nie in dem Ruf eines Stutzers und Löwen erster Klasse, aber man kann nicht verlangen, daß ein junger Mensch von 43 Jahren aller und jeglicher kleinen Eitelkeit einer jungen Frau gegenüber entsagt haben soll). — Also lieber Alter! mach es nicht wie Bürck und laß mich nicht *ohne alle Antwort*. Du mögest nun meine Bitte erfüllen können oder nicht! also antworte mir heute noch durch die Stadtpost oder einen blau und gelb angestrichenen Chaisenträger, denn sonst hoff ich und harr ich und ärgere mich am Ende, daß ich Dich *gebeten* habe. Gern sah ich Dich noch einmal, spätestens am Montag will ich reisen. Ich wohne Freiberger Straße im Palmbaum drei Treppen hoch.

Dein alter J. P. Lyser.

Abb. 30. Die sogenannte „Champagner-Arie" aus Mozarts „Don Juan". Aus dem Taschenbuch „Cäcilia". (Hamburg 1833. Hoffmann und Campe.)

Dieser Brief und noch ein kleines, einen Tag später abgesandtes Billett bedeutet den Schluß des Briefwechsels mit Robert Schumann. Sicherlich hat letzterer den bescheidenen Wunsch des unglücklichen Freundes erfüllt. Ob Lyser in der Tat nach Stuttgart, nach Art des von ihm so hoch verehrten Seume, gewandert ist, und was er überhaupt vom November 1844 bis zu Beginn des Jahres 1845 getrieben hat, ist nicht zu ermitteln und wohl auch belanglos. Er war eben wieder ein *wandernder* Maler geworden, aber ohne die Freudigkeit seiner Junglingsjahre, ein schwergeprüfter, heimatsloser, irrender Wanderer. — —

Pearson veranlaßte den tauben Maler, ihm nach Wien, wo er selbst seinen Wohnsitz genommen hatte, zu folgen. So zog Lyser im März 1845 nach Wien; auch die beiden Tochter kamen alsbald zu dem Ehepaar Pearson.

Lyser fand in Wien rasch Beschäftigung und Arbeit genug, um für seinen und seines Sohnchens Unterhalt zu sorgen. Neuer Lebensmut beseelte den schon so oft Getäuschten, in seinen Hoffnungen so viel Betrogenen. Vor allem war es die von *Dr. August Schmidt* gegründete, sehr angesehene und trefflich geleitete „Wiener Allgemeine Musik-Zeitung", die ihm ihre Spalten öffnete. Mit Schmidt stand Lyser schon seit dem Jahre 1839 in regem brieflichen Verkehr. Sein erster Beitrag, der die heiterruhigte Stimmung nicht verkennen läßt, ist ein Gedicht „An der Donau" (121); dann folgt eine romantische Skizze „Ein Traum" (122), in der er seine erste Nacht in Wien witzig beschreibt; nun kramt er in seinen Erinnerungen und verfaßt „Kleine Geschichten aus dem Tagebuche eines wandernden Musikanten" (123), veröffentlicht seinen „Hoffmann", von dem noch zu sprechen sein wird, schreibt über Berlioz, Balfe, Rochlitz, Alexander Dreyschock (124—129) — kurz, es ist wie immer, wenn er mit der Misere des Daseins nicht zu kämpfen hat, eine Zeit rastloser Tatigkeit. Frühere Verbindungen werden nicht vernachlässigt, neue angeknüpft. Eine noch heute hochst aktuelle, ganz verschollene Abhandlung in der Neuen Zeitschrift für Musik: *„Mozarts eigene Verdeutschung des Textes Don Giovanni"* (120) hat speziell für Musiker großes Interesse; vor allem aber sind die 1845 in der Gaßnerschen „Zeitschrift für Deutschlands Musikvereine und Dilettanten" begonnenen[3] *„Artistischen Lichtbilder I: Richard Wagner"* so wichtig (119), daß Ludwig Nohl in seinem „Musik-

[1] Nachfolger Schumanns in der Redaktion der „Neuen Zeitschrift für Musik".
[2] Erschienen später in Wien unter dem Titel „Kunst und Leben". — [3] Wurden wahrscheinlich nicht fortgesetzt.

drama" (286) einen neuen Abdruck von ihnen gegeben hat.

Dabei half er in uneigennutzigster Weise dem Komponisten Pearson, der mittlerweile das Pseudonym „Edgar Mansfeldt" angenommen hatte, durch Zeitungsartikel und Besprechungen seiner Werke. So schreibt er am 27. März 1845 an Schmidt:

„Die beifolgende Notiz über Pearsons Oper bitte ich recht bald in Ihr Blatt aufzunehmen, sowie ich Sie überhaupt bitte, seiner Kunstbestrebungen, so oft Sie Gelegenheit haben, freundlich zu gedenken, sie verdienen es."

Die darin zu Tage liegende Unvorsichtigkeit Lysers sollte für ihn üble Folgen haben und den Freundschaftsbund mit Schmidt zerreißen. In der „Wiener Allgemeinen Musik-Zeitung" erschien am 14. März 1846 eine „Bekanntmachung in Angelegenheit eines ungewissen Hrn. Edgar Mansfeldt, Komponisten aus Schweden" (209). In recht scharfer Weise nahm der Redakteur Stellung gegen die Verfasser mehrerer Aufsätze, die den Komponisten Mansfeldt in übertriebener Weise lobten und als Messias der Musik proklamierten. Außer einem gewissen Löffler, einem durchaus anrüchigen Subjekte, das für Geld alles tat, war auch Lyser Verfasser der Artikel. Es ist dies das einzige Mal gewesen, daß Lyser den point d'honneur in der Schriftstellerei nicht ganz gewahrt hat. Pearson nämlich, der durchaus berühmt und reich[1] werden wollte, hatte Lyser die Verpflegung und pekuniäre Sicherstellung seiner drei Kinder zugesichert, wenn er durch seine journalistischen Verbindungen für eine möglichst große Verbreitung seiner Kompositionen sorgen würde. Nun war Lyser sicherlich von dem Wert der Pearson-Mansfeldtschen Schöpfungen durchdrungen — *gegen* seine Überzeugung würde er nichts geschrieben haben —, aber er schoß in höchst unvorsichtiger Weise über das Ziel hinaus. Selbst wenn man die ganz abnormen Lebensbedingungen Lysers, seine Taubheit und die dadurch bedingte Weltunkenntnis und erleichterte Betrugsmöglichkeit als plausiblen Entschuldigungsgrund ins Feld führt: er durfte doch nicht so verfahren. Aber von Not gedrängt, von unmündigen Kindern, die die Mutter herzlos verlassen hatte, umgeben, und auf der andern Seite die Aussicht auf Versorgung seiner Lieblinge! — —

„Wer hob den ersten Stein wohl auf,
Wer griff in seinen Busen nicht?"

singt der Eremit im „Freischütz". Kurz — die sehr unerquickliche Affare, die durch eine persönliche Warnung des Redakteurs vor der Publikation des Ganzen sich leicht hätte erledigen und aus der Welt schaffen lassen, wuchs sich zu einem argen Skandal aus, von dem das sensationslüsterne Publikum Wiens für einige Wochen sich nähren konnte. Erwiderung folgte auf Erwiderung (289 b, c), schließlich noch eine „Abfertigung" und ein „letztes Wort" (289d); Schmidt erklärte Lyser für einen „Verfalscher"; Robert Schumann soll ihm von da an seine Freundschaft aufgesagt haben.

Abb. 33. Titelbild (Radierung) zu „Benjamin". (Hamburg 1830, Hoffmann und Campe.)

Die nächste Folge dieser bösen Sache war der Wegzug des Ehepaars Pearson von Wien, wobei nur die älteste Tochter mitgenommen wurde. Lyser blieb mit dem Söhnchen und dem jüngsten Töchterchen in Wien zurück.

Für die jetzt folgenden Jahre in Lysers Leben finden wir manchen schätzbaren Anhaltspunkt in den „Jugenderinnerungen" seines

[1] Die reichen Angehörigen Pearsons waren gegen die Ehe mit einer geschiedenen Frau und setzten ihm nur eine relativ sehr geringe jährliche Rente aus.

Abb. 14. Das Brummkonzert.
Unveröffentlichte Skizze zu dem „Mephistofeles".

Sohnes Gustav, die dieser in den Jahren 1902 bis 1906 in einer Artikel-Serie der deutsch-amerikanischen Zeitschrift „Jowa-Reform" veröffentlicht hat (284). Die Misere des Lebens begann wieder und wird deutlich illustriert durch einen *Brief Lysers an Giacomo Meyerbeer*, den er am heiligen Abend des Jahres 1846 an den Tonmeister richtete und den wir des allgemeinen Interesses wegen, das er beansprucht, hier veröffentlichen:[1]

An G. Meyerbeer.

Hochverehrtester Herr und Meister!

Daß ich es nicht schon unternahm, Sie in *Wien* persönlich zu begrüßen, hat zwei Ursachen, erstens eine böse Hand, an der ich mich schon an die zwei Monate hinschleppe und zweitens der Umstand, daß ich mir's denken kann, wie Sie hier *umlagert* sind. Jedem Künstler ist seine Zeit theuer, Ihnen muß sie es doppelt sein. Vielleicht störe ich Sie gerade in einem freien Augenblicke, wo Sie Lust zum Schaffen hätten und so freudig *mich* jedenfalls *Ihr* Anblick stimmen würde, ich kann Ihnen dafür nichts bieten, da von einem eigentlich mündlichen Austausch unserer Ansichten nicht die Rede sein kann, bloß zu kommen und anzugaffen ist nicht meine Art. Ich sah *Sie* in Dresden, Ihr Bild lebt in meiner Erinnerung fort, wie Ihre Werke in meiner Seele und so verspar ich mir das Wiedersehen lieber bis zur Aufführung Ihrer Oper.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen hier einen Aufsatz von mir über die deutsche Oper mitzutheilen. Nächstens erscheinen in derselben Zeitschrift 2 größere Aufsätze, C. M. v. Weber und Giacomo Meyerbeer. – Ich nehme nämlich an, daß mit Weber eine Kunstepoche völlig abschließt und zwar die *rein romantische*, und mit Ihnen und *durch Sie* eine ganz *neue* beginnt, nämlich die *romantisch-historische*. Ich glaube, es ist mir gelungen, mein nachzuweisen, *welches Verdienst Sie Sich durch* Einführung dieses Genres um die moderne deutsche Oper erworben haben, die ja auch nur durch Sie, und von allen lebenden Tonkünstlern der Einzige, im Auslande vertreten wird. Sobald ich die Musik zum Struensee erlangen kann, werde ich sie durchstudiren. *Herr Pearson* hat mir soviel darüber geschrieben und ist so entzückt davon, daß ich höchst begierig bin, dieses Ihr neuestes Werk kennen zu lernen. Ich hatte im Sinn, Ihnen einige Skizzen aus dem Robert und den Hugenotten zu senden, die ich entworfen habe, meine böse Hand hat mich leider bis jetzt von allem anhaltenden Arbeiten so auch in Ausführung der Entwürfe verhindert. Und um einen Unglück voll zu machen, ist in diesem Augenblick bei der Redaktion des Blattes, das fast alles von mir druckt, nicht daran zu denken, in diesem Augenblick eine Abrechnung zu erhalten, wo sie eben jetzt für mich so wünschenswerth wäre.

Was ich als Schriftsteller leiste, wissen Sie – auch ist mein Fleiß gewiß bedeutend, – wie sollte ich mich da schämen, einem Künstler wie Ihnen das ehrliche Geständniß abzulegen, daß es mir trotz Talent und Fleiß und vielfacher Anerkennung der *Besten*, in dieser großen Stadt im Augenblick um nichts besser geht als manchem Mann und Künstler, mit welchen ich mich in keiner Hinsicht vergleichen darf.

Träfe es nur mich, würde ich vielleicht darüber lachen und auf bessere Zeit hoffen, die ja kommen muß, allein in diesem Augenblick ist es so arg, daß ich heute, wo über tausend Kinder einen Freudentag haben, um meinen beiden Kleinen ein Mittagessen zu schaffen, heut um 3 Uhr noch nicht gefrühstückt habe. – Ich weiß, es ist dies in Wien nichts besonderes. — Haydn und in früherer Zeit Mozart mit seiner Constanze und Beethoven haben sehr oft einen Tag nichts gehabt — allein wie gesagt, mich schmerzen die Kinder

[1] Original im Besitz des Herrn Professor Dr. Gaedertz in Greifswald; mit dessen freundlicher Genehmigung.

— da wage ich denn die Bitte, daß Sie mir mit 20 fl. C. M. aus der Noth helfen, damit ich mich einrichten und ruhig meine begonnenen Arbeiten vollenden kann.

Ich furchte, Sie zu beleidigen, wollte ich es wagen, Ihnen eine Anweisung im Betrage auf die Redaktion der Wiener Zeitschrift, zahlbar Ende Januar 1847 auszustellen, aber erwähnen muß ich es allerdings, damit Sie nicht *glauben*, ich wolle diese Summe als Geschenk. Nach dem Gesagten darf ich Sie wohl nicht erst um sofortige Beantwortung dieser Zuschrift ersuchen; wie diese Antwort übrigens lauten möge, meine Gesinnung für Sie und Ihr Genie bleibt stets dieselbe wie sie war und wie ich sie unzählige mal vor ganz Deutschland aussprach.

Mit innigster Verehrung verharrend
Ihr Lyser M.

Wien, den 24. Dezember 1846
nachmittags 3 Uhr. Adresse
I. P. Lyser wohnt Stadt
große Schottenstraße Nr. 853.
5te Stock Thüre Nr. 16.

Die in diesem Briefe erwähnte Handverletzung, entstanden durch Überfahren durch einen Fiaker, hatte Lyser die Bekanntschaft eines vortrefflichen Mannes verschafft, des Dr. med. *Moritz Herzeghy*, eines Ungarn aus reicher Familie. Er war ein ausgezeichneter Arzt und stellte als solcher unsern Freund völlig her, außerdem aber ein Mensch von umfassender Bildung und schriftstellerisch äußerst tätig. Zwischen den beiden begabten und gemütsreichen Männern entwickelte sich bald eine ideale Freundschaft (284). Sie zeitigte auch insofern einen materiellen Erfolg, als Herzeghy Lyser mit dem reichen Variétébesitzer *Daum* bekannt machte, für dessen «Elysium» er köstliche «Faschingszüge» zeichnete und auch Dekorationen malte (180). Herzeghy war ein glühender Republikaner und zog den Freund, der seinem innersten Empfinden nach ebenfalls demokratisch gesinnt war, mitten in den Strudel der bald erwachenden Revolution. Lyser schrieb Aufsätze für die damals erscheinende «Parole» (189) und beteiligte sich auch als Kämpfer und Krankenpfleger. Sein persönlicher Mut war ebenso groß wie sein moralischer; des Sohnes eigene Worte lauten (284):

„Als Schriftsteller hat er nie einer schlechten Sache das Wort geredet, nie der Dummheit Konzessionen gemacht und zu keiner Zeit sich gescheut, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Große Männer, wie Friedrich Ruckert (mein Taufpate), geniale Naturen, wie Heinrich Heine, Robert Schumann und andere wurden seine intimen Freunde, aber das gesamte Philisterium, die reaktionären Bureaukraten usw. wurden ihm nach 1848 feind und außer Julius Campe und J. S. Meyer, sowie dem kunstverständigen Buchdrucker Johann Friedrich Kayser in Hamburg, fand er später keine Verleger mehr."

Abb. 35. Idealisiertes Portrait der Frau Leonhardt-Lyser. (Lithographie.) Aus „Herbstgabe", Taschenbuch auf das Jahr 1841 von Caroline Leonhardt-Lyser. (Meißen, Goedsche.)

Zu größeren selbständigen Werken blieb Lyser in dieser aufregenden Zeit natürlich wenig Muße. Verschiedene Taschenbuch-Erzählungen wurden gefertigt und an Kunst-Zeitschriften Beiträge geliefert. Aus dem Jahre 1848 ist die schon ausgestattete (Abb. 50) Broschure «*Erzherzog Johann der Freund des Volkes*» (34) in hohem Maße bemerkenswert, nicht nur, weil Lyser sich darin zum ersten Male als Historiker von Befähigung bewährt, sondern weil hier auch seine politischen Ansichten unverhüllt dargeboten werden. Das Buch durfte, wie manches andere Lysers, kaum mehr auffindbar sein, und deshalb mögen einzelne Stellen der Einleitung der Vergessenheit entrissen werden:

Es ist ein schöner Traum, daß wir einst dahin gelangen können, keines sichtbaren Oberhauptes mehr zu bedürfen, das die Gesetze schützt und ein Richter ist denjenigen, die sie verletzen. Aber es ist ein *Traum*, mindestens für uns; und unsere Kinder und Enkel werden es noch nicht erleben, daß dieser schöne Traum zur Wirklichkeit wird, weil noch lange Zeit verloren gehen dürfte, bis die Masse des Volkes vollkommen reif ist für die vollkommenste Regierungsform: die *rein* demokratische.

Noch ist uns die Monarchie eine *Nothwendigkeit*, und zwar die *dynastische*; wäre es *diese* nicht, wäre es *keine* mehr! Sie ist die einzige, welche das Volk heilig hält, welche es anerkennt als *unverletzlich*, solange nicht eigene Schuld oder Schwäche der Fürsten gewaltsam den frommen Glauben an sie und ihre Würde zerstört.

Die Geschichte nennt uns der Fürsten wenige, die es sich zur Aufgabe gestellt haben, *ganz* ihre hohe Sendung zu erfüllen. Zu allen Zeiten gab es Schwächlinge und Tyrannen. — — Das Volk haßte diese und verachtete jene, doch die Idee der Monarchie blieb ihm heilig; es fühlte die Nothwendigkeit derselben, wenn es sie auch nicht klar erkannte, und wo je ein guter Fürst erschien, da wurde er geliebt und verehrt mit einer Hingebung, deren nur das Volk als *Volk* fähig ist. Seien wir gerecht! Es ist nicht leicht, ein *guter* Fürst zu sein, und es ist das mit Schuld des Volkes, welches nur zu leicht erschlafft, wo es gilt, dem Fürsten gegenüber seine Würde zu behaupten. — — Die Schuld der Fürsten entspringt nur zu oft aus der Schuld der Völker! Das Volk selber ist es, welches dem Tyrannen das Schwert schmiedet, womit er es würgt. Wo unter solchen Umständen ein *wahrhaft* edler Fürst erscheint, mag immerhin der Freund der Menschheit sich erhoben fühlen und gleich jenem griechischen Forscher jubelnd sein „Gefunden!" ausrufen. Und es ist ein Fund köstlicher denn jener, welchen der alte Forscher that. — —

Der Verfasser dieser Lebensskizze des edlen deutschen Fürsten gesteht es offen, daß er mit besonderer Liebe und Begeisterung diese Arbeit unternahm. Ein so schönes, klares Leben wie Erzherzog *Johann* es lebte, erhebt den, der es betrachtet, erfüllt ihn mit Freude und Zuversicht und ermuthigt ihn, selber rüstig und unbeirrt weiter zu streben auf der Bahn des *Rechts* und der *Wahrheit*."

Lyser hat auch selbst in einer anonym erschienenen Schrift *„Die Wiener Ereignisse ... geschildert von einem Augenzeugen"* (35) die ganze Revolutionszeit geschildert. Sie teilte mit den andern gefährlich titulierten Werken das Schicksal, konfisziert bezw. vernichtet zu werden. Lyser wurde nebst allen Ausländern, die sich an der Revolution beteiligt hatten, 1851 ausgewiesen und ging zunächst nach Dresden, wo

Abb. 36. Aus „Hundert und eine Nächte" (Meißen 1840. Gödsche.)

seine früheren Freunde dem Sohne Gustav einen Freiplatz in der Freimaurerschule verschafft hatten. Des Knaben Erziehung war bei dem tauben Vater, dem das Kind schon frühzeitig Stab und Stütze hatte sein müssen, arg vernachlässigt worden. Aber Gustav wollte sich durchaus nicht von seinem Vater trennen, und so zogen denn beide mit Beginn des Jahres 1852 in Altona ein.[1]

Wie muß dem fast Fünfzigjährigen zumute gewesen sein, als ihm die Tore der Stadt sich öffneten, in der er eine so schöne, anregende Jugend genossen hatte! Nun kam er wieder, wie Odysseus, vielduldend und vielverschlagen, nicht viel besser als ein Bettler. In der Fremde hatte er das Glück erjagen wollen, vorübergehend schien es ihm zu erblühen; aber drei der entsetzlichen „vier grauen Weiber", der Mangel, die Not und die Sorge, hatten sich an seine Sohlen geheftet: nur die *Schuld* war ihm bis dahin ferngeblieben.

Die beiden Töchter (die jüngste, Henriette, die mit Gustav treu beim Vater in Wien ausgeharrt hatte, war neun Jahr alt) wurden bei der Mutter und deren zweiten Gatten Pierson zu arbeitsfreudigen, anspruchslosen Mädchen erzogen. Die älteste heiratete 1861; die zweite blieb bei ihrem vielfach hartgeprüften Pflege-

[1] Bericht der Tochter.

Abb. 37. Beethoven durch die Straßen Wiens gehend.
Aus dem Taschenbuch „Cäcilia".
(Hamburg 1833. Hoffmann und Campe.)

vater bis zu dessen Tode 1873, dann später in dessen Familie; jetzt lebt sie, rustigen Geistes, in innigem Briefwechsel mit dem amerikanischen Bruder stehend, in einem weltvergessenen bayerischen Dorfchen. — —

Lyser war der dänischen Sprache zwar vollkommen mächtig; doch für den Druck hat er nie eine dänische Zeile geschrieben. Er blieb bis zu seinem Tode ein Kerndeutscher. Doppelt schwer mußte er mit dem kleinen Sohne die dänische Wirtschaft in seinem Heimatslande Schleswig-Holstein empfinden. Der deutsche Unterricht in der Schule wurde schmälich vernachlässigt und statt dessen dänisch getrieben. Die denkbar schärfste Zensur wurde gehandhabt; der erste Abzug jeder Zeitung mußte zuerst nach der Polizeidirektion geschickt und mit dem Weiterdrucke solange gewartet werden, bis von dort die Erlaubnis kam.[1] Daß solche traurige Umstände die Schriftstellerei, auf die doch allein angewiesen war, unendlich erschwerten, ist verständlich. Das „erste Debut" nach seiner Ruckkehr in den Norden war *„De Swienegel als Wettrenner"* (36). 1853 bei Hoffmann und Campe erschienen. Er blieb bei den plattdeutschen Marchen und veröffentlichte 1855 *„De dree Jungfern un de dree Ratsherrn"* (37). Aber vor Not konnten ihn weder der Erlos dieser Buchlein noch seine Zeitungsbeiträge (191—197) schützen. Am 15. Juli 1854 schreibt *Heine* aus Paris an Julius Campe:[2]

— — sonst streckt der Hase alle vier Füße von sich, wie auf dem allerliebsten Bilde von Lyser, dessen Humor von der köstlichsten und wahrsten Art ist. *Daß für solche Menschen in Deutschland nichts geschieht, ist empörend.*

Aber es geschah nichts. Der ungluckliche Mann mußte weiter literarische Frohndienste tun, um nicht zu verhungern. Mehrere Broschuren musikgeschichtlichen Inhalts (38—40), teilweise von wissenschaftlichem Werte, eine hübsche Beschreibung der Hamburger Schillerfeier von 1859 (41) u. a. fielen neben den Beitragen zu den „Jahreszeiten", dem „Freischutz", dem „Omnibus" usw. ab. Aber im Jahre 1860 sollte Lysers Name in aller Munde sein, und es ist deshalb unbegreiflich, wie in dem sonst doch im ganzen zuverlässigen Brummerschen Dichter-Lexikon (265) und ähnlichen Kompendien das Jahr 1859 als das Todesjahr Lysers angegeben werden konnte.

Allerdings trägt er selbst in gewissem Sinne die Schuld daran, und er konnte in den letzten Jahren des furchtbarsten Elends mit einigem Rechte die Worte des Bettlers aus Raimunds „Verschwender" auf sich anwenden:

„Durch eigne Schuld bin ich gekränkt!"

Als namlich 1858 Lysers Altonaer und Hamburger Freunde verlangten, daß sich die beiden Tochter um den tauben, kränklichen Vater kummern sollten, da hat der alte Mann dies abgelehnt und sich *1859 öffentlich für tot ausgeben* lassen. Die Mädchen, die dem Vater sicherlich von Herzen gern geholfen hätten, bekamen diesen überhaupt nicht mehr zu sehen. Im Jahr 1860 aber wurde Lysers Name, wie wir bald horen werden, fast täglich von den Hamburger und Altonaer Zeitungen genannt; sollte Frau Caroline Pierson, die von Brummer als „Gewährsmann" angeführt wird, niemals ein solches Blatt gelesen haben? —

[1] Bericht von Gustav Lyser (284). — [2] Heine, Briefe, 4. Teil Hamburg 1876, S. 344.

Abb. 38. Holzschnitt aus „De Swienegel als Wettrenner". (Hamburg 1843. Hoffmann und Campe.)

Im Jahre 1858 hatte der Komiker *Karl Schultze* in Gemeinschaft mit einem Herrn Lange in dem alten „Joachimsthal" das *St. Pauli Tivoli-Theater* errichtet und zu einem Volkstheater ausgestaltet, in dem die *plattdeutsche Komödie* gepflegt wurde. *K. Th. Gaedertz*, dem wir die ausgiebigsten Studien darüber verdanken und dessen Werk, „Die plattdeutsche Komödie im neunzehnten Jahrhundert" (269) im folgenden auch ausschließlich benutzt werden muß, mißt diesem Institute eine Berühmtheit zu, die über die Grenzen der kleinen nordischen Republik weit hinausgeht. In diesem „Karl Schultze-Theater" erregte im Juni 1860 eine Parodie der kurz vorher im Hamburger Stadttheater aufgeführten Meyerbeerschen Oper „Dinorah oder die Wallfahrt nach Ploermel", die sich „*Linorah oder die Wallfahrt nach der Ölmühle*" (42) betitelte, ein geradezu sensationelles Aufsehen. Der Verfasser war kein anderer als unser *Lyser*. Gaedertz erzählt:

Lyser, dem selbst seine Feinde weder Originalität noch Genialität abstreiten können, befolgte Goethes Spruch „Greift nur hinein ins volle Menschenleben" aufs äußerste. Es war ein kühner Griff, von dem wir nicht behaupten wollen, daß er nicht hart an die Grenzen des ästhetisch Schönen und theatralisch Erlaubten streife. Doch Lyser kannte seine Pappenheimer. Bei der ersten Vorstellung wußte das Publikum nicht, wie es das Gebotene aufnehmen sollte. Es war verblüfft, es erstaunte unbewußt über die Keckheit, mit welcher ihm hier eine neue Speise aufgetischt war. Sollte es sich ärgern und sein Mißfallen zu erkennen geben? Nein, dazu hatte es sich zu gut amüsiert. Sollte es applaudieren? Nein, dazu hatte es sich wieder zu sehr geärgert. Es verzog sich also ganz ruhig, und Karl Schultze, dem das Herz nicht wenig geklopft haben mag, sagte zu seinem damaligen technischen Leiter, Herrn Ferdinand Barte: „Morgen gevt wi dat Stück wedder." Er gab es morgen, gab es übermorgen und überübermorgen usw., und so vergingen wenige Wochen, bis Linorah zum Benefiz des Melkmann Clas zum fünfzigsten Male bei ausverkauftem Hause gespielt wurde.

Gaedertz gibt dann weiter eine genaue Inhaltsangabe der lustigen, im Buchhandel völlig unauffindbaren Parodie mit ausgiebigen wörtlichen Zitaten. Drei Worte des Stückes: „Wo kann't angahn!" sind in Hamburg sprichwörtlich geworden und Lyser nimmt die Autorschaft derselben auf [redacted] entschiedenste in Anspruch. Da Karl Schultze dasselbe tat, so entspann sich ein lebhafter Federkrieg zwischen den beiden. Lyser ließ sein Werk, das bis dahin nur Manuskript war, drucken; *innerhalb von drei Tagen waren die 2000 Exemplare vergriffen*, ein wohl ziemlich einzig dastehender buchhändlerischer Erfolg; ein gleicher wurde dem durch eine neue Vorrede vermehrten Neudruck (42a) zuteil. In beiden Vorreden beklagt sich Lyser, daß man ihm sein Eigentum rauben wolle. Denn sein Name war auf dem Theaterzettel nicht genannt worden; dann, als das Publikum ungeduldig den Namen des Autors verlangte, hatte Schultze zuerst die Frechheit, sich selbst als Verfasser der „Linorah" zu bezeichnen; und erst auf Lysers Beschwerde hin bequemte er sich, als „Mitverfasser" zu gelten. Die eignen Worte des Dichters, der sein Werk nicht zur gemeinen Farce herabgewürdigt wissen wollte, lauten:

Das Publikum Hamburgs kennt mich seit 32 Jahren als Schriftsteller, denn im Jahre 1828 erschienen meine ersten literarischen Arbeiten in der von dem verstorbenen Dr. Pappe herausgegebenen Zeitschrift „Lesefrüchte", sowie in den „Originalien" von Georg Lotz.[1] Diese Arbeiten, so schwach sie immer waren, erwarben mir die Theilnahme eines Zimmermann, Bärmann, Lewald, Heinrich Heine, Maltitz und anderer damals in Hamburg lebender geschätzter Schriftsteller. Das Hamburger Publikum, dem das, was ich später schrieb, nicht unbekannt ist, wird mir zutrauen, daß es mir nicht einfallen kann, mich mit fremden Federn zu schmücken, allein ich finde auch keine Veranlassung, so ohne weiteres was *ich* geschrieben habe, für das Geisteserzeugnis eines andern ausposaunen zu lassen. Wie schlecht sich's mit seinen *eigenen* geistigen Kalbern

[1] Muß „Lotz" heißen.

pflugt, erfuhr Herr K. Schultze gelegentlich der ersten und letzten Aufführung *seiner* Lokalposse „Hamburger Kinder". Er begnüge sich daher gütigst mit dem pekuniären Gewinn, welchen ihm meine fünfzigmal gegebene Linorah brachte, und dem Bewußtsein, sie mit 5 Mark Kurant honorirt zu haben.

Diese schriftstellerisch ebenso gewandte wie den Stempel der Wahrhaftigkeit an sich tragende Abfertigung des dreisten Fälschers hatte für Lyser nur einen ideellen Erfolg. Während das Publikum Tag für Tag sein Geistesprodukt bejubelte, blieb es bei den 5 *Mark Kurant* als seinem Totalhonorar. — —

Und nun brach die trübste Zeit in des Ärmsten Leben an. Schon oftmals hatte er dem dürren Gespenst, Hunger geheißen, mutig ins Auge geblickt; immer wieder hatte ihn seine nie versagende Arbeitskraft in den Stand gesetzt, den Dämon zu verscheuchen. Aber jetzt wurde dies schwer und schwerer. Er war alt geworden und sein früher widerstandsfähiger Körper siech und hinfällig. Nur der unbeschreiblich ausdrucksvolle Gesichtsausdruck war geblieben und das schöne volle Haupthaar, wenn es auch schlohweiß geworden war. Einsam verflossen die Tage des Alten, denn auch der Sohn hatte den Vater verlassen und sich seinen Unterhalt selbst suchen müssen. Er lernte in der Kayserschen Druckerei die Schriftsetzerei, betätigte sich selbst als Schriftsteller[1] und war eine Zeitlang Schauspieler. Sah sich der Greis auch häufig genug genötigt, die Mildtätigkeit Fremder in Anspruch zu nehmen, so tat er dies doch in würdiger Art. Ein im Oktober 1863 an *Heinrich Zeise* gerichteter Brief erläutere die gewählte Form, die von einer kriechenden Demütigung nichts erkennen läßt (296):

Verehrter Herr! Sie kennen mich vielleicht kaum dem Namen nach, ich Sie persönlich gar nicht. Aber Ihren guten Vater kannte ich, und weiß sehr wohl zu würdigen, was er wirkte für die Wissenschaft und für das Leben seiner Mitmenschen.

Und da ich voraussetze, daß, wie ein altes gutes deutsches Sprichwort sagt: „der Apfel nicht weit vom Stamme falle", so wage ich in Gottes Namen die Anfrage an Sie zu richten, ob Sie einem alten Bruder in Apollo, der sich augenblicklich in der allerpeinlichsten Verlegenheit befindet, helfen können und wollen, damit er im Stande ist, eine bestellte Arbeit pünktlich abzuliefern?

Ihr Vater hat mir in meinen Junglingsjahren manches Gute erwiesen. Es sollte mich freuen, dürft' ich

Abb. 39. Karikatur nach Horace Vernet aus „Der fahrende Münchhausen". (Meißen 1840, Goedsche.)

mir selber sagen, der Sohn hatte das Herz seines Alten. Ich schäme mich nicht, einem guten Menschen für mir bewiesenes Gutes zu danken, umsoweniger, als ich die vielen, welche mein Unglück — (ich bin seit 33 Jahren stocktaub) — ausbeuteten, jemals gehaßt habe, wieviel Böses sie mir auch zufügten; ich konnte sie eben nur bemitleiden, weil sie mein Vertrauen auf die Menschheit mißbraucht hatten, eingedenk der Lehren, die mir Goethe gab.[2] — —

Diese Zuschrift zeigt Ihnen: daß ich seitdem das Vertrauen auf gute Menschen noch nicht verloren habe, obgleich die Dummen seit zwölf Jahren hier ihr möglichstes thaten, um mich herunterzubringen, und um es zu verhindern, daß hier in meinem Vaterlande mein Talent jene Anerkennung fande, deren es sich allerdings in Wien und Paris, wo von meinen musikalischen Schriften die Rede ist, noch heute erfreut. — Das letztere (nämlich zu verhindern, daß ich hier bekannt würde — man hat mich hier, mit meinem Freund Heine zu reden, systematisch todtgeschwiegen), ist den Leuten gelungen, das erstere wird ihnen nie gelingen! Ich bin zu sehr Egoist, um mich herunterbringen zu lassen, und kein Mensch soll einmal das Recht haben zu sagen: „Der Vetter Beethovens hat geendet wie der Neffe Rameaus." Können und wollen Sie mir helfen, so geben Sie meinem Boten die Antwort mit.

Ein *Tagebuch* Lysers (vom 1. Juli 1867 bis 8. März 1869) hat sich erhalten und ist 1888 in der „Deutschen Schriftsteller-Zeitung" (151) veröffentlicht worden. Ein Meer blutiger Tränen! Und doch dabei welch gelenke Arbeitskraft! Gedichte, Romane, Novellen, Dramen, Lust-

[1] Er verfaßte u. a. mehrere mit Beifall aufgeführte Theaterstücke und ging 1874 nach Amerika.

[2] Hier folgen die oben zitierten Worte Goethes.

spiele, Possen, Soloscherze, Bilder aller Art, Leitartikel — man überfliege nur einmal die Nummern 199—258 der Bibliographie — wechseln mit literarischer Handlangerarbeit, die vor nichts zurückscheute, *sofern die Sache nur nicht unehrenhaft war* (153). Dazwischen porträtiert der alte Mann bald die neugeborenen Zwillinge seiner Freunde, bald das Fräulein in der Theaterkneipe, um einige Schillinge[1] herauszuschlagen. Betrogen und verlassen, aber von einem bewundernswerten moralischen Mut aufrecht erhalten, vermochte er mit der angestrengtesten Arbeit kaum so viel zu erringen, um nicht buchstäblich zu verhungern; denn was er verdiente, reichte zur äußersten Not gerade dazu, nicht auch nur zum geringsten darüber hinaus. Mit zerrissenen Kleidern und Schuhen schwankt er auf den Straßen umher, um das, was er mühsam ersonnen und niedergeschrieben, für wenige Pfennige wegzugeben. Bei solchen Wanderungen begegnet er öfters alten Bekannten, die er viele, viele Jahre nicht gesehen hat; er erkennt sie und schleicht weiter.

„Ich habe den Mut zu leben, solange ich noch muß!" schreibt er am 27. Juli 1867 in sein Tagebuch. Ein Heroismus sondergleichen gehörte dazu, wenn man folgendes liest:

26. Juli 1870. „Der liebe Gott verläßt keinen dummen Deutschen" — will sich das auch an mir bewahren? — Bei einer Tasse miserablem Kaffee ohne Zucker und Rum — unsere verfälschte Milch verabscheue ich — und einer Pfeife Sechslingstabak schrieb ich die ersten drei Szenen zum „Paul Jonas", brachte sie zu Dannenberg und erhielt wider mein Erwarten 4 Schilling, konnte mich also in Brot und Schafkäse satt essen. Wolkenbruchartiger Regen! Donner und Blitz. In dem scheußlichen, fußtiefen Morast, der seit Wochen alle Straßen bedeckt, sind meine armen Schuhe beinahe gänzlich zugrunde gegangen. Macht „Paris und Mexiko" Glück, so muß Dannenberg mir einem neuen Paar aushelfen. Als ich zu Hause kam, war meine Wirthin ausgegangen, und ich mußte eine Stunde warten, bis ich in mein Logement gelangen konnte; ich legte mich dann gleich auf meinen Strohsack.

13. Januar 1868. Ich konnte den ganzen Tag nicht arbeiten. Thau- und Sauwetter. Gehungert. Abends den Frühlingsprolog geschrieben.

17. Januar 1868. Gestern Nacht um 12 Uhr beendete ich die Elena. Gottlob! daß ich damit zustande gekommen bin! Es soll das Letzte gewesen sein, was ich für Scherff geschrieben. Ich schrieb an den alten Scherff und gab Brief und Manuskript der Elena der alten Hexe zur Besorgung. Für 1 Schilling ein Feinbrot gekauft, das hübsche Bäckermädchen schenkte mir noch einen Schillingstollen dazu. — Gott im Himmel (wie die Frommen zu sagen pflegen) sei gelobt! Der alte Scherff hat für den Schluß der Elena meine fällige Monatsmiethe diesmal noch bezahlt, ob mehr? weiß ich nicht, denn meine „verwunschene Prinzessin" kam wieder angesoffen nach Hause, gab mir aber ein Schwarzbrot, 2 Schilling für 1 Schilling, Leberwurst und 1 Schilling zu Kümmel, wovon ich ihr natürlich sofort ihr Glas, „voll bis zum Überschnappen", verabreichte. Jetzt kocht sie Kaffee, wenn ich den getrunken habe, werde ich zu Bette gehen, denn Prinzessin Tulipane mit dem Höcker kann sich kaum auf den Beinen halten! Sie nimmt sich mit ihrer feuerroth gesoffenen Nase aus, wie der „im Irrgarten der Liebe umhertaumelnde Kavalier".

30. April 1869. Mein kleiner lieber Otto Wörrishofer ist diesen Morgen auf dem Schoße seiner Großmutter an den Folgen des Typhus sanft entschlafen.

Eh Du die Qual und die Lust
Noch dieses Lebens erkannt, —
Eh sich verrathene Liebe
Zum bittersten Hohn Dir gewandelt im Herzen,

Abb. 40. Der Buchladen von Hoffmann und Campe. Aus „Benjamin". (Hamburg 1830, Hoffmann und Campe.)

[1] 1 Schilling = 7½ Pfennig.

Eh Dir der *Glaube* entschwand,
Ach! und nichts groß mehr erschien,
Glückliches Kind! – gingst Du heim.
Und *dennoch* wein ich um Dich.

So enthüllen diese Tagebuch-Bruchstücke außer dem materiellen Elend noch schweres häusliches Leid und geben den täglichen Bitterkeiten und Enttäuschungen eines Menschen Ausdruck, der von den schlechtesten Subjekten abhängig ist.

Die Einzelheiten von Lysers letzten Tagen und seinem Tode sind grauenvoll.[1] Der Unglückliche ist *buchstäblich verhungert und erfroren*. In seiner Krankheit hatte man ihm alle Kleidungsstücke gestohlen, so daß er nur noch eine zerlumpte Pferdedecke besaß. Als die Nachbarn der Polizei von dem Zustande, in dem sich der sterbende Lyser befand, Nachricht gegeben hatten, da wurde er im Tragkorb ins Krankenhaus geschafft. Mit Händen und Füßen sträubte er sich dagegen: sogar an den Thürpfosten klammerte er sich, aus Furcht, nach seinem Tode seziert zu werden! Aber er ist diesem Lose nicht entgangen und im platten Sarge beerdigt worden.

Den Tag seines Todes kennt man nicht; sein Todesjahr war 1870, das hundertste Geburtsjahr dessen, dem er in seinem Lebensschicksal so ähnelte — Ludwig van Beethovens.

Und so falle der Vorhang über dem erschütternden Trauerspiel! Der stillen Tränen, die Ihr dem armen tauben Maler nachweint, braucht Ihr Euch nicht zu schämen. Ein Mensch ist er gewesen, dem nichts Menschliches fremd war, der sich in allem Unglück noch immer etwas von den Idealen des Lebens bewahrt hatte. Und nirgends hat er dieser seiner Gesinnung schöner Ausdruck gegeben, als in dem „Fresko-Sonett", das er zu dem „Hansa-Album" (115) beigesteuert hat:

Ob mir entschwand die rosige Jugendzeit,
Ist mir die Jugend dennoch treu geblieben.
Ja, ich vermag es noch, wie sonst zu lieben,
Empfinde noch wie früher Lust und Leid! —

Und noch wie sonst bin ich zum Kampf bereit! —
Ob mich das Schicksal rauh umhergetrieben:
Was ich gedacht, gesungen und geschrieben,
Frisch blieb's und trotzet der Vergänglichkeit.

Warum das wohl? — so manchen seh' ich alt,
Der doch viel jünger ist, denn ich, an Jahren,
Und weniger des Wehs als ich erfahren.

Ich rühme mich der schaffenden Gewalt,
Des *jugendlichen* Sinns für edle Thaten,
Weil ich die Jugend nimmer feil verrathen.

[1] Mitgeteilt in No. 296 der Bibliographie.

Einige Bemerkungen über Lysers Werke.

Es ist schwer, die Werke so vielseitiger Künstler, wie Lyser es ist, im Zusammenhange zu betrachten; man muß da eine Sonderung eintreten lassen. Andrerseits ergänzen sich die verschiedenen Künste in diesen Werken wieder so sehr und fließen so unmerklich in einander, daß man leicht in die Gefahr eines zu großen Schematisierens kommt. Was bisher über Lyser gesagt und geschrieben worden ist, bewegt sich in ziemlich allgemeinen Äußerungen, da es, wenn man sich nicht speziell mit der Sammlung der Lyseriana befaßt, *unmöglich* ist, außer ein paar

Abb. 41. Aus „Bandel-Terzett" von Mozart. (Lithographie.)

Abb. 40 Karikatur nach Peter Cornelius. Aus „Der fahrende Musikhausen". (Meißen 1840. Goedsche.)

„Rest-Artikeln", die mit der Bezeichnung „vergriffen und selten" die Augen von Katalog-lesern blenden sollen, nennenswertes von seinen Werken zu erhalten. Auch meine Sammlung ist trotz heißesten Bemühens noch immer nicht komplett, durfte aber jedenfalls die vollständigste jetzt existierende sein. Und wenn ich mir nun erlaube, einige Beurteilungen der Biographie hinzuzufügen, so kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß ich Alles, was mir nur irgend zugänglich war, auch eingehend studiert habe.

Beginnen wir mit dem *Poeten* Lyser. H. Kurz (282), dem offenbar nur die „Lieder eines wandernden Malers" vorgelegen haben, rühmt ihm „Lebendigkeit, Frische und Wärme" nach. Die kleinen Proben, die wir im ersten Teil dieser Arbeit gegeben haben, durften diese Ansicht bestätigen. Im ganzen scheint mir Lysers poetische Begabung weit weniger in dem gereimten Gedichte zu liegen als vielmehr in der freien, bardenartigen Improvisation. So erhebt sich die bereits mitgeteilte Ode „Seumes Grab" stellenweise zu wirklicher Größe des Ausdrucks; und auch das einfache, im Tagebuch enthaltene „Kindertodtenlied" (wenn man es so bezeichnen darf) mutet durch Schlichtheit der Empfindung und Sprache ungemein an. Am glücklichsten ist der Poet da, wo er ganz einfache „malerische" Stimmungen schildert oder wo ihm die direkte Mitwirkung der Musik vorschwebt. In erster Hinsicht dürfte z. B. „Das Dorfkirchlein" von Bedeutung sein:

Friedhof still und Kirchlein heil,
Unter Ulm und Weiden. —
Wenn ich einmal schlafen will,
Sollet ihr das Bettlein kühl
Mir daselbst bereiten.

Hab' das Plätzchen schon gewählt,
Bei dem Rittersteine,
Wo, von Abendgluth bestrahlt
Kirch' und Friedhof ich gemalt
Einsam und alleine.

Will dafür ein frommes Bild
Auch dem Kirchlein malen,
Und die Maid, die's Herz mir füllt,
Soll, so lieb sie ist und mild,
Drauf als Heil'ge strahlen.

Als „musikalische Poesie" konnte das Gedicht „Neue Wanderschaft" bezeichnet werden, das höchst anmutig mit einem kleinen Solo des Waldvogeleins beginnt, worauf ein Tutti der Waldbäume, Quellen, Blumen, Vögel und Winde einsetzt, das sich dann von neuem in Einzelstimmen sondert. Um die Romantik, die ohne Tiecksche Waldhörner ja gar nicht zu denken ist, voll zum Ausdruck zu bringen, setzen solche vor dem Schlußchor freudig rufend ein. Interessant dürfte es sein, zu erfahren, daß Lyser auch das reizende Ständchen aus Shakespeares „Cymbeline" frei übersetzt und mit zwei neuen Strophen versehen hat. Dies mögen sich alle Sänger der herrlichen Schubertschen Komposition, die sich bis jetzt mit den abscheulichen Worten eines gewissen Reil

Abb. 41 Titelbild (Lithographie) zu „Deutschland und Johannes Ronge". Leipzig 1845. (In Kommission bei E. Pönicke und Sohn.)

behelfen mußten, merken. — Daß Lyser, der der Poesie der Volkssagen und -Märchen ja so nahe gestanden hat, auch manche schöne Gabe auf dem Gebiete der Ballade spendet, kann nicht weiter Wunder nehmen. Die beste Leistung dieser Art dürfte die nach einer Volkssage auf Rügen gedichtete Ballade „Das Schwanenmädchen" (146 b) sein, in der mit ungewöhnlicher Kunst und sicherster Empfindung der Volkston getroffen ist:

In der stillen Bai — in der stillen Bai
Schwimmen sieben Schwäne, weiß wie Schnee,
Schwimmen her und hin, und die Meeresfei
Trägt im Herzen, ach! so tiefes Weh. —
Weil die Schwäne ihre Töchter sind —
Und sie weint, daß ein geliebtes Kind
In des Glücks, der Liebe Vollgenuß
Grausen Todes Beute werden muß.

Wenn es Zwölfe schlägt! wenn es Zwölfe schlägt,
In der heil'gen, gottgeweihten Nacht,
Auf der Spiegelfluth sich kein Wellchen regt,
Still am Himmel strahlt der Sterne Pracht:
Heben, wie ein leichter Nebelflor —
Sich die Schwäne aus der Bai empor!
Und sie fliegen übers blaue Meer,
Süße Weisen singend, hin und her . . .

Donna Diana

Don Cæsar [illegible]

Abb. 44. Aus „Umrisse nach Darstellungen von Emil Devrient". Steinzeichnung. O. O. u. J.

Zu erwähnen ist noch, daß in dem abwechslungsreichen Taschenbuch „Cäcilia" (8) sich der Text zu einem Oratorium *„Kain"* nach Lord Byron und einer großen Oper *„Hamlet"* findet. Das erste ist dem damals gefeierten Komponisten des „Weltgericht", Friedrich Schneider, als „Versuch zur Begründung eines freien Oratoriums für den Concertsaal" gewidmet, und es kann wohl keinen Zweifel unterliegen, daß Robert Schumann bei seinen späteren Meisterschöpfungen auf gleichem Gebiete vieles aus früheren Beratungen über diesen Gegenstand mit Lyser verwertet hat.

Die Hauptbedeutung Lysers dürfte in seiner starken Begabung als *Märchen- und Sagenerzähler* liegen. Nicht alle die zahlreichen Werke aus diesem Gebiete sind gleichwertig; vieles Schwache läuft im Beginn unter und die Darstellung ist im Anfange vielfach salopp. Das wichtigste Werk aus seiner ersten Schaffensperiode ist das *„Buch vom Rübezahl"* (11), eine vollständige, 16 Nummern umfassende Sammlung aller Volksmärchen aus dem Riesengebirge. Sprache und Darstellung verrät zwar auch hier noch den Anfänger; der Kern dieser Poesie ist aber von dem Autor schon voll erfaßt worden. Ein Arsenal von Unwahrscheinlichkeiten und Geisterspuk reicht nicht hin, ein Märchen zu bilden; ein tiefer, ernster Sinn muß zugrunde liegen. Und daß dieser nicht fehle, danach hat Lyser gestrebt. Das Titelbild, das er zu dem Büchlein gezeichnet und bei dessen Entwurf zweifellos Heines „Harzreise" Modell gestanden hat (vergl. Seite 311), verrät uns, *wie* Lyser erzählen will:

Könntest du dir nun einbilden, mein gnädiger Leser! oder du, o holde Leserin! Du säßest, wie der wandernde Maler Johannes Lyser, in einer schlesischen Baude ein paar tausend Fuß hoch über dem Thalboden! — ringsum alles eingeschneit — und der Sturm wild sausend über die kahle Bergeshöh. Aber in der Stube ist's warm und traulich, und ein liebes blondes Kind mit klugen blauen Augen erzählt soeben: das erste Märchen.

Das kurz vor dem „Rübezahl" entstandene *„Buch der Mährchen für Töchter und Söhne gebildeter Stände"* (10) darf nicht unerwähnt bleiben, weil sich zwei wunderhübsch erzählte, augenscheinlich selbst erfundene Märchen darin finden. Das eine, *„Fiedel-Hänschen"* geheißen, ist ganz in poetisch-musikalische Schwärmerei

getaucht; noch nach vielen Jahren hat sich Lyser in seiner Novelle „*Mauneli Schaper*“ (123) mit Genugtuung an dieses Jugendwerk erinnert. Das andere ist mehr eine Legende; es heißt „*Das Bild des Herrn*“ und erzählt einfach und ergreifend die Geschichte eines Malers, der in der Einfalt seiner frommen Jugend ein Christusbild malt, dann aber, nachdem er ein berühmter und gefeierter Künstler geworden, die Pfade Gottes verläßt, endlich, an Körper und Geist gebrochen, zurückkehrt und vor diesem Jugendbildnis den ewigen Frieden findet. Hier sind viele autobiographische Züge eingewoben; der Maler selbst trägt den Namen Benjamin, wie der bereits erwähnte Roman aus dem Jahre 1830 (2). Auch aus diesem sehr seltenen Büchlein geben wir eine Reproduktion, das „Fiedel-Hänschen“ (Abb. 2).

Die in den Jahren 1838/1839 erschienene 15- (eigentlich 30-)bändige Märchen- und Sagen-Sammlung „*Abendländische Tausend und eine Nacht*“ (26) sowie ihre 1840 herausgekommene Fortsetzung „*Einhundert und eine Nacht*“ (29) in vier Bänden sind der beste Beweis für den ungeheuren Fleiß Lysers, aber auch für seine im Laufe der Jahre gewonnenen Kenntnisse der Volkskunde. Im Vorwort betont der Verfasser, daß die morgenländischen Märchen der 1001 Nacht, die E. T. A. Hoffmann „das ewige Buch“ nannte, bis heute noch nichts von ihrer Jugendfrische und ihrem eigentümlichen Reize eingebüßt hätten. Für das Abendland existiere noch keine ähnliche Sammlung, und es sei schwer zu verstehen, warum diesem offenbar zugestandenen Mangel noch nicht Rechnung getragen worden sei. Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Holland, Italien, Spanien, Portugal, Ungarn, England, Schottland, Irland, Rußland, Schweden und Dänemark bieten eine Fülle von Märchen und Sagen dar; sie alle liefern Lyser den Stoff. — Man weiß, wie geschickt die orientalische Sammlung verknüpft ist, wie uns das Schicksal Scheherazadens nicht minder interessiert als die Erzählungen selbst. Auch Lyser versucht es, durch eine Originalnovelle die einzelnen Stücke zweckmäßig zu verbinden. Zwei Freunde gelangen in die Wohnung eines Freiherrn von Runsitten, der auf einem weltentlegenen Ostseeschlosse mit seiner Gattin, einer lieblichen Tochter und dem Schloßkaplan ein einsames, durch Schwermut getrübtes Leben führt. Die Freunde, deren einer Maler ist, haben die Länder durchstreift, um Märchen und Sagen zu sammeln, und sie bringen reiche Beute mit. Dazu kommt, daß der Freiherr selbst kürzlich eine große Bibliothek geerbt hat; alle finden Geschmack an solchen nächtlichen Unterhaltungen, die quantitativ sehr verschieden ausfallen; bald der, bald jener nimmt das Wort, und durch die reizvolle Abwechselung beginnt der Trübsinn des Schloßherrn sich zu verlieren. „Man muß gestehen“ — so sagt der Kritiker des Dullerschen „Phönix“ (288) — „daß der Sammler hier glücklich erfunden hat: in einer stillen, schaurigen Gegend, auf einem alten abgelegenen Schlosse ist das abendländische Märchen ebenso zu Hause als das persische am Hof eines prachtliebenden Schah, in dem phantastisch geschmückten Gemach, oder das arabische vor dem Zelte des Beduinen, wenn die zuhorchenden Freunde stumm mit untergeschlagenen Beinen im Kreise umhersitzen.“ So ziehen nun mehrere hundert Mahren vor uns voruber, sorgfaltig ausgewählt und bearbeitet, bisweilen, wo lich von andern übernommen; „Das kalte Herz“ von Hauff, „Stumme Liebe“ von Musäus, „Ignaz Denner“ von Hoffmann u. a. m. fehlen nicht. Mit Absicht sind auch neuere Sagen nicht fortgelassen worden, da Lyser sehr richtig darauf hinweist, daß sehr viele ältere Sagen durchaus keinen Wert haben, wogegen einzelne moderne existieren, die es recht eigentlich verdienen, in das Volk überzugehen.

Das Werk erfuhr durchweg nur günstige Beurteilungen und wurde von jung und alt verschlungen. Bald war alles vergriffen; unbegreiflicherweise erschien aber keine neue Auflage. So gehörte das vollständige Werk bald zu den Seltenheiten. Zu diesem Punkte ist ein Brief *Theodor Storms* an Heinrich Zeise (296) vom 4. April 1888 nicht ohne Interesse:

Den alten J. P. Lyser, einen kleinen Mann mit großem Kopf und schlohweißem, vollen Haupthaar, augenscheinlich verarmt, traf ich vor zirka 20 (etwas mehr oder weniger) Jahren in Altona. Ich frug Lyser, der mir Ihnen das Übel fast völliger Taubheit theilte, nach seinen „Abendländische tausend und eine Nacht“, die ich einmal in Händen gehabt, und aus denen „Der Schatten des Grafen“ mir im Gedächtniß geblieben war. Er wußte selbst nicht, wo es noch zu bekommen sei, und erst vor drei Jahren, trotz Aufruf im Buchhändler-Börsenblatt, habe ich durch einen Buchhändler

in Stuttgart das fünfbändige(!) Werkchen aufgejagt. Die spätere kleine Sammlung von Lyser „Einhundert und eine Nacht", die nicht so vergriffen ist, enthält besonders interessante Sachen, so die Sage vom „Wehrwolf" von Lyser selbst und die Sage vom „Giftfresser Teuscher in Leipzig"[1] von demselben. Als ich Lyser sah, lebte er mit einem Sohn in Armuth in einer Dachkammer und fertigte für das Theater auf dem Hamburger Berg Schauspiele für 5 Thaler Honorar, so eins: „Die Ermordung Lincolns". Der Arme, nun schläft er wohl längst den Schlaf ohn' Träume und Erwachen.

Der Bilderschmuck der reizenden Sammlung ist ein mannigfaltiger und teilweise auch vortrefflicher. So vor allem die beiden allegorischen Umschläge, die fast immer fehlen und die wir deshalb hier in Reproduktion geben (Abb. 19 und 20). Sie sind, wie Lyser im Vorwort sich äußert, ein „Räthsel, dessen Deutung der Zeichner den geehrten Lesern einstweilen überläßt und sie freundlich einladet, selbe zu versuchen und an die Verlagsbuchhandlung einzusenden". Am Schlusse des Werkes sollten die *drei* der Idee des Zeichners am *nächsten* kommenden Auflösungen mit abgedruckt werden, sowie des Verfassers eigne Deutung; beides ist unterblieben. Unter den 30 Lithographien heben wir als besonders gelungen hervor: die beiden Korallenschnuren, der Klabotermann (Abb. 22), Hamlet, Schneewittchen (Abb. 18), das Kathchen von Heilbronn, das Katzenreich, Romeo und Julia, Meister Puck (Abb. 16), der gestiefelte Kater (Abb. 21), Lureley, Sigismund von Pohlen, die Schwanenburg bei Cleve, Kapitän Grog, Dummdusel und Klugspitz, die Maehr vom Ratskeller in Bremen, die Braut. Am Schluß jedes Bändchens finden sich Nachweisungen über die Herkunft der darin enthaltenen Stücke.

Wenden wir uns Lysers Arbeiten auf dem Gebiete des *Romans* und der *Novelle* bezw. *Humoreske* zu, so müssen wir allerdings sagen, daß sein allererstes Werk, der schon mehrfach erwähnte komische Roman *„Benjamin"* (2), auch sein bestes ist. Wenn wir von den vielfachen stilistischen Schwächen, die lediglich auf Rechnung der Jugend des Verfassers zu setzen sind, absehen, so haben wir in diesem „Roman aus der Mappe eines tauben Malers" ein Werk vor uns, das auf eine bedeutende literarische Zukunft vernehmlich hinweist. Es ist dieser Roman auch nur ein Fragment; ein zweiter Teil ist dem ersten nie gefolgt. Aber selbst dieses Bruchstück zeigt einen beträchtlichen Grad von richtiger Beobachtungsgabe, lebenswarme Schilderungen und einen ausgesprochenen Sinn für Humor. Gestalten wie der Herr Furchtegott Dünnbein, wohlbestallter Stadtschreiber zu Dummburg, und der frühere Heldenspieler und jetzige Kneipwirt Strutzel können kaum lebenswahrer gezeichnet sein, während der Held selbst ein wohlgelungenes Selbstporträt darstellt. Daß Lyser späterhin niemals mehr der großeren Form des komischen Romans sich zuwenden, sondern sein ausgesprochenes Talent in kleineren Stucken gewissermaßen verzetteln mußte, ist aufs hochste zu bedauern. Lyser, der so gut wie immer von der Hand in den Mund leben mußte, hatte eben weder die Zeit noch die Sammlung, die zu einem großeren Werke unbedingt notig ist; Taschenbücher und Zeitungen, seine Haupterwerbsquelle, können nur wenig umfangreiche Arbeiten brauchen.

Gleichwohl hat er auch auf einem kleinen Gebiete anerkennenswertes geschaffen, auf dem der *Kunstnovelle*, wobei zu bemerken ist, daß durch diese Bezeichnung leicht ein Irrtum erzeugt werden kann und Lyser besser getan hätte, die zuerst gewählte Bezeichnung *„Künstlernovelle"* (16) beizubehalten. Die Zahl dieser Stucke ist ungemein groß, da unser Autor dieses Gebiet jahrelang bebaute; und ich wüßte in der Tat, wenigstens was die Quantität anlangt, kein Analogon dafür in der deutschen Literatur. Die ausgezeichneten, später entstandenen „Künstlergeschichten" von August Hagen[2] gehen von ganz anderen Voraussetzungen aus. Lyser war in der Tat dazu berufen, diesen anmutigen und dankbaren Zweig der Novellistik zum Grünen zu bringen; denn er vereinigte mit seltener Gewandtheit die drei Hauptkünste in sich. Robert Schumann scheint es gewesen zu sein, der Lyser auf die Künstlernovelle als sein ureigenstes Gebiet hingewiesen hat; sein erstes Werk dieser Art *„Vater Doles und seine Freunde"* (76), das eine Episode aus Mozarts Leben zugrunde legt, erschien bereits in No. 12 des ersten Jahrganges der Schumannschen Zeitschrift. Es folgten dann *„Beethoven"* (77), *„Handel"* (78), der dreiteilige *„Sebastian Bach und seine Söhne"* (80),

[1] Zuerst als „Christoph Teuscher. Ein Nachtstück" (105) veröffentlicht.

[2] 4 Bande. Leipzig 1833—1840.

Abb. 45. Wolfgang Amadeus Mozart. (Federzeichnung, 1845.)

worin vor allem das erschütternde Schicksal des genialen Friedemann Bach ergreifend geschildert wird, und endlich *„Gluck in Paris"* (82). Ein großer Teil der Schumann-Lyserschen Korrespondenz wird von den Unterhandlungen über diese Novellen ausgefüllt; Schumann hatte eine starke Meinung von dem Können seines Freundes und schrieb ihm (am 10. September 1836):

> Hast du schon den Gluck fertig, so schicke. Meine Leser wünschen es. Nimm dich nur recht ineinander und bedenke, daß Beethovens letztes Werk sein bestes war.

So wurden immer mehr Komponisten in novellistischer Form behandelt, bald große wie *Haydn* (89), bald geringere wie *Bellini* (85), *Tartini* (84), *Vogler* (96), *Schenk* (97); unter den Meistern der Zeichnung und Malerei finden wir *Jacques Callot* (83) und *Correggio* (21), unter den Dichtern *Luther* (103) und *E. T. A. Hoffmann* (127). Die zweite Sammlung dieser Stücke in Buchform *„Neue Kunstnovellen"* (21) kommt antiquarisch öfters vor. Wir geben, außer dem darin enthaltenen Selbstporträt, die leicht hingeworfene Skizze des seine Teufelssonate spielenden Tartini (Abb. 49).

Wie ernst Lysers Leistungen übrigens damals genommen wurden, beweist die Tatsache, daß ein so anerkannter Musiker wie Seyfried zu einzelnen Punkten der Novelle „Johannes Schenk" das Wort ergreift. Uns interessieren hier weniger die wissenschaftlichen Erörterungen als vielmehr die Beurteilung der ganzen Persönlichkeit Lysers.

> Herr J. P. Lyser, dessen verdienstvolles literarisch-belletristisches Wirken wohl schwerlich einen aufrichtigeren Bewunderer finden dürfte, als eben denjenigen, welcher hier gewissermaßen die Rolle eines Diabolus rotae übernehmen mußte, wolle vorstehenden Commentar bloß für das ansehen, was er zu sein beabsichtigt . . . . dann aber möge er versöhnt, ohne Groll, als gerader, offenherziger Deutscher einschlagen in die, mit dem alten Advokatenspruche ihm dargebotene Rechte: „Amicus personae, inimicus causae".

Was bei fast allen Novellen Lysers auffallen muß, ist der Umstand, daß er, wo es nur irgend möglich ist, seiner Verehrung für zwei Männer Ausdruck gibt: für *Mozart* und *E. T. A. Hoffmann*. Viele schätzbare Winke über des letzteren Leben finden sich, mannigfach verstreut, vor; in der Novelle *„Kunst und Leben"* (127) hat er seinem Ideal ein Denkmal gesetzt. So gibt er ferner eine fragmentarische Fortsetzung des „Kater Murr" in der „Cäcilia" (8) unter dem Titel *„Variationen von Luca fa presto"*. Hoffmanns köstliche Novelle „Signor Formica" hat Lyser zu einem trefflichen Text *„Salvator Rosa oder zwei Nächte in Rom"* (23) für den Dresdner Kapellmeister Josef Rastrelli verwendet; die Oper ist in den Jahren 1837—1840 häufig zur Aufführung gekommen; sogar ein Klavierauszug mit Text ist von ihr erschienen. Er verschmäht es nicht, den Meister, dem er in seiner Vielseitigkeit ja sehr ähnlich ist, bisweilen wortlich zu kopieren; der Berggeist Zebedäus von Quarz im vierten Märchen des „Rübezahl" ist eine photographisch treue Wiedergabe des „Klein Zaches". Den Märchenstil seines Vorbildes macht er sich zu eigen, und wenn man in der Novelle *„Drei Tage"* (116) eine Stelle liest, wie:

Da zog ein wundersames Klingen durch den Park, die Baumkronen rauschten, die Büsche flüsterten, die Bäche und Kunstgasser rieselten vernehmlicher, die Vögel sangen abgebrochene Sehnsuchtslaute und in all dieses liebliche Getön erklangen wie von einem zarten Elfenchor hingehauchte Stimmen —

so springt die Ähnlichkeit mit dem „Goldnen Topf" in die Augen. Die Hoffmann-Erinnerungen, die Lyser in der *„Armen, häßlichen Putzmacherin"* (140) gegeben hat, durften wohl auch den Hoffmannbiographen entgangen sein.

„Fast bei allen Humoristen findet sich eine große Vorliebe für die Musik", behauptet August Kahlert in seinem Artikel „Goethes Verhältnis zur Tonkunst".[1] Auch bei Lyser geht der *Humorist* mit dem Musiker Hand in Hand; die Leichtigkeit, witzige Essays zu entwerfen und komische Geschichten zu schreiben, machte ihn zu einem dauernden Mitarbeiter des Saphirschen „Humorist" und zu einem intimen Freunde des Witzkönigs. Im *„Vetter Kirchhof"* (104) bringt ein Berliner Kaufmannsjungling einer 800,000 Mark schweren Hamburgerin die Grundbegriffe der Kantischen Philosophie bei mit dem Erfolge, daß die Schülerin statt vom „negirenden Prinzip" vom „Prinzipal im Negligée" spricht. In der Humoreske *„Ein Liebesbrief"* (146) findet sich die kostliche Schilderung eines Wiener Salonlowen, der u. a. die Worte „Mit dem Gurtel, mit dem Schleier" für ein Zitat von Nestroy ausgibt. Sehr gelungen ist in der Novelle *„Drei Tage"* (116) die Figur des Dichters Rosenschein, der der neuen Schule angehört, aller ritterlichen Galanterie gegen Damen abgeschworen hat und nur das „freie Weib" bewundert, eine Vorahnung unserer ganz Modernen. In der Humoreske *„Die Fahrt nach dem Rabenauer Grunde"* (114) überläßt ein Ehemann seine Gattin ihrem Verführer unter der Bedingung, daß sie jedes Jahr eine vierwöchentliche Buttermilchkur unternehmen müssen und hat dann seine diabolische Freude an den beiden Rittern von der traurigen Gestalt. Alles das und noch vieles mehr ist natürlich nur für die augenblickliche Erheiterung der Leser bestimmt gewesen, ohne irgend welchen Anspruch auf Kunstlerschaft zu erheben, hat aber in dieser Hinsicht völlig seinen Zweck erfüllt. Bedeutender und von tieferem Sinn durchdrungen ist die weit ausgeführte Humoreske *„Der Krampus, eine fabelhafte Begebenheit"* (149), die eines Neudruckes würdig wäre. In den *„Miniaturen"* (136) hat Lyser die bekannte Geschichte von dem Mittagsbesuche Heines bei dem Bankier Gumpel (Gumpelino) mit drastischer Komik erzählt; Karpeles hat die höchst amusante Anekdote wieder abgedruckt.

Abb. 46. Bildnis des Nicolo Paganini. Lithographie. (Hamburg 1830, Hoffmann und Campe.)

Dies bringt uns auf den *Feuilletonisten* und *Kritiker* Lyser. Wenn irgend etwas von seinen Schriften der volligen Vergessenheit entrissen zu werden verdient, vielleicht unter dem Titel „Gesammelte Abhandlungen zur Literatur und

[1] „Der Freihafen", Heft 4. Altona 1838, S. 174ff.

Musik", in der Weise, wie dies kurzlich mit den Aufsätzen des Dichterkomponisten Peter Cornelius geschehen ist, so sind es diese in allen nur möglichen Zeitschriften und Zeitungen verstreuten Berichte Lysers. Einige, wie die Artikel über *Heine* (280), *Mendelssohn-Bartholdy* (281) und *Richard Wagner* (286) haben zwar Neudrucke erlebt, werden aber binnen kurzem ebenso verschwunden sein wie die Originale; denn in Tagesblättern und versteckten Stellen großerer Werke haben solche Neudrucke keinen Bestand. Die Zusammenstellung der einzelnen Artikel würde allerdings eine große Mühe kosten, doch wird sich diese durch den durchaus wichtigen Inhalt belohnen. Es sei darum diesem Wunsche hier nachdrücklichst Ausdruck gegeben.

Lyser als *Musiker* zu beleuchten, gehört in ein Fachblatt; in dem musikalischen Analogon der „Zeitschrift für Bücherfreunde", der in Berlin erscheinenden „Musik" wird in nächster Zeit daruber ein Aufsatz von mir zu finden sein. Und so bleibt uns nur noch der *Zeichner* kurz zu betrachten.

Die Zahl der Lyserschen Zeichnungen auf tausend zu schätzen, dürfte nicht zu hoch, eher zu niedrig gegriffen sein. Die Halfte davon ist leider unwiederbringlich verloren, ca. 500 Nummern sind vervielfältigt worden. Unter den Einzelblättern ist vor allem der *„Paganini"* zu erwähnen, über den wir am besten Heinrich Heine reden lassen (272):

> Ich glaube, es ist nur einem einzigen Menschen gelungen, die wahre Physiognomie Paganinis aufs Papier zu bringen; es ist ein tauber Maler, Namens Lyser, der, in seiner geistreichen Tollheit, mit wenigen Kreidestrichen den Kopf Paganinis so gut getroffen hat, daß man ob der Wahrheit der Zeichnung zugleich lacht und erschrickt. „Der Teufel hat mir die Hand gefuhrt", sagte mir der taube Maler, geheimnißvoll kichernd und gutmüthig ironisch mit dem Kopfe nickend, wie er bey seinen genialen Eulenspiegeleien zu thun pflegte. — — In der That, es war Paganini selber, den ich alsbald zu Gesicht bekam. Er trug einen dunkelgrauen Oberrock, der ihm bis zu den Füßen reichte, wodurch seine Gestalt sehr hoch zu seyn schien. Das lange schwarze Haar fiel in verzerrten Locken auf seine Schulter herab und bildete wie einen dunklen Rahmen um das blasse, leichenartige Gesicht, worauf Kummer, Genie und Hölle ihre unverwüstlichen Zeichen eingegraben hatten. Neben ihm tänzelte eine niedrige, behagliche Figur, putzig prosaisch; rosig verrunzeltes Gesicht, hellgraues Röckchen mit Stahlknöpfen, unausstehlich freundlich nach allen Seiten hingrüßend, mitunter aber, voll besorglicher Scheu, nach der düsteren Gestalt hinaufschielend, die ihm ernst und nachdenklich zur Seite wandelte. Man glaubte das Bild von Retzsch zu sehen, wo Faust und Wagener vor den Thoren von Leipzig spatzieren geht. Der taube Maler aber kommentirte mir aber die beiden Gestalten in seiner tollen Weise, und machte mich besonders aufmerksam auf den gemessenen breiten Gang des Paganini. „Ist es nicht", sagte er, „als trüge er noch immer die eiserne Querstange zwischen den Beinen? Er hat sich nun einmal diesen Gang auf immer angewöhnt. Sehen Sie auch, wie verächtlich ironisch er auf seinen Begleiter manchmal hinabschaut, wenn dieser ihm mit seinen prosaischen Fragen lästig wird; er kann ihn aber nicht entbehren, ein blutiger Contrakt bindet ihn an diesen Diener, der eben kein andrer ist als Satan. Das unwissende Volk meint freylich, dieser Begleiter sei der Commödien- und Schicksdotenschreiber Harrys aus Hannover, den Paganini auf Reisen mitgenommen habe, um die Geldgeschäfte bey seinen Concerten zu verwalten. Das Volk weiß nicht, daß der Teufel dem Herrn Georg Harris bloß seine Gestalt abgeborgt hat und daß die arme Seele dieses armen Menschen unterdessen, neben anderem Lumpenkram, in einem Kasten zu Hannover solange eingesperrt sitzt, bis der Teufel ihr wieder ihre Fleisch-Enveloppe zurückgiebt und er vielleicht seinen Meister Paganini in einer würdigeren Gestalt, nemlich als schwarzer Pudel, durch die Welt begleiten wird."

Bezüglich der bekannten *Beethoven*-Zeichnung Lysers (Abb. 10, 11 und 37) befanden sich die Biographen bisher deshalb in einem großen Irrtum, weil ihnen Lysers Lebensgeschichte nicht bekannt sein konnte. Daß die Zeichnung von ihm stammt und auch ein Original ist, steht außer Zweifel; aber *nach dem Leben*, wie bisher vermutet wurde, kann sie *nicht* gefertigt sein, aus dem einfachen Grunde, weil Lyser Beethoven nie „durch die Straßen Wiens gehend" gesehen haben kann. Die Annahme, daß Abb. 10 1825 (!) gezeichnet ist, kann nicht widerlegt werden; aber in diesem Jahre befand sich Lyser als Steuermann auf hoher See. Auch an andern Orten kann Lyser mit Beethoven nicht zusammengetroffen sein; denn Beethoven kam in den letzten Jahren seines Lebens (und diese sind der Zeichnung zugrunde gelegt) nicht uber Wien und seine Umgebungen heraus. Es muß also diese Beethovenzeichnung als eine *freie Phantasie* Lysers bezeichnet werden, wobei ihn allerdings sein ästhetisches Gefühl arg im Stiche gelassen hat. Denn was bei Paganini erlaubt war — die Annäherung an die Karikatur — durfte bei einem Beethoven nicht angewendet werden. Und so stimme ich ganz der zornig

erregten Äußerung A. Schindlers bei, der Beethoven doch wie keiner kannte, daß der Meister auf diesem Bilde „wie ein Borsenjude" aussehe.[1] Besser gelungen scheint die auf Abb. 10 wiedergegebene Skizze des Kopfes zu sein. Andre Forscher[2] hinwiederum sind anderer Meinung und halten die Ähnlichkeit der Zeichnung mit dem Original für bedeutend. Soviel aber steht fest, daß sie eine Autentizität zur Beurteilung von Beethovens Äußerem nicht in Anspruch nehmen darf. Weit schöneres hat Lyser in den beiden Entwürfen *„Beethovens Apotheose"* (46, 47) geleistet, die auch die Sorgfalt erkennen lassen, mit der er diesen ihm am Herzen liegenden Gegenstand behandelte. Hübsch ist, was er darüber am 29. Dezember 1836 an Schumann schreibt:

Für Beethovens Denkmal gluht mir der Kopf, da will ich ein Blatt entwerfen, wie es noch nicht dagewesen ist und auch so leicht nicht wiederkommen soll, wohl gemerkt wenn Du mir gute Ausführung zusicherst; jeder Kopf soll tönen! Natürlich, daß ich für solch eine Arbeit zu solchem Zwecke nichts verlange; so ein Blatt könnte mir nur der Alte selber durch eine Gegendichtung bezahlen!

Beethoven steht in träumerischer Stellung, von zwei Genien gekrönt, da; die Umrandung zeigt allegorische Darstellungen seiner Werke (Christus am Ölberg, Fidelio, die Pastorale, das Quartett usw.). Obgleich beide Entwürfe in der „Musik" (285) reproduziert sind und von Interessenten leicht eingesehen werden können, so sehen wir von ihrer Wiedergabe an dieser Stelle doch nicht ab (Abb. 29 und 30).

Daß Lyser seinen besondern Liebling *Mozart*, den er in seinen Schriften, wo es nur irgend angängig ist, erwähnt, nicht undargestellt lassen würde, ist klar (Abb. 45). Er hat, ähnlich wie bei Beethoven, eine *Mozartverherrlichung* (49) komponiert (Abb. 17); wir bringen hier ferner ein ungemein seltenes Blatt (Lithographie),[3] das beruhmte *„Bandelterzett"* (Abb. 41) darstellend, das ja auch in Mozarts einaktige Oper „Der Schauspieldirektor" aufgenommen ist; außerdem finden sich zahlreiche Darstellungen aus *„Don Juan"* (Abb. 32) in der „Cäcilia" (8), als Umschlagszeichnungen (72) und im „Mozart-Album", 150 b (Abb. 48).

Wieviel *Vignetten zu Musikalien* (262) Lyser gezeichnet haben mag, wird sich wohl nie ermitteln lassen, da ein Verzeichnis darüber nicht existiert und die ganze Musikliteratur nach ihnen zu durchstöbern ein Ding der Unmöglichkeit ist. Weite Verbreitung fand seinerzeit das reizende *„Musikalische Bilder-ABC"* (31), „zum Lesenlernen der Noten, Vorzeichen und Schlüssel nach Art der Bilderfibeln eingerichtet, mit Fleiß und Sorgfalt ausgeführt" (Abb. 23 und 25).

Im allgemeinen erhalten wir von den Zeichnungen Lysers den Eindruck, daß sie, selbst in den nicht von vornherein darauf abzielenden Vorwürfen, hart an der Grenze der *Karikatur* stehen. In der Tat hat nun Lyser diese Kunst bis zu einem hohen Grade von Vollkommenheit ausgebildet, und es ist aufs höchste zu bedauern, daß ich von seiner bereits 1832 erschienenen *„Anleitung zum Caricaturzeichnen"* (5) nirgends ein Exemplar auffinden konnte, um hier daraus Proben geben zu können. Ein ausgezeichnetes Blatt dieser Art der feinen Karikatur ist *„Die Willy"* (90), nach der bekannten Episode in den „Florentinischen Nächten" Heines,[4] den schätzbarsten Heine-Forschern bisher unbekannt, wiewohl sie von der Existenz der Zeichnung wußten (Abb. 28). Die Personen auf diesem wertvollen Blatte sind: Mamsell Laurence, die dicke Mutter mit der Trommel, der die Triangel schlagende gelehrte Hund, der Zwerg Monsieur Türlütü, seine Fechterkünste übend; phantastische Gebilde dienen als Staffage. Von großem Interesse ist ferner, daß Lyser das Manuskript Heines vorgelegen haben muß, da die Zeichnung Lysers bereits vom Jahre 1836 signiert, dieser Band des „Salon" aber erst 1837 erschienen ist, ein neuer Beweis für die hohe Achtung, die Heine für den Künstler hegte. Bemerkenswert sind weiterhin die Karikaturen zum Herloßsohnschen *„Mephistopheles"* (75), kolorierte Lithographien von kühnem zeichnerischen Schwung; wir geben außer dem vorderen Umschlag, der nur bei den seltenen Exemplaren im Originalkarton erhalten ist (Abb. 13) das Titelbild (Abb. 5) und eine ungemein fein und

1 Schindler, A., Biographie von Ludw. van Beethoven, 3. Aufl. Münster 1860, Teil 2, S. 294.

2 Vgl. Frimmel, Neue Beethoveniana (268).

3 Aus der Al. Fuchsschen Sammlung von Mozart-Bildern in der Königl. Bibliothek (Musik-Sammlung) zu Berlin.

4 Der Salon, Bd. 3, Hamburg 1837, S. 83 ff.

Abb. 47. Titelvignette (Holzschnitt) zu „Die dree Jungfern und dree Rathsherrn". (Hamburg 1835 S. Berendsohn.)

zart ausgeführte, bisher noch nie veröffentlichte aber für den „Mephistopheles" projektierte Federzeichnung[1] (Abb. 34), das *„Brummkonzert"* (6). In gleicher Weise grenzen an die Karikatur, wiewohl ohne Berechtigung, die *„Umrisse zu Schillers Werken"* (17), von denen bereits eine Probe in dem Schillerheft dieser Zeitschrift[2] gegeben worden ist, die uns nach mehr davon nicht lüstern macht. Sie sind offenbar ein vom Verleger zum Jahr 1836, in dem Schiller „frei" wurde, bestelltes und von Lyser eilig und zerfahren ausgeführtes Werk. Weit höher stehen die in demselben Jahre (1836) herausgegebenen *„Umrisse nach Darstellungen von Emil Devrient"* (20), die theatergeschichtlich von Bedeutung sind, wie *Houben* in seinem „Emil Devrient" auch gebührend hervorhebt (274). Aber Houben irrt, wenn er diese Zeichnungen (Abb. 44) bis in das Jahr 1840 hineindatiert, denn am 13. bezw. 30. Dezember 1836 schreibt Lyser aus Dresden an Schumann:

Ich habe nach Devrient (!) neun Umrisse auf Stein gezeichnet und diese drucken lassen, noch vor Weihnacht müssen sie ins Publikum, soll mir nicht für dieses halbe Jahr aller Vortheil entgehen. — —

Thu mir die Liebe und empfiehl in der neuen Zeitschrift die beifolgenden Umrisse vom Verfasser des Vater Dole's Deinen Lesern zum Kauf.[3] Das Heft kostet 16 Groschen, Prachtexemplare auf feinem Papier 1 Thaler. Es ist in allen Kunsthandlungen in Dresden, in Leipzig bei Robert Friese zu haben.

Trefflich sind die karikierten Zeichnungen Lysers zu dem komisch-satyrischen, 1846 erschienenen Roman *„Ein neuer Don Quixote"* von R. F. Müllner (131). Da auch dieses Buch wohl schwer noch aufzutreiben sein dürfte, so geben wir ein Bild daraus in Reproduktion (Abb. 12).

Als besonders charakteristisch für den Karikaturisten Lyser erscheint mir die kolorierte *Titellithographie* zu Friedrich Goldschmieds *„Deutsche Volksblumen"* (95) einer ca. 1838 erschienenen, verschollenen Märchensammlung (Abb. 4). Nicht nur Genialität zeigt diese *„mefistofelische Ouverture zum Gestiefelten Kater"* — so bezeichnet sie der Autor in der Vorrede — sondern sie ist wie keine zweite Darstellung auch bezeichnend für die Unmenge der karikierten Objekte, die auf dem immerhin kleinen Blatte Platz finden. Indem ich die genaue Erklärung des Blattes gebe, wie sie in der Vorrede enthalten ist, möchte ich noch ganz besonders auf das vorzügliche Karikaturporträt *Ludwig Tiecks* hinweisen, das (oben in der Mitte) die Zeichnung krönt:

Das Hauptbild veranschaulicht die Scene, wo der Kater den Popanz persuadirt, sich in eine resp. Maus zu verwandeln. Der Kater erscheint als vacirender Gelehrter und doctor philosophiae, gestiefelt, hält in der Linken sein Wanderstöcklein, etwa einen tüchtigen Ziegenhainer, spielt mit der Rechten an einem sehr zierlichen Busenstreif auf der Brust, trägt seine gewöhnlich gelben Lederhosen und einen unsichtbaren Brustlatz, und hat zur Seiten ein niedliches Ränzchen. Die

Abb. 48. Osmin. Vignette aus dem „Mozart-Album". (Hamburg 18.6. J. P. Kayser.)

[1] Zeitschrift für Bücherfreunde, 1905, H. 2/3, S. 111.

[2] Goethes Urteil über die Mephistopheles-Bilder, die Lyser bei seinem Besuche vorlegte, ist in Sauers „Euphorion" von 1902 (Bericht über einen Besuch bei Goethe von R. M. Werner) nachzulesen.

[3] Die Ankündigung ist nicht erfolgt.

Physiognomie druckt kätziges, schmieg- und schmeichelsames Blinzeln aus, während er den Schwanz ob purer Katzennatur in die Höh' reckt. Er scheint soeben seine Petition gemacht zu haben und den Bescheid zu erwarten. Ihm gegenüber der Popanz mit der Larve des Fieschi und einer reich versteinten Krone, hält mit der Linken einen Portierstab und in der Rechten eine Knute, indem er noch im Arme ein Bündel Ruthen mit dem Liktorenbeil trägt. Am Beile hängt die Wagschale der Gerechtigkeit, freilich sehr schief, aber ganz natürlich, denn in der linken Schale liegt nur ein wenig Heu, in der rechten dagegen ein voller Geldsack. An der Schale, worin das Heu liegt, hängt zwar noch ein Barbirmesser, aber umsonst, sie muß in die Höhe schnellen. Das popanzische Korpus zieren Ketten, woran zwei Halseisen hängen, und prangt mit Orden und dem △ der Freimaurer. Auch ein Buch der Weisheit erblickt man und zwar aufgeschlagen, worauf eine Brille und eine gewaltige Nase befindlich, sintemal der Weisheit ebensogut als der Gerechtigkeit oft derbe Nasen gedreht werden. Hinten am Schopfe hat sich der Popanz einen unsterblichen Haarbeutel angebunden. Dieser Zopf könnte sich füglich aufs junge Deutschland beziehen, denn unter ihm hängt ein Edikt und die Strafruthe des Himmels, ein Komet. Das Fußwerk des Popanz ist seltsam genug eine Löwenklaue und ein zischender Schlangenkopf. Beides soll andeuten, daß der Popanz ebenso oft gewaltig auftritt und niederschmettert, als er schlangengleich heimtückisch vergiftet.

Die Dekoration ist der Palast des Popanzes. Die Säulen scheinen aus Kanonenläufen zu bestehen. Man schaut durchs offene Fenster in die mondbeglänzte Zaubernacht.

In der Arabeskeneinfassung ist zu sehen, wie der Kater den verwandelten Popanz, das Popanzmäuschen, verfolgt, bis er es endlich auf dem Spiegel des Narren oder der Wahrheit — gleichviel — erhascht, und unten im Mittelpunkte verschlingt. Die Verfolgung wurde dem Kater übrigens gar nicht so leicht gemacht. Denn die Kinder des Popanzes, als da sind: eine Vogelscheuche (mit einem Dreimaster, aufgespreizten Rockschößen, um die Hüfte ein Skalpirmesser geschnallt, an den Händen Stülphandschuhe und in der Rechten Amors Geschoß), von einem Nachtlämpchen hold *erhellt* und verklärt, ferner Hofgelehrte nebst ihren kollegialischen Eseln, junge Europäer im schwarzen Sammtrock und mit weißem Filzhut, gespießte Frösche, arme Sünder am Galgen und Irrwische, scheinen Alles angewandt zu haben, den Kater auf dem ohnehin schon wirren Arabeskenweg noch mehr zu verwirren. Aber er ist ein tüchtiger Kater, und Gevatter Fuchs über ihm scheint sagen zu wollen: wahrlich, wenn ich nicht der Fuchs Reineke wär, möcht ich schon der gestiefelte Kater sein, denn — auch ich fresse Mäuse. Oben über Fuchs, Kater und Popanz erblickt man ein wundersames Portrait, und wenn der Beschauer dasselbe mit Kater und Fuchs vergleicht und fac similia findet, so ist das natürlich, denn als olim dem Jupiterkopf der

Abb. 49. Tartini, seine „Teufels-Sonate" spielend.
Aus „Neue Kunst-Novellen".
(Frankfurt a. M. 1837. J. D. Sauerländer.)

gestiefelte Kater entsprang, da sprach der Olympier Zeus: simile simili gaudet!

Außer diesen angedeuteten Arabesken sind noch einige Extravaganzen bemerkenswerth. In der untersten Ecke des Bildes erblickt man einen Doppelkopf, ein Eselportrait mit schrecklichen Ohren und eine Magisterfratze mit römischer Nase, Brille und furchtbarer Perücke und geistlichem Krägelchen, Herrn Gottsched bezeichnend. Gleich über ihm einen Uhu mit gebogner Nase über seiner *Schuld* brütend. Er ist ins *Helle* geraten und wird von Buschkleppern in Krähengestalt eifrigst verfolgt in der Nähe der Vogelscheuche, gleich an Amors Geschoß befindet sich ein Schmetterling, der das Unglück gehabt, am Bogen hängen zu bleiben. Gleich am Dreimaster sieht man einen Stulpenstiefel, den der ritterliche Kater im Vorbeirennen verloren und der zum größten Leidwesen der Vogelscheuche in's Gesicht fliegt. Weiter hinauf sieht man den Jagdranzen des Katers, mit einem Fuchsschwanze, der eben dem Kater entfallen zu sein scheint. Über dem Kater, der

252. Das Pedagog und die Spinne.

Abb. 50. Aus „Fabeln und Mährchenbuch".
Lithographie, ca. 1838. (Berlin o. J.)

jetzt nur noch einen Stiefel an hat, sieht man einen jungen Deutschländer — ein knochendurres Männchen ohne *Laub* und *Lob* — auf einem Federkiele voltigieren. Ihm fliegt der andre Stiefel, den der Kater jetzt eben verloren, grad an den Hirnkasten und wird wahrscheinlich das Haut- und Knochenmännchen vollends aus der Balance bringen. Oben in der Ecke erscheint ein Spukgeist mit der Maulsperre, nicht unähnlich der *Ahnfrau*. Links in der obersten Ecke ist zu sehen ein jämmerlicher Literaturfrosch von einem Pfeil durchbohrt, in dessen letzten Seufzern das Wörtchen *Gutzkow* ertönt. Daneben figuriert ein einelliges Teufelchen, das die Seele des Frosches eben in voller Glorie zu holen scheint. Weiter unten hängt an einer Girlande ein armseliger Schächer (eine Art Gimel am Gamma des Galgen), die Hände auf den Rücken geknebelt, mit herabflatterndem Haupthaar. Mit gebücktem Kopfe scheint er über sein Schicksal nachzudenken, während ihn schon die Raben umflattern und sein Kadaver in Beschlag nehmen wollen. Unter dem armen Sünder am Galgen erblickt man ein Wappenschild, wie es Hogarth in dem Leben einer Buhlerin anbrachte. Auf den ersten Blick erscheint es wie das altfranzösische Wappen mit den drei Lilien; statt der Lilien sind aber hier Bierhähne. Was das Schild hier soll, wird erklärlich, wenn man den darunter befindlichen Pudelkopf nicht außer acht läßt. Dieser Pudelkopf ist nämlich das getreue Porträt des Hundes M. in einer bekannten Novelle. Darunter ist ein Paradiesapfel ersichtlich, daran die in eine Fliege verwandelte Eva nagt. Gleich darunter sieht man eine geschüpperte Schlange, die den Schmetterling frißt, der soeben als verwandelter Geist aus dem nahen Todtenschädel gekrochen. Rechts unten ander großen grünen Guirlande fliegt eine lyrische Bienenkönigin. Tief unten zur Linken des Katers guckt ein majestätischer Storch hervor und scheint dem Kater, der die Popanzmaus eben auf dem Spiegel der Erkenntnis erwischt, sagen zu wollen: ich bin ganz der Meinung des Herrn Professors. Der Narr, der dem Kater den Spiegel, worauf die Popanzmaus attrappirt wird, vorhält, ist mit der Fratze des Mefostofiles geschmückt, trägt die Schellenkapuze und macht eine höhnische verschmitzte Lache. Daneben ist der Kelch der Kritik befindlich, über ihm schwebt der Göthische Geist als Schmetterling, und eben kriecht ein Salamander, namens Bettina heran, und guckt tückisch nach dem enteilenden Schmetterling auf. Unter dem Kater, der, behaglich zusammengekugelt, das Popanzmäuschen in aller Ruhe verzehrt, figurirt eine Rosette, Edelsteinbild der Wunderblume des Mährchens.

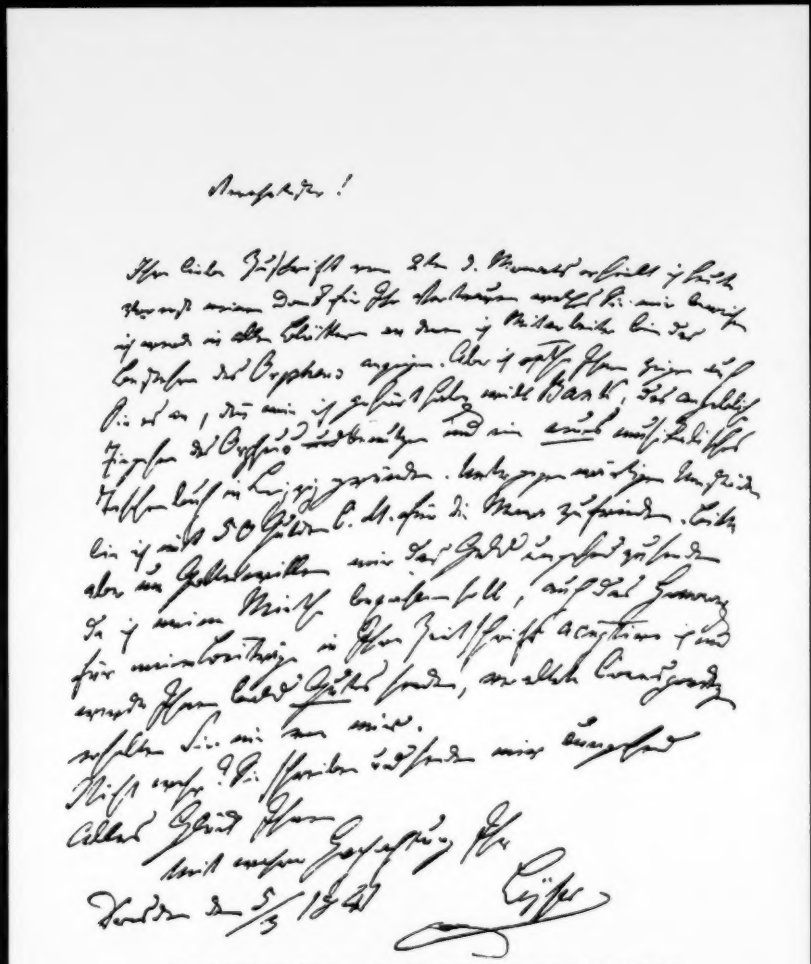
Und nun zum Schluß eine lithographische Karikatur Lysers (6), von außergewöhnlichem Interesse deshalb, weil sie zugleich eine der frühesten Arbeiten *Adolf Menzels* ist (1832). Von dem seltenen Blatt (Abb. 6) existiert außer dem schwarzen auch ein handkolorierter Abzug. Es heißt *„Unterschied zwischen Allopathie und Homöopathie"* und wird von *Dorgerloh*[1] folgendermaßen erklärt:

Der Tod kniet in der Mitte des Blattes, den Schädel noch mit lockigem Haupthaar und Bart und großer Brille versehen, umhüllt mit dem Leichentuche; er faßt die beiden mit Totenköpfen gezierten Fahnen der zur Seite stehenden Ärzte, und den durch Hahnenschwanz und den oben auf der Fahnenstange stehenden Hahn als Hahnemann bezeichneten Erfinder der Homöopathie und links den neben einer riesigen Medizinflasche stehenden hageren Allopathen und ruft ihnen zu: „Seid einig! einig! einig!" Dahinter steht nachdenklich lächelnd Mephisto. Hahnemann wird von einem Harlekin bekränzt. Über dem Tod schwebt ein Uhu; zwischendurch gewahrt man Grabinstrumente und Kreuze.

Vorstehende Arbeit war bereits völlig fertiggestellt und befand sich in den Händen des Herausgebers dieser Zeitschrift, als — offenbar durch eine zufällige Mitteilung meinerseits beschleunigt — in dem Verlag von Max Jaecke in Potsdam ein Aufsatz von *Dr. J. Heckscher* in Hamburg: *„Johann Peter Theodor Lyser"* erschien. Daß ich dem trefflichen Forscher nicht nur neidlos die „Priorität" überlasse, sondern mich auch über das in der Arbeit zutage tretende Interesse an Lysers Persönlichkeit herz-

Abb. 51. Aus „Erzherzog Johann, der Freund des Volkes". Holzschnitt. (Wien 1848.)

[1] Dorgerloh, Adolph Menzel. Leipzig 1896. S. 27, No. 68.



Verehrtester!

Ihre liebe Zuschrift vom 2ten d. Monats erhielt ich heute
vorerst meinen Dank für Ihr Vertrauen welches Sie mir bewiesen
ich werde in allen Blättern an denen ich Mitarbeiter bin das
Bestehen des Orpheus anzeigen. Aber ich optime Ihnen zeigen auch
Sie es an, denn mein ich gehört halber will Bank, das angeblich
Tiegehen des Orpheus ~~und~~ benutzen und ein eines musikalisches
Taschenbuch in Leipzig gründen. Unter gegenwärtigen Umständen
bin ich mit 50 Gulden C. M. für die Mühe zufrieden. Bitte
aber um Gottes willen mir das Geld ungesäumt zu senden
da ich meine Miethe bezahlen soll, auch das Honorar
für meine Beiträge in Ihrer Zeitschrift acceptiren ich und
werde Ihnen bald Gutes senden, verallete Correspondenz
erhalten Sie nie von mir.
Nicht wahr? Sie schreiben und senden mir ungesäumt
Alles Glück Ihnen
Mit wahrer Hochachtung Ihr
Dresden den 5/3 1841 Lyser

Abb. 32. Faksimile eines Briefes von Lyser an den Musikschriftsteller Dr. Aug. Schmidt in Wien.

lich freue, wird jeder, der meine Ausführungen des Lesens wert erachtet, unschwer erkennen. Heckschers Bibliographie und die meine ergänzen sich gegenseitig. Biographisch bringt Heckschers Arbeit wenig und auch nichts Neues; auf Seite 9, wo von Lysers Vater Burmeister die Rede ist, sogar Unrichtiges. Ich bin überzeugt, daß Heckscher sich von meinen Ausführungen ebenso gern belehren lassen wird, wie ich mich von den seinigen, und daß ihm vor allem die mir gelungene Auffindung der verschiedenen, zur Heineforschung wichtigen Lyserschen Zeichnungen eine ganz besondere Freude und Genugtuung bereiten wird.

Bibliographie.

Die folgende, 296 Nummern umfassende Bibliographie erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, wenn sie auch die bisher bei weitem vollständigste ist. Wer den Mangel unserer selbst großten Bibliotheken an Zeitschriften aus den Jahren 1820—1850 kennt, wer da weiß, wie groß die Schwierigkeiten sind, sie überhaupt zu erhalten, der wird zugleich auch wissen, daß diese Bibliographie nicht vollständig sein *kann*. Sie wird es vielleicht sogar *niemals* werden, da ein großer Teil der 1848er revolutionären Zeitungen usw. unwiderbringlich vernichtet wurde. Was mir irgend erreichbar war, ist gewissenhaft durchmustert worden; doch müssten die Bibliotheken in Wien, Leipzig, Dresden, Hamburg und Altona an Ort und Stelle durchsucht werden. Eine Ergänzung des Verzeichnisses in dieser Hinsicht soll von Zeit zu Zeit erfolgen. Alle Mitteilungen dazu werde ich herzlich dankend quittieren.

Abb. 53. Karikatur nach Phiz aus „Der fahrende Münchhausen". (Meißen 1840, Gerdesche.)

I. Selbständige Werke.

(Bücher und Zeichnungen.)

1. Bildnis von *Beethoven*. 4°. (Wien 1825, Steindruck, Bonn.)

2. *Benjamin*. Ein Roman. Aus der Mappe eines tauben Malers. Erster Teil, mit zwölf Charakterbildern, erfunden und radiert vom Herausgeber. Hamburg 1830. 8°.

3. Bildnis von *Paganini*. Hamburg 1830. 4°. (Steindruck nebst Faksimile.)

4. Bildnis von *Goethe* (wohl 1832). (Vergl. Gaedertz, Bei Goethe zu Gaste, Leipzig 1900, S. 371.)

5. *Anleitung zum Caricaturzeichnen*, das Höhere dieser Kunst; dargestellt und durch Beispiele erläutert. Mit 6 Steindrucken und erklärendem Text. Leipzig 1832. Qu. 4°.

6. *Unterschied zwischen Allopathie und Homöopathie*. Lithographie, schwarz und kolorierl. Lyser del., Ad. Menzel lith. ca. 1832.

6a. 3 Entwürfe (Federzeichnungen) zum *„Mephistopheles"* von Herloßsohn, ca. 1832 (cf. Nr. 75 der Bibliographie.)

7. J. P. Lysers ausführliche Erklärung der *Hogarthschen Kupferstiche*, mit verkleinerten, aber vollständigen Kopien derselben von E. Riepenhausen. (Bildet die 13. Lieferung des Lichtenbergschen Werkes.) Göttingen 1833. 8°.

8. *Cäcilia*. Ein Taschenbuch für Freunde der Tonkunst. Herausgegeben von Lyser. Hamburg 1833. Kl.-8°. Mit 8 Federzeichnungen, 3 Umschlagszeichnungen von Lyser und 4 Musikbeilagen (darunter 3 von Lyser).

9. *Des Knaben Wunderhorn*. Mährchen und Lieder. Mit 8 Steindrucken. Leipzig 1834.

10. *Das Buch der Mährchen* für Töchter und Söhne gebildeter Stände. Leipzig 1834. 8°. Mit 8 illuminierten Kupfern von Lyser.

11. *Das Buch vom Rübenahl*. Eine vollständige Sammlung aller Volks-Mährchen aus dem Riesengebirge, gesammelt und neu erzählt von J. Lyser. Leipzig 1834. 8°. Mit 6 Lithographien von Lyser. (Robert Schumann gewidmet.)

12. *Nannette*, die junge Waise. Gesammelte Mährchen und Erzählungen für Kinder gebildeter Stände. Mit 8 illum. Bildern. Leipzig 1834. 16°.

13. *J. Lysers Lieder eines wandernden Malers*. Mit Kompositionen von Becker, Dorn, Friederike Hesse, Krug, Foley, Kastrelli und Klara Wieck. Leipzig 1834. 8°.

13a. *Melodienkranz*. Eine Sammlung auserlesener Kompositionen von J. Kastrelli, C. F. Becker, R. Foley, H. Dorn, etc. für Singstimme mit Pianofortebegleitung. Text von J. Lyser. Leipzig, bei Emil Güntz. Kl. qu. 4°. 36 Seiten.

14. *Novellen* von J. Lyser. Leipzig 1834. 8°.

15. *Don Juan in Leipzig*. Ein Capriccio in zwanglosen Heften. 1. Heft. Leipzig 1835. 8°.

16. *Künstler-Novellen*. Leipzig 1835. 8°. Nach einer Mittheilung Lysers im „Mozart-Album" (150 b) anonym erschienen.

17. *Umrisse zu Schillers Werken*, erfunden und gezeichnet von J. P. Lyser. Leipzig o. J. (1835). Qu. 4°. Enthält 11 Steinzeichnungen zu Wallensteins Lager, Die Piccolomini, Wallensteins Tod.

18. Bildnis der *Caroline Leonhardt*. Bleistiftzeichnung. 1835. Original in meinem Besitz. (Zum erstenmal hier veröffentlicht.)

Kgl. Univ.-Bibl. Berlin

19. *Leipzig wie es geht und steht, lebt und liebt;* oder Spaziergange in und um Leipzig. Herausgegeben von J. Lyser. 4 Hefte. Leipzig 1835. 8°. Mit 4 illuminierten Kupfern von Lyser.

20. *Umrisse nach Darstellungen von Emil Devrient,* entworfen und auf Stein gezeichnet von J. P. Burmeister-Lyser. (Dresden 1836.) Qu. 4°. 8 Blätter.

21. *Neue Kunst-Novellen.* In 2 Banden. Frankfurt 1837. Mit 7 Federzeichnungen von Lyser.

22. *Pfalzkindl.* Dramatisches Feen-Märchen für kleine und große artige Kinder. Von J. P. Lyser. Stuttgart (1837). 8°. Mit 20 Holzschnitten nach Cruikshank.

23. *Salvator Rosa* oder zwei Nachte in Rom. Komische Oper in 2 Aufzügen von Burmeister-Lyser, in Musik gesetzt von Jos. Rastrelli. Textbuch. Dresden u. Leipzig (1837).

24. *Giacomo Meyerbeer.* Sein Streben, sein Wirken und seine Gegner. Für Freunde der Tonkunst. Dresden 1838.

25. *Fabeln und Mährchen-Buch.* Berlin o. J. (1838—1841). Mit (angeblich) 500 Abbildungen. (In meinem Exemplar nur 82 Lithographien.)

26. *Abendländische Tausend und eine Nacht* oder: Die schönsten Mahrchen und Sagen aller europaischen Völker. Zum ersten Male gesammelt und neu bearbeitet. 15 Bändchen. Meißen 1838—1839. Mit 30 Steinzeichnungen und 2 Umschlagszeichnungen von Lyser. Kl.-8°.

27. *Erzählungen für das jugendliche Alter.* Aus dem Französischen von J. Lyser. Mit Titelbild und Vignetten Straßburg 1839. 12°.

28. *Neue Erzählungen für das jugendliche Alter.* Aus dem Französischen. Strassburg 1840. 12°.

29. *Einhundert und eine Nacht.* Ein Mährchen- und Sagen-Strauß. 4 Bandchen. A. u. d. T.: Fortsetzung von Abendländische Tausend und eine Nacht etc. Meißen 1840. Kl. 8°. Mit 4 Steinzeichnungen von Lyser.

30. *Der fahrende Münchhausen* oder neue Reisebilder. Von Hyronimus Freiherrn von Münchhausen. Aus dem Französischen übersetzt von Victor Savello. Meißen 1840. 8°. Mit 8 Federzeichnungen von Lyser.

31. *Musikalisches Bilder-ABC* zum Lesenlernen der Noten und Schlüssel. Vorschule des ABC vom Professor Panseron. Berlin 1842. Qu. 4°. 12 lithographierte Tafeln von Lyser mit Text.

32. *Deutschland und Johannes Ronge.* Ein ernstes Wort zu rechter Zeit. Mit lithographiertem Portrait. Leipzig 1845. Imp. 4°.

33. *Hundert und Eins!* Mährchen und Lieder und schöne Geschichten. Mit schönen Bildern für gute Kinder. Wien 1847. 16°.

34. *Erzherzog Johann, der Freund des Volkes.* Biographische Skizze von J. P. Lyser. Wien 1848. 4°. Mit 1 Porträt-Lithographie und 17 Holzschnitten, davon 1 von Lyser.

35. *Die Wiener Ereignisse* vom 6. Oktober bis 12. November 1848. Geschildert von einem Augenzeugen. Wien 1849. 8°.

36. *De Steenegel als Wettrenner.* Ein plattdeutsches Märchen. Neu illustriert und mit einem Nachwort versehen von J. P. T. Lyser. Hamburg (1853). 12°. Mit 10 Holzschnitten von Lyser.

37. *De dree Jungfern un de dree Kattherrn,* oder datt groote Kackthorn Knopp-Schüdern to Altona. Hamburg 1855. 8°. Mit 4 Holzschnitten von Lyser.

38. *Generalübersicht der Geschichte der Musik in Europa.* Hamburg 1856.

39. *G. Meyerbeer und J. Lind.* Fragmente aus dem Tagebuche eines alten Musikers. Wien 1857. (Erwähnt in Fétis, Biogr. des Musiciens, Art. Lysér.)

40. *Die letzte Stadt-Theater-Krisis in Hamburg.* Einfache Wahrheit. Hamburg, Juli 1858.

41. *Die Schiller-Tage* (Nov. 10.—13. 1859) *in Hamburg-Altona.* Gedenkblätter für spätere Tage. Hamburg, Hirschmanns Zeitungsladen. 1859.

42. *Linorah,* oder die Wallfahrt nach der Ölmühle. Hamburger Lokalposse in 2 Bildern. (Parodie der Oper: Dinorah.) Wo kann 't angahn! — Dem Humor liebenden Publikum Hamburgs ist dieser flüchtig hingeworfene Scherz gewidmet von dem Verfasser J. P. Lyser. Altona 1860.

42a — *Dasselbe.* Zweite Auflage, mit einem zweiten Vorworte von dem Verfasser, als Erwiderung auf die „Warnung" des Herrn K. Schultze in Nr. 236 der „Hamburger Nachrichten". Altona 1860.

43. *Spaziergänge eines kleinen Teufels in Hamburg, Altona und Umgegend.* 1. Heft. Hamburg 1860.

44. *Mellmann Clar un Fastnach in Hamburg.* 1861. En bannigen Fastnachspaß mit Gesang. Anhang: Eine Fastnachts-Epistel auf das Jahr 1861. Hamburg 1861.

45. *De Geschicht von de olle Frau Beerbomack un eren lütten Swien-Peter.* Altona 1862.

46. *Beethovens Apotheose.* Lithographie. 1. Fassung.

47. *Dasselbe.* 2. Fassung.

48. *Das Bandel-Terzett* (von W. A. Mozart). Lithographie.

49. a) *Mozarts Verherrlichung.* Lithographie.
b) *Mozarts Bildniss.* Bleistiftzeichnung (1845).

II. Literarische und illustrative Beiträge zu Almanachen, Taschenbuchern, Zeitungen, Zeitschriften usw.

50. Sendschreiben an Dr. *Ludwig Börne.* (Lesefrüchte von Dr. Pappe. Hamburg 1[illegible].

51. *Adler und Lorbeerbaum.* (Lotz, Originalien, Hamburg 1830, erwähnt in No. 144 dieses Verz.)

52. *Der Weinkeller.* Ein Scherz. Lotz, Originalien. Hamburg 1830, Bd. XIV, H. 5, No. 60.)

53. *Lieder eines wandernden Malers.* (Ibid. 1830, H. 6, No. 67, 68.)

54. *Lied.* (Ibid., 1830, H. 6, No. 77.)

55. *Flitterwochen.* Eine Humoreske. (Ibid. 1830, H. 7, No. 79—81.)

56. *Paganini.* (Ibid. 1830, H. 7, No. 88.)

57. *Lydias Traum.* (Ibid. 1830, H. 7, No. 89.)

58. *Veit Werner.* Ein Nachtstück al fresco. (Ibid. 1830, H. 9, No. 113, 114.)

59. *Serenade.* (Ibid. 1830, H. 11, No. 134.)

60. *Schutzschrift zum Besten der großen Damenhüte.* (Ibid. 1830, H. 12, No. 150.)

61. *5 Steindrucke.* (Lyser del, Speckter sc.) Nebst Erklärung der Zeichnungen von J. P. T. Lyser, Maler. (Politisches Taschenbuch für das Jahr 1830. Herausgegeben von Wit, genannt von Dörring. Hamburg 1830.) 12°.

62. *3 Steindrucke.* Nebst Erklärung der Zeichnungen auf dem Umschlag. (Alman. dram. Spiele, herausg. von Lebrun. Hamburg 1830.) 12°.

63. *Vorbesatzungen zu Ludolf Vinetas* (Ludolf Wienbargs) „Paganini". Hamburg 1830.

64. *Phantasien aus Dimell.* (Beigefügt zu Ludolf Vinetas „Paganini".) Hamburg 1830. Wieder abgedruckt in No. 8 dies. Verz.

65. *Rede zum neuen Jahre* 1831, gehalten vor den vier Wänden meines Stübchens. (Lotz, Originalien, 1831, Bd. XV, H. 1, No. 2.)

66. *Für Freunde der Tonkunst.* (Ibid. 1831, H. 5, No. 58.)

67. *3 Steindrucke.* (Nebst Erklärung der Zeichnungen auf dem Umschlag. Unters.: Der taube Maler. (Alman. dram. Spiele etc. Hamburg 1831.) 12°.

68. *5 Steindrucke.* Nebst Erklärung der Zeichnungen. Von J. P. T. Lyser. (Politisches Taschenbuch für das Jahr 1831. Herausgegeben von Wit genannt von Dörring. Hamburg 1831). 12°.

69. *Der Blumenstrauß und die schönen Zähne.* (Der Komet, Dresden 1831, No. 177, 178.)

70. *Freiberg,* eine Reiseskizze. (Zeitung für Reisen und Reisende, Beilage zum „Kometen", 1831, No. 40, 50.)

71. *5 Steindrucke.* Nebst Erklärung der Zeichnungen auf dem Umschlage. (Alman. dram. Spiele etc. Unters.: Leipzig im Juni 1832. J. P. Lyser. — Hamburg 1833.) 12°.

72. *5 Steindrucke.* Erklärung der Zeichnungen auf dem Umschlage. (Alm. dram. Spiele etc. Hamburg 1833). 12°.

73. *5 Kompositionen eigener Gedichte.* 1. Bayersches Lied. 2. Ich liebe dich. 3. Frage nicht. (Cäcilia. Taschenbuch von Lyser. Hamburg 1833.)

74. *Portraits* von J. Lyser (Faulmann, Friedrich Röppke, Der Sänger Martin). (In: Unterhaltungen für das Theater-Publikum. Herausgegeben von August Lewald. München 1833.)

75. *8 illuminierte Kupfer und 3 Umschlagzeichnungen* zu: Mephistopheles. Ein politisch-satirisches Taschenbuch auf das Jahr 1833. Herausgegeben von C. Herloßsohn. Leipzig 1833. Gr. 8°.

76. *Vater Doles und seine Freunde.* Blätter aus dem Tagebuch eines ehemaligen Thomas-Schülers. (N. Zschr. f. Mus., Leipzig 1834, No. 12 - 18.)

77. *Ludwig van Beethoven.* Vom Verfasser des „Vater Doles" etc. (Ibid. 1834, No. 31—37.)

78. *Händel.* Vom Verfasser des „Vater Doles" etc. (Ibid., 1834, No. 67—70. 72.)

79. *Berlioz.* Eine Reminiszenz aus dem Sommer 1833. (Der Komet, 1834, No. 69.)

80. *Sebastian Bach und seine Söhne.* (Vom Verfasser des „Vater Doles" etc.) (N. Zschr. f. Mus. 1836, No. 21—26, 43—46. 49, 50, 52.)

81. *Davidsbündlerbriefe.* Dresden. März. (Don Giovanni.) Unterz.: Fr. Friedrich. (N. Zschr. f. Mus. 1836, No. 26.)

82. *Gluck in Paris.* (Vom Verfasser des „Vater Doles" etc.) (N. Zschr. f. Mus., 1836, No. 45—49.)

83. *Jaques Callot.* Novelle von J. Lyser. (Vergißmeinnicht. Ein Taschenbuch. Leipzig 1836.)

84a. *Tartini.* (Phönix, herausgeg. von Ed. Duller, 3. Jahrg. 1. Halbj. 1837.)

84b. *Dasseltle.* (Ortlepp, E., Großes Instrumental- u. Vokal-Konzert, Stuttgart 1841, Bd. 9.)

85a. *Vincenzo Bellini.* (Ib. 1837.)

85b. *Dasseltle.* (Ortlepp, E., Großes Instrumental u. Vokal-Konzert, Stuttgart 1841, Bd. 7.)

86. *Des Onkels erste Liebe.* Novellette von J. Burmeister-Lyser. (Der Humorist von Saphir, Wien 1837, No. 3, 4, 7, 8.)

87. *Trompeter und Graumännchen.* Ein Mährchen. (Enth. auch eine Volkssage: Der Trompeter im Trompeterschlößchen zu Dresden.) (Der Humorist 1837, No. 104—114.)

88. *An Hertha.* (Gedicht für Komposition.) Unterz. J. P. Lyser, Dresden. (Ib. 1837, No. 129.)

89. *Joseph Haydns Lehrjahre.* Unterzeichnet: Burmeister-Lyser. (Phönix, herausgeg. von Ed. Duller, 3. Jahrg., 2. Halbjahr 1837, No. 179—182, 184, 186.)

90. *Der Willy.* Lithographie v. J. 1836. Nach Heines Florentinischen Nächten. (Lewalds Europa 1837.)

91. *Scene aus Euryanthe in Dresden.* Wilhelmine Schröder-Devrient und Herr Schuster. Lithogr. (Lewalds Europa 1837.)

92. *Robert Schumann und die romantische Schule in Leipzig.* Der Humorist, Wien 1838, 29. Okt. (Wieder abgedruckt in No. 292 dies. Verzeichn.)

93. Am 25. Sept. 1839 verfertigte Zeichnung zur *Harzreise* von Heinrich Heine. (Europa von A. Lewald 1838 cf. No. 53 dies. Verz.)

94. a) *Abschied vom Müllschauer* Berge (7. Juli 1833.)

b) *Gedicht* vom 19. Juli 1833. Von J. G.[1] (sic.) T. Lyser. (Gedanken und Gedichte aus den Fremdenbüchern in der Sächsischen Schweiz. Gesammelt von J. G. Lehmann. Dresden 1838.) 12°.

95. *Illuminierter Titelkupfer* zu: Deutsche Volksblumen durch Friedr. Goldschmied. Leipzig o. J. (ca. 1838). 8°.

96. *Vigile.* Eine Episode aus seinem Jugendleben. Von J. P. Lyser. (N. Zschr. f. Mus., 1839, No. 1, 3, 5, 7, 8.)

97. *Johann Schenk.* (N. Zschr. f. Mus. 1839, No. 27—30.) Dazu Entgegnung von Seyfried.

98. *Der Helgoländer.* Novelle von J. P. Lyser. (Cyanen. Taschenbuch. Wien und Leipzig 1839.)

99. *Die Schöppenstädter.* Bagatelle. (Der Humorist, 1839, No. 65—73).

100. *Mitteilungen aus Dresden.* (Ib. 1839, No. 182.)

101. *Das Musikfest zu Taucha.* (Ibid. 1839, No. 226 bis 234.)

102. *Herbstgabe.* Ein Taschenbuch auf das Jahr 1839, 1840, 1841. Von Caroline Leonhardt-Lyser. Meißen 1839—1841. 8°.

[1] Vom Herausgeber falsch gelesen.

Enthält: 1839 9 Lithographien von Lyser.
1840 7 „ „ „
1841 4 „ „ „

103. *Luther.* In 3 Abteilungen. (N. Zschr. f. Mus., 1840, No. 37—46.)

104. *Vetter Kirchhof.* Genre-Bild von J. P. Lyser. (Cyanen. Taschenbuch. Wien und Leipzig 1840.)

105. *Christoph Teuscher.* Ein Nachstück. (Der Humorist, 1840, No. 72. 73.)

106. *Dorothea.* Ein Seestück. (Ib. 1840, No. 89—94, 96, 97.)

107. *4 Steinzeichnungen* zu: Octavianus Magnus. Ein satir. Gedicht von F. A. Gelbcke. Hamburg 1840. 8°.

108. *„Die ersten Früchte."* Illuminiertes Titelkupfer zu: Fittsch, J. Chr. K., Ein Jahr auf dem Lande. Leipzig ca. 1840. J. Lyser del. J. C. Böhme sc.

109. *Der Meister und der Maestro.* Novelle von J. P. Lyser. (Orpheus. Wien, 1841.)

110a. *„Le Duel."* Ein Capriccio v. J. P. Lyser. (N. Zschr. f. Mus., 1841, No. 37.)

110b. *Ein Sommertag in Elbflorenz.* (Ortlepp, E., Großes Instrumental- u. Vokal-Konzert, Stuttgart 1841, Bd. 14.)

111. *Die Sängerin.* Novelle von J. P. Lyser. (Orpheus. Musikalisches Album für das Jahr 1842. Wien.)

112. *Die Deutsche Oper in Dresden 1842.* Eine Skizze. (N. Zschr. f. Mus., 1842, No. 14—16.)

113. *Tonkünstler und Virtuosen.* (Abendzeitung, 1842.) Brief an Schumann vom 4. Febr. 1842.

114. *Die Fahrt in den Rabenauer Grund.* Kein Rokoko-Bild. (Der Humorist, 1842, No. 174—179.)

115. *Fresko-Sonett.* Von J. P. Lyser. (Hansa-Album. Hallerstadt 1842.)

116. *Drei Tage,* oder: Leiden und Freuden. Novelle. (Cyanen. Taschenbuch. Wien 1843.)

117. *Zweier Meister Söhne.* Eine Erinnerung. (N. Zschr. f. Mus. 1844, No. 43, 44.)

118. *Der Schauermann.* Erzählung. (Gedenke mein! Taschenbuch. Wien 1844.)

119. *Artistische Lichtbilder.* I. Richard Wagner. (Zeitschr. f. Deutschl. Musikvereine und Dilettanten. IV. Band. Karlsruhe 1845, S. 240—245.) Gr. 8°. (Wieder abgedruckt in Nohl, Das moderne Musikdrama, Wien u. Teschen 1844, S. 169—178.)

120. *Mozarts eigene Verdeutschung des Texts: „Don Giovanni"* nebst zwei Proben daraus. Mitgeteilt von J. P. Lyser. (N. Zschr. f. Mus., 1845, No. 32, 34, 37.)

121. *An der Donau.* (Für Komponiton.) Gedicht. (Wiener Allg. Musik-Zeitung 1845, No. 42.)

122. *Ein Traum.* (Ib. 1845, No. 62.)

123. *Kleine Geschichten aus dem Tagebuche eines wandernden Musikanten.* I. Mannelli Schaper. (Ibid. 1845, No. 69—71.) II. Der Stadtmusikant. (Ibid. No. 93.)

124a. *Wie wollte Mozart die Tafelszene in „Don Juan" aufgefaßt und gegeben haben?* (Ib. 1845, No. 81.)

124b. *Grabstätte W. A. Mozarts (des Sohnes).* Lithographie. 4°. Beilage zur Wien. Allg. Mus. Zeit. 1845.

125. *Buße.* Nach dem Englischen von J. P. Lyser. (Ib. 1845, No. 117.)

126. *Hektor Berlioz.* Zerstreute Gedanken. (Ib. 1845, No. 153.)

127. *Kunst und Lehrn.* Novelle. (Ib. 1845, No. 126—128, 130—132.) Hatte ursprünglich den Titel „Hoffmann" (Brief an Robert Schumann vom 14. Nov. 1844.)

128. *Friedrich Rochlitz.* Zerstreute Gedanken. (Ib. 1845, No. 136, 137.)

129. *Alexander Dreyschock.* Eine Skizze. (Ib. 1845, No. 155, 156.)

130. *Todte und Lebende.* Von J. P. L. 1. Heinrich Heine. Wiener Zeitschr. f. Kunst, Liter., Theater und Mode. Herausg. von G. v. Franck. 1846, No. 210. (Wieder abgedruckt in Nassen, Neue Heine-Funde, Leipzig 1898, S. 61.)

131. *4 Tonbilder* zu: Ein neuer Don Quixote. Komisch-satirischer Roman von R. F. Müllner. Wien und Leipzig 1846. 8°.

132. *Zerstreute Gedanken* über das vierte Konzert des

Alexander Dreyschock. (Wien. Allgem. Musik-Zeitung 1846, No. 3. 4.)

133. *Moderne Lieder für Komposition.* I—III. (Ib. 1846, No. 16.)

134. *Antwort auf die Bekanntmachung „In Angelegenheit eines ungewissen Edgar Mansfeldt, Komponisten aus Schweden".* (Wien. Zeitschr. f. Liter., Theater etc. 1846, No. 79.)

135. *Erinnerungen aus dem deutschen Norden.* I. Hamburg (1829—1831.) (Der Salon, Mitteilungen aus den Kreisen der Literatur etc., herausg. von Siegm. Englander. Wien 1847. II, S. 23—33. No. I neu abgedruckt in Heinrich Heine und Johann Peter Lyser. Von Gustav Karpeles. Voss. Zeitg., Berlin 1903, No. 487.)

136. *Miniaturen.* (Ib. 1847, p. 121—124.)

137. *Zur Biographie Mendelssohn-Bartholdys.* (Wiener Sonntagsblätter. Wien 1847, 5. Dezember.) Neu abgedruckt in: Johann Peter Lyser und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Von Gustav Karpeles. National-Zeitung, Berlin 4. Okt. 1903, No. 532, Sonntags-Beilage.

138. *Franz Morgenroth.* Erinnerungen. (Der Humorist, 1847, No. 224.)

139. *Herbst-Abende.* (Ibid. 1847, No. 239.)

140. *Die arme höfliche Putzmacherin.* Erinnerung. (Ibid. 1847, No. 246, 247.)

141. *Ein Dekkamator.* Der Wahrheit nacherzählt. (Ib. 1847, No. 253.)

142. *Ein Sonntagmorgen.* Von J. P. L. (Ib. 1847, No. 264.)

143. *Romeo Baldrians Lieben*, oder: Die Schildkröte. Novelle. (Der Humorist, 1848, No. 264—268, 270, 273 bis 276.)

144. *Heinrich Heine*, oder: ein Morgenständchen in Wandsbeck (1830). (Wiener Zeitschr. f. Kunst, Literatur, Theater u. Mode, 1848, No. 15, 16.)

145. *Wider Willen.* Novelle von J. F. (sic.) Lyser. (Iduna. Taschenbuch für 1849. Wien 1849.)

146. a) *Ein Liebesbrief.* Novelle von J. P. Lyser. b) *Das Schwanenmädchen.* Ballade von J. P. Lyser. (Gedenke mein. Taschenbuch. Wien 1849.)

147. *Ein Neujahr-Wünschchen.* Humoristisches Stillleben. (Der Humorist und Wiener Punch 1849. No. 1, 2, 5, 6, 10.)

148. *Nordisches Leben.* (Ib. 1849, No. 14—22.)

149. *Der Krampus.* Eine fabelhafte Begebenheit, welche sich in Wien im Jahre 1749 zugetragen hat. (Ibid. 1849. No. 39, 41, 44—47, 50—54.)

150. a) *3 Zeichnungen* des Mozarthauses. (In „Mozarts Sterbehaus". *Zur* Feier des hundertjährigen Geburtstages herausgegeben., Wien 1856.)

bi *Mozart-Album.* Festgabe zu Mozarts hundertjährigem Todestage, am 27. Januar 1856. Herausgegeben von Jos. Fried. Kayser. Hamburg 1856. — Hierin: 1. Mozartiana. Novellenkranz von J. P. Lyser. (10 Nummern). 2. Mozart's Leben, von J. P. Lyser. 3. Zu J. F. Kayser's „Bluthenkranz aus Mozarts Compositionen". Erläutert von Lyser. 4. Winzer und Sanger, Operette in 1 Aufzuge. 5. 5 Lithographien und 1 Holzschnitt-Vignette von Lyser.

151. *Ein Hamburger Schriftsteller vor zwanzig Jahren.* Tagebuch-Aufzeichnungen. (Deutsche Schriftsteller-Zeitung. 1888, No. 6, 7. 127 ff.)

152. *Gedicht an den todten kleinen Württemberger.* 1868. (Abgedruckt in No. 151 dies. Verz.)

153. *Postscriptum.* Ausszug aus No. 151. Altonaer Nachrichten 1888, No. 180.

154. *Keine Dichtung, sondern Wahrheit.* Sonett. Am 6. August 1869. (Zeise, Erinnerungen eines norddeutschen Poeten, Altona 1888, S. 267, 8.)

III. Verschollene und ungedruckte, bezw. nicht zu ermittelnde Werke.

155. Bildnis von *Carl Maria v. Weber.* ca. 1820.

156. *Karikaturen für den „Norddeutschen Courier"* von G. A. v. Maltitz. (Erw. in No. 144 dies. Verz.) ca. 1822.

157. *Hausen un Swinegeswettlopp.* (Hamburg 1828.)

158. Bildnis von *Heinrich Heine.* ca. 1828.

159. *Karikaturen von Heine und Wienbarg.* ca. 1828.

160. *Beiträge zur Hamburger Lesehalle*, teilweise unter Pseudonymen. 1828—1830.

161. *Beiträge zur Hamburger Theater-Zeitung*, teilweise unter Pseudonymen. 1828—1830.

162. *Zeichnungen zu Immermanns Tulifäntchen.* 1829.

163. Zeichnung: *Die Braut von Korinth.* ca. 1829. (Erwähnt in No. 144 dies. Verzeichn.)

164. Verschiedene Skizzen von *Robert Schumann.* ca. 1834.

165. *Clara Wieck.* Porträt Studie. ca. 1834.

166. *Davidsbündler-Gruppe.* ca. 1834.

167. *Beethoven*, Adelaide komponierend. ca. 1834.

168. *Iola.* Operntext (nach Rumohrs „Letztem Savello"). ca. 1836.

169. *Zeichnungen der Krönungsfeierlichkeiten in Prag.* 1836. (Brief an Robert Schumann vom 2. Okt. 1836.)

170. *C. M. v. Webers Leben und Werke.* Nach den besten und größtenteils bis jetzt noch nicht benutzten Quellen. 1838. (Brief an Rob. Schumann vom 3. May 1838.)

171. *Der Maler Faust.* (Für Sauerländer in Frankfurt geschrieben und gezeichnet.) 1838. (Brief an Rob. Schumann vom 3. Mai 1838.)

172. *Aufsatz über Robert Schumanns „Myrthen"* in der „Abendzeitung". (Brief an Schumann vom 28. Okt. 1840.)

173. *Mova.* Novelle. 1840. (Erwähnt im Briefe an Dr. August Schmidt, Wien, vom 29. Novemb. 1840.)

174. *Portraits für Freunde der Tonkunst.* 1. Heft (Mendelssohn, Meyerbeer, Schneider, Halevy). 2. Heft (Marschner, Spohr, Schumann, Chopin). 1841. (Wegen des Hamburger Brandes nicht erschienen.)

175. *Feuilleton der „Abendzeitung".* Dresden 1841—1842.

176. *Pergolese.* Novellette. 1842. (Brief an Rob. Schumann, vom 18. Jan. 1842.)

177. 6 Zeichnungen: *Richard Wagner als Dirigent.* (ca. 1843.)

178. *Aufsatz über Karl Immermann.* ca. 1844. (Erwähnt in No. 117 dieses Verzeichn.)

179. *Ausgemalte Zeichnung zu „Don Giovanni".* 1844. (Brief an Schumann vom 14. Nov. 1844.)

180. *Faschingsbilderen für Daums Elysium.* (Wiener Vergnügungslokal). Wien, ca. 1845—1848.

181. *Über die deutsche Oper.* Aufsatz. 1846. (Erwähnt in einem Briefe an Giacomo Meyerbeer vom 24. Dezember 1846.)

182. *Über die Aufführung des „Hans Heiling"* im Kärntnertortheater. 1846. (Erwähnt in „Wiener Allgem. Musik-Zeitung", 1846, No. 44 45.)

183. *Beiträge zur „Gegenwart".* Wien 1846 ff.

184. *Beiträge zur Wiener Zeitschrift für Literatur, Kunst, Theater und Mode.* 1846 ff.

185. *Beiträge zu L. A. Franklis Sonntagsblättern.* Wien 1846 ff.

186. *Bilderbogen für Maßbuden* (in Wien ca. 1847 ff.).

187. *Zeichnungen und Karikaturen für Balladen und Märchen von Gustav Pick.* Wien 1847. (Erwähnt in No. 284 dies. Verz.)

188. *Inam der Furchtbare.* Drama in 5 Akten. 1847.

189. *Aufsätze für die „Parole".* Wien 1848. (Erwähnt in No. 284 dies. Verz.)

190. *Verschiedene Porträts von National-Gardisten.* Wien 1848. (Erwähnt in No. 284 dies. Verz.)

191. *Geschichtliche Abhandlung über Rußland*, von Peter dem Großen bis Nikolaus I. ca. 1852. (Altonaer Postillion von Theodor Sievers.) (Erwähnt in No. 284 dies. Verz.)

192. *Beiträge zum „Frescobild".* Hamburg 1852 ff.

193. *Beiträge zum Triester Lloyd.* 1852 ff.

194. *Beiträge zur Zeitschrift „Omnibus".* Hamburg 1852 ff.

195. *Beiträge zur „Reform".* Hamburg 1852 ff.

196. *Beiträge zu den „Jahresrevuen".* Hamburg 1852 ff.

197. *Bass.* (Erwähnt in einem Briefe Lysers an F. Wehl vom 19. Okt. 1855.) Orig. i. d. Kgl. Bibl. zu Berlin.

198. *Mozart-Album.* Bilder und Text. Hamburg 1856. Inzwischen aufgefunden cf. No. 150b dies. Verz.

199. *Die Leiden eines schwarzen Schafbocks.* Prosa. Altona 1862. (Erwähnt in No. 269 dies. Verz.)

200. *Die Ermordung Lincolns.* Schauspiel, für das Theater auf dem Hamburger Berg verfaßt. ca. 1866. (Mitgeteilt in No. 296 dies. Verz.)
201. *Timm Thode.* Theaterstück. 1867.
202. *Paul Jonas* (oder Jones). Theaterstück. 1867.
203. *Wilhelm Lange.* (Für ein Hamb. Vorstadt-Theater.) 1867.
204. *Elena.* (Für ein Hamb. Vorstadt-Theater.) 1867.
205. *Galathé.* Vaudeville. (Für ein Hamb. Vorstadt-Theater.) 1867.
206. *Der Graf von Gleichen* item Blaubart. Burleske Operette à la Offenbach. 1867.
207. *Paris und Mexiko.* Vaudeville. 1867.
207a. *Bilder zu „Paris und Mexiko".* 1867.
207b. *Komödienzettel und Annonce zu „Paris und Mexiko".* 1867.
208. *Sonett für seinen Schwager Bollmann.* 1867.
209. *Vier gehaarschte Lieder.* 1. An des deutsche Volk. 2. An das preußische Abgeordnetenhaus. 3. An Beust. 4. Das Konkordat. 1867.
210. *Altonas Eigenthümlichkeiten.* Gedicht. 1867.
211. *Der Teufel zu Hamburg.* Gedicht. 1867.
212. *Der Schlachter auf Reisen.* Gedicht. 1867.
213. Gedicht: *Die närrische Welt.* 1867.
214. *Die drei Pantoffeln.* Gedicht. 1867.
215. *Der Deklamator.* Soloscherz. 1867.
216. *Porträt Elisens* (?). 1867.
217. *Gedicht an Napoleon III.* 1867.
218. *Whitehaven.* 1867.
219. *Brief nach Schleswig an das Taubstummeninstitut.* 1867.
220. *Prolog zu „Wilhelm Lange".* 1868.
221. *Aschenbrödel.* Dram. Märchen. 1868.
222. *Vulkan und Venus.* Burleske. 1868.
223. *Venus Aphrodite.* Burleske. 1868.
224. *Neues Antrittslied der Venus.* 1868.
225. *Tulipantchen.* Solomärchen. 1868.
226. *Das erste Debüt.* Soloscherz für das Hamburger Wallfisch-Theater. 1868. (?)
227. *Saphi.* Burleske. 1868.
228. *John Marley, der Einsiedler.* „Effektdrama". 1868.
229. *Graziosa.* Vaudeville. 1868.
230. *Die kleine Bettlerin.* Dramolet. 1868.
231. *Der Lenz.* Gedicht. 1868.
232. *Lenzprolog.* (Für Mary Wallfisch.) 1868.
233. *Gedicht zur Eröffnung des Tivoli.* (Zwischenaktszeitung, April 1868.)
234. *Gedicht (für Gaudelius).* 1868.
235. *Gedichte an den Sänger Theodor Wachtel.* 1868.
236. *Einsame Stunden.* Gedicht. 1868.
237. *Gedicht für Köster.* 1868.
238. *Gedicht für „J. S. Meyer".* 27. April 1868.
239. *Gedicht an den Kronprinzen.* 1868.
240. *Mariechen-Album.* 1868.
241. *Die Tauben.* Gedicht. (Fremdenblatt, Hamburg, 19. Januar 1868.)
242. *2 Gedichte für „Semmy".* 26. Apr. 1868.
243. *Gedicht an die Geschwenen.* 1868.
244. *Es werde Licht!* Gedicht. 1868.
245. *Beethoven.* Feuilleton. 1868.
246. *Alexander Dreyschock.* Aufsatz. 1868.
247. *Komponist und Dichter.* Aufsatz. 1868.
248. *Geschichte des Tivoli in Altona.* 1868.
249. *Über das Altonaer Städt-Theater.* (Zwischenaktszeitung April 1868.)
250. *Bemerkungen über Franz Schuberts „Müllerlieder".* 1868.
251. *Eine Künstlerhalle auf St. Pauli.* 1868.
252. *Eine Novelle für „Semmy".* 1868.
253. *Bettelbriefe an die dänischen und schwedischen Majestäten für Gaudelius.* 1868.
254. *Zeichnungen zu Franz Schuberts „Müllerliedern".* 1868.
255. *Porträt „in der Friedrichstraße".* 1868.
256. *Porträt des „jüngsten Zwillingsmädchens".* 1868.
257. *Porträt des toten kleinen Otto Wörrishofer.* 1868.
258. *Karikatur für Büfjer.* 27. Januar 1868.
259. *Florabella.* Lustspiel.
260. *Jolanthe.* Opernitext.
261. *Romeo und Julia.* Opernitext.
262. *Vignetten zu Musikalien.*

IV. Literatur über Lyser.

263. *Alberti, Ed.,* Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburg und Eutinischen Schriftsteller. Kiel 1867, I. Abt. S. 569 f.
264. *Beyer, C.* Friedrich Rückert. Frankfurt a. M. 1888, S. 113 f.
265. *Brümmer, F.* Deutschen Dichter-Lexikon. Eichstätt und Stuttgart 1876, Bd. 1, S. 545.
266. *Erler, H.* Robert Schumanns Leben. 2. Aufl. Berlin 1887. Bd. 1, S. 52, 92, 185, 186, 189.
267. *Fetis, F. J.* Biogr. univers. des musiciens. Paris 1863. T. V, S. 386.
268. *Frimmel Th.* Neue Beethoveniana. Wien 1888, S. 278—282, 305. 321.
269. *Gaedertz, K. Th.* Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert. Hamburg 1894, S. 103 ff.
270. *Gaedertz, K. Th.* Bei Goethe zu Gaste. Leipzig 1900, S. 371.
271. *(Gutzkow, K.)* Dr. le Petits ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche etc. Herausgeg. von Karl Gutzkow. 14. Lief. Göttingen 1835, S. III.
272. *Heine, H.* Der Salon. 3. Band. Hamburg 1837, S. 45 ff.
273. *Heine, H.* Samtl. Werke. Bd. XXII, Hamburg 1876, S. 394.
274. *Houben, H. H.* Emil Devrient. Frankfurt a. M. 1903, S. 21, 47.
275. *Der Humorist.* Zeitschrift von Saphir. Wien 1842. S. 1007.
276. *Jansen, F. G.* Die Davidsbündler. Leipzig 1883. S. 14—16, 29, 32, 169, 170, 219, 226, 240.
277. *Kürpeles, G.* Heinrich Heine und seine Zeitgenossen. Berlin 1888, S. 137.
278. *Kurpeles, G.* Heinrich Heine aus seinem Leben und seiner Zeit. Leipzig 1899, S. 280, 317.
279. *Kurpeles, G.* Der taube Maler. Neues Wiener Tageblatt, 1903, No. 271.
280. *Kurpeles, G.* Heinrich Heine und Johann Peter Lyser. Voss. Zeitg., 1903, No. 487.
281. *Kurpeles, G.* Johann Peter Lyser und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Nation.-Zeitg., 1903, No. 532.
282. *Kurz, H.* Geschichte der neuesten deutschen Literatur. 3. Aufl. Leipzig 1874, S. 50, 675.
283. *Lewald, A.* Aquarelle aus dem Leben. 2. Teil. Mannheim 1836, S. 112.
284. *Lyser, Gustav* (Sohn Lysers). Die Wiener Revolution von 1848. Iowa Reform (Dakota, Unit. St.) 1902, No. 16 ff.
285. *Musik, Die.* Berlin u. Leipzig 1902, H. 6, S. 479.
286. *Nohl, L.* Das moderne Musikdrama. Wien und Teschen 1884, S. 169 ff.
287. *Penn, H.* Erinnerungen an Mozart. (N. Zeitschr. f. Mus., 1886, No. 41, p. 443.)
288. *Phönix,* herausgeg. von Ed. Duller 1837, No. 261. 1838, No. 148, 154.
289a. *Schmidt, Aug.* Bekanntmachung in Angelegenheit eines ungewissen Hrn. Edgar Mansfeldt, Komponisten aus Schweden. (Wiener Allg. Musik-Zeit., 1846, No. 36.)
289b. *Schmidt, Aug.* Beleuchtung der Angelegenheiten, einen Komponisten Edgar Mansfeldt betreffend, überhaupt, und zugleich der Erklärung und Erwiderung der H. H. J. P. Lyser und Conrad Löffler. (Wiener Allg. Musik-Zeitung 1846, No. 44, 45.)
289c. In causa der H. H. Löffler und Lyser contra den Redakteur der Musik Zeitung *Dr. A. Schmidt.* (Wiener Allg. Musik-Zeitung 1846, No. 44, 45.)
289d. *Schmidt, Aug.* Abfertigung und letztes Wort an Herrn J. P. Lyser. (Wiener Allg. Musik-Zeit., 1846, No. 50.)
290. *Schröder, H.* Lexikon der Hamburger Schriftsteller. Hamburg 1866, Bd. 4, S. 616 f.

291. *Schumann, R.* Jugendbriefe. Leipzig 1885, S. 229.
292. *Schumann, R.* Gesammelte Schriften über Musik und Musiker. 4. Aufl., herausgegeben von F. G. Jansen. Leipzig 1891. Bd. 1, S. 314. Bd. 2, S. 511—514.
293. *Strodtmann, H.* Heinrich Heines Leben und Werke. Berlin 1867/1869. Bd. 2, S. 192.
294. *Waselewski, W. J. v.* Robert Schumann. 3. Aufl. Leipzig 1887, S. 87, 88, 139.
295. *Wenburg, L.* Wanderungen durch den Tierkreis. Hamburg 1835, S. 151.
296. *Zeise, H.* Aus dem Leben und den Erinnerungen eines norddeutschen Poeten. Altona 1838, S. 255, 261, 262, 264—267.